This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H 728.80

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE REUSS
OF STRASSBURG

BOUGHT WITH THE
BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER
A.M. 1892

[redacted]

0

Kulturgeſchichte

des

Siebzehnten Jahrhunderts

von

Karl Grün.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Johann Ambroſius Barth.
1880.

H-28.90

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR WELLS
THE BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER
NOVEMBER 5 1928

Vorwort.

Ich hätte dieſem Buche gar Vieles vorauszuſchicken, und grade das iſt der Grund, weßhalb ich mich ſehr kurz faſſe. Es wäre nämlich ſehr wohl angebracht, wenn man den noch immer ſchwankenden und fließenden Begriff der „Kulturgeſchichte“ einer ſchärfern Definition und breitern Erklärung unterzöge, als ſolches bisher geſchehen iſt. Jeder, der ſich etliche Jahrzehnte lang mit den praktiſchen Problemen dieſer Kunſtwiſſenſchaft getragen hat, gewinnt darüber eigene Erfahrungen, die ſich im Laufe der Zeit zu einer Theorie verdichten. Doch meine ich, daß eine ſolche Unterſuchung am beſten anderswo ihren Platz findet, ganz abgeſehen davon, daß der Verfaſſer durch Voranſtellung ſeines Ideals gar zu bereitwillig zur Auffindung ſeiner eigenen Mängel und Sünden die Hand bieten würde, deren Bewußtſein ihm ohnehin nicht erlaſſen wird.

Alſo kurz gefaßt: die „Kulturgeſchichte des 17. Jahrhunderts“ iſt die Fortſetzung der „Kulturgeſchichte des 16. Jahrhunderts“.*) Warum eine hübſche Reihe von Jahren zwiſchen beiden Verſuchen liegt, wird Denjenigen kein Räthſel ſein, welche der Entwicklung meines Schriftenthums überhaupt gefolgt ſind. Mitten in kulturhiſtoriſchen Studien traf mich die als Pflicht erkannte Aufgabe, den Feuerbach'ſchen Briefwechſel und Nachlaß zu ordnen und herauszugeben**). Alte Liebe roſtet nicht: angeregt durch die Beſchäftigung mit der neuern und neueſten Philoſophie, plötzlich vor die Felswand verſetzt, von welcher ſämmtliche Echos des zeitgenöſſiſchen Denkens, Speculirens und Phantaſirens zurückprallen, fühlte ich mich veranlaßt, ein Protokoll der verſchiedenen Stimmen und Stimmungen aufzunehmen und aus dem Reſumé der Mei-

*) Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1872.

**) „Ludwig Feuerbach in ſeinem Briefwechſel und Nachlaß, ſowie in ſeiner philoſophiſchen Charakterentwicklung dargeſtellt“. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1874, 2 Bände.

nungen ein Resultat zu erzielen*). Darüber vergingen die Jahre, die durch „des Fleisches Erbtheil“ auch nicht besonders gewürzt waren.

Als ich nunmehr zu meinem kulturhistorischen Stoffe zurückkehrte, war ich nicht wenig darüber betroffen, ihn mittlerweile unverhältnißmäßig angewachsen zu sehen, unverhältnißmäßig zum Volumen des „16. Jahrhunderts“. „Fast sah er wie ein Nilpferd aus.“ Trotz allem Jäten und allem Herumschneiden mit der Gartenscheere blieb mir immer das Material zu zwei Bänden übrig. Mit der größern Vertiefung in eine Periode menschlichen Ringens und Leidens ist unausbleiblich eine gewisse Verliebung in die handelnden Charaktere verbunden. Doch möchte ich einzelne scheinbare Weitläufigkeiten des vorliegenden Bandes nicht allein dieser sympathischen Empfindung zugeschrieben wissen. Wenn z. B. Cromwell und die englische Revolution so ausführlich behandelt wurden, so lag diese Ausführlichkeit die bewußte Absicht zu Grunde, dem etwas rückläufig gewordenen psychologischen Zeitbewußtsein einen kleinen Gegenstoß zu versetzen und die wieder ziemlich unerträglich werdenden theologischen Debatten elektrisch zu beleuchten. —

Die Inhaltsangabe dieses ersten Bandes spricht für sich selbst; der noch ausstehende zweite Band wird umfassen: John Milton als Politiker und Dichter, die englische Restauration und Reaction unter Karl II. und Jakob II., und die glorious revolution durch den Oranier; das Zeitalter Ludwigs XIV. von Frankreich; die Geschehnisse im sog. deutschen Reich, d. h. das Aufkommen der Hohenzollern durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Habsburgs Kämpfe im Osten und Westen. Wo möglich, soll der Gedankenproceß des gesammten 17. Jahrhunderts, die großartige Bewegung im Gebiete der Naturkunde und die kühne Systematik der Philosophie den Abschluß des Ganzen bilden.

Mein ernstes Bestreben wird dahin gerichtet sein, in diesem zweiten, fast druckfertigen Bande, der hoffentlich die Ostermesse beziehe, an Kürze das einzuholen, was der erste vermissen läßt. Um davon einen Vorgeschmack zu geben, schließe ich rasch diese Bemerkungen.

K. G.

*) „Die Philosophie in der Gegenwart, kritisch und allgemein faßlich.“ Leipzig, O. Wigand, 1876.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorwort III

Drei große Sterne am Horizont des Jahrhunderts 1

William Shakeſpeare. Seine Ethik: „Romeo und Julie", „Othello", „König Lear", „Hamlet", die Tragödie des Bewußtſeins. „Macbeth" und die Hexen 3

Johannes Kepler. Seine Fauſtiſche Natur, ſein Leben und ſeine Wiſſenſchaft. Die drei Geſetze und die Phyſik des Himmels 71

Johann Amos Comenius, der Begründer der Pädagogik; ſeine Leidensgeſchichte und ſein Werk 103

Der chriſtliche Bürgerkrieg 131

Die Vorboten 133

Der Krieg. Böhmen und die Pfalz 172

Der niederdeutſche Krieg und Wallenſtein 208

Guſtav Adolf und Wallenſtein 232

Der Franzöſiſch-Schwediſche Krieg und der Weſtphäliſche Frieden 260

Deutſchland nach dem 30jährigen Kriege. Die Verheerung und der Kulturſtand 278

Frankreich 319

Heinrich IV. und der Zuſtand Spaniens 321

Der Cardinal Richelieu 348

Der Cardinal Mazarin. Blaiſe Pascal 376

Seite

England 411

Die Geneſis der Revolution. Jakob I. 413

Karl I. bis 1642 446

Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs 492

Die Republik auf vier Jahre. Holländiſche Zuſtände 535

Mylord Protector. — Die Wiederkehr der Stuarts. . 588

Drei große Sterne

am Horizont des Jahrhunderts.

William Shakespeare und seine Ethik. — Johannes Kepler und sein Werk. — Johann Amos Comenius, der Pädagoge.

Shakeſpeare's Ethik.

Oben auf dem Thore, welches aus dem 16. ins 17. Jahrhundert führt, thront in ſtolzer Manneswürde, die Flamme der Begeiſterung auf der Stirn, nicht ohne einen Anflug von Schwermuth im Antlitz, die Geſtalt William Shakeſpeare's. Wir kennen ſie aus früherer Zeit, ſie begleitete uns durchs Eliſabethiſche Zeitalter, den Thatendrang und das wagende Vorſtürmen in die Zukunft ausdrückend, die Geſtaltungskraft aller poetiſchen Vorgänger vereinigend und überbietend. Jetzt ſteht ſie prophetiſch auf dem Thore des neuen Jahrhunderts, mit der Rechten auf ferne Gedankenregionen hindeutend.

Die großen gewaltigen ethiſchen Dramen des Dichters gehören faſt ausſchließlich dem neuen Zeitabſchnitt an. Es wird ſich wohl der Mühe lohnen zu unterſuchen, was der energiſche Denker von der menſchlichen Pflicht, vom Geſetze der Sitte gewußt und Tauſenden in die Ohren gerufen hat, ſollte es ſelbſt viel ſpäteren Geſchlechtern erſt zum Bewußtſein gelangen. Er war ein durchaus unabhängiger Geiſt, frei von aller kirchlichen Konfeſſion — in beängſtigend theologiſcher Zeit, für welche jedes Gebot direct aus dem Glauben floß, ja, die kein anderes Gebot irgend anerkannte.

Die Renaiſſance und der Humanismus hatten allerdings verſchiedene Atome einer andersgearteten Moral aufgewirbelt, wie „der Natur gemäß leben", ſich zwiſchen den Extremen halten, oder noch höher, eine ſchöne Erſcheinung aus ſich machen, der

„Schöngute“ werden. Aber ganz abgesehen davon, wie viel von dieser humanistischen Bildung dem Dichter zu Theil wurde, fehlte solchen Atomen das geistige Band, der Hauch des Lebens, und es bleibt unter allen Umständen zu erforschen, wie der Großmeister aller Charakteristik, der in der Darstellung der Begebenheit hin und wieder unklar sein mochte, seine plastischen Figuren beseelte, wie er sie richtete und richten ließ, damit das Schicksal ein gerechtes werde.

Man muß, will man die englische Entwicklung, besonders im 17. Jahrhundert, begreifen, zwei Strömungen unterscheiden, die sich ziemlich genau nach Klassengegensätzen, dann aber auch als Zeitperioden von einander abheben. Sonst läuft man Gefahr, an der Hand einer übrigens verdienstvollen Shakespeare-Kritik den Dichter und seine Leistungen zu unterschätzen.

Es ist ganz richtig und wohl verbürgt, daß der Unterstrom der Elisabethischen Zeit ein puritanischer war, daß schon in den 80er Jahren die Mehrheit des Parlaments geheim oder offen diese Tendenz in sich trug. Ebenso richtig ist, daß die puritanische Kleinbürgerwelt das Theater haßte, daß der Lordmayor von London Schaubühnen nur an den Gränzen der City duldete. Die Puritaner waren aber zugleich das demokratische Element in der Politik, das vorwärts treibende Ferment. Die Kunst überhaupt, folglich auch die dramatische, wurde somit zur Sache des Hofes und der Cavaliere. Die Bühne und wer durch sie wirken wollte, verfiel von selbst der Gunst der exclusiven Gesellschaft. Wenn die Essex und Southampton politisch etwas wollten, so waren sie eben nur „nach neuen Dingen begierig“; das Princip der Gleichheit und Gleichberechtigung blieb ihnen fern. In Shakespeare's Geschichtsdramen kommen keine Volksrechte vor; er behandelt die Mittelklasse komisch, die Volksmasse drastisch. Das Theater war royalistisch-unitarisch gesinnt.

Die Zuschauer-Gesellschaft im „Globe“ mag seltsam genug zusammengesetzt gewesen sein: im unbedeckten Hofraume des Parterre Kunst- und Fachgenossen, dahinter Volk; auf der

ersten Galerie Maitressen, hinter ihnen Bürgerfrauen in der Maske; auf der zweiten Galerie Mob oder Gesindel; die adeligen Gönner auf der Bühne selbst. Man aß, trank, rauchte, spielte Karten — doch wohl nur in den Zwischenakten. Die üppige aristokratische Jugend, die auf der Bühne saß, gab Vorbilder und Anlaß zu den ewigen Fürsten und Cavalieren des dramatischen Stoffes. Der Sonettendichter Shakespeare ergriff das rein Menschliche direct.

Diese Vornehmheit des Stoffes war eben die unerläßliche, von der Zeit vorgeschriebene Bedingung, unter welcher allein das Shakespeare'sche Drama aufkommen und gedeihen konnte.

Puritanische Tendenzen sind Sache der Homilie, der theologisch-politischen Debatte, höchstens einer engherzigen Lyrik. Die Volksrechte traten vornehmlich im grauen Rocke des Puritanismus auf und wurden dem ästhetischen Geist grade durch diese Verquickung verleidet; wie Heine vom „Atheismus" nichts mehr hören mochte, seitdem er in die Gesellschaft von „Bier und Tabak" gerathen; wie das Recht der Arbeit gering geschätzt wird, weil unparfümirte Blousen es fordern.

Sodann aber ist es ungerecht, in den Fürsten und Cavalieren nicht auch Repräsentanten der Menschheit erblicken zu wollen. Wer sind denn die Helden der Tragödie in dem demokratischen Athen? In der „Oedipus"- wie in der Tantalusfabel spielt doch nur fürstliches Geblüt die Hauptrolle; erst Aristophanes bringt das Volk herbei, und wir wüßten nicht, daß er ihm mehr geschmeichelt hätte als Shakespeare.

Endlich ist es doch wohl gleichgültig, an wem sich das Geschick vollzieht; die Frage ist nur, wie es schreitet, warum es sein Opfer ergreift und dem Abgrund zuschleudert, und wie weit dieses Opfer zur Erkenntniß seiner Schuld und zur „Einigkeit mit dem Geschick" gelangt.

Wenn nun die besagte ehrenwerthe Kritik zugesteht, daß der Dichter Alles, auch das Wunderlichste, aus dem Charakter ableitet, so ist damit der gewaltigste Fortschritt in der Psychologie und folglich auch in der moralischen Anschauung aus-

gedrückt. Wenn in deiner Bruſt deines Schickſals Sterne ſind, ſo leuchten ſie eben nirgend anderswo. Es bleibt dann nur die „metaphyſiſche“ Frage: bin ich oder ſind auch Andere für meinen Charakter verantwortlich? Kann ich oder können Andere mich ändern? Offenbar eine Frage, die zu Shakeſpeare's Zeiten mit Bewußtſein nicht aufgeworfen werden konnte. Genug daß der Fürſt oder Cavalier für ſein Thun und Laſſen verantwortlich gemacht wurde.

Wenn ferner die Kritik die „ſittliche Weltordnung“ im ſcholaſtiſch-dogmatiſchen Sinne bei Shakeſpeare ſtreicht, ſo braucht man nicht allzuviel dagegen einzuwenden. Die „ſittliche Weltordnung“ iſt ſelbſt bei Fichte nur eine verkappte Vorſehung. Nur diejenige „Weltordnung“ kann für ſittlich gelten, die ſich aus dem Charakter des Einzelnen und der Vielen und beſonders aus dem Zuſammenwirken der Charaktere in der Geſellſchaft ergiebt. Wenn aber das Gebot des Maßhaltens oder das Horaziſche Aequam memento rebus in arduis servare mentem (Bewahre im Unglück den Gleichmuth, werde im Glücke nicht übermüthig!), ſtemme dich gegen die Wechſelfälle des Lebens! als ein ziemlich untergeordnetes Reſultat bemängelt wird, ſo möchten wir doch dagegen Einſpruch erheben, um ſo mehr als es gleich darauf heißt, das Gewiſſen ſei bei Shakeſpeare „die Sonne ſeines Sittengeſetzes“. Dualiſtiſch iſt das freilich noch, aber dieſer Dualismus thut ſich nicht mehr zwiſchen Erde und Himmel, ſondern im Menſchen ſelbſt auf; es iſt der Gegenſatz zwiſchen dem „empiriſchen“ und dem „intelligibeln“ Charakter bei Kant.

Und ſchließlich ſcheint uns Alles mit dem Satze geſagt zu ſein: Bei Shakeſpeare komme nichts Dogmatiſches, Specifiſches vor. Darin beſtand ja grade die ſittliche Revolution des heldenhaften Dichters, daß er ſeiner Zeit ins Geſicht, dem zur nächſten Herrſchaft berufenen Puritanismus zum Trotz, über die Köpfe der Reſtauration und der zweiten Revolution hinweg, allgemein-menſchliche Wahrheiten divinatoriſch ausſprach, eine Bewußtſeinsſtufe im poetiſchen Bilde verkörperte,

die, mit Ausnahme Spinoza's, erſt ſchier zwei Jahrhunderte ſpäter vom nüchternen Denkproceſſe mühſam erreicht werden ſollte.

Die Shakeſpeare'ſche Strömung verlor ſich unter Jakob und Karl I. im Sande. Die Puritaner bekamen Oberwaſſer, die Freiheitsbeſtrebungen ſetzten ſich im religiöſen Mantel auf den erledigten Thron — fern ſei es, die Großartigkeit und Nothwendigkeit dieſes Durchgangs zu verkennen! Mit der Reſtauration kam der Umſchwung, aber der Shakeſpeare'ſche Strom hieß jetzt nicht mehr Moral und Gewiſſen, ſondern Natur, Phyſik, Experiment, prickelnde Wiß- und Neubegierde. Die „glorreiche Revolution" ſuchte die Gegenſätze zu vereinigen, brachte es jedoch keineswegs zur Syntheſe, ſondern producirte ein ächt conſtitutionelles „Gleichgewicht der Gewalten", ein Schaukeln und Schwingen zwiſchen Ethik und Schufterei, zwiſchen Theorie und ergiebiger Praxis, zwiſchen Adelsgelüſten und ſchachernbem Bürgerthum. Von Shakeſpeare war ſo wenig die Rede wie von Spinoza. Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts hat man kaum wieder Ernſt gemacht mit dem ſittlichen Menſchen.

Die ethiſchen Dramen Shakeſpeare's, die hier in Betracht kommen, ſind: „Romeo und Julie", „Othello", „Macbeth", „Lear" und „Hamlet". „Romeo und Julie" gehört ganz dem 16. Jahrhundert an und wird nur zur Vollendung der Reihe herangezogen. „Macbeth" ſtellen wir abſichtlich ans Ende, weil dieſes Stück den bequemſten Uebergang zu anderen kulturhiſtoriſchen Erſcheinungen gewährt. Wir markiren, da wir keine Aeſthetik ſchreiben, nur die Hauptpunkte pſychologiſch-ethiſcher Einſicht, ein Verfahren, welches um ſo erlaubter ſein wird, je zugänglicher das Material iſt und je mehr man ſich auf das Gedächtniß jedes Gebildeten verlaſſen kann.

„Romeo und Julie", aus den 90er Jahren, iſt die vollendete Tragödie, d. i. Apotheoſe der geſchlechtlichen Empfindung.

Leſſing ſagte bekanntlich: dieſes Gedicht habe die Liebe ſelbſt geſchrieben. Natürlich die Liebe im prägnanten Sinne der neuen Zeit, weder die plaſtiſche Liebe der Alten, aus dem Schönheitsſinne geboren, auf Schönheit zielend, noch viel weniger die orientaliſche Maſſenliebe, die nur im Gebiete der Oſt-Arier einen Anlauf zum Monismus nahm. Wir deuten hier auf „Sakuntala", die man neben dem Veroneſiſchen Paare geltend machen möchte. Man vergaß oder überſah, daß in Indien noch Zauberkräfte in die Begegnung von Mann und Weib hineinſpielen, daß dieſe Zauberkräfte es ſind, welche binden und trennen. Bei Shakeſpeare iſt der einzige Zauber die Perſönlichkeit.

Die mittelalterliche Romantik iſt durchweg dualiſtiſch, von Gott oder vom Teufel; die irdiſche Venus eine Hexe. Der Mann liebt die Seele oder den Körper des Weibes, er iſt Chriſt oder Heide. Dante liebt ſeine Beatrice ſpiritualiſtiſch, ſie wohnt im Himmel; Petrarca folgt ihm mit ſeiner Laura, zeugt aber daneben auf Erden. Boccaccio ſchildert mit Wonne den natürlichen Senſualismus, die gelegentliche verſtohlene Copulation. Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg ſind ſo verſchieden, wie deutſche Myſtik und franzöſiſches Fabliau. Die Renaiſſance belebt das äſthetiſche Ideal, aller Moral in die Zähne; die Reformation giebt dem Teufel was des Teufels iſt: die Ehe ein fleiſchlich-bürgerlicher Vertrag. Luther ertheilt ſanitätiſche Verhaltungsmaßregeln.

Da kam der Dichter der Fürſten und Cavaliere und ſtellte die Liebe dar als die doppelte Polarität zwiſchen Mann und Weib, von Geiſt und Fleiſch, als die entzückende Wiederherſtellung der Gattung aus der geſchlechtlichen Differenzirung, als das lebendige Ineinander der Gegenſätze des Lebens, als anthropologiſche Blüthenkrone. Sie gehört Ihm, Er gehört Ihr, gehe der Staat darüber aus den Fugen, die Welt zu Grunde, im Leben wie im Tode!

Wir haben bereits bemerkt, daß uns als Hiſtoriker die

ästhetische Genesis des Kunstwerkes nichts angeht, daß wir den Grad des künstlerischen Bewußtseins auf sich beruhen lassen. Was aber objectiv gegeben ist, das können und wollen wir nicht wegleugnen. Und siehe, da ist das schönsinnliche Element der antiken und sensualen Liebe, es heißt Rosalinde. Rosalinde ist Renaissance, formvoll, plastisch, ein „Abgott" dem Verlangenden. Bruder Lorenzo, der Philosoph des Stückes, erklärt dem Liebenden den Unterschied zwischen Rosalinde und Julie:

„Weil sie Dein Abgott war,
Nicht weil Du liebtest, Sohn . . ."

Julie ist eine malerische, charakteristische Erscheinung; sie ist auch musikalisch, ihre Seele tönt. Der eigene eitle Vater Capulet sagt von ihr:

„Gilt sie gleich nicht für schön."

Elektrisch wirkt der Anblick Romeo's auf die südliche Vierzehnjährige:

„Ist er vermählt,
So sei das Grab zum Brautbett mir erwählt."

Aber bei aller jugendlicher Glut verlangt die Stürmische, daß sich die galvanische Batterie schließe:

„Wenn Deine Liebe tugendsam gesinnt,
Vermählung wünscht, so lass' mich morgen wissen,
Wo Du und wann die Trauung willst vollziehn."

Erst dann darf die Glut in Flammen aufschlagen:

„Komm, ernste Nacht, Du züchtig stille Frau,
Ganz angethan mit Schwarz, und lehre mir
Ein Spiel, wo Jedes reiner Jugend Blüthe
Zum Pfande setzt, gewinnend zu verlieren. —
Je mehr ich gebe,
Desto mehr auch hab' ich: Beides ist unendlich."

Die römisch-mittelalterliche Schranke der Liebe ist durchbrochen: ein Montecchi liebt eine Capuletti, die Horatierin einen Curiatier. Das römische Liebespaar scheiterte am politischen Pathos; Julie und Romeo, die Märtyrer der neuen Lebensmacht, setzen sich kühn über alle herrschenden Lebensmächte weg und gehen zu Grunde an der Ausschließlichkeit ihres Glücks. Warum?

Die herrschenden Lebensmächte, die Familie und die a
sie gegründete Parteiung im Staat, vertreten der Liebe d
Weg. Diese wird erfinderisch und schließt die Ehe heimli
Die Ehe ist aber selbst der Gründungsakt der Familie,
will vom gesellschaftlichen Familienthum anerkannt, legitim
sein. Sie ist wesentlich ein socialer Vertrag. Bruder Loren
vollzieht nur den sanctionirenden kirchlichen Akt; den Confl
zwischen Familie und Kirche vermag er nicht zu heben. D
ist des Philosophen Kurzsichtigkeit.

Romeo war im Anfang ziemlich gleichgültig gegen
Familien-Parteiung; an dem jüngern Bruder Hamlet's no
etwas ganz Anderes als politischer Eifer. Wie versöhnl
erscheint er bei dem Rencontre auf dem Markt! Aber
Familiengeist packt den Widerstrebenden und macht ihn z
Mörder Tybalt's. Jetzt ist der Glückliche eine Unmöglichk
im Staate.

Die eheliche Liebe muß aufs Neue erfinden, um die Wied
vereinigung zu ermöglichen. Die heimlich Vermählte heuch
den Schmerz um den gefallnen Vetter. Der Familiengei
der ihr als Maske dient, rächt sich, sie soll heirathen. Ju
muß noch ärger heucheln, den Tod selber. Bruder Loren
wirft sich verwegen zur Vorsehung auf. Julie spielt mit d
Zufall, der Zufall würgt Julien und Romeo.

Lorenzo meint:

„Eine Macht, zu hoch dem Widerspruch,
Hat unsern Plan vereitelt."

Diese Macht ist der Complex der Dinge, der den Calcül o
eine pure Möglichkeit vereitelt.

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde." (Schill

Die Liebenden finden den Tod nebeneinander. Der Pr
erklärt: „Alle büßen." Welche Katharsis! Aber die Liebend
haben ihre heroische Empörung mit dem Tode besiegelt. E
soll noch kommen, der das Glück nach der Elle mißt, n

Stunden, Tagen und Jahren berechnet. Das spricht Schiller's Hero mit vollem Bewußtsein aus:

„Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein." —

Wie aber kann bei diesem Wesen der Liebe, die mit der Sicherheit eines Naturprozesses wirkt, jene Störung eintreten, die wir auf deutsch so häßlich „Eifersucht", die Holländer dagegen poetisch „Minneneid" nennen? Eine stärkere Wahlverwandtschaft kann allerdings eine frühere Verbindung lösen; aber dann war ja jene erste Liebe keine perfecte; die Enttäuschung hat ihre Bitterkeit, aber diese geht dem gesunden Menschen nicht ans Leben. Das Unglück entsteht aus dem Zwange, der sich der Lösung widersetzt: dann aber ist nicht die Eifersucht tragisch, sondern der Ehezwang.

Kein großer Dichter hat die Eifersucht tragisch behandelt, desto ergiebiger ist sie für Komus und Momus geworden. Wie viele Lustspiele liegen in der allbekannten Erklärung: „Eifersucht ist die Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft". Und doch schrieb Shakespeare einen „Othello", und Othello wird die Tragödie der Eifersucht genannt. Ist es nicht, als ob der Dichter das Unmögliche hätte möglich machen wollen? Oder sollte vielleicht die einzige Möglichkeit tragischer Eifersucht exemplarisch dargestellt werden?

Die Novelle lag vor: ein maurischer Held verliebt sich in eine edle Venezianerin, sie in ihn. Verschiedener Stamm, verschiedenes Blut, verschiedene Sitte, verschiedenes Alter: konnten sie sich nicht über das Motiv ihrer Liebe — schlimm genug, daß von einem Motiv gesprochen werden muß — täuschen? Und nun macht Shakespeare aus dem Mauren gar einen Mohren oder Neger!

Wie kamen sie dazu sich zu lieben? Othello sagt's:

„Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie ob ihres Mitgefühls."

An der Erzählung seiner Heldenthaten hat sich die Venezianerin begeistert, er wird Gegenstand ihres Cultus; den schwarzen Seehelden rührt dieser Cultus, er findet seinen Stolz in der Ueberwindung aller denkbaren Schwierigkeiten, jetzt erst fühlt er sich belohnt für seine Heldenthaten. Er wirbt um sie. Hier aber gilt nicht mehr, daß „Sehen Neigung macht", es bedarf einer Mittelsperson. Desdemona sagt:

„Michel Cassio,
Der für Dich warb und manches liebe Mal,
Wenn ich von Dir nicht immer günstig sprach,
Dich treu verfocht."

Also durchaus keine unmittelbare Selbstgewißheit der Liebe. Der erzürnte Vater Brabantio hätte sonst beim Abschiede nicht sagen können:

„Sei wachsam Mohr, hast Augen Du zu sehn!
Den Vater trog sie, so mag's Dir geschehn."

Das ist kein unzweifelhafter Besitz, da ist dem Argwohn ein Pförtchen gelassen, durch welches er in das edelste Herz zu schleichen vermag, besonders wenn in diesem Herzen dunkles Blut tobt und „Ehre auf dem Spiel".

Zudem ist Desdemona ein übermäßig naives Kind ohne die allernothwendigste Discretion. Als sie mit Jago auf Cypern gelandet, erlaubt sie dem Cassio, ihr wiederholt die Hand zu küssen. Obgleich Jago das „ein kleines Gewebe" nennt, „mit dem er eine große Fliege umgarnen" wolle, so urtheilt er doch bald darauf:

„Daß Cassio sie liebt, das glaub' ich wohl;
Daß sie ihn liebt, ist denkbar und natürlich."

Welche Versicherungen giebt sie dem Cassio, als dieser sie um ihre Verwendung bei Othello ersucht!

„Ich lass' ihm keine Ruh,
Ich mach' ihn zahm, schwätz' ihn aus der Geduld,
Sein Tisch und Bett soll Beicht' und Schule sein,
In Alles, was er vornimmt, meng' ich ihm
Cassio's Gesuch. Deßhalb sei fröhlich, Cassio,
Denn Deine Mittlerin wird lieber sterben,
Als Dich versäumen."

Nicht daß ihr Othello nichts abſchlagen könne, giebt ihr Beruhigung; ſie verläßt ſich auf die gewöhnlichen Weibermittel. Zudem ſteht ein Freundſchaftsdienſt in ſchlechtem Einklange mit der hyperboliſchen Betheurung: „Lieber ſterben!“

Ja, als Jago bereits ſeine Höllenſaat in des Mohren Herz geſtreut, von jenem unnachahmlichen: „Das gefällt mir nicht“ an; als dieſe Saat ſchon ins Kraut geſchoſſen, treibt Desdemona ihre thörichte Harmloſigkeit auf die Spitze. Othello verlangt das Schnupftuch, ſie antwortet mit „Caſſio“. In der totalen Verfinſterung ihres Verſtandes iſt ihr nichts mehr gegenwärtig als ihr übergraziöſes Verſprechen.

Lodovico, der Geſandte des Senats, bringt dem Othello einen Brief; während der Mohr ihn lieſt, eröffnet Desdemona dem Geſandten, zwiſchen Caſſio und ihrem Gemahl herrſche nicht betrübte Feindſchaft.

„Ich gäbe viel darum
Sie auszuſöhnen, denn ich liebe Caſſio.“

Als ſie erfährt, Othello ſei zurückberufen, Caſſio werde Gouverneur der Inſel, ruft ſie aus: „Das freut mich!“ und bringt ihn nothwendig den doppelt Gekränkten außer ſich.

Fürwahr, dieſe gewöhnlich nicht genug beleuchtete Seite der Desdemona, deren Ende ſo erſchütternd wirkt, könnte die Motive Jago's etwas vereinfachen, ohne daß ſein hölliſcher Zweck verfehlt würde. Der Dichter hat nämlich ſeinem Urheber nicht weniger als fünf Beweggründe auf den Scheitel geladen.

Othello kennt ſich ſelbſt ſehr gut, wenn er nach der That zu den Venezianern ſagt:

„Dann müßt Ihr melden
Von Einem, der nicht klug, doch zu ſehr liebte,
Nicht leicht argwöhnte, doch einmal erregt,
Unendlich raſte . . . .“

Nur bei ſo heterogenen Naturen, bei ſolcher Verſchiedenheit der Individuen, bei ſolcher Abenteuerlichkeit der Wahl, iſt es möglich, dem „grüngeaugten Scheuſal“ Eiferſucht den Kothurn

unter die Füße zu ſchnallen, die teufliſche Wirkung des ſcheußlichen Verdachts auf ein argloſes, aber ungeſtümes Herz hervorzubringen. Aber keine zehn Jago's würden helfen, wäre der Gegenſatz nicht ſchon in der Ungleichartigkeit der Charaktere, in dem urſprünglichen Mißklang der Eheſchließung gegeben. Dieſen Umſtand hob bereits die alte italieniſche Novelle hervor: Desdemona, tratta non da appetito donnesco, ma dalla sola virtù del Moro*). Und dieſer Mohr mußte grade in ſeiner Ehrverletzung das Fundament ſeines Weſens untergraben, ſeine ganze Exiſtenz vernichtet fühlen. Nur ſo war es dem Dichter möglich, ſein Drama zu verfaſſen. Eine andere Eiferſucht hätte er nicht im Ernſte ſtatuirt.

„König Lear" iſt wie eine im Wahnſinn zuſammenbrechende Welt. Während die Kunſtkritik ſich an der Bewältigung der ungeheuren Doppelfabel abmüht, hat auch die pſychiatriſche Wiſſenſchaft Beſchlag auf das Stück gelegt. Gehen wir vom Großen und Fernen ins Elementare und Nächſte: König Lear iſt die Tragödie der Kinderverziehung. Das lautet proſaiſch und kleinlich; ſo lange aber die Civiliſation auf Monogamie und häuslicher Zucht beruht, ſo lange werden auch die Geſchicke der Völker von der Art und Weiſe abhangen, wie Aeltern auf Charakter und Willen der Kinder einwirken. Die Familie iſt bislang noch die Zelle der Gemeinde und des Staates. Verliert das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern ſeinen ſittlichen Halt, wie denn unleugbar in unſern Zeiten eine Lockerung deſſelben ſichtbar wird, ſo iſt es um die bisherige Ordnung der Geſellſchaft gethan. Bei Shakeſpeare erfolgt dieſer Zuſammenbruch aus demſelben Grunde.

Die Liebe kann einen trojaniſchen Krieg und mehrere Hugenottenkriege entzünden, eine politiſche Revolution von

*) „Desdemona, nicht von weiblichem Verlangen angezogen, ſondern von der bloßen Tugend (Tapferkeit) des Mohren."

ben oder von Unten herbeiführen; die Ehe kann im Innern
rstört werden, beide Gatten mögen dabei des Todes sein:
ie Gesellschaft geht unbekümmert ihres Weges weiter. Wird
der die Zelle der Gemeinschaft vergiftet, so fault das Blut
s Gesammtkörpers. Und der Dichter verlegt die Krankheit
die typische Familie, in das Haus des Königs: Lear ist
ater, König, Priester im absoluten Sinne, Niemand konnte
mit solchem Rechte sagen: Der Staat, das bin ich.

Man denke sich ihn in seinen besten Tagen: ein imposanter
errscher, die wandelnde Majestät, oberster Schiedsrichter über
lles und Jedes, Erhalter und Mehrer des Reichs. Noch in
r Zerstörung „jeder Zoll ein König", „zertrümmert Meister-
ück der Schöpfung". Nur kein Widerspruch, keine Unbot-
äßigkeit! Das duldet er nicht, darob geräth er in verzehrenden
orn. Das Herrschen ist seine Natur, der Gehorsam Amt
nd Pflicht aller Andern.

Dieser Absolutismus, der rohe Staaten gegründet, in
enen der Noth selbst gesittete Gesellschaften zusammengehalten
t, findet grade dort seine Gränze, woher er als Patriarcha-
mus seinen Ursprung datirt, an der Familie und der Er-
chung. Das beherrschte Volk thut den Willen des Einen,
enn auch oft mit Knirschen; passiv wird dem Allerhöchsten
i Hofe gehorsamt, dort trägt man ja das Herz auf der
unge; weiß der Herr, was hinter den Lippen bleibt? Man
rrscht mit der Autorität, giebt Gesetze, führt Religionen ein:
nd dieser Mechanismus heißt die „Ordnung".

Auch das Kind gehorcht, schon aus Pietät, der ersten
nd allgemeinsten Religionsstifterin; aber hier müssen sich
utorität und Pietät zu vorsorglicher und dankbarer Neigung,
entsagendem Mühen und herzlicher Zuvorkommenheit ent-
lten. Die Grundbedingung der älterlichen wie der kind-
hen Liebe ist ihre Selbstverständlichkeit. Befehl und Ge-
rsam, Wunsch und Erfüllung dürfen nur Masken des herz-
hen Einverständnisses sein, laute Aeußerungen eines stillen
wiegespräches der zusammengehörigen Wesen. Das Thun ist

die Hauptsache, Reden das Wenigste. Da ist Freundschaf sogar Zärtlichkeit, Zurechtweisung, Strafe; da giebt es Thräne der Reue, welche wohlthun: es ist die Schöpfung des sittliche Menschen. Alles, nur keine Liebeserklärung! Der Vater, de von seinem Kinde ein Bekenntniß verlangt: Wie sehr lieb du mich? hat bereits den Verstand verloren, und das Kind welches rhetorisch antwortet, ist schon auf dem Wege des Ver brechens. Der Vater hat einen Heuchler erzogen, der zu jede Niedertracht und Bosheit fähig ist. Das Kind aber, welche „liebt und schweigt", steht hoch über dem Vater, kann eine Tages sein Rettungsengel werden.

Die Buße folgt im Drama und beim dramatischsten alle Dramatiker rasch. Die heuchlerischen Schlangenzungen de Goneril und Regan stechen sofort nach dem Vater. Lear will sie mit der Autorität zusammendonnern: er ist jetzt grade so ohnmächtig der Bosheit gegenüber, wie früher der Aufrichtig keit. Die Herrschsucht wird zur Caricatur. Der verkehrte Held verflucht die Töchter, verflucht das Menschengeschlecht: aber sein Toben ist eitel Wind. Seine Verkehrtheit wird zur Verkehrung seiner Vorstellungen. Bei der Theilung des Reiche kündigte sich die Verkehrtheit mit Trompetenstößen an; als er auf der Haide den Sturm für den Bundesgenossen der böse Töchter erklärt, reflectirt die fixe Idee: er will sein ein Meister von Langmuth. Das Gewitter nimmt für ihn die Gestalt des jüngsten Gerichtes an, er beugt sein Haupt in Demuth. Aber: „Ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte" — letzte Affirmation des rechthaberischen Ich. Schon tobt der Sturm in seinem Innern so heftig, daß der Sturm der Natur ihm Kühlung bringt. Die Tollheit tritt ihm in einer anderen Person, in Edgar entgegen; da reißen alle Bänder: „Du bist der natürliche Mensch, das Ding an sich!" Symbolisch zerreißt er sein Gewand. In der Hütte ist er toll. Die Scene ist weniger „ermüdend" als ein psycho logisches Meisterstück, die Klimax der Gehirnverwüstung.

Die königliche Verkehrtheit hat bei den Großen des Reiche

ein noch zählen, ansteckend gewirkt. Der Vasall Gloster
nso verkehrt wie Lear, nur liegt seine Verkehrtheit gleich
s in der Vorstellung, nicht im Willen. Ein guter,
rziger, treuergebener Mann ist abergläubisch, voller roh-
listischer Schrullen: „Jene letzten Verfinsterungen an
und Mond weissagen uns nichts Gutes . . . Die
empfindet ihre Geißel an den Wirkungen. Liebe erkaltet,
schaft fällt ab . . . in Palästen Verrath, das Band
n Sohn und Vater zerrissen. Dieser mein Bube be-
solche Vorzeichen, da ist Sohn gegen Vater. Der König
aus dem Geleise der Natur, da ist Vater gegen Kind."
orzeichen sind das Bestimmende, die Ereignisse müssen
n.

er kalte ätiologische Materialist Edmund durchschaut
terlichen Aberglauben und beutet ihn aus. Edgar hat
lond beschworen! Das wirkt. Der brutale Cornwall
m Leichtgläubigen die leiblichen Augen aus, Edmund
ihn geistig: „Ich strauchelt' als ich sah". Sein Un-
nacht ihn zum methodischen Pessimisten:

„Was Fliegen sind den müß'gen Knaben, das
Sind wir den Göttern; — sie tödten uns zum Spaß."

ißhandelte Sohn, die männliche Cordelia, wird im tiefsten
zum Philosophen der erhabensten Moral und zum
n ethischen Charakter:

„Retten will ich mich, so lang
Ich noch entfliehen kann, und ich bin gefaßt,
Den niedrigsten und ärmsten Schein zu borgen,
In dem die Noth den Menschen je zum Vieh
Erniedrigt . . ."

r Haide erstickt er den drohenden Ausbruch des Schmerzes
m heiseren Ruf: „Thoms friert". Beim Anblick des
beten, umherirrenden Vaters:

„Wer darf sagen, schlimmer kann's nicht werden?
. . . S' ist nicht das Schlimmste,
So lang man sagen kann: dies ist das Schlimmste."

rettet nicht nur den Vater, er erzieht ihn. Die höchst

unwahrſcheinliche Geſchichte des Sturzes wird vom Dichter herrlich verwendet:

„Drum denk', beglückter Alter,
Daß höchſte Götter . . .
— Dich retteten."

Die Götter tödten uns alſo nicht zum Spaß, es giebt auch gütige Mächte auf der Welt. Ja, ſagt Gloſter,

„Ja, das erkenn' ich jetzt. Ich will hinfort
Mein Elend tragen, bis es ruft von ſelbſt:
Genug, genug, und ſtirb!"

Der pädagogiſche Sohn aber, zu dem man mehr als einen modernen „Speculirer" in die Schule ſenden möchte, ſpricht nach einem letzten Schwermuthsanfalle des Vaters das große Wort aus:

„Dulden muß der Menſch
Sein Scheiden aus der Welt, wie ſeine Ankunft:
Reif ſein iſt Alles." — —

Wie Edgar auf des Vaters Intellect, ſo wirkt Cordelia auf den Willen, auf das Gemüth des Vaters. Sie, deren Wahlſpruch lautete:

— „was ich ernſtlich will,
Vollbring' ich, eh' ich's ſage,"

ſie eilt mit einem Heere herbei, den Vater aus tiefſter Schmach zu retten und Gerechtigkeit zu üben. Nur wenn der Vater es nicht hört, macht ſie ihrem tiefſten Herzen Luft:

„All' ihr geſegneten geheimen Wunder,
All' ihr verborgnen Kräfte der Natur,
Sprießt auf durch meine Thränen! Lindert, heilt
Des guten Greiſes Weh!"

Der Vater bekennt ſeine Schuld an dem eigenen Kinde:

„Wenn Du Gift für mich haſt, ſo will ich's trinken.
Ich weiß, Du liebſt mich nicht; denn Deine Schweſtern,
Wenn ich mich recht beſinne, kränkten mich;
Du hatteſt Grund, ſie nicht."

Worauf Cordelia — „ihre Stimme war ſtets ſanft, zärtlich und mild, ein köſtlich Ding an Frau'n": —

„Kein Grund, kein Grund!"

Die doppelte Verkehrtheit der Väter wird von der undankbaren Bosheit ausgebeutet; doch sind die bösen Töchter mehr aktiv ruchlos, übrigens wie die vollendete Herzenshärtigkeit im Verwechseln einander ähnlich; der active Böſewicht ist ein krasse Materialist Edmund:

„Wenn nicht Geburt, schafft List mir Land und Leute,
Und was mir nützt, das acht' ich gute Beute."

Edmund plant den Staatsstreich, schickt sich zum Aeußersten an, liefert den Vater an den schalen Tyrannen Cornwall, mordet die Unschuld, will den König umbringen lassen, verhetzt die Kumpane des Verbrechens, verspricht Goneril wie Regan Treue, und erliegt endlich dem Repräsentanten der Sittlichkeit, dem edlen Bruder Edgar im Zweikampfe. Ein feierliches Duell dieser Weltanschauungen!

Die Welt drohte wirklich unterzugehen, Verwüstung ringsumher, Leichen auf und hinter der Scene. Da erheben sich die drei Stimmen der drei überlebenden Männer, Kent's, das will sagen der Treue, Edgar's, das ist der starken Weisheit, Albaniens, des zur Einsicht Gelangten.

Kent: „Ist das der jüngste Tag?"
Edgar: „Oder ein Bild nur jenes Graun's?"
Albanien: Von Sturz und Untergang.

Die starke Weisheit antwortet der fragenden Treue, der Bekehrte ist nur das Echo. Die Welt steht, aber die Menschheit muß neu ansetzen.

Wo fände sich in sämmtlichen Schriften der Reformatoren und Humanisten eine so tief ins Herz der Gesellschaft tauchende Anschauung; wo wären auch nur Winke zu gewahren, die sich mit den angeführten Stellen im Entferntesten messen könnten? Dieser intuitive Poet, zwischen Deduction und Induction so ahnungsvoll hinwandelnd, beugt die Aeste vom Menschheitsbaume selbstgewiß zu sich nieder und bricht die unverstandenen Früchte der Zukunft; auf der Leiter der Phantasie holt er

Wahrheiten herunter, die den Moralisten und Pädagogen d
18. Jahrhunderts erst aufdämmern sollten, und kleidet
förmlich in das philosophische Gewand des 19ten. Noch ab
sind wir nicht zu Ende. In dieser Aetherhöhe des Geni
angelangt, darf man wohl die Frage aufwerfen: hat der g
waltige Adler vom Avon nicht etwa, irgendwo, offen od
versteckt, seiner Zeit den Spiegel vorgehalten, unwissend vi
leicht, wie scharf derselbe geschliffen, sicherlich meinend, n
Einzelnes, Besonderes daraus zu reflectiren; wäre er gar d
Richter über die reformatorische Gedankenbewegung, der Zu
führer der speculativen Cohorte, die sich von Bacon bis Leibn
und Locke dnrch das 17. Jahrhundert hindurch bewegen sollt

Die Antwort auf diese Fragen ertheilt der „subjective
„pragmatisch schwache" Dänenprinz Hamlet.

Hamlet, die Tragödie des Bewußtseins.

Prinz Hamlet ist ein reichbegabter, wohlunterrichte
junger Mann, der an den Stufen des Königthrons fügl
als Gelehrter gelten kann. Im gewöhnlchen Laufe der Din
wird er eines Tages der wissenschaftliche König sein, der o
den heroischen König folgt. Die Bildung seines Herzens u
seiner Sitten steht nicht hinter der seines Geistes zurück.
ist züchtig, keusch in einer ausgelassenen, frivolen Epoche.
liebt, mit voller Hingebung, ohne jegliche Rücksicht auf Ra
und Stand, ein edles junges Mädchen. Endlich hat er Mu
und achtet sein „Leben nicht einer Stecknadel werth". N
Eines fehlt ihm, und der Mangel dieses Einen macht i
zum tragischsten aller tragischen Charaktere: die Entschlu
fähigkeit, die Fertigkeit im Rathe, das Brückenschlagen v
Willen zur That.

Hamlet kennt die Dinge dieser Welt so genau, daß
sie immer und stets richtig beurtheilt; seine Reflection ist

geübt und ſo genial, daß er die höchſte Freude, den höchſten Selbſtgenuß am Reflectiren findet, daß er großen Erlebniſſen gegenüber ganz Reflection wird, ſich völlig in Reflection auflöſt, der gebundene Sclave der Reflection wird. Eine furchtbare Enthüllung wird ihm gemacht, eine ungeheure Aufgabe wird auf ſeine Schultern gewälzt; er iſt dieſer Aufgabe auch völlig gewachſen — mit der Reflection; er bemeiſtert ſie vollkommen, er analyſirt ſie aufs Gründlichſte, Keiner verſteht ſie wie er. Nur löſen kann er ſie nicht, weil er dazu ſeine Subſtanz, die Reflection, aufgeben müßte.

Er ſchreibt ſofort eine Reflection in ſeine Schreibtafel: „Man kann lächeln, immer lächeln, und doch ein Schurke ſein!“ Dann will er Alles aus ſeiner Erinnerung weglöſchen, ausgenommen die Rache, d. h. die Idee der Rache. Aber die Rache iſt keine Idee, die Rache iſt eine That. Ganz natürlich iſt der Reflectirer einer Idee von vornherein unfähig zur Ausführung der betreffenden That, und wir wiſſen ſeit der Scene auf der Schloßterraſſe zu Helſingör, daß Hamlet, weit entfernt, jemals die Ereigniſſe zu leiten, vielmehr deren armer Spielball ſein wird. Er gleicht ſofort einem Schwimmtheoretiker, der die gelehrteſten Beobachtungen über die edle Schwimmkunſt verfaßt, dabei aber beſtändig neben dem Waſſer ſpaziert. Es gehört nicht viel Vorausſicht dazu, um zu ſagen, daß dieſer Menſch zuletzt, vom theoretiſchen Schwindel erfaßt, ins Waſſer ſtürzen und von den empörten Fluthen verſchlungen werden wird.

Bereitwillig geben wir zu, was Herr Baumgart in ſeiner „Hamlet-Tragödie“ (1877) hervorhebt, daß die edle hohe Natur des Prinzen die Blutrache nicht auf ſich nehmen könne, daß der „Zwieſpalt zwiſchen ſeiner Bildung und ſeiner Pflicht ihn zerrütte“. Grade des Prinzen hohe Bildung macht ihn zum Reflectirer, und dieſe ſo motivirte Reflection unfähig zum Handeln. Nur ein Punkt bleibt bei dieſem Amendement im Unklaren. Hamlet ſagt ſchon auf der Terraſſe: er werde ſich verſtellen. Wie lange währt dieſe Abſichtlichkeit, wann macht

die innere Zerstörung die Maske überflüssig. Wie lange v
stellt er sich, und wann ist er verstellt, o'erthrown?

Man kann indessen fragen: Ist der Hamlet des ersten Ak
„völlig bei seinen Sinnen?" Ja und nein! Ja, wenn m
ihn im ruhigen Zustande an und für sich betrachtet, we
man ihn aus seiner Schicksalsbestimmung herausschält u
ihn sich denkt wie er bis dahin gewesen. Ja, er war „völ
bei seinen Sinnen", ehe nach Goethe's Worten „die That a
eine Seele gelegt worden, der sie sich nicht gewachsen fühl
Sobald der Entschluß fordernd an ihn herantritt, sobald
Etwas wollen soll, declarirt sich bei ihm die Krankheit
Reflectivität: „Die Zeit ist aus den Fugen. Wehe mir, d
ich geboren ward, sie wieder einzurichten!" Nein, unter dies
Umständen ist Hamlet schon jetzt nicht „völlig bei sein
Sinnen". Sich toll zu stellen, um dem Rächer- und Str
amte ungestört obliegen zu können, das ist schon ein bede
liches Symptom seiner Reflectionskrankheit. Galt es ein
Armeen im Verborgnen auszurüsten, ein Netz von Verschn
rungen über das Land auszubreiten, sich mühsam und
Dunkeln einem weitaussehenden Ziele zu nähern? Mit nicht
es handelte sich darum, auf den König Claudius loszugeh
im Schlosse, im Garten oder wo immer ihm zu sagen, d
er ein ehebrecherischer, brudermörderischen Schuft sei, und i
den Degen durch den Leib zu stoßen! Mitverschworne ha
der Prinz gar nicht, kaum daß er seinem Freunde Hora
das Allerwichtigste anvertraut, um ihn auf das Schauspiel
Schauspiel vorzubereiten.

Dem Könige, dem Hamlet's Schwermuth schon sehr fa
geworden war, wird der Wahnsinn vollends anstößig, u
als praktischer, umsichtiger Schurke läßt er ihn von zr
Kammerherren, Rosenkranz und Güldenstern, ausspionir
Der reflectirende Hamlet geht auch sofort in die Falle u
verräth sich gleich im ersten Gespräch mit den beiden Gehei
räthen: „Mein Oheim ist König von Dänemark, und el
die, welche ihm Gesichter zogen, solange mein Vater let

geben zwanzig, vierzig, fünfzig bis hundert Ducaten für ſein Porträt in Miniatur. Wetter, es liegt hierin etwas Uebernatürliches, wenn die Philoſophie es nur ausfindig machen könnte!“ Und weiterhin: „Mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter irren ſich. Ich bin nur toll bei Nordnordweſt; wenn der Wind ſüdlich bläſt, kann ich ſehr gut einen Reiher von einem Falken unterſcheiden.“ Iſt Brutus dafür angeſtellt, daß er dem Tarquinius durch die zweite Hand zu verſtehen giebt, er ſei „völlig bei ſeinen Sinnen“?

Hamlet's angenommene Tollheit fängt alſo bereits an ihn zu drücken; er reflectirt aus ſeiner reflectirten Verrücktheit heraus, und zwar laut, ohne Rückſicht auf ſeine perſönliche Sicherheit. Seine Reflectivität iſt bereits Monomanie geworden, er der Monomane der Reflectirwuth. Von dieſem Augenblick an iſt er durchaus nicht mehr „völlig bei ſeinen Sinnen“.

Auf dieſem Punkte angekommen, iſt Hamlet eigentlich ſchon fertig, er hat ſich ſchon ſo weit vom Ziele wegreflectirt, daß es ihm in nebelgrauer Ferne liegt. Da treten die Schauſpieler auf, um ihm Gelegenheit zu einer neuen Evolution zu geben, in welcher ſeine Monomanie ſich auf die deutlichſte und unwiderlegbarſte Weiſe bekunden ſoll. Bis hieher hatte er ſich nämlich nur höchſt methodiſch von ſeinem Ziele *entfernt*; von jetzt an wüthet er direct *wider* ſich ſelbſt. Aus dem *zweckflüchtigen*, thatloſen Gebahren wird nunmehr ein *zweckwidriges* Agiren.

Der Prinz vertieft ſich in das Weſen der Schauſpielkunſt, er reflectirt über den Spiegel, den der Dichter ſeinem Publikum vorzuhalten pflegt, und aus welchem die Strahlen menſchlichen Leidens und Thuns reflectiren. Er ſinnt über die *künſtleriſch verkehrte* Welt nach, in der die Wirklichkeit bei der Illuſion in die Lehre geht, und dieſe *Verkehrung* hat der feinſte und ſchärfſte aller Dichter zum Symbol der *Verkehrung* in Hamlet's eigenem Innern gemacht. Von ſolchen tiefen Symbolismen ließe ſich aus Shakeſpeare leicht ein

Dutzend der ſchlagendſten Beiſpiele anführen. Hamlet wird jetzt ſelbſt ſo „verkehrt", daß er ſeinem Oheim-Vater ein Geſtändniß machen will. Der mörderiſche Lumpenkönig ſoll ſich im dramatiſchen Spiegel ſelbſt wieder erkennen! Als ob damit für den Rächer irgend Etwas gewonnen, nicht vielmehr Alles Alles verloren wäre, er ſelbſt zuerſt!

Daß nun ſeine Reflection, auf den Gegenſtand, das Schauſpiel bezogen, richtig und unwiderleglich iſt, daß der Prinz ſogar höchſt vortreffliche Dinge über den dramatiſchen Vortrag ſagt: das ſcheint für Die zu ſprechen, die ihn „völlig bei ſeinen Sinnen" ſein laſſen. Aber es ſcheint eben nur ſo. Denn Irre gehen beſtändig um den Begriff der Monomanie herum, der Verſteckens mit ihnen ſpielt. Das Uebermaß der Reflection iſt nicht Reflectionsloſigkeit; der Monomane der Reflection hat ſogar immer Recht, wenn er die Dinge im Allgemeinen beurtheilt; nur in dem einen Punkte, wo das Ich und deſſen Zwecke in den Vordergrund treten, wirbelt ſeine Reflection im Kreiſe, wird ſie fix, das Urtheil verrückt.

Als der tolle Plan geſchmiedet worden, hat Hamlet das vollſtändige Bewußtſein von ſeiner Unzulänglichkeit, von der unausfüllbaren Kluft zwiſchen ſeinem Wollen und ſeinem Thun:

„O welch' ein Schurk' und niedrer Sclav' bin ich!
— Bin ich 'ne Memme?
Wer nennt mich Schelm, bricht mir den Kopf entzwei,
Rauft mir den Bart und wirft ihn mir ins Antlitz?
— Wer thut mir dies?
Ha, nähm' ich's eben doch! —
Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle,
— ſonſt hätt' ich längſt
Des Himmels Geier gemäſtet mit dem Aas
Des Sclaven." —

Dieſes Bewußtſein ſeiner Unzulänglichkeit bringt ihn dann im dritten Akte ſo quite, quite down, daß er Hand an ſich ſelbſt legen — möchte. Seine Miſſion hat er aufgegeben, er fühlt ſich als unbrauchbares Werkzeug des Rächeramtes. Er möchte ſich beſeitigen, Hand an ſich ſelbſt legen, müßte er

nicht auch dazu eben „Hand anlegen“. Der Monomane der Reflection ist hiermit gänzlich außer Thätigkeit gesetzt; er vermag nicht einmal das Urtheil an sich selbst zu vollziehen; fortan ist er ausschließlich der Spielball der Ereignisse, die Flocke, welche willenlos in die Katastrophe hineingewirbelt wird. Und wenn Seneca Stoff und Inhalt der Tragödie dahin erklärte: „der Anblick eines tapfern, mit Leiden ringenden Mannes sei den Göttern ein würdiges Schauspiel“, — so hat Shakespeare die Tragik der Passivität auf eine noch höhere Stufe erhoben.

Nie ist ein gewaltigerer Hohn, ein göttlicherer Sarkasmus auf die Reflectirwuth gehäuft worden, als es Shakespeare in in dem Schauspiele von „Gonzago's Mord“ und den sich daranreihenden Scenen gethan hat. Der Held agirt jetzt wirklich, er fabricirt dem geflickten Lumpenkönige ein Gewissen; er agirt, d. h. er wird Acteur. Er entdeckt dem Könige allerdings sein schuldbeladenes Gewissen, aber zugleich auch sich selbst, den Hamlet, den drohenden Rächer, und der König, der schon vor dem Schauspiele gesagt hatte: „Wahnsinn bei Großen darf nicht ohne Wache gehn“, der wird sich wahrlich nicht lange besinnen, durch ein zweites Verbrechen sein erstes Doppelverbrechen sicher zu stellen!

Als der König im Schauspiele seine vortreffliche Wirkung gethan hat, ist der Monomane der Reflection ganz stolz auf seine That: „Sollte mir dies nicht zu einem Platz in einer Schauspielgesellschaft verhelfen?“ — „und“ fügt er selbstgefällig hinzu, „zu einem ganzen Antheil an der Einnahme?“ — Armer Narr! — Er wird zur Königin gerufen, und nimmt sich vor, ernstlich mit ihr ins Gericht zu gehn. „Grausam, nicht unnatürlich laß mich sein!“ — Er kommt auf seinem Wege durch die Gemächer seines Oheim-Vaters: da liegt der Halunke auf seinen Knieen, nach einem Gebete suchend. Ein Griff an den Degen, und der Schuft ist hin! Hatte der Prinz nicht noch soeben gesagt:

„Nun iſt die wahre Spükezeit der Nacht,
Wo Grüfte gähnen und die Hölle ſelbſt
Peſt haucht in dieſe Welt. Nun tränk' ich wohl heiß Blut
Und thäte Dinge, die der heil'ge Tag
Mit Schaudern ſäh'."

Aber das war blos ſo eine Phantaſie, wie ſie Jemande nach einem aufregenden Schauſpiele ankommt. Die Unter redung mit der Mutter füllt vielmehr ſeine ganze Seele, ſei Onkel iſt Nebenſache für ihn geworden! Das humoriſtiſch Schickſal trägt ihm den „blutigen, kuppleriſchen Buben, de fühlloſen, falſchen, geilen, ſchnöden Buben" entgegen. Ab der Held der Zweckwidrigkeit redet ſich mit bequemer Sophiſt jegliche Verpflichtung zum Handeln aus: „der König bete ginge alſo graden Weges zum Himmel! Meinen Vater hat i in ſeiner Sünden Maienblüthe überfallen. Die Mutter wart mein!"

Und nun ſtürzt der Monomane ins Gemach ſeiner Mutte um die neu reflectirte That zu vollführen. Da raſchelt i hinter der Tapete; irgend Etwas, irgend Wer ſtört den Acteu der auch der Mutter „einen Spiegel zeigen will, worin ſie il Innerſtes erblicken" ſoll. Er ſtößt den Degen durch die Ta pete. Die Mutter fragt: „Was thateſt du?" Hamlet: „Fü wahr, ich weiß es nicht, iſt es der König?" Es iſt ih nämlich ganz einerlei, wer hier getödtet worden; auch auf de König käme es ihm nicht an! Sein augenblicklicher zwec widriger Zweck iſt, ſeine Mutter zu erſchüttern. Zweckwidri denn auf der Terraſſe war feierlich zwiſchen ihm und de Geiſte ausgemacht worden:

„— Dein Gemüth erſinne
Nichts gegen deine Mutter, überlaß ſie
Dem Himmel und den Dornen, die im Buſen
Ihr ſtechend wohnen."

Hamlet thut das grade Gegentheil, er malt ſeiner Mutt in den furchtbarſten Farben ihre Schandthat vor, er vergleid in ſchonungsloſer Schilderung die beiden Könige, ihre Männe Der Geiſt muß ſelbſt erſcheinen, um den paktbrüchigen Narre

zur Raison zu bringen. Hamlet läßt sich aber nicht zur Raison bringen, er leugnet sogar — Spitze der Monomanie! — seinen Wahnwitz ab:

„Bringt mich zur Prüfung, und ich wiederhole
Die Sach' euch Wort für Wort, wovon der Wahnwitz
Abspringen würde."

Als reflectirter Narr oder als Narr der Reflection weiß er nämlich sehr genau, worin der Wahnwitz besteht. Es ist nicht nur „Methode" in seinem Wahnwitz, sondern er hat auch Bewußtsein von dieser „Methode". Und dann fährt er fort, sich in den ungehörigsten, indecentesten Einzelheiten über das eheliche Zusammenleben zu ergehn und seiner Mutter „Enthaltsamkeit" anzurathen. Das nennt Gervinus „hinter der Maske seiner selbst Herr bleiben"!!

Hamlet wird jetzt von dem Könige Claudius nach England verpackt; denn Claudius kennt das Geheimniß des Entschlusses:

„Was man will thun,
Das soll man, wenn man will; denn dies „Will" ändert sich
Und hat so mancherlei Verzug und Schwächung,
Als es nur Zungen, Hände, Fälle giebt;
Dann ist dies „Soll" ein praisterischer Seufzer."

Rosenkranz und Güldenstern, die „Schulgesellen", denen Hamlet jetzt plötzlich „wie Natternkraut", begleiten ihn; sie führen einen Uriasbrief mit sich, in welchem der König von England gebeten wird, aus Freundschaft für die Krone Dänemark den Prinzen abzuthun; der zweckwidrige Handler, der tollgewordene Reflectirer ist auf der äußersten Defensive angelangt. Bei der Abfahrt begegnet er dem norwegischen Fortinbras, der mit Heeresmacht nach Polen zieht, „ein Fleckchen Landes zu gewinnen; für fünf Ducaten, fünf, möcht' ich's nicht pachten". Der Prinz, der auch hier noch richtig reflectirt, sobald nur von ihm kein Entschluß, kein männliches Thun gefordert wird, spricht die goldnen Worte:

„Wahrhaft groß ſein heißt,
Nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen;
Doch einen Strohhalm ſelber groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel."

Shakeſpeare war es vorbehalten, einen tragiſchen Charakter zu erfinden, der vor ſich ſelber tragiſch iſt; ein Stück zu dichten, in welchem der Held ſich ſelber Publikum wird, um über ſein eigenes Pathos und Geſchick Schrecken und Mitleid zu empfinden.

Jetzt, auf der hohen See, auf der er zur Schlachtbank wogt, in unmittelbarer Nähe des Uriasbriefes, in dem ſein ſchmähliches Ende beſiegelt ſteht, jetzt handelt der Monomane der Reflection zum erſten Male in ſeinem Leben zweckmäßig. Das iſt der tragiſche Lichtblick, der bei allen großen Dichtern dem düſtern Weltuntergange vorherzugehen pflegt; der ſchauerliche Moment, worin der Held von ſeiner Subſtanz abzufallen und ſich dem Laufe der Weltordnung zu fügen ſcheint, die höchſte und bedeutendſte Illuſion in der Welt des „ſchönen Scheins". Hamlet erbricht den Uriasbrief, legt ein anderes Schreiben an deſſen Stelle und fordert in dieſem die Regierung von England auf:

„Die Ueberbringer ſchnell zum Tod' zu fördern,
Selbſt ohne Friſt zur Beichte."

Er rettet ſich alſo. Schlimm genug ſchon, daß er es bis dahin hat kommen laſſen, daß der Rächer von Beruf, der die ſittliche Welt wieder herſtellen ſoll, ſich ſelber aus dem gemeinſten Hinterhalt retten muß. Aber er rettet nicht einmal ſich ſelbſt, er rettet nur ſeine Monomanie, ſeine unbußfertige Reflection, er bewahrt ſich nur für das ganz unreflectirte Ende auf. Dem Horatio ſchreibt er: „Ich habe die Worte ins Ohr zu ſagen, die dich ſtumm machen werden; doch ſind ſie noch viel zu leicht für das Gewicht der Sache." Worte, Worte, Worte! wie er ſelbſt zu Polonius geſagt hatte.

Laërtes iſt von Paris herbeigeeilt, um den Tod ſeines Vaters zu rächen, des Schwätzers und Hofſpions Polonius

Aber Polonius war des Laërtes Vater, und das genügt dem rachsüchtigen Sohne, das königliche Schloß mit der empörten Menge zu stürmen und von Claudius persönlich Rechenschaft für den Mord zu verlangen. Claudius beruhigt den Laërtes, indem er ihm den wahren Mörder kund thut und die an diesem vollzogene Rache andeutet. Da erscheint Hamlet selbst wieder, und der abgefeimte Dänenkönig hetzt den Laërtes auf Jenen. Sie sollen sich auf Rapiere schlagen, Laërtes kann ja

„leicht mit ein paar kleinen Griffen
Sich eine nichtgestumpfte Klinge wählen
Und ihm mit einem wohlgeführten Stoß
Für seinen Vater lohnen."

Der ganz reflectionslose Laërtes, dem es nur aufs Handeln ankommt, dessen Entschlüsse niemals den Umweg durchs Gewissen nehmen, erklärt, seine Klinge obendrein vergiften zu wollen. Der König, diese Gewissenlosigkeit noch überbietend, will einen vergifteten Kelch bereit halten, aus dem Hamlet, vom Fechten heiß und durstig, sich den Tod trinken soll.

Hamlet, der mit seiner äußern Existenz Alles gerettet zu haben glaubt, der nicht einmal durch den Uriasbrief gründlich gewarnt ist, schlendert mit Horatio über den Kirchhof, debitirt dort seine Leichenphantasien, seine Philosophie vom großen Alexander, der ein Spundloch verstopft — noch hat er seinem Freunde Horatio nicht einmal mitgetheilt, welcher Gefahr er auf seiner Seereise entronnen! Dieser Bericht erfolgt erst vor der Einladung zu den zwölf Fechtergängen. — Der Leichenzug der Ophelia kommt, Laërtes wahrt in höchster Cavalier-Extase die Ehre seiner Schwester, Hamlet läßt sich auf die phrasenhafte Wettbewerbung ein. Er ist *ganz von Sinnen*; wie ein Tollhäusler springt er auf den Sarg der ehemals Geliebten und ringt dort mit dem vom natürlichsten Schmerz geschüttelten Bruder. In seinen Bravaden bläst er sich zu einem Herkules der That auf, d. h. die tobsüchtige Phrase verräth den vollendeten Wahnsinn:

„Willſt weinen? fechten? faſten? dich zerreißen?
Willſt Eſſig trinken? Krokodile eſſen?
Ich thu's, ich thu's.
Springſt, um mir Trotz zu bieten, in ihr Grab?
Laß dich mit ihr begraben, ich will's auch. —
Und ſchwatzeſt du von Bergen, laß auf uns
Millionen Huien werfen, bis der Boden,
Die Scheitel an der glüh'nden Zone ſengend,
Den Oſſa macht zur Warze." —

Als der Anfall von hellem Wahnſinn ausgetobt hat „ſenkt ſein Muth die Flügel"; da er mit Laërtes fechten ſoll erklärt er dem Horatio: „Du kannſt dir nicht vorſtellen, wi übel es mir hier ums Herz iſt." Horatio warnt ihn, b ſolcher Dispoſition auch nur ein Rapier in die Hand z nehmen. Hamlet antwortet darauf mit ſeinem eigenen Ver dammungsurtheile, welches zu formuliren eben nur dem Narre der Reflection gegeben war: „Bereit ſein iſt Alles!" E aber war niemals bereit geweſen, und iſt auch jetzt nic bereit. Es ſoll nur ein Ende mit ihm gemacht werden.

„Reif ſein iſt Alles", hatte der große Edgar im „Lea geſagt, der herrliche, ſich immerfort reifende und vervo kommnende Menſch. Der ſprach das Motto ſeines Lebe affirmativ aus.

Hamlet war reif von Anbeginn, ausgebildet, auf d Höhe der Kultur, im Klaren über die Welt und ſich ſelb Aber „reif ſein" iſt noch nicht Alles. Hamlet ſpricht d Motto ſeines Lebens negativ aus.

Sie fechten, Hamlet weiſt den Giftbecher zurück, d Königin trinkt daraus. Sie, deren ganzes Daſein ein einzig Irrthum geweſen, ſie ſtirbt am und im Irrthum. Laërt der Gewiſſenloſe, verwundet tödtlich den Gewiſſenskrank In der Hitze des Gefechts wechſeln ſie die Rapiere, und Nemeſis ertheilt dem Laërtes ſeinen wohlverdienten Lo Laërtes bekennt ſterbend ſeine Ruchloſigkeit, und jetzt — endl — mit dem letzten Athemzuge — ehe er das Leben verlä welches einer großen That geweiht war, ohne jemals zur T

zu gelangen — durchbohrt Hamlet den „mörderiſchen, blutſchänderiſchen Dänen“. Das heißt, er nimmt ihn ſo in dem letzten galvaniſchen Aufzucken ſeiner Glieder mit ſich fort in die Nacht des Todes.

Hamlet hat ſich in Wahnwitz und Tod hineinreflectirt. Damit es aber am Ende der Dinge und der Tage noch einmal klar werde, daß Hamlet, dem Objecte gegenüber, ſobald es ſich nicht um ſeine Entſchlüſſe und Thaten handelt, bei ſeinen Sinnen zu ſein vermag, hält er noch ſterbend ſeinen Freund Horatio vom Giftbecher zurück, und proclamirt den Norweger Fortinbras, den Fürſten der That, zum Könige über Dänemark.

Die größte Shakeſpeare'ſche Dichtung iſt um das Jahr 600 geſchaffen worden. Hundert Jahre bereits war die Menſchheit damit beſchäftigt geweſen, das Mittelalter und ſeine aſiatiſche Bewußtloſigkeit von ſich abzuthun. Der „Geiſt“ des alten Hamlet iſt kein anderer, als der Geiſt, der in England und Böhmen rumort hatte, und endlich dem Wittenberger Mönche Rede ſtand. Dieſer Geiſt heiſchte im erregteſten Tone: Auf, habet ein Gewiſſen, kommt zum Bewußtſein! Nieder mit der großen Babyloniſchen, welche des Menſchen Seele durch das Ohr vergiftet hat!“

Bei Shakeſpeare wendet ſich der Geiſt ganz im Gegenſatze an den Königsſohn, an den gebildeten weiſen Thronfolger. Warum? Das Gewiſſen und das Bewußtſein ſollen nicht der „Gemeinſchaft der Heiligen“, aus dem engen religiöſen Cirkel in die reale Welt, in das Leben der Geſellſchaft, in den Staat hinein. „Chriſtliche Freiheit“ ſoll „leiblich“ und „leiblich“ werden.

Jedes Religionsſyſtem iſt entweder an ihm ſelbſt zugleich Philoſophie, oder es muß die Philoſophie an daſſelbe heranziehen, um ihm Halt und Stütze zu gewähren. So Etwas wie ein abſtract religiöſes Weſen hat es im großen Ganzen

ıie und nirgendwo gegeben. Die Religion der alten Aegy
war der in Bildern auseinandergelegte Kosmotheism
Zoroaſter's Lichtreligion iſt an ihr ſelbſt der Dualismus
Metaphyſik; der Buddhismus antecipirte den ganzen Scho
jauer'ſchen Nihilismus. War das Chriſtenthum auch ı
urſprünglich Philoſophie, ſo wäre es doch nimmermehr A
religion geworden ohne den Neo-Platonismus der Alexandri
und die ganze Scholaſtik der ſpätern Zeit iſt lediglich ı
verſtandener Ariſtotelismus. So ſuchte auch die Reſtaura
des Chriſtenthums, gewöhnlich Reformation genannt, ı
einem philoſophiſchen Fundament, und in Wahrheit erze
ietzt die chriſtliche Welt die erſten eigenthümlichen Gedan
yſteme, nachdem ſie 1600 Jahre lang bei den Alten geb
und auf Borg gelebt hatte.

Der originale Gedanke, das Schaffen begrifflicher C
:ordanzen der Dinge des Himmels und der Erde, hatte
den griechiſchen Philoſophenſchulen geruht. Wärme des Her
iſt noch kein Licht des Kopfes. Selbſt das Licht von
maskus war nur eine blendende und betäubende Erſchein
geweſen. Es elektriſirte, aber es erleuchtete nicht. Als
die Reformation das individuelle Ich in Aufruhr brachte,
ſie dieſem Ich das Werk der Verſöhnung und der Seli
auf die eigenen Schultern gelegt hatte, kam das Ich d
nicht wieder zur Ruhe, ſondern es rotirte unaufhaltſam we
und in dieſer Rotation begann es zu reflectiren.
neuentſtandenen Kirche war Das freilich ein Greuel, ſie
vielmehr darauf aus, die Individuen hübſch friedlich in
Hürde einzupferchen, ſie innerhalb der Kirchenweisheit
halten und vor aller Weltweisheit zu bewahren. Am Schroff
trat dieſe Tendenz hervor in der lutheriſchen und in der a
kaniſchen Kirche; am Wenigſten machte ſich ſolche Anmaß
geltend in den Kreiſen, welche Zwingli gezogen hatte.
halb war aber auch die philoſophiſche Reaction am Gewaltig
in England, und ſpäter in Deutſchland. Die engliſche Pl
ſophie machte die erſte großartige Diverſion gegen die k

lichen Einpferchungsgelüſte und durchbrach mit Entſchiedenheit den Bann der verfrühten Einigung der Geiſter. Der Repräſentant dieſer Richtung war Bacon von Verulam, der Zeitgenoſſe Shakeſpeare's.

Indem der ſcharfſinnige Kanzler den Ton auf die rationelle Beobachtung legte, gründete er in der That den univerſellen Skepticismus. Populär gefaßt, lauten die Grundſätze dieſes Skepticismus alſo: Der Menſch, vor eine ihm unbekannte Welt geſtellt, ſchuldet ſich ſelbſt die größte Behutſamkeit im Erkennen; er muß jede einzelne Erſcheinung ſorgfältig prüfen und darf nur aus einer Reihe identiſcher Erſcheinungen einen factiſchen Schluß ziehen. Es giebt für ihn keine andern Abſtractionen und Allgemeinheiten, als dieſe aus reihenweiſen Beobachtungen hervorgegangenen Schlüſſe. Alles Uebrige iſt Irrthum, Täuſchung, Vorurtheil. Was auch die Welt der Dinge ſei und bedeute: der beobachtende Menſch muß ſie ein zweites Mal aufbauen, und die Methode dieſes Aufbaues an der Hand der Beobachtung heißt die Induction.

Hamlet iſt die Ueberſetzung ins Poetiſche von der Baconiſchen Weltweisheit; Shakeſpeare faßt in dieſer Dichtung — bewußt oder unbewußt — ſein ganzes Zeitalter in deſſen höchſtem gedanklichen Ausdrucke zuſammen. Und dieſe Identität des Schwanes vom Avon mit dem philoſophiſchen Kanzler iſt ſo genau empfunden worden, daß Etliche es ſogar gewagt haben, beide Männer zu identificiren. Shakeſpeare, haben ſie geſagt, iſt nur ein Mythos, eine unhiſtoriſche Perſon, wie Jeſus, der auf dem See wandelt; der Kanzler Bacon hat unter dem Pſeudonym Shakeſpeare (Speererſchütterer) alle jene unſterblichen Dramen gedichtet, vom „Perikles“ bis zum „Timon von Athen“, die jetzt ſchier das Entzücken von drei Jahrhunderten ausmachen. Man ſieht, es gibt literarhiſtoriſche Dummheiten, die eine höchſt geniale Seite haben.

Hamlet iſt alſo die Tragödie der Reformation, kirchlich-philoſophiſch-politiſch: der Conflict des Individualismus oder

Subjectivismus mit der Welt. Der reformatorische Sub
jectivismus, die erste Frucht des neuen Denkens, ist no
mangelhaft. Beobachten, Nichts als beobachten, alles Wisse
auf die Beobachtung einschränken, das heißt: in der We
umhertappen, sich von Gegenstand zu Gegenstand ängstli
fortbewegen, jeder Erscheinung ihren Paß abfordern und d
„besondern Kennzeichen" sorgfältig controlliren; tausend Bild
von den Dingen der Welt in sich ansammeln, ohne jemals ei
Bild, eine Idee von der Welt zu bekommen. Der absolu
Beobachter läßt die unzähligen Strahlen des Daseienden a
der glatten Fläche seines Bewußtseins reflectiren; er stopft d
Receptakel seiner Sinne mit unzähligen Vorstellungen, oh
jemals zum Begriff der Wahrheit zu gelangen. Im Gege
theil, die Unendlichkeit des aufzufassenden Stoffes verwir
bald sein Bewußtsein, die unaufhörlichen Reflexe blenden se
geistiges Auge. Vor lauter Kritik entgeht ihm das Kr
terium des Denkens; vor lauter Messen kommt er um d
Maß des Wahren. Die Wissenschaft kann doch kein K
leidoskop sein!

Was in der Theorie ein logischer Irrthum, ein Urtheil
mangel ist, das wird in der Praxis zum moralische
Fehler. Solche Fehler, die nur die Uebersetzung eines Par
logismus sind, verursachen in der sittlichen Welt Conflic
werden tragisch. Der praktische Mensch, der nur reflectirt, d
die tausend Facetten der Möglichkeit auf seinen Willen spiege
läßt, dieser Mensch kommt niemals zum freien Handeln; de
„Handeln" heißt: frischweg die Hand in das Gewirbel d
Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten hineinstrecken, den Ding
ihren Verlauf vorschreiben, die Welt der Ursachen und Wi
kungen beherrschen. Das Gewissen, wie das Wissen, m
seinen Ankergrund in sich selbst suchen; wie das Wissen ke
Kaleidoskop sein kann, so das Gewissen keine Wah
scheinlichkeitsrechnung. Wo nicht, so steht die Reflexi
vor einer unendlichen Aufgabe; sie wird sich im Begreife
erschöpfen, ohne jemals Etwas zu ergreifen, ohne zuzugreife

sie wird immerfort beſchließen, ohne ſich je zu entſchließen, ohne Etwas zum Schluſſe zu bringen.

Der gewiſſenhafte Reflectirer bringt es alſo zu Nichts; er iſt ſo ſehr den Dingen, den Folgen, den Möglichkeiten hingegeben, daß er niemals Er ſelbſt wird, daß er der Narr der Möglichkeiten einer eingebildeten Welt bleibt. Auf der andern Seite iſt er aber immer der Reflectirende, der unermüdliche Beobachter auch ſeiner ſelbſt; er kennt vollkommen ſeine eigene Situation, er empfindet deutlich ſeine Narrenrolle. Aus dieſer neuen Entdeckung folgt von ſelbſt, daß er namenlos unglücklich ſein wird, daß er vermöge der tiefſten und doch natürlichſten Dialektik ſich ſelber als tragiſches Subject erſcheint! Ganz nebenbei geſagt, hat vor Shakeſpeare niemals ein Dichter dieſe Höhe erreicht, noch erreichen können.

Ein ſolcher Menſch weiß vollkommen, daß er Etwas ſoll, und er macht alle erdenklichen Anſtalten, um dieſes Sollen zu wollen. Aber je mehr er will, deſto weniger kann er; denn ſeine Anſtrengungen treiben niemals den Willen über ſich ſelbſt hinaus. Eigentlich bringt er es gar nicht zum Wollen, ſondern nur zur Wollung, zur Velleität; denn Velleität iſt ja grade das Reſultat von Reflectionen über dasjenige, was wohl den Gegenſtand eines Willens abgeben könnte. Das unvollkommene, embryoniſche Wollen müßte ſich plötzlich zeitigen und dann raſch eines ſchönen Todes ſterben, ſich in der berauſchenden That auflöſen, im fait accompli zu Grunde gehen. Das wäre die Vollendung des Willens. Das aber iſt der Reflection und dem Gewiſſen unmöglich.

Die Franzoſen ſagen: Vouloir, c'est pouvoir, „Wollen iſt Können“. Es giebt Naturen, auch Völkernaturen, von denen das wahr geſagt iſt; aber das Wollen an ſich, die abſtracte Velleität Hamlet's, iſt eben das, nicht zu können, ſondern ſich zeitlebens an der umgebenden Welt zu zerſchlagen. Dieſes Wollen iſt ewig unfruchtbar, es verharrt im Laboratorium, es wendet ſeine unerſchöpflichen Betrachtungen niemals auf irgend Etwas an. „So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen!“ Die

Pflicht, die moraliſche Nothwendigkeit ſteht rieſengroß vor u
da, im Lapidarſtyl auf allen Mauern verzeichnet. Wir mach
unſere Religion daraus, wir opfern Alles auf dem Altar die
Gottheit; aber mit jedem neuen Anſatz des Wollens entfern
wir uns weiter vom Ziele, und indem wir uns in noch una
ſehbarere Reflectionen einwickeln, empfinden wir uns als d
unglücklichſten Weſen unter der Sonne. Wir geben dem Un
verſum das ſchaurigſte Bild von der Höllenqual. Alles, w
die verſchiedenen Religionen unter dem Titel der „Hölle“ e
funden haben, iſt im Vergleich damit pure Kinderei.

Der Conflict in unſerer Tragödie, oder, beſſer geſagt: i
dem bezeichneten Weltabſchnitte, hat nun gar nichts Aeußer
liches mehr; die rechten Hamlet's thun eben Nichts; d
Conflict entſteht und beſteht nicht zwiſchen Hamlet und d
katholiſch gebliebenen Deſpotie; er iſt allein und ausſchließli
im Innern Hamlet's ſelbſt, der Zerfall des geſchichtlichen Sub
jects mit ſich, das Sichſelbſtbebrüten, das politiſche Nabe
beſchauen. Die Gegner ſind nichts werth, ohne Widerſtands
kraft; der galvaniſirte Arm eines Halbverſtorbenen bringt ſ
um. Die Tragik liegt hier eben darin, daß gar kein nennens
werther Gegenſatz vorhanden iſt, daß wir das Hinderniß er
im eigenen Buſen auffüttern und großziehen, daß wir un
ſelbſt entmannen und abſchlachten, um nur jammern und ver
zweifeln zu dürfen.

Und wir wären nicht toll, ſo recht, was man eigentli
und radical toll nennt? Wir wären „völlig bei unſern Sinnen?
Indem wir in alle Dinge der Welt Verſtand hineinbringe
wollen, verlieren wir den Verſtand. Wir ſind ſo thöricht, de
theoretiſchen Brutus zu ſpielen, zwiſchen den Zeilen zu ver
ſtehen zu geben, wie weit wir längſt den Standpunkt des bo
plaisir und der „geflickten Lumpenkönige“ überwunden haben
aber Tarquinius-Claudius gewahrt ſehr genau, was wir ihn
auch gar nicht verbergen, und legt den gewaltig reflectirende
Brutus-Hamlet an Ketten von Bindfaden, die Brutus-Hamle
durch die Brille ſeiner Ideologie für vier Zoll dickes Eiſe

anſieht. Wir verlegen uns ſo correct auf die Rolle des wahnwitzigen Brutus, daß uns der Brutus entwiſcht und nur der Wahnwitz übrig bleibt. Dieſer faßt uns beim Worte, und während wir mit ihm zu ſpielen glauben, ſpielt er in der That mit uns und zieht uns in den Dante'ſchen Kreis der ausgemachten Tollheit hinab, wo wir im arbeitſamſten Schwindel hin und her ſchweben. Daß wir toll ſind, das iſt über jeden Zweifel erhaben; nur nicht das, wann und wie wir es geworden ſind; denn den Thoren da ſpielen zu wollen, wo ein Ruck von unſerer Hand uns von aller Miſère befreien könnte, das iſt ſchon primitive, uranfängliche Verrücktheit.

Aber „Wir"? Wer ſind „Wir"? Ganz einfach die reformirenden Germanen, die gewiſſenhaften Reflectirer der neuen Geſchichte! Shakeſpeare rechnete noch ſein geliebtes England dazu, und der nationalſte Dichter hat ſeine Nation am wenigſten geſchont.

Hamlet. Wie lange biſt du ſchon Todtengräber?

Erſter Todtengräber. Von allen Tagen im Jahr kam ich juſt den Tag dazu, da unſer voriger König Hamlet den Fortinbras überwand.

Hamlet. Wie lange iſt das her?

Erſter Todtengräber. Wißt Ihr das nicht? Das weiß jeder Narr. Es war denſelben Tag, wo der junge Hamlet geboren ward, der nun toll geworden und nach England geſchickt iſt.

Hamlet. Ei ſo, warum haben ſie ihn nach England geſchickt?

Erſter Todtengräber. Nu, weil er toll war. Er ſoll ſeinen Verſtand da wiederkriegen, und wenn er ihn nicht wiederkriegt, ſo thut's da nicht viel.

Hamlet. Warum?

Erſter Todtengräber. Man wird's ihm da nicht viel anmerken: die Leute ſind da eben ſo toll wie er.

Um das Jahr 1602 hielt der unſterbliche Dichter ſeinem Volke dieſen Reflexionsſpiegel vor: „Siehe, ſo biſt du, nichts-

nutziger Monomane! Zum Sprechen getroffen, aber wenig liebenswürdig, und für die Welt möglichst unbrauchbar!“ Das englische Volk ging darauf in sich, und vierzig Jahre später schüttelte es mit Donnergepolter, Pferdegetrappel und schwirrendem Eisen den Hamlet von sich ab. England durfte fortan die Shakespeare'sche Dichtung auf hundert Jahre vergessen; denn es hatte sich von ihrem Inhalte gründlich befreit, es war geschichtlich zu Verstande gekommen. Aber für die Germanen des Mutterlandes blieb Hamlet noch Jahrhunderte lang in voller Geltung.

Sämmtliche Antithesen des Monomanen der Reflection sind historische Erscheinungen: Claudius, Laërtes, Fortinbras. Der Claudius' gab es ganze Menagerien voll. Laërtes, der Romane, ist die unreflectirte Thatlust in all' ihrem Ungestüm. Keine Scrupel bis nach der Handlung, vorwärtsschreitend wie die Sandsäule der Wüste, Alles vor sich niederwerfend, nach rechts wie nach links hinsäbelnd. Keine philosophischen Axiome: „An sich ist Nichts weder gut, noch böse, das Denken macht es erst dazu!“ — sondern ohne Denken und Bedenken die Spitze des Rapiers vergiftet, September-Massacres, Noyaden von Nantes, republikanische Hochzeiten auf der Loirebrücke, Füsilladen von Lyon und von Toulon, gelegentlich auch wohl das Rapier zu seinem eigenen Verderben hinwerfend!

Germanen und Romanen haben in ihrer doppelten Unzulänglichkeit aus der Geschichte einen Kirchhof, ein Beinhaus gemacht; ganze Generationen wurden von der kalten Hand des Todes weggemäht: Verbrecher, Materialisten, Unfähige, Opfer! Welches Schicksalsgewitter, welche providentielle Schlächtereien! Der Monomane der Reflection ergreift mit den langen knöchernen Armen die Geliebte sammt allen seinen Feinden, und indem er sich selbst begräbt, vollzieht er die Decrete der sittlichen Ordnung, ein passives Werkzeug der Gerechtigkeit! Nach der Katastrophe kommen die Fortinbras, die Träger der nackten heilsamen Gewalt, amputiren die Gesell-

ſchaft, flicken ſie chirurgiſch wieder zuſammen und herrſchen de facto. Die Herſtellung kommt von außen, ſo lange die Geſellſchaft ſich nicht von innen heraus aufzubauen und durch eigene Kraft zu erhalten vermag. Auch das iſt Regel und Geſetz, das Vertreiben der Dynaſtien, der Tudors, Bourbons älterer und jüngerer Linie und der Napoleoniden genügt nicht; ſo lange die Völker nicht autonom denken und handeln, tragen ſie die Despotie in der eigenen Bruſt. Die krankhafte Reflection wie der tolle Lärm haben ſich beide als gleich unfertig erwieſen.

„Hamlet" iſt die Tragödie des kranken Bewußtſeins, der Trennung von Reflection und Willen. Das Gewiſſen, d. h. die einſeitige Ueberbildung des Verſtandes iſt gleich verderblich mit der gewiſſen- und bewußtloſen Manie der Action um jeden Preis. Der Dichter aber verſteht es, den Ueberſchuß an Gewiſſen im „Hamlet" dort zu verwenden, wo empfindlicher Mangel daran war; er giebt den Uſurpatoren und Deſpoten Gewiſſen.

Macbeth: Das Gewiſſen und die Hexen.

Wir haben uns den „Macbeth" bis zu guterletzt aufgeſpart. Zwei Punkte ſind es, welche dieſes Drama kulturhiſtoriſch machen: Das Gewiſſen und die Hexen. Dem logiſchen Gange gemäß gehört das Gewiſſen vor den „Hamlet", denn nach dieſem „macht das Gewiſſen Feige aus uns Allen". Wir mochten aber die Betrachtung des „Macbeth" nicht zerreißen, und das Macbeth'ſche Gewiſſen behält auch nach der „unfähigen Skepſis des reflectirenden Bewußtſeins" ſeine hiſtoriſche Bedeutung.

Macbeth iſt das menſchliche Gewiſſen in den höchſten Regionen. Das religiöſe Gewiſſen war immer dageweſen und

einen Christen zum Sieger über einen Heiden in der Ren bahn. So hatte der Zauberer Moses einst die ägyptisch Magier geschlagen. Concurrenz der Götter in der Tasche spielerei ihrer Auserwählten.

Konstantin — in der Schauspielerei war Nero ein Stür per gegen ihn — verordnete die Verbrennung aller Wahrsag und sah ihnen dann, den Heiden zu Gefallen, durch die Finge Erst unter Theodosius kam Methode in die Sache: das Heide thum sollte bis auf die letzte Wurzelfaser ausgerottet werde Als Heidenthum galt das gesammte Denken, Thun und Lass der altrömischen Gesellschaft. Alles das war des Teufel stammte vom Dämon und von den Dämonen. Wer irgend ei Handlung ohne den Segen der Kirche vollzog, stand mit de Dämon in Verbindung, Anathema! Der Dämon, jetzt n noch als böser Geist gefaßt, war der Erzfeind des Reich Gottes, der ewige Gegenstand des christlichen Kampfes. D Dämon war ein reales Wesen; den werkthätigen Glaub nicht wider ihn richten, die Sünde gegen den heiligen Gei

Als die letzten Erinnerungen an das fatale Heidenthu zu erlöschen begannen, also mit dem 6. Jahrhundert, verl sich auch nach und nach die dämonologische Wuth. Der fl ßige und methodische Sammler Lecky, dem wir in vielen h storischen Daten gern und dankbar folgen, constatirt von Ka dem Großen an drei Jahrhunderte der Ruhe, ja theilwei der Umkehr. Das Capitular vom Jahre 785 belegt n Todesstrafe: Kirchenraub, Priestermord ꝛc., „und wer a Heidenart vom Teufel getäuscht, glaubt, daß ein Mar oder Weib eine Hexe sei und Menschen fresse, und die b treffende Person verbrennt und ihr Fleisch verzehrt oder zu Verzehren giebt". (Eine schöne Zeit, wo solche Gesetze not wendig erschienen!)

Im 9. Jahrhundert eiferte der heilige Agobard, Erzbisch von Lyon, gegen den Glauben an Besessenheit, das Wette machen, die Ordalien. Im 12. erklärte Johann von Sali bury, der Vorläufer Roger Bacon's: die Versammlung b

der Nachtfrau oder Herodias, wo Säuglinge den Lamien preisgegeben würden, sei eine dämonische Verblendung armer Frauen und einfältiger Männer, die das geistig Erfahrne für körperlich nähmen. Ein verfliegender greller Lichtblick auf die wirklich vorhandene Hallucination!

Gleichzeitig mit den Karolingern wurde auf der iberischen Halbinsel die Gifthütte erbaut, deren Decoct eines Tages in die Adern der christlichen Welt bringen sollte: der maurisch-jüdische Anfang der neuern Naturwissenschaft.

Seit dem 11. Jahrhundert begann die Wirkung. Die Albigenier im südlichen Frankreich mußten mit Feuer und Schwert vernichtet, ihre Tendenzen der Hochwacht der Inquisition unterstellt werden. Die Kirche glaubte wieder lebhaft an den Teufel, ja an die Teufelsbegattung. Innocenz III. stellte Ketzer und Hexen auf eine Stufe — sind doch die Waldenser oder Valdesier niemals aus dem Geruch der Hexerei gekommen — und empfahl die Hexen ganz besonders seinem Ober-Inquisitor.

Die Kreuzzüge brachten neues Licht aus dem Orient, aber dieses Licht warf zugleich tiefe Schatten. Arabien und Persien regten nicht nur zu nützlichen Vergleichen an, erweiterten nicht nur den engen literarischen Horizont des Abendlandes; sie sandten auch, nach Draper's richtiger Bemerkung, Zauberer und Dämonen, Peris, die vom Thau leben, verzauberte Tews, bezauberte Paläste, wandelnde Bildsäulen, eherne fliegende Pferde, beherte Pfeile, Derwische, deren Seele in ein todtes Thier fuhr, unsichtbar machende Ringe, verdoppelte Körper, Gespenster, die auf Kirchhöfen das Fleisch der Todten verspeisen; sie wirkten mit bei der Schöpfung von Hexen, die im Mondlicht tanzen, von bösen Geistern, welche Kinder vertauschen, von Wind und Regen machenden Zauberern, von dem Reichthum verschaffenden Blutpakt mit dem Teufel, von ehernen redenden Häuptern ꝛc.

Die Hexerei nahm im 13. Jahrhundert gewaltig zu. Der Papst legte dem ersten deutschen Inquisitor, Konrad von Mar-

burg, die Hexen besonders an's Herz; in Sachsen und Thü
ringen zitterten sie. Glücklicherweise wurde der Hexenproze
erschlagen, die Verfolgten athmeten auf. 1458 erschien di
grimmige „Ketzergeißel", ein dominicanisches Machwerk m
ausführlicher Beschreibung des Satanskultus. 1484 erlie
Innocenz VIII. die berühmte Bulle Summis desiderante
in welcher Hexen und Zauberer als Verbündete des Satan
den Ketzergerichten überwiesen wurden.

So war das Hexenthum von der Kirche als Glaubens
artikel förmlich eingesetzt; es gehörte ins Credo wie Pilatus
Niemals hat die Kirche diesen Artikel zurückgenommen. Di
Doctrin wurde ausgearbeitet in dem Kölner „Hexenhammer
von 1489 — einem hübschen Erstling der Buchdruckerei. S
schleppte sich in ihrer Vollendung in's Zeitalter der Refor
mation. Der martialische Papst Julius II. kündigte au
den Dämonen in einer eigenen Bulle Krieg an. Der gu
müthige Hauspapa Hadrian VI. ermannte sich zu einem ähn
lichen Manifest. Die relativ humane Carolina, Karl's V
Strafgesetz, verhängte den Feuertod über die Malefizweibe
mit Ausnahme der Fälle, wo kein wirklicher Schaden ang
richtet worden. Einzelne Landesgesetzgebungen folgten. Da
es Hexen und Zauberer gebe, daß sie mit des Teufels Hül
Böses stifteten, das war und blieb feststehende Thatsache.

Weder Reform noch Renaissance halfen. Erasmus spo
tete und war nicht frei. Luther, der persönlich mit dem Teu
zu thun hatte, glaubte an dessen Werkzeuge und Opfer. „I
will kein Mitleid mit diesen Hexen haben; ich wünsche, d
man sie allesammt verbrenne, nämlich hienieden auf de
Holzstoß, jenseits ewig im höllischen Feuer." Calvin mad
zu Genf den Hexen peinlichen Prozeß, und seine getreuest
Anhänger, die Schotten, haben in der Verbrennung der Hex
am Längsten den Preis davongetragen.

Bei den Protestanten wüthete der Hexenprozeß vielfa
noch energischer als bei den Katholischen. Hier wie da
herrschte die haarsträubende Ansicht: das Weib hat Lust z

nne, das beſorgt der Satan. Das Weib iſt neidiſch, eifer-
tig, thut gern Andern Schaden: das beſorgt der Satan
ſeit den Tagen des Paradieſes. Die erſte Frage an die
ulpatin war: „Glaubſt Du an Hexen?“ Wenn Nein, ſo
der Fall der Ketzerei vor, der ſchon allein des Todes würdig
. Wenn Ja, ſo war der Anfang gemacht. Viele ſtarben
den Qualen der Folter; dann hatte der Teufel die Hand
Spiele. Ueberlebten ſie die Tortur, ſo wurden ſie halb-
kelt verbrannt. Die höchſte Gerechtigkeit beſtand in der
ufung an eine Juriſtenfacultät.

Kurfürſt Auguſt von Sachſen bedrohte die armen Weiber
rothen Haaren und triefenden Augen, die ſich durch Manie
ächtig machten, mit dem Feuertode. 1572, im Jahre der
hochzeit, wurde eine Prinzeſſin von Braunſchweig ange-
t, im Bunde mit dem Teufel ihrem Eheherrn Gift bereitet
haben. In den letzten zehn Jahren des 16. Jahrhunderts
den zu Braunſchweig oft 10—12 Opfer täglich verbrannt,
nal 133 an einem Tage. Der Richtplatz zu Wolfenbüttel
vor lauter Brandpfählen wie ein kleiner Wald aus. In
Grafſchaft Henneberg trieb man zu Anfang des 17. Jahr-
derts 144 Perſonen in die Brandpfähle.

Was die Juriſtenfacultäten betrifft, ſo erklärte der ge-
te Juriſt Carpzow, der im Jahre 1667 ſeine „Criminal-
is“ herausgab, er habe bei der Ueberführung von 20,000
eklagten mitgewirkt!!

Das dürre Holz des Neukatholicismus brannte jedoch
ſo gut, wie das grüne der Proteſtanten. Seit dem erſten
bis waren die Inquiſitionstribunale competent für Hexen-
, und beſonders im Süden der belle France, wo der
an ſehr mächtig war wegen der vielen Obſtbäume (Apfel?).
Carcaſſonne und Toulouſe verbrannte man methodiſch, in
bis auf Voltaire berüchtigten Toulouſe einmal 400 Per-
n zugleich. Im 17. Jahrhundert machte der fromme Urbain
ubier einen Pakt mit dem Teufel, deſſen Original ſich
irklich in der Hölle befand, den aber ſeine Feinde in copia

beſaßen. Scheible hat ihn im „Kloſter" autographiſch bewahrt. Dieſen Grandier haben die Collegen unter den jetzlichſten Qualen zum Tode gebracht.

In Spanien verſtand ſich das Hexen und Verbre von ſelbſt, vornehmlich war Toledo brandrüchig, wegen Mathematik. In Italien loderten die Stöße beſonders h an den Alpenabhängen: in Como lange Zeit jährlich 500, einmal 1000 zugleich.

In den katholiſchen Bisthümern Deutſchlands ging natürlich hoch her. Im Erzſtift Trier verbrannten 1585 in den folgenden Jahren 6500 Perſonen; in der Graff Werdenfels, die zum Erzſtift Freiſing gehörte, von 1589—1 48 Weiber, wobei der leitende Richter, Kaspar von P ſich entſchuldigte, die Unterſuchung nicht mit allem Eife Ende geführt zu haben, weil anſonſten wohl nur w Weiber der Grafſchaft dem Feuertode entronnen ſein wür Dabei hatte das Gerichtsperſonal „gefreſſen und geſoffen

Schon 1530 leuchtete ein Gedanke im Kopfe eines Biſ von Bamberg auf. Fürſtbiſchof Johann Georg II. äu über die Anwendung der Folter, auf die eine 95jährige gelegt worden: „Oefter ſchon haben wir von den Gefang gehört, noch ehe ſie bekannt haben, wie ſie wohl einſehen, Keiner, ſo der Hexerei halber eingefangen iſt, mehr her kommt. Ehe ſie nun Pein und Marter ausſtehen, wolle lieber zu allem, was ihnen vorgehalten werde, Ja ſagen, w ie es auch entfernt nicht gethan, noch jemals daran ge haben." Auf einen der Nachfolger dieſes Biſchofs k 300 Brandopfer, i. J. 1627 in der Stadt Bamberg und Markt Zeil 285!

Und doch hatte Papſt Gregor XV. im Jahre 1623 drücklich verboten, Jemanden wegen Hexerei mit dem Tod beſtrafen, wenn nicht über allen Zweifel nachgewieſen wo daß durch böſe Kunſt ein Anderer um's Leben gekommen Und doch hatte Kaiſer Ferdinand II., der damals Herr ganz Niederdeutſchland war und ſich zum Erlaß des 9

der, Kranken und säugenden Mütter verboten. Aber alles dieses Mehr oder Weniger, dieses Erschrecken über die Consequenzen eines für richtig gehaltenen Prinzips, wurde tief in den Schatten gestellt durch eine strahlende Ausnahme unter den Fürsten des 17. Jahrhunderts, durch die Herzogin Dorothea von Brieg, die „liebe Dorel" genannt. Gelegentlich einer Rinderpest kam eine alte Frau in den Verdacht der Teufelei. Der Dorfpfarrer donnerte von der Kanzel herab über die Gewalt Satans. Darob ließ ihm die Herzogin einen Verweis zukommen: Es lasse sich auf keine Weise mit Gottes Barmherzigkeit und der Versöhnung durch seinen Sohn reimen, daß er durch den Teufel sollte einem alten Weibe Macht gegeben haben, sein eigenes Strafamt zu verrichten. Der Pfarrer könne von wahrer Hexerei kein einziges Beispiel aus der Geschichte aufbringen, sondern müsse bei verständiger Ueberlegung finden, daß solche arme Weiber bei Folter und allerlei Pein zum Geständniß getrieben, auch auf falsch Zeugniß zu Tode gebracht wären.

Alle Mahnungen und Warnungen — die grundsätzlichen am meisten — schwammen gegen den Strom. Die öffentliche Meinung bei Protestanten wie bei Katholiken war für die Hexerei, viele Opfer glaubten selbst daran.

Wenn die Tübinger Juristenfacultät 1713 eine alte Frau zum Feuer verdammte, weil sie einen Knaben durch Zauber krank gemacht, so starb 1749 — in Goethe's Geburtsjahr — die Subpriorin des Klosters Unterzelle bei Würzburg desselben Todes, weil sie vom Teufel besessen, was sie selbst — freilich auf der Folter — bekannte.

Nicht die Folter allein erzeugte das Bekenntniß. Der Hexenglaube war eine geistige Epidemie oder Endemie, eine Jahrhunderte lang andauernde Krankheit der christlichen Menschheit, die sich nur sehr schwer aus dem Horizonte des allgemeinen Bewußtseins vertreiben ließ. Gar manche spiritualistische Aufklärer von heute, denen die Freiheit von diesem Wahn in die Windel eingebunden wurde, hätten sich niemals selbständig

seiner entledigt. Im graden Gegensatze zu dem spanischen Toledo bringt die Mathematik heutzutage die Zauberei auf einem Umwege wieder herein, und der Spiritualismus läuft ahnungsgrauend hinterher.

Noch in anderer Weise gehörte die Hexerei in's damalige Zeitbewußtsein. Die Verzweiflung des armen und niedrigen Volkes an seiner ökonomischen Lage steigerte sich bis zur kranken Ekstase — die Heiligen hatten die ihrige gehabt. Im großen Durchschnitt huldigten die Kaiser und Fürsten, Ritter und reichen Städter der vornehmen kostspieligen Hexerei, der Astrologie. Bedürftige Gelehrte, oft im aristokratischen Dienst, betrieben die physikalische Hexerei oder Alchemie. Sie alle begnügten sich nicht mehr mit den Elixiren der Kirche, welche in der Hexerei jeglichen Ranges ihre Feindin und Nebenbuhlerin erblickte. Schon seit dem 15. Jahrhundert entbrannte der Durst, der Natur in's Herz zu dringen, um Hülfe von der mächtigen zu erlangen. Da nun die Mittel nicht gefunden waren, ihr etwas „abzuzwingen", so hatte der Schamanismus unter jederlei Gestalt seine goldene Zeit. Gegen diesen rein pathologischen Zustand hatte die Opposition einen schweren Stand.

Fünf Jahre nach der Bulle des achten Innocenz erhob sich Ulrich Molitor (Müller) zu Kostnitz mit einem lateinischen Dialoge über die Lamien und weissagenden Weiber. Agrippa von Nettesheim, selbst der Magie verdächtig, vertheidigte öffentlich und rettete zu Metz eine Hexe. Sein Schüler, Dr. Joh. Weier oder Wier (Wagner), Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve, ein braver und gelehrter Mann, voll Wahrheitsliebe, aber ohne Genie, ließ (1563) seine lateinische Schrift „Von den Zaubermitteln der Dämonen" erscheinen. Als Pfaffenfeind mißtraute er allem Pfäffischen. Als Arzt trieb er Psychiatrie und erklärte vieles Thatsächliche als Krankheitssymptom; auch deutete er auf die Wirkung von Aconitum, Solanum somniferum ꝛc. hin. Er behandelte die Frage ganz richtig pathologisch, und verlangte Freisprechung ab in-

stantia. Die Möglichkeit des Verbrechens ließ er dagegen offen. Auf die Frage: giebt es Geister, unkörperliche Wesenheiten? antwortete Wier mit Ja; er glaubte an Geister. Wier wurde gehaßt, weil er sich nicht furchtbar zu machen wußte; wäre er furchtbar geworden, so hätte man ihn verbrannt.

Will man den juridischen Wahnsinn der Hexenprozesse begreiflich finden, so muß man auf die Stimmung der Jurisprudenz achten, wie sie bei bedeutenden Männern sich kund that. Der gelehrte französische Staatsrechtler Bodin, der Verfasser des Buches „Von der Republik", schrieb auch über „die Teufelssucht der Zauberer" (1581). Neben ihn stellen wir den hochpopulären genialen Humoristen Fischart von Mainz, den deutschen Rabelais. Beide glaubten sie an die Dämonen und ihre Einwirkung auf das zarte, aber schwache Geschlecht. Bodin ereiferte sich sogar heftig gegen den ärztlichen Aufklärer Wier.

Frei war nur Michel Montaigne in seinen „Essais" (1588); ausführlich haben wir in der „Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts" von ihm gehandelt, allwo sich auch die Schlagstellen gegen den Hexenglauben finden. Wie erklomm Montaigne diesen höchsten Standpunkt, den in Deutschland noch ein Jahrhundert lang Keiner erreichte? Dadurch, daß er die theologischen Autoritäten als gänzlich incompetent beseitigte, daß er die geschichtlichen Analogien, den sogenannten Consensus gentium, die Verkehrtheiten und Irrsale der Perser, Hebräer, Griechen, Römer, Deutschen, Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, die Aussprüche der Propheten, Theologen, Doctoren, Richter, Magistrate, sammt allen ihren vieltausend Zeugnissen und Beweisen, als nicht maßgebend von der Hand wies, und einfach erklärte: Es *kann* nicht sein, und deßhalb *ist* es nicht. Er kannte das Schwergewicht der vorgefaßten Meinung: „Ich löse die Frage gar nicht, ich durchhaue sie." Mit seinem kerngesunden, vorurtheils- und pathosfreien Verstande zerhieb er den Gordischen Knoten: „Wie viel natürlicher und wahrscheinlicher finde ich es, daß zwei Menschen lügen,

als daß ein Menſch in zwölf Stunden wie der Wind vom Orient in den Occident fliege; wie viel natürlicher, daß unſer Faſſungsvermögen auf Fittichen unbotmäßiger Phantaſie ſich verirrt, als daß Einer von uns auf einem Beſenſtiel davon ſchwebt, den Kamin hinauf, in Fleiſch und Bein, mit Hülfe des böſen Dämons!" Dieſe Höhe des Skeptikers Montaigne erreichte ſpäter nicht einmal der ſcharfe Kritiker Bayle, weil ſein Innerſtes calviniſtiſch gefärbt blieb. Bayle wollte den böſen Willen der Hexen beſtraft wiſſen; an ihre Macht glaubte er freilich nicht. Umgekehrt und doch ähnlich — nämlich immer dualiſtiſch — verhielt ſich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der von Leſſing betonte Holländer Bekker in ſeiner „Bezauberten Welt". Bekker leugnete die phyſiſche Macht des Teufels; aber ſeine geiſtige Macht bezweifelte er durchaus nicht. Was iſt nun eine Macht, die nichts von der Stelle zu rücken vermag?

Auch Montaigne that dem Unweſen keinen Einhalt; aber auf ihn mußte ſich die ganze Folgezeit ſtets zurückbeſinnen. Er hat das Axiom formulirt, welches die öffentliche Meinung eines Tages beſtimmen ſollte: Hexerei gleich Abgeſchmacktheit!

Ein halbes Jahrhundert nach Montaigne ſchrieb der deutſche Jeſuit Graf Friedrich von Spee, auch als lyriſche „Trutznachtigall" in dem Jammer des 30jährigen Krieges bekannt, ſeine Cautio criminalis de processibus contra sagas, „Criminaliſtiſcher Vorbehalt in Sachen der Hexenprozeſſe", 1631. Wenn der Arzt Wier das pathologiſche Moment bei den Angeklagten betonte, ſo legte Spee den Nachdruck auf die Form der Prozedur ſelbſt.

Die Folter, ſagt er, erfülle Deutſchland mit Hexen. Alle angeblichen Hexen, mit denen er ſich auf Erörterungen eingelaſſen, hätten ihm befriedigende Auskunft ertheilt. Er erklärte ſich die Bekenntniſſe alſo: das Unerklärliche werde durch die Folter in die Inquiſiten hineininquirirt.

In Deutſchland nahm Thomaſius, der erſte Zopfgelehrte der ſich deutſch auszudrücken beliebte, im Anfang des 18. Jahrhunderts die Rechtsfrage ernſtlich in die Hand: „Kurze Lehr-

ſätze von dem Laſter der Zauberei". Ein trauriges Zeichen ſelbſt dieſer vorgerückten Zeit iſt grade die Ehrlichkeit des Thomaſius. Noch im Jahre 1698 hatte er als Richter in einem Hexenprozeſſe fungirt und für — Schuldig geſtimmt! Erſt die damaligen Bedenken eines Collegen brachten ihn auf eine andere Gedankenreihe; er begann zu zweifeln und wurde logiſch.

Was die Hexenſpürer beſonders gern herausverhören wollten, war die nominatio socii, die Angebung der Mitſchuldigen. Dieſem Zwecke galt auch der gräßliche Satz in der entſetzlichſten aller Criminalordnungen: „Ein der Hexerei bereits Ueberführter kann dem Rechte nach vor der Execution noch gar wohl torquiret werden, weil er durch die Condemnation servus poenae, Sclave der Strafe, wird und nit anders als cadaver mortuum, todter Leichnam." Wie mag dieſer Satz den braven Spee angemuthet haben, der doch die Jeſuitenregel: perinde ac cadaver, gleich wie ein Leichnam, kannte und der ſich als Ordensbruder plötzlich auf einer Rangſtufe mit dem verfehmten Hexenmeiſter fand! Zur Sache aber erkannte er deutlich, wohin dieſer Höllenzwang zur Denunciation führen mußte, wie Angſt, Bosheit, Rache und Delirium aus einem Prozeſſe hundert machten.

Spee ſchrieb ſein Buch mit 35 Jahren, mit 40 war er grau vor Kummer über die zahl- und ruchloſen Executionen.

Auch dieſer Nothſchrei verhallte. Noch immer blieb die Frage in Deutſchland unerledigt: Worauf gründet ſich der Glaube an die Möglichkeit der Hexen? kann es Hexen geben? In dieſer Frage war Spee weniger ſattelfeſt. Er meinte, es ſeien in der Welt wirklich Zauberer und Unholde, die nicht ohne Leichtfertigkeit und groben Unverſtand geleugnet werden könnten. Geſtank, Häßlichkeit und Hexenmale machten ſolche Individuen zum Gegenſtück der Heiligen.

Leibniz hat den Spee würdig geprieſen. Auch ein anderer Jeſuit, der P. Adam Tanner aus Innsbruck im „glaubenseinigen" Tirol, erhob ſich mit offenem Viſir gegen den Hexen-

wahn. Das Capitel von der „Gerechtigkeit“ in ſeinem vierbändigen Werke: Universa theologia, scholastica, speculativa. practica, Ingolſtadt 1626, reiht ſich vollkommen ebenbürtig an die Cautio criminalis an.

Thomaſius, der entfernt nicht mit Montaigne verglichen werden kann, drückte die rationaliſtiſche Stimmung aus, welche das neue Jahrhundert mehr und mehr beherrſchen ſollte. Die Geſetzgeber traten allmählich für jene Stimmung ein; die Krankheit erloſch, weil man ſie für abgeſchmackt erklärte. Mit ſchneckenhafter Langſamkeit verlaufen ſolche Heilungsprozeſſe bei ganzen Völkern. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, kurz vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, wurden in Spanien und zwei Jahre darauf im Kanton Glarus in der Schweiz die letzten europäiſchen Hexen verbrannt; nicht ſpäter als 1874 loderte und qualmte der Scheiterhaufen zu S. Jacobo in Mexiko für zwei Hexen, die auf öffentlichem Markt in Gegenwart des Gouverneurs und einer großen Maſſe Volkes verbrannt wurden! Aber merkwürdig und völkerpſychologiſch lehrreich: als die europäiſchen Staaten die Hexerei nicht mehr anerkannten, zuckte der Glaube an ſie im Volke noch nach. Unſer Jahrhundert noch erlebte Criminalprozeſſe wegen der an Hexen verübten Lynchjuſtiz. So ſchwer war die Vorſtellung aus den Köpfen zu bringen, daß es Mädchen oder Frauen gebe, die im Bunde mit dem Teufel alles mögliche Unheil anſtiften, durch die Luft zum Hexenſabbath fahren, um ihrem ſchwarzen Herrn und Meiſter zu huldigen, ja deren erwieſenes Alibi nichts beweiſt, weil ſolche Perſonen — die immer vorausgeſetzt werden — zwei Körper beſitzen, einen wirklichen und einen teufliſchen Scheinkörper.

— —

Es iſt nunmehr Zeit, unſern Blick nach England zu richten. Die hagebüchenen Sachſen hatten an ihrem Common Law oder gemeinen Rechte einen ſtarken Wall wider römiſch-kano-

niſche Vergewaltigung. Das eigentliche England iſt das einzige chriſtliche Gebiet, auf welchem die Folter niemals legal wurde. Der ſtete Fluß des öffentlichen Lebens, die Parteiungen, die Thronkämpfe bildeten ein Präſervativ wider die ſtillbrütende Inquiſition. Aufruhr, Todtſchlag, Feldſchlacht ſind doch noch paradieſiſch zu nennen gegen den ränkevollen immerwährenden Krieg wider Satan und Conſorten in der Marterkammer.

Ganz unbehelligt freilich ſchlüpfte England nicht durch den Engpaß der Völkerentwickelung. Wir wiſſen, daß Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, la Pucelle, im Jahre 1430 zu Rouen als Hexe lebendig verbrannt wurde, allerdings aus politiſchen Gründen, auf engliſches Geheiß, doch von franzöſiſchen Richtern und Henkern. Im erſten Theile „Heinrichs VI." werden die Jungfrau und ihr Prozeß von Shakeſpeare im Geiſte der Chronik behandelt. Johanna ſteht im Bunde mit der Hölle, ſie beruft ſich auf ihre „Zauberſprüch' und Amulete"; ſie citirt die Geiſter, die

„ſchleunigen Helfer, die da zugeordnet
Des Nordens herriſchem Monarchen."

Dieſe Geiſter laſſen ſie in der Kataſtrophe im Stich, ſie hängen und ſchütteln die Köpfe und verſchwinden.

„Zu ſchwach ſind meine alten Zauberei'n,
Die Hölle mir zu ſtark, mit ihr zu ringen;
In Staub ſinkt, Frankreich, deine Herrlichkeit."

Sie wird gefangen. So ſprach die ihr feindliche öffentliche Meinung, welche von den Engländern, die ihre Niederlagen nicht verſchmerzten, begierig aufgegriffen wurde. Im letzten Kreuzverhör, im Lager des Herzogs von York, erklärt dieſelbe Pucelle, ſie ſei nicht

„erzeugt von Hirten auf der Flur,
Nein, aus der Könige Geſchlecht entſproſſen,
Heilig und tugendſam, erwählt von droben,
Durch himmliſche Begeiſt'rung reich begnadigt,
Auf Erden hohe Wunder zu bewirken.
Mit böſen Geiſtern hatt' ich nie zu thun."

Das war die eigentlich nationale Anſicht in Frankreich, welche Schiller zur Apotheoſe des Patriotismus gewendet hat: „Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht ihr Alles ſetzt an ihre Ehre“. Der engliſche Dichter läßt ſie hier heucheln; für ihn liegt die Wahrheit in jenem Monologe. Bekanntlich ſtellte ſich Voltaire auf Shakeſpeare's Seite, um die Pucelle als Fetzel auf den Düngerhaufen der Pfaffheit zu werfen. Es blieb alſo controvers, ob Johanna von Orleans durch göttlichen oder teufliſchen Zauber ihre Wunder verrichtet, ob ſie mit weißer oder mit ſchwarzer Magie ausgerüſtet geweſen.

Der engliſche Dichter ſpricht als Patriot, wie immer in den Königsdramen, und behandelt die Hexerei objectiv in Sinn und Styl der Chronik. Es hat alſo nichts auf ſich mit dem „Schandfleck“ in ſeiner Glorie, mit dem „Brandmal“, das er beim Scheiterhaufen von Rouen ſich aufgedrückt habe. Obendrein iſt das in Rede ſtehende Stück eins von denen, die der junge Theaterdichter im Anfange ſeiner Laufbahn retouchirte. Man will ſogar drei Hände bei der Arbeit entdeckt haben. Dem Kenner will es kaum glaublich erſcheinen, daß Shakeſpeare die zahlloſen lahmen Jamben verfaßt habe, die das Drama durchhinken, daß er jenes Reimgeklingel angeſtellt, welches beiſpielsweiſe die 5., 6. und 7. Scene des 4. Aktes durchzieht. Kurz, Shakeſpeare's Anſicht vom Hexenthum darf man in „Heinrich VI.“ nicht ſuchen.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, vor Anbruch der Reformation, blühte der Hexenglaube luſtig in Altengland. Richard III., der ſchlimme Gloceſter, wußte das Land nicht beſſer gegen die verwittwete Königin und die Anhänger Richmonds aufzuhetzen, als indem er ſie der Zauberei bezüchtigte. Elisabeth wurde gleich nach ihrer Thronbeſteigung von einem Kanzelhelden auf die „wunderbare Vermehrung“ der Hexen aufmerkſam gemacht und der echt pfäffiſche Wunſch hinzugefügt, das Unheil dieſer Höllenbrut möge ſich nicht höher verſteigen, als bis zu den Unterthanen Ihrer Majeſtät!

Der Calvinismus entfeſſelte ganze Schwärme von böſen

Geistern über England. Während der elf Jahre des langen Parlaments verbrannte der Glaubenseifer 3000 Personen. Lecky gibt an, daß vom 20. Statut Heinrich's VI. bis zum Jahre 1736 — in drei Jahrhunderten — 30,000 Opfer gefallen seien.

Die wahre Brutstätte und Vorrathskammer des Hexenglaubens war aber Schottland. Aus dem schottischen Nebel fuhren die Hexen legionenweise auf, erst katholische, dann calvinische. Es gab alte Gesetze wider den Dämonenkultus. Maria Stuart verschärfte sie. John Knox überbot die papistische Königin. Ihr Sohn Jakob VI. haßte die Presbyterianer wie den schwarzen Tod, aber ihr fanatischer Hexenglaube begegnete seinen scholastischen Grübeleien.

Auch die englische Welt war damals voller Dämonen, die sich besonders durch Schlüpfrigkeit auszeichneten, so daß die Weiber auf der Folter die entsetzlichsten Details aussagten. Ein Psychiater jener Zeit, um 1600, Richard Burton, bemerkt in seiner Anatomy of Melancholy, „Zergliederung des Trübsinns", wörtlich Folgendes und zwar im Einverständniß mit dem niederländischen Gelehrten Lipsius: „Eins muß ich sagen, ich glaube nicht, daß in irgend einem früheren Zeitraum eine solche Masse von Satyrn und von jenen schlüpfrigen Geistern sich gezeigt hat, wie es jetzt die Tagesgespräche und gerichtlichen Urtheile darthun."

Als sich Jakob I. seine dänische Braut geholt, erhob sich auf der Rückfahrt ein wüthender Sturm, dem das erlauchte Paar mit knapper Noth entkam. Es ergab sich aber, daß grade vor Ausbruch des Sturmes Agnes Sampson mit 200 andern Weibern in Sieben von Leith nach North-Berwick gesegelt war, ein Banket mit dem Teufel zu halten. Die Tortur, welcher die theologische Majestät in höchsteigener Person und mit inquisitorischem Scharfblick beiwohnte, förderte die schaurige Wahrheit zu Tage, daß obbemeldete 200 Schachteln auf dem Meere eine schwarze Katze getauft und

dann ersäuft hatten, worauf ganz natürlich der Königssturm sich erhob.*)

Jakob mit der wulstigen Unterlippe, von der sich die reichlichen Libationen theilweise auf den Bauch ergossen, hielt sich für verfolgt vom Teufel. Von den Opfern seiner Hexenjustiz ließ er sich die Melodien vorsingen, welche die Begleitung zu dämonischen Prozessionen abgegeben; es that seiner königlichen Seele wohl, wenn eine Inquisitin in der Marterschraube bekannte, der Teufel habe (als echter Cavalier von der Hofkultur beleckt) von ihm, dem Könige gesagt: Il est un homme de Dieu. Nach diesem Entremet feuerte Jakob die Geschwornen zu unnachsichtiger Strenge an. Geschworne thaten wie Carpzow'sche gelehrte Richter.

Dieser schottische Ketzer- und Hexenrichter bestieg im Jahre 1603 als Erbe der Elisabeth den englischen Thron. Als Morgengabe schenkte er seinem neuen Königreich ein Gesetz: Zauberei ist ein todeswürdiges Verbrechen, selbst wenn kein Schaden daraus entspringt — also hinter die Carolina zurück. Dann folgten Prozesse auf Prozesse unter Jakob, unter Karl I. und, wie schon gesagt, unter dem langen Parlament. Der General-Hexenspürer der Parlamentszeit, Matthias Hopkins, erlangte eine schaurige Berühmtheit, als er 1645 Essex, Sussex, Norfolk und das Cromwell'sche Huntingdon durchzog und eine wahre Razzia gegen die armen alten rothhaarigen Succubä oder gespenstigen Unterliegerinnen veranstaltete. Zuletzt fing er sich in seiner eigenen Schlinge: er wurde selbst verdächtig, man stellte die Wasserprobe mit ihm an, und siehe,

*) Mit der Katze, die bis in den allerneuesten polizeiwidrigen Unfug verlumpter Bauernzauberer und schwindelnder Schinderknechte ihr Wesen treibt, hat es folgende Bewandtniß: Der altgermanischen Frowa, der Isis des Tacitus, waren die Katzen geweiht. Das ging von der Ehegöttin auf die Bräute und Weiber überhaupt über. Die von Riesentöchtern herabgekommenen Hexen verwandelten sich in Katzen, oder die Katzen dienten den Hexen.

er ſchwamm oben auf — das Waſſer wollte ihn nicht, man übergab ihn dem Feuer.*)

Mit Grauen verzeichnet die Geſchichte die Thatſache, daß unter der Republik von 1649—1660 in England mehr Hexen verbrannt wurden als vorher und nachher. Der finſtere calviniſche Geiſt, das beſtändige Hochgericht über die Welt und die Natur, Verdammte, Dämonen, Satanskinder, warf einen tiefen Schatten auf die Bewegung der politiſchen Freiheit wider Krone, Feudalität und biſchöfliche Kirche. In dieſem Punkte wetteiferten die Diſſenters mit den Episkopalen. Glanville, ein gelehrter, halbſkeptiſcher Hochkirchler, trat noch 1681 entſchieden für den Wahn ein; wüthiger noch der Puritaner Baxter 1691. Die Pilgrimväter, die als Exulanten die nordamerikaniſchen Colonien zum Aſyl der Freiheit wählten, die Urväter der heutigen Union, ſie ſchleppten den Teufels- und Hexenglauben in Neuengland ein und ſchlachteten ihm dort ihre menſchlichen Hekatomben.

Immerhin war in dem ſchottiſchen Wahnſinn am meiſten Methode, weil der rabiate Calvinismus dort am längſten in gutem Glauben handelte. Kreuzbrave ehrbare Leute, dieſe presbyterianiſchen Pfaffen! Gewiſſenhaft ſtöbern ſie jedes Neſt des Teufels aus, um die dämoniſchen Krokodilseier zu vernichten. Es handelte ſich um das Heil ihrer Seele, um das Seelenheil der ihnen anvertrauten Heerde. Belial iſt mächtig und verſchlagen, ſtellen wir in jeder Diöceſe Treibjagen an, daß er uns nicht entrinne! Und dann hinein mit der Brut in's irdiſche Feuer, das ſchwache Vorbild des hölli-

*) Das erinnert an den draſtiſchen Spötter Samuel Butler, der nach der Reſtauration Karl's II., in den 60er Jahren, in ſeinem komiſcher Epos „Hudibras" ſagte: „Sie wurden gehängt, blos weil ſie nicht ertrunken waren". (Die aus Oſtindien herübergekommene Waſſerprobe beſtand darin, daß Inculpat an Händen und Füßen gebunden, in tiefes Waſſer geworfen wurde. War er ſchuldlos, ſo verſank er; war er ſchuldig, ſo ſpie ihn das Waſſer aus.)

ser Weg war lang, dennoch halten wir ihn nicht für
Umweg. Was ſind die Shakeſpeare'ſchen Hexen im
ch"? Wie faßt der Dichter dieſe Unholdinnen auf?
Rolle ſpielen ſie in der Tragödie?

nächſt tritt uns eine plumpe Behauptung entgegen, die
mpen Folgerungen ruht. „Macbeth" iſt nicht vor der
eſteigung Jakob's I. in England geſchrieben. Das war
Früher ſetzte man nach oberflächlichen Anzeichen das Jahr
ls die Zeit der Entſtehung des Stücks an. Aber erſt
em Jahre 1610 beſpricht der mitlebende Dr. Forman die
rung des „Macbeth" ganz im Sinne einer Theater-
. Das Stück iſt folglich am Ende des erſten Jahr-
des 17. Jahrhunderts entſtanden. König Jakob hatte
länglich als Hexenfeind documentirt. König Jakob
or Jahren einen Sturm erlebt, der offenbar von Hexen
en erregt worden war. Shakeſpeare bringt alſo Hexen
Bühne, welche an jenen Sturm ſchuldbewußt erinnern.
eie nur, wie die Hexen im „Macbeth" zuerſt auftreten:

1. Hexe: „Doch ſchwimm' ich noch im Sieb, ich kann's,
Wie eine Ratte ohne Schwanz."
2. Hexe: „Geb' Dir 'nen Wind."
3. Hexe: „Ich den zweiten obendrein."

Dürr wie Heu ſoll er verdorr'n,
Und kein Schlaf durch meinen Zorn
Tag und Nacht ſein Aug' erquickt,
Leb' er wie vom Fluch gedrückt.
Sieben Nächte, neun mal neun,
Siech und elend ſchrumpf' er ein!
Kann ich nicht das Schiff zerſchmettern,
Sei es doch umſtürmt von Wettern."

Shakeſpeare ſchiebt den Hexen das Verbrechen Macbeth's die Schuhe — er will dem König Jakob ſchmeicheln, d Hexenglauben huldigen. Quod erat demonstrandum.

Derſelbe Shakeſpeare, deſſen Held „ſich über's künft Leben wegſetzt!" Was ſind Hexen und Hexenprozeſſe o das jenſeitige ewige Feuer! Ja, wenn's mit Folter und Ho ſtoß abgethan wäre!

Die Fabel des „Macbeth" iſt der ſchottiſchen Chronik d Holinſhed von 1577 entlehnt; der Chroniſt beſchreibt d Hexen folgendermaßen: „Drei Weiber in ſeltſamem, wildem A zuge, den Geſchöpfen einer frühern Welt gleichend." Sie we ſagen ausführlich im Märchenton. Es waren „entweder Zaub ſchweſtern, d. i. Schickſalsgöttinnen, oder irgend welche Nymph oder Feen, begabt mit der Kunſt der Prophetie durch nekroma tiſche Wiſſenſchaft."

Macbeth ſagt zu Banquo:

„Wer ſind dieſe?
So eingeſchrumpft, ſo wild in ihrer Tracht?
Die nicht Bewohnern unſ'rer Erde gleichen,
Und doch drauf ſtehn?"

Zu den Hexen:

„Ihr ſolltet Weiber ſein,
Und doch verbieten Eure Bärte mir,
Euch ſo zu deuten."

Offenbar haben wir es weder bei Holinſhed noch Shakeſpeare mit menſchlichen Weibern zu thun, vielmehr einer Art griechiſcher Graien, grauen Schweſtern, mit fauſtiſc Phorkiden.

Holinſhed läßt den Macbeth weiterhin durch „gewiſſe Zauberer" vor Macduff warnen. Zum dritten Male iſt es nicht eine Hexe, die das Doppel-Orakel vorträgt: Kein vom Weibe Geborner hat dir etwas an; der Wald von Birnam muß ſich nach Dunſinan bewegen, ſonſt nicht.

Shakeſpeare ließ dieſen dreifachen Anſatz bei Seite; er hielt einfach die drei weird sisters, die Schickſalsſchweſtern für drei, wie Grazien, Parzen und Furien.

Dieſe Drei ſtehen bei dem Dichter nicht unter dem Oberbefehl des Teufels, ſondern unter der von ihm viel gebrauchten Idee tergemina, der Dreigeſtalteten: Luna am Himmel, Diana auf der waldigen Erde, Proſerpina in der Unterwelt. Die letzte Hypoſtaſe hat der Dichter immer im Auge. Hekate iſt ihm die Göttin des Dunkels, der Nacht, der Beſchwörungen, der Zauberei. Er bildet ſich alſo hier auf eigene Fauſt eine neue Mythologie, welche der Nachtſeite des Lebens plaſtiſche Geſtalt verleiht. Die jüdiſch-chriſtliche Mythologie iſt überhaupt dem Dichter antipathiſch.

„Trefft mich am Pfuhl des Acheron!"

fehlt Hekate, wenngleich das Thal des Acheron ſpäter nur die „finſtere Höhle" iſt.

Neben Holinſhed hatte Shakeſpeare noch eine zweite Quelle, ein kulturgeſchichtlich denkwürdiges Buch von 1584: „Die entlarvte Zauberei", von Reginald Scot. Der Verfaſſer war ein kühner kritiſcher Geiſt, weit bedeutender als Wier, an Montaigne hinſtreifend; zwiſchen beiden hält ſein Werk auch äußerlich die Mitte. Scot iſt der entſchiedenſte Gegner des Exorcismus, den er für Täuſchung und Betrug erklärt. Seine Polemik iſt ebenſo ſchlagfertig als geſchickt. Hier borgte Shakeſpeare Ausdrucksweiſe und Formeln des Hexenthums. Scot ſah ihm wahrlich keine Veranlaſſung, dem Wahn des gekrönten Theologen zu huldigen.

Man höre Reginald Scot über die kläglichen Teufelsopfer: „Alte, lahme, triefäugige, vergilbte, verrunzelte Weiber, arm, dumm, abergläubiſch, papiſtiſch oder ohne Religion, in

deren dumpfen Herzen der Teufel einen feinen Sitz hat, ſ
daß ſie leicht überzeugt werden, das geſchehene Unglück ſ
durch ſie verurſacht.“ Wo iſt hier Ein Zug, der auf d
mythologiſchen weird sisters paßte?

Scot theilt ferner die Hexen in drei Klaſſen: ſolche d
nur ſchaden, ſolche die nur fördern, ſolche die ſchaden u
fördern, je nachdem. Von der erſten Klaſſe handelt er au
führlich: die blos ſchadenden freſſen Kinder, verurſachen G
witter und Unfruchtbarkeit, fliegen unſichtbar durch die Lu
umnebeln den Geiſt der Richter, machen ſich und andere ſchwei
ſam und unempfindlich auf der Folter. Sie können verborge
und verlorne Dinge offenbaren, die Zukunft weiſſagen, d
Menſchen Gemüther zu wilder Neigung oder zum Ha
treiben.

Das ſind die corpora delicti des Hexenproceſſes; Einig
davon iſt auf die weird sisters übertragen: Gewitter errege
durch die Luft fliegen, die Zukunft enthüllen, der Menſch
Gemüther zu Liebe und Haß entflammen.

Wo bleiben nun bei Shakeſpeare zuletzt die Freundinn
Jakob's, die Criminal-Objecte? Es fehlt die Arretirung d
Hexen, die Folterkammer, der König, den Keil in die ſpaniſch
Stiefel eintreibend, und ein glänzendes Autodafé zum Schlu
Macbeth und Gemahlin könnten als socii criminis verbran
werden.

Nein, ſagen die Halbſchlächtigen, die gemäßigten Ariſtarch
ſo ſteht die Sache nicht. Shakeſpeare nahm den vorhanden
Hexenglauben auf und vernutzte ihn dramatiſch, was auf d
Publicum den Eindruck einer Actualität machte. Der Dicht
ſelbſt erklärt ſich weder für noch wider die Hexen, ihm genüg
die Wirkung. Dieſe Wirkung war eine dramatiſch erſchüttern
und formulirt ſich moraliſch alſo: Laß dich auf keine büſte
Wege verlocken, vermeide die Einflüſterungen der Argli
wandle vielmehr im Lichte der Tugend!

Vortrefflich. William Shakeſpeare iſt zur Zeit ſein
Vollreife, als ſein Styl unter der Wucht der Gedanken ſi

nervös spannte, als Bild mit Bild den Ringkampf führte, genau der Goethe'sche Theaterdirector:

„Drum schonet mir an diesem Tag
Prospecte nicht und nicht Maschinen! —
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht!
Die Sterne dürfet Ihr verschwenden,
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht."

Auch Hexen sind zur Hand, wie die Schlittschuhläufer im „Propheten", wie die Wasserjungfrauen im „Rheingold".

Und schließlich empfiehlt sich der Dichter mit dem Schiller'schen Pentameter:

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Ungefähr so hat ja der berufene Shakespearograph vom „Hamlet" gesprochen.

Der Standpunkt der Halben ist um nichts besser als jener erste der Herengläubigen und Jakobschmeichler; er ist nur widerwärtiger, weil er prätentiös auftritt, mit einigen literarischen Hülfsmitteln flunkert.

Fast sollte man für gewiß annehmen, daß in Shakespeare's Bibliothek neben Plutarch auch Montaigne gestanden habe. Indirect kann man den Beweis bis zu großer Wahrscheinlichkeit führen aus dem „Sturm", dem „Hamlet" und aus „Macbeth". Vor Montaigne's Capitel „von den Hinkenden" hält kein Jakob Stand.

Montaigne sagt: „Ich löse den Knoten nicht, ich zerhaue ihn." Das genügt jedoch dem Dichter nicht, er möchte den Knoten psychologisch lösen. Montaigne wirft verächtlich hin: „Abgeschmacktheit". Ja, fügt der Dichter hinzu; aber läßt sich der ausbündigen Tollheit nicht dennoch ein Quentchen Weisheit abgewinnen? Suchen wir nach der Methode dieses Wahnsinns!

Stammen nicht alle mythologischen Gestalten aus dem dichtenden Menschenhirn? Die kosmischen aus der Vorstellung, die ethischen aus dem Verlangen? Die neuere Welt, nach Ab-

bruch des Mittelalters, vermißt so schmerzlich ein mythologi
Maschinenwerk, über das der Dichter seine Handlung
breite, damit sie sich weithin erkennbar gestalte. Wohlan,
sehe da eine Maschine für die Tragödie des Gewissens: H
und die Schicksalsschwestern drinnen; Macbeth, die
Banquo, Duncan, Macduff draußen. Hekate und
Schwestern agiren, Macbeth und die Lady scheinen nu
figuriren.

Macbeth möchte herrschen, er fühlt eine Mission an
Rippen pochen. Der tapfere und siegreiche Feldherr hält
des Thrones für würdig. Than von Glamis ist er seit s
Vaters Tode; den Than von Cawdor hat er vernichtet,
erwartet die Erbschaft. Nach schottischem Thronrecht folgt
Sohn dem Vater bei dessen Ableben nur, wenn er mü
ist. Malcolm ist minderjährig. Da gilt's ihn fe
halten.

„Glamis und Than von Cawdor —
Das Höchst' ist noch zurück."

Banquo, der auch zu den verkannten Shakespeare'
Charakteren gehört, ist erst zweitnächster Seitenverwandter
Königs Duncan; seine Stellung legt ihm größere Zu
haltung auf; doch auch er sinnt über die Zukunft seines
schlechtes nach. Wenn Macbeth sich des Thrones bemäch
so kann nicht er auf die Erbschaft warten, aber vielleicht
Sohn Fleance.

„Kleiner als Macbeth und größer,
Nicht so beglückt und weit glücklicher.
Könige erzeugst Du, bist Du selbst auch keiner."

König Duncan ergeht sich bei der ersten Begegnun
Phrasen:

„Die Sünde meines Undanks drückte schwer
Mich eben jetzt. Du bist so weit voraus,
Daß der Belohnung schnellste Schwing' erlahmt,
Dich einzuholen."

Und im selben Athemzug ernennt Duncan vorschnell s

Sohn Malcolm zum „Prinzen von Cumberland“, d. h. zum Thronfolger.

„Das iſt ein Stein,
Der muß, ſonſt fall' ich, überſprungen ſein.“

Heiße Gedanken erwachen in Macbeth's Bruſt.

Aber Gedanken ſind Schemen, wer hatte mehr Gedanken als Hamlet? Man muß auch wollen können, „bereit ſein“. Dieſes Können wohnt Macbeth nicht inne, der nur zu graden Heldenthaten „bereit“ iſt; wohl aber ſeiner entſchloſſenen Gattin, der Sarah des Marlborough. Sie träufelt ihren heißen Charakter in Macbeth's reflective Adern. So kommt der Mord zu Stande, ſo wird die Krone gewonnen.

Macbeth hat mit Banquo über ihre beiderſeitigen Ausſichten in die Zukunft conferirt. Als Macbeth's Velleïtäten zu Wirklichkeiten geworden ſind, ſchöpft auch Banquo Hoffnung — Malcolm iſt ja landflüchtig. Macbeth wird doch nicht ewig leben, ſchwerlich länger als Fleance. Warten wir ab, rühren wir uns nicht, machen wir gute Miene zum böſen Spiel!

Aber Macbeth weiß, daß ſein Spiel von Banquo durchſchaut iſt, daß Banquo auf ſeinen Hintritt lauert. Schaffen wir den Mitwiſſer aus dem Wege und zugleich den muthmaßlichen nächſten Kronprätendenten! So wird Raum für unſere jüngere Nachkommenſchaft, denn Lady Macbeth „hat geſäugt“. Banquo fällt, aber das aufs Neue gerüttelte Gewiſſen ſteht auf. In Geſtalt des Ermordeten ſetzt es ſich auf den Stuhl des Mörders, ans „freche Königsmahl“.

Fleance iſt dem Dolch entronnen, die Uſurpation ſchwebt in ſteter Gefahr, auch Malcolm lebt. Appelliren wir abermals an die Dämonen in unſerer Bruſt: hier iſt der Acheron, hier Hekate! Sicherheit muß uns werden, Sicherheit um jeden Preis, durch jedes Mittel. Was fürchteſt du, ſagen die Dämonen, welcher Sterbliche kann dir etwas anhaben? Du biſt Legion, ſie Alle ſind nur Einzelne. Was vom Weibe geboren iſt, verſchwindet vor deiner Macht; eher müßte ſich die Natur verkehren, ehe das feſtgefugte Syſtem der Herrſchaft zerbräche.

Ja, wenn die Quellen des Waldes ſammt dem Laubdach
den Gipfel des Felſens zu klettern vermöchten! — Stets
ſich die übermüthig-erſchreckte Uſurpation auf das Cauſalge
in ſeinen niedern Erſcheinungsformen verlaſſen; nie hat ſie
die geſteigerte, complicirtere, an die pſychiſche Urſächlich
denken mögen — Ideologie!

Fleance, Malcolm? Nimmermehr! Mit Blut und Seel
ruhe haſt du die Krone von Schottland erkauft; ſie ſoll ni
dem Sohne ſeines Vaters in den Schooß fallen. Noch m
Gewalt, legen wir ganz Schottland in Eiſen! Meine Lauſc
und Späher ſeien in jedem Hauſe, an jedem Herde; jede
gung werde niedergetreten; zerreißen wir das Blatt, das
Baume zu flüſtern wagt!

Die Sicherheit, in die ſich Tiberius wiegt, iſt grade
motivirt, wie früher das Keimen der verbrecheriſchen Ehrſu
Nur iſt er jetzt ſelbſt allein, denn auch der letzte Troſt,
Egeria der Bosheit, iſt erloſchen — in der Nacht des Wal
ſinns. Die „finſtere Höhle, in der Mitte ein Keſſel" — ſ
eigenes Innere. Was wäre ihm Hekate, was die grau
Schweſtern?

Die Sicherheit Macbeth's iſt die des Nachtwandlers,
nicht ungeſtraft ſeinen Namen rufen hört. Er wandelt ni
mehr, ſchließt nicht mehr, kämpft nicht mehr, ſondern der Wal
witz in ihm.

In der Fülle des Furchtbar-Erhabenen, die der Dich
über die ſtaunend entſetzte Welt ausgegoſſen, iſt wohl d
Furchtbarſte und Erhabenſte die fünfte Scene des fünf
Actes. Man fühlt ſich ordentlich befreit vom Schrecken
dieſem Donnerrollen des Schickſals. Man iſt nahezu v
höhnt mit Macbeth, wenn er die gewölbte Stirn trotzig d
Himmel zeigt, wo ewige Mächte das Meſſer zur Ernte ber
halten. Sein alter Heldenmuth verläßt ihn nicht, jetzt da
ur Richtſtätte jagt. Das beginnt mit den Worten:

„Pflanzt unſre Banner auf die äuß're Mauer"!

und ſchließt mit dem Poſaunenruf:

„Waffen nun, Waffen und hinaus! —
Das Sonnenlicht will ſchon verhaßt mir werden,
O fiel' in Trümmer jetzt der Bau der Erden! —
Auf, läutet Sturm! Wind blaſ'! heran Verderben!
Den Harniſch auf dem Rücken will ich ſterben."

Jetzt trifft ihn das Meſſer, welches Macduff im Namen der ewigen Mächte führt. Die ewigen Mächte ſelbſt ſind aber wiederum nur in Macbeth's Buſen zu Hauſe; ſie hauſten dort ſtets als Gewiſſen, Reue, Angſt, neben den dämoniſchen Stimmen der Ehrſucht. Die Schickſalsſchweſtern werden nun zu Furien, das verlockende Antlitz der That macht dem rächenden Platz. Es ſind eigentlich dieſelben Dämonen, die ihn erſt lockten, dann zerreißen.

Fair is foul and foul is fair: das erfährt Macbeth an ſich ſelbſt.

Und die Hexen? Wir haben ſie gar nicht gebraucht; der Dichter verwendet ſie als dramatiſches Vehikel, ſie dienen ihm zur Ueberſetzung der ſeeliſchen Mikographie in gewaltige Lapidarſchrift. Mit ihrer Hülfe ſchafft er das großartigſte Myſterienſpiel auf der dreigetheilten Bühne des ſcheidenden Mittelalters. Oben die waltenden Götter und Dämonen, in der Mitte die weltliche Staatsaction, unten der feuerpuſtende Höllenrachen. „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle."

Und fehlen durften die Hexen nicht bei dem Herrſcher im Geiſterreiche, bei dem Richter der Vergangenheit, bei dem Vollender von Reform und Renaiſſance.

Fehlten die Hexen, ſo hätte der große Pſychologe und Ethiker ſich an der Peſt ſeiner Zeit ſchweigend vorbei gedrückt. „Die Beweiſe und Gründe, welche ſich auf die Erfahrung und das Factum ſtützen, die entwirre ich nicht, da iſt kein Ende zu finden; die durchhaue ich, wie Alexander den Knoten." Montaigne. — Shakeſpeare: Das Factum beſtreite ich nicht, aber es iſt nur eine factiſche Hallucination. Die Menſchen ſehen etwas Eigenes für ein Fremdes an. Hexen, Hekate und Teufel ſind Wirklichkeiten, geboren aus

der Verbindung des argen Wunſches mit der Dummh
Tilge die Dummheit, ſo bleibt der arge Wunſch, aber
zeugt keine Geſpenſter mehr. Die Krankheit des Jahrhunde
iſt die Deuteroſkopie, das Doppeltſehen: was die Menſchen
ſich herumtragen, das glauben ſie äußerlich zu erblicken.
Drachen, welche leibhaftig durch die Lüfte fliegen, bezeugt v
hunderttauſend Eiden, die Drachen, o Menſch, ſind die Schlä
lein in deiner Bruſt!

Johannes Kepler.

Auf dieſen Johannes hatte ein anderer Johannes geweiſſagt. Der Genius des Volkes, der in ſeinem dunkeln Drange nach der erſten Philoſophie, der Kenntniß des gestirnten Himmels ſtrebte, hatte den Johannes Fauſt erſchaffen. Zugleich der vorſichtigen Wiſſenſchaft, die Sandkorn nur auf Sandkorn häuft, ließ der Volksgeiſt ſeinen Helden Alles im Fluge erobern. Noch deckte winterlicher Schnee die Fluren, noch barg der Galanthus ängſtlich ſeine klingenden Glöcklein, der Saft in den Bäumen ſtieg erſt verſtohlen von Zelle zu Zelle: da mußte Johannes Fauſt bereits die reifen Früchte in einem Wintergarten brechen, wie lange vor ihm Albertus Magnus gethan.

Wir haben ihn genannt, den deutſchen Prometheus. Blicken wir noch einmal zurück auf das durchwanderte Jahrhundert, auf das Zeitalter Luther's und des Paracelſus. Dort geht die dunkele Figur, den Mantel über die Schulter geſchlagen, den Federhut tief in die Stirn gedrückt, an einen Felsblock gelehnt, die Geſchicke der Menſchheit im Buſen wälzend, „ſein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweiternd“. Das 17. Jahrhundert kannte die Urgeſtalt des Fauſt ſchon nicht mehr. Man betrachte die Rembrandt'ſche Radirung: die runde Stirn mit Runzeln, aufgezogene Augenbrauen, vermiſchtzt kluge Augen, etwas eingedrückte Naſe, feiner langer Spitzbart, ein Kinnbärtchen, ſonſt glatt im Geſicht, abſtehende Ohren, mäßige Halskrauſe über hochſtehendem Mantelkragen.

Das ist ein Gebräu des 17. Jahrhunderts, aus dem Astrologen, dem italienischen Charlatan und dem Goldmacher zusammengequirlt. Auf einem anderen Bilde stellt derselbe Rembrandt den Faust dar, wie ihm der Makrokosmus erscheint in der faltigen Zipfel-Nachtmütze und dem orientalischen Hauskaftan, die Hände auf die eingebogenen Beine gestützt, wie ein Sterngucker vor einer befremdlichen Erscheinung am Firmament. Auch dieser zeitgenössische Realismus verzopft den classischen Faust.

Der ursprüngliche wahre Faust hat anders ausgesehen und dreingeschaut. Wie? Das ist freilich aus den Urkunden nicht ganz genau herauszubringen. Selbst im ältesten Volksbuch finden sich nur noch Fragmente seiner Personal-Charakteristik, versetzt mit spätern Zuthaten, theologisch verkleckst ein mehrfach benutzter Pergament-Codex. Der Historiker wird ihn nach jenen fragmentarischen Gliedmaßen in der Weise Cuviers zu ergänzen haben, natürlich den idealen, mythischen Faust, nicht den aus Roda oder Knittlingen.

Der Faust ist durchaus Geschöpf der Volksphantasie und des Volksbedürfnisses; Kopf und Herz des Volkes erzeugten ihn in vorahnender Zeit. Er ging aus der Reformation hervor, wie der Bauernkrieg; aus der Renaissance, wie die italienische Skepsis. Faßt man jene Fragmente scharf ins Auge die so gewaltig abstechen von dem übrigen Zauber- und Höllenspuk, so sieht man sich etwas regen, das einer unerfüllten Hoffnung, einem ungestillten Sehnen, einer großen Enttäuschung gleicht. Da steht ein kühner Frager vor dem großen und kleinen Katechismus Lutheri, dem landesherrlichen summus episcopus, den neuen Lateinschulen und Universitäten: Ist das Alles? Und ein Seufzer ringt sich aus der Brust der dunkeln Gestalt über das „Stückwerk" der neuen Apostel und Schulmeister — er selbst ein Stückwerk.

Gleich im ersten Capitel der „Historia von Dr. Johann Fausten" (Frankfurt, Spieß, 1587) lesen wir die verrätherisch Urschrift durch: „Als Dr. Faust eins gantz gelernigen und

geschwinden Kopffs, zum studieren qualificiert und geneigt war, ist er hernach in seinem Examine von den Rectoribus so weit kommen, daß man jhn in den Magistrat examiniert, und neben jm auch 16 Magistros, denen er im Gehöre, Fragen und Geschickligkeit obgelegen und gesieget, also daß er seinen Theil gnugsam studiert hat, war also Doctor Theologiae (daneben hat er auch einen thummen, unsinnigen und hoffertigen Koppf gehabt), wie man jhn denn allezeit den Speculierer genennet hat."

„Wie obgemeldt worden, stunde D. Fausti Datum dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag und Nacht nach, name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen."

„Er meynet, der Teuffel war nit so schwartz, als mann jhn malet, noch die Hell so heiß, wie mann davon sagte ꝛc."

„Und ist dieser Abfall nichts anders, dann sein stoltzer Hochmuth, Verzweifflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammen tragen und wider Gott kriegen wollen, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt und Uebermuht von Gott verstoßen wurde."

Die Verschreibung lautet also: „Ich Johannes Faustus D. bekenne mit meiner eigen Handt offentlich, zu einer Bestetigung, und in krafft dyß Brieffs: Nach dem ich mir fürgenommen, die Elementa zu speculieren, und aber aus den Gaaben, so mir von oben herab bescheret, und gnedig mit getheilt worden, solche Geschickligkeit in meinem Kopff nicht befinde, und solches von den Menschen nicht erlehrnen mag (kann), so hab ich gegenwertigen gesandten Geist, der sich Mephostophiles nennet" ꝛc.

Auf viele vorwitzige und heiklige Fragen giebt der Teufel als echter Theologe orthodoxe Antwort. Da kommt plötzlich auf eine Frage D. Fausti, wie Gott die Welt erschaffen, der Pferdefuß und die Urschrift zum Vorschein. „Der Geist gab Doct. Fausto ein Gottlosen und falschen Bericht, sagte: Die

Welt, mein Fauſte, iſt unerboren und unſterblich, So das Menſchliche Geſchlecht von Ewigkeit hero geweſt, und h Anfangs kein Urſprung gehabt, ſo hat ſich die Erde ſelbſt nehren müſſen, und das Meer hat ſich von der Erden zertheil Sind alſo freundlich mit einander verglichen geweſt, als wei ſie reden köndten" ꝛc. — „Doctor Fauſtus ſpeculierte de nach, und wollte jhme nicht in Kopff: ſondern wie er Geneſ am erſten Capitel geleſen, daß es Moyſes anders erzehlet":

Ganz deutlich vernimmt man, worauf urſprünglich d Ton gelegen hatte: „Fauſtus war auf das achte Jar komme und erſtrecket ſich alſo ſein ziel von tag zu tag, war auch d zeit des meiſten theils mit forſchen, lehrnen, fragen und diſpu tiern umbgangen (Unter dem träumete oder grauwete jh aber vor der Helle)."

Dann macht Fauſt wirklich „eine Himmelfart unter da Geſtirn," d. h. er treibt Aſtronomie wie er es ausführli „ſeinem guten Geſellen Jonae Victori, Medico zu Leipzi mittheilt, mit dem er einſtens der Medicinae, Astronomia Astrologiae, Geometriae befliſſen" war.

In „einer beſondern Frag oder Disputatio von der Kun Aſtronomia oder Aſtrologia" antwortet Mephoſtophiles: „Da Judicium geht dahin daß alle Sternſeher und Himmelguck nichts ſonderlich Gewiſſes zu Wege bringen; denn das ſin verborgene Werke Gottes, welche die Menſchen nicht, wie wi Geiſter der Luft, ergründen können. Denn wir ſind alte un in des Himmels Lauf erfahrene Geiſter. Ich könnte dir z. E Practica und Kalender zu ſchreiben, die Nativität zu ſtelle für alle Zeiten lehren .... aber alle jungen Astrologi mache ihre Practica nach gutem Wahn und Gutdünken."

Um die Kometen befragt, antwortet Fauſt: „Es geſchiet oft, daß der Mond ſich am Himmel verwandelt, und die Sonn unterhalb der Erde iſt. Wenn dann der Mond nahe hinz kommt, iſt die Sonne ſo kräftig und ſtark, daß ſie dem Mon ſeinen Schein nimmt, ſo daß er ganz roth wird. Wenn nu der Mond wiederum in die Höhe ſteigt, verwandelt er ſich i

kesten Volksbuch erſt zuletzt und nehmen den kleinern
ein. Durch den größern Theil des Buches geht ein
Zug volksthümlicher Wißbegierde hindurch, das Seufzen
reatur nach des Geiſtes Befreiung. Hätten wir nur die
Urſchrift, ohne das darüber geſchmierte katholiſche und
eliſche Mönchslatein!

Das eigentliche Ziel des Ur-Fauſt iſt daher nicht Wohl-
auch nicht weltbeglückende Macht, wie bei Marlow und
ethe's zweitem Theil, ſondern Wiſſen, Naturerkenntniß —
rchaus ſelbſtloſes Streben.

Selbſtloſe Wiſſenſchaft — wer dich genannt hat, der hat
innes Kepler geſagt. Fauſt, der ſich ſo angelegentlich
ſtronomie, Kometen und Sternſchnuppen kümmerte: in
r wird er wiſſenſchaftliches Bewußtſein.

Wie kommen Shakeſpeare und Kepler zuſammen? Auf
chem Wege. Der Dauphin Karl ſagt in „Heinrich VI.:"

„Mars' wahrer Lauf iſt, grade wie am Himmel,
Bis dieſen Tag auf Erden nicht bekannt."

r'n war es vorbehalten, den wahren Lauf des Mars be-
zu machen.

Zum Andern: die Hexerei, welche der Brite in ſeinem
:berb" ſo glorreich aufgelöſt hatte, ſie lagert ſich als feſte
tät auf das Leben des ſelbſtloſen Kepler, und verſetzt ihm

Johannes Kepler hatte, nach einem Bilde vom Jahre 160(zu urtheilen, einen Leſſingkopf. Der Vergleich müßte umgekehrt werden, wenn uns Leſſing nicht viel bekannter wäre. Es ſind dieſelben Feueraugen unter hochgewölbter Stirn, über die ſich ſchönes Lockenhaar ſanft emporbäumt. Mit einem ſolchen Kopf ſtößt man Löcher in die Welt, wenigſtens in die beſtehende Weltanſchauung.

Doch drückt ſich in dem kecken Kopfe Kepler's, der auf einfachem Spitzenkragen ruht, zugleich eine weibliche Zartheit, eine poetiſche Empfindſamkeit aus. Sicherlich hat der junge Mann eine rege Phantaſie gehabt.

Klein war er von Statur, hager wurde er durch Sorge und Entbehrung; ſein Blick verkürzte ſich auf den ewigen Himmelsreiſen.

Mit 29 Jahren ließ er ſich malen, denn er kam zur Welt in Weil der Stadt am 27. December 1571, 7 Jahre nach Shakeſpeare, ein Jahrhundert weniger zwei Jahre nach Kopernikus. Der große Sternforſcher wurde Aſtronom wider den Willen der Geſtirne.

Im älterlichen Hauſe, einer Gaſtwirthſchaft, wurde die erſte Erziehung des Knaben vernachläſſigt, der dann mit 13 Jahren die Kloſterſchule zu Hirſau, ſpäter die von Maulbronn beſuchte, wo auch Fauſt geſpukt hatte.

Von der Mutter, dem armen Kätherchen von Leonberg hatte Kepler höchſtens die raſchen Schelling'ſchen Phantaſieſchlüſſe. 1589, mit 18 Jahren, trat er in das berühmte proteſtantiſche Stift zu Tübingen, welches ſo eingerichtet iſt, daß bedeutende Köpfe als Theologen herein- und als Philoſophen hinausgelaſſen werden. Denn auch Johannes, der Sanfte Poetiſche, ſollte Theologie ſtudieren, wie Leſſing und Strauß und Feuerbach und viele Andere.

Nach zwei Jahren wurde er Magiſter, betrieb dann aus ſchließlich die Gottesgelahrtheit, beſtand auch ſeine Prüfung und gedachte nun „Diener am Worte Gottes“ sub fide pastorali zu werden. „Rednertalent“ konnte man ihm nich

gemeint hatte. Diesem Lehrer ist er in kindlicher Pietät
: gewesen, selbst für das Genie, welches ihm Niemand,
ch Mästlin nicht mittheilen konnte.
pler hatte seine Carriere verfehlt. Was nun? In
Tagen wird man unter solchen Umständen Journalist;
r's Zeiten machte man Kalender. Der Unterschied ist nicht
mmer wird das Wetter, politisches oder anderes gemacht.
as Amt eines Kalendermachers bestand darin, nach ge-
astrologischen Werken die Ereignisse des kommenden
zu errathen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Con-
nen der Gestirne zu berechnen, und die Einflüsse der-
auf Land und Leute, Wetter und Gesundheit als
ken" oder „Prognostika" zu weissagen. Kepler meinte
ses Geschäft, in dem er ziemlich glücklich war: „Wenn
nem jeden Thier die Mittel zur Erhaltung seines Lebens
warum sollte es nicht sein, daß er in gleicher Absicht
tronomen die Astrologie gegeben?" Uebrigens stand
lendermacher, trotz seiner Unentbehrlichkeit für Hoch und
, in keinem bessern Ansehen als noch lange nachher der
: und Schauspieler. Kepler machte also Kalender, er-
cle „Praktiken" und allerhand „Prognostika", und gab
— Privatstunden.
s dieser Zwangslage im schwäbischen Vaterlande be-

„Der Rath meiner Lehrer ſtieß mich hinaus!“ ſeufzte Kepler ſpäter. An der Heimath hängt bekanntlich der Schwabe wie der Schweizer. Und ſchon das Geld zur Reiſe mußte der 22jährige Profeſſor entlehnen. Neben dem Unterrichte lief auch in Graz das Kalendermachen her. Der Aſtrolog wider Willen mochte in der Vorrede die „Praktiken“ verhöhnen; ſagte er nur im Text des Kalenders tüchtig voraus, ſo war es gut. Obendrein hatte er richtig einen Bauernaufſtand und einen geſtrengen Winter getroffen. Der „Schöckelprophet“ (nach einem Berge bei Graz) kam zu Ehren.

Zwei Jahre ſpäter heirathete Kepler eine ſchöne und reiche Wittwe, Barbara Müller von Mühleck. Er mußte bei dieſer Gelegenheit ſeinen Adel nachweiſen, was er vermochte, da er einem Nürnberger Rittergeſchlecht entſtammte, obgleich ihm die Sache wider die Haare ging.

Unterdeſſen dämmerte ihm allmählich die Aufgabe ſeines Lebens wie zwiſchen Traum und Wachen auf. Aſtronomie, ja, aber nur als Theil der Philoſophie. „Was die Welt im Innerſten zuſammenhält,“ will er wiſſen. Beobachtung und Rechnung ſind nur Mittel zum Zweck. Kopernikus galt damals im großen Ganzen noch immer für einen Narren; hatte er doch, wie das gelehrte Oxford rügte, der Anſicht von Jahrhunderten widerſprochen! Kepler bekannte ſich als Kopernikaner; aber das Syſtem müſſe durch Vernunftgründe erwieſen werden; es gelte jetzt einen Kosmos nach Art des Ariſtoteles zu ſchreiben. Er verſuchte alle möglichen Erklärungen und Hypotheſen; endlich erſchien 1596 das Mysterium cosmographicum oder „über die Geheimniſſe des Weltbaus:“ es handelte ſich ihm weſentlich um den phyſiſchen Zuſammenhang der Theile des Sonnenſyſtems. Noch ſtand die Sechs-Zahl der Planeten unerſchüttert feſt. Tycho de Brahe ſchrieb ihm, er ſolle die eitlen Speculationen laſſen und auf der Uranienburg mit ihm rechnen. Galilei begrüßte das Werk freundlichſt; dieſer mochte den Dämon ahnen, der den werdenden Meiſter, nach deſſen eigenem Ausdruck, „auf ſeinem Lebenswege

begleite und ihm die großen Wahrheiten der Natur von ferne zuliſple." Dennoch erklärte Galilei, die Kepler'ſche Art zu philoſophiren ſei nicht die ſeinige.

Die ſteiriſche Stellung Kepler's wurde durch die wilde Reaction Erzherzog Ferdinands zur Unmöglichkeit. Kepler war Proteſtant und wollte es um jeden Preis bleiben. Er floh 1598 nach Ungarn. Befreundete Jeſuiten, die ſeiner Wiſſenſchaft hold waren, brachten ihn unter der Bedingung nach Graz zurück, daß er „beſcheiden" auftreten würde. Kepler aber war nicht „beſcheiden" d. h. duckmäuſerig genug, erließ ſogar ein männliches Troſtſchreiben an ſeine verfolgten Glaubensgenoſſen. 1600 gab man ihm 45 Tage zur Abreiſe.

Er begab ſich nach Prag, als Hülfsarbeiter Tycho's de Brahe, des Rudolfiniſchen Hofaſtronomen. Er ſollte aber lediglich „rechnen". Tycho, ein gewaltiger Mathematiker, in der Erklärung des Sonnenſyſtems halber Reactionär, ſtarb das Jahr darauf. Kepler erbte die Stelle und verlebte in Prag elf kummervolle, für die Wiſſenſchaft jedoch glorreiche Jahre, in denen ſich ſein Rieſengeiſt zur Reife entwickelte.

Behufs der Auswanderung aus Steiermark war er nach dem harten Geſetz des unerbittlichen Ferdinand gezwungen geweſen, den Beſitz ſeiner Gattin weit unter dem wahren Werthe zu verkaufen. In Prag mußte Tycho für ihn bei Bäcker und Fleiſcher gutſprechen. Die Beſoldung des ſteiriſchen Landſchaftsmathematicus wurde, dem Verſprechen zuwider, nicht weiter gezahlt. Nach Tycho's Tode erhielt Kepler deſſen Stelle mit 1500 Gulden Gehalt; aber der nunmehrige kaiſerliche Hofmathematicus ſtand auf Wartegeld; er wartete vergebens auf ſein Gehalt. Er erkrankte, drei Kinder ſtarben ihm an den Blattern, die Noth trieb ihn wieder zum Kalendermachen. Unverwüſtlich blieb jedoch in der preßhafteſten Lage ſein Humor. Einen gewiſſen Röslin, der ſich an ihm vergriffen, ſchickte er in heiterſter Weiſe heim. Röslin hatte z. B. die meteorologiſchen Vorausſagungen mit dem ſalbungsvollen Satze abgethan: „die guten fruchtbaren Regen kommen von Oben

herab," wogegen Kepler: „das sei wahr, denn sonst würden die Kühe an den Bäuchen naß."

Im Jahre 1608 erschien Kepler's Kometenschrift, 1609 das Resultat der Tychonischen und Kepler'schen Beobachtungen und Rechnungen über den Mars. Triumphirend sagte der arme Hofmathematicus in der Widmung an Kaiser Rudolf: „dies sei der Ausgang des unter seinen Auspicien begonnenen Kampfes mit dem heidnischen Kriegsgotte, in welchem sich der Feldherr Tycho so großen Ruhm erworben, da er in 20jährigen Nachtwachen sämmtliche Gewohnheiten und Kriegslisten des Feindes ausgekundschaftet, so daß nun der Nachfolger diesen höchst noblen Herrn gefangen vor den Kaiser führen könne. Einstmals habe Vulkan den Mars in unsichtbaren Banden gefangen (Anspielung auf die höchst komische Scene im Homer); diesmal aber liege er in den ehernen Netzen der Zahlen". — Von Kepler sang man, natürlich lateinisch: er habe den Mars besiegt, wie weiland Minerva, die Göttin der Weisheit.

Man hat gesehen, wie Kepler den Tycho anzuerkennen wußte; aber tiefer und stets auf das Allgemeine hinstrebend, führte Kepler in demselben Werke der Welt noch zwei andere Gefangene vor, nämlich die beiden ersten der für immer nach ihm benannten Gesetze: das von den elliptischen Bahnen der Planeten und das vom Verhältniß der Umlaufszeiten zu den durchlaufenen Strecken. Den Kopernikus im Namen der positiven Wissenschaft feierlich bestätigend, grade indem er dessen Lücken ausfüllte, sagte er: „In der Theologie mag das Gewicht der Autoritäten gelten; in der Philosophie gilt nur das der Gründe. Heilig sind mir alle Kirchenlehrer, heiliger aber ist mir die Wahrheit."

Aber die Kenntniß der Planeten-Bahnen und Geschwindigkeit genügte seinem Genius nicht: das „Geheimniß des Weltbaus" rang in ihm aus mystischer Dunkelheit zum hellen Lichte empor. Er wollte die Ursachen der bewegenden Kräfte im Himmelsraume ergründen. Früher hatte er anmuthig fabulirt: Jeder Planet habe eine Seele, deren geometrischer In-

n die richtige Bahn finden laſſe. Jetzt gerieth er auf
regende Kraft in der Sonne.
ch wir greifen vor, vergeſſen wir über dem himmliſchen
nen nicht das irdiſche Elend des Mannes.
ging ihm über die Maßen ſchlecht. Sein Guthaben
Kaiſer belief ſich auf 12000 Gulden. „Ich habe nicht
: Kraft zu rechnen; ich wende mich zur Harmonie des
ı, in der ich allein Ruhe finde..... Ich mache Ka-
was etwas beſſer iſt als betteln; wenigſtens iſt die
s Kaiſers gewahrt, deſſen Mathematicus ſonſt ver-
müßte."
ı doch blieb der hungernde kaiſerliche Hofmathematicus
ein guter deutſcher Patriot, während unter Rudolf
ich verweſte. Er lehnte einen Ruf nach Bologna,
ndern nach England ab: „So lange Deutſchland
ht verſtößt, will und kann ich ihm nicht untreu werden.
ein Deutſcher, unter Deutſchen aufgewachſen; nur im
eutſcher Sitte, nur in der Luft deutſcher Geiſtesfreiheit
leben."
: Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die ſich in dem
wiſchen Rudolf und Mathias entſpannen, koſteten der
Keplers das Leben. Als die rohe Soldateska des
gs Ernſt im Jahre 1610 vom Hradſchin aus die Alt-
:ag bombardirte, verfiel die arme Frau in Wahnſinn
d. Der Erbſchleicher Mathias beſtätigte zwar den
ematicus in ſeinem Amt; gab ihm aber nicht einmal
d zum Drucke der Rudolfiniſchen Tafeln!
ler verhandelte daher mit den oberöſterreichiſchen Ständen
die ihm die Stelle eines ſtändiſchen Aſtronomen über-
Topographiſch-geodätiſche Arbeiten beſchäftigten ihn
er Aſtronomie oder Philoſophie des Himmels. Aber

cultät zu Tübingen findet: „er wolle mit der Thorheit de menſchlichen Vernunft die göttlichen Geheimniſſe meiſtern,“ welche die Facultät natürlich ganz genau kannte.

1613 heirathete Kepler zum andern Male, und zwar die Adoptivtochter der Frau von Starhemberg, Suſanna Reutinger. Dieſe Verbindung hob den armen Forſcher. Er vollendete das Schluß- und Hauptwerk ſeines Lebens, die Harmonices mundi oder „Weltharmonie“, in welcher das dritte ſeiner großen Geſetze feſtgeſtellt wird: die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten ſich wie die Würfel ihrer mittleren Sonnenentfernung. In der Einleitung (1619) hören wir den ganzen Stolz ſelbſtbewußter unabhängiger Wiſſenſchaft: „Der Würfel iſt gefallen, ich ſchreibe mein Buch. Es wird gewiß ſeinen Leſer und Schätzer finden, wenn nicht in der Gegenwart, ſo doch gewiß in der Zukunft; gleichviel, es kann auf ſeinen Leſer warten; hat doch der liebe Gott 6000 Jahre auf einen Bewunderer ſeiner Werke gewartet.“

Es giebt vielleicht keinen größern und beleidigendern Gegenſatz, als den zwiſchen den beiden Sternen des aufgehenden Jahrhunderts und den Dingen, die ſie auf der Erde beſchienen: Shakeſpeare's hohe Ethik und die Brutalität der Hexenprozeſſe — die Mutter des größten deutſchen Phyſikers als Hexe verfolgt, angeklagt und eingekerkert!

Das Kätherchen von Leonberg war immer etwas phantaſtiſch und raſch geweſen; curioſe Ideen gingen ſelbſt der 70jährigen noch im Kopfe herum. Offenbar trieb ſie Kurpfuſcherei, die auf purer Einbildung beruhte. Den Schädel ihres ſeligen Mannes wollte ſie abſolut auf dem Kirchhof von Leonberg ausgraben laſſen, um ihn in ſilberner Faſſung ihrem theuern Johannes zu verehren! Ein ſeltſamer, urgermaniſch berſerkerhafter Zug! Die Patienten, namentlich eine Frau Reinbold und der Todtengräber von Leonberg, denuncirten; die verehrliche Kleriſei blies in's Feuer, das Prozeſſiren begann. Die alte Frau Kepler wurde verhaftet (1620). Johannes Kepler wandte ſich würdig und eindringlich an den herzoglichen

württembergiſchen Vicecanzler Faber; die Sache wurde niedergeſchlagen.

Aber die Gegner hielten keine Ruhe. Die 74jährige Mutter verließ im feſten Vertrauen auf ihre Unſchuld, trotz der inſtändigen Bitten ihres Sohnes, Linz, wo ſie zu Beſuch war, und wurde daheim in naßkalter Zelle an die Kette gelegt. Auf den liebevollen Rath der Tübinger Juriſten-Facultät rohte man der Angeklagten mit der Folter; die Inſtrumente wurden ihr gezeigt, zur Anwendung kam es nicht, die Delinquentin blieb ſtandhaft. Der Sohn eilte herbei, petitionirte, monſtrirte, verlor ein Jahr lang ſeine Beſoldung und verſagte 300 Gulden. Endlich wurde die 75jährige abſolvirt, aber die unverbrannte Hexe fand nicht mehr im Leben, ſondern ſchon 1622 im Grabe Ruhe.

Das war ein bitterer Anfang der 20er Jahre; der weitere Verlauf des Jahrzehnts ſtrafte ihn nicht Lügen. Kaiſer Ferdinand blieb die Rückſtände ſchuldig wie Mathias, wie Rudolf. Kepler reiſte umher, um Geld einzutreiben, war in Prag, in Wien, mehrmals in Regensburg, dem Sitze des laufenden Reichstags. Endlich bekannte ſich Ferdinand zu 000 Gulden, wies aber den Gläubiger auf die Städte Nürnberg, Kempten und Memmingen an, von denen nur die letzteren einen Theil zahlten. Jetzt erſt wurde der Druck der Rudolfiniſchen Tafeln in Ulm vollendet.

Linz wurde unſicher, die letzten Zuckungen des Bauernkrieges erlebte Ober-Oeſterreich. Im Jahre 1626 belagerte Stephan Fadinger die Stadt mit 70,000 Mann. Kepler ſuchte und fand in Regensburg, dem er beſonders hold war, ein Aſyl für ſein Weib und ſeine ſechs Kinder. Nach niedergeſchlagener Revolte erhielten die Stände zu Linz den Befehl, alle proteſtantiſchen Beamten zu entlaſſen, und da Kepler abermals feſtblieb, ſo war er abermals ohne Brod, der Vogel auf der Dache. Ferdinand, der ihn zum andern Male vertrieben, bulbete ihm noch 12000 Gulden, für die er ihm eine Anweiſung auf — Wallenſtein gab. Der Herzog von Fried-

land hauſte damals nach ſeiner Weiſe in Mecklenburg, wo er Oſtſee-Herzog zu werden gedachte. Kepler erhielt nur kärgliche Abſchlagszahlungen, verweigerte die Annahme der Roſtocker Profeſſur und zog ſich, um leben zu können, in das friedländiſche Sagan zurück.

Als Wallenſtein geſtürzt wurde, begab ſich Kepler nach Regensburg, ſein gutes Recht zu ſuchen. Dort ſtarb er am 15. November 1630 — am 24. Juni war Guſtav Adolf an der pommerſchen Küſte gelandet — nach ſeinem Kopfe und dem Himmel deutend. In Weil der Stadt erhebt ſich zum 400jährigen Gedächtniß ſeiner Geburt das Denkmal: die Figur ſitzt, den Arm auf den Himmelsglobus geſtützt, in der einen Hand die Planetenbahnen, in der andern den Zirkel haltend; der zurückgelehnte Kopf iſt gegen das Firmament gerichtet.

Dieſer Kopf hatte den aſtronomiſchen Himmel ergründet, wie Keiner vor ihm; auf der Erde, der er ein für allemal die Wege gewieſen, gab es nur Steine für ihn als Ruhekiſſen, als Brod und als Symbol der Gerechtigkeit. Wie Shakeſpeare die ſittlichen Geſetze einer zukünftigen Welt vorausgriff, ſo erahnte Kepler eine phyſikaliſche Weltanſchauung, die erſt das 19. Jahrhundert zu würdigen weiß. Das größte deutſche Genie des 17. Jahrhunderts erſtickte im Moraſt des 30jährigen Krieges — mit Hinterlaſſung von 22 Gulden Münze und eines lahmen Kleppers, der auf 11 Gulden geſchätzt ward! —

Als Nikolaus Köpernik von Thorn das Ptolemäiſche geocentriſche Syſtem umſtieß, auf das Aperçu des Philolaus von Krotona und den genialen Fund des Hipparch zurückgriff und die kaum verlautbarte Anſicht des Cardinals Nikolaus von Cues wiſſenſchaftlich ausführte, geſchah das immer noch mit Anlehnung an das alte Vorurtheil von einem künſtlichen himmliſchen Mechanismus. Wie die Vorſtellung von den Epicykeln ein kryſtallenes Uhrwerk vorausſetzte, welches das Sonnenſyſtem in Bewegung erhielt, ſo nahm auch Kopernikus, der nur die Rangordnung der Geſtirne verkehrte, ein unſichtbares

das mit bloßem Auge beobachtete: es fehlte das

athematik ruhte auf den Schultern der Purbach,
n Nürnberg und des genannten Regiomontan;
ıß noch nicht das abgekürzte Verfahren der Lo-

len diesen Gründen beschränkte sich die Kopernı-
nomie auf das Sonnensystem und auf den mecha-
slauf der Planeten. Die Kometen waren darin
bringen, da sie nur für sublunare Erscheinungen
n. Weil die Fixsterne außer der Rechnung blie-
uptete die Erde immer noch den Rang einer Welt-
r Ordnung. Die Milchstraße blieb vollends ein

ınde genommen mochten, von der Nautik abgesehen,
ische Erzählung von der Milch der Here oder die
Fabel von Chios: die Milchstraße sei die leuch-
der ältern Sonnenbahn, oder endlich das arabische
ı dem großen Himmelsfluß, wohin das himmlische
:ternbild des Schützen zur Tränke gehe, vor wie
deutung behalten. Außer dem Fernrohr zu schär-
htung fehlte es an einer Ergänzung der mathe-
tronomie durch eine physikalische, eine Physik des

sich; er verbesserte die alten und erfand neue — nur nicht das Teleskop. Was herauszurechnen war, das brachte er in Zahlen. Alles das aber hinderte ihn nicht, das Kopernikanische System zu fälschen, obzwar, wie wir annehmen, in gutem Glauben, nach seinem Wahlspruch: „Lieber sein als scheinen.“ Zur bessern Auffassung der Kometen gab er den ersten Anstoß: er sah sie sich so weit von der Erde bewegen, daß sie die himmlische Maschinerie zerstören mußten, wenn eine Maschinerie da war. Das brachte ihn zur Annahme bestimmter Gesetze. Im Ganzen aber hielt er sich an die Beobachtung und Rechnung; von deductivem Verfahren wollte er nichts hören.

Tycho, selbst ein reicher Mann, verfügte über fürstliche Mittel; sein Landesherr, Friedrich II. von Dänemark, schenkte ihm die Insel Hween im Sunde, auf der 1576 die Sternwarte Uranienburg errichtet wurde. Da hier nicht alle Instrumente Platz fanden, erbaute man noch die Sternenburg. Der König setzte ihm 2000 Speciesthaler jährlich vom Sundzoll aus, gab ihm ein Lehen in Norwegen, ein Canonicat in Roeskilde und noch eine Präbende von 1000 Species. Dennoch setzte Tycho sein ganzes eignes Vermögen zu, da seine Einrichtung 300,000 Ducaten kostete und er ein ganzes Dutzend junger Männer zu astronomischen Rechenmeistern ausbildete. Mit des Königs Tode im letzten Jahre des Jahrhunderts war die Herrlichkeit zu Ende. 1599 begab sich Tycho nach Prag zu Kaiser Rudolf, der ihm als seinem Hofmathematicus 3000 Goldgulden Jahresgehalt aussetzte. Hier arbeitete seit 1600 Kepler mit ihm und erbte im folgenden Jahre seinen — Titel und seine Beobachtungen.

Der arme Kepler hatte bis dahin den Himmel in der primitivsten Art, auf eigne Faust und ohne Gehülfen beobachtet: er hängte ein rechtwinkliges hölzernes Dreieck am rechten Winkel auf, ließ einen Faden mit dem Perpendikel herabfallen, theilte die Hypothenuse in kleinste Theile und steckte Federchen mit Löchern in den einen Katheten. Dieses Instru-

e übrigen Wandelsterne sich um die Sonne bewegten,
der die Sonne fortfuhr, um die Erde zu laufen!
s war allen Ernstes das System des Tycho de Brahe!
: mußte denn der Amtsnachfolger Tycho's in seiner
omia nova, „die neue Astronomie oder himmlische
überliefert in den Commentarien über die Bewegungen
rns Mars, nach den Beobachtungen des Tycho de
(Prag, 1609) ausdrücklich erklären: „Wenn die Sonne
nsquell ist, so sehe Tycho de Brahe, oder wer seiner
ie folgen möchte, zu, mit welcher Wahrscheinlichkeit er
ysische Harmonie, die im Wesentlichen angenommen
von einer Seite wiederum aus der Hypothese entferne.
us dem Gesagten geht hervor, daß entweder die in der
wohnende Kraft, welche alle Planeten bewegt, auch die
Bewegung setzt, oder daß die Sonne und die durch
regende Kraft mit ihr verketteten Planeten durch irgend
ft, die in der Erde ihren Sitz hat, um die Erde sich
." (Cap. XXXIII. 301.)

ch dieser Wiederherstellung des rein heliocentrischen
s aus der Verunstaltung des Tycho, vollendete Kepler
ner die Theorie der Solarwelt durch seine drei be-
Gesetze:

Die Bahn der Planeten um die Sonne ist

Ausſchnitte (elliptiſche Sectoren). Dieſe Bahnſtücke oder Wegſtrecken der Planeten ſtehen im graden Verhältniß zu den darauf verwendeten Zeiten. In gleichen Zeiten gleiche Wegſtrecken, an den Wegſtrecken mißt man die Zeiten.

3. Das dritte Geſetz brauchte noch 9 Jahre Zeit, bis 1618, und wurde der Welt erſt verkündigt in der Harmonices mundi (Linz, 1619). Kepler äußert ſich über dieſen ſchweren Fund alſo: „Nachdem die Intervalle der Weltkörper durch Brahe gefunden worden, ſo kam endlich, endlich das Verhältniß periodiſcher Zeiten zum Verhältniß der Weltkörper. Am 8. März 1618 hatte ich es, bei der Berechnung verwarf ich es dann als falſch; am 15. Mai kehrte es wieder und eroberte die Finſterniſſe meiner Seele. Ich glaubte zu träumen.“

Dieſes dritte Geſetz lautet: Die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten ſich wie die Würfel ihrer mittleren Entfernung von der Sonne.

Faſt gleichzeitig mit der Verkündigung der beiden erſten Geſetze kam das Teleſkop auf. Gewöhnlich wird es auf den Holländer Jan Lipperſchey als erſten Erfinder zurückgeführt. Zwiſchen 1608 und 1610 war es bereits aſtronomiſches Werkzeug. Kepler und Galilei fertigten ſich ihre Ferngläſer ſelbſt aus zwei biconveren Linſen an, und was der gewaltige Italiener mit ſeiner einfachen Lunette, die auf einen heutigen Operngucker hinauskam, am Himmel ſah, iſt des ungemeſſenſten Erſtaunens würdig. Es dauerte dann noch bis 1656, eh Huygens mit ſeinem 23füßigen Refractor einen Theil de Milchſtraße in Fixſterne zerlegte.

Das Kepler'ſche Fernrohr beſtand aus biconverem Ocula und Objectiv; das Objectiv entwarf ein umgekehrtes Bildche des Gegenſtandes, welches durch das Ocular vergrößert erblic wurde. Die Verkehrtheit iſt bei den Sternen und beim V ſiren ohne Belang. Das Fadenkreuz für den Viſirpunkt mach das Kepler'ſche Fernrohr auch für Ingenieure und für Phyſik brauchbar; es befindet ſich noch an allen Inſtrumenten fi

Winkelmeſſung. Durch Verſchiebung der Ocularröhre läßt ſich das Bild abermals herumwerfen, ſo daß es grade ſteht. Statt des Oculars kann man auch ein biconcaves mikroſkopiſches Glas einſetzen, oder man nimmt endlich vier convexe Linſen, wie bei unſern Rieſenteleſkopen.

Galilei wurde der Begründer der phyſiſchen Mechanik, auf welcher Newton ſeine „Mathematiſchen Principien der Naturphiloſophie“ aufbaute. Dieſes großartige Werk erblickte das Licht erſt 70 Jahre ſpäter. Antecipiren wir für den Augenblick die Kenntniß des Gravitationsgeſetzes und ſehen wir zu, wie ſich Kepler im Anfang des Jahrhunderts zu ihm verhielt.

Jedermann wird zugeben, daß ſich unſer Forſcher mit ſeinem dritten Geſetz auf dem Wege zu Newton befand. Aber ſeine Stellung zur ſog. „mechaniſchen Weltordnung“ iſt nicht ganz einfach. Schon in der Einleitung zur „Neuen Aſtronomie“ von 1608 leſen wir: „Jede körperliche Subſtanz iſt ruhe angethan, in jedem Punkte zu verharren, wo ſie allein ſteht, außerhalb des Reiches eines verwandten Körpers.“ Hier haben wir vor der großen lex inertiae, dem Trägheitsgeſetze Galilei's.

„Die Schwere iſt eine körperliche Affection (Trieb), gegenſeitig zwiſchen verwandten Körpern zur Einigung oder Verbindung (in welcher Ordnung der Dinge auch die magnetiſche Kraft ſteht), ſo zwar, daß die Erde vielmehr den Stein anzieht, als der Stein zur Erde ſtrebt. Die ſchweren Dinge werden nicht zum Centrum der Welt getragen, weil es das Centrum der Welt iſt, ſondern zum Centrum eines runden verwandten Körpers, der Erde nämlich. Wohin die Erde auch geſtellt oder getragen werde durch ihre animaliſche Eigenſchaft (den Inſtinct ihrer Seele), die ſchweren Dinge werden immer zu ihr getragen. Wäre die Erde nicht rund, ſo würden auch die ſchweren Dinge nicht zu ihrem Mittepunkte bewegen, ſondern von verſchiedenen Seiten zu verſchiedenen Punkten.“

„Wenn zwei Steine in irgend einem Punkte der Welt ſich nahe geſtellt würden, außerhalb des Kreiſes eines

dritten verwandten Körpers, so würden jene Steine, ähnlich wie zwei magnetische Körper, an einem mittleren Orte zusammenkommen, indem jeder ein solches Intervall zum andern machte, wie vergleichsweise die Masse des andern ist."

Newton: Die Körper ziehen sich im directen Verhältniß ihrer Masse an, und nach dem Quadrat ihrer Entfernung.

Aeußerst merkwürdig ist dann noch folgende Behauptung Kepler's: „Wenn der Mond und die Erde nicht durch eine animalische oder eine ähnliche gleichvermögende Kraft in ihrem Umlaufe zurückgehalten würden, so würde die Erde um den 54sten Theil des Intervalls hinauf-, der Mond aber um 53 Theile des Intervalls herabsteigen, und da würden sie sich verbinden, vorausgesetzt, sie seien von derselben Dichtigkeit. Zöge die Erde ihre Wasser nicht an sich, so würde alles Meerwasser in den Mond fließen."

Welches mag doch wohl die „animalische Kraft" sein, welche die Erde verhindert, gegen den Mond zu steigen und dem Ocean blos gestattet zu fluthen? Wir werden sehen.

Die Ausdrücke: „magnetische Kraft", „animalische Kraft" beleuchten wunderbar die Eigenthümlichkeit des Kepler'schen Geistes, der halb gesetzgeberisch, halb prophetisch war. Kepler führt den Kopernikus und den Tycho regelrichtig zu Ende, steht dann direct vor Newton, streift ihn hart und schwingt sich, über ihn hinaus, zu Aetherhöhen empor, wo ihn die Zeitgenossen aus dem Gesicht verloren. Sehr begreiflich und wissenschaftlich ganz correct ist der Ausspruch Galilei's: „Ich schätze Kepler wegen seines vorurtheilslosen und freien Geistes überaus hoch, aber seine Art zu philosophiren ist von der meinigen durchaus verschieden."

Schon im Werke von 1608 über den Mars findet sich im Capitel XXXIII. 304 eine Stelle, welche gegen die Gewichtstheorie Protest einlegt: „die Schnelligkeit der Planeten entspricht nicht völlig der bewegenden Kraft (in der Sonne), da sich entweder die dazwischen befindliche Aetherluft widersetzt, oder die Neigung des Beweglichen selbst zur Ruhe (An-

3 Monate gebrauche, ſo müſſe die Sonne zum Min-
eniger gebrauchen.

ill man aber lieber der Sonne eine tägliche Zeit vor-
, ſo daß die tägliche Umdrehung der Erde durch eine
magnetiſche Kraft von der täglichen Umdrehung des
globus bewirkt werde, ſo hätte ich nichts dawider.
h entſpricht eine ſo raſche Drehung jenem Körper, in
erſte Akt aller Bewegung enthalten iſt."

as entſpricht auch ganz vortrefflich dem Beiſpiel der
d des Mondes" ꝛc.

n hat hier, auch ſchon vor dem letzten Paſſus, die
durchgehört, daß das brutale Pondus oder Gewicht
bewegende Urſache im Weltall ſein könne. Nach der
der Schwere brauchte die Sonne ſich nicht zu drehen,
Erde anzuziehen und in einer gewiſſen Entfernung von
uhalten. Daſſelbe iſt der Fall mit Erde und Mond.
ging von der Rotation des Sonnenkörpers aus, welche
den Planeten Drehkraft verleihen könne. Zuletzt hören
tlich, daß dieſe Kraft eine magnetiſche ſein müſſe. Noch
s das Geſetz der Gravitation mit Hülfe der Galilei'-
inertiae (der Beharrung in der Bewegung) nicht ge-
ſonders nicht nach dem Maßſtabe der Entfernung for-

Anderes ist, als das Resultat einer Urbeschaffenheit der Molecüle, deren Wirkung sich durch den Weltäther fortsetzt.

Das Bild des Magneten imponirt Keplern gewaltig: „Sehr schön fürwahr finde ich das Beispiel des Magneten und durchaus der Sache entsprechend, und fast könnte man es die Sache selbst nennen. Denn was rede ich vom Magneten wie von einem Beispiel? Da die Erde selbst, nach der Beweisführung des Engländers Wilhelm Gilbert, ein großer Magnet ist, und dieselbe, nach dem nämlichen Autor, dem Bestätiger des Kopernikus, sich jeden Tag umdreht, wie ich es von der Sonne vermuthe."

„Und so ist es annehmbar, daß wie die Erde den Mond durch eine besondere Kraft bewegt, auch die Sonne ähnlich die Planeten durch eine entlassene Kraft bewegt: die Sonne folglich gleichfalls ein magnetischer Körper ist."

Man hat vor lauter Mathematik in Kepler den Philosophen, ja den Dichter nicht gesehen. Laplace fand es niederschlagend, daß Kepler bis an sein Ende chimärische Speculationen getrieben. Es ist auch nicht leicht, die geistige Verfassung des Mannes zu schildern, ohne daß man den Anschein gewinne, der Schwärmerei das Wort zu reden.

Kepler war kein Newton'scher Kopf, der ganz aus deductivem Wesen bestand, stets aus Allgemeinem das Besondere ableitete. Er war aber auch nicht blos inductives Genie, das lediglich vom erkannten Einzelnen weiter schloß und deßhalb hin und wieder fehlschoß. Kepler war ein Mathematiker erster Klasse und zugleich ein Mann von der stärksten Phantasie. Er besaß jene „intellectuelle Anschauung", die so viel Unheil in neuern Köpfen und Büchern angestiftet hat, und von welcher der Däne Brandes jüngst behauptete: „sie sei die nach Vernunftgesetzen thätige Phantasie", was ein schiefer Ausdruck ist. Denn gäbe es eine solche Phantasie, die ausschließlich von der Vernunft beherrscht würde, so wäre sie absolut und unentwickelbar. Eine solche Phantasie wäre die Vernunft selbst, der jüngste Künstler der fertige Philosoph.

niemals aber kann der Künstler die ersten Phantasmata gebrauchen, wie sie in seinem Kopfe aufsteigen; sie bedürfen stets der logischen Correctur.

Ganz verkehrt war es, von Kepler zu sagen: „Aus den tollsten und ganz absurden Einfällen fand er die Wahrheit heraus." Ganz absurde Einfälle enthalten keine Wahrheit, und Kepler hat niemals ganz absurde Einfälle verfolgt. Der mathematische Untergrund und die solide Gelehrsamkeit des Mannes ertrugen gar keine Absurdität. Man vergesse doch nicht, daß die Phantasie, das vorauseilende Gestaltungsvermögen, bei jedem Menschen sich nach dessen sonstiger geistiger Beschaffenheit richtet, daß es keine Phantasie im leeren Raume gibt, daß das gesammte praktische oder theoretische Streben des Individuums seiner Phantasie ihre Richtung anweist, ihr stets wieder Zügel und Zaum anlegt, wofern wir es nicht mit ausgemachten Narren zu thun haben.

Es war eben Kepler's Faustisches Wesen, daß er bisweilen rasch „in's Innere der Natur" (die penetralia naturae) hineinstürmte und in Ahnungen schon gesetzliche Verhältnisse erblickte. Aber stets machte er den Vorbehalt, daß die Erfahrung das Erstürmte zu bestätigen habe, daß eben doch „Hebel und Schrauben" vonnöthen seien.

Denken wir uns die Sache etwa so: zwei Vermögen sind im Menschen thätig; das eine fliegt vorwärts, oft weit, erfliegt, überfliegt noch öfter das Ziel; das andere geht bedächtig den Weg, controllirt, corrigirt, verificirt die angeblichen Errungen des andern, sondert den Weizen von der Spreu. Das eine Vermögen folgt der Luftlinie, das andere tracirt die Straße. Eins ist nicht ohne das andere, und ganz bedeutende Geister halten oder bringen sie immer wieder in Harmonie.

In diesem Sinne finden wir das Urtheil des französischen Akademikers Bertrand („Ueber das Leben und die Arbeiten Kepler's", 1863) so correct wie lehrreich. Kepler, heißt es, habe von vorn herein die hochfahrende Hoffnung gehegt, das Räthsel der Natur zu entziffern und den Anschein gehabt, als

ſtürze er ſich mit toller Verwegenheit in ein grund- und ufer loſes Meer; „aber in dem glühend ernſten Triebe ſeiner Seel nach Wahrheit herrſchte nur die Wißbegierde, ohne daß ihn de Stolz jemals verblendete. Er betrachtete nur als gewiß, wa bewieſen war, immer bereit, ſein Urtheil zu ändern und di liebſten Erfindungen zu opfern, ſobald eine ſtrenge Prüfun ſie verwarf. Aber welche erhabene Aufregung, welche Tön der Begeiſterung und fröhlicher Trunkenheit, wenn der Erfol ſeine Verwegenheit rechtfertigt, wenn er nach ſo vielen Mühe endlich das Ziel erreicht! Stolz und verwegen, wenn er ſuch wird Kepler beſcheiden und einfach, ſobald er gefunden hat.

Eine ſtarke Verführung, der Phantaſie die Zügel ſchieße zu laſſen, lag doch auch in der herrſchenden aſtrologiſchen Stim mung, beſonders in dem Vorſchub, den ihr ein Tycho de Braß leiſtete. Dieſer ſeltſam gemiſchte Mann, der ſeine ganze Wiſſen ſchaft als Rechenkunſt auffaßte, war dennoch der Anſicht, di Leber als Blutbereiterin ſei dem Jupiter unterworfen und de Sitz des ſanguiniſchen Temperaments; die phlegmatiſchen Niere gehörten der fruchtbaren Venus; die Milz dem finſtern, me lancholiſchen Saturn; die Galle dem choleriſchen Mars.

Wie bereit Kepler ſtets war, „ſein Urtheil zu ändern" und nur der Wahrheit zu huldigen, erſieht man am Beſte aus ſeinem Verhältniß zur Aſtrologie. Nie hat er ſich in Ernſte auf Tychoniſche Specialitäten eingelaſſen; aber bis zum Jahre 1608 dachte er in der That an eine Conſtruction de Menſchen aus deſſen telluriſchen Verhältniſſen in Verbindung mit den kosmiſchen Beſchaffenheiten. Es iſt ja richtig: de Menſch und ſein Geſchick ſind Producte des Kosmos — wo nur alle Bedingungen kännte! Namentlich die ſideriſchen Schlüſſ baſirten in der damaligen Zeit auf einer phyſiſch-räumlich be ſchränkten Weltauffaſſung. Noch 1607 äußerte Kepler: „de Himmel entläßt für uns nichts als das Licht. Es iſt di Seele oder das Leben, welche bei der Geburt des Menſchen gewiſſermaßen in dieſe Form der ſideriſchen Strahlen ein fließen, die ſo oder ſo geſtaltet ſind im Punkte der Geburt

Strahlentheorie. Vom Jupiter aus ſieht man die Erde
ſt: was kümmert ſich der um uns? Und nun erſt der
he Fixſternhimmel, der beim Horoſkop nie in Rechnung
worden war! Wir werden ſpäter erfahren, wie prak-
eutſam dieſe Wandlung Kepler's in concreten politiſchen
iſſen wurde.

ie ſehr er auch immer beſtrebt geweſen war, der Krankheit
t eine ſpeculative Seite abzugewinnen, jetzt erklärte er
chieden gegen die fatalen Nativitäten. Die Aſtrologie
r, von ſeinem Prager Aufenthalte redend, „die buhle-
ochter der Aſtronomie", der er gleichwohl den Hof
müſſe, um ſeine Stellung am Hofe zu wahren und
nterhalt zu verdienen. „Es iſt wohl dieſe Aſtrologie,"
er, „ein närriſch Töchterlein; aber, lieber Gott, wo
hre Mutter, die hoch vernünftige Aſtronomie bleiben,
e dieſe ihre närriſche Tochter nicht hätte? Iſt doch die
ch viel närriſcher, und ſo närriſch, daß derſelben zu
igenen Frommen dieſe alte verſtändige Mutter durch
hter Narretheidung, weil ſie zumal auch einen Spiegel
r eingeſchwatzt und eingelogen werden muß."

it ſeinen eigenen Prophezeiungen hatte er viel Glück,
h anders als ſcherzend darüber auszudrücken. „Wenn
then ſo auf das Ja und Nein gerichtet iſt, ſo trifft

Das ist doch gewiß ein bündiges und unzweifelhafte
Nichtsdestoweniger strebte die echt Faustische Seele s
das Positive, in Zahlen zu Fassende hinaus. Frü
als man ihm die Kosmologie ausreden wollte, die er
Theologen überlassen möchte, erwiderte er: „Laßt
den heiligen Geist aus dem Spiel und treibt nic
Spott mit ihm, daß Ihr ihn zum Lehrmeister de
macht!“ Er wollte sagen: Die Weltordnung ist nic
der Theologen, sondern der Wissenschaft.

Er verzweifelte nicht an der höheren Erkenntniß
man sich den Dingen nur denkend hingebe; die Forsch
ihm etwas Natürliches: „Die Erkenntniß ist dem me
Geiste nicht enger gesteckt, als die Welt selbst; wer
langen hat, von dem was er mit Augen sieht, zu se
sachen aufzusteigen, der ist geistig todt, und wei
daß, was dem Vogel das Singen, dem Ge
Forschung ist.“

„Die Zwangsarbeit des bloßen Rechnens“ macht
Wissenschaft nicht aus; die Astronomie selbst erschien
als „dienendes Glied“, als Hülfswissenschaft, als Re
der vollen und ganzen Wissenschaft, der Philosophie, d
was ist als nothwendig und vernünftig begreift“. K
die Philosophie edler und schärfer definiren?

Deßhalb genügten ihm schon in Graz als bl
Manne die Zahlenergebnisse nicht; hinter den beziffe
sultaten der Bewegung suchte er nach deren We
trachtete auf idealistisch-antike Weise „alle Bewegung
sich trägen, todten Materie aus den ihr innewohnen
verschiedenen Stufen der Entwicklung stehenden see
geistartigen Mächten abzuleiten“. Wie dualistisch
wie nahe der Lösung! Ist die Materie „todt“, r
„seelenartige Mächte innewohnen“? Wäre die Mat
keine Seele und kein Geist vermöchte sie lebendig zu
Und wie nahe abermals der Lösung: „Die Bewegung
mels ist das Werk himmlischer Intelligenzen, die seine

: Körper" ſelber ein Convolut von Empfindungsfähig-

aß Kepler ein Dichter war, ehe er Aſtronom wurde,
:mand ſchlagender bewieſen als der treffliche, zu früh
ene Reuſchle in ſeiner Jubelſchrift: „Kepler und die
mie" (1871). „Ehe Kepler entdeckte, hatte er Phantaſie-
. dieſe lockten ihn auf die Bahn der Prüfung, Ver-
g, Berichtigung und endlichen Feſtſtellung. Aber je
er ſeine dichteriſche Schöpfungskraft war, um ſo höher
e geiſtige Beſonnenheit geprieſen werden, die es ver-
den Phantaſiegebilden den „Höllenzwang" anzuthun."
anz dichteriſch ging der 25jährige Kepler in Graz
em „Geheimniß des Weltbaues" (1596), zu Werke.
ibel ſagt, die Welt ſei nach Zahl, Maß und Ge-
eordnet. Dieſes eigentlich dem Pythagoras zugehö-
ictum führte den Berliner Chemiker J. B. Richter
eſter Zeit auf die chemiſchen Verwandtſchaftszahlen
:quivalente. Kepler ſuchte das Geheimniß des Welt-
arin. Die Pythagoräer hatten die fünf regelmäßigen
le: Tetraëder, Heraëder, Oktaëder, Dodekaëder,
er, oder Vier-, Sechs-, Acht-, Zwölf- und Zwanzig-
, in den fünf Welten und den fünf Sinnen wieder-
n. Kepler bezog ſie auf die fünf Zwiſchenräume der

per, welche Kreiſe zugleich die Ecken des kleinern und die inneren Flächen des folgenden größern Körpers berührten. Die Erdbahn, zwiſchen Zwanzig- und Zwölfflächner gelegt, gab das Maß. Die damals noch ungenauen planetariſchen Zahlen ſtimmten nicht übel mit der geometriſchen Conſtruction; ſo glaubte Kepler zuverſichtlich dem Weltbaumeiſter auf der Spur zu ſein und ſtimmte den Hymnus an:

„Großer Künſtler der Welt, bewundernd ſchau' ich die Werke
Deiner Hand, die das All kunſtreich planend gebaut.
Mitten drin ſteht die Sonn', austheilend das Licht und das Leben,
Die nach heil'gem Geſetz zügelt die Erde und lenkt
In ihrem wechſelnden Lauf. Ich ſehe das Mühen des Mondes,
All' jene Sterne zerſtreut auf unermeßlicher Flur.
Herrſcher der Welt, du ewige Macht, durch alle die Welten
Schwingt ſich auf Flügeln des Lichts Dein unermeſſener Glanz."

Die Planeten laufen aber nicht im Kreiſe, ſondern in Ellipſen. Warum das? Neue dichteriſche Hypotheſe: das kommt von der „Harmonie der Sphären". Die Planeten müſſen ſich ausgleichen, ihre Läufe harmoniſiren, ſo daß jeder Mißton des einzelnen Planeten aus dem Concert beſeitigt wird. „Endlich, endlich", nach erledigtem Traum der „Sphärenharmonie", „ſiegte die Wahrheit über die Finſterniſſe meines Geiſtes, unter ſolcher Uebereinſtimmung mit meiner 17jährigen Arbeit an den Tychoniſchen Beobachtungen, daß ich anfangs zu träumen und das Geſuchte als gegeben vorausgeſetzt zu haben meinte." Er war bei der rationellen Gewißheit angelangt.

In der Vorrede zur Harmonices mundi jubelt er den prometheiſchen Dithyrambus: „Nunmehr aber, nachdem mir ſeit anderthalb Jahren das erſte Morgenroth, ſeit wenigen Monaten der volle Tag, ſeit wenigen Tagen endlich die reine Sonne der wundervollſten Betrachtung aufgegangen, hält mich nichts mehr zurück; ich will ſchwärmen in heiliger Wuth, ich will die Menſchenkinder höhnen mit dem einfachen Geſtändniß, daß ich die goldenen Gefäße der Aegypter entwende, um meinem Gott ein Gezelt daraus zu erbauen, weit entfernt von Aegyptens Gränzen.

gründe seines Daseins getragen haben, etwas das rosen eben nicht zu Theil wird, das Vertrauen zu und zur Findbarkeit der Wahrheit.

die römische Curie die „Weltharmonie" auf den te, war so natürlich wie consequent. Sie lebt von rmonie unter den Menschen und im Menschen selbst. mals der Hauch Kepler'schen Geistes in die gesammte , so gäbe es keine Religionsstreitigkeiten mehr, die ederen Sphären Platz finden.

essen wir zum Schlusse nicht, daß der philosophische auch Optiker war und 1611 unter dem Namen der " eine Theorie über die Natur des Lichtes und den schrieb. Schon Kepler zerlegt den Sonnenstrahl in untersucht Netzhaut und Krystalllinse, und die neueste erklärt, daß die Emanationstheorie oder Lehre von römung kleinster Lichttheilchen von Keinem so vorngewandt und so wahrscheinlich gemacht worden sei, Kepler. In der Vorrede zur „Dioptrik" redet der isterte seine Lunette also an: „O vielkundiges Perstbarer als jedes Scepter! — oder steht nicht der, ich in der Rechten hält, da wie ein König, ein Herr e Gottes?"

teſter Darſtellung eine ganze Kometentheorie aufſtellte. Bei die Theorie ſchlägt ſo recht das Goethe'ſche Wort ein:

„Iſt nicht der Kern der Natur
Menſchen im Herzen?"

Im Kepler'ſchen „Herzen", in ſeiner „Intuition" wen ſtens, lag auch diesmal wieder der Wahrheitskern, und Wiſſenſchaft unſerer Tage, hier vertreten durch Zöllner, frei herausgeſagt: Kepler erkläre mit ſeiner Ausſtrömung theorie Alles, während die Undulations- oder Wellentheo genöthigt ſei, der Sonne eine elektriſche Repulſion beizuleg dieſe werde überflüſſig, wenn das Licht aus kleinſten Theilch beſtehen ſollte.

Kepler, der den Kern der Natur in ſich trägt, iſt a mit ſeinem ganzen Weſen gleich im Herzen der Natur: „V den Kometen iſt dies meine einfältige Meinung, daß, wie natürlich, daß aus jeder Erden ein Kraut wachſe, auch o Samen, und in jedem Waſſer, ſonderlich im weiten Me Fiſche wachſen und darin umſchweben, allermaßen ſei es a mit der himmliſchen, überall durchgängigen und ledigen L beſchaffen, daß nämlich dieſelbige dieſe Art habe, aus ihr ſel die Kometen zu gebären". Die Kometen ſind eben Luft- o Gasproducte. „Wann die Luft etwa an einem Ort dick wi alſo, daß die Sonne und die Sterne nicht wohl hindur ſchießen und auf Erden leuchten können, alsdann iſt es Z und bringt es dieſer himmliſchen Luft lebhafte Natur mit ſ daß ſolche dicke, feſte Materie gleichſam als in ein Apoſt zuſammengezogen und ihrer Natur nach erleuchtet und a andere Sterne mit einer Bewegung begabt werde." D Kometen ſind Gasgeſchwüre, welche das Licht der Son brechen.

„Wann nun alſo eine durchſichtige lichte Kugel o Klump im Himmel ſchwebt, und die Sonne mit ihren re linigen Strahlen darauf trifft, dieſelbe auch durchgehet, halte ich, daß ſolche Strahlen etwas von der Materie der K metenkugel mit ſich davon führen und alſo den Kometen bl

der Schwanz des Kometen, der ſich immer von der hinweg ſtreckt." Aber warum iſt der Schwanz ge-
?

ingleichen es unmöglich iſt, daß der Sonnenſchein ſich freien himmliſchen Luft krümmen ſollte, wie etlicher n Schwänze krumm erſcheinen; denn des Lichtes Fall rahlenſchüſſe gehen in der rechten Linie. Deßhalb iſt richeinlicher, daß ſolche krumme Kometenſchwänze be-aßen ihre aus dem Kometen fließende Materie haben, materialiſche Fluß ſich mehrerer Urſachen wegen von ten ausgeſtreckten Sonnenrichtung krümmen kann, als empel, wenn der Wind drein bliese (welches ich nur lsweiſe rede), oder wenn des Kometen Kopf ſo ſchnellen daß er die von den Sonnenſtrahlen ausgetriebene hinter ſich ließe." Der condenſirte Kopf des Kometen ir die loſere Maſſe hinten zu raſch; dieſe bleibt nach ſetze der Trägheit zurück, biegt ſich alſo ſcheinbar.

as war die richtige unvergängliche Naturphiloſophie: keln Trange ſtets auf dem rechten Wege, aber auch reit und entſchloſſen, den dunklen Drang der beſonnenen g und dem geſtrengen Calcül zu unterwerfen. Das den Mann aus, den Leibniz den Vir incomparabilis. vergleichlichen nannte

Irrthum hindurch. Wenn der Menſch am Schluſſe
Lebens auf ſeine Erſtlingswerke zurückblickt, freut er ſ
Betrachtung der Umwege, auf denen er, im Finſtern ta
endlich an die Thür gekommen iſt, aus der ihm ein Lich
entgegendringt. Die Natur, die er erfaſſen will, erſchei
wie ein neckiſches Mädchen, das Verſteckens mit ihm ſpie
doch noch immer ſich ſehen läßt, ehe es ſich verſteckt
Virgil'ſche Galatea —; je näher man ihr kommt, deſto
willigere Sprünge macht ſie, und wenn man ſie eben zu
glaubt, hat ſie ſich wieder entwunden, aber nur um auf
zu demſelben Spiel zu reizen! Dem Geiſte des ei
Menſchen ſind wohl ſeine Schranken geſetzt; aber w
Lehrer ein Kind, ſo führt auch die Vorſehung das men
Geſchlecht von Stufe zu Stufe weiter, und glücklich de
erwählte, der, dem langſamen Weg der Geſammtheit v
eilend, der göttlichen Wahrheit ſich nähert."

Sagten wir nicht, dieſer „Auserwählte" trage
Leſſingkopf?

„Der göttlichen Wahrheit ſich nähert." — „Mein
Wunſch iſt, den Gott, den ich im Aeußern überall find
innerlich, innerhalb meiner, gleichermaßen gewahr zu w

Wozu Goethe, der ſich darauf verſtand, das Inn
Aeußern zu erblicken: „das geſchah grade in dem
blicke".

Johann Amos Comenius.*)

Ein dritter Stern, neben dem poetisch-ethischen und dem naturphilosophischen der pädagogische, leuchtete dem Eingange unseres 17. Jahrhunderts. Wenn ihn das geschichtliche Teleskop nur als Stern zweiter Größe anerkennen kann, so muß die Berechnung hinzufügen, daß er um so unmittelbarer auf die Erde und ihre Kinder gewirkt hat. Oder um ein anderes Bild aus der eben verlassenen Region zu gebrauchen: jene fernen theoretischen Planeten glichen erst in langen Zeiträumen den Mißton im Sonnensystem aus; dieser nahe Mond hob sichtlich die Wogen des Meeres und den Glutstrom des Erdinnern. Wir reden von Amos Comenius, dem großen Magister.

Shakespeare, Kepler und Comenius sind Wirkungen der Revolution des 16. Jahrhunderts. Comenius im Besondern, als Mitglied und Haupt der böhmisch-mährischen Brüder, ist ohne die Reformation gar nicht denkbar; sein pädagogisches Genie hat die letzten Wurzeln in dem „Devastator", wie die Autoritätsphilosophie unter dem Beifall der Neu- und Alt-

*) Das Material zur Geschichte dieses Mannes findet sich in den Geschichten der Pädagogik von Raumer und Schmidt, sowie in den Specialschriften über Comenius von Seyffarth, Dr. Eug. Pappenheim, in der akademischen Mittheilung Gindely's und letztlich zusammengestellt in Dr. Theod. Lion: „Joh. Amos Comenius" (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Bd. 10), Langensalza 1876.

katholiken und unter grinsender Zustimmung des unhistorischen Aufklärichts Martin Luther getauft hat.

Der Reformator, aller edlen Instincte voll, erklärte: „Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten.“ Da steht der ganze obligatorische Volksschul-Unterricht als protestantisches Grundgesetz, welches noch jetzt vielfach große Mühe hat, sich zur Wirklichkeit durchzuringen.

Und weiter: „Kehre dich nichts daran, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch verachtet und spricht: Ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun. Sie sollen in Kürze so kirr werden, daß sie einen Gelehrten gern aus der Erde zehn Ellen tief mit den Fingern grüben: denn der Kaufmann soll mir nicht lange Kaufmann sein, wo die Predigt und das Recht fallen.“ Der eifrige Vater vergaß die Medicin, in welcher sein eigener Sohn sich auszeichnen sollte.

Leider blieb es in der lutherischen Schule zunächst bei der „Kinderlehre“, und die lateinische Schule büßte rasch den humanistischen Geist ein, um formales Appretirungs-Institut für den „Ciceronianus“ zu werden, d. h. lateinische Schreib- und Plappermaschinen zu bilden.

Zu einer eigentlich „deutschen Schule“, die mit der „Meßnerei“ verbunden sein sollte, legte erst der brave Herzog Christoph von Würtemberg den Grund. Die Besserung der Lateinschulen ließen sich Männer wie Trotzendorf und ganz besonders der treffliche Rector Joh. Sturm zu Straßburg angelegen sein; aber der Jesuit und der durch ihn angezettelte 30jährige Krieg rotteten die besten Keime wieder aus. Die Jesuiten-Collegien wuchsen unaufhaltsam; sie verfolgten einen eben so glänzenden als verderblichen Unterrichtsplan. Dieser Plan war das feinausgetiftelte Werk des Jesuitengenerals Acquaviva, eines Neapolitaners, der die Tendenzen der Caraffa in Milde und Salbung hüllte. In Böhmen hetzten die Jesuiten noch vor Ausbruch des Krieges das gläubige Volk wider die

ausschließlichen „Nationalismus“ (Corpsgeist) und dem „Personalismus“ konnte unmöglich „das Salz der Erde“ ben. Vertauschten doch die Scholaren bald die geist- ldung mit der soldatischen! Zu dem Eifer des 16. Jahr- , neue Universitäten neben den alten anzulegen, ge- das Bestreben der Confessionen, sich einander durch nen im Schach zu halten. So entstanden in der älfte des 17. Jahrhunderts Universitäten in Masse: yk in Geldern 1600, Parma 1606, Gießen 1607, en 1617, Rinteln 1620, Salzburg 1622, Mantua 1625, 1631, Dorpat 1632, Tyrnau in Ungarn 1635, 636, Abo in Finnland 1640, Bamberg 1648, Duis- 55. Aber wie ging es auf den meisten der alten und , wie lebte die akademische Jugend, welches Zeugniß von diesem Leben die Wissenschaft!

it dem 16. Jahrhundert bildete die Studentenschaft r eine Raufbande innerhalb der allgemeinen Rauferei. udenten in dem berühmten Padua waren in beständ- lufruhr: unter Trompeten und Pauken zogen sie zu ren hinaus, drohten bei jeder Kleinigkeit die Univer- verlassen, und die „Philister“, die auch schon damals nfel wußten was Freiheit heißt“, erbettelten demü- ie Rückkehr der „Herren“. Schon zu Könia Fer-

Hochzeiten, spielten mit falschen Würfeln, begingen Orgien, lebten liederlich.

Ein Schriftsteller aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts erzählt: „Studenten haben auf den Dörfern sich auf die Kanzeln gedrungen, den Pfarrer mit prahlerischen Worten überschwatzt, in ziemlichen Räuschen geprebigt, die Bauern mit seltsamen Schwänken zum Lachen gebracht, dann auch Sackpfeifer und Schalmeien bestellt, die Greten und Elsen aus den Ställen an den Tanz gezwungen, daselbst gesprungen und gespeit." Noch 1696 heißt es von Helmstädt (in Braunschweig): „ein Hochzeit durch ungeladene Studenten gestört, alles Bier aus getrunken, Leuten die Ribben zerschlagen, andere mit den Degen gestochen."

Das Tragen von Schlachtschwertern, Spießen und Schießgewehren wurde stets, und immer ohne Erfolg verboten, schon wegen der ewigen Duelle. 1570 mußte der Kurfürst von Sachsen ein Senatsstatut bestätigen, wodurch dem „Metzeln" unter den Studenten gewehrt werden sollte, „damit die Universitäten nicht Lärmen- und Palgeplätze oder Metzelhäuser seien".

Der Student hatte sich bei seiner Aufnahme in die akademische Corporation einer Ceremonie zu unterwerfen, welche man die „Depositon" nannte. Diese Ceremonie entsprach der Ursprungszeit der Universitäten. Das Mittelalter mit seinem exclusiven Zunftgeiste legte hohen Werth auf solche Akte: der Novize trat unter Feierlichkeiten in den Orden, der Geselle in die Gilde, der Matrose in die Hansagenossenschaft, wobei er „gehänselt" wurde. Der studentische Novize hieß der „Bean" (bec jaune); erst durch die „Deposition" (Ablegung der rohen vorstudentischen Sitten) wurde er zum Studenten — mit den allerrohesten Sitten.

Man warf bei der Ceremonie eine Ochsenhaut mit Hörnern über den Bean; diese Hörner wurden ihm abgesägt. Zuvor aber riß man ihm mit großer hölzerner Scheere das Haar aus:

ungeheurer Feile wurden die Nägel geſtumpft:

„Ich feile Dir die Händ', um damit anzudeuten,
Daß Du, was redlich iſt, mit ihnen ſollt arbeiten."

großer Schnurrbart wurde ihm gemalt:

„Ich mal Dir einen Bart, daß Du hinfort geartet
Sollt ſein nicht wie ein Kind, das noch ganz ungebartet."

Nun folgte der Handkuß, dem Neophyten wurde Salz in
Mund, Wein auf den Kopf gegoſſen:

nehmt hin der Weisheit Salz, nehmt hin den Wein der Freuden,
d, Ihr Studenten nun, mehr' Gott an allen beiden!"

Darauf natürlich Feſtſchmaus — bis zur Verhöhnung aller
nen Regeln.

Luther gewann ſeiner Zeit der „Depoſition" noch eine
Seite ab, und commentirte ſie ſeinem Sohne recht hübſch.
„Mein Sohn, dies iſt nur der Anfang jener Depoſitionen,
i ganzen Leben deiner warten. Jener legt dir auf eine
Stunde die Hörner an und verſpottet dich, es werden
größere Depoſitoren über dich kommen; zunächſt dein
, der täglich an dir deponiren wird, was in Sitten und
on ungeſchliffen iſt, bis er dich tüchtig abgehobelt dem
übergeben wird; dann wirſt du ein Weib nehmen, das
uf ihre Weiſe deponiren wird, dann wirſt du in ein
ß- oder Kirchenamt kommen: was werden dir nicht da

Der Pennal (bisherige federfuchsende Lateinschüler) mußte
Depositor oder ältern Burschen ein Jahr, sechs Monate, s
Wochen, sechs Tage, sechs Stunden und sechs Minuten abs
zu Willen sein. Der Altbursch hieß auch „Schorist", und
hatte der Pennal jeden, auch den niedrigsten Dienst zu leis
ihm Kleider, Wäsche und Geld zu schaffen. Abscheuliche
würdigende Mißhandlungen mußte er ohne Widerrede erdul
bei Strafe für „infam" erklärt zu werden. Backenstrei
Nasenstüber, Fußtritte weihten den Pennal in die Würde ei
akademischen Bürgers ein. „Sie haben," schreibt ein
genosse, „ihre unnatürlichen Tränke aus Schleim, Tinte,
stiger stinkender Butter, Besel (Schnuppen) aus Lichtputze
zu trinken gegeben". In Jena stieß man Wurst, Brot,
stoßene Ziegelsteine, Scherben, Koth und Salz gemischt
Pennalen in den Mund. „Wo ist," klagt ein damaliger
lehrter, „in der Türkei, wo ist in der Tartarei, unter wel
Barbaren ist dergleichen gewesen?" Darf uns der berücht
„schwedische Trunk" so sehr entrüsten, wenn solche Dinge
den höchsten Bildungsstätten vor sich gingen?

Es ist klar, diesem Unwesen ließ sich nur radical,
der Wurzel aus beikommen. Der akademische Bürger,
eine anständige Führung des Lebens mit der Empfänglich
für die stets wachsenden Errungenschaften des beobachten
und rechnenden, d. i. des exacten Geistes im 17. Jahrhun
verbände; der überdies fähig wäre, etwas von jenen sp
lativen Resultaten zu begreifen, die sich von Bacon und
tesius bis Leibniz und Locke erstrecken sollten: dieser Bü
setzte eine ganz andere Volksschule und eine ganz andere Mi
schule voraus. Die aus tiefstem Born mächtig aufstrahl
Naturerkenntniß verlangte gebieterisch Anschauung statt
hölzernen Formel des Katechismus; die an der Hand
Naturgesetze sich emporringende Philosophie erheischte die Ku
eines logisch-natürlichen Denkens von Unten nach Oben
eines sichern Rückschließens von Oben nach Unten, statt der
gelernten scholastischen Phrase.

gie mehr wäre. Wie die Quäker erst die Preßfreiheit
erechtigung der Menschen verstanden, die den Puri-
abging, so mochte aus der Brüdergemeinde Mäh-
ädagogische Reformator hervorgehen, der sich auf
leiter seiner Ziele selbst zum praktisch freien Mann
so zur Erziehung Anderer qualificirte.
onfessionellen Kirchen waren unfruchtbar oder Gift-
. Die protestantischen Geistlichen schrieben zwar
was sie an Bildung repräsentirten, verschwamm in
nd Herrschsucht. Die katholischen Theologen sparten
chreiben, sie saßen im Schifflein Petri, welches die
uerten. —
es Comenius Größe schon im Voraus ahnen zu
die Berechtigung nachzuweisen, ihn mit Shakespeare
zum „himmlischen Triangel" des 17. Jahrhunderts
, werden wir gleich sein ganzes Wesen in einem
sammeln.
Weg von der Theologie zur Erkenntniß der Realität
ihm also gebahnt: Die Menschen wissen nicht, daß
der Welt sind, man muß sie daher ihre Güter
en. Alle Verzeichnisse dieser Güter, von wem immer
üssen zu Rathe gezogen werden, um die Uebersicht
n; vor Allem das heilige Buch Gottes, die Bibel,

nicht bei Seite lassen, welche die niedrigern Stoffe behandelt haben, die Philosophen, Aerzte, Rechtsgelehrten, Mechaniker, Erfinder von allerlei Dingen, Geschichtschreiber, Kosmographen, damit aus allen andern besondern Wissenschaften endlich eine allgemeine Wissenschaft der Wissenschaften und Kunst der Künste, d. i. Pansophie entstehe." „Alle, welche über Frömmigkeit, Sittlichkeit, Wissenschaften und Künste geschrieben haben, ohne Rücksicht ob Christ oder Muhamedaner, Jude oder Heide, oder welcher Sekte unter jenen Einer nur immer angehört haben mag, Pythagoriker, Akademiker, Peripatetiker, Stoiker, Essäer, Grieche, Römer, Alter oder Neuer, Doctor oder Rabbi, jedwede Kirche, Synode, Kirchenversammlung, alle, sage ich, sollen zugelassen und gehört werden". („Der Pansophie Vorspiel", an Samuel Hartlib in London, den Correspondenten des Comenius und Freund Milton's, Opera didactica I. 428 f.)

Hier schlägt das Zwingli'sche Licht des 16. Jahrhunderts zur hohen Flamme auf. Herein mit der geschmähten Weltlichkeit, von allen Seiten und Zeiten! Herein mit der Natur und ihrer Erkenntniß! Die Toleranz gegen alle Glaubensbekenntnisse bildete die natürliche Grundlage solcher Anschauung und Forderung. Der moralische Commentar lautete kurz: Die Religion sei werkthätig! Aus diesem Geiste erwuchs auch bei Comenius das Streben nach einer Vereinigung aller christlichen Confessionen zu einer allgemein christlichen Kirche, welches er mit so vielen Männern seines Jahrhunderts theilte. Der dogmatische Säuberungsprozeß ging auf Menschenbildung aus.

„Wir wünschen, daß die Menschen endlich einmal von den Meinungsverschiedenheiten befreit werden, daß die Sekten und Gehässigkeiten aufhören, unter welchen die Einen von den Andern leiden; die Verdächtigungen aber können nicht aufhören, wenn nicht Allen und jedem Einzelnen in Betreff der Ansichten und Bedenken, sowol eigener als fremder, Genüge gethan wird. Das aber wird nicht geschehen können, wenn nicht die Ansichten Aller gehört und milde verglichen und nach denselben, von beiden Seiten anerkannten Gesetzen der hellen und

erleglichen Wahrheit geprüft werden.“ Auch das Volk
verwandte die den heidnischen Völkern entrissene Waffen-
zum Tempelbau; die Erbauer des Weisheitstempels
ebenso Kostbarkeiten und Schätze überallher nehmen
O. 430).

Um den Zusammenhang mit Kepler in's rechte Licht zu
n, muß erwähnt werden, daß Comenius im Verfolg
„Synopsis der Physik“ ein Buch zu schreiben begann,
eder vollendet, noch gedruckt wurde, dessen Titel aber
auf den großen deutschen Himmelsphysiker hinweist:
onomia ad lumen physicum reformanda etc.,
utsch: „Astronomie, welche nach dem Lichte der Physik
taltet, nicht auf neuen, nach Belieben erdichteten, sondern
n und wirklichen, aus der Natur des Himmels abgelei-
Voraussetzungen auferbaut werden soll.“

Schließen wir diese allgemeine Charakteristik mit etlichen
ißen des Comenius über Lernen und Wissen:

IV. Die Erkenntniß ist dann wahr, wenn die Dinge so,
wie sie sind, erkannt werden.

V. Die Dinge werden so, wie sie sind, erkannt, wenn
sie so erkannt werden, wie sie geworden sind.

II. Die Grundlage aller Dinge, wie in ihrem Bestehen,
so in ihrer Erkenntniß, ist die Harmonie.

IV. Die dritte Eigenthümlichkeit der Harmonie ist, daß
dieselbe, trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit der
Töne und Melodien, doch aus wenigen Principien
und bestimmten Arten der Unterschiede sich ergiebt.

VII. Und solche gemeinsame Verhältnisse der Dinge sind
von den Dingen mittelst einer Induction abzu-
leiten und als die Normen der Dinge aufzustellen.

III. Man muß aber derartige Normen der Wahrheit von
denjenigen Dingen ableiten, welche sich so verhalten,
daß sie nicht anders können und einem Jeden sich
bieten, um überall Versuche anzustellen, nämlich von
den Dingen der Natur.“ —

Wo bleiben die göttlichen Dinge? „Die göttliche
ſind an und für ſich unerforſchlich, da ſie nur
erkannt werden, als ſie durch die Natur wiedergeſpieg
durch das Wort Gottes offenbart werden.“

Wäre es noch geſtattet, heute, wo ſich jeder Sc
auf Kant beruft, an den großen Weiſen von Königs
erinnern, ſo wäre hier der Platz, ein Vorausgreifen der
der reinen Vernunft“ um 150 Jahre anzumerken; denn
Hartlib ließ 1636 in London dieſe „Präludien der C
niſchen Beſtrebungen“ drucken.

Man bemerke beſonders, daß Comenius mit obige
aus kantiſchen Wendung das Neſſusgewand der T
grade während jenes Krieges, der von der Theolo
gefädelt, der chriſtliche Bürgerkrieg genannt werde
vorn an der Bruſt zerreißt, um heilende Luft auf d
nende Haut wirken zu laſſen. Die weltliche verſtänd
kenntniß wird hier zum erſten Male von einem T
und Sektirer hart neben die Inſpiration und den
geſtellt.

„Aus Natur und Schrift wird man die Normen
Aufbau der Panſophie gewinnen müſſen.“ Aus der
tionellen Gleichberechtigung von „Natur und Schrift“
ſich erſt der Rangſtreit der beiden Gewalten und da
heutige Anſchauung entwickeln.

Betrachten wir uns jetzt etwas näher die bahnb
Leidensgeſchichte des pädagogiſchen Kepler. Johann
kam zur Welt am 28. März 1592 zu Komna, einem
bei Ungariſch-Brod in Mähren. Er wie ſein Vater
davon Komensky, aus Komna, lateiniſch Comenius; ſp
die Ueberſiedelung nach Ungariſch-Brod ſtattgefunder
Johann Amos noch hinzu: Hunnus Brodensis, aus U
Brod. Der Reformator gehört mithin einem Gränzbez
nordweſtlichen Abhange der kleinen Karpathen an, wo
mus, Germanismus und Magyarismus auf einander
er ſelbſt ein Slavo-Germane, des Czechiſchen und des D

zu würdigen: „O daß ein Gott mir brächte zurück
nen Jahre!“ 1612, mit 20 Jahren, ſtudirte er zu
i Naſſau Theologie, und kam das Jahr darauf zum
.e nach Amſterdam, welches eine große Bedeutung
rhalten ſollte. Im ſelben Jahre 1613 finden wir
elberg immatriculirt. 1614 iſt er Rector der Schule
in ſeinem mähriſchen Heimatslande. Mit 24 Jahren
ich Geiſtlicher. Doch ſchon beginnt die Verfolgung
liſchen; er ſchreibt czechiſch und lateiniſch den Clamor
am, „Klagruf der Unterdrückten“. 1618 iſt er Rector
r in dem Städtchen Fulnek. Der böhmiſche Krieg
, die Schlacht am Weißen Berge vernichtete den
smus; ſpaniſche Truppen eroberten und verbrannten
menius büßte ſeine ſämmtlichen Bücher und Manu-

mußte er auswandern, fand jedoch mit vielen an-
rn eine geheime Zuflucht bei dem reichen und edlen
rl von Zierotin, einer Deak-Figur des 17. Jahr-
der ſich von den Extremen der ſtändiſchen Revolution
nd „reichstreu“ verblieb. Zierotin war der erſte
öſterreicher“; er wollte eine Realunion ſämmtlicher
: und Länder auf der Baſis der Gleichberechtigung
ma errichtet wiſſen, aber der Jeſuit Mariana war

Peſt; zum Troſt aller Verwaiſten ſchrieb er „über das Wai
thum“ (czechiſch und polniſch gedruckt). 1623, unter wach
den Kümmerniſſen, entſtand der „Dialog“ zwiſchen der „
trübten Seele“ und der „Vernunft“, zu denen ſich der „Glau
geſellt, fortgeſetzt in „Trauer über Trauer und Troſt ü
Troſt“. Gegen Ende 1623 ſchrieb der Tiefgedrückte „
Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens“ in klaſſiſch
Böhmiſch (ſpäter auch deutſch und noch ſpäter ungariſch
ſchienen) — ſeinem hochherzigen Beſchützer gewidmet.

Dieſes Buch bildet einen Abſchluß der ſtreng religiö
innigſt frommen Ergüſſe, deren Titel allein uns ihren gan
Inhalt verräth, welcher uns auch in den bekannten Chorälen je
Zeit ſo ernſt-erhaben anſpricht. Doch meldet ſich in der R
durch's „Labyrinth“ des ſlaviſchen Bunyan bereits die Pä
gogik. Er gelangte zu einem Thore, „Disciplina“ genan
„Es war lang, ſchmal, dunkel und mit bewaffneten Hüt
beſetzt, bei denen ſich Jeder anmelden, und wenn er in
Straße der Gelehrten wollte, um salvum conductum bi
mußte. Dieſe aber ſtellten mit Allen ein ſtrenges Examen
zuerſt über die Börſe, und wenn dieſe im gehörigen Sta
war, über Kopf, Rücken, Gehirn und Fell. War nun
Kopf ehern, das Gehirn darin queckſilberartig, der Rü
bleiern und die Haut eiſern, kam noch eine goldene B
dazu, ſo wurde dem Lehrling gute Hoffnung gemacht; fe
es aber an einem dieſer Dinge, ſo ſchüttelten ſie die Kö
Wozu ſoll ihm dann, fragte ich, das fünffache Metall? Dar
ſagte der Dolmetſch, kommt Alles an. Denn iſt der K
nicht ehern, ſo muß er berſten; iſt das Gehirn nicht flü
ſo kann kein Spiegel daraus werden; iſt die Haut nicht
Eiſen, ſo kann der Lehrling die Information nicht aushal
hat er keinen bleiernen Sitz, ſo ſitzt er nicht aus; und
will er todte und lebendige Lehrmeiſter herkriegen, wenn's
an einer mit Gold geſpickten Börſe fehlt?“ O habgier
Pedantismus der Gelehrtenkaſte!

„Darauf nahmen die Hüter je einer einen oder zu

her würden sie hier umgeformt.... Die Wenigsten
lange aus, bis sie auf's freiere Feld der Wissen-
nen; unter diesen war auch meine Wenigkeit, ob's
auch ziemlich sauer gemacht wurde." O Folterkam-
Pedanten!
en Trostlosigkeiten gegenüber pflanzt Comenius sein
Motto auf: „Alles fließe von selbst, Gewalt sei
Streben!" und schon läßt sich der Realismus der
schule deutlich vernehmen: „Sprachkenntnisse standen
(den echten Lehrern) in keinem großen Ansehen; denn
ten, daß nicht der, so viele Sprachen weiß, sondern
nützliche Sachen gelernt hat, ein brauchbarer Gelehr-

4 erschien das Edict der allgemeinen Austreibung
ngelischen Pastoren, ferner das Edict für die evan-
Adligen, sich zu bekehren oder auszuwandern. Diese
- sie bestimmten im Frieden von 1648 die Norm des
" — verbunden mit der Drangsalirung des Volkes,
r Aufgebung des Kelches und der Anerkennung des
zu zwingen, veranlaßten die Auswanderung von 30,000
, worunter 500 adlige, aus Böhmen allein, imgleichen
chwärzung eines neugebackenen höfischen Adels in das

einer klaren Methode ausrüsten, um auf die möglichst bes Weise die wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen Bestrebunge auf die richtige Bahn zu leiten." 1628 war auch dies Aufenthalt zu Ende und Comenius mußte das Vaterland a den Schuhsohlen mitnehmen.

Er ging nach Polnisch-Lissa zur Brüdergemeinde un widmete sich mit allem Eifer dem einen Hauptwerke seine Lebens, der „großen Didaktik" oder Magna didactica, ur sprünglich böhmisch verfaßt, dann lateinisch für alle Völke überarbeitet. Sie enthält alles Pädagogische, was er von 1627 bis 1642 geschrieben.

Das 28. Capitel der großen Didaktik versprach bereit die „Kinderschule bis zum 6. Jahre". In dieser Schrif von 1633 liegen die Wurzeln von Locke und Rousseau: da Verhalten der Mutter vor und nach der Geburt, die Selbst stillung, die Sanitätsmaßregeln werden erörtert. Es folgt di Lehre von der angemessenen Uebung der Kräfte: „Je meh der Knabe thätig ist, läuft, umherspielt, desto wohlthuende ist sein Schlaf, desto besser seine Verdauung, desto schneller wächst er, desto mehr gedeiht er an Leib und Seele". Man sorge für „angenehme Unterhaltung im fröhlichen Spiel und Scherz". Die erste Idee des Fröbel'schen Kindergartens. Das Verständniß der Kinder soll geweckt werden durch die Anfänge der Physik, Optik, Astronomie, Geographie, Chronologie, Geschichte, Oekonomie, Politik, durch Fabeln und Gleichnisse, die man ihnen erzählt. Nicht lange über das sechste Jahr hinaus dürfen aber die Kinder in der Mutterschule verbleiben; dann ist es Zeit für die öffentliche Schule.

Die sechs Büchlein über die Volksschule sind nie vollendet worden, da sie sich auf die böhmische Muttersprache bezogen und Comenius die Hoffnung auf Rückkehr aufgeben mußte. Wir kommen daher zur Erlernung fremder Sprachen, besonders der lateinischen. Europäisch berühmt wurde rasch die Janua linguarum oder die „eröffnete Sprachenthüre, Pflanzschule aller Sprachen und Wissenschaften" (1631). Der

omenius dagegen verlangte, „daß der Intellect und
immer parallel neben einander hergehen". Sinn-
von ſich zu geben, ſei papageienhaft. Die Ge-
er Dinge ſelbſt müſſe in beſtimmten Claſſen nach
skraft der Jugend geordnet und auf dieſe Weiſe
Rede genannte Ding der Einbildungskraft einge-
en.

anua machte ungeheure Senſation, ſie wurde in
iſche Sprachen, dann in's Arabiſche, Türkiſche,
d in's — Mongoliſche überſetzt. Selbſt der krit-
prophezeite ihr die Unſterblichkeit. Samuel Hartlib
war Feuer und Flamme. Mit Vergnügen be-
die pädagogiſche Welt im Intereſſe der kommen-
tion für die nüchternſte Linguiſtik und den eben-
ealismus. So froh war man, wieder auf ſeine
t zu werden.

gten ein Vestibulum oder „Vorhalle zur Sprachen-
S) und das „Vorbild eines Tempels der Latinität"
rhalle, Eingangsthür, Wohnhaus und Schatzkam-
ſelbe Grundſatz wie bei der Janua leitet den Ver-
hier: „Das Sprachſtudium zielt auf die Dinge ab,
eitler Geſchwätzigkeit, ſondern in weiſer Beredt-
enden. Die Worte müſſen beſtändig im Verein

ſpricht Dinge, thut Dinge. Man muß ſich vor der Sch
der Worte von den Dingen hüten."

Man erwäge, ſelbſt im 19. Jahrhundert, was das
will. Es iſt der Krieg auf Tod und Leben wider die „S
in der Luft, die Schemen ohne Realität, die leeren B
ohne Anſchauung, die ganze verkehrte Welt, welche ſich
Platonismus her in das chriſtliche Zeitalter fortgeſetz
„Wohnen wir nicht eben ſo gut in dem Garten der S
wie die Früheren? Warum ſollen wir nicht ebenſo r
Augen, Ohren, Naſen gebrauchen, warum durch andere
als durch unſere Sinne die Werke der Natur kennen le
Warum, ſage ich, ſollen wir nicht ſtatt todter Büche
lebendige Buch der Natur aufſchlagen, in welchem viel
zu ſchauen iſt, als uns jene erzählen können; und dies S
bringt zugleich mehr Freude und Frucht." Und dann ande
„Bis jetzt haben die Schulen wirklich nicht darauf hingear
daß die Kinder wie junge Bäume aus eigener Wurzel
entwickelten, ſondern nur darauf waren ſie aus, daß
mit anderweit abgebrochenen Zweiglein behängten."

Wer ſich jemals mit dem Unterricht oder auch n
pädagogiſchen Methodenlehre beſchäftigt hat, wird unmi
die tiefe Grundwahrheit in dem Vorſtehenden heraus
und dabei ſich im Stillen geſtehen, wie viel noch vo
vor zweihundert Jahren bekämpften Formalismus in r
Schulen graſſirt; wie viele Dogmatik des Wiſſens n
getrieben wird, wo das Selbſtergreifen des Geſetzes a
ſcher That einzig zur Geltung kommen ſollte. Die
war zu des Comenius Zeit, was die Kirche immer ſein
eine theologiſche Anſtalt; jetzt iſt die Einſicht eine r
beſſere, aber die Erfüllung des Guten bringt es nur al
nicht über das Wollen hinaus. Es giebt auch einen r
liſtiſch-pragmatiſchen Pedantismus, der an Unleidlichke
rein theologiſchen nichts nachgiebt, mag er ſich auch r
emphatiſch auf Peſtalozzi und Dieſterweg berufen. Der
Beruf in der Menſchheit leidet natürlich noch viel mel

- und Kellerlatein, als ein wirklicher Sprachſchatz zur
hung auf die nothwendigſten Begriffe. Im harten
atz zu der Phraſeologie der Historia sacra, zu dem
ialismus der Zeit, gab Comenius ſeinem Latein einen
Erdgeſchmack.

nmerhin bewahren wir dem kühnen Reformator die
e Dankbarkeit für ſein unumſtößliches Princip und ſeine
ente und ſtets praktiſche Kritik. Die Janua ꝛc. ſind
che Werke; der Plan der bereits erwähnten „Panſophie"
z auf die Dinge gerichtet, ſtreng realiſtiſcher Natur. Es
, meinte der Verfaſſer, „die Studien der Weisheit nicht
lateiniſcher Schrift niedergelegt werden, wie es bisher in
ner Verachtung des Volkes und der Volksſprachen mit
geſchehen ſei; ſondern Alles möchte einer jeglichen
chaft in ihrer eigenen Sprache gelehrt und dadurch
die Menſchen ſeien, Gelegenheit geboten werden, ſich mit
reien Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, lieber als ſich mit
rgen dieſes Lebens, oder ehrgeizigen Bewerbungen, oder
lagen, oder ſonſtigen Eitelkeiten, wie es beſtändig ge-
abzumühen". Kurz, es handelte ſich um eine „Thüre
ge".

igentlich jetzt erſt ſtoßen wir auf die rechte Betonung der
uung, die allein richtige Vorſtellungen und Begriffe

durch Autopsie (eigene Anschauung) und die sinnliche Auffassung, das Sichtbare durch den Gesichtssinn, das den Geschmack Angehende durch den Geschmackssinn, das was sich berühren läßt, durch den Tastsinn zu vermitteln; endlich solle man alle Wissenschaften und Künste dergestalt lehren, daß man überall mit dem Bekannten anfange und stufenweise im allmählichen Fortschritt zum Unbekannteren übergehe, so daß das Erste dem Zweiten, das Zweite dem Dritten, das Dritte dem Vierten Licht gewährt und bis an's Ende scheinen läßt, ganz wie bei einer Kette ein Glied in das andere greift und es nach sich zieht."

Ausdrücklich beruft sich Comenius dabei auf „den berühmten Franciscus Bacon von Verulam in seiner Instauratio magna (die Didactica magna ist gleichsam das Gegenstück dazu), die eine Art von künstlicher Induction aufstellt, welche uns wirklich den Weg in die Tiefen der Natur aufgeschlossen hat, deßhalb jedoch nicht genügt, weil es auf die Gesammtheit der Dinge abgesehen ist." (Er will sagen, der centrale Punkt lasse sich auf inductive Weise nicht finden.) Sodann erwähnt und kritisirt er den Ludwig Vivès: „von der Unterweisung in den Wissenschaften", der jedoch besser gesehen, wie der Unterricht nicht sein solle, als daß er etwas Andres vorgeschlagen hätte. Comenius studirte aufmerksam den Thomas Campanella, den seltsamen Mann, der den Socialismus mit der christkatholisch-spanischen Despotie zu vereinbaren wußte, besonders dessen „Vorläufer zur Herstellung der Philosophie", die „Realphilosophie nach dem Schlußverfahren", endlich das Werk „über den Sinn der Dinge", fand sich jedoch in den Kreuz- und Quersprüngen dieser phantastischen Logik nicht zurecht.

Wie Comenius die wissenschaftlichen Thaten des Auslandes kannte und sich an ihnen weiter bildete, so hatte auch das Ausland auf ihn das Auge gerichtet, zweimal ihn sogar zu großen Dingen erkoren. Zuerst berief ihn das Vaterland Bacons nach London, und zwar war es wieder der rege Sa-

ein allgemeines Collegium, das ſich nur um die Pflege
ſchaften zu kümmern hätte; ein Traum, der erſt nach
ration von 1660 durch das „Royal College“, die eng-
demie, theilweiſe in Erfüllung ging, freilich ohne jede
auf Pädagogik.

kam der iriſche Aufſtand, die Abreiſe des Königs,
ſtand in Sicht; mit den gelehrten Plänen war es
Comenius kehrte heim. Sein reicher Gönner, Lud-
Geer, ein holländiſcher Kaufmann, berief ihn nach
, wo der große Pädagog mit dem großen Staats-
m Grafen Arel Oxenſtjerna zuſammenkam. Das
Mann, der nicht nur die Staatsraiſon im Kopfe
dern der wirklich Menſchen zu regieren fähig und
ar. Was kümmerten ſich Richelieu und Mazarin
gogiſche Ideale? wie weit gingen die Abſichten der
tſchen Fürſten und ihrer Miniſter, von den Habs-
nd dem bayeriſchen Maximilian gar nicht zu reden,
re Völker in die Spießruthen-Gaſſe der Jeſuiten
en?

n wir den erſtaunten Comenius ſelbſt. „Am meiſten
er nordiſche Adler ſo genau nach den Grundlagen
eiden Abſichten auf didaktiſchem und panſophiſchem
wie es bisher von keinem Gelehrten geſchehen war.“

nach Deutschland geschickt, habe er über die Sache mit verschiedenen Gelehrten verhandelt und namentlich von Wolfgang Ratichius Auskunft verlangt. Dieser habe ihm anstatt der Antwort einen dicken Quartband gegeben; auch diesen habe er durchgelesen, die Krankheiten der Schulen zwar entdeckt, aber die Heilmittel nicht genügend gefunden. „Deine Pläne (zu Comenius) ruhen auf festem Grunde." Comenius warf ein, er gehe jetzt mit Größerem um, worauf der Kanzler: er habe den „Vorläufer der Pansophie" gelesen, worüber morgen verhandelt werden solle; jetzt habe er Staatsgeschäfte.

Am andern Tage kam eine bei Staatskanzlern ungewohnte Debatte zu Stande. Oxenstjerna begann gleich: „Kannst du Widerspruch ertragen?" Comenius: Deßhalb sei gerade der „Vorläufer" vorausgeschickt worden, um Kritik hervorzurufen. Der Kanzler, darin Staatsmann, bezweifelte die auf die Pansophie gesetzten Hoffnungen; er meinte, es gehe vielmehr in der Welt auf Finsterniß und Verderbniß hinaus. Comenius wußte zu antworten, und der Kanzler erklärte groß und sicher: „Ich glaube, daß noch Niemand Solches in den Sinn gekommen ist. Bleibe fest auf diesem Grunde! Wir werden entweder so dermaleinst zur Uebereinstimmung der Ansichten kommen, oder es wird offenbar keinen Weg dafür geben."

Nur beharrten der Kanzler und die übrigen schwedischen Capacitäten darauf, erst möge Comenius den Schulen seine Dienste leihen, um den höhern Bestrebungen den Weg zu bereiten. Das aber kreuzte die Pläne des Reformators, der mit aller Macht auf die Pansophie lossteuerte. Ludwig de Geer redete zu, Hartlib und die englischen Freunde riethen ab: er habe für die Schule genug gethan, die möge er Andern überlassen; es handle sich jetzt um die Realencyklopädie, um die Pansophie. Die Schweden hielten ihn aber fest: was zuerst gethan sein wolle, müsse man zuerst thun; man schreite nicht vom Größern zum Kleinern.

Wer diesen gewaltigen Ernst der gebildeten Protestanten, selbst in Regierungskreisen, um die Jugenderziehung erwägt,

s Geldes, eine große Rolle ſpielte, kamen zwiſchen
50 die Schulbücher zu Stande, die den zweiten
daktiſchen Geſammtwerke" bilden, und deren Druck
densjahre 1648 in Schweden begann. In dieſem
Comenius Senior der ausgewanderten „Brüder"

ıfzte der Arme in der Widmung der „Neueſten
jode" an ſeinen Gönner Ludwig de Geer: „Ich
weder bereuen oder Verleumdungen deßhalb hören
aß ich auf fremde Arbeit einen großen Theil mei-
verwandt habe und darin beinah alt und grau
n. Der Kämpfe um Worte (Logomachien) ſei
Ende. . . ."
erfaſſen von Lehrbüchern und Grammatiken er-
ıach realem Wiſſen und der Syſtematik der Wiſſen-
nden ungefähr wie Keplern, dem der Weltbar-
achtenden, das Kalendermachen. Comenius nennt
eit fremder Leute thun, weil jeder Andere nach
gegebenen Vorbildern es auch machen könnte.
us that jedoch immer mehr, als er zu thun glaubte.
ſer „Grammatik" erhebt er ſich am Schluſſe zum
Vaterlandes und der Menſchheit, zum Fichte des
berts. „Ihr habt viel zerſtört, Ihr Mächtigen,

volks ſollen die neue Methode prüfen, gute Schulen herſtellen, auf die Pflege der Mutterſprachen bedacht ſein, Seminarien und philologiſche Geſellſchaften gründen.*)

Das war anno 1648. In der „großen Didaktik" leſen wir denſelben Gedanken in anderer Form; Comenius citirt die Werke der Pädagogen Ratich, Lubin, Helwik, Ritter, Bodin, Glaum, Vogel, Wolfſtirn, und „unter den Erſten zu nennen", den Joh. Valent. Andreä, und erklärt: Ich habe durch dieſes Studium „einen außerordentlichen Genuß gehabt, eine innere Befriedigung gewonnen, welche meinen Schmerz über die Zerrüttung des Vaterlandes und den ſo ſehr traurigen Zuſtand von ganz Deutſchland zum großen Theil milderte; denn ich fing an zu hoffen, die Vorſehung des höchſten Gottes wiſſe es nicht ohne Abſicht zu verbinden, daß der Einſturz der alten Schule und die Geſtaltung der neuen nach meiner Idee in dieſelbe Zeit fielen." Er dachte: Abbruch und Neubau; er hielt den weſtphäliſchen Frieden für eine Epoche, während dieſer Friede nur das Jahr 1624 für permanent erklärte, die rollende Welt in dieſe brutale Schraube einzuklemmen ſuchte und lange genug eingeklemmt hat.

Die Evangeliſchen und die Brüdergemeinde im Beſondern blieben, nach wie vor dem Frieden, in Oeſterreich außer dem Geſetz. Wie inſtändig bat Comenius den ſchwediſchen Kanzler, die Urſachen des Krieges im Frieden nicht zu vergeſſen: „ſie jammern und klagen vor Gott, daß ſie verlaſſen und von der Theilnahme an der Frucht des ſo lange erſehnten Friedens ausgeſchloſſen ſind." „Sind wohl einige Tonnen Goldes, ſchreibt der freimüthige Mann, der würdige Lohn ſolcher Opfer? Was hilft es uns, daß Ihr uns aufgerufen, da Ihr Euch nicht darum kümmert, daß unſer Königreich dem Evangelium wiedergegeben werde? Wo iſt nun wohl bei Euch etwas zu hoffen für die Unglücklichen, wie ſteht's mit Euern Betheue-

*) Das einzige Seminar zur Heranbildung von Lehrern im 17. Jahrhundert war das „Contubernium" zu Weſel, gegründet — 1687!

n Sáros-Patak, unweit von Tokay; hier ſollte er die
ulſchule nach den Geſetzen der Panſophie einrichten.
ſt nahm den Plan beifällig auf, ſieben Claſſen me-
über einander zu errichten; es blieb aber bei dreien,
der Schulmeiſterei.

oriſch wurde der Aufenthalt zu Patak durch die Voll-
es Orbis pictus, der den Ruhm ſeines Verfaſſers
er nichtpädagogiſchen Welt bis auf die neueſte Zeit
erhalten hat. Der deutſche Titel lautet: „die ſichtbare
ſ iſt aller vornehmſten Weltdinge und Lebensverrich-
Vorbildung und Benamung.“ (Erſte Ausgabe 1657,
).). Dieſer „gezeichnete Weltkreis“ iſt eine illuſtrirte
klopädie für die Jugend, in welcher alles Wiſſens-
ſchaulich gemacht werden ſoll. Manches iſt gar ſehr
Die Anſchaulichkeit wird auf Dinge übertragen, die
Anſchaulichkeit entziehen, weil ſie pure Abſtractionen
r den Stand des damaligen Wiſſens konnte der Ver-
türlich nicht hinaus. Aber vergeſſen wir nicht, daß
u Goethe's Zeiten kein andres lehrhaftes Bilderbuch
) daß Goethe ſelbſt das Baſedow'ſche Elementarwerk
is pictus nachſetzte, weil es „jener ſinnlich methodiſchen
ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos
i anerkennen müſſen.“ Der Orbis wurde in elf

kehrte nach Lissa in sein Seniorat zurück. Neues Unq
ballte sich über ihm zusammen. Karl Gustav von Schw
überwältigte Polen und vertrieb den König Casimir. 1
erhoben sich die Polen und stürmten das schwedenfreundl
Lissa. Comenius rettete nichts als sein Leben, seine Biblio
sammt den Handschriften verbrannte mit geringen Ausnahn
grade wie 35 Jahre früher in Fulnek. Er hat den Gr
selbst beschrieben.

Er floh mit den Seinen nach Schlesien, weiter bi
Niederdeutschland, bis er als 64jähriger seine letzte Freist
in dem Geer'schen Hause zu Amsterdam bezog; der S
Laurentius hatte die Pietät seines Vaters Ludwig gegen
großen Reformator geerbt.

Sein ganzes pansophisches Material war hin, die Fr
einer 20jährigen Arbeit; aber der Plan, das Ganze schä
zu umgränzen, blieb fortwährend sein eifrigstes Bestre
Leider mußte er auch jetzt die Zeit mit der Correctur se
Schulbücher — „der kindischen Dinge" — vertrödeln.
Gesammtausgabe der didaktischen Werke wurde „der
gezeichneten Stadt Amsterdam, dem berühmtesten Handels
und dessen weisem Senat" gewidmet. In diesem Asyl
bürgerlichen Freiheit, auf holländischem Boden, hatte Come
die Ruhe gefunden, welche auch dem P. Bayle, dem Lec
dem John Locke und vielen Andern auf kürzere oder län
Zeit hier zu Theil wurde.

Am 16. November 1671 starb der Rastlose; sein l
Gedanke war die Pansophie, deren Herausgabe er sei
Sohne Daniel und seinem Freunde Nigrin auf die Seele b
Sie ist, trotz neunjähriger Revision der Papiere durch Nig
niemals erschienen.

Es währte volle hundert Jahre bis die Pädagogik wi
bei Comenius anknüpfte. Locke lernte aus ihm, Rouss
lernte aus Locke, Basedow gedachte den „Emil" Rousse
methodisch darzustellen.

Comenius, wie Kepler, wie Shakespeare, war ein heroisc

Shakespeare'schen Zeit, John Milton. Zu der zeit-
en Achselträgerei und historischen „Unparteilichkeit",
rwaschung, gehört auch das vornehme Herabsehen auf
stern heuchlerischen Puritaner". Wohlan, hören wir
orführer dieser Puritaner oder besser Independenten,
heidiger des „Königsmordes", hören wir John Milton
ziehung und Unterricht!

lton schrieb an Samuel Hartlib: „Da wir sehen, daß
k Erfahrung und Ueberlieferung genug für alle Arten
ens darbietet, so unterrichten wir uns hauptsächlich in
achen derjenigen Völker, welche zu irgend einer Zeit
sheit am eifrigsten nachstrebten; so daß die Sprache
Mittel ist, welches uns Dinge zuführt, deren Kennt-
lich ist. Sollte sich aber ein Sprachgelehrter rühmen,
rachen, in welche die Menschheit zu Babel zersplittert
inne zu haben, so wäre er doch, falls er nicht die
n Dinge eben so gut wie die Wörter studirt hätte,
hoch als Gelehrter zu achten, wie der erste beste Land-
der Handwerker, der nur seinen vaterländischen Dialekt
verstände."

mit es jedoch nicht scheine, als habe Milton die Form
kommneren Sprachen gering geachtet — wie konnte er
er so gründlich Griechisch und Latein, ja das Hebräische

Jahre darauf verwenden, ſo viel erbärmliches Griechiſch zuſammen zu ſchanzen, als man auf a leicht und mit Vergnügen in einem Jahre h können."

Worin liegt denn der Fehler, woher der ſchle „Dasjenige, was unſere Fortſchritte hier ſo ſehr der Zeitverluſt, theils durch allzuhäufige, müßige Schulen und Univerſitäten, theils durch die verkehr rung, welche die noch leeren Köpfe der Kinder zu gaben, Verſe und Reden anzufertigen, welche die reifſten Urtheils und das Schlußwerk eines Kopfe durch langes Leſen und Beobachten mit wohlgefor men und mit Erfindungsgabe erfüllt worden; das Dinge, die ſich aus armen Bürſchchen herauspreſſen Blut aus der Naſe oder unreife Früchte vom Würden ſie dagegen, nach einigen vorbereitenden der Sprache, deren feſte Formen ſie dem Gedächtn ten, durch ein ausgewähltes kurzes Buch, welches durchnähmen, zur Anwendung jener Formen an könnten ſie zugleich den weſentlichen Inhalt nützl und Künſte erlangen und ſo raſch die ganze Spra Gewalt bringen." *)

Das lieſt ſich doch grade wie aus dem Com kommt aber noch energiſcher, direct auf den U Schlendrian gemünzt, eine Kritik, die das Locke engliſchen Republikaners um zwei Jahrhunderte ü und lautet wörtlich alſo: „In Betreff der gebräuch thode, Wiſſenſchaften zu lehren, erachte ich es für Irrthum der noch nicht völlig von der ſcholaſtiſ heit barbariſcher Jahrhunderte befreiten U anſtatt mit den leichteſten ſinnfälligen Dingen anzu jungen immatriculirten Neulinge mit den alle

*) S. Joh. Milton's Politiſche Hauptſchriften, überſetzt Bernhardi, Berlin 1874.

Begriffs-Geschwätz verhöhnt und betrogen werden, da eine würdige, erhebende Wissenschaft erwarteten."

ß unser Independent die leibliche Erziehung nicht ver- ßt sich bei der Frische seiner Anschauung wohl erwar- : hat eben seine Humaniora im humanen Sinne studirt. en:

er hier in der Kürze beschriebene Studiengang kommt lten berühmten Schulen des Pythagoras, Plato, Iso- Aristoteles und ähnlicher am Nächsten, aus denen so e berühmte Philosophen, Redner, Geschichtschreiber und häupter über ganz Griechenland, Italien und Asien sich eten, abgesehen von den blühenden Studien in Cyrene exandrien. Aber in einem Punkte wird er sie über- und gerade dieselbe Lücke ausfüllen, welche Plato im schen Staat entdeckte. Während dieser Staat seine vorzugsweise für den Krieg erzog, jene andern aber n Akademien und Lyceen nur auf den Frieden dachten, e hier skizzirte Erziehungsanstalt gleich geeignet für den ie für den Frieden sein."

Inderthalb Stunden täglich für Leibesübungen." — ältige Uebung in den Waffen zu Schutz und Trutz, b und Stich . . . sie groß und schlank zu machen . . . dlen, furchtlosen Muth einzuhauchen . . . daß sie die

ſchießung .... alte und neue Kriegsliſten, Kriegswiſſenſchaften .. gleichwie aus einem langen Kriege als Befehlshaber in den Dienſt ihres Landes treten ....."

So reicht der große republikaniſche Lichtmenſch die Hand der „ehrwürdigen Leidensgeſtalt" des mähriſchen Pädagogen, in dem feſten Vertrauen auf die Möglichkeit einer Erziehung des Geſchlechts zum Beſſern und zur tiefern Erkenntniß der Welt: Dinge, die an der Zeiten Ungunſt Schiffbruch leiden können, die aber nur denen als Thorheit erſcheinen, welche die Fortbildungsfähigkeit vom morſchen Stuhle ihres ſchäbigen Egoismus und ihres ſtinkenden Peſſimismus herab achſelzuckend belächeln.

Der chriſtliche Bürgerkrieg.

Die Vorboten. — Der Krieg. Böhmen und die Pfalz. — Der niederdeutſche Krieg und Wallenſtein. — Guſtav Adolf und Wallenſtein. — Der Franzöſiſch-Schwediſche Krieg und der Weſtphäliſche Frieden. — Deutſchland nach dem 30jährigen Kriege. Die Verheerung und der Kulturſtand.

Die Vorboten.

Bis zu den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts bewegte sich der reformatorische Geist in aufsteigender Richtung. Dann trat die europäische Menschheit ins Sternbild des Tridentinums und des Ignaz von Loyola; die Bewegung wurde rückläufig. Offenbar war der neue Fonds, mit dem besonders Deutschland gearbeitet hatte, erschöpft; es handelte sich nur noch um die Conservation der Errungenschaft. Erhaltung ohne Wachsthum ist aber stets Verlust, ist Rückgang.

Der zweideutige, in Widersprüchen sich selbst aufhebende Augsburger Religionsfriede von 1555 hatte der Bewegung eigentlich erst ihre sogenannte praktische Seite gegeben. Wenn die geistlichen Stände des Reichs durch den Uebertritt zur neuen Kirche Amt und Einkommen einbüßten, wie das Reichsgesetz aussprach, so war die Restitution auf der ganzen Linie „vorbehalten". Und wenn die geistlichen Stände sich die Mißachtung der Duldung Andersgläubiger „vorbehielten", so hing der innere Friede am Haare der Willkür. Augenscheinlich kam es nur auf die Situation und auf die Gelegenheit an, welche Bedeutung der ganze Pakt haben würde, d. h. er war zur Machtfrage geworden. Dasjenige Staats- und Völkerrecht, welches sich mit cynischer Offenherzigkeit auf die bloße Macht stützt, erhält hier die willkommenste Illustration für sein Sophisma.

Noch ein halbes Menschenalter lang säculariſirten die proteſtantiſchen Stände rüſtig weiter, allerdings auch reichsunmittelbare Stifter und Bisthümer im Norden; ſie ſtanden auf der Declaration Ferdinands I. und verwarfen den „Vorbehalt". Wohlwollende, friedlich geſinnte Fürſten wehrten Conflicte ab; der reformatoriſche Zug griff tiefer und tiefer in die alte Kirche ein: unter hundert Prieſtern war kaum ein einziger unverheirathet, vom Fegfeuer war keine Rede mehr, die Prozeſſionen waren eingeſtellt, der Papſt ſelbſt hatte den Kelch, z. B. den Salzburgern, gewährt.

In den 60er Jahren war vielleicht noch ein Zehntel aller Deutſchen, Oeſterreich nicht ausgeſchloſſen, ernſtlich katholiſch. In den 70er Jahren begann die Reaction unter Führung und Einflüſterung der Jeſuiten, die den Katholicismus wieder militant machten. Die Capuziner predigten mit Erfolg im populärſten Tone. Hin und wieder verjagte man die proteſtantiſchen Geiſtlichen, ſperrte Kirchen, drang auf Auswanderung oder Bekehrung der Ketzer. In den Reichsſtädten von gemiſchter Bevölkerung erhob ſich leidenſchaftlicher Streit. Adligen und freien Städten wurde, der Declaration Ferdinand's I. entgegen, die Religionsfreiheit entzogen. Heftige Schriften bedrohten die evangeliſchen Stände in ihrer politiſchen Stellung. 1582 wurden die proteſtantiſchen Adminiſtratoren norddeutſcher Stifter vom Reichstage ausgeſchloſſen. Die Jeſuiten putzten und bauſchten den katholiſchen Cultus auf, erfanden den hohlen Pompſtyl, liebäugelten mit der Mutter Gottes, brachten die Prozeſſionen wieder in Schwang.

Spaniſche Truppen drangen executoriſch nach Weſtphalen — die ſchwarze Tafftmantille iſt noch von ihnen übrig geblieben —; der Biſchof von Paderborn warf den Proteſtantismus nieder.

Der Proteſtantismus konnte ſeinem Princip der „Prüfung" zufolge nicht leicht eine einheitliche Macht bilden. Die Calviniſten, Myſtiker in der Prädeſtination, waren Rationaliſten im Abendmahl; die Lutheraner, die ſich umgekehrt verhielten, erſtarrten

Religionsfriedens, und war den evangelischen „Brü-
gen ihrer Freundschaft mit Holland und England
er Dorn im Auge.

in sozialer Beziehung waren die frühern Bedingungen
Aufstrebens abhanden gekommen. Die Fürstenmacht,
erritorialsouveränität hinstrebte, vollzog eine bis dahin
nnte Trennung der Höfe vom eigentlichen Volke.
beide schob sich als Leibgarde der Throne der Adel,
uf Reisen bildete und dann die bürgerlichen Aemter
Die jungen Herren, „wenn sie groß und bengelhaft
", gingen nach Paris, brachten wälsche Moden heim
n den Luxuston an. Fremde Baukünstler und Musiker
s Ihrige. Nur wenige Städte leisteten noch Wider-
en diese Exclusivität von Hof und Adel. Bedeutend
ch Nürnberg, der Stapelplatz zwischen Rhein und
wo schlesische Leinwand, italienische Seide und eng-
e mündeten; Augsburg, der Brückenkopf nach Italien,
t der deutschen Renaissance; Lindau am Bodensee,
tsche Venedig", der Kreuzweg nach der Lombardei
; Frankfurt a/M., dessen Messe immer bedeutender
Stendal in der Altmark, die Tuchmacherstadt; endlich
wo man — „ein seltener Fall," sagt Ranke — reich
n Ganzen wurden auch die Städte höfisch, strebten

aus der Luft gegriffen worden. Luther hatte sich doch sc
hart genug gegen den deutschen „Saufteufel“ ausgelas
Die Reichspolizeiordnung aber gebot „allen Kurfürsten, Fürs
und Ständen, daß sie, ihren Unterthanen zum Exem
das übermäßige Trinken und Zutrinken für sich selbst v
meiden, es auch an ihren Höfen und in ihren Ländern en
lich abthun sollen. Die Prediger sollen sonntäglich das V
von diesem Laster abmahnen, das den Teutschen bei al
fremden Nationen Verachtung zugezogen, und aus welch
Gotteslästerung, Todtschlag, Mord, Ehebruch und viele and
Uebelthaten folgen.“

Besonders wurde damals noch Klage erhoben über
„gartenden Knechte“ oder müßigen Soldaten. Das rei
Gemüthsleben deutscher Nation versiegte in bestialischem Gen
dessen Kehrseite das dogmatische Haarspalten und der Hex
prozeß bildeten.

Die Reformation also stand in der Defensive, blaß u
kraftlos; der Jesuitismus mit der Fieberröthe auf den Aug
knochen schritt zum Angriff. Im Jahre 1581 wählte die p
testantische Mehrheit in Aachen einen protestantischen Sta
rath, der katholische entfloh. Der Bischof von Lüttich u
der Herzog von Jülich erhielten Befehl zur Execution; i
Truppen wurden zurückgeschlagen. 1598 fand die Restituti
statt; die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben,
protestantischen Stadträthe verbannt. Nicht einmal außerh
der Stadt wurde den Protestanten der Gottesdienst erlau
1611 revoltirte Aachen und richtete sich wieder protestanti
ein; 1614 stellte der spanische General Spinola die katholis
„Ordnung“ her. Was bedeutete nun der Religionsfried
und wie war das Reich regiert, das durch fremde Trupp
Polizei übte?

Fast gleichzeitig mit der ersten protestantischen Stadtrath
wahl zu Aachen ereignete sich in Köln ein anderes, noch
deutsameres Vorzeichen der kommenden Dinge. Der Kurfü
Gebhard Truchseß von Waldburg verlobte sich 1582 mit d

in heirathete nach seinem Tode den Nachfolger.
rator von Magdeburg, Joachim Friedrich von
und der Bischof Christoph von Ratzeburg lebten
Das waren aber vergangene Zeiten. Die Re-
hre 1583 fürchtete, das Kölner Erzbisthum möchte
Dinge gewöhnen und die Kurstimme definitiv
n. Der Papst bannte den Kurfürsten und setzte
goldenen Bulle ab. Kaiser Rudolf ließ beifällig
ie Protestanten konnten die Majorität im Kur-
uf einen Schlag erlangen, wenn sie dem Truchseß
en. Aber mit Ausnahme Johann Casimir's von
r einen vergeblichen Versuch machte, rührten sie
erische und wieder spanische Truppen setzten einen
rinzen in die Kur ein und vertrieben den Ab-
r in Straßburg procul negotiis sein Liebesglück
Lutheraner entschuldigten sich damit, daß Gebhard
orden sei; sie wollten noch immer nicht einsehen,
bars Wand brannte.

hre später gab es eine Bischofswahl in Straß-
protestantischen Stadt. Gewählt wurde von der
des Capitels Johann Georg von Brandenburg,
üteren Kurfürsten Johann Friedrich, von der an-
der Cardinal-Bischof von Metz, ein lothringi-

protestantischen Domherren ihre Pfründen abkaufen und 1617 waren die Katholiken wieder im Besitze sämmtlicher Stellen.

Auf dem imaginären deutschen Kaiserthrone saß seit 1576 der kranke Grübler Rudolf, auch äußerlich die Caricatur seines Großoheims Karl's V. Wenn bei dem Herrn beider Welten das Kinn mit zunehmendem Alter mit der Spitze in die Höhe wuchs, so daß sein Gesicht dem Monde im ersten Viertel glich, während bei Ferdinand I. und dessen Sohne Max II. die Physiognomie sich in die Länge erstreckte, so trat bei Rudolf die anfangs schöne Stirn mit der Zeit zurück, das Kinn aber um so mehr hervor — eine doppelte Curve. Auf gewissen Kupferstichen gleicht er einem Bullenbeißer, auf andern einem Schlafsüchtigen.

Das schließliche Schwanken in der Kirchenpolitik, welches wir bei seinem Vater Max bemerkten, ging bei dem Sohne in zähen Conservativismus über; dieser wollte in den Träumereien und Spielereien nicht gestört sein, die er zu Prag als Zauberlehrling seines Kammerdieners Philipp Lang so emsig betrieb.

Der Astrolog auf dem Throne war nicht persönlich bigott, er hing nur an der Tradition seines Hauses und erblickte in den protestantischen Bestrebungen eitel Willkür und den Samen politischer Rebellion. Der idealisirende Dichter*) hat ihn ziemlich getroffen, wenn er ihn sagen läßt:

„Es heißt den Glauben reinigen, daß Gott!
Der Glaube reint sich selbst im reinen Herzen;
Nein, Eigendünkel war es, Eigensucht,
Die nichts erkennt, was nicht ihr eignes Werk."

Zuletzt kommt die Sache an die „Hefe", die also spricht:

„Sind wir die Mehrzahl doch, die Stärkern doch,
Sind Menschen so wie Ihr — uns unser Recht! —
Ich sage Dir, nicht Scythen und Chazaren
Bedrohen unsre Zeit, nicht fremde Völker;

*) Grillparzer: „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg."

Aus eignem Schooß ringt los sich der Barbar,
Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis Alles gleich, ei ja! weil Alles niedrig."

In dem Wirrsal der Zeiten sieht Rudolf nur einen festen
das Haus Habsburg nämlich, das

— „einig mit dem Geist des All,
„Und in dem Mittelpunkt der eignen Schwerkraft
Der Rückkehr harrt der Geister, welche schweifen."

kaiser Rudolf meinte die Reaction mehr politisch als
ch. Er, der Schwächling, hatte Velleïtäten einer festen
it seiner Länder. Die kirchliche Uniformität sollte als
l dazu dienen. Hierin begegnete er sich mit dem ver-
r Richelieu Oesterreichs, dem spätern Cardinal Melchior
khl.*) Khlesl, ein Wiener Kind, wurde Dompropst zu St.
an und Kanzler der WienerUniversität. Noch im Jahre
war ein Protestant als Rector dieser Universität von Ru-
stätigt worden. Kanzler Khlesl aber erwirkte das Decret,
s die Protestanten von der Universität ausschloß. Und nun
Khlesl Generalreformator von ganz Niederösterreich.
kudolf hatte jetzt entschieden die Bahn des steirischen
and, seines Neffen, betreten. Als er jedoch Böhmen,
en und auch Ungarn nebst Siebenbürgen vergewaltigen
, erhob sich im letztern Lande Bocskai mit Hülfe der
n und brachte den Besitz der Stephanskrone in große
r. Da traten 1606 die Brüder und Vettern des Kai-
n Wien zusammen, um „zeitliche Fürsehung" gegen die
ürbsblödigkeit" Rudolfs zu thun. Erzherzog Mathias,
kaisers Bruder, wurde zum Haupt des Familienrathes
n. Er erlangte von den Türken einen demüthigenden

*) Bald Gleiel, bald Gleil, von Eindelu Khleil geschrieben, welchem wir
Der protestantische Prof. Taubmann zu Wittenberg brachte den
r CLesel = 150 Esel, worin sich der „taube Mann" irrte.

Frieden auf 20 Jahre, erkannte Bocskai als Fürsten von Siebenbürgen an und gewährte für Ungarn und Siebenbürgen Religionsfreiheit. Rudolf, der allerdings verschiedene Proben von „Gemüthsblödigkeit" gegeben und namentlich seit dem Jahre 1600 die fixe Idee hegte, daß ihn ein Mönch ermorden werde, weigerte sich, den sogar auf Khlesl's Rath geschlossenen Frieden anzuerkennen. Da berief Mathias den ungarischen Reichsrath und die österreichischen Stände nach Preßburg und schloß mit ihnen eine „Conföderation" gegen den Kaiser, der auch Mähren beitrat.

Mathias rückte nun gegen Prag. Karl von Zierotin, von seiner Einheitsidee geleitet, betrieb vergebens den Abfall der böhmischen Stände von Rudolf. Allein Rudolf war geängstigt, trat dem Bruder 1608 Ungarn, Mähren, beide Oesterreich ab und sicherte ihm die Nachfolge in Böhmen.

Erzherzog Mathias, „wahrlich der beste Bruder auch nicht", hat seine Pietätslosigkeit keineswegs durch Thaten gutgemacht. Er mochte sich Schnurrbart und Augenbrauen emporbrehen und die ritterliche Jägergestalt des ersten Max nachäffen: durch falsches Spiel und erbliche Schwäche hat er alle Fahrlässigkeit Rudolfs, alle Bestechlichkeit der Prager Hofräthe und Kammerdiener reichlich aufgewogen. Die Krone aber setzte er seinen Sünden auf durch die Adoption seines Neffen, des steirischen Ferdinand.

Uebrigens war er in seinem neuen Besitz nicht auf Rosen gebettet. Die Ungarn zwangen ihm eine Convention mit völliger Religionsfreiheit auf. Die österreichischen Stände erstrotzten die berühmte „Capitulations-Resolution" vom Jahre 1609. Diese Resolution vom 19. März war der Pendant zum böhmischen Majestätsbriefe Rudolfs vom 11. Juli desselben Jahres. Sie enthielt die Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken in allen Landesämtern und allen städtischen Rechten und setzte einen gemischten Gerichtshof für Streitigkeiten ein. Im Jahre 1610 traten sogar Städte und Märkte als vierter Stand in den niederösterreichischen Landtag. Das

erhalten. Der heikle Punkt des Majestätsbriefes,
sbruch der Revolution und des Krieges veranlaßte,
in, daß auch die Ortschaften auf königlichen Gütern
che Kirchen und Friedhöfe haben dürften. Später
ch, wie weit der Begriff „königliche Güter" und
ı sich erstrecke. Zur Erlassung des Majestätsbriefes
ll gerathen.

ı seinem Länderbesitz und in Böhmen in seiner Macht
ichtete der Kaiser*) sein Augenmerk auf den Erz-
)pold, Bischof von Passau und Straßburg, den
rdinands. Leopold, der mit seinen Söldlingen im
die Festung Jülich genommen hatte, um den kaiser-
uester auf die Jülich-Cleve'sche Erbschaft zu legen,
den Franzosen vertrieben und dann von der Union
Elsaß verjagt worden. Ihn entbot Rudolf zu seinem
ı Schutz. Vor Prag angelangt, begann die Passauer
ı zu sengen und zu brennen, vom Hradschin aus die
beschießen, Kirchen und Klöster zu plündern, Mönche
en, die Jesuiten aus ihren Collegien zu vertreiben:
Vorspiel des 30jährigen Jammers.

lf gab vor, kein Geld zur Löhnung zu haben; als
hias mit Heeresmacht heranrückte — Graf Thurn

300,000 Gulden. Darauf zogen sie sich nach Budweis zu wo sie sich befestigten.

Am 24. April 1611 hielt Mathias seinen Einzu Prag. Rudolf entband die Stände ihres Eides; am 23. wurde Mathias als König von Böhmen gekrönt, zu dem Schlesien und die Lausitz gehörten. In einer Handveste pflichtete er sich zur Beobachtung des Majestätsbriefes. demselben Jahre 1611 datirt die erste Beschwerde des A von Braunau über „unbefugten" Kirchenbau der Protestan

Kaiser Rudolf dachte in tausend Nöthen sogar an Verbindung mit der protestantischen Union: „ein entlau Stamm", der noch ein Jahr lang im Winde schwankte. Kaiser ohne Land; todt und begraben, noch ehe er gestor Das Prager Volk glaubte eine Weile, er sei nicht mehr, Schuster spiele seine Rolle fort. Am 20. Januar 1612 s er wirklich, 59 Jahre alt.

Indem wir den Hintergrund des Kaiserthums inmi der Habsburgischen Wirren zu zeichnen versuchten, sind den Ereignissen im deutschen Reiche merklich vorausgeeilt. müssen um fünf Jahre zurückgreifen. Gründe genug la zum Kriege zwischen der protestantischen Welt und der fre Reaction vor; eine directe Veranlassung zur Rüstung bot Jahr 1607 durch die Vergewaltigung der schwäbischen Rei stadt Donauwörth, wenngleich der bewaffnete Friede n schier elf Jahre dauern sollte.

Die Stadt Donauwörth*), in der großen Mehrzahl ih Bewohner protestantisch, hatte seit dem Religionsfrieden ge die katholische Minderheit die vorgeschriebene Toleranz ge

*) Felix Stieve: „Der Ursprung des 30jährigen Kriegs, 1607—16 I. Buch, München, Rieger, 1874. — Ferner: „Das kirchliche Polizeiregim in Bayern unter Maximilian I." Allg. Zeitung, Beilage 198—203 (18

[illegible]
nitenschule zu Dillingen gedrillte Conventualen be-
en, dem localen Recht zuwider, im Jahre 1605 einen
Umzug durch die Stadt. Protestantische Eiferer und
el traten störend dazwischen. Berufung an den
n Augsburg. Der Bischof erwirkte in Prag ein
Mandat, welches für den Wiederholungsfall die Acht

uf sahen es nun die Mönche ab, und im folgenden
die Prozession mit fliegenden Fahnen und großem
durch die Stadt. Es entstand ein Geraufe und bei
hr büßte der Umzug Fahnen, Rauchfässer ꝛc. ein.
die: „Donauwörther Fahnenschlacht". Zweites, noch
Mandat. 1607 dritte Prozession, die Bürger be-
ch, die Prozession kann nicht stattfinden. Der Ma-
r sich überhaupt saumselig betragen hatte, gab zu,
Bürgerschaft nicht Herr sei. Kaiser Rudolf, ge-
gehetzt, zur Abwechslung auch einmal entschlossen,
den Herzog von Bayern, die Katholiken in Donau-
schützen. Wir werden sehen, daß dieser Auftrag in
Hände kam.
rn, mit ungefähr einer Million Einwohner, war grade
ch und neben Steiermark, ja in noch prägnanterem
[illegible]

zuvorgekommen; aber Maximilian holte das mit metho
Gründlichkeit nach.

Allerdings hatte die Reaction in Bayern ihre Ab
schon seit dem Wormser Reichstage und der Aechtun
Auguſtinermönchs angedeutet; energiſcher trat ſie jedoc
1564 unter Albrecht V. hervor. In den erſten vierzehn J
ſeiner Regierung hatte dieſer Fürſt ſich außerordentlich
und tolerant bezeigt: er ließ die Jeſuiten von Ingolſtal
ziehen, geſtattete dem Adel evangeliſche Pfarrer einzu
drückte beide Augen zu, als die Geiſtlichen Heilige und
feuer bei Seite ſetzten und ſich beweibten. Beim Tride
Concil beſtand der Herzog, wie Ferdinand I., auf Prie
und Laienkelch, um den Abfall des ganzen Landes zum
teſtantismus zu verhindern; und in der That geſtattete Piu
grade im Wendejahre 1564 das Abendmahl unter be
Geſtalt — erſt 1610 nahm Clemens VIII. die „unfehl
Erlaubniß zurück.

Politiſche Gründe, eine entdeckte „Verſchwörung" zu
zwingung der Religionsfreiheit, briefliche Invectiven gegen
Perſon, beſtimmten den Herzog mehr als religiöſer Eif
Umkehr. Die Proteſtanten waren ihm fortan Rebellen
vom Landtage ausgeſchloſſen werden mußten. Den Je
ward Vollmacht zur Bekehrung der Geiſtlichen, der L
und Bauern ertheilt. Selbſt der Adel durfte nicht mehr i
lich die Augsburger Confeſſion bekennen.

Das ging unter Wilhelm V. bis gegen Ende des
hunderts ſo fort; zur Vollendung gelangte das Syſtem
erſt unter dem dunkeläugigen Kraftmenſchen, dem wohl
beten Maximilian I. Herzog Wilhelm hatte ſeinen Soh
trefflich gedrillt. Max wurde gelehrt, ſtehend oder k
ſtets lateiniſche Gebetchen herzuſagen, allerhand fromme
lein, Bilder, Roſenkränze und Agnusdei zu hegen, täglich
zu hören. Dabei wurde ſein Eigenwille ſchonungslo
brochen, und es iſt faſt zu bewundern, daß er ſich ſo viel
bewahrte. In den ſüßlichen Madonnencultus war er

esuiten. Diesen frommen Vätern war er durchaus
e er von ihrem Ordensgeneral Acquaviva sagte,
hn ansehe, müsse man ihn lieben, so verliebten sich
wieder in ihn. Er verwandte sich eifrigst für die
ng des Ignaz Loyola, des Filippo Neri und der
eresia a Jesu.

es nicht zu verwundern, daß Maximilian, wo nicht
linde Werkzeug der Jesuiten, so doch der aus-
n des Jesuitismus auf dem Throne wurde. Einem
ıkter hatten die Protestanten in Deutschland keinen
llen. Und Maximilian regierte von 1595—1651,
re!

rundsatz: cujus regio, ejus religio, gedachte er
ein auf den Adel selbst anzuwenden. Nur die vom
bewilligenden Türkengelder legten ihm einen Zügel
efahl er 1608 den auswärts wohnenden prote-
bligen, auf ihren Gütern nur katholische Beamten
ine ketzerischen Bücher einzuschleppen, an Fasttagen
zu essen. Die Ansässigen wurden periodisch vor-
d ermahnt, im Jahre 1614 mit Auswanderung
erkauf bedroht. Kinder verstorbener Lutheraner
„adlige" Dienste zu Katholiken gegeben. 1629 setzte
den adligen Ketzern die letzte Frist.

Wir greifen den Ereigniſſen des großen Krieges vor zur Vervollſtändigung des Syſtems iſt noch Folgendes behrlich. Die bayeriſchen Truppen eroberten nach Beend des böhmiſchen Krieges die Oberpfalz; der Herzog hielt das Verſprechen der Truppenführer, Jeden bei ſeinem Gl zu laſſen, ſondern vertrieb reformirte und lutheriſche Pr Als ihm das Land und die Kur 1628 zugeſprochen führte er die Parole: Bekehrung oder Auswanderung ſichtslos durch.

War die Gefahr der Ketzerei im Innern ſchon gr nug, ſo drohte ſie nicht minder von außen als Verfü und Propaganda. Dreißig Jahre lang hatten die H Wilhelm und Maximilian ſich der mähriſchen Brüde ihres Einfluſſes, ſo wie der bayeriſchen Auswanderung Mähren zu erwehren. Noch 1616 mußte mit den ſchw Strafen an Leib und Leben gedroht werden.

Auch das Hinüberlaufen über die Gränze in proteſta Kirchen und Schulen wurde ſtrengſtens unterſagt. Die tiſche Cenſur des Gedruckten leiſtete auch in Bayern ihr M ſtück. Gleich nach der Thronbeſteigung gebot Maximilian, verbotenen falſchen ketzeriſchen Bücher, Tractätlein und C ten" bei höchſter Strafe auszuliefern. Das Volk las n noch vom 16. Jahrhundert her; der jeſuitiſche „Unter hatte die Kunde des Alphabets noch nicht getilgt. Dan folgten die Hausſuchungen nach ſolchen Schriften, „d dann eines jeden ketzeriſches, verſtocktes und halsſtarrige müth unfehlbar abzunehmen", und die Weiſung, die E derſelben „andern zu einem abſcheulichen Exempel" zu ſt Natürlich kamen die Buchhändler, die Jahr- und Tandeln unter die ſchärfſte Controlle; das Recht Bücher zu verl wurde ein Regal. Bayeriſche Drucke unterlagen in Ingo den Theologen, in München dem „geiſtlichen Rath", der bei „etwas wichtigen und disputirlichen Sachen" Jeſuite ziehen mußte.

Schon 1604 wurden bayeriſche Unterthanen geſtraft,

Söhne nach proteſtantiſchen Orten des Auslands
rathen laſſen. Niemand durfte ſeine Kinder zum
oder zur Erlernung von Handel und Künſten ohne
der Regierung ins Ausland ſchicken; im Auslande
e durften nicht heimkehren. Auch über Lehrlinge,
nd Dienſtboten im Auslande wurde amtlich die
ontrolle geführt, und die Abreiſenden zur vorherigen
g gezwungen. Halbjährlich mußte von den Beamten
er die Abweſenden nach Hofe erſtattet werden. Rück-
atten ſich über die Unverſehrtheit ihres Glaubens
n, wollten ſie nicht das Recht der Anſiedelung ver-
Eigene Reſidenten in Augsburg und Regensburg
jährlich die Katholicität der dort wohnenden Bayern
t. Wer draußen Ketzer wurde, erbte nicht in Bayern,
läſſigmachung wurde ihm durch Vorenthaltung der
s zur Unmöglichkeit erſchwert. Das Bedenken, mit
wiſſenspolizei gegen den Religionsfrieden zu ver-
eitigte Max durch jeſuitiſche Auslegung.
t unter Wilhelm V. 1591 war die Beſchwörung
ntiniſchen Bekenntniſſes unumgängliche Bedingung
eamtung, und 1598 forderte Max denſelben Schwur
Bürger- und Inwohnerthums. Schulen auf dem
den wegen der Schwierigkeit der Aufſicht nicht wohl
ıb bedurften einer herzoglichen Conceſſion.
e Mühe gab ſich der tapfere Kirchendegen mit der
ng der Geiſtlichen; welche Campagnen führte er
allgegenwärtigen Haushälterinnen, die ſo viele Kle-
er hatten als Recht war"! Glücklicher war er na-
der zwangsweiſen Einführung der „Kinderlehre"
ömiſchen Ritus der Jeſuiten. Am 27. Nov. 1629,
igung des däniſchen Krieges und der Veröffentlichung
utionsedicts, fand in Bayern, nach dem Vorgange
s II. in Oeſterreich, das erſte Feſt der unbefleckten
ıß Mariä ſtatt, zum bleibenden Andenken für die
che die Mutter Gottes ihren Verehrern gewährt hatte.

Mit unsäglicher Härte verfuhr der Herzog gegen Unzu
und Ehebruch, dessen verschiedene Kategorien in drakonisch
Preistarifen bis zur Todesstrafe heimgesucht wurden. L
Völlerei ging er in derselben Weise zu Leibe. Das Tan
wurde auf gewisse Festlichkeiten und auf Tag und Stun
reducirt. Schwören, Fluchen und Gotteslästern nahm er sch
aufs Korn und ließ einen Gotteslästerer trotz hoher Fürbi
hinrichten. Auch gegen einen Theil des herrschenden Ab
glaubens, die Anbetung des Teufels, das Halten eines spirit
familiaris, Wahrsagerei, Zauberei, kurz gegen die schwarze Mag
drohte er Tod durch's Schwert an; die weiße Magie dageg
die zauberhaften Heilmittel der Kirche, die Amulete u. dgl. l
der gläubige Fürst natürlich ungestraft.

War Maximilians kirchliches Polizeiregiment bisher m
prohibitiv oder verbietend, so fehlte ihm wahrlich auch d
Gebieten nicht. Die Enthaltung vom Fleischessen, in gewöh
lichen Zeiten zwei Tage in der Woche, gehört allerdings n
zur erstern Kategorie; der besondre Fleischmetzger aber f
Kranke und Wöchnerinnen entspricht schon einer positiven A
weisung. Negativ ist gleichfalls das Verbot des Angeln
Spielens, Kegelschiebens, ja des Spazierengehens während d
Gottesdienstes; aber positiv war der Kirchenzwang an Son
und Festtagen. Die Beamten, vom Minister bis zum Hi
diener, mußten bei Strafe täglich der Messe, Sonntags de
Hochamt und der Predigt, sowie dem Fasten- und Advent
Gottesdienst beiwohnen; Minister, Geheim-, Hof- und Kar
merräthe zogen, wie der Stadtrath von München, mit bre
nenden Lichtern zur Donnerstagsprozession.

Beim Läuten des Türkengebets und des Ave Maria w
männiglich gehalten, auf die Knie zu fallen und ein Vaterun
und Ave Maria zu beten. Reiter und Fahrende mußten a
und aussteigen. Max zwang auch seine Unterthanen zu
Tragen von Rosenkränzen, „weil der Gebrauch und die A
hängung der geweiheten Sachen, sonderlich der Agnusdei, fi

lerhand böſe Zuſtände und Gefährlichkeiten ſehr nutzbar und
enſtlich ſei". Weiße Magie.

Das Einliefern der Beichtzettel zur Pfingſtzeit vollendete
türlich den guten frommen bayeriſchen Staatsbürger.

Endlich fehlte auch die Inquiſition zur Unterſuchung des
ſammten Glaubensſtandes nicht. An ihrer Spitze ſtand
ilibius der Jeſuit, Beichtvater des Herzogs. Schon 1612
rde die Bürgerſchaft von Ried — was ein Häkchen werden
ll — in Betracht des Glaubens an das Fegfeuer, des Ge-
ts für die Todten und des Faſtengebots unterſucht. Seit
29 fungirte eine förmliche Unterſuchungs-Commiſſion.

Dieſes Syſtem, ſo umſichtig und allumfaſſend es war,
nte doch des bewährten Jeſuitenmittels, der Angeberei und
pionage nicht entbehren, und auch dieſes Mittel heiligte der
mme Zweck. Nichtangeber wurden beſtraft, Angeber des
hebruchs mit einem Zehntel, der Gotteslästerung mit einem
rittel der verhängten Geldſtrafe geködert. Nebenbei ſtellt
h das arithmetiſche Verhältniß des Ehebruchs zur Gottes-
ſterung wie 3 zu 10 heraus, was wieder echt jeſuitiſch iſt.

Ueber Unterthanen, Adel und Beamte wachten Spione,
elche nach des Herzogs Befehl um jeden Preis zu gewinnen
ien. Ueber die Spione ſetzte er wieder Oberſpione, wie das
i reinen Deſpotien üblich iſt. Ein Rentmeiſter erhielt fort
d fort Verweiſe, daß er ſo wenig Leute angebe; der Herzog
nne nicht glauben, daß die Leute in ſeinem Bezirke ſo fromm
d eingezogen lebten. Die Welt ſollte und mußte des Teu-
ls ſein.

Trotz dieſes ſcheinbar vollendeten Syſtems der Geiſtes-
chtſchaft waren die Loyoliten nicht ganz zufrieden. Mari-
milian hätte das Land auch noch wirthſchaftlich ruiniren ſollen;
s aber wollte er nicht, weil er Geld und Soldaten ge-
brauchte. Die guten Väter mußten ſich alſo begnügen, auch
rieben ſie ihn nach ſeinem Tode als das „Ideal eines guten
ürſten", und ein poetiſcher Carmeliter nannte ihn 1663 „das
größte allezeit wider die Ketzereien geladene Stück, welches von

dem himmlischen Constabel also regiert wurde, daß es in dem Losbrennen auf seine Feinde mit großem widerhallenden Knall einen Schrecken verursachte". —

Gewiß hatten auch die Einwohner protestantischer Länder Vieles zu leiden; namentlich verursachte der Wechsel der Confession in der Pfalz und in Brandenburg manch' Kreuz und Herzeleid; von der Ketzerriecherei in Kursachsen und ihren beiden Hauptopfern wird noch die Rede sein; aber unvergleichlich größer waren Qual und Quälerei in den katholischen Gebieten unter dem Einfluß der Jesuiten. Diese Länder, Oesterreich und Bayern voraus, vom protestantischen Geiste durchweg inficirt, stellten der reactionären Gewissenspolizei eine scheinbar unendliche Aufgabe. Die Qual der Regierungen stand im Verhältniß zur Verbreitung der neuen Anschauung, und die Quälerei wuchs im Verhältniß zu den geforderten „Werken" der Umkehr zum alleinseligmachenden Glauben. Der Jesuitismus begnügte sich nicht mit dem Civilstandsregister, er wollte die Seelen unter seine Botmäßigkeit zwingen.

Und die Frucht aller Mühen? Schon 1608 klagte Maximilian, daß auf dem Lande kein Mensch das Vaterunser, das Ave Maria und den christlichen Glauben, noch viel weniger die zehn Gebote mit rechtem Verständniß zu beten wisse. Zwanzig Jahre später jammerte er über den totalen Mangel der Glaubenskenntniß bei seinen Unterthanen. Nur der Aberglaube und die Heuchelei waren ins Kraut geschossen. Das war das Resultat in der Bavaria sancta.

So wirkte der energische Anwalt der Neukatholiken in Deutschland, ohne welchen der Fanatismus Ferdinand's II. schwerlich den großen Krieg entzündet und noch weniger siegreich durchgeführt hätte. Grade Maximilian war es, der zu einer der stets wiederholten Beschwerden der evangelischen Reichsstände und der Union die Veranlassung gab. Dem Befehl des Kaisers, die Katholiken in Donauwörth nöthigenfalls mit Gewalt zu schützen, gehorsamte Maximilian im Jahre 1607 als treuer Reichsstand und guter Katholik. Der Rath von

örth betrug ſich ebenſo ſchwachherzig, wie das Bürger-
ıtlos; die proteſtantiſchen Stände hinderten den Herzog
, wie der Kaiſer dreinſprach. Maximilian ging mit
nforderungen an die Stadt ſchrittweiſe vor; als er
e auf's Aeußerſte getrieben hatte, zog er zur Voll-
der Acht militäriſch ein, mit dem feſten Vorſatze,
der hinauszugehen.

Religionsfrieden, den etliche Ruheſtörer verletzt haben
nd den zu ſühnen Maximilian mit Heeresmacht heran-
war, wurde jetzt von ihm ohne Weiteres unter die
reten; das Territorialrecht, welches die reichsunmittel-
ınauwörther nicht in Anſpruch genommen hatten, be-
e jetzt der Bayernherzog in vollſter Ausdehnung. Er
kte die Reformirten, zwang die Stadt durch den em-
n Druck zum Katholicismus, beſchwerte die Wider-
ı mit Frohnden — der Kaiſer blieb ſtumm; die Sache
ıb nicht von den Tractanden der Union, aber es ge-
hts. Die evangeliſchen Stände rührten ſich nicht,
s ſonſt ſo ſtolze Ulm, noch Philipp Ludwig von Neu-
ch der Herzog Friedrich von Würtemberg; auch Kur-
ıllte erſt den Reichstag abwarten. Doch ſchrieb der
ıerger einen trotzigen Brief an den Kaiſer, und unter
ıachfolger, dem Herzog Johann Friedrich, verfaßte der
ırgiſche Vicekanzler Sebaſtian Faber gegen die baye-
Relation" eine geharniſchte „beſtändige Informatio
facti" (rechtliche und thatſächliche Erörterung) über
ıchlichkeit und Parteilichkeit des Reichshofraths.

ren die Donauwörther im Punkte der Prozeſſionen im
Rechte geweſen, ſo ſetzte ſich der Kaiſer jetzt vollends
ıcht, da er bei der Acht die Kurfürſten nicht heranzog
Execution der Kreisordnung zuwider verhängte. Die
tiſchen Stände, denen man noch obendrein zu Regens-
ıe neue Steuer abverlangte, proteſtirten heftig, die
er zum erſten Male im Bunde mit dem reformirten
. Der Reichstag, auf dem der Kaiſer ſich demonſtrativ

durch Ferdinand von Steiermark vertreten ließ, ging resultatlos auseinander; aber im selben Jahre 1608 wurde unter den Protestanten die „Union" geschlossen. Maximilian, der sich soweit eingelassen und die freie Reichsstadt besetzt hatte, bildet etliche Monate später den Gegenbund der „Liga", ohne an den Kaiser dabei zu achten.

Den besten Vorwand, die besetzte Stadt nicht wieder herauszugeben, gaben die absichtlich gesteigerten Executionskosten ab. Der Kaiser, dessen Räthe sich bestechen ließen, sprach nicht drein, und die protestantischen Stände brachten es nicht zum Bezahlen.

Die rechtswidrige Katholisirung der Stadt Donauwörth ist eines der musterhaftesten Jesuitenstücklein. Die Jünger Jesu überschwemmten zunächst die Stadt mit Katechismen und Rosenkränzen. Dann regnete es Prozessionen und Wunder. Hexen wurden verbrannt. Die Protestanten wurden polizeilich gequält, die Katholiken begünstigt. Resultat: von Ostern bis Sylvester 1608 12 Bekehrungen, jedoch nur Einer „fester". Weltliche und geistliche Drangsalirung steigerten sich, die Insassen des Spitals gingen über. Vom Himmel kam ein Baum in Leinen, spannte auf dem Markte die Arme in Kreuzform und beschwor das Volk, sich zu bekehren. Christus selbst erschien einem Bürger. Resultat: Mit den Eingewanderten und den 35 Pfründnerinnen des Spitals im Jahre 1609 150 Bekehrte, 1610 nur 134.

Die protestantischen Rathsherren wurden auf herzoglichen Befehl mit Geschäften erdrückt, protestantische Handwerker erhielten keine Arbeit, lutherische Arme kein Almosen; Pfründen, Aemter, Nutzungen, Alles war für die Katholiken. Es half nichts, viele Bekehrte wurden abtrünnig, die Jesuiten wurden kleinlaut und setzten ihre Hoffnung nur noch auf die Jugend, die ihre Lust an den Altarbildern hatte.

Endlich befahl der Herzog Zwangsmaßregeln. Kein Lutheraner durfte sich an katholischen Feiertagen in Arbeitskleidern sehen lassen, an lutherischen Feiertagen aber auch nicht

n Sonntagsſtaate. Auf das Pſalmſingen ſtand Gefängniß; e Kinder wurden ſämmtlich in die katholiſche Kinderlehre ge-ieben. Servisgeld für die Soldaten, ſowie hohe Abgaben nnten durch Bekehrung abgekauft werden. Das Auswan-rn wurde durch kurze Friſten unthunlich gemacht. Wer ſich m Uebertritt gemeldet hatte und den Termin verſäumte, rde in die Leonhards-Capelle beſchieden, die militäriſch um-llt war, und dort kurzer Hand zur Abſchwörung angehalten.

Ende 1615 berichtet der Statthalter, daß 215 Perſonen, nd zwar gemeiniglich mit politiſchen Mitteln" katholiſch ge-cht worden ſeien; im Jahre 1616, bei geſteigertem Druck, trug die Ernte 400 „Schäflein". Die proteſtantiſchen Für-n erhoben laute — Klagen! 1625 nöthigte der Statthalter le Proteſtanten, Predigt, Hochamt, Meſſe und Vesper zu ſuchen und das Kreuz zu ſchlagen: da waren die Geiſtlichen ſrieden und lobten die Donauwörther wegen ihrer Frömmig-it. 40—50 Familien blieben verſtockt; daß der Statthalter t nicht austreiben durfte, wie er wollte, war die letzte Re-ensbezeugung Maximilians gegen die proteſtantiſchen Reichs-ände. Endlich blieben noch 7 Männer und ein Weib übrig: r ſchlug das harte Gewiſſen des Herzogs; er befahl, nur die ſtändigen zur Communion zuzulaſſen, damit dem heiligen acrament kein Aergerniß widerfahre!

Als ſechs Jahre ſpäter Guſtav Adolf in Donauwörth chien, war die Stadt mit einem Schlage wieder proteſtan-ch. 1634, als Maximilian abermals Herr wurde, überant-rtete er die Bürger den ſanften Capuzinern. Die Polizei rtrieb die Störrigen — es gab keinen Religionsfrieden mehr nd die proteſtantiſchen Stände hatten nichts mehr zu ſagen.

In Folge der Vergewaltigung Donauwörths und des ürmiſchen Reichstags kam am 2. Mai 1608 zu Aahauſen n Ansbachiſchen die evangeliſche „Union" „zum Schutz der ichsverfaſſung" zu Stande. Nach der richtigen Bemerkung R. Ritter's war ſie kein proteſtantiſcher Bund, ſondern ein ſarantievertrag für den Länderbeſitz. Sie beſtand aus den

Calviniſten: Friedrich IV. Kürfürſt von der Pfalz und de
ſten Chriſtian von Anhalt; ſodann aus den Lutheranern:
Joh. Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg F
von Baden-Durlach, Philipp Ludwig Pfalzgraf von N
den Markgrafen Joachim Ernſt von Ansbach und C
von Culmbach. 15 Reichsſtädte, darunter Straßburg
Nürnberg, der Kurfürſt Joh. Sigmund von Brandenbu
der reformirte Landgraf Moritz von Heſſen ſchloſſen ſ

Auf dem Unionstage zu Rothenburg a. T. (1608)
der neue Bund organiſirt, der Markgraf von Ansba
Unionsgeneral ernannt, Fürſt Chriſtian von Anhalt z
neral-Oberſtlieutenant und Feldmarſchall, in Vertretu
Kurfürſten von der Pfalz. Chriſtian von Anhalt n
ſtarken Backenknochen und ſpitzauslaufendem Bart w
energiſcher Soldat; Heinrich IV. ſagte von ihm: „Er i
Schüler, er hat den Krieg bei mir erlernt". Ihm fehlt
als eine ordentliche Armee. — Der Markgraf Georg F
von Baden, ein ſchöner idealer Kopf, erhielt das Am
Generals der Cavallerie; der junge Pfalzgraf W
Wilhelm von Neuburg wurde Adjunct im Kriegsrath.

Graf Dohna ging als Geſandter nach Venedig,
Barnabitenmönch Sarpi, der Hiſtoriker des Tridentinu
gründlicher Papſthaſſer, beſonders des Vice-Deus Paul's
Fäden führte. Von deutſchen Zuſtänden wußte de
Mann indeſſen ſo gut wie nichts; der Reformation
nicht abgeneigt, dabei aber altkatholiſch vorſichtig. D
handlungen führten zu nichts.

Am 13. Juli 1608 gründete Maximilian von Ba
Andernach a. Rh. „unter großem Geſäuf" die „kat
Liga" „zur Aufrechthaltung der Reichsgeſetze und zum
der katholiſchen Religion". Sie beſtand aus Bayer
Biſchöfen von Würzburg, Salzburg, Regensburg, Au
und Paſſau, zu denen ſich noch die drei geiſtlichen Kur
am Rhein geſellten. 1611 kam auch noch der Sachſe, K
Chriſtian II. hinzu, ein gewaltiger Säufer vor dem

ı Bacchus auch der Venus huldigend, und zwar bis
rlichen Mißgeſtaltung. Beim Kaiſer Rudolf zu
e er ſich einmal mit den Worten bedankt: „Er habe
hl gehalten, daß er faſt keine Stunde nüchtern ge-
Bei dem lutheriſchen Sachſen wurde natürlich die
n der „Vertheidigung der alleinſeligmachenden Re-
ısgelaſſen.

die Zuſtände innerhalb der proteſtantiſchen Welt ge-
würdigen, müſſen wir einen Augenblick bei Sachſen

Dieſes Geburtsland der Reformation hat die trau-
die lutheriſche Sectirerei bis zur blutigſten Strenge
ju haben.*) Kurfürſt Auguſt, getrieben von ſeiner
Gemahlin, der däniſchen Anna, und gehetzt von den
Pfaffen, den Flacianern oder „Flacianiten", (nach
r Math. Flacius) machte 1574 der mildern Obſer-
: was man nach Melanchthon den „Philippismus"
r Sympathie mit den Pfälzern, mit dem Calvinis-
der „Sacramentirerei" ein Ende mit Schrecken. Der
bergiſchen Sinne tolerante Kanzler Krakau wurde
ılter geſpannt und ſtarb an den Folgen der Marter.
rberger Concordienformel, welche den Calvinismus
, die Allgegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl
den erbſündigen Menſchen blos von der Gnade ab-
klärte, die guten Werke zur Seligkeit unnöthig be-
be als jüngſtes ſymboliſches Buch in Sachſen Kirchen-
sgeſetz. Die philippiſtiſchen Ketzer verließen ſich im
ıf den Kurprinzen Chriſtian, dem ſeit 1580 der
aus Crell als Mentor beigegeben war. Der Prinz,
beſchehene nicht billigte, kam 1586 als Chriſtian I.
ung. Crell ſtellte als Kanzler die Toleranz her,
n lutheriſchen Pfaffen ihr Gezeter und ließ die Un-
ı durch den Kurfürſten ſtrafen. Als dieſer ſtarb,

*) Die Monographie: „Der Kanzler Crell, ein Opfer des Ortho-
von Dr. Friedr. Brandes, Leipzig 1873.

wendete sich das Blatt, da die Kurfürstin-Wittwe auf der
ihrer Vorgängerin wandelte. Crell wurde als „friel
und prakticiererisch", wegen „Sacramentsschwärmerei" ge
und prozessirt. Es geschah aber nichts, da keine Bewei
illegalen Handlungen aufzubringen waren; man hätte j
verstorbenen Landesherrn selbst den Prozeß machen n
Auf energische Remonstration beim Reichskammergerich
schied dieses nach zwei Jahren: Crell sei bei Straf
10 Mark Gold sofort zu prozessiren oder auf freien F
setzen. Was galt aber das Kammergericht bei den de
Zuständen des Reichs? 1596 drohte das Kammergeri
der Reichsacht. Die Pfaffen appellirten gegen das Ka
gericht an den Reichshofrath, die kaiserliche Zwickmühle
die Reichsjustiz. Die Kurfürstin-Wittwe ließ alle
springen.

Der Reichshofrath benutzte die unter Christian an
rich IV. gesandten Hülfstruppen und spielte die Sache 'a
Capitel: Auflehnung der Territorialmacht gegen Kai
Majestät hinaus! Crell hatte sich jetzt gegen den Kais
das heilige römische Reich deutscher Nation vergangen!
das acceptirten die sächsischen Gewalthaber mit Wonn
nur über das Reichskammergericht hinauszukommen.

Es wurden Lügenbriefe fabricirt, welche Crell gesc
haben sollte, eine förmliche Verschwörung mit Pfalz wo
funden. Das Kammergericht blieb fest. Aber Kaiser
verwies auf eigene Faust die Sache an die kurfür
Gerichte, da ja Crell's trostlose Gattin sich selbst an i
wandt, folglich seine Autorität anerkannt habe! Der
lieferte unter perfidester Rechtsverletzung den Kanzler
persönlichen Feinden aus.

Dennoch nahmen diese die sächsische Justiz nicht
spruch, sondern — durch einen neuen Rechtsbruch — d
mische Appellationskammer in Prag, der die Akten mit
1000 Gulden — 118,000 Gulden hat die Sache,
wegen der Hofräthe gekostet — übermacht wurden! Dies

r Kanzler wurde nach zehnjähriger Haft auf dem Kö-
ins „Gerichtstüblein“ zu Dresden gebracht, wo ihn
jeriſche Dominicaner moraliſch folterten. Der Pfaffe
von Tohna log noch obendrein ſpäter, Crell habe ſich
) bekehrt und die drei Quälgeiſter dreien Engeln vom
vorgezogen! Leider konnte Frau Margaretha Crell,
t aus dem Gefängniß entlaſſene Gattin, welche der
n Zuſprache anwohnen durfte, den Lügner der Lüge

ſ dem Richtſchwerte ſtand eingegraben: Cave Calvi-
Als der Kopf gefallen war, rief ihm der Henker nach:
ar ein calviniſcher Streich, ſeine Teufelsgeſellen mögen
l vorſehen, denn man ſchont hier keinen!“ Es war der
ber 1601, als die Flacianer ihre Revanche feierten.
pler die Nachricht vernahm, prophezeite er Unglück,
jenigen den Streit unter ſich angefangen, die in der
des Gewiſſens einig geweſen ſeien.“ War es nicht
ber, daß die Union Lutheraner und Reformirte ver-
Und wie konnte Sachſen ſich bei dieſem Bunde bethei-
Der Kurfürſt von Brandenburg, Johann Sigismund,
i geraume Zeit nicht dabei war, wurde 1613 reformirt,
: Hand zu bekommen.

Zweimal noch, abgesehen von der Donauwörther Affa erhielt die Union Gelegenheit, sich Geltung zu verschaffen i die Dinge zur Entscheidung zu bringen; beide Male kam nur zum Reisen der Häupter, zum Verhandeln und Ti vergießen. Zu Anfang Januar 1609 beschwor Reinhard Starhemberg, ein edler Oberösterreicher, den Fürsten Chris von Anhalt um thätliche Hülfe für die oberösterreichis Stände, denen Mathias wortbrüchig geworden war. Be ders heftig wurde gegen Khlesl geklagt, als den Hauptf der Protestanten. Wie die Sachen damals in Oberöster standen, hätte die Union den schwachherzigen Erzherzog l zwingen können, zumal da sie mit der Rehabilitirung Rud drohen mochte. Christian von Anhalt drang energisch Rüstung, um einer Gesandtschaft Nachdruck zu verleihen. April desselben Jahres befanden sich wirklich Gesandte Union in Wien, um zwischen Mathias und den Ständen vermitteln. Aber dabei blieb es. Mathias gelobte wie im alles Mögliche — unter geistigem Vorbehalt. Noch vom 6 tember 1609 liegt der Entwurf einer Einigung zwischen Reichsständen der Union und den Landständen von Böh und Schlesien vor, die Erhaltung des Religionsfriedens der evangelischen Kirche betreffend. Auch das hatte keine teren Folgen.

In diesem Jahre 1609 geschah es, daß Christian Anhalt zu Prag den Kaiser Rudolf an das Schicksal Ju Cäsar's erinnerte, der auch einen Mahnbrief nicht bea habe. Der diesmalige Mahnbrief war Anhalts Schlußst der Unionsgesandtschaft, in der es hieß: „Die Unirten wü sich künftig selbst gegen des Kaisers Hofrath und Regie schützen."

Die zweite Gelegenheit bot die Eröffnung der Jü Cleve'schen Erbschaft. Am 6. April 1609 starb der b sinnige Herzog von Jülich-Cleve. Als Erben meldeten das durch eine Doppelheirath titelfeste Brandenburg in Person des Kurfürsten Johann Sigismund und der He

Ludwig zu Neuburg, beide im Namen ihrer Frauen.
aniern in den südlichen Niederlanden war weder der
h der Andere recht, weil sie fürchteten, die holländischen
taaten möchten an einem protestantischen Herrn von
leve eine zu starke Stütze bekommen, was ihnen selbst
e belgischen Besitzungen kosten könnte. So kam es, daß
: Kaiser Rudolf das Land ansprach, zunächst unter
wande der Sequestrirung bis zu ausgemachtem Rechts-
wischen Brandenburg und Neuburg. Entweder dachte
ı, das zu seiner Farbe abgefallene Sachsen zu beloh-
er er hoffte es dem Bayernherzoge nachzumachen und
b durch die Executionskosten zu erwerben. Wichtig
ar die Sache, denn nach Oesterreich und Bayern bil-
ilich, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein den
deutschen Ländercomplex. Die Situation spannte sich
iner großen Action. Die bestaccredirten Erben, Joh.
ınd von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolf-
ilhelm von Neuburg, verständigten sich über eine vor-
gemeinschaftliche Verwaltung des Landes. Erzherzog
im Namen des Sequesters, bemächtigte sich der Festung
die Possedirenden riefen die Union an, die sich mit
IV. verständigt hatte. Die Liga rüstete und in Bel-
ıerte der gewandte Spinola, „die Spinne, die den
ı Fürsten im Nacken saß.“ Der europäische Krieg
r der Thür.

nrich IV., der interessante Bourbon, dessen „christliche
!“ der flüchtige Traum eines Ministers gewesen sein
chte wenigstens sehr ernstlich daran, das Haus Habs-
brechen und Frankreich zur Vormacht in Europa zu

er das Verhältniß zwischen der evangelischen Union und
nzösischen Könige brachte es lange nicht über die freund-
Versicherungen hinaus, denen dann Ausflüchte folgten.
rbündeten konnten sich nie eines gewissen Mißtrauens
ie fremde Hülfe erwehren; als der König seine Unter-

ſtützung zugeſagt hatte, nannte der würtembergiſche Rath Benjamin von Buwickhauſen einen ſolchen Bund eine societas leonina. Heinrich dagegen mißtraute der Entſchloſſenheit und Thatkraft ſeiner Verbündeten. Als die Feſtung Jülich unter kaiſerlichen Sequeſter kam, ſagte der König: „Ich bin noch friſch genug eine Armee nach Cleve zu führen, ich werde raſch damit fertig werden; aber die Deutſchen taugen nur zum Schlafen und Trinken, ſie würden den Nutzen davon haben und mir die Arbeit zutheilen.“ Zu Ende des Monats Juli war er feſt entſchloſſen zu interveniren, wenn nur Brandenburg und Neuburg ſich rührten. Dem Spinola möchte er ein Stücklein (tour de métier) zeigen. Die ſchönſten Pferde ließ er ſich bereits zur Auswahl vorführen.

Er wollte eben zu Pferde ſteigen und wahrſcheinlich nicht blos nach „Cleve“ reiten, als ihn ein tragiſcher Tod durch das Mordmeſſer Ravaillac's ereilte. Genug, er ſtieg nicht zu Pferde, der große Krieg war vertagt.

Hatten ſich denn Brandenburg und Neuburg gar nicht gerührt? O ja wohl. Schon im April, gleich nach dem Tode des Erblaſſers, ſchrieb Brandenburg nach Paris: der König müſſe auf ſeine Nachbarſchaft in Jülich achten; „dem Hauſe Brandenburg komme an hergebrachter Affection für den König keiner ſeiner Nebenbuhler gleich“. Am 16. Mai langte ein wahrer Bettelbrief in Paris an. Der Brandenburger bat den König, er möge ihn „als einen noch jungen Fürſten in ſeine Freundſchaft aufnehmen“ und wenn die Dinge ſchief gehen ſollten, ihm „mit wirklicher Defenſion beiſtehen“. Später gab der Kurfürſt zu verſtehen, wenn Heinrich ſelbſt oder ſein Dauphin römiſcher König werden wollten, ſo ſtehe man zu Dienſten. — Der Pfalzgraf von Neuburg erbot ſich zu heirathen wen der König wolle, und ließ nebenbei dem bekehrten Hugenotten bemerken, daß wenn Brandenburg in den Beſitz gelange, die Ketzer in der ganzen Chriſtenheit mächtig werden würden! —

Heinrich's Geſandter befürwortete die Theilung der Erb-

aurationsgedanken.

Union bekam Oberwasser. Auf ihrem Bundestage
ıburg a. T. (1611) hofirten ihr mehrere fremde Ge-
Das Jahr darauf heirathete der junge Kurfürst von
die Prinzessin Elisabeth, die Tochter Jakob's I.
and, nachdem vorher Unterhandlungen wegen einer
ıg des Kronprinzen Karl mit einer Schwester des
ı gepflogen worden waren. Eine thatsächliche Unter-
Englands stand in Aussicht; man scheint schon da-
die böhmische Krone gedacht zu haben. Wieder ein
er kam ein Bündniß mit den holländischen General-
Stande.

Liga dagegen, welcher Cardinal Khlesl nicht recht
ar mehrmals im Begriffe sich aufzulösen; nur der
ille Maximilian's hielt sie zusammen. Er und Fer-
n Steiermark bewogen endlich den nunmehrigen Kaiser
durch spanische Truppen aus den Niederlanden eine
zu machen. Spinola rückte nach Aachen und restau-
katholische Verwaltung zum andern Male; dann zer-
dem Kölnischen Erzbischofe zu Liebe, die aufsässige
sche Stadt Mühlheim a./Rh.; endlich rückte er ins
ve'sche und besetzte Wesel. Da meldeten sich die
aten. die Spanier wurden bedenklich. es erfolgte der

graf Wolfgang wird eine Tochter des Brandenburgers h
rathen. Schwiegervater und Eidam „schliefen“ zwar nic
aber sie „tranken“; im Trunk kamen sie hintereinander; d
Kurfürst gab dem Pfalzgrafen eine Ohrfeige, der Backenstrei
machte den Pfalzgrafen katholisch; als guter Katholik he
rathete er eine Schwester des Bayernherzogs und die Freund
schaft der Spanier. Brandenburg schwur hierauf das Luthe
thum ab und wurde den holländischen Generalstaaten zu Lieb
reformirt. Die innere Auflösung des religiösen Pathos kün
digte sich schon so früh an.

Nachdem der Krieg zwischen allerhand Volk eine Wei
gewüthet hatte, kam der Theilungsvertrag zu Stande: Branden
burg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg; Neuburg Jülich
Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf. Donauwörth, welch
ein Princip repräsentirte, blieb bayerische Landstadt.

So endigte die Privatstreitigkeit über die Jülich'sche Erb
schaft. Friede zwischen den streitenden Religionsparteien wa
damit keineswegs geschlossen. Der Regensburger Reichsta
von 1613 hatte vielmehr das Gegentheil bewiesen. Hier sch
ging das Reich völlig auseinander. Ueber den „geistliche
Vorbehalt“ war keine Einigung mehr möglich. Die Unio
trat entschieden separatistisch auf; nicht nur in Sachen d
Religion, sondern auch in Steuerangelegenheiten wollte i
keine Majorität mehr anerkennen, „weil keiner dem ande
vorschreiben könne, Geld auszugeben.“ Nichts, hieß es soga
was „Wohlstand, Heil und Ruhe des Vaterlandes“ betreff
dürfe der Abstimmung unterworfen werden. Nelli, der Ho
narr des Kaisers Mathias, ging zu Regensburg mit eine
Büchlein unter dem Arm spazieren. Auf die Frage, was da
Büchlein enthalte, antwortete er: Reichstagsakten. — Es en
hielt leere Blätter.

Die Katholiken bewilligten dem neuen Kaiser 30 Röme
monate, die Protestanten erklärten sich dagegen. Aber au
von den Katholiken zahlte kaum Einer etwas. Dafür ve
hallten die heftigen Klagen wegen Donauwörths in leer

en Zuñiga im Jahre 1612 auch noch deutſcher Kaiſer
n. Wir haben erlebt, daß er ſich als ſolcher grade ſo
är und ſchwachſinnig betrug wie ſein armer Bruder.
n ließ er ſich von ſeinem Narren Nelli, der ihm ſo
Dinge ſagte wie der Narr im Lear ſeinem königlichen
Mathias hatte als 56jähriger ſeine 28jährige Cou-
na von Tirol geheirathet, die keinem Proteſtanten je
ıb reichte, ſich mit Bilderbeſehen und Eſſen beſchäftigte
berlos blieb. Es hieß, Mathias ſtehe unter einem
ber nicht eher aufgehoben würde, bis ein Licht in einem
nten Kloſter erlöſche. Der Herzog von Bayern ließ
eſem Kloſter forſchen. Der Narr aber meinte, der
ſolle wachen, damit Anna nicht mit Ferdinand zu-
komme.

ıs politiſche Factotum des Mathias war allerdings
binal Khleſl; aber im Punkte der Erbſchaft hatte dieſer
oncurrenz an der Ferdinandeiſchen Partei, die ihm das
ſauer machte. Bis zum Jahre 1615 operirten die
r unabläſſig für Philipp III., den Moriskosvertreiber,
Gemahlin Anna eine Tochter Maximilian's II. war.
ihre Sache verloren geben mußten, ließen ſie ſich
ns Tirol und Elſaß verſchreiben, worauf ſie jedoch

Accomodationen an das Unvermeidliche. Der Dichter läßt ihn sagen:

„Wir suchen Wissen bei der Wissenschaft,
Der Glaube wird gelehrt von gläub'gen Meistern."

Er will demnach Glauben und Wissen getrennt halten.

„Wenn Einer erst die Herrschaft Gott verschaffte,
Sieht er in sich gar leicht des Herren Werkzeug
Und strebt zu herrschen, damit Jener herrsche."

Das ist eine Warnung vor cäsaropapistischer Willkür. Der Cardinal hatte aber für seine Opposition auch einen persönlichen Grund. Er wußte, daß Ferdinand ihn haßte — Drohungen kamen ihm genug zu — und er erblickte in dem Freiherrn von Eggenberg, dem politischen Agenten Ferdinand's, einen Nebenbuhler, der ihn ohne Weiteres aus dem Sattel heben würde. Plötzlich hieß es, die Kaiserin sei gesegneten Leibes, es entstand großer Aufruhr. Als die Sache sich in Nichts auflöste, spottete man über die Mola, beschuldigte aber den Cardinal, das Gerücht ersonnen zu haben, damit der Kaiser einen Knaben einschiebe. Erzherzog Maximilian, des Kaisers Bruder, aber ganz Ferdinandeisch, stieß die unzweideutigsten Drohreden gegen den Cardinal aus.

Gegen Ferdinand hatte nunmehr Spanien nichts einzuwenden, denn er erfüllte ja völlig das Programm, welches der scheidende Gesandte Zuñiga im Jahre 1615 seinem Nachfolger Oñate in Wien auf die Seele band: „Die Gunst, welche Spanien den Katholiken zu Theil werden läßt, ist nächst Gottes Hülfe das erhaltende Lebensprincip der deutschen Kirche. Wenn man hierbei die eifrige Mitwirkung der gutgesinnten Geistlichkeit dankbar in Anschlag bringt, so darf man vor Allem die Thätigkeit der Jesuiten nicht vergessen, denen der spanische Gesandte deßhalb seinen besondern Schutz zukommen lassen muß." Eine derartige spanische Vicegierung konnte doch Niemand besser antreten als Ferdinand. Der auseinandergerenkte Kopf mit den starren Augen in der entsetzlichen

ls Festſtück die Komödie: Tetzelocrania aufgeführt.
ar Ferdinand noch bei der Krönung zu Preßburg, als
achricht von der böhmiſchen Revolution erhielt.
thias, der den Majeſtätsbrief beſchworen, war kaum
Böhmen geworden, als zwei Ereigniſſe ihn auf die
ellten. Im Jahre 1611 bauten die Evangeliſchen zu
1 an der ſchleſiſchen Gränze eine Kirche. Der Abt
unau, auf deſſen Gebiet die Kirche ſich erhob, be-
ſich in Prag. Mathias verbot den Kirchenbau....
1 Klöſter und Abteien zu den „königlichen Gütern"
jt? Die Landesordnung Ferdinands I. ſagte Ja, denn
ig kann ſie verpfänden und verſchenken. So ſahen
Defenſoren die Sache an, ſie beriefen eine Verſamm-
n 100 ſtändiſchen Vertretern nach Prag, welche den
ern den Beſcheid zukommen ließ, weiter zu bauen.
wohner von Kloſtergrab bei Teplitz am Erzgebirge
es wie die Braunauer. Nun ernannte Mathias den
f von Prag zum Oberaufſeher über die königlichen
en Kläger alſo zum Richter.
r Erzbiſchof ließ 1614 die evangeliſche Kirche zu Klo-
ſchließen und die Proteſtanten zum katholiſchen Cultus
Der Abt von Braunau ahmte das nach. Die De-
proteſtirten bei Kaiſer Mathias, der ſich ungnädig

Accomodationen an das Unvermeidliche. Der Dichter ihn sagen:

„Wir suchen Wissen bei der Wissenschaft,
Der Glaube wird gelehrt von gläub'gen Meistern."

Er will demnach Glauben und Wissen getrennt halten.

„Wenn Einer erst die Herrschaft Gott verschaffte,
Sieht er in sich gar leicht des Herren Werkzeug
Und strebt zu herrschen, damit Jener herrsche."

Das ist eine Warnung vor cäsaropapistischer Willkür. Cardinal hatte aber für seine Opposition auch einen pe lichen Grund. Er wußte, daß Ferdinand ihn haßte Drohungen kamen ihm genug zu — und er erblickte in Freiherrn von Eggenberg, dem politischen Agenten Ferdina einen Nebenbuhler, der ihn ohne Weiteres aus dem S heben würde. Plötzlich hieß es, die Kaiserin sei gesegn Leibes, es entstand großer Aufruhr. Als die Sache sich Nichts auflöste, spottete man über die Mola, beschuldigte den Cardinal, das Gerücht ersonnen zu haben, damit Kaiser einen Knaben einschiebe. Erzherzog Maximilian, Kaisers Bruder, aber ganz Ferdinandeisch, stieß die unz deutigsten Drohreden gegen den Cardinal aus.

Gegen Ferdinand hatte nunmehr Spanien nichts ei wenden, denn er erfüllte ja völlig das Programm, welches scheidende Gesandte Zuñiga im Jahre 1615 seinem Nachfo Oñate in Wien auf die Seele band: „Die Gunst, welche E nien den Katholiken zu Theil werden läßt, ist nächst Gc Hülfe das erhaltende Lebensprincip der deutschen Kirche. A man hierbei die eifrige Mitwirkung der gutgesinnten Geist keit dankbar in Anschlag bringt, so darf man vor Allem Thätigkeit der Jesuiten nicht vergessen, denen der span Gesandte deßhalb seinen besondern Schutz zukommen la muß." Eine derartige spanische Viceregierung konnte Niemand besser antreten als Ferdinand. Der auseinan gerenkte Kopf mit den starren Augen in der entsetzli

[redacted]

lskrause gehörte wahrlich mehr nach Spanien als nach eutschland.

So wurde denn der Mann, der in Gemeinschaft mit larimilian von Bayern das 16. Jahrhundert in Frage stellen llte, von dem blöden Mathias an Kindesstatt adoptirt, 617 zum Könige von Böhmen „angenommen" und das ahr darauf zum Könige von Ungarn gewählt. 1617 war s Säcularjahr der Wittenberger Thesen; in Deutschland urde als Feststück die Komödie: Tetzelocrania aufgeführt. 618 war Ferdinand noch bei der Krönung zu Preßburg, als die Nachricht von der böhmischen Revolution erhielt.

Mathias, der den Majestätsbrief beschworen, war kaum err in Böhmen geworden, als zwei Ereignisse ihn auf die robe stellten. Im Jahre 1611 bauten die Evangelischen zu raunau an der schlesischen Gränze eine Kirche. Der Abt n Braunau, auf dessen Gebiet die Kirche sich erhob, beschwerte sich in Prag. Mathias verbot den Kirchenbau.... ehörten Klöster und Abteien zu den „königlichen Gütern" er nicht? Die Landesordnung Ferdinands I. sagte Ja, denn r König kann sie verpfänden und verschenken. So sahen ch die Defensoren die Sache an, sie beriefen eine Versammng von 100 ständischen Vertretern nach Prag, welche den raunauern den Bescheid zukommen ließ, weiter zu bauen. ie Bewohner von Klostergrab bei Teplitz am Erzgebirge achten es wie die Braunauer. Nun ernannte Mathias den rzbischof von Prag zum Oberaufseher über die königlichen üter, den Kläger also zum Richter.

Der Erzbischof ließ 1614 die evangelische Kirche zu Klorgrab schließen und die Protestanten zum katholischen Cultus ingen. Der Abt von Braunau ahmte das nach. Die Deisoren protestirten bei Kaiser Mathias, der sich ungnädig ßerte.

Auf dem Landtage zu Budweis wurde den Ständen Geld m Unterhalte der Truppen in Ungarn abverlangt. Die Stände antworteten mit „vier Punkten" und verlangten einen

Generallandtag aus ganz Oesterreich (die Notabelnversammlung). Der Kaiser legte sich auf's Bitten und gelobte schriftlich den Generallandtag bis zum Januar 1615. Zwei Männer waren es, die neben den „vier Punkten" noch eine energische allgemeine Beschwerde vorbrachten: der Freiherr Leonhard Colonna von Fels, ein Tiroler, und Graf Heinrich Mathias Thurn, aus dem Mailänder Geschlechte der de la Torre, das im 16. Jahrhundert nach Böhmen gekommen war. Graf Mathias war Protestant, sprach nur deutsch und hatte auf dem Zuge des Mathias gegen Rudolf eine Abtheilung Truppen geführt, wofür ihn der Erzherzog zum Burggrafen von Karlstein mit hohem Gehalte ernannt hatte. Enttäuscht über den Werth des damaligen Kronprätendenten, warf sich Graf Mathias jetzt zum militärischen Haupte der Bewegung auf, deren kirchlicher Führer Budowec war.

Thurn und Fels waren die einzigen Deutschen in der böhmischen Bewegung. Das wiedererwachte Nationalbewußtsein, das bei Huß und den Hussiten schon so engherzig auftrat, erwirkte im Jahre 1615 ein Gesetz, kraft dessen kein Deutscher Bürger oder Landstand in Böhmen werden konnte. Alles ging auf eine czechische Adelsrepublik hinaus.

Auch schriftlich warnten diese Häupter den Kaiser, seine böhmische Krone nicht aufs Spiel zu setzen; Thurn aber richtete seine Fühler auch nach außen und verhandelte mit Sachsen darüber, die Habsburger überhaupt abzuschaffen.

Der Generallandtag zu Linz verlief resultatlos, die Ungarn erschienen gar nicht. Der zu Prag im Juni 1615 abgehaltene bildet den ersten Versuch, Oesterreich zu einigen. Diese Einigung nannte der erste Punkt die „Conföderation"; das gemeinsame Heer hieß im zweiten Punkte die „Defension"; der dritte Punkt betraf die Kreistage oder die Einzelverfassungen; der vierte endlich die Erbeinigung. Das Resultat der Berathungen war gleich Null. Der Versuch, gleichzeitig mit der letzten allgemeinen Ständeversammlung in Frankreich (1614), fiel ins Wasser und tauchte erst in der pragmatischen Sanction des 18. Jahrhun-

[illegible] als er [illegible], begann
ter der Firma des Mathias die entschiedenste Reaction.
hrer der Bewegung erhielten schroffe Verweise, Mathias
wurde seiner Burggrafenstelle entsetzt. Vergeblich bat
königlichen Rath Slavata um Verwendung. Martinitz
den Posten.
ir die königlichen Güter und die zu ihnen gehörigen
erging der Befehl, keinen Protestanten mehr aufzuneh-
ährend anderswo protestantischen Verbänden Katholiken
ungen wurden. Zu Beamtungen wurden nur Katho-
fördert. Die Gemeindeverwaltung ging an die Königs-
an Justizbeamte über; die Autonomie war aufgehoben.
irchenvermögen sollte seiner alten Bestimmung zurück-
, an protestantische Geistliche keine Zahlung mehr ge-
verden.
n Dezember 1617 setzte Mathias zehn Statthalter ein,
enen nur drei Protestanten waren, Thurn aber nicht.
1.—13. Dezember wurde die Kirche zu Klostergrab
rissen — ein Fall, der Europa erdröhnen ließ. Im
1618 erschien eine Commission zu Braunau, die Kirche
te auszuliefern. Die Braunauer litten es nicht.
ie Defensoren beriefen einen Protestantentag nach Prag.
ner drohte. Der Bruch war da, und es mußte aller-
[illegible]

Die religiöse Frage war zur Macht- und Besitzfrage g
worden, wie denn Macht und Besitz hinter allen politisc
religiösen Fragen und Bewegungen lauern. Hatte nicht Luth
die Macht des Papstes und seiner Klerisei gebrochen, den Besi
der Curie gewaltig geschmälert? Griffen nicht die protestan
tischen Fürsten im 16. Jahrhundert nach geistlichem Besitz
trotzten sie nicht der Macht des Kaisers, und schoben nicht di
Gegner ihren religiösen Eifer der Hab- und Herrschsucht i
die Schuhe? Was war der Jesuitismus anders als das Be
streben, der Kirche und ihren Anhängern die alte Macht zu
rückzuerobern und den verlornen Besitz nach Kräften zu resti
tuiren? Woher die Händel alle, welche den Ausbruch eine
grimmigen Krieges wie fernes Donnerrollen ankündigten
Alle hingen sie mit dem „geistlichen Vorbehalt" zusammen
der 1555 zu Augsburg eine offene Frage geblieben war
folgten Amt und Vermögen, d. i. Macht und Besitz, bei de
Bekehrung eines Reichsstandes dem Bekehrten, oder blieben si
bei der verlassenen Kirche? Die Protestanten hatten scho
vieles säcularisirt; in Köln und bei der Straßburger Bischofs
wahl waren sie unterlegen; konnte die immer dreistere Reactio
nicht noch weiter gehen, den ganzen erworbenen Besitz und di
ganze erlangte Macht in Frage stellen? Was war nach de
sämmtlichen erzählten Vorgängen, von Aachen angefangen bi
zur Niederreißung der Kirche zu Klostergrab, von denen z
erwarten, die ungestraft so handeln durften?

Der Krieg, dessen Medusenhaupt wir schon einige Mal
erblickten, dessen Schlangen sich bereits mehrmals gerühr
hatten, der Krieg war unvermeidlich geworden. Der frisch
Markgraf von Baden hatte es auf dem Unionstage zu Schwä
bisch-Hall schon 1610 richtig hervorgehoben: „Bisweilen sei e
nothwendig, mannhaft zu streiten, wenn man nicht ewige
Dienstbarkeit verfallen wolle." Zum Kriege gehört allerding
noch etwas Anderes als ein wahrer oder vermeintlicher Rechti
titel, als das heißeste Verlangen nach Macht und Besitz. De
mag den hohen Herren genügen, um Alles auf die Spitze d

he geiſtliche Pythia zur Seite: Ferdinand II. hatte sei-
Wilhelm Lamormain aus Luxemburg; Maximilian von
n ſeinen Busleiden, Buslidius, beides Jeſuiten. Hinter
an II. von Sachſen ſtand der Flacianer oder ſteif-
ere Lutheraner Hoë von Hoënegg, der vor den „Sacra-
ern" warnte wie vor dem Teufel. Friedrich V. von der
wurde inſpirirt durch den Calviniſten Scultetus, den
ötter auch Stultetus ausſprachen, der Böhmen refor-
achen und dem Reiche einen reformirten Kaiſer geben

er Volkswitz hatte daher ſeine Berechtigung, wenn er
auſen Krieg auf Rechnung von drei Pfaffen (den Bus-
ließ man aus) ſchrieb, und bald ertönte das Lied:
ß laſſ' mir drei ſtolze Pfaffen ſein", nämlich Job (der
il), Hr. Matz (der Lutheraner) und Vater Abraham
tus).
em geſchürten religiöſen Pathos gegenüber erhob ſich die
ie eines Volksphiloſophen, der freilich nur für die auf-
e Minderheit ſprach und deſſen Votum natürlich nicht
Wagſchale fiel. Von wohlthuender Wirkung iſt aber
n die Energie, mit der in einem Straßburger Büchlein:
lte Wahrheit" (1621 bereits editio tertia) gelehrt wird:
„Daß der Papſt nicht allein zu Rom ſei, ſondern an

„Daß dieses das beste Reformiren sei, das ein Jede an sich selbst anfange."

„Daß die Ausländischen von Anfang hero die Deutsche durch Deutsche zu vertilgen pflegen."

„Daß es besser sei einem Landsmann die Schuh putzen als einem Ausländer die Füße küssen."

„Daß es gut wäre, die Jesuiten auszujagen, wenn man nur den Teufel auch verjagen könnte."

„Daß wo man gern in die Region nisten wollte, da müsse man trennen (Re—gion) und eine Li—ga dazwischen hineinschreiben, so werde dann eine Re—li—gion daraus."

Aehnlich, nur mehr im politischen Tone der Zeit, sprach sich kurz vor Ablauf des 16. Jahrhunderts der brave Adam Junghanns v. d. Olnitz in seiner „Kriegsordnung zu Wasser und zu Landt" aus: „Denn wir sehen, wie das römische Reich von Tage zu Tage abgenommen hat und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kömmt von nichts Anderm her, als von den Händeln der Geistlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtschaffenen Prädicanten, so sind zehn andre gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer seine Waare, ein Jeder will sein Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unser Herrgott, wo die Hirten selbst hinfahren. Es schändet, lästert und verdammt einer den andern; wenn sie auf der Kanzel stehen, ist der Teufel ihr Präceptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land aufrührerisch gegen das andere; der Nachbar kann sich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wohl an einem Tisch vier oder fünferlei Glauben sitzen, der eine will auf diesen Berg, der andere auf jenen. Der ewige allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutschen stärken, ihnen einen freien Muth geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder her-

vorkommen, und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern!“ *)

Wenn das Vorstehende sich polemisch wider die bösen Zeitumstände und deren Ursachen richtet, so finden wir in der „kurtzig und lesenswürdig Historia“ eine der Zeit weit vorausgeeilte Populärweisheit, welche die Religion ganz ins Moralische verlegt:

„Daß Gottes Wort an keinem Ort der Welt, an keine Kirche oder Kanzel und an keinen Herrn Hansen gebunden sei.“

„Daß wo kein Lieb ist, da ist auch kein wahrer Glaube.“

„Daß die größte Thorheit sei, daß der Mensch einen andern mit Gewalt will selig machen, der sich selbst selig zu machen nicht vermag.“

„Daß ein Christ Niemand anfeind wegen eines Irrthums.“

„Daß Gott uns auch ohne den geschriebenen Buchstaben und alles Pfaffengezänk selig machen könne.“

Und dann der letzte Rest politischen Volksbewußtseins:

„Daß sowohl christliche Unterthanen als Obrigkeiten in der Schrift die Gesalbten des Herrn genannt werden.“

Die Populärweisheit eilte eben voraus, einer noch fernen Zukunft zu. Der dreißigjährige Todtschlag rückte in Scene: Neid, Dünkel und Zanksucht trieben innerhalb der reformatorischen Welt ihr schnödes Spiel. Und der Fremde, der die Teutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegt, hatte sich bereits angemeldet: Spanische Truppen hatten die Reichsacht wider die Stadt Aachen vollzogen, spanische Truppen sich in die Jülich-Cleve'sche Angelegenheit gemischt, und der König von Frankreich war von der Union, von Brandenburg und Pfalz-Neuburg hinlänglich eingeladen worden.

*) S. G. Freytag: „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges“. 1. Aufl. S. 64. 65.

Der Krieg. Böhmen und die Pfalz.

Die von den Defensoren nach Prag berufene Versam
lung stieß im März 1618 auf große Flauheit der Pra
selbst und auf eine feste Haltung des Kaisers. Die Br
nauer Commission wurde grade abgeschickt, Mathias verbot
gar eine neue Versammlung der Protestanten. Viele städti
Magistrate fabricirten Loyalitätsadressen; der Kaiser, hieß
sei der einzige Defensor.

Am 18. Mai trat die vertagte Versammlung wieder
Berathung, Mathias verbot jede Sitzung. Am 21. Mai
gaben sich die Notabeln in corpore aufs Schloß, die kai
liche Mittheilung zu hören. Bei der Berathung der Antw
im Carolinum verlangte Thurn, daß man sich bewaffnet a
Schloß begeben dürfe. Die Statthalter hatten nichts dageg
daß sich die Delegirten selbst schützten.

Die letzte Vorbesprechung fand auf der Kleinseite v
Prag, jenseits der Moldau, bei Albrecht Smiřicky statt, all
Thurn und Budowec die Defenestrirung durchsetzten; Ul
Kinsky war für Niederstechen. Die Neustadt schloß sich jetzt
Bewegung an, die Altstadt verharrte beim Kaiser.

Prag, von der Moldau in zwei Theile getheilt, ist
architektonisch schönste Stadt in Oesterreich, ein imposan
Museum der Baukunst. Ein ganzes Jahrtausend redet h
aus Steinen, von der fabelhaften alten Synagoge an
majestätischen Gothik, durch die poetische Frührenaissance z
Classicismus, von da durch barocke Abschwächung zum moder

hleits- und Fabrikenbau. Einen dauernden Stempel
n die luxemburgiſchen Fürſten Johann der Blinde,
V. und Wenzel, beſonders Karl IV. der Stadt durch
thik auf, welche im Dome zu St. Veit links von der
u auf den franzöſiſchen Chorſtyl zurückkam. Ein fröh-
Muſter der Frührenaiſſance prangt das Luſtſchloß Bel-
auf der weſtlichen Höhe, von Francesco de Lagno unter
Ferdinand I. erbaut. Sein Sohn Ferdinand erbaute
Stern". Auf derſelben Höhe, dem Hradſchin, thront
ie königliche Burg im claſſiſchen Renaiſſanceſtyl aus
ıfang des 17. Jahrhunderts. Das alte gothiſche Schloß
541 bis auf ein Stück Spätgothik niedergebrannt;
eht der ſtamboyante Ladislausſaal, worin die Böhmen
önigen huldigten. Vom Ladislausſaal begiebt man ſich
Landſtube oder den feudalen Ständeſaal, wo noch der
eſſel und der Biſchofsſtuhl am alten Platze ſtehen. Die
dieſes alten Theils iſt dem Maria-Thereſiaſtift ein-
t. Vom Fräuleinſtift aus bietet ſich das herrliche
ıma der königlichen Stadt dar: rechts der Laurentius-
inks der Ziskaberg, dazwiſchen die Stadt mit zahlloſen
en und drei Moldaubrücken. Moldauaufwärts liegt
ſchigrad, die Ruine der alten czechiſchen Königsburg.
uns erſtreckt ſich, eine halbe Stunde hoch, der Weißen-
it der Kirche S. Maria de Victoria.
rag auf dem rechten Ufer theilt ſich in die Alt- und
ıt, während die Kleinſeite zu unſern Füßen liegt. Die
alte Brücke, welche beide Theile mit einander verbindet,
8 Heiligenbilder, darunter als Hauptfigur den heiligen
ı Nepomuk, den Kaiſer Wenzel 1393 in die Moldau
ließ. Man will jedoch in dieſem heiligen Johann eine
Aehnlichkeit mit Johann Huß entdecken, deſſen Bet-
uch noch in der Altſtadt zu ſehen iſt, und dieſe Ver-
g ſtimmt vorzüglich zu der Vermengung der Heiligen-
ng mit dem Hußcultus, die von den Jungczechen noch
it an den Tag gelegt wurde.

Die classische Renaissance findet sich in mehreren Palä der Altstadt wieder, vorzüglich in dem des Grafen Clam Gal Aber die Renaissance vermag im Ganzen den gothischen St pel nicht zu verwischen, fliegt vielmehr häufig die Gothik decorativ an. Auch Wallenstein's Palast auf der Kleinseite dem hohen Prachtsaal durch zwei Stockwerke trägt in den hu artigen Höfen einen gewissen mittelalterlichen Charakter. D Pferd, das den Generalgewaltigen bei Lützen trug, steht h ausgestopft.

Begleiten wir nun die bewaffneten Stände von der A stadt über die große Nepomukbrücke zur Kleinseite, die 2 Stufen hinauf, an des Martinitz Haus vorüber, zum Hr schin empor. Sie werden ohne Weiteres eingelassen u bringen in den Sitzungssaal der Statthalter, die sog. Rath stube, die sie jedoch nicht alle faßt.

Diese Rathsstube befindet sich noch gegenwärtig im S stande von 1618 mit dem sämmtlichen damaligen Mobiliar

Da stehen Aktentruhen wie Holzkasten, mit verblichen Sammt überzogen; Stühle wie die Melkstühle in Landwir schaften; der Rathstisch mit gesplissenem Ueberzuge. Da hang an den Wänden im Bilde: Rudolf von Habsburg, gr äugiges Oval, der ideale Typus der Art; Ferdinand I., Karl brüderlich ähnlich, doch etwas ins Starre schielend; Max I gutmüthig, mit kleinern freundlichen Augen; Rudolph II., m fallender Kinnlade, irren Blicken, doch dem Vater nicht u ähnlich. Hinzugekommen sind Ferdinand II., der jesuitis Halbspanier, und Ferdinand III., der unbedeutende Ga spanier. Ferner erblicken wir: Slavata, den stolzen Hidalg mit aufgekräuseltem Lippenbart und trotzigen slavischen Ac lein, den Absagebrief in der Hand; Martinitz, den böhmisch Granden in deprecirender Haltung. Von dem Geheimschreib Fabricius steht noch das Secretariat, ein auf zwei Stuf erhöhter Hühnerkasten. Man öffnet die alten Fenster u erblickt 80 Fuß tief den Obelisk mit dem Kreuze.

Es war am 23. Mai 1618, gegen 9 Uhr Morgen

auf Ja oder Nein. Graf Schlick apostophirte den Mar- und den Slavata als die Urheber, sie hätten auf Ein- g der Jesuiten gehandelt. „So viel durftet Ihr nichts- s Jesuitengesindel mit Euren Helfershelfern, den Secre- wagen. So mögt Ihr denn wissen, daß wir keine Weiber sind.“ Wenzel von Ruppa hob die religiöse kung hervor. Mathias Thurn beschwerte sich, daß er ben bedroht sei. Smiřitzki sagte, der Adel werde wie eibeignen behandelt. Colonna von Fels beschuldigte nitz und Slavata der Urheberschaft des kaiserlichen s. Alle stimmten bei. Die Beiden suchten sich zu ver- gen. Fels frug, ob sie zu bestrafen seien. Schweigen uer Wortwechsel. Den Majestätsbrief von 1609 hätten ht unterschrieben, hieß es, was seine Richtigkeit hatte; ver hatte schon damals gegen diese Räthe protestirt. wurden Sternberg und Lobkowitz aus dem Saale ge- t. Martinitz flog zuerst durchs Fenster, 28 Ellen hoch. i schob den Slavata hin: „Da habt Ihr ihn!“ Dieser ich eine Wunde am Fenstergesims. Fabricius, der Se- , wurde ihnen kurzer Hand nachgeschickt.

Ein Wunder in Gestalt eines Kehrichthaufens rettete sie rei. Doch verwundete sich Martinitz, als er dem Sla- zu Hülfe kam, an seinem eigenen Degen.

davon und entkam nach Wien; er wurde später als „Herr von Hohenfall" geadelt. Martinitz stieg auf einer Leiter in das Haus des Kanzlers Lobkowitz, wo er beichtete und sich als „Sterbender" zu Bette legte. Slavata wurde durchs Thor in dasselbe Haus getragen. Die Kanzlerin Polixena Lobkowitz rettete die beiden Statthalter vor Thurn und dessen Gefährten durch kühnes Leugnen. Martinitz floh nach Regensburg zu den Jesuiten und wohnte dann zu München in Tilly's Behausung. Slavata entkam mit Hülfe der Gräfin Thurn über Teplitz nach Sachsen.

Uebrigens wehrte Graf Thurn allen Gewaltthaten gegen Katholiken und Juden.

Am folgenden Tage, 24. Mai, wurde die Revolution im Schlosse organisirt; jetzt erschienen auch die Prager. 30 Directoren aus den drei Ständen: Adel, Ritter und Städte, bildeten die Regierung. Wenzel Wilhelm Ruppa oder Roupow wurde Präsident, Graf Thurn Gubernator. Eigentlich leitete er jedoch nur das Heerwesen als Generallieutenant, mit Fels als Feldmarschall und Bubna als Generalquartiermeister.

Allen Kennern der damaligen Zustände und Vorgänge hat sich die Beobachtung aufgedrängt, daß der entscheidende Moment keine bedeutenden Männer antraf, daß die Kühnheit des Beginnens keineswegs ihre Rechtfertigung in großartigen Leistungen gefunden hat. Gindely bemerkt, von hussitischem Geiste sei keine Spur vorhanden gewesen; Thurn habe kein Czechisch verstanden und die Massen nicht zu elektrisiren gewußt. Feldherrntalent spricht er ihm gleichfalls ab, was aber doch wohl die Einschränkung erfahren muß, daß ihm beständig Truppen und Geld zu einer bedeutenden Offensive fehlten. Die Revolutionäre spielten die bekannte Comödie: Treue dem Kaiser, Feindschaft seinen schlechten Rathgebern! Gleich nach dem Fenstersturz vereideten sie den Burghauptmann Czernin auf „den König und die Stände." Sodann rechtfertigten sie sich ganz devot in der „ersten Apologie", die am 26. Mai an

önig nach Wien abging: Mathias erhielt seine
hig ausbezahlt.
jen Kriegsämter waren besetzt, aber es fehlten die
die Zeughäuser. Um Soldaten zu bekommen, griff
verkehrtesten Mitteln, nämlich zu dem Aufgebot
zur Werbung, wo doch Eins das Andere hinderte.
ot, welches den drei Ständen nach Maßgabe ihrer
gkeit Soldaten zu Fuß und zu Pferde auferlegte,
6,800 Mann Infanterie und 2400 Reiter berech-
brige sollte die Werbung nach Gutbefinden der
iefern. Ende Juni mußte der Landtag beschließen,
ree auf 12,000 Mann Infanterie und 4000 Reiter
rden sollte. Das unergiebige Aufgebot sollte gegen
aler abgelöst werden.
Juni wurden die Jesuiten ausgewiesen; sie zogen
i Straße ab, auf der sie vor 63 Jahren gekommen
ihnen wurden der Erzbischof Lohelius von Prag
t von Braunau des Landes verwiesen. Thurn zog
en auf Budweis zu, wo kaiserliche Truppen lagen.
lte Geld, die Städte benahmen sich als „fürsichtige
'eute" und schlugen das Anlehen ab. Auf dem
m 25. Juni erschienen wenige Deutsche. Es mußte
smoratorium gewährt werden. Der Krieg begann
mkerott.
ten katholischen Statthalter riethen in Wien zur
it. Mathias war, auf Anrathen Khlesl's, nicht
Ferdinand aber, den die Nachricht vom Fenster-
eßburg beim Bankett des Erzbischofs von Gran
obtenkopf" überrascht hatte, erklärte sich dagegen;
r Kanzler Lobkowitz und der spanische Gesandte
thias ließ den Directoren zu Prag seine Meinung
aber von Rüstungen erfolgte nichts. Oñate wun-
daß sein König sich in Kosten stürzen sollte, wäh-
kaiser vielleicht mit den Rebellen ein Abkommen
be!

Als die Krönung des Königs von Ungarn in Preßbu
am 1. Juli vollzogen und der ungarische Reichstag geschlos
war, hatte Ferdinand freie Hand. Der ihm zunächst im We
stand, Khlesl, sollte beseitigt werden. Er wurde am 20. Ju
in die Wiener Hofburg gelockt, Dampierre nannte ihn eine
„ehrvergessenen, losen Buben". Man weigerte sich, ihn zu
Kaiser zu führen. Am Schottenthore wurde er in einen Wage
gesetzt, über Wiener-Neustadt, seine bischöfliche Residenz, durc
Steiermark und Kärnten nach Tirol geführt. Im Schloß
Ambras bei Innsbruck setzte man ihn gefangen. Bei de
Nachricht von dieser Entführung biß Mathias ins Bettuch
die Kaiserin frug ihren Neffen Ferdinand jammernd: ob da
der Dank für zwei Kronen sei. Ferdinand erwiderte kalt: e
wolle lieber die zwei Kronen niederlegen als den Cardina
befreien. Als Mathias sämmtliche Beschwerden gegen Khle
angehört hatte, sagte er: „Sollte wirklich unser vertrauteste
Rath dergleichen gethan haben, so habt Ihr dem losen Lecke
sein Recht widerfahren lassen."

Der Papst, dessen Nuntius mit im Complott gewesen war
that nichts für seinen Cardinal; nur mußte Ferdinand um Ab
solution bitten, die ihm gewährt wurde. 1619 kam Khle
von Ambras ins Innsbrucker Schloß; dann wurde er päpst
licher Gefangener im Kloster St. Georgenberg bei Schwaz
1622 ließ ihn Gregor XV. nach Rom kommen, erst in de
Engelsburg und dann auf freiem Fuße leben, jedoch mit den
Einkünften von Wien und Wiener-Neustadt. 1627 durfte er
heimkehren und starb 1630 mit 77 Jahren.

Zum Abschluß seiner Charakteristik sei gesagt, daß Khlesl,
der in der Gefangenschaft die Welt für „ein Pech" erklärte,
vor seinem Sturze zwei Bisthümer und eine Dompropstei
innehatte, daneben aber von fremden Gesandten und von den
einzelnen Kronländern Geld annahm. Spanien zahlte ihm
3000, später 10,000 Scudi. Als seine Effecten mit Beschlag
belegt wurden, fanden sich 300,000 Ducaten vor. Nach seiner
Restitution brachte er es wieder auf 48,000 Gulden Einkünfte.

Er vermachte seinen Verwandten 46,000 Gulden, der Kirche eine halbe Million. Ein Politiker vermeinte er zu sein, aber ihm fehlte die Consequenz, sein Wille wurde durch „Trinkgelder" gelenkt.

Weil er schuld an der Erlassung des Majestätsbriefes sein sollte, sang ihm das katholische Volkslied nach:

„Untreu hat ihn getroffen,
Es bleibt nit ungerochen."

Spanien hielt zum Kaiser, mehr noch zu Ferdinand. In Heidelberg hatte man seit 1613 die Augen auf Böhmen gerichtet. Als nun ein Gesandter der Directoren an den pfälzischen Hof kam, schickte Friedrich V. den Grafen Albrecht von Solms nach Prag. Dieser versprach Hülfe und gab die Versicherung, die Union werde Niemanden dem Kaiser beispringen lassen. Von dem Vetter Max in Bayern konnte Ferdinand vor der Hand nichts erlangen, so viel Dankbarkeit er ihm auch zuschwur. Sigmund von Polen gab einige Tausend Reiter, denen aber der Kaiser den Weg durch Schlesien erst bahnen sollte.

Die Gesandtschaft der Prager nach Preßburg wurde durch den Paladin Forgach arretirt und nach Wien in den Thurm gebracht. Der ungarische Reichstag mahnte die Böhmen zum Frieden, gab aber dem König Ferdinand keine Unterstützung; nur werben durfte er, sehr gegen die öffentliche Meinung. Recht übel war er dran, denn die böhmischen Abgaben — ein Drittel seiner Einkünfte — und die ungarischen Soldaten bildeten damals die Stützen Habsburgs.

Die oberösterreichischen Stände, in der Mehrzahl protestantisch gesinnt, riethen dem Kaiser zum Frieden: er solle die Türken, nicht Christen bekriegen. Der Kaiser durfte im Lande nicht werben und die Truppen aus dem Friaul ließ man nur rottenweise durch. Die Niederösterreicher begannen mit Beschwerden über kirchliche Bedrückung. Man sperrte und besetzte das Zeughaus in Wien. Nur die Residenz selbst gab 14,000 Gulden, und borgte später 30,000: das war Alles.

„Daß dieses das beste Reformiren sei, das ein Jede an sich selbst anfange."

„Daß die Ausländischen von Anfang hero die Deutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegen."

„Daß es besser sei einem Landsmann die Schuh putzen, als einem Ausländer die Füße küssen."

„Daß es gut wäre, die Jesuiten auszujagen, wenn man nur den Teufel auch verjagen könnte."

„Daß wo man gern in die Region nisten wollte, da müsse man trennen (Re—gion) und eine Li—ga dazwischen hineinschreiben, so werde dann eine Re—li—gion daraus."

Aehnlich, nur mehr im politischen Tone der Zeit, sprach sich kurz vor Ablauf des 16. Jahrhunderts der brave Adam Junghanns v. d. Olnitz in seiner „Kriegsordnung zu Wasser und zu Landt" aus: „Denn wir sehen, wie das römische Reich von Tage zu Tage abgenommen hat und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kömmt von nichts Anderm her, als von den Händeln der Geistlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtschaffenen Prädicanten, so sind zehn andre gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer seine Waare, ein Jeder will sein Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unser Herrgott, wo die Hirten selbst hinfahren. Es schändet, lästert und verdammt einer den andern; wenn sie auf der Kanzel stehen, ist der Teufel ihr Präceptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land aufrührerisch gegen das andere; der Nachbar kann sich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wohl an einem Tisch vier oder fünferlei Glauben sitzen, der eine will auf diesen Berg, der andere auf jenen. Der ewig allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutsche stärken, ihnen einen freien Muth geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder her

vorkommen, und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern!" *)

Wenn das Vorstehende sich polemisch wider die bösen Zeitumstände und deren Ursachen richtet, so finden wir in der „kurtzig und lesenswürdig Historia" eine der Zeit weit vorausgeeilte Popularweisheit, welche die Religion ganz ins Moralische verlegt:

„Daß Gottes Wort an keinem Ort der Welt, an keine Kirche oder Kanzel und an keinen Herrn Hansen gebunden sei."

„Daß wo kein Lieb ist, da ist auch kein wahrer Glaube."

„Daß die größte Thorheit sei, daß der Mensch einen andern mit Gewalt will selig machen, der sich selbst selig zu machen nicht vermag."

„Daß ein Christ Niemand anfeind wegen eines Irrthums."

„Daß Gott uns auch ohne den geschriebenen Buchstaben und alles Pfaffengezänk selig machen könne."

Und dann der letzte Rest politischen Volksbewußtseins:

„Daß sowohl christliche Unterthanen als Obrigkeiten in der Schrift die Gesalbten des Herrn genannt werden."

Die Popularweisheit eilte eben voraus, einer noch fernen Zukunft zu. Der dreißigjährige Todtschlag rückte in Scene: Neid, Dünkel und Zanksucht trieben innerhalb der reformatorischen Welt ihr schnödes Spiel. Und der Fremde, der die Teutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegt, hatte sich bereits angemeldet: Spanische Truppen hatten die Reichsacht wider die Stadt Aachen vollzogen, spanische Truppen sich in die Jülich-Cleve'sche Angelegenheit gemischt, und der König von Frankreich war von der Union, von Brandenburg und Pfalz-Neuburg hinlänglich eingeladen worden.

*) S. G. Freytag: „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges". 1. Aufl. S. 64. 65.

Der Krieg. Böhmen und die Pfalz.

Die von den Defensoren nach Prag berufene Versammlung stieß im März 1618 auf große Flauheit der Prager selbst und auf eine feste Haltung des Kaisers. Die Braunauer Commission wurde grade abgeschickt, Mathias verbot sogar eine neue Versammlung der Protestanten. Viele städtische Magistrate fabricirten Loyalitätsadressen; der Kaiser, hieß es, sei der einzige Defensor.

Am 18. Mai trat die vertagte Versammlung wieder in Berathung, Mathias verbot jede Sitzung. Am 21. Mai begaben sich die Notabeln in corpore aufs Schloß, die kaiserliche Mittheilung zu hören. Bei der Berathung der Antwort im Carolinum verlangte Thurn, daß man sich bewaffnet aufs Schloß begeben dürfe. Die Statthalter hatten nichts dagegen, daß sich die Delegirten selbst schützten.

Die letzte Vorbesprechung fand auf der Kleinseite von Prag, jenseits der Moldau, bei Albrecht Smiřicky statt, allwo Thurn und Budowec die Defenestrirung durchsetzten; Ulrich Kinsky war für Niederstechen. Die Neustadt schloß sich jetzt der Bewegung an, die Altstadt verharrte beim Kaiser.

Prag, von der Moldau in zwei Theile getheilt, ist die architektonisch schönste Stadt in Oesterreich, ein imposantes Museum der Baukunst. Ein ganzes Jahrtausend redet hier aus Steinen, von der fabelhaften alten Synagoge an zur majestätischen Gothik, durch die poetische Frührenaissance zum Classicismus, von da durch barocke Abschwächung zum modernen

der westlichen Höhe, von Francesco de Lagno unter
dinand I. erbaut. Sein Sohn Ferdinand erbaute
rn". Auf derselben Höhe, dem Hradschin, thront
königliche Burg im classischen Renaissancestyl aus
ıg des 17. Jahrhunderts. Das alte gothische Schloß
bis auf ein Stück Spätgothik niedergebrannt;
der flamboyante Ladislaussaal, worin die Böhmen
gen huldigten. Vom Ladislaussaal begiebt man sich
ıdstube oder den feudalen Ständesaal, wo noch der
l und der Bischofsstuhl am alten Platze stehen. Die
ses alten Theils ist dem Maria-Theresiastift ein-
Vom Fräuleinstift aus bietet sich das herrliche
der königlichen Stadt dar: rechts der Laurentius-
, der Ziskaberg, dazwischen die Stadt mit zahllosen
und drei Moldaubrücken. Moldauaufwärts liegt
grad, die Ruine der alten czechischen Königsburg.
ß erstreckt sich, eine halbe Stunde hoch, der Weißen-
ıer Kirche S. Maria de Victoria.
auf dem rechten Ufer theilt sich in die Alt- und
während die Kleinseite zu unsern Füßen liegt. Die
le Brücke, welche beide Theile mit einander verbindet,
Heiligenbilder, darunter als Hauptfigur den heiligen
epomuk, den Kaiser Wenzel 1393 in die Moldau

Die classische Renaissance findet sich in mehreren Palä
der Altstadt wieder, vorzüglich in dem des Grafen Clam Gall
Aber die Renaissance vermag im Ganzen den gothischen Ste
pel nicht zu verwischen, fliegt vielmehr häufig die Gothik n
decorativ an. Auch Wallenstein's Palast auf der Kleinseite m
dem hohen Prachtsaal durch zwei Stockwerke trägt in den bur
artigen Höfen einen gewissen mittelalterlichen Charakter. D
Pferd, das den Generalgewaltigen bei Lützen trug, steht do
ausgestopft.

Begleiten wir nun die bewaffneten Stände von der Al
stadt über die große Nepomukbrücke zur Kleinseite, die 2
Stufen hinauf, an des Martinitz Haus vorüber, zum Hra
schin empor. Sie werden ohne Weiteres eingelassen u
bringen in den Sitzungssaal der Statthalter, die sog. Rath
stube, die sie jedoch nicht alle faßt.

Diese Rathsstube befindet sich noch gegenwärtig im Z
stande von 1618 mit dem sämmtlichen damaligen Mobiliar.

Da stehen Aktentruhen wie Holzkasten, mit verblichene
Sammt überzogen; Stühle wie die Melkstühle in Landwirth
schaften; der Rathstisch mit gesplissenem Ueberzuge. Da hange
an den Wänden im Bilde: Rudolf von Habsburg, groß
äugiges Oval, der ideale Typus der Art; Ferdinand I., Karl V
brüderlich ähnlich, doch etwas ins Starre schielend; Max II
gutmüthig, mit kleinern freundlichen Augen; Rudolph II., m
fallender Kinnlade, irren Blicken, doch dem Vater nicht un
ähnlich. Hinzugekommen sind Ferdinand II., der jesuitisch
Halbspanier, und Ferdinand III., der unbedeutende Gan
spanier. Ferner erblicken wir: Slavata, den stolzen Hidalg
mit aufgekräuseltem Lippenbart und trotzigen slavischen Acu
lein, den Absagebrief in der Hand; Martinitz, den böhmische
Granden in deprecirender Haltung. Von dem Geheimschreib
Fabricius steht noch das Secretariat, ein auf zwei Stufe
erhöhter Hühnerkasten. Man öffnet die alten Fenster un
erblickt 80 Fuß tief den Obelisk mit dem Kreuze.

Es war am 23. Mai 1618, gegen 9 Uhr Morgen

Von den zehn Statthaltern waren nur vier gegenwärtig: Adam Sternberg, Martinitz, Slavata und der Kanzler Lobkowitz; neben ihnen der Secretär Fabricius. Man las ihnen die Schrift der Defensoren vor und frug eindringlich: ob die Statthalter mit an dem kaiserlichen Schreiben betheiligt seien. Die Räthe gaben keine Antwort. Mathias Thurn bestand auf Ja oder Nein. Graf Schlick apostophirte den Martinitz und den Slavata als die Urheber, sie hätten auf Eingebung der Jesuiten gehandelt. „So viel durftet Ihr nichtsnutziges Jesuitengesindel mit Euren Helfershelfern, den Secretären, wagen. So mögt Ihr denn wissen, daß wir keine alten Weiber sind.“ Wenzel von Ruppa hob die religiöse Bedrückung hervor. Mathias Thurn beschwerte sich, daß er um Leben bedroht sei. Smiřitzki sagte, der Adel werde wie die Leibeignen behandelt. Colonna von Fels beschuldigte Martinitz und Slavata der Urheberschaft des kaiserlichen Briefes. Alle stimmten bei. Die Beiden suchten sich zu vertheidigen. Fels frug, ob sie zu bestrafen seien. Schweigen — neuer Wortwechsel. Den Majestätsbrief von 1609 hätten sie nicht unterschrieben, hieß es, was seine Richtigkeit hatte; Budowec hatte schon damals gegen diese Räthe protestirt. Jetzt wurden Sternberg und Lobkowitz aus dem Saale gedrängt. Martinitz flog zuerst durchs Fenster, 28 Ellen hoch. Thurn schob den Slavata hin: „Da habt Ihr ihn!“ Dieser stieß sich eine Wunde am Fenstergesims. Fabricius, der Secretär, wurde ihnen kurzer Hand nachgeschickt.

Ein Wunder in Gestalt eines Kehrichthaufens rettete sie alle drei. Doch verwundete sich Martinitz, als er dem Slavata zu Hülfe kam, an seinem eigenen Degen.

Von oben rief man der Dienerschaft zu, den Gestürzten den Garaus zu machen. Es fielen Schüsse. Martinitz erhielt einen Streifschuß an der linken Kopfseite, ein zweiter ging durch seinen obern linken Aermel, ein dritter streifte den Arm. Die Diener und Freunde der Statthalter eilten herbei. Die Gegner fanden den Weg zum Graben nicht. Fabricius ging

davon und entkam nach Wien; er wurde später als „Herr von Hohenfall" geadelt. Martinitz stieg auf einer Leiter in das Haus des Kanzlers Lobkowitz, wo er beichtete und sich als „Sterbender" zu Bette legte. Slavata wurde durchs Thor in dasselbe Haus getragen. Die Kanzlerin Polixena Lobkowitz rettete die beiden Statthalter vor Thurn und dessen Gefährten durch kühnes Leugnen. Martinitz floh nach Regensburg zu den Jesuiten und wohnte dann zu München in Tilly's Behausung. Slavata entkam mit Hülfe der Gräfin Thurn über Teplitz nach Sachsen.

Uebrigens wehrte Graf Thurn allen Gewaltthaten gegen Katholiken und Juden.

Am folgenden Tage, 24. Mai, wurde die Revolution im Schlosse organisirt; jetzt erschienen auch die Prager. 30 Directoren aus den drei Ständen: Adel, Ritter und Städte, bildeten die Regierung. Wenzel Wilhelm Ruppa oder Roupow wurde Präsident, Graf Thurn Gubernator. Eigentlich leitete er jedoch nur das Heerwesen als Generallieutenant, mit Fels als Feldmarschall und Bubna als Generalquartiermeister.

Allen Kennern der damaligen Zustände und Vorgänge hat sich die Beobachtung aufgedrängt, daß der entscheidende Moment keine bedeutenden Männer antraf, daß die Kühnheit des Beginnens keineswegs ihre Rechtfertigung in großartigen Leistungen gefunden hat. Gindely bemerkt, von hussitischem Geiste sei keine Spur vorhanden gewesen; Thurn habe kein Czechisch verstanden und die Massen nicht zu elektrisiren gewußt. Feldherrntalent spricht er ihm gleichfalls ab, was aber doch wohl die Einschränkung erfahren muß, daß ihm beständig Truppen und Geld zu einer bedeutenden Offensive fehlten. Die Revolutionäre spielten die bekannte Comödie: Treue dem Kaiser, Feindschaft seinen schlechten Rathgebern! Gleich nach dem Fenstersturz vereideten sie den Burghauptmann Czernin auf „den König und die Stände." Sodann rechtfertigten sie sich ganz devot in der „ersten Apologie", die am 26. Mai an

en Kaiser-König nach Wien abging: Mathias erhielt seine
inkünfte ruhig ausbezahlt.

Die hohen Kriegsämter waren besetzt, aber es fehlten die
rmee und die Zeughäuser. Um Soldaten zu bekommen, griff
an zu den verkehrtesten Mitteln, nämlich zu dem Aufgebot
d zugleich zur Werbung, wo doch Eins das Andere hinderte.
as Aufgebot, welches den drei Ständen nach Maßgabe ihrer
istungsfähigkeit Soldaten zu Fuß und zu Pferde auferlegte,
rde auf 16,800 Mann Infanterie und 2400 Reiter berech-
t; das Uebrige sollte die Werbung nach Gutbefinden der
irectoren liefern. Ende Juni mußte der Landtag beschließen,
ß die Armee auf 12,000 Mann Infanterie und 4000 Reiter
rhöht" werden sollte. Das unergiebige Aufgebot sollte gegen
5,000 Thaler abgelöst werden.

Am 2. Juni wurden die Jesuiten ausgewiesen; sie zogen
f derselben Straße ab, auf der sie vor 63 Jahren gekommen
ren. Mit ihnen wurden der Erzbischof Lohelius von Prag
d der Abt von Braunau des Landes verwiesen. Thurn zog
Eilmärschen auf Budweis zu, wo kaiserliche Truppen lagen.
ber es fehlte Geld, die Städte benahmen sich als „fürsichtige
d weise Leute" und schlugen das Anlehen ab. Auf dem
ndtage vom 25. Juni erschienen wenige Deutsche. Es mußte
n Zahlungsmoratorium gewährt werden. Der Krieg begann
t dem Bankerott.

Die alten katholischen Statthalter riethen in Wien zur
achgiebigkeit. Mathias war, auf Anrathen Khlesl's, nicht
geneigt. Ferdinand aber, den die Nachricht vom Fenster-
urz in Preßburg beim Bankett des Erzbischofs von Gran
„wie ein Todtenkopf" überrascht hatte, erklärte sich dagegen;
mit ihm der Kanzler Lobkowitz und der spanische Gesandte
Oñate. Mathias ließ den Directoren zu Prag seine Meinung
erb sagen, aber von Rüstungen erfolgte nichts. Oñate wun-
derte sich, daß sein König sich in Kosten stürzen sollte, wäh-
rend der Kaiser vielleicht mit den Rebellen ein Abkommen
getroffen habe!

Als die Krönung des Königs von Ungarn in Pre
am 1. Juli vollzogen und der ungarische Reichstag gesch
war, hatte Ferdinand freie Hand. Der ihm zunächst im
stand, Khlesl, sollte beseitigt werden. Er wurde am 20.
in die Wiener Hofburg gelockt, Dampierre nannte ihn
„ehrvergessenen, losen Buben". Man weigerte sich, ihn
Kaiser zu führen. Am Schottenthore wurde er in einen K
gesetzt, über Wiener-Neustadt, seine bischöfliche Residenz,
Steiermark und Kärnten nach Tirol geführt. Im S
Ambras bei Innsbruck setzte man ihn gefangen. Bi
Nachricht von dieser Entführung biß Mathias ins Be
die Kaiserin frug ihren Neffen Ferdinand jammernd: ob
der Dank für zwei Kronen sei. Ferdinand erwiderte ka
wolle lieber die zwei Kronen niederlegen als den Ca
befreien. Als Mathias sämmtliche Beschwerden gegen
angehört hatte, sagte er: „Sollte wirklich unser vertrau
Rath dergleichen gethan haben, so habt Ihr dem losen
sein Recht widerfahren lassen."

Der Papst, dessen Nuntius mit im Complott gewesen
that nichts für seinen Cardinal; nur mußte Ferdinand um
solution bitten, die ihm gewährt wurde. 1619 kam K
von Ambras ins Innsbrucker Schloß; dann wurde er
licher Gefangener im Kloster St. Georgenberg bei Sc
1622 ließ ihn Gregor XV. nach Rom kommen, erst in
Engelsburg und dann auf freiem Fuße leben, jedoch mit
Einkünften von Wien und Wiener-Neustadt. 1627 dur
heimkehren und starb 1630 mit 77 Jahren.

Zum Abschluß seiner Charakteristik sei gesagt, daß K
der in der Gefangenschaft die Welt für „ein Pech" erk
vor seinem Sturze zwei Bisthümer und eine Dompr
innehatte, daneben aber von fremden Gesandten und von
einzelnen Kronländern Geld annahm. Spanien zahlte
3000, später 10,000 Scudi. Als seine Effecten mit Be
belegt wurden, fanden sich 300,000 Ducaten vor. Nach
Restitution brachte er es wieder auf 48,000 Gulden Eink

r vermachte seinen Verwandten 46,000 Gulden, der Kirche e halbe Million. Ein Politiker vermeinte er zu sein, aber m fehlte die Consequenz, sein Wille wurde durch „Trink-ber" gelenkt.

Weil er schuld an der Erlassung des Majestätsbriefes n sollte, sang ihm das katholische Volkslied nach:

„Untreu hat ihn getroffen,
Es bleibt nit ungerochen."

Spanien hielt zum Kaiser, mehr noch zu Ferdinand. In eidelberg hatte man seit 1613 die Augen auf Böhmen ge-chtet. Als nun ein Gesandter der Directoren an den pfäl-schen Hof kam, schickte Friedrich V. den Grafen Albrecht von elms nach Prag. Dieser versprach Hülfe und gab die Ver-herung, die Union werde Niemanden dem Kaiser beispringen ssen. Von dem Vetter Max in Bayern konnte Ferdinand r der Hand nichts erlangen, so viel Dankbarkeit er ihm ch zuschwur. Sigmund von Polen gab einige Tausend iter, denen aber der Kaiser den Weg durch Schlesien erst ihnen sollte.

Die Gesandtschaft der Prager nach Preßburg wurde durch n Paladin Forgach arretirt und nach Wien in den Thurm bracht. Der ungarische Reichstag mahnte die Böhmen zum rieden, gab aber dem König Ferdinand keine Unterstützung; ur werben durfte er, sehr gegen die öffentliche Meinung. cht übel war er dran, denn die böhmischen Abgaben — ein rittel seiner Einkünfte — und die ungarischen Soldaten bil-ten damals die Stützen Habsburgs.

Die oberösterreichischen Stände, in der Mehrzahl pro-estantisch gesinnt, riethen dem Kaiser zum Frieden: er solle ie Türken, nicht Christen bekriegen. Der Kaiser durfte im ande nicht werben und die Truppen aus dem Friaul ließ man nur rottenweise durch. Die Niederösterreicher begannen mit Beschwerden über kirchliche Bedrückung. Man sperrte und besetzte das Zeughaus in Wien. Nur die Residenz selbst gab 14,000 Gulden, und borgte später 30,000: das war Alles.

Der treffliche Mann in Mähren, der Freund und Schütz der Proteſtanten, der die böhmiſchen Stände i. J. 1608 zu Abfall von Rudolf bewegen wollte, Karl von Zierotin, w mit dem böhmiſchen Aufſtande unzufrieden; er wurde je „Politiker". Er, der als Landeshauptmann von Mähren d Kaiſers höchſtes Mißtrauen erweckt hatte, erwies ſich jetzt a gut habsburgiſch. Als Ferdinand ihn am 14. Juni nach Wi berief, konnte er zufrieden mit ihm ſein. In Mähren hint trieb Zierotin die Abſendung einer Deputation nach Prag; t kaiſerlichen Truppen durften unbehelligt durch das Land ma ſchiren; ja in Prag rieth er eindringlich zum Frieden mit de Kaiſer. Schleſien bezeigte ſich der Bewegung freundlich u ſicherte die nordöſtliche Gränze gegen feindlichen Durchzu Tonangebend war in Breslau Markgraf Joh. Georg v Brandenburg-Jägerndorf, der Schleſien von der böhmiſch Kanzlei abtrennen wollte; ſein Rath und Oberhauptma Hartwig von Stietten war bei der Deputation nach Pra Die Lauſitz hielt ſich neutral. Zählen konnte der Kaiſer n auf Steiermark, Kärnten, Krain, Iſtrien, Tirol und Vorde öſterreich.

Die kaiſerliche Armee beſtand aus 9600 Mann zu Fu 3200 Reitern, 1100 Huſaren und 300 Haiduken. Graf Boucqu war Oberbefehlshaber. Er dachte eine militäriſche Promenad nach Prag zu machen. Dampierre brach mit 6000 Mann i Südoſten ein und befeſtigte Byſtritz; Boucquoi ſelbſt vereinig ſich bei Deutſch-Brod mit Dampierre und drang bis Czai lau vor.

In Prag ſetzte es allerlei Schwankungen ab; man woll ſich mit dem Kaiſer verſöhnen; Adam Waldſtein ſuchte d Katholiken abſpänſtig zu machen. Endlich beſchloß man ne Rüſtungen.

Da erſchien auf dem böhmiſchen Schauplatz der Mann, d für die ganze Folgezeit den Ton der Kriegsführung angeb ſollte, der kühne Condottiere **Ernſt von Mansfeldt.** E war 1580 als natürlicher Sohn des Fürſten Peter Ernſt v

in wahres Räubercorps. Unter Leopold befehligte er
h'schen Kriege wiederum die Reiterei und erhielt sich
Truppen durch Brandschatzung. Mansfeldt charak-
gleich an der Schwelle das grausame Spiel des sog.
n Kriegs". Die Truppen kosteten damals sechsmal
als heute. Im ordentlichen Wege war keine Armee zu
Mansfeldt gab ganz offen zu, daß der Soldat nichts
, sich helfe wie er könne. Auf Holzschnitten jener Zeit
die Fürsten als Badergesellen, welche schröpfen und
sen; das Blut tropft in Form von Goldstücken herab.
blühte schon 1618 die Falschmünzerei, das Kippen
ppen. Aus der Gefangenschaft des brandenburgischen
von Solms entkam Mansfeldt wahrscheinlich durch
Dann ging er mit Allem was er hatte zur Union
'a es hier nichts zu thun gab, so diente er bis 1617
rzog von Savoyen im Montferrat'schen Kriege gegen
nier. Nach dem Frieden hielt Karl Emanuel die
iner Truppen in Bern zur Verfügung von Kurpfalz.
fangs September rückte nun Mansfeldt mit seinen
in das westliche Böhmen ein und legte sich zwischen
und Pilsen ins Quartier. Der kleine, halb ver-
te, häßliche Mann mit der Hasenscharte, der dennoch
sprüche an die Weiber erhob, war kaum da, als auch

keit fehlen. Militärisch geschah dagegen einen Monat lang nichts.

Anfangs October erhielt der Markgraf von Jägerndorf von den schlesischen Ständen Befehl, in Böhmen einzurücken; auch die polnische Gränze wurde besetzt. Boucquoi war schon von Czaslau nach Ledecz zurückgewichen. Thurn schlug am 3. November den Dampierre bei Pilgram; die Kaiserlichen zogen sich über die Gränze nach Iglau, wurden aber von den Bewohnern nicht eingelassen; sie zerstreuten sich in Mähren. Am 9. Nov. schlug Thurn auch den Boucquoi bei Budweis. Am 21. Nov. nahm Mansfeldt Pilsen.

Anstatt jetzt Böhmen völlig zu säubern, drang Thurn, mehr Politiker als Feldherr, auf niederösterreichisches Gebiet. Graf Schlick, der dem Boucquoi die Kriegscasse und Beute abnahm, überschritt gleichfalls die Gränze. In Wien zitterte man, die Leute aus der Umgegend flohen in die Stadt. Mathias erfreute sich keiner Popularität. Da er Geld brauchte, berief er den Landtag; dieser schlug die Forderung ab und wurde aufgelöst. In Oberösterreich sah es noch schlimmer aus: Starhemberg war schon im böhmischen Lager, die Stände vermehrten ihre Truppen, legten Schanzen an der böhmischen Gränze an gegen Boucquoi, Schanzen nach Passau zu, gegen einen etwaigen Vormarsch der Bayern. Zu Horn vereinigten sich gar Ober- und Niederösterreicher mit den Ungarn zu einem gemeinsamen Abkommen. Alles hing an Zierotin, das Schicksal Oesterreichs lag in seiner Hand. Er brauchte blos in Brünn nicht abzuwiegeln, durfte sich nur passiv verhalten und — die Habsburger waren gewesen. Thurn bestürmte ihn, der Markgraf von Jägerndorf ließ ihm durch Stietten zusetzen, der eifrige Tschernembl aus Oberösterreich redete ihm zu: Zierotin blieb taub. Der Brünner Landtag ließ sich sehr stürmisch an, aber die ruhige Suada des festen Mannes tröpfelte Oel auf die wilden Wogen; das Höchste was von ihm zu erlangen war, bestand in einer Friedensmahnung an den Kaiser. Man konnte den schwachsinnigen Matthias, der sich in nichts mehr

olf unterſchied, mit Leichtigkeit in Wien gefangen
ab ihm jede Bedingung dictiren; aber Zierotin glaubte
meinſames Reich unter Habsburg, und Zierotin hat
ttet.

Krieg beſtand im Weſen aus Freibeuterei und Epi-
Im böhmiſchen Heer gingen 8000 Mann bis Ende
1619 am Typhus zu Grunde, zwei Drittel des Ge-
andes. Bei Boucquoi in Budweis ſtand es nicht
ch langten 2000 Vorderöſterreicher über Paſſau an.
e ging wieder über die Gränze zurück. Thurns Re-
i verwüſteten das Land, ſo daß die obdachloſen Leute
ie Tiefen des Böhmerwaldes flüchteten. Boucquoi
hauſte nicht milder, in einem einzigen Kreiſe gingen
er im Feuer auf.

r die böhmiſche Krone war man derweilen draußen
i einig. Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen
um Hülfe angerufen, die böhmiſche und die deutſche
r Pfälzer Friedrich ſollte Elſaß und Vorderöſterreich
, ſpäter auch Oeſterreich und Ungarn. Dafür wollte
g 6—7000 Mann ſtellen und $1^1/_2$ Millionen Du-
geben. In Heidelberg, wo dem jungen Friedrich be-
rechtbare Zweifel" aufgeſtiegen waren, wurde das
nur mit der Modification, daß Böhmen ſpäter an
kommen ſollte.

g Jakob von England gab keinerlei Ermunterung;
es mit Spanien nicht verderben, da er eine Infantin
Prinzen von Wales zu bekommen hoffte. Nur zu
riedensbedingungen rieth er in Wien.

von Bayern wollte nichts von einem Ausgleich,
i Majeſtätsbrief hören; er würde damit „ſeine Seele
eln und an einer fremden Sünde theilnehmen." Aber
iriſcher Hülfe war keine Rede.

ab man ſich in Wien genöthigt, auf einen Waffen-
einzugehen. Kurſachſen ſollte vermitteln; aber der
ge Rath Lebzelten ſagte zu ſeinem Herrn: Es ſei die

Frage, ob die Habsburger überhaupt von ihrem Besitz etwas retten würden. Ein Tag der Verhandlung war nach Eger ausgeschrieben. Da hetzte Kurpfalz: Ferdinands Erbfolge müßte für ungültig erklärt werden. Eine fulminante Flugschrift, wohl von den Defensoren eingegeben, schlug als Artikel 1 vor: dem Hause Habsburg sind alle Rechte abzusprechen.

Die Sachen standen so schlimm, daß Ferdinand erklärte, er wolle „lieber sterben und verderben", ehe er etwas über den Majestätsbrief hinaus bewilligte! Der Waffenstillstand war nicht herbeizuführen, obgleich im Felde nichts geschah.

Auf dem Prager Landtag wurden neue Rüstungen bewilligt, leider wieder im Wege des Aufgebots. Die Katholiken erklärten sich bereit zur Landesvertheidigung. Die Güter der Gegner wurden confiscirt — damit war jede Brücke abgebrochen. Wie unmöglich der Ausgleich war, geht aus den Forderungen hervor, welche den 19 Prager Deputirten zum Verhandlungstage nach Eger mitgegeben wurden: die Kirchengüter bleiben im Besitz der Stände, die Jesuiten sind auf ewig vertrieben, alle österreichischen Protestanten treten in Conföderation, die Güterconfiscationen bleiben rechtsgültig, für unfähig erklärte Personen sind von allen Aemtern ausgeschlossen.

Am 20. März 1619 ging Mathias unter tausend Qualen den Weg Rudolfs, auf dem ihm seine gefräßige Gemahlin um ein Vierteljahr vorausgegangen war. Jetzt hatte Ferdinand ganz persönlich zu handeln.

König Ferdinand von Ungarn und Böhmen war der Märtyrer einer schlechten Sache. Gindely, der böhmische Ranke, schildert ihn als weder selbständig, noch thatkräftig, als durchaus abhängig von den Jesuiten und der Curie. Er sei, seinem Liebling Eggenberg gegenüber, nicht einmal so sehr Fürst gewesen wie Ludwig XIII. vor Richelieu. Derselbe Ferdinand übte auch bereits das vermeintlich populäre Geplauder mit dem Volke. Persönlich reizte ihn nur die Jagd. Von Pfaffen und Günstlingen ausgeplündert, betete er sich zu Tode. Was als Charakter bei ihm angesehen wird, bestand in der jesui-

... Augsburger Bekenntnisses in seinen König-
... Ländern gestatten."

Jahr 1619 setzte Ferdinand auf harte Proben. Am
kurz vor dem Jahrestag der Revolution, schlugen
... Mansfeldt die königlichen Truppen abermals aus
...inaus. Ein Schrecken vor Ferdinand ging durch
...rreich. Darauf baute Thurn, als er die mährische
...berschritt und nach Brünn zog. Diesmal bemerkte
...oralische Gewalt Zierotins nicht; die Mährer machten
...hlesier und in der letzten Zeit auch die Lausitzer gemein-
... mit den Böhmen und vertrieben zunächst die Jesuiten.
...ias Thurn, um die Stimmung auszunutzen, mar-
... Wien und langte in etwas desolatem Zustande am
...or den Thoren der Hauptstadt an. Ferdinand saß
aber unerschüttert in der Burg.

Protestanten Niederösterreichs hielten den Augenblick
...men, es den Böhmen, Mährern und Schlesiern nach-
...m Einverständnisse mit Thurn sandten die Stände
...ni Morgens um 10 Uhr Abgeordnete in die Burg,
...te von Ferdinand zu fordern. Es gehörte gewiß
...u, diesem „10. August" zu widerstehen; aber Ferdinand
...d. Die Sprecher der Deputation waren: Paul Jakob
...mberg, Andreas Thonradl, Karl Teufel u. A. Die
...

Gilbert v. Saint-Hiliaire, der mit Karls IX. Wittwe aus Frankreich gekommen war, in den Burghof. Die Deputation empfahl sich höflichst. Ferdinand schickte nach, um weiter zu verhandeln. Sie schlugen das aus. Ferdinand aber dankte der heil. Jungfrau inbrünstig.

Als Thurn wegen Mangels an Lebensmitteln und Geld wieder abgezogen war, verlegten die protestantischen Stände ihre Sitzungen nach Horn. Hier zeichneten sie im August 1619 eine Convention mit Böhmen, welcher die Oberösterreicher beitraten.

Am 28. Mai 1620 erkannte Ferdinand die Privilegien der Stände unter der Enns an, ließ die Augsburger Confession gelten, so weit sie im Gebrauch; Beschwerden dürften jedoch erst nach der Huldigung vorgebracht werden; die Convention mit Böhmen sei aufzugeben. Da schieden sich die Wasser: die Extremen hielten zu Böhmen; die Uebrigen, Katholiken wie Protestanten, huldigten am 31. Juli. Jene waren jetzt „Rebellen", jedes Rechts und Eigenthums verlustig. Die protestantischen Prediger wurden ausgetrieben. Als Maximilian von Bayern am 4. August 1620 in Linz einzog, war auch das Loos Oberösterreichs besiegelt.

Der Träger zweier Kronen war mit heiler Haut davon gekommen. Es ging jetzt um die dritte, die durch den Tod des Mathias gleichfalls verwaiste Kaiserkrone. Die Protestanten konnten keinen ernstlichen Candidaten haben, der fabelhafte Herzog von Savoyen erhielt höchstens die Stimme von Kurpfalz. Die katholischen Gegner Ferdinands — auch Khlesl hatte die Hand im Spiele gehabt — waren auf den Herzog von Lothringen und auf Maximilian von Bayern verfallen. Beide lehnten jedoch ab. Für den Kurfürstentag war kein Geld vorhanden; Oñate lieferte spanisches Geld, um einen deutschen Kaiser zu küren.*)

*) Der Volkswitz sagte über den steten Geldmangel des Kaisers, Ferdinand habe drei große Berge: Eggenberg, Werdenberg, Questenberg; drei große Steine: Dietrichstein, Liechtenstein, Wallenstein, und Sieben Bürgen, und doch kein Geld!

den Kurfürsten-Pfalzgrafen zu ihrem Könige gewählt
Es war wie im vorigen Jahre zu Preßburg an der
Erzbischofs von Gran — der zweite „Todtenkopf"
n Saale.
ganze Gesellschaft wurde tief bestürzt: in Frankfurt,
nan, hat Ferdinand einen Titel erworben und zwei
e verloren; denn Ungarn werde auch nicht zu be-
ein. Gesprächsweise meinten Andere, Pfalz werde
hmen; wer ihm dazu rathe, könne ihm eben so gut
Gift zu nehmen. Der brandenburgische Gesandte
rte: es sei nicht leicht, ganze Königreiche auszuschla-
Ganzen durchschauerte die vornehme Gesellschaft eine
sche Angst vor der Revolution; die hohen Herren
roß aller Confiscationen und allem Besitzwechsel seit
en, stark am Erbrecht. Von dieser Seite hatte der
ichts zu erwarten. Was die deutschen Fürsten auch
Ferdinand aussetzen mochten, in diesem Punkte stimm-
nz dem zu, was er angesichts des böhmischen Auf-
Philipp III. von Spanien geschrieben hatte: „Die
itten den Herrschaften so viel Freibriefe abgezwungen,
u der Behauptung gekommen wären: außer seinen
ütern habe der Fürst keine Einnahmen, es sei denn
e Bewilligung der Stände, welcher Grundsatz noth-

Das Bekenntniß ist lehrreich: der Protestantismus fü
zur constitutionellen Monarchie, die dem Fürsten die Hä
bindet; von da zur Republik ist verführerisch nahe. F
doch die Prager Defenestrirung auch dem langhaarigen L
wig XIII., dem zweiten Bourbonen, durch alle Glieder.

Ob es solche und ähnliche Erwägungen waren, die
neuen Kaiser aufrecht erhielten: genug, er blieb an jenem T
scheinbar heiter und guter Dinge. Von Frankfurt reiste
nach München und brachte am 8. October endlich den Br
mit der Liga zu Stande. Ferdinand versprach dem Herz
von Bayern volle Entschädigung für alles zu Leistende, v
pfändete ihm Oberösterreich und versprach ihm die pfälzi
Kur, wie einst Karl V. die sächsische vergeben hatte. Da
machte offenbar das Erbrecht keine Scrupel.

In diesen Verhandlungen erkannte der Kaiser die L
als Staat im Staate förmlich an; er überließ dem Herz
„freies und absolutes Directorium mit Werbung und Anf
rung der Völker, jedoch mit der ausdrücklichen Condition, d
nachdem er und die übrigen katholischen Stände mit Geld u
Völkern verordnet (ausgerüstet) sein werden, alsdann er (M
auch Ferdinand wider seine Feinde solchergestalt beistehen wo
wie er's nach Beschaffenheit der Umstände für nützlich erach
auch die hiezu verordneten Mittel und Gelegenheit es zulas
werden."

Selbst das aber schien für Max noch zu bindend zu s
weßhalb er limitirte: Er könne sich zu nichts Gewissem n
binden; er für seine Person wolle nichts unterlassen, was
seiner Gewalt stehe. Aber „weder Ferdinand noch Jem
von dessen Haus solle ihm auf keinerlei Weise solche absol
und völlige Direction verhindern."

Man sieht, unter welchem Joche der Kaiser herging,
wozu er sich verstand, um sich nicht selbst aufzugeben. M
sieht aber auch den Gegensatz zwischen der Liga und dem Ka
keimen.

Friedrich V. nahm das Gift. Von der ganzen „Uni

Das ſchien ihm die Hauptſache zu ſein; einen mann-
banken zur Begründung der königlichen Macht, dem
en Adel gegenüber, hatte er nicht. Böhmen zählte
240 Herrenfamilien, 1128 Ritter und 42 königliche
Die Geiſtlichkeit bildete ſeit den Huſſitenkriegen keinen
Die 1368 Herren und Ritter hatten neun Zehntel
grundbeſitzes inne; das übrige Zehntel gehörte dem
Die 42 Städte ſchätzte man auf 2½ Millionen Ver-
en Adel auf 8 Millionen. Die politiſche Macht war
Seiten der Herren vom hohen Adel; nur die reichen
. B. die Trzki, hatten noch ein Wort mitzureden.
je König adoptirte dieſe Zuſtände und gewährte dem
mtliche feudale Privilegien, damit er fürder nicht
Leibeigenen" behandelt würde. Böhmen war jetzt
Srepublik mit einem Scheinkönige.
derum iſt es der Dichter, der dieſen Zuſtand charak-

„Ei ja, das Volk!
ht Ihr das Volk bedacht, wenn Ihr die Zehnten,
ls Herrenrecht von ihnen eingetrieben?
s Volk! das ſind die vielen leeren Nullen,
e gern ſich beiſetzt, wer ſich fühlt als Zahl,
ch wegſtreicht, kommt's zum Theilen in der Rechnung."

rieſen die kurfürſtlichen Räthe Friedrichs keinerlei po-

noch die Lutheraner sich an Aeußerlichkeiten stießen. Scultetus aber ließ die Bilder aus den Prager Kirchen entfernen. Nicht wenig mißfiel auch der leichte französische Ton, den die Fürsten Christian von Anhalt und Georg von Hohenlohe anschlugen.

Wenn der neue König sich nicht aus eigner Macht halten konnte — von Deutschland her hatte er nichts Gutes zu erwarten. Die Lutheraner haßten den Scultetus, durch Hoë von Hoënegg war Kursachsen schon 1619 für den Kaiser gewonnen. Im Frühjahr 1620 huldigten auch die mährischen und schlesischen Stände dem König Friedrich; aber in Heidelberg hatte man böse Ahnungen. Auf dem Fürstentage zu Mühlhausen herrschte eine ungünstige Stimmung; es erfolgte ein Abmahnungsschreiben nach Prag.

Wunderbar, in diese allgemeine Flauheit und Verkehrtheit ragt plötzlich der blonde Heldenkopf des schwedischen Gustav Adolf herein. Der Prinz war auf der Brautschau, die Schwester Georg Wilhelms von Brandenburg hatte er gesehen; jetzt kam er Ende März 1620 nach Heidelberg, wo der schwedische Resident Rutger schon mit Johann Casimir eine enge Verbindung geknüpft hatte.

Gustav Adolf reiste incognito als G A R S. Der junge Johann v. Rusdorf, der sich später als rühriger Diplomat und energischer Patriot bekunden sollte, begleitete ihn zum Lager des Markgrafen von Baden, welches sich im Elsaß befand. Unterwegs bemerkte Gustav Adolf: Wäre er Herr der Pfalz, so hätte er die Päpste von Worms und Speier längst zum Gehorsam gebracht und sich ihre Länder genommen!

Wie es um die Union stand, sollte sich bald zeigen. Für die Revolution in Böhmen hatte der Verband ein Anlehen bei der Stadt Nürnberg garantirt. Dann hatte er ein Heer von 15000 Mann aufgebracht, aber nur mit höchster Mühe das dazu nöthige Geld beschaffen können. Er steckte tief in Schulden. Die Liga hatte eine Armee im Oberelsaß, die sie durch Bayern nach Oesterreich dirigirte. Es kam darauf an, ob die Union diesen Durchzug gestatten würde. Die Union

ß es geſchehen. Die Frage erneute ſich, als die Liguiſten auf
m marſchirten, wo die Unionstruppen ſtanden. Die geld-
d muthloſe Union, die keinen Heinrich IV. mehr hinter ſich
tte, laborirte obendrein an innerm Hader; man verdächtigte
n Höchſtcommandirenden, den Markgrafen von Ansbach, vom
aiſer beſtochen zu ſein. Und ſo kam denn am 3. Juli 1620
r Vertrag von Ulm zu Stande, nach welchem die Union ſich
rpflichtete, Friedrich V. in Böhmen nicht zu unterſtützen, die
iga aber ſich vorbehielt, den Spaniern freie Hand gegen die
Pfalz zu laſſen! Schon machte ſich Spinola, die ſpaniſche
‚Spinne", marſchfertig und als er in die Pfalz einfiel, durfte
ch die Union nicht rühren. Das Volkslied ſang „der Union
Grabſchrift": „Gerüſtet, geprahlt, nichts gethan" — „daß ich
er wie ein todter Hund". Oder

„Der Unirten Treu ging ganz verlorn,
Kroch endlich in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies es in den Wind,
Das macht, daß man ſie nirgends findt."

Heſſen und die Reichsſtädte traten bald aus dem nichts-
ügigen Verbande.

Neben dem Bündniß mit Spanien und der Liga hatte
rdmand auch ein Abkommen mit Kurſachſen getroffen. In
rag hatte es neben der pfälziſchen Partei bis zur Königs-
hl auch eine ſächſiſche gegeben; zwiſchen dieſer und dem kur-
rſtlichen Hofe war ernſtlich darüber verhandelt worden, die
absburger überhaupt abzuſchaffen. Johann Georg mit dem
ngen Perückengeſicht und dem Barte im Geviert ſah ſich
rch die Wahl des Pfälzers zum böhmiſchen Könige um eine
rone getäuſcht; ſein Leibtheologe, der lutheraniſche Bullen-
ißer Hoë von Hoënegg, hetzte ihn gegen die „Sacramentirer",
d ſo ließ ſich der proteſtantiſche Kurfürſt nicht nur zur Wahl
nes jeſuitiſchen Kaiſers beſtimmen, ſondern auch von dieſem
aiſer mit der Zuſicherung der beiden Lauſitzen erkaufen.

Noch einmal leuchtete den Böhmen ein fahler Hoffnungs-
ern: der unermüdliche Thurn verbündete ſich mit dem ehr

süchtigen, aber wenig zuverlässigen Bethlen Gabor (Ge
Bethlen) von Siebenbürgen, und zog zum andern Male
Wien. Zum andern Male zog er ab — die Wiener mo
ihn so wenig zum Bundesgenossen, wie neuerdings die Un
in Schwechat — und Ferdinand brach ungestört die Oppo
der Stände von Niederösterreich.

Es nahte die Entscheidung. Maximilian zog mit se
Heere gebieterisch durch Oberösterreich, dann durch Nieder
reich nach Böhmen. Unter ihm commandirte Johann Tscher
Graf von Tilly, ein wallonischer Luxemburger, der den S
und die spanische Methode bei Alba erlernt hatte. Bei R
nitz, westlich von Prag, gedachte die kaiserlich-liguistische A
eine Schlacht zu schlagen; aber Christian von Anhalt lie
nicht aus seinen Verschanzungen herauslocken. Die Verbün
marschirten daher auf Prag zu; als die Böhmen sich d
überzeugt hatten, suchten Thurn und Anhalt dem Feinde
der Armee zuvorzukommen. Es ging in Eilmärschen,
eiliger noch war der König Friedrich, der noch vor der A
Prag erreichte. Anhalt langte am 8. Novbr. 1620 Mor
um 1 Uhr auf dem Weißen Berge an; er war, wie wei
Ziska, unter der Beleuchtung von brennenden Dörfern marsc

Tilly, der mit dem Herzog von Bayern voraus
wollte schon am 7. Novbr. über den Feind herfallen; abe
Kaiserlichen waren noch zu weit zurück und Boucquoi, de
Rakonitz verwundet worden, schützte die Ermüdung seiner
daten vor. Oberst Verdugo mußte seine feurige Beredtsa
aufbieten, damit Boucquoi darein willigte, dem Feinde s
über Hostiwitz nachzusetzen.

Das böhmische Heer stand auf dem Weißen Berg
Schlachtordnung unter den Befehlen Christians von Anhal
Georgs von Hohenlohe, 21,000 Mann stark, worunter
ungarische Reiter. Die kaiserlich-liguistische Armee stand
9 Uhr, als die Sonne die Nebel durchbrach, am Fuße
Berges; die Kaiserlichen 12,000 Mann stark, welche C

hatten zu Tausenden gebeichtet oder den Rosenkranz
Herzog Max gab das Losungswort: Sancta Maria!
Vaffentanz begann. Maximilian blieb bei Boucquoi
des Berges und betete mit ihm das Salve regina;
e die Liguisten.
em linken böhmischen Flügel zeichnete sich der junge
alt aus, so daß schon schlechte Nachrichten beim
ucquoi's anlangten; aber Tilly sandte Hülfe und
Anhalt wurde von Oberst Verdugo aus zwei Wun-
d gefangen. Auf dem rechten Flügel wandte sich
das Glück, Tilly selbst griff hier entscheidend ein und
halben Stunde war die Schlacht entschieden. Die
Prinzen Anhalt und die mährische Infanterie hatten
Pflicht gethan; am feigsten benahmen sich die Ungarn;
Angriff abzuwarten, sprengten sie mit verhängtem
on, sobald ihr Vordertreffen geworfen war. Was
te, war kein Rückzug, sondern eine wilde Flucht.
000 Ungarn, die sich über ein Wehr der Moldau
lten, ertranken im Flusse. Das übrige Heer, das
Drag flüchtete, wurde unterwegs decimirt. Die Böh-
en im Ganzen den vierten Theil ihrer Mannschaft
Tod. Die Verbündeten wollen nur 250 Todte ge-
, dagegen desto mehr Verwundete; unter diesen be-

obwohl ihm Anhalt des Morgens früh mitgetheilt hat
Schlacht stehe bevor und seine Anwesenheit sei zur Befe
der Truppen nöthig. Mittags setzte er sich mit zwei
sandten seines Schwiegervaters Jakob zu Tische; zum
erfuhr er, daß die Schlacht beginne. Als er kaum zu
am Thore angelangt war, wälzten sich die Seinigen in
Unordnung thalwärts. Seine Feldherren bestätigten die
Niederlage und nun gings ans Packen und Flüchten.
schaften, Papiere, auch die Krone wurden nach der
transportirt. Elisabeth allein blieb gelassen und folgte
ihrem Gemahle.

Der junge Thurn sprach sich für fernern Widerstan
die Vertheidigung der Stadt aus; 8000 frische ung
Reiter seien im Anzuge; aber Anhalt traute der Bürg
nicht, weil sie die Soldaten hasse, und Thurn, der
schloß sich dieser Ansicht an. Am andern Morgen um
bewegte sich ein langer Zug, König, Königin, Anhalt,
Hohenlohe, alle hohen Offiziere und Räthe, zum Thor h
auf Nimmerwiedersehen. Nur der junge Thurn kehrte
in der Absicht, die Karlsbrücke bis zum Tode gegen den
dringenden Feind zu vertheidigen. So hatte der chev
Jüngling der schönen Pfalzgräfin gelobt.

Der Erkönig erreichte Abends mit seiner Gemahli
Städtchen Nimburg; noch in der Nacht reisten sie weite
Schlesien. Es war ein kurzer Traum gewesen. Friedri
einen einzigen Winter in Prag verbracht hatte, trug
davon als den Titel „Winterkönig". Auf einem Holz
sah man den Pfälzer, wie er nach der Königskrone gri
ihm der Kurhut entfiel.

Das Volkslied begleitete den armen Winterkönig
auf seiner kurzen Laufbahn. Zuerst sang es:

„O lieber Friez, mein gut Gesell,
Laß fahren diese Kron!
Bereitet ist Dir schon die Hell
Zu einem gewissen Lohn."

Krone war in der Altstadt zurückgelassen worden.
siegreiche Armee, die am Schlachttage nicht gewagt
Prag einzubringen, begann zwei Stunden nach Ab-
Königspaares unter Boucquoi ihren Einzug. Nach-
folgte Maximilian mit seinen Truppen. Beide rich-
e ersten Schritte zur Capuzinerkirche mit der berühmten
elle. Das Schloß wurde geplündert. Maximilian
on der rückständigen Bagage des Pfälzers zwei Kisten
d- und Silbergeschirr, die Reitpferde des Flüchtlings
englischen Hofenbandorden. Eine Deputation der
ließ durch den Obersthofmeister Wilhelm v. Lobkowitz
zog die Bedingungen ihrer Unterwerfung überreichen:
sslose Amnestie, Aufrechterhaltung der politisch-reli-
reiheit und Sicherheit des Besitzes. Maximilian rieth
ngungslosen Unterwerfung und versprach mehr, als er
mnte — das Leben. Den Prager Bürgern erging es
er; auf ihre Bedingungen antwortete man mit Kano-
auf dem Hradschin aufgefahren wurden. Prag unter-
) blindlings.
es das erfuhr man in Wien volle vierzehn Tage später;
Novbr. kam der Schwager Boucquoi's mit dem Be-
Am andern Tage betheiligte sich Ferdinand bei

Drohung des Propheten erinnern: „Weil Du einen zum T
Verurtheilten freigelassen hast, wirst Du und Dein Volk
Sklave sein.“ Diese Ermahnung war wohl kaum nöth
Ferdinand trug die Brust voll Galle und Rache, die Op
lagen zu seinen Füßen. Der Kurfürst von der Pfalz wur
in die Reichsacht erklärt, und zwar auf Ferdinandeische We
ohne jede Form. Darob entstand große gelehrte juristis
Fehde, in welcher Rusdorf tapfer focht. Fürst Christian v
Anhalt, gleichfalls in die Acht erklärt, machte bald sein
Frieden mit dem Kaiser und that einen Fußfall.

Von Widerstand in Böhmen war keine Rede mehr; d
letzten Soldatenhaufen der zerschlagenen Armee trieb man m
Gewalt aus Prag; die sich versteckt hatten, wurden ausgespü
und getödtet. Am 21. Juni 1621 fielen 27 Häupter des Au
standes auf dem Butgerüst. Strafgarnisonen machten Adel u
Bürger mürbe; inquisitorische Untersuchung schied die Böcke v
den Schafen. Die einzige Rettung bestand in rascher Bekehrun
zum Katholicismus. Confiscation der Vermögen war an d
Tagesordnung; dem Grade der Schuld entsprach der Bruchthe
des Besitzes, welcher genommen wurde: ganz Schuldige ve
loren Alles, etwas minder Schuldige fünf Sechstel u. s. w.

1622 erfolgte der „Generalpardon“: katholisch muß
Alles werden, was Anspruch auf das geringste bürgerlich
Amt erhob. 1624 erfolgte das zweite kirchenpolitische Manda
Fürst Liechtenstein verbannte alle protestantischen Prädicante
aus dem Lande. Die Bilder des Huß und Hieronymus wur
den gewaltsam aus den Kirchen entfernt; das Symbol de
steinernen Kelches, einst mit so viel Blut erkauft, wurde ab
gemeißelt. Katholische Priester drangen in Städten ein, di
seit 200 Jahren keinen gesehen hatten. Wer den katholische
Gottesdienst nicht besuchte, zahlte 5 Schock Buße, die durc
militärische Execution eingetrieben wurde. Denn es hieß: E
sei der unbeugsame Wille der Majestät, daß sich Jeder i
Böhmen zur alleinseligmachenden Religion bekenne, der St

n Spottpreis, den ſie wohl noch ſchuldig blieben oder **chtem Gelde** zahlten, wie gleichfalls Albrecht von Wald-
hat. Die Jeſuiten kamen bei der allgemeinen Treib-
cht zu kurz, ſie wurden für ihre ausgeſtandene Hetze
t.

n 30. Auguſt 1627 erfolgte das dritte Mandat der
nscommiſſion: wer ſich jetzt nicht füge, habe ſein Beſitz-
ı veräußern und das Land zu verlaſſen. Der Strom
Swanderung ergoß ſich nach Pirna und Dresden; vom
ihrer Habe löſten die Exulanten blutwenig. Man
t den Verluſt an Einwohnern, den Böhmen in dieſem
rlitt, auf 36,000 Familien, die, wie ſich denken läßt,
ı den ſchlechteſten gehörten. Wie immer war neben
Gräuel das Ekelhafteſte die Niederträchtigkeit, in welche
gheit Vieler umſchlug. Es gab Bürger, die ſich als
iere gegen widerſpänſtige Bauern gebrauchen ließen, ja
n Petitionen wider die Aufnahme von Nichtkatholiken
abe.

ı demſelben Jahre 1627 hob Ferdinand die alte Wla-
che Landesordnung auf und zerſchnitt den Majeſtätsbrief
ner Hand. Am 10. Mai erſchien die berühmte „ver-
Landesordnung", ein reines Octroi des Siegers. Die
je Krone war fortan erblich im Hauſe Habsburg männ-

Im Jahre 1629, als die Reaction in ihrem Zenith ſt
wurde auch der Orden der Jeſuiten feierlich zurückgerufen
der Statthalter Leo von Kolowrat befahl, daß auf Oſter
zehn Häuſer der Reihe nach zu beichten hätten.

Man könnte ſich darüber wundern, daß unter ei
Volke, dem es doch an Eigenwillen und Eigenſinn nicht f
die Flamme des religiöſen und reformatoriſchen Eifers
den heftigſten Widerſtreit, ohne offene Auflehnung ausgebl
werden konnte, wenn man nicht wüßte, daß auch in Böh
jene Bewegung ſich in drei Theile zerſplittert hatte, von
pfälziſchen Calvinismus ganz abgeſehen. Der Huſſitismus
im Utraquismus zu einem Aſchenhaufen zuſammengebra
das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt glich einer altka
liſchen Forderung, von der Kirche in einem Punkte abwei
zu dürfen. Innerhalb der utraquiſtiſchen Partei gab es
teſte gegen die Siebenzahl der Sacramente, die Transſubſt
tiation, den Cölibat ꝛc., gerade wie heute. Es fehlte die
heit eines Credo, das Pathos der Gemeinde für dieſes Cr
im Gegenſatz zum alten Glauben. Die Lutheraner kamen
Kopfzahl nach gegen die Utraquiſten nicht in Betracht. R
giöſer Ernſt, Ueberzeugungstreue und Wahrhaftigkeit herrſch
bei der „Union der Brüder"; aber dieſe Brüder bildeten
verſchwindende Minderzahl, und ihr friedlicher Charakter ne
mehr zum Dulden als zum Handeln. So kam es, daß F
dinand mit ſeiner „Reformation" der Reformation auf kei
compacten Widerſtand ſtieß.

Selbſtredend warf der Gluthſchein der böhmiſchen React
ſeinen Reflex auf die übrigen öſterreichiſchen Länder.
Niederöſterreich, deſſen Proteſtantismus ſich den Kaiſ
Mathias und Ferdinand ſo fatal erwieſen hatte, wurde
Grund aus „reformirt". Wir haben das bereits erzä
1627 erging an 28 Doctoren med. und juris an der Wie
Univerſität der gemeſſene Befehl, entweder katholiſch zu wer
oder abzuziehen. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen und Leh
wurden über die Gränze geſchafft.

Auf einen ungleich härtern Widerſtand ſtieß Ferdinand Mühl- und Hausruckviertel Oberöſterreichs. Hier erneuerte proteſtantiſche Bauerſchaft im Jahre 1626 die Zeiten des en Bauernkrieges.

Der reformatoriſche Oppoſitionsgeiſt war überhaupt am ſten in Oberöſterreich und im Salzburgiſchen. Sechs Jahre hatten dieſe Gebiete bereits die Quälereien der öſterrei- hen Soldaten und der bayeriſchen Occupation erduldet; riſche Beſatzungen lagen in Linz, Enns, Freyſtadt. Da b ſich der Bauer Stephan Fadinger aus dem Haus- als „Oberhauptmann der chriſtlich-evangeliſchen Armee" dem Rufe: Religionsfreiheit oder los von Habsburg! Statthalter Herberſtorf wurde im offnen Felde geſchlagen; inger eroberte Wels und Steier und belagerte Enns. Die ierung begann zu unterhandeln. Die Bauern verlangten ſtellung der evangeliſchen Kirche, Entfernung des fremden gsvolks und allgemeine Amneſtie. Als ſich das zerſchlug, gerte Fadinger die Landeshauptſtadt Linz; hier wurde er einer Kugel tödtlich getroffen. Sein Nachfolger, Achaz linger von Kalterhof, war ohne Talent. Freyſtadt wurde den Bauern erſtürmt und wieder verloren. Linz und s konnten nicht genommen werden. Als neuer Anführer te ſich ein Jüngling furchtbar, der einfach „der Student" hieß. ſchlug den Herberſtorf bei Gmunden, fiel aber ſelbſt bei ſegg. Doch gelang es erſt 1628 dem Bayern Heinrich ſried von Pappenheim, den Aufruhr zu bewältigen. Jetzt de Alles niedergeſchlagen oder katholiſch gemacht.

Wieder erneuerte ſich das fürchterliche Spiel von vor Jahren: die Leichen Fadinger's und anderer Führer wur- ausgegraben und nachträglich verbrannt. Man gab den ern freies Geleit und kerkerte ſie ein. Man hetzte die Be- ten wie das Wild, um ſie mit Kannibalenhumor zu morden. s Spiel aber hieß das „Frankenburger Würfelſpiel": die ngenen Bauern würfelten paarweiſe, der niedrigſte Wurf rte in die Hände des Henkers.

Ein urkräftiges Volkslied in 55 Strophen bewahrte lange das Andenken an diesen letzten Bauernkrieg, dem 1632 noch ein Nachschlag und 1648 noch ein Aufflackern folgten. Das einzige noch vorhandene Exemplar (Hof- und Staatsbibliothek zu München) trägt einen Holzschnitt: Drei Bauern stellen eine Rütli-Scene dar; sie sind mit Dreschflegeln, Hacke und Stock versehen; über ihnen der Halbmond, der Doppeladler, die Sonne, dazwischen Sterne. Unter dem Holzschnitt steht: „Im Thon: Hascha mein Grädl wilst laufen". Und also geht der „Thon":

„Hascha jetzt waiß ich nichts besser,
als das wir einnemmen die Schlösser,
deren im Landt ein gantzer Hauffen,
last die Pfaffen vund Edlleuth lauffen,
ich waiß ein Staal voll Rösser,
stehn nit weit von Gmundten,
groß Biren vund Lunden,
auch viel schönes Frawenzimmer,
wöllen wir alles wegk führen,
niemand soll uns drann irren,
wir lassens von vns nimmer:
wöllen auch fangen alle Pfleger,
führen ins Geistlich Feld Hauptleger,
sie müssen werden frömmer.

Hascha wir haben vernommen,
das Bayrisch Volck sei ankommen,
Kayserisch auch eine große Mennig,
unser seyn doch auch nit wenig,
und wöllen noch mehr bekommen,
wir wöllen außsenden,
gar scharpfe Potenten,
an unsere gewesten Herrn,
die jetzt Unterthanen,
gar keines verschonen,
sie thuns nit oder gern:
daß sie lassen die Gültpferdt hollen,
mit Carbiner und vil Pistollen,
dann wir seyn ihre Herrn."

Der Protestantismus glomm unter der Asche fort, und als Joseph II. im Jahre 1781 sein Toleranzedict verkünden

en ſich in Oberöſterreich und Oberſteiermark ſporadiſch
ngeliſche Gemeinden. Zwei Jahrhunderte lang hatte
Alpenſchnee auf dieſen Bekennern gelaſtet, und jetzt
hervor wie die Cyclame im Spätfrühling. Zwei
erte des Drucks nach dem Wahlſpruch Ferdinand's II.:
ir ein Engel und ein Prieſter zugleich begegneten,
ich dem Prieſter zuerſt Ehre bezeugen".
Kaiſer ſtand völlig unter jeſuitiſchem Commando.
P. Becanus im Jahre 1624 geſtorben war, erbat
nand den P. Lamormain aus La Moire Mannie
burgiſchen zum Beichtvater. Der Ordensgeneral
us gab dieſem folgende Inſtruction: Er ſolle ſich
fragt in die Politik miſchen, aber darauf ſehen, daß
ie kein Vorſchub geleiſtet, die Jurisdiction gegen
jt geſtört, die Geiſtlichkeit nicht beſteuert und keine
rkeit über ſie geübt werde. Der Kaiſer ſolle ſeine
in Schranken halten, ihr nicht unvorſichtigerweiſe
ſe mittheilen. Lamormain wurde allmächtig, in wich-
gen ſtach er ſogar den Eggenberg aus.
die Zuſtände in Oeſterreich von Ferdinand I. an
n Jahren 1619 und 1628 ſcharf in's Auge faßt,
ſich die Ueberzeugung gewaltſam aufdrängen, daß
chte unſeres Erdtheils kaum je eine verhängnißvollere
chgemacht hat, als in dieſen 100 Jahren. Bis zum
19 ging der reformatoriſche Zug beſtimmend durch
: Bevölkerungen der Habsburgiſchen Staaten; die
s erſten Ferdinand vor der Rebellion, das leiſe
n des zweiten Max zwiſchen perſönlichen Jugend-
gen und verwandtſchaftlichem Druck, ſelbſt die Re-
Reaction, ja ſogar die Ferdinandeiſche Brutalität
mark, Kärnten und Krain hatten wenig von dem
terdrückt, welcher der Natur jener Völker conform
dem ſie ſich als einem zuverläſſigen Führer in die
dichte hinein anvertraut hatten.
handelt ſich dabei natürlich nicht um dogmatiſche

Gegensätze, um etwas mehr oder weniger Vernunftwidrigkeit; es ging damals um das zurückeroberte Recht des Gewissens, um die persönliche Autonomie, die selbständige Prüfung, welche die akatholische Welt größeren Geschicken entgegentrieb. Das Ringen galt der Erkämpfung und Festhaltung eines geistigen Gegen- und Uebergewichtes, angesichts des Heerden-Bewußtseins im Nord- und Südosten. Wer das Horoskop der Gegenwart gelesen hat, wird uns vollauf verstehen.

Noch im Jahre 1619 war es möglich, das Unglück von Oesterreich abzuwehren, nicht nur dem entsetzlichsten aller Kriege vorzubauen, sondern auch die Zukunft der Civilisation sicher zu stellen. Leider hatten es Ferdinand, Spanien, Rom und Bayern, alle am Leitseil der Jesuiten, anders beschlossen. Der öffentliche Geist mußte zurückgeschraubt, die Aspiration der Völker erwürgt werden. Eine fünffache Censur erdrosselte jeden Gedanken, der zur Mittheilung bestimmt war: der Reichshofrath wachte über Deutschland, die Bischöfe über ihre Diöcesen, die Jesuiten der Universität über die Wissenschaft, die Stände, so lange sie etwas bedeuteten, über die Protestanten. Als das Ansehen der Stände gebrochen war, kam auch diese Censur an die Jesuiten der Universität. Das dauerte anderthalb Jahrhunderte. Was von jener Zeit an über die österreichischen Staaten verhängt wurde, war aller natürlichen Entwickelung grade entgegen, ein ruchloser Zwang, dem Gedanken und dem Gewissen auferlegt: dies und nichts Anderes hat die Zustände hervorgebracht, an denen selbst Joseph's II. edelstarker Kopf zerschellte. Wer das Organ der Beobachtung besitzt, und wessen Beobachtung vom reinsten menschlichen Wohlwollen getragen wird, der gewahrt die Nachwirkungen jenes höllischen Zwanges, den Fluch jener Naturwidrigkeit, bis in die Gegenwart hinein.

Mag immer eine brutale, im wahren Sinne materialistische Geschichtsauffassung derlei Bedauern in den Wind schlagen; mag sie lächelnd behaupten, der Kampf um's Dasein

s so mit sich, der Stärkere siege nun einmal ob:
iche Entwickelung, auch der menschlichen Dinge, wird
icht minder falsch betrachtet, und die Analogien aus
itlosen Natur beweisen deßhalb nicht mehr.
n ein Unkraut massenhaft, licht- und luftraubend,
Pflanzen hinwuchert und höhere Bildungen erstickt,
: Schaden, trotz der Macht des Stärkern, evident;
r der Landwirth gar dieses Unkraut sät und pflegt,
die Entwickelung des intensiv Stärkeren gewaltsam
t, so trifft diesen Barbaren der verdiente Fluch des
nd Menschenfreundes. Er hat ja eben den Kampf
ein gestört, er ist der natürlichen Entwickelung hin-
den Weg getreten, er hat nicht als Schalk, sondern
n verneint.
nige Historie, welche die „Rettungen" in Schwang
hat, und ihre Zwillingsschwester, die Bemäntlerin
barei und Menschenverachtung, sie haben ihren Lohn
ine Geschichtsperiode freilich, die an den Brüsten
isheit gesogen, wird mitleidig lächeln über die ent-
te Ausdeutung der Geschehnisse, welche gleichwohl
richtiger anschaut als die autoritativste Moral, der
eln fehlen. Aber es muß wohl auch wieder eine
nen, in welcher schwarz schwarz und weiß weiß ge-
rd; in welcher man, unbeschadet der Objectivität,
empfinden versteht, und im berechtigten Pathos, ohne
lone eines dürren Rationalismus zu verfallen, auch
z der Dinge die abhanden gekommene Lebhaftigkeit
leihen darf. —
vernichtende Gewitter, welches im Jahre 1620 auf
Böhmen niedergefahren war, rollte naturnothwendig
Westdeutschland. War der böhmische König ver-
) konnte auch der geächtete Kurfürst der Rache des
:aisers nicht entgehen.
schlecht standen hier die Sachen für die Evangelischen.
:licher Seite das siegreiche Heer der Liga unter Tilly

und die Spanier unter Spinola; diesen gegenüber die fa[illegible] Union, die seit dem Sommer 1620 neutral geblieben war u[illegible] sich jetzt völlig auflöste. Der Reichskrieg war zu Ende, so[illegible] noch Widerstand geleistet werden, so blieb nichts übrig, al[illegible] ein Parteigängerkrieg.

In der That fanden sich zwei kühne Partisane und ein uns schon bekannter verwegener Condottiere. Der Fürst Christian von Braunschweig fürchtete als Administrator des Bisthums Halberstadt mit Recht die Wirkung des geistlichen Vorbehaltes; die protestantische Sache war insofern seine eigene. Zudem war auch er ein Verehrer der englischen Königstochter, die der Sturm vom Thron in's Exil gerissen hatte. Er steckte in galanter Weise ihren Handschuh auf seinen Hut und schwur, denselben nicht eher herabzunehmen, als bis er sie nach Prag zurückgeführt hätte; ein Gelübde, das er so wenig zu halten im Stande war, wie der junge Graf Thurn das seinige. Fürst Christian war aber auch ein strammer Kriegsmann; seine große Adlernase unter langem Flatterhaare paßte vortrefflich zu dem kriegerischen Harnisch. Rücksichten nach irgend einer Seite kannte er nicht; „Gottes Freund und aller Pfaffen Feind" war seine Devise, unter der sich 15,000 Kriegsknechte anwerben ließen.

Der Markgraf von Baden, Georg Friedrich, ein anmuthiger Kopf und ein protestantisches Herz, legte im Interesse seines Landes die Regierung in die Hand seines Sohnes, sammelte gleichfalls 15,000 Mann Kriegsvolk und stieß mit ihnen zu dem wilden Mansfeldt.

Diesen Letzteren kennen wir bereits. Er hatte sich aus der Oberpfalz vor Tilly zurückgezogen und war in die Rheinpfalz gezogen, wo er die Werbetrommel rühren ließ, unter deren Wirbel die geistlichen Güter am Main, Rhein und im Elsaß erfuhren, wie der Krieg den Krieg ernährte und was es heiße, den Clericorum Attilam heranrücken zu hören:

„Pom, Pom, Pom, Bidi, Bidi, Pom!
Hür' Dich Pfaff, ich komm!"

zu Hause kommen wollte, griff ihn der lutherische Land-
ig von Darmstadt im Buseckthal in der Wetterau
ieb ihn Ende des Jahres zurück. Christian führte
Westphalen den Mansfeldtischen Krieg, plünderte
d Stifter nach Herzenslust und hieß die zwölf sil-
ostel zu Paderborn in alle Welt gehen.

verbrennen ist noch nicht antworten, es galt dem
hten Feinde entgegenzutreten. War doch die Ober-
its aufgegeben und hatte sich doch Maximilian mit
uitenschaaren dort niedergelassen, um zu „reformiren",
ayern; wie in Donauwörth. Am 29. April 1622
nsfeldt und Georg Friedrich in der Nähe von Wies-
halb Heidelberg, auf den „alten Kahlkopf" Tilly.
n ihn, da sie sich jedoch nach dem Siege trennten,
: Markgraf am 6. Mai bei Wimpfen den Stoß
lein aushalten. Tilly nahm seine Revanche; die
zheimer, die ihren Fürsten mit ihren Leibern gedeckt
ämmtlich in die Pfanne hätten hauen lassen, werden
er unbarmherzigen Kritik in das Reich der Mythe

Auch Christian von Braunschweig, der sich wieder
gewendet hatte, zeigte sich am 19. Juni bei Höchst
ankfurt der Taktik und Disciplin des „Kahlkopfs"

Alles Diplomatisiren half dem Kurfürsten von der
zu nichts. Vergebens plagte sich Rusdorf in London a
Schwiegervater Jakob zu energischen Schritten zu be
Der kurpfälzische Minister Camerarius meinte: „Der
von England müßte entweder päpstlich oder ein Stier
Jakob war keines von beiden, sondern ein gelehrter
Die Rheinpfalz und das Veltlin hatte Spanien auf's
genommen, um von Italien nach Belgien zu reichen.

Wessen auch eine „reguläre" Armee fähig war, b
fuhren Heidelberg, Mannheim und Frankenthal nach ihr
stürmung. Tilly verübte 1623 in Heidelberg einen Die
wie er sonst immer den Franzosen zur Last gelegt wi
schenkte dem päpstlichen Commissär Leone Allaci die Biblio
Palatina, die kurfürstliche oder Landesbibliothek, an B
und Handschriften die werthvollste in ganz Deutschland.
zig Wagen brachten sie dem Papst Gregor XV. Als
folgten die Büchereien aller vier Facultäten der Univ
und die des Stiftes der Heiligen-Geistkirche. Die Pa
kehrte 1816 nach Heidelberg zurück; aber noch 3000
schriften liegen im Vatican.

Die Pfalz war gesäubert, aber in Westphalen l
die Kriegs- und Brandfackel auf's Neue. Der Nimm
Christian von Braunschweig war aus Holland dort
brochen. Tilly rückte ihm entgegen und schlug ihn am
gust 1623 bei Stadtlohe, als er gerade auf die Verei
mit dem aus Ostfriesland heranrückenden Mansfeldt
definitiv auf's Haupt. Der Partisan und der Cond
flohen über die deutsche Gränze, die Liga war gänzlich
des Planes.

Die holländischen Generalstaaten, deren Sache doch
zu Schaden kam, rührten sich nicht, weil sie von in
Hader tief aufgewühlt waren. Moritz von Oranien b
die Gomarisch-Arminianischen Dogmenstreitigkeiten, u
seines verhaßten Gegners zu entledigen und auf den Trü
des Patriciats das demokratische Cäsarenthum zu errich

daß der Krieg gegen den Proteſtantismus ein Verrieg ſein ſollte, daß es gelte, Mitteleuropa um s Jahrhundert zurückzuſchrauben. Die Kirche drückte l darauf, 1622 gründete ſie zu Rom das Collegium ganda, und das Jahr darauf ſprach ſie den Ignaz nd den Xaver heilig.

Der niederdeutſche Krieg und Wallenſtein.

Tilly hauſte denn doch gar zu arg in Weſtphalen; au Geheiß ſeines Kurfürſten und im Einverſtändniß mit Ferdinan gab er die von den Proteſtanten confiscirten Stifter be Katholiken zurück und zeigte ſo den niederdeutſchen Stände was ihrer harrte. Für ſich allein hätten dieſe nun freili weder Muth noch Kraft beſeſſen, dem mächtigen und en ſchloſſenen Feinde die Stirn zu bieten. Wie aber Ferdinan ſich auf Spanien und Polen geſtützt hatte, ſo kam auch de Evangeliſchen Hülfe vom Ausland. Die Bezeichnung „deutſch Krieg" wurde immer beſſer illuſtrirt. Deutſchland bereite ſich mehr und mehr zu dem Theater vor, auf dem fremd Intriguen, Machtgelüſte und Soldaten ſich bis zum völlige Ruin des Landes tummeln ſollten.

Zuvörderſt war im Kopfe Jakob's I. ſeit dem Jahre 162 der Traum einer ſpaniſchen Heirath für ſeinen Erben erloſche Jakob ließ ſich nicht mehr durch ſpaniſche Vorſpiegelunge hinhalten, er lenkte vielmehr ins national-proteſtantiſche Fah waſſer zurück und ſchickte dem unermüdlichen Mansfeldt, d 1624 perſönlich in London geweſen, Geld und Truppen. Au der Genoſſe Mansfeldt's, Chriſtian von Braunſchweig, we das Jahr darauf in London, erhielt indeſſen nur Ve ſprechungen, da Jakob das Geld für die franzöſiſche Braut ſeine Sohnes Karl gebrauchte. Aber noch ein Anderer, viel Wid tigerer, trat jetzt aus der Couliſſe. Der Biſchof von Luçó Armand von Richelieu, der gediegene, unnahbare Khleſl Fran

eichs, leitete seit 1624 die Geschicke seines Landes. Er war rei von der Angst Ludwigs XIII. sich zu compromittiren, rei sogar von der Protestantenfurcht. Seine inländischen ugenotten bekämpfte er aus politischen Gründen, nicht aus anatismus. Der Glaube war nicht der Zielpunkt des Kirchen- irten. Richelieu ging auf die national-politische Einheit us, auf Zerstörung der feudalen Anarchie und auf die Macht- ellung des geeinten Frankreichs nach Außen. Es galt dem anzösischen Staatsmann, die schon erwähnte spanisch-habs- urgische Kette vom Veltlin bis Flandern zu sprengen, und n 8. August 1624 schloß er mit England, Savoyen, Venedig, raubündten und Holland den Vertrag von Avignon gegen panien und Oesterreich. Zum Springer in Niederdeutsch- nd erkor er sich den bereitwilligen König von Dänemark, hristian IV., der zugleich deutscher Reichsstand, ein Ver- andter Friedrichs V., dem Protestantismus ergeben und be- ierig war es den Schweden zuvorzuthun. Am 25. März 1625 rde der Bund zwischen Christian IV. und den niederdeut- hen Fürsten und Staaten geschlossen. Die dänischen Stände rilich wiesen jede Betheiligung zurück, und Christian konnte r als Herzog von Holstein auftreten. Der gewählte nieder- chsische Kreisoberst schloß dann, nachdem der Krieg schon im rühjahr begonnen hatte, am 19. December 1625 einen Ver- ag mit England und den aus ihrer Lethargie erwachten olländischen Generalstaaten ab, welche den Mansfeldt und raunschweig zu unterhalten versprachen.

Brandenburg und Sachsen waren seit der Vergebung der älzischen Kur an Bayern nachdenklich geworden. Sie befür- worteten beim Kaiser die Wahrung der Rechte von Friedrich's achkommen auf seinen Länderbesitz. Die katholischen Restau- ationen und Reactionen in Niederdeutschland verstimmten den urfürsten von Sachsen vollends. Unter seinen Auspicien er- chien 1625 die „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels" der Augsb. Conf.), worauf katholischerseits replicirt wurde it dem „Brill für den evangelischen Augapfel". Die Tu-

plik lautete: „Scharfes rundes Auge für den römiſchen Papſt“. Die Reduplik: „Venetianiſche Brillen für lutheriſche Naſen“.

Durch ſolch' angenehmen Esprit wurde wieder etwas Theologie in die ſtets weltlicher ſich geſtaltenden Combinationen gemiſcht.

Der nimmer ruhende Rusdorf arbeitete unterdeß emſig in London weiter, that ſich mit Henry Vane zuſammen und ſchlug in einer Flugſchrift vor, die engliſche Flotte ſollte an der Elbe und Weſer eingreifen und ſo indirect den Krieg gegen Spanien führen. Leider wurde daraus die Belagerung von Cadix und die Zerſtörung der engliſchen Flotte. Rusdorf, der gegen Buckingham wühlte, wurde auf deſſen Betreiben aus England verwieſen.

Ferdinand, der Bayern ſo reichlich belohnt hatte, aber noch immer abhängig von der Armee der Liga war, fühlt ſich genirt durch dieſe Abhängigkeit. Grade ſo wie Max gezögert hatte, ihm in ſeiner Bedränguiß beizuſtehen, nahm jetzt auch Ferdinand Anſtand, blos als idealer Schutzherr einer fremden Armee aufzutreten. Er wollte ein Heer für ſich haben. Woher dieſes aber nehmen, da die Reaction in Böhmen und der Aufſtand in Oeſterreich vorläufig alle Kräfte des Kaiſers in Anſpruch nahmen? Chriſtian von Braunſchweig und namentlich der Mansfeldter hatten den Weg gezeigt: ein namhafter Heerführer wirbt ſich eine Armee zuſammen, welcher er reiche Beute, zur Noth Plünderung verheißt, der er mit Ausnahme des Dienſtes und der Zucht im Felde die Zügel ſchießen läßt; eine Armee, die ſiegen muß, um zum Raube zu gelangen, und die durchaus nicht nöthig hat, aus einer beſtimmten religiöſen Secte zu beſtehen. Es galt nur die Methode Mansfeldt's im größern, ja im größten Maßſtabe anzuwenden.

Der Mann war gefunden. Albrecht von Waldſtein, ein böhmiſcher Edelmann, der ſeine militäriſche Begabung ſchon im türkiſchen und böhmiſchen Kriege bewährt hatte, erbot ſich, dem Kaiſer eine Armee von 20,000 Mann und mehr ins Feld zu ſtellen, wenn man ihn frei gewähren laſſe.

Dieſes Anerbieten wurde endlich acceptirt. So trat die dritte Macht zwiſchen die Evangeliſchen und den Kaiſer, zunächſt im Dienſt und Intereſſe des letzteren, als kaiſerlicher „Veldtmauptmann".

Wallenſtein's erſtes Generalat.

Albrecht Wenzel Euſebius von Waldſtein, vom böhmiſchen Geſchlecht der Ralsko, das ſich in die Wartenberg und Waldſtein theilte, kam als Sprößling der ärmern Branche am 14. September 1583, 4 Uhr 30 Minuten Nachmittags zur Welt, und zwar zu Hermanitz bei Königgrätz. Seine Familie war proteſtantiſch. Früh verwaiſt, wurde er auf Koſten ſeines proteſtantiſchen Onkels A. Slavata in die Schule der böhmiſchen Brüder zu Koſchumberg im Chrudimer Kreiſe geſchickt, woſelbſt er einige Jahre verblieb. Durch den katholiſchen Onkel Rikam gelangte er dann zu den Jeſuiten nach Olmütz, wo es ihm beſſer behagte als bei den ſtrengen Brüdern. Ein Extrem hob das andere auf, der junge Waldſtein wurde katholiſch und indifferent.

Seine höhern Studien machte er zu Altorf, wo er wegen wilder Streiche faſt relegirt wurde.

„Denn zu Altorf, im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu ſagen,
Ein wenig locker und burſchikos."

Zu Padua hörte er bei Galilei die Ingenieurkunſt, ſein Wappen prangt dort noch auf öffentlichem Platze. Hierauf machte er mit einem begüterten Verwandten die übliche Cavalierstour durch Deutſchland, Belgien und Italien.

1604—5 war er Hauptmann bei der ungariſchen Armee des Kaiſers Rudolf und lernte das Kriegshandwerk unter General Baſta, der vom Trommelſchläger herauf avancirt war und in Siebenbürgen ſeinen Namen blutroth einſchrieb. Dieſer

Basta ist der eigentliche Vorfahr der Mansfeldt und Braunschweig, also auch Wallenstein's.

Mit 21 Jahren machte Hauptmann Waldstein mit dem böhmischen Freiherrn Heinrich Michael Hieserle mitten im Winter die mühselige Reise von Eperies durch die Zips, über die Tatra durch Polen nach Prag, um Geld für die Truppen in Ungarn zu holen. Seine Lieblingslectüre war „Il Principe" des Machiavelli.

Bei den Cabalen des Mathias gegen Rudolf schlug er sich auf die Seite des erstern.

1608, im Jahre des „Haarsterns", ein Jahr vor seiner Wandlung durch das Teleskop, wurde Joh. Kepler von seinem Arzte Dr. Stromayer in Prag ersucht, die Nativität eines jungen Edelmannes zu stellen, da und da geboren und erzogen, so alt, so und so beschaffen, unverheirathet. Kepler wollte nicht darauf eingehen, aber auf einen Empfehlungsbrief des Astrologen P. Verdungus gab er nach.

Die Nativitas Wallensteinii, Ducis Friedlandii findet sich in Kepler's Werken, ed. Frisch, I. 293 ff. und 386 ff. Kepler zog die 12 Dreiecke oder „Häuser" am Himmel, bemerkte jedoch vorab: Er pflege auch sonst nicht durch alle Häuser zu gehen und Specialfragen zu erörtern. Man möge es ihm daher auch jetzt nicht als Unfleiß anrechnen. Wenn es im Folgenden scheine, als wolle er dennoch Zufälliges und Nebensächliches errathen, so sei das nur so gemeint: „nämlich nach der Regel, daß welcher Astronom einige Sachen blos und allein aus dem Himmel vorsagt und sich nicht fundirt auf das Gemüth, die Seele, Vernunft, Kraft oder Leibesgestalt desjenigen Menschen, dem es begegnen soll, der gehet auf keinen rechten Grund, und geräth es dennoch, so ist es Glück. Sintemal Alles was der Mensch vom Himmel zu hoffen hat, da ist der Himmel nur Vater, seine eigene Seele aber ist die Mutter dazu, und wie kein Kind außerhalb seiner Mutter Leib gezeugt wird, wenn schon der Väter zehne wären, also hoffet man vergeblich ein Glück von oben herab, dessen

Anleitung in des Menſchen Seel und Gemüth findet,
ſen ſo große Correſpondenz iſt zwiſchen der Gebär-
dem menſchlichen Samen, noch viel größere Nei-
n unſere verborgenen Kräfte der Seelen zu den
erſcheinenden Configurationibus.“ Das war der
, mit dem Kepler an der Aſtrologie hing.
ſauſe des Lebens ſtanden Jupiter und Saturn im
der Fiſche, aber Saturn höher als Jupiter.
n bedeutet: „die melancholiſchen, alle Zeit wachenden
Alchymiam, Magiam, Zauberei, Gemeinſchaft zu
n, Verachtung und Nichtachtung menſchlicher Ge-
aller Religionen;“ das Trachten nach „neuen, un-
und ſeltſamen Mitteln“. Auf die Rechnung des
mmt der „merkwürdige Nachtheil und Verachtung
mit welchen er zu converſiren hat, daß er für einen
leichtſchätzigen Unmenſchen wird gehalten werden.“
barmherzig, ohne brüderliche und eheliche Liebe, nur
inen Wollüſten ergeben, hart über die Unterthanen,
üglich, ungleich im Verhalten, meiſt ſtillſchweigend.“
eibt ihn zu „Ehrendurſt, Streben nach zeitlichen
und Macht, dadurch er ihm viel großer und heim-
e macht, aber denſelben meiſtens obſiegen wird.“
nde, prächtige Jupiter giebt Hoffnung, „daß bei rei-
er ſich die Untugenden des Saturn abwetzen und
öhnliches Naturell zu hohen gewaltigen Dingen be-
rden.“

„Saturnus Reich iſt aus, der
Ueber Allem, was das Licht ſcheut, waltet. —
Denn Jupiter, der glänzende, regiert.“

ir in Oppoſition zu Mars will ſagen: „einen großen
n“, wodurch „er eine große Menge Volkes an ſich
r ſich einmal von einer Rott, ſo malcontent, zu
pt- und Rädelführer aufwerfen laſſen“ werde.
Saturn „werden dieſen Herrn eigenſinnig, ſtreitig,
verwegen machen, durch welche Untugenden er

leichtlich mit seiner Obrigkeit in gefährlichen Streit kommen kann, oder sonst mit hohen Potentaten, wo dann allerlei grausam-schreckliche Verwirrungen mit seiner Person eintreten werden." — „Er wird eine stattliche Heirath machen mit einer Wittib, nicht schön, aber an Herrschaften, Gebäuden, Vieh und barem Geld reich." Das Horoskop habe viel Aehnlichkeit mit dem des polnischen Kanzlers Zamoisky und dem der Elisabeth von England.

Aber, heißt es nach allem dem, „seine Natur und Neigung gilt bei mir mehr als jeder Stern." Der 25jährige Waldstein war von dieser Nativität tief ergriffen. Er merkte: Saturn überwog den Jupiter, nicht umgekehrt, wie bei Schiller. Ihm blieb offenbar nur die zweite Rolle zu spielen: deutscher Reichsfürst, vielleicht Kurfürst, das stand in den Sternen geschrieben.

Dem Saturn entsprach auch die äußere Erscheinung Waldsteins; er war lang, hager, fahlen Gesichts, trug ein Paar Eulenaugen unter übergebauter Stirn, hatte starke Züge; sein Benehmen war kalt, verschlossen, nicht imposant; man fürchtete ihn, liebte ihn nicht. „Ein Ungeheuer — und der größte Capitän seiner Zeit."

Verhelst stellt ihn dar mit kurzgeschornem Igelkopfe, Schnurrbart und „Wallensteiner" am Kinn, im gewölbten, umgeschlagenen Spitzenkragen, mit dem Harnisch bekleidet. Eine spätere Aufnahme zeigt ein langgezogenes, sorgenvolles Gesicht. Werfen wir ihm noch den Scharlachmantel um die Schultern, stecken wir ihm die rothe Feder auf die Sturmhaube, so schreitet Mephistopheles unheimlich genug nächtens durch das Lager. Eine heitere Zuthat zu diesem Mephistopheles bildet allerdings die kurze Tabakspfeife Wallensteins. In Wien rauchte man zu Anfang des 17. Jahrhunderts, um sich gegen die Pest zu schützen.

Das Horoskop schien zu wirken. 1609 heirathete Waldstein eine ältere Dame, Lucrezia Nekyssowa von Landeck, mit Gut und Geld. Sie starb schon 1614. 1617 führte der

König von Ungarn und Böhmen Krieg mit Venedig um Gradisca im Friaul. Waldstein wurde an der Spitze einer von ihm selbst geworbenen Truppenschaar, die eigentlich der Durchsetzung der römischen Königswürde galt, hingeschickt. Er nahm Gradisca, schob den Dampierre bei Seite und leitete die Friedensverhandlungen.

In Wien schloß er dann eine zweite Ehe mit Isabella von Harrach. Sein Schwager war der Schwiegersohn des ältern Fürsten von Eggenberg, des kaiserlichen Factotum. 1618 brach der böhmische Aufstand aus, Mähren hielt zu Böhmen; Waldstein, der hier als Oberst ein Reiterregiment befehligte, ging mit der Kriegscasse von 90,000 Thalern zum Kaiser durch. Die Truppen aber ließen ihn im Stich. Er flüchtete mit der Casse allein über Olmütz nach Ungarn und von da nach Wien. Das Geld mußte als Lösegeld für den gefangenen Cardinal Dietrichstein herausgegeben werden.

Als Thurn auf Wien marschirte, hielt Waldstein mit 1000 Cürassieren die Donaubrücke; später schlug er die Böhmen bei Tein.

Auf dem Weißen Berge war er nicht anwesend, sein Regiment aber griff mächtig in die Schlacht ein, während der Oberst eine besondere Mission zu erfüllen hatte. Ferdinands Ob über ihn ist daher nur indirect zu verstehen. Dann schlug er den Bethlen Gabor bei Standschütz in Mähren und den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf bei Kremsier. Einen Namen hatte er sich jetzt schon gemacht; in spanischen Berichten von 1619 und 1621 heißt er Bolqueſtain, auf Deutsch Wallenstein.

Nach der Niederwerfung der Böhmen verrieth er seine taurinische Blei- und Schwernatur in widerwärtigster Weise. „Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur.“ Ferdinand hatte drei Drittel des böhmischen Landes confiscirt. Wallenstein nahm große Güter an, zahlte den größten Theil des Preises nicht, oder doch mit falschem Gelde. Seine Mutter war eine geborne Smiritzky; der älteste überlebende Erbe dieser Familie war blödsinnig. Die Vormundschaft kam an die 14jährige Schwester Margarethe, die den revolutionären Heinrich Slavata

leichtlich mit seiner Obrigkeit in gefährlichen Streit kommen kann, oder sonst mit hohen Potentaten, wo dann allerlei grausam-schreckliche Verwirrungen mit seiner Person eintreten werden." — „Er wird eine stattliche Heirath machen mit einer Wittib, nicht schön, aber an Herrschaften, Gebäuden, Vieh und barem Geld reich." Das Horoskop habe viel Aehnlichkeit mit dem des polnischen Kanzlers Zamoisky und dem der Elisabeth von England.

Aber, heißt es nach allem dem, „seine Natur und Neigung gilt bei mir mehr als jeder Stern." Der 25jährige Waldstein war von dieser Nativität tief ergriffen. Er merkte: Saturn überwog den Jupiter, nicht umgekehrt, wie bei Schiller. Ihm blieb offenbar nur die zweite Rolle zu spielen: deutscher Reichsfürst, vielleicht Kurfürst, das stand in den Sternen geschrieben.

Dem Saturn entsprach auch die äußere Erscheinung Waldsteins; er war lang, hager, fahlen Gesichts, trug ein Paar Eulenaugen unter übergebauter Stirn, hatte starke Züge; sein Benehmen war kalt, verschlossen, nicht imposant; man fürchtete ihn, liebte ihn nicht. „Ein Ungeheuer — und der größte Capitän seiner Zeit."

Verhelst stellt ihn dar mit kurzgeschornem Igelkopfe, Schnurrbart und „Wallensteiner" am Kinn, im gewölbten, umgeschlagenen Spitzenkragen, mit dem Harnisch bekleidet. Eine spätere Aufnahme zeigt ein langgezogenes, sorgenvolles Gesicht. Werfen wir ihm noch den Scharlachmantel um die Schultern, stecken wir ihm die rothe Feder auf die Sturmhaube, so schreitet Mephistopheles unheimlich genug nächtens durch das Lager. Eine heitere Zuthat zu diesem Mephistopheles bildet allerdings die kurze Tabakspfeife Wallensteins. In Wien rauchte man zu Anfang des 17. Jahrhunderts, um sich gegen die Pest zu schützen.

Das Horoskop schien zu wirken. 1609 heirathete Waldstein eine ältere Dame, Lucrezia Nekyssowa von Landeck, mit Gut und Geld. Sie starb schon 1614. 1617 führte der

Ungarn und Böhmen Krieg mit Venedig um
Friaul. Waldſtein wurde an der Spitze einer
ſt geworbenen Truppenſchaar, die eigentlich der
der römiſchen Königswürde galt, hingeſchickt. Er
ca, ſchob den Dampierre bei Seite und leitete die
ndlungen.
n ſchloß er dann eine zweite Ehe mit Iſabella
Sein Schwager war der Schwiegerſohn des
ten von Eggenberg, des kaiſerlichen Factotum.
der böhmiſche Aufſtand aus, Mähren hielt zu
aldſtein, der hier als Oberſt ein Reiterregiment
ig mit der Kriegscaſſe von 90,000 Thalern zum
Die Truppen aber ließen ihn im Stich. Er
der Caſſe allein über Olmütz nach Ungarn und
Wien. Das Geld mußte als Löſegeld für den
ardinal Dietrichſtein herausgegeben werden.
rn auf Wien marſchirte, hielt Waldſtein mit 1000
e Donaubrücke; ſpäter ſchlug er die Böhmen bei Tein.
n Weißen Berge war er nicht anweſend, ſein
r griff mächtig in die Schlacht ein, während der
eſondere Miſſion zu erfüllen hatte. Ferdinands
iſt daher nur indirect zu verſtehen. Dann ſchlug
en Gabor bei Standſchütz in Mähren und den
on Brandenburg-Jägerndorf bei Kremſier. Einen
r ſich jetzt ſchon gemacht; in ſpaniſchen Berichten von
21 heißt er Bolqueſtain, auf Deutſch Wallenſtein.
r Niederwerfung der Böhmen verrieth er ſeine
lei- und Schwernatur in widerwärtigſter Weiſe.
ıus gröberm Stoffe die Natur." Ferdinand hatte
des böhmiſchen Landes confiscirt. Wallenſtein
Güter an, zahlte den größten Theil des Preiſes
ch mit falſchem Gelde. Seine Mutter war eine
itzky; der älteſte überlebende Erbe dieſer Familie
ig. Die Vormundſchaft kam an die 14jährige
ırgarethe, die den revolutionären Heinrich Slavata

heirathete. Nach dem Weißen Berge floh die Verwittwete n
Breslau. 1621 erschlich der herzlose Wallenstein die Ausli
ferung des Blödsinnigen und die Vormundschaft. Den Fe
dalbesitz rettete er vor der Confiscation, einen Theil des Allo
überließ er dem Kaiser. Dann intriguirte er so lange in d
Familie, bis er 1625 alle Rechtsansprüche in seiner Ha
hatte. 1627 ließ er sich, bei Lebzeiten des Blödsinnigen, zu
absoluten Eigenthümer erklären. Margarethe Slavata w
ihm natürlich im Wege; 30 Jahre später behauptete sie v
Ferdinand III., Wallenstein habe ihr nach dem Leben getracht

Schon 1621 gelang es ihm durch Käufe des Vier- b
Fünffachen seinen Besitz zu arrondiren, den er allmählich a
dem böhmischen Verbande herauszuschälen wußte. Von 16
bis 1624 kaufte er für beinahe 4 Millionen Gulden. W
das? 1623 zahlte er 2 Millionen. Wie das? 638,000 Gulb
rückständigen Sold für ein Reiterregiment von 1620/1 brac
er in Abzug. Gindely nennt das ein starkes Drittel zu vi
182,000 Gulden setzte er für Beschädigung seiner mährisch
Güter in Rechnung. Blieb immer eine Million, die kein Fü
in Europa besaß. Die Smiřický'schen Güter trugen vielle
in zwei Jahren 100,000 Gulden.

Der Statthalter von Böhmen, Fürst Liechtenstein, li
schlechtes Geld prägen, $4^1/_2$ Gulden galten für $11^1/_4$. Walle
stein trat in Verbindung mit dem Juden Basseoi, einem Ki
per und Wipper. 1625 bedurfte er eines kaiserlichen Fr
briefs, daß er nie wegen schlechten Geldes nachzahlen solle!

1622 war er Reichs- und Pfalzgraf mit Privilegien geg
das böhmische Recht. Dem Kaiser kaufte er die Lehensh
lichkeit über die Vasallen im Friedländischen ab. Die Al
dialgüter wurden erkauft oder ertrotzt. Die frühern kais
lichen Vasallen wurden „Unterthanen der Friedländischen G
sammtherrschaft", gingen nicht mehr nach Prag zum Landt
1623 wurde Wallenstein Fürst, 1624 Friedland mit 9 Städ
und 57 Schlössern und Dörfern zum Fürstenthum erhoben.

Er kaufte Sagan in Schlesien, baute seinen Palast

ührte mehr als kaiſerlichen Hofſtaat. 5 Millionen
r böhmiſche Güter allein zahlen ſollen; er zahlte
, Millionen. Der beſtohlene Ferdinand entlieh ſogar
Wallenſtein 700,000 Gulden zu 6 %, während er
00 Gulden zugut hatte. Seit 1621 zahlte Wallen-
:teuern, und als 1628 und 1631 die Steuer ein-
rden ſollte, deckte er ſie mit den Zinſen der 700,000
wollte noch heraus haben!
im Lagerleben verwaltete er ſein Fürſtenthum und
ı „Landeshauptmann", wie ein ſouveräner Herr.
: ſchnitt er gleichfalls von Prag ab. Die Finanz-
iner Hauptſtadt Gitſchin hielt alle Steuerzahlungen
urück. Er ernannte einen eignen Kirchenviſitator
mit um, einen vom Prager Erzbiſchof unabhängi-
einzuſetzen. Er ſetzte ein beſonderes Tribunal zu
ſeit 1627 auch über Adel und Geiſtlichkeit com-
ell fand nur an den nunmehrigen Herzog ſtatt.
eß er durch ſeinen Kanzler Ilgen eine Verfaſſung
b verkünden. Ein Landtag wurde nach Gitſchin
ı für Geiſtlichkeit, Adel und landesfürſtliche Städte,
Muſter der böhmiſchen Landesordnung. Deutſche
deutſches Recht galten im Herzogthum.
miniſtrator war er muſtergültig, wenngleich des-
ı der Fremde ließ er Handwerker nach Gitſchin
legte Eiſenhämmer und Waffenfabriken an, trieb
ıt und Seidenweberei. Der Handel blühte unter dem
olbert, der zugleich noch Louvois und Turenne war.
ußte ſich in Gitſchin anbauen. Er ſelbſt ließ ſich
Italiener einen Palaſt errichten. Die ſeit den
ſchütteten Bergwerke wurden wieder geöffnet,
n in der Nähe angelegt. Klöſter erlaubte er,
obte Hand, nur Dotationen. Die Kirche durfte
:gende Güter nur auf einſtimmigen Beſchluß der
n. Die Jeſuiten wurden zum Unterricht benutzt,
m zu Gitſchin erzog den jungen Adel.

Die Durchführung seiner Maßregeln war tyrannisch. Dem Verfertiger einer ungeschickten böhmischen Namensübersetzung befahl er die Hand mit Prügeln entzwei zu schlagen. Die Steuern mußten bei Todesstrafe entrichtet werden. Auf eine Bitte um Steuernachlaß resolvirte er: bei Wiederholung „den Kopf abschlagen". Der Landeshauptmann Gerhard von Taxis entging nur durch die Flucht den Folgen solcher Strenge. Dämonischer Ehrgeiz, frevelhafter Egoismus, saturnische Bleiseele — aber als Verwaltungsgenie eben so groß wie als Schlachtengenie.

Das erste Generalat dauerte von 1625—29. Ehe aber Wallenstein sich in dieses Wagniß stürzte, zog er neue Erkundigungen von den Sternen ein. Am 25. Decbr. 1624 ersuchte der Landeshauptmann Gerhard v. Taxis in einem Schreiben Namens des Herzogs von Friedland den Astronomen Kepler zu Linz, genauer als früher geschehen die Nativität Wallensteins zu stellen. Es sei bisher alles Frühere richtig befunden worden, nur nicht ganz genau auf die einzelnen Jahre vertheilt. Der Irrthum rühre wohl daher, daß Wallenstein früher seine Geburt um fast eine Viertelstunde zu früh angegeben habe. Zehn Fragen wollte Wallenstein beantwortet haben, hauptsächlich: ob er eines gewaltsamen Todes und wo sterben werde; ob er Glück oder Unglück und welche Feinde er habe; Näheres über Zamoisky und Elisabeth möchte er wissen.

Kepler wehrte ab. Was sollte ihm die Spielerei, 16 Jahre nach gewonnener Klarheit, 13 Jahre nachdem er dem Kaiser Rudolf gesagt: Die Astrologie müsse aus Sr. Majestät Kopf und Rath heraus? Er könne nicht dazu, daß früher der Prophet Recht behalten; das sei das Werk des Andern. Dieser habe den Erfolg gesichert, wie nicht der Arzt, sondern meist die gesunde Natur des Patienten helfe. Uebrigens lasse er sich nicht als Komödiant oder Platzspieler gebrauchen.

Endlich, am 21. Jan. 1625, läßt er sich herbei, unter der Bedingung, daß Wallenstein 6200 fl. Gehaltsrückstände für den Druck der Rudolfinischen Tafeln hergebe. (Kepler's Werke, ed. Frisch, VIII. 347 ff.)

Nativitäten seien nicht sonderlich gut gegen einander. stein solle sich vor Angebern und Raubvögeln hüten. viderwärtig sei ihm die Nativität des Erzherzogs Fer- (des spätern Ferdinands III.). Dann geht Kepler auf hsten 10 Jahre (1625—35) ein. Gefährlich sei die Con- n zwischen Saturn und Jupiter jedes Jahr im März eptember; auch Juli und December seien bedenklich. öse sei der März 1634, weil der gewaltsame Mars zu Planeten ein wunderliches Kreuz mache, was noch zu ndschaft zwischen Jupiter und Saturn komme.

ar's Prophezeiung, war's Gehorsam? Wir werden sehen. lls hat Wallenstein einen Höhern über sich, den er nicht d. Der Erzherzog Ferdinand erregt fortan sein größtes uen und es lauert eine mächtige Gefahr.

is der auf der Sternwarte zu Pulkowa gefundenen ondenz Kepler's*) geht hervor, daß Wallenstein selbst r Höhe seiner Triumphe Keplern als seine Vorsehung . Zu Anfang 1629 schreibt der Herzog von Mecklen- em armen Gelehrten: „dieweil der Herr den Ruf des unter den Mathematicis hat und ich die meiste Unge-

legenheit mit des Königs aus Hungarn (Erzherzog Ferdi
Nativität finde, bitte ich, der Herr wolle mir darüber
Discurs schicken, er wird mich höchlich obligieren."

Wallenstein glaubte an Kepler, wie Ferdinand II. a
P. Lamormain, wie Friedrich V. an Spalatin, Johann G
von Sachsen an Hoë von Hoënegg, Maximilian von B
an den P. Busleiden. Er hatte den chaldäischen Ma
Glauben, steckte in ganz materialistischem Stern-Fetischis
Kepler war ihm der Hierophant.

Das große geschichtliche Räthsel „von der Parteien
und Gunst" hin und her gedeutet, löst sich dahin: Walle
glaubte an den Kepler, der an sich selbst nicht glaubte
schon längst den letzten Rest des geocentrischen Irrthums
sich geworfen hatte.

Der im Januar 1625 von Kepler Confirmirte wurd
nächst mit seinem Plan, 20,000 Mann zu werben und z
halten, ausgelacht. Der defenestrirte Vetter Slavata äu
zu Wien: Er habe immer „der tolle Waldstein" geh
Auch Eggenberg war dagegen. Vielleicht war der März s

Dann ging er selbst nach Wien und vertheilte 300,000
unter die kaiserlichen Räthe. Das half. Er bekam den
beschränkten Oberbefehl als kaiserlicher General-Feldo
Entschädigung sollte ihm aus den eroberten Ländern wer

Und jetzt ereignete sich das Unerhörte, eine Armee n
aus dem Nichts geschaffen. Die Werbetrommel erdröhnte
in Schwärmen flogen die Geworbenen nach Eger, dem G
melplatz. Täglich 1 Pfd. Fleisch, 2 Pfd. Brod, 2 Maß
9 Gulden monatlich der Infanterist, 15 der Reiter. L
spruch: „Den Soldaten muß man gut füttern, gut zahlen
gut henken."

Der Holk'sche Jäger: „Flott will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn."

Der Wachtmeister: „Das Wort ist frei
Die That ist stumm, der Gehorsam bli

In Eger ging es gleich hoch her. Der Senat spende

„jedem Obriſten zwei Eimer Wein, dem Herzog zwei
ein, ein Faß Bier, ein Faß Meth, ein Fuder Haber
Hirſchen; nebſtdem beſorgte der Senat freien Tiſch für
g und ſeinen Hofſtaat während ſeiner Anweſenheit
Vier Rathsherren waren beordert, hiezu alles Nöthige
n. Der Mundkoch hatte ein Verzeichniß übergeben,
ch heute noch im Egerer Archiv befindet, was täglich
rzogliche Tafel an Fleiſch- und Fiſchtagen beizuſchaffen
ch dieſem Verzeichniſſe ſcheint die Tafelbeſorgung des
trotz der damaligen billigen Lebensmittelpreiſe den
r guten Stadt Eger gewaltig erleichtert zu haben.
Herzogs Tiſch wurden täglich erfordert: 3/4 Centner
), 2 Lämmer, 4 Schöpſe, 24 junge Hühner, 8 Pfd.
leiſch, 6 Pfd. Bratwurſt, 4 Schock Krebſe, allerlei
Gänſe, Enten, Obſt, holländiſcher Käſe, 2 Kübel
nd eine Menge anderer Victualien. An Fiſchtagen
große Karpfen, 20 große Hechte, 21 Häringe, 12 ge-
Karpfen, 1 Metzen dürre Zwetſchken, 24 Forellen
zu liefern. Man ſieht, die Herren im kaiſerlichen
rtiere waren gut zu leben gewohnt. Im Laufe der
den Kriegsjahre wurde Eger wiederholt durch die
es Herzogs beehrt und der jeweilige Aufenthalt kam
t immer theuer zu ſtehen, da nicht nur des Herzogs
zu verköſtigen war, ſondern in und um die Stadt
te Kriegsvölker mancherlei Plünderungen ſich erlaub-
die ohnedies durch die fortwährenden Kriegsauflagen
nen Bewohner oft der letzten Habe beraubten. Die
z der zeitgenöſſiſchen Chroniſten, daß bei dem Heran-
s Kriegsvolkes oft die Bewohner ganzer Dörfer ſich
ebirge flüchteten, erſcheint daher ganz glaubwürdig."
Herbſte 1625 begann der Abmarſch von Eger mit
Mann. Der Kaiſer hatte ſeinem General-Feldobriſten
Franken und Schwaben für ſeine Requiſitionen preis-
Die Stadt Nürnberg zahlte 100,000 fl. beim Durch-
ibrigen Städte und Stände pro rata.

Slavata flüsterte schon jetzt von bösen Streichen, die der Vetter im Kopfe führe; die halbe Armee sei protestantisch. Wallenstein setzte sich à cheval auf die Elbe, quartierte die Armee in den reichen Stiften Magdeburg und Halberstadt ein. Er schrieb eine Einkommensteuer aus: Bürger und Bauern hatten die Hälfte ihres Einkommens, Fürsten und Adel zwei Drittel zu entrichten. Sachsen ließ er ungeschoren, die Klagen der übrigen Niederdeutschen solle der Kaiser unter den Tisch werfen.

Am 25. April 1626 kam ihm der Mansfeldter an der Dessauer Brücke ins Gehege; er hatte 20,000 Mann. Die wurden „zerhackt und zerstreut", nicht verfolgt. Durch Schotten und Weimaraner verstärkt, zog Mansfeldt Ende Juni von Frankfurt a./O. nach Schlesien und von da bis an die Waag. Wallenstein setzt ihm erst auf dringende kaiserliche Mahnung nach und erreicht ihn am 5. September. Er läßt ihn jedoch entwischen. Den Bethlen Gabor trifft er am 30. Septbr. an der Gran — und unterhandelt. „Aurora soll allen Tractationen ein Ende machen." Es war noch September. Gabor entrinnt, sucht seinen Frieden mit dem Kaiser und Mansfeldt flieht todtkrank ins Venetianische. Er starb zu Uraco in Dalmatien, stehend auf zwei Offiziere gestützt. Unfern von Spalato liegt er begraben. Der Partisan des Pfälzischen Kriegs, Christian von Braunschweig, war im Mai desselben Jahres in Westphalen gestorben.

Zu Wien entstand unter Anführung Slavata's eine wahre Rebellion gegen den Feldobristen. Wallenstein wendet sich an Kepler, der ihn tröstet: starke Opponenten, er aber werde obsiegen. Wallenstein gab seine Entlassung, aber mit ihm wäre das Heer verschwunden. Eggenberg eilte daher nach Bruck, dem Grollenden entgegen, und brachte ihm den Titel „Herzog von Sagan". Auf seinem Zuge durch Böhmen verwüstete Wallenstein die Güter seiner Feinde, der Dietrichstein, Liechtenstein und Slavata. Dieser sprach davon, ihn niederschießen zu lassen, worauf Jener: den Slavata hätte man nicht blos defenestiren sollen.

klenburg, verjagte die beiden Herzöge, des Dänen te, erreichte und ſchlug Chriſtian IV. bei Heiligen- gte durch Holſtein und Schleswig nach Jütland. Das Otto dem Großen nicht dageweſen. Tilly war depoſ- lles dies geſchah im October und November. Die hnehin wider Willen im Kriege, boten die Abſetzung nigs gegen die beſetzten Provinzen an. Wallenſtein: Sache des Kaiſers (Jupiters), er nehme mit dem An- ecklenburg) vorlieb. In Wien beſchäftigte man ſich äniſchen Krone.

3 erhielt Wallenſtein Mecklenburg als Pfand für ſeine . Der Lehnsbrief iſt erſt vom 16. Juni 1629, er nach dem Reſtitutions-Edict. Ferdinand wies den epler mit ſeiner Forderung von 12,000 fl. an Wallen- ſer traſſirte auf die Univerſität Roſtock. Kepler refü- ging nach Sagan. Wallenſtein zahlte in lumpigen n, um Kepler'n willig zu erhalten. Er bedurfte der en des Königs von Spanien, des Kurfürſten von und ihrer Söhne. Kepler ſeufzte: „Die ſchmutzige trologie ernährt mich, die reine Himmelstochter Aſtro- ßt mich verhungern!“

Mecklenburg entwarf Wallenſtein ſeine kühnſten Pläne: iet der Oſt- und Nordſee ſollte unter die Oberlehen-

Bundesgenossen zu machen, könnte man ihm die eroberten dänischen Provinzen verleihen. So im Rücken gesichert, würde sich der Kaiser auf die Türken werfen.

In Deutschland war Alles gethan, den ganzen Norden behandelte der Sieger wie einen Schemel seiner Füße, vom Kurfürsten von Brandenburg an bis zum Salzsieder von Hall:

„Was ich erkrimm' nur und erkratz',
Frißt und säuft mir der schlimme Fratz."

Später zu Regensburg wurde ihm nachgerechnet: 7 Millionen von Hessen, 10 Millionen von Pommern, 20 Millionen von Brandenburg erpreßt zu haben.

Der Großadmiral besaß leider kein Schiff und war nicht im Stande die Stadt Stralsund zu nehmen, welche zu Wasser von Dänen und Schweden Succurs erhielt. Vergebens ließ der Kaiser den Hanseaten sagen, sie sollten sich mit seiner Hülfe vom Monopol der Engländer und vom Sundzoll der Dänen befreien.

Ein Brief des P. Lamormain vom Anfang des Jahres 1628 enthüllt die damaligen Wiener Absichten: Alles was nicht kaiserlich und katholisch ist, niederwerfen; die Städte im Innern mit Garnisonen versehen, im Weigerungsfalle belagern; die Seestädte der Hülfe der Seemächte berauben, Stralsund um jeden Preis nehmen, Bremen, Hamburg, Lübeck die gegenseitige Hülfe abschneiden, jede einzeln durch Handelstractate und kaiserlichen Pavillon ködern; mit Dänemark zum Schein unterhandeln, währenddeß die Ostseestädte nehmen."

„Obzwar dies schlechte Sachen, so sind von uns doch viel schlechtere durch die ersehnte Hoffnung des Friedens angefangen." — „Corrumpiren" und große Orlogschiffe anschaffen, 50—60,000 Mann aufladen; Schweden cajoliren und die Polen hetzen; auch mit Schweden Frieden schließen, wenn's heilsam ist, und „es nicht an heilsamer endlicher Betrügerei fehlen lassen". Endlich den Sund nehmen und Holland ausperren.

Noch kurz vor dem Thorschluß des ersten Generalat

in, Herrn von Roſtock und Stargard, Vaſallen des römiſchen Reiches, ihn und ſeine Erben". So ver-
ch Saturn mit Jupiter.
ie Sache hatte nur ihre Haken. Stralſund wurde 1628
Monate lang mit aller Macht vergeblich zu Lande be-
Die Belagerung wurde die längſte Zeit von dem
äufer Arnim oder Arnheim aus Sachſen geleitet. Sie
12,000 Mann. Ende Juli landete der Dänenkönig
lgaſt, hinter Wallenſtein's Rücken. Tilly ſollte jetzt die
rung weiter führen, was die Liga unterſagte. Wallen-
ab die Belagerung auf, warf ſich auf den König und
ihn zur Einſchiffung. Es war noch im Auguſt. Jetzt
Friedensverhandlungen angeknüpft, die zum Lübecker
vom 12. Mai 1629 führten. Alle Eroberungen
herausgegeben, wogegen Chriſtian IV. auf die deutſchen
mer ſeiner Söhne verzichtete und Wallenſtein als Her-
n Mecklenburg anerkannte. Die Kriegskoſten der Liga
in den Wind geſchlagen.
weiter Haken. Ferdinand war perſönlich wenig zum
n geneigt; ſein Verſtand reichte gerade hin, ihn den
hied zwiſchen ſich und Rudolf von Habsburg erkennen
n. Seine bigotte Seele dürſtete danach die Welt zu
iren. den Strom der Säculariſationen zurückzuſtauen.

Tilly sogar warnte aus den Niederlanden. Alle seit dem Passauer Vertrag von 1552 von den Protestanten eingezogenen Bisthümer, Stifter, Kirchengüter kehren in den Schooß der Alleinseligmachenden zurück; die katholischen Stände erhalten feierlich das Recht der Bekehrung. Dieses Recht hatten sich freilich Oesterreich und Bayern schon hinlänglich genommen, Bayern nicht nur in der Oberpfalz, sondern auch in dem verpfändeten Stück Unterpfalz, hier gegen doppeltes Recht durch die Jesuiten ausgeübt. Es standen auf dem Spiele 3 Erzbisthümer, 15 Bisthümer, zahlreiche Stifter und Klöster in Niederdeutschland. Drakonischer Gewissenszwang, Knechtung der Geister und die gewaltsame Aufhebung eines 77jährigen Besitzstandes.*)

Den dritten Haken bildeten Wallenstein's mächtige und zahlreiche Feinde. Die Liga war ihm seit je nicht hold, seit 1627 gradezu aufsässig. Er sprang zu willkürlich mit den Reichsständen um, keiner fühlte sich mehr sicher; sie mißtrauten seiner mehr protestantischen als katholischen Armee. Seine Obristen waren vielfach protestantisch: die Lüneburg, Lauenburg, Holstein, besonders Arnim. Im Frühjahr 1628 sandte Vetter Slavata durch den Capuziner Alexander v. Ales eine wahre Philippika an den Kurfürsten von Bayern: Wallenstein sei unergründlich, hieß es darin, schweige sich nach Machiavelli aus. „Seht ihm auf die Fäuste, nicht auf's Maul! Seine Fäuste sind sein Heer. Er will den Oberbefehl auf Lebenszeit. Er sagt selbst, bei den Römern sei Kaiser gewesen, wer den Waffen vorgestanden. Bei ihm dienen meist Ungläubige und Ausländer. Der König von Ungarn, gegen den er eine unbegreifliche Abneigung hegt, ist von der Nachfolge ausge-

*) Das Volkslied klagte und weissagte:

„Des Kayserś unnöthige Reformation
Bringt mich um meine Reputation,
Den Kayser um die römische Kron',
Bayern wird auch kriegen seinen Lohn."

[illegible] vermag. Die Kurfürsten müssen einschreiten,
aiser erklären, sie würden sich selbst helfen, weil es zwei
gebe; Tilly sei ins Geheimniß zu ziehen, er solle die
en der Liga zusammenhalten, sich auf eine Schlacht vor-
n; die Unterbefehlshaber Friedlands, den Grafen Schlick
ndern verläßlichen Generalen müsse man avisiren, ihm
mehr zu gehorchen. „Macht ein Ende mit diesem Men-
der nur gewaltsam beseitigt werden kann. Er ist eine
Katze, springt Euch ins Gesicht, wenn Ihr ihn nicht gut
"

Das war der Plan der Camarilla, der sechs Jahre später
führt wurde. Uebrigens stellte der giftige Slavata seinen
sehr hoch, wenn er ihn gleich nicht begriff. Wallenstein,
sitze Mecklenburgs, hatte allerdings hochfliegende Pläne:
ürkei zu erobern, nach Konstantinopel zu ziehen, das
ländische Kaiserthum zu erhöhen, dem Kaiser Ferdinand
rone Konstantins auf den Kopf zu setzen! Dabei blieb
er immer oben.

Die Armee der Liga gegen Wallenstein! Der Gewaltige
den Herzog von Braunschweig verjagt und schnitt für
das Fürstenthum Kahlenberg, für Pappenheim das Für-
um Wolfenbüttel heraus, ganz à la Napoleon. Seine
ere räsonnirten laut an der Tafel: die deutschen Fürsten
[illegible]

Zur Durchführung ſollte die Armee der Liga dienen, Fr
lands Armada überflüſſig werden. Die Armada war a
dings zu gut für den Polizeidienſt und für Zwangsgarniſo
Kepler ſchrieb: Viel Streit, doch auch ein glückliches The
günſtige Strahlen in Ausſicht. — Alſo Krieg im Ausla
gewaltige Schläge des unbeſiegbaren Heeres gegen die Fr
den, Macht von Innen nach Außen! Piccolomini mit 10,
Mann in die Niederlande gegen Holland; Arnim mit 10,
Mann nach Polen gegen Guſtav Adolf. In Mantua wa
die Gonzaga ausgeſtorben, die Franzoſen hatten den Prin
von Nevers dorthin geſchickt. Die Franzoſen ſollen her
Colalto marſchirt mit 20,000 Mann ſüdwärts. Zudem
der Papſt franzöſiſch geſinnt, Friedland ſprach: Rom ſei
100 Jahren nicht geplündert worden, es müſſe jetzt viel rei
ſein. 20,000 Mann blieben unter Conti in Pommern.

Die Mecklenburgiſche Ritterſchaft huldigte dem neuen H
zog im Juli 1629. Er erwiderte gnädigſt: Sie werden b
Augsburgiſchen Bekenntniß gelaſſen, Gewiſſensfreiheit ſei
Privileg der Deutſchen. Dann führte er perſönlich 30,000 M
nach Süddeutſchland.

Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaiſers Sohn, ſo
die Erzſtifter Halberſtadt und Magdeburg bekommen; Wall
ſtein war mit der Durchführung beauftragt. Da die Nativ
Leopolds gut zu der ſeinigen ſtand, ſo nahm er Halberſt
und belagerte Magdeburg. Acht Wochen lag er vor der ju
fräulichen Burg; ſeine Soldaten, namentlich die Proteſtan
wurden läſſig, die Vertheidigung war tapfer; der Septem
rückte heran, Wallenſtein ließ ſich eine Contribution zal
und zog ab. Regensburg mit dem verhängnißvollen Reich
trat in Sicht.

Der Reichstag verſammelte ſich, Wallenſtein ſpürte
Gewitter über ſich. Er gab gute Worte, ſeine Armee
auch den Kurfürſten Treue ſchwören. Mecklenburg, bat
möge ſpäter auf ſeinen Vetter Max übergehen. Erkennen
die Kurfürſten an, ſo will er die Armee entlaſſen; er ſch

ſich glücklich, ihres gleichen zu ſein. — Sie erkannten ihn aber nicht an.

Zur Sicherheit verlegt er die Armee nach Memmingen in Bayern; weſtlich geht die Straße nach Paris, nordöſtlich über München nach Regensburg. Wer weiß, wohin er ſich richten wird?

Da hängte Kurfürſt Maximilian der Katze die Schelle an: Wallenſtein verwüſte Deutſchland; ehe man an die Wahl des römiſchen Königs denke, müſſe Wallenſtein entfernt werden. Alle liguiſtiſchen Stände ſtimmten uniſono zu, Brandenburg und Sachſen desſelbigen gleichen. Die Freunde warfen ein: es ſei Bayern mit ſeinem Tilly, welches Deutſchland verwüſtet habe. Maximilian habe durch den Krieg die Kurwürde, die Oberpfalz und die Unterpfalz diesſeits des Rheins erlangt. Die 13 Millionen Kriegsentſchädigung, die er dem Kaiſer für ſechs Monate aufgerechnet, betrügen mehr als Wallenſtein's Forderung für ſechs Jahre. Die Heidelberger Bibliotheken ſeien mit ausgedorrte Knochen angeblicher Heiligen nach Rom gewandert.

Eine Vertheidigungsſchrift für Wallenſtein zeigt uns in einer einzigen Probe den Zuſtand der deutſchen Sprache im „deutſchen Kriege“: „Einen ſolchen vernünftigen, valoroſiſchen, meritirten General inmitten des Curſus ſeiner Victorien abzudanken, wäre wider alle razon de estado. Er möchte dann alle ſeine Qualitäten wider kaiſerliche Majeſtät wenden, oder wohl gar des Feindes partida ergreifen.“

Wallenſtein ließ umlaufen: die Nachfolge im Reiche gehöre dem Sohne des Kaiſers, auch ohne Wahl. Er als treueſter Diener des Kaiſers werde marſchiren. Mantua wurde am 21. Juni 1630 erobert. Slavata ſchrieb: Der Kaiſer ſei in Trübſinn verfallen, daß Mantua gegen den Papſt erobert worden! Der Papſt ließ durch den kaiſerlichen Beichtvater bieten: das koſte dem Kaiſer das Seelenheil. Dem geängſtigten Ferdinand verbürgte Slavata die Nachfolge ſeines Soh-

nes, wenn er den Kurfürsten die Entlassung Wallensteins
willige.

Endlich ließ Eggenberg, der bis dahin zu ihm gehalt
seinen Verwandten fallen. Slavata und der Kurfürst v
Bayern waren oben. Natürlich war Lamormain die Hau
triebfeder der kaiserlichen Entschlüsse gewesen; an ihn wan
sich Maximilian in seinen persönlichen Anliegen. Einen Fac
indessen, ohne den der Sieg noch immer zweifelhaft geblieb
wäre, „die graue Excellenz", den Abgesandten des Cardin
Richelieu, werden wir erst später kennen lernen. Hier nur
viel: Mantua wurde vom Kaiser herausgegeben und dem Pri
zen von Nevers zurückerstattet. Der heilige Vater und d
kaiserliche Gewissen waren befriedigt.

Noch am 20. August frug Ferdinand beklommen: w
man die Sache mit Glimpf anfange. Noch am 23. g
Wallenstein Werbepatente aus. Ende August entschließt s
der Kaiser „mit schwerem Herzen, ungern und ohne G
heißen."

Werdenberg und Questenberg bringen die Botschaft n
Memmingen. Wird Er gehorchen? Am 9. Sept. noch kei
Antwort. Aber Kepler hatte eindringlich vor März und S
tember gewarnt und der Feldastrolog Zenno (Seni) bestäti
jetzt die böse Conjunction.

„Haupt- und Rädelsführer einer Rotte von Malcontenten."
„Ein Reich von Soldaten will er gründen."

Kepler hatte ihm ein 70jähriges Leben prophezeit, we
die böse Periode vermieden würde, und er zählte erst 46 Jah

Das „graue Männlein" in „Wallenstein's Lager" w
der Geist des hungernden Astronomen und kosmischen Ph
sikers. Nur bedeutete sein Erscheinen nicht immer daß „m
Großes geschehen", sondern auch oft daß was Kühnes unt
lassen.

Wollte Wallenstein das, was ihm die Gegner zur L
legen, so war jetzt, im Sept. 1630, der Moment gekomm

[illegible] Zu Gitschin führte er ein Leben,
s kein deutscher Kaiser und König von Böhmen und
rn je geführt. Zahllose Pagen in Sammt und Seide
auf seinen Wink; sein Marstall war der prächtigste in
a, seine Pferde fraßen aus marmornen Krippen.
Der mächtigste Mann in der damaligen Welt, vor dem
chland, Frankreich und der Papst zitterten, beugte sich
em Genius, der eben auf seinem lahmen Klepper von
n nach Regensburg geritten war, um sein längst ge-
etes Geld vom Kaiser einzutreiben. Der unsterbliche
erleider führte den Generalgewaltigen an der Vorderlocke:
uck und er gehorcht. —

Guſtav Adolf und Wallenſtein.

Die proteſtantiſche Sache in Deutſchland war mehr als je auf fremde Hülfe angewieſen. Sie kam ihr aus dem ſkandinaviſchen Norden, durch den Nibelungenhelden.

Schweden hatte ſich ſeit dem 15. Jahrhundert muthig von der Calmariſchen Union der drei Nordlandsreiche und der erdrückenden däniſch-feudalen Oberherrſchaft zu befreien geſucht. Engelbrecht Engelbrechtſon, Karl Knudſon Bonde, Sten Sture d. Aelt. kämpften als nationale Rebellen energiſch gegen die däniſche Unterdrückung; aber gegen Ende des Jahrhunderts war König Hans von Dänemark wieder Herr von Schweden. Hemming Gad erneuerte zu Anfang des folgenden Jahrhunderts den Empörungskrieg; aber erſt dem kühnen Guſtav Waſa mit ſeinen dalekarliſchen Bauern gelang es, den däniſchen Adel gründlich zu ſchlagen, Schweden unabhängig und lutheriſch zu machen.

Die Waſas beſaßen proteſtantiſches Pathos und trugen ſich mit großen politiſchen Plänen. Schon Guſtav nahm Eſthland mit Reval. Sein Nachfolger Erich hegte den Gedanken einer großen Monarchie. Deſſen Bruder Johann, vermählt mit der polniſchen Prinzeſſin Katharina, drohte dem Waſathum Gefahr: ſein Sohn Sigmund wurde 1587 katholiſcher König von Polen. Bei ihm war der berühmte Jeſuit Poſſevino. Sein Kanzler war der gleichfalls berühmte ſtaatsmänniſche Zamoisky, früher der Rathgeber Stephan Bathory's; er rettete den König Sigmund gegen Türken und Koſaken.

Die Schweden ließen den König Sigmund nur gegen Revers zum Schutze ihrer Religion zur Erbfolge in seinem Vaterlande zu. Als der Conflict dennoch ausbrach, setzten die Schweden im Jahre 1604 den Bruder Johanns, den Onkel Sigmunds, als König Karl IX. ein. Der hierauf ausbrechende Krieg mit Polen währte bis 1609.

Der Sohn Karls von Südermannland ist Gustav II. Adolf, geboren am 9. December 1594, elf Jahre nach Wallenstein. In seinem 18. Jahre, 1611, bestieg er den schwedischen Thron.

Aufrechthaltung der protestantischen Religion, namentlich gen das katholische, von den Jesuiten immer stärker zersetzte den — zwischen Schweden und Polen die Ostsee —: das Gustav Adolfs Horoskop. Mit der Hansa war es zu ide, schon Gustav Wasa hatte mit der Flotte Lübeck umgen; die Herrschaft über das baltische Meer spukte in verschiedenen Köpfen.

Der blonde Schwedenjüngling, il re d'oro, von gedrunner Statur, breiten Schultern, festem Fleisch im Gesicht, rem Auge, dichtem Schnurr- und Knebelbart, kleinem musikalischem Ohr und edler Nase als Fortsetzung der Stirn, ließ einen Feuergeist und eine schwer zu bändigende Energie. it 15 Jahren verlangte er stürmisch den Oberbefehl über e Armee; mit 16 Jahren nahm er am dänischen Kriege Theil d erwies sich von bedenklicher Kühnheit. Seinem kühlen ntor Axel Oxenstjerna sagte er: „Du zügelst mich immer l kalt"; Oxenstjerna erwiderte: „Du würdest sonst verennen". Das Fieber pflegte er sich durch Fechten zu vertreiben.

Sein Wissensdrang war unersättlich; sieben Sprachen rstand er außer seiner Muttersprache: lateinisch, deutsch, holländisch, italienisch, russisch, polnisch, griechisch. Das Völkerht des Hugo Grotius, diesen ersten Anflug von Menschkeit in der Auffassung des politischen Lebens, führte er is bei sich; den Machiavelli überließ er seinem Gegner Wallenstein.

Die Führung des Prinzen und des Königs war streng moraliſch; Zucht hielt er in ſeinem Heere; er ſelbſt verfaßte den Morgen- und Abendſegen für die Truppen. Gerechtigkeit war ſeine ſtaatliche Deviſe. Dem Richter, ſagte er, der Jemanden, ſelbſt dem Könige, zu Gefallen ſpricht, ſollen die Haut an den Richterſtuhl, die Ohren an den Pranger genagelt werden! Und doch liebte dieſer eherne Charakter die Laute und die ſanfte Muſik.

Seine erſte Liebe war romantiſch rein, ſie galt einem Fräulein Ebba von Brahe, die ſein Herz gewann, da er 17jährig als Eroberer von der Inſel Öland heimkehrte. Seine Mutter Chriſtine von Holſtein kreuzte ſeine Abſichten, verheirathete die Ebba gewaltſam und ſpielte dem Sohne das Bildniß der Marie Eleonore, der Tochter des Kurfürſten Johann Sigismund von Brandenburg in die Hand.

Nach ſeiner Thronbeſteigung erneuerte der junge König ſofort den Krieg gegen Dänemark, ſchloß aber 1613 einen Frieden, in welchem Dänemark faſt die ganze Nordſeeküſte Schwedens behielt. Er wandte ſich gegen Rußland, wo Michael Romanoff 1614 die neue Dynaſtie gründete. 1616 kam der Frieden mit Rußland zu Stolbowa zu Stande, welcher Schweden in den Beſitz von Ingermannland, Karelien und Kexholm am Ladogaſee ſetzte und Rußland von der Oſtſee ausſchloß. „Und ich hoffe zu Gott, ſagte der junge Held, es wird ihm ſchwer ſein, über dieſen Bach zu ſpringen.“

Die Polen haßte der König wegen der „Teufelsbrut der Jeſuiten“, die den Grundſatz hätten, Ketzern brauche man die Treue nicht zu halten. In dieſer kritiſchen Periode, als es ſich um Sein oder Nichtſein handelte, unter den ſchwierigen Verhältniſſen, die auch einzig die Eliſabethiſche Politik erklären, entſchloſſen ſich die ſchwediſchen Stände zögernd zu dem Geſetz: Alle Katholiken ſind Reichsverräther. 1621 eröffnete der König aufs Neue den Krieg mit Polen, nahm ihnen Livland, Memel, Elbing, Pillau, alſo Polniſch-Preußen, und erregte ernſtliche Bedenken bei dem Kurfürſten von Brandenburg, der das

af Adolf hatte die Augen längſt auf Deutſchland
Als es ſich von der Prinzeſſin Marie Eleonore von
urg handelte, erklärte der junge König, er müſſe ſelbſt
18 war er incognito in Berlin; Johann Sigismund
ſtand, da der Bewerber lutheriſch, er ſelbſt reformirt
polniſcher Lehnsherr katholiſch ſei. Johann Sigis-
r ſtarb im December 1619. Georg Wilhelm wurde
Da machte Guſtav Adolf ſeine zweite Reiſe nach
ıb unter dem Pſeudonym GARS (Gustavus Adol-
Sueciae). In Berlin war der Kurfürſt abweſend,
rſtin-Mutter lud den Gaſt in ihre Gemächer; heim-
ıte ſich dieſer mit der Prinzeſſin. Ohne ein roman-
yll ſollte es nicht abgehen.
dieſer Reiſe kam der König auch nach Heidelberg,
ıtſtadt von Kurpfalz. Der kurfürſtliche Rath von
(lat. a valle quietatis), ein bedeutender und im Un-
es Herrn unermüdlicher Diplomat, verkehrte um ſo
mit dem Schwedenkönig, als er ihn nicht kannte.
deſſen Aufmerkſamkeit auf die Schweſter des Kur-
ie eine Frau für ſeinen König wäre! 1620 führte
dolf die Brandenburgerin heim.

werden mit Frankreich, Savoyen, Venedig und Bethlen Gabor, der Krieg an allen Ecken entbrennen. Der König wollte Polen nehmen, er verlangte Wismar an der Oſtſee und Bremen unweit der Nordſee als Garantien. Alles war feſt beſchloſſen, Geld in Maſſe vorhanden, der König ſollte den Oberbefehl führen: da drängte ſich Dänemark vor und der König ließ ihm die Ehre des „Vortanzes". Er konnte warten.

Richelieu, ſeit 1626 chef et surintendant général de la navigation et du commerce, gleichfalls auf das dominium maris erpicht, „aller galliſchen Rathſchläge Schürer und Blasbalg", blickte ſeit Lutter am Barenberge feſten Auges nach Schweden. Guſtav Adolf führte grade ſeinen Krieg mit Polen, landete 1627 ein Heer in Pillau, nahm Braunsberg, verjagte die Jeſuiten, ſchickte die Bibliothek nach Upſala, und rückte gegen die Pommer'ſche Gränze. Faſt wäre er ſich mit ſeinem Schwager Georg Wilhelm in die Haare gerathen. Da fuhr Wallenſtein in der Gewitterwolke durch Brandenburg nach Pommern, Mecklenburg, bis nach Jütland hinein.

Wallenſtein unterſtützte natürlich Polen gegen Schweden, wollte dem König die Schiffe verbrennen, ſchickte katholiſche Regimenter nach Polen, fand aber doch für gut, einſtweilen den König „mit Tentationen hinzuhalten."

Wiederum wurde Kepler drangſalirt, wie es um des Schwedenkönigs Horoſkop ſtehe. Der Gequälte antwortete: Todfeindſchaft, aber Wallenſtein werde obſiegen.

1628 intervenirte der König wirklich, ſchloß ein Bündniß mit Stralſund, warf von der Seeſeite Truppen in die belagerte Stadt und zwang den „Großadmiral" in partibus zum Abzuge. Dann entſandte Wallenſtein 15000 Mann katholiſcher Truppen unter Arnim nach Polen; als Guſtav Adolf remonſtrirte, antwortete Wallenſtein wegwerfend. Am 26. Sept. 1629 wurde jedoch auf franzöſiſchen Druck und Wunſch der Frieden zwiſchen Schweden und Polen zu Altmark bei Stuhm abgeſchloſſen. Richelieu erklärte: le roi de Suède était un nouveau soleil levant.

ı im Mai deſſelben Jahres hatte der König an den
ı Reichsrath berichtet: der Triumph des Katholicis-
bevor, es gelte den Glauben zu vertheidigen, die
Religion ſei in Gefahr. Es gehe in Deutſchland
ß einem treuen Herzen, das an ſeinem Gott, ſeinem
ınd der Freiheit ſeines Landes hängt, bei ſolchem
ınd Elend der Freunde und Glaubensverwandten
ı Herz bluten."
Stände mögen Steuern bewilligen, jeder ſich zur
ı von Schiffen verſtehen; die Städte ſeien damit
n, auch die Privaten ſollen ſich zuſammenthun.
ıe gingen freudig auf den Wunſch des Königs ein.
ie ſchwediſche Flotte auf 54 Orlogſchiffe. Aber noch
g der vorſichtige König an, ob Offenſive oder blos
Bekanntlich wurde die erſtere für nothwendig er-

Königreich Schweden hatte damals 12 Millionen
ıkommen, 9 davon wurden für den Krieg beſtimmt.
rmee feſt in Deutſchland ſtand, zahlte Schweden

ıöjährige erprobte Kriegsheld war ein großer Tak-
ıtte die Aufſtellung des Heeres völlig geändert, die
n Waffengattungen zur leichten gegenſeitigen Unter-
ıſponirt. Seine Infanterie war durch bequemere
iel mobiler geworden: die Schloßflinte erſetzte das
hr der Musketiere, die Gabel zum Auflegen war
Der König erfand die Patronen, d. h. ein fer-
er, das ſich nicht mehr entmiſchte. Die Dragoner
ıtene Infanterie, ohne Stiefel und Sporen. Das
ſchütz vom Zwölf- bis zum Zweipfünder hatte der
ürzere Rohre umſchmelzen laſſen; es gab Feldkano-
in Pferd oder für zwei bis drei Mann. Jedes
hatte ſeinen Vierpfünder, aus dem achtmal geſchoſſen
: die Muskete ſechsmal Feuer gab. Die kupfernen
den durch Eiſenringe geſchützt und mit Tauen um-

wickelt; darüber ein bemalter und vergoldeter harter Überzug.

Das Volkslied ließ den „Lappländer" ſagen:

„Die Stücke führſt Du mit Roſſ' und Wagen,
Die unſern kann man über die Achſel tragen,
Von ſtarkem Leder wohl gemacht,
Und ſchießt draus, daß der Boden kracht."

Der vollkommne Gegenſatz zu dieſer ſchwediſchen war Tilly's ſchwerfällige Niederländerei: die Infant Centrum 10 Glieder tief, oder im Carré mit 50 Mann im Elefantentritt aufmarſchirend; die Cavallerie viere den Flanken, erſt nach langem Feuern zum Niederren Feindes vorrückend. Wallenſtein's Genialität hatte die ſtem verbeſſert; was noch an taktiſcher Leichtigkeit feh erſetzte bei ihm die höhere Strategik, die wahrhaft 9 niſche Kenntniß des Terrains.

Unter dem Könige befehligten Guſtav Horn al marſchall, Joh. Banér als General-Oberſter der 2 und der 27jährige geniale Torſtenſon.

Die Disciplin im ſchwediſchen Lager war von un Strenge; vor Beginn der Schlacht wurde compagnien betet, die Offiziere knieten neben den Gemeinen.

Der frivole Zeitgeiſt ſpottete ſchon damals:

„Bei Guſtav dem Schweden, dem Leuteplager,
Der macht eine Kirch' aus ſeinem Lager."

40,000 National-Schweden wurden eingeſchifft. De unverfängliche öſterreichiſche Chroniſt Khevenhüller äu über den damaligen ſchwediſchen Volkscharakter alſo: „ arbeitſam Volk, welches in geſchwinder Eil ein Großes Sie ließen ſich mit Brod und Waſſer begnügen, die Eu hatten kein Beſchwer und Bedrängniß von ihnen. Wel hatten, zahlten und kauften um's Geld; welche nichts nahmen vorlieb mit dem, was ihnen gegeben wurde,

jene, „die unterdrückten Religionsverbündeten vom Joch zu befreien — sein Leben werde er zuletzt sen.“ Sein letzter Gruß aus dem Vaterlande ans lautete: Gottes Kirche und sein reines Wort wer- ɣt. Die Feinde wollen die Religion ausrotten. Zur ɜ des göttlichen Zorns wurden drei Bet- und Fest- ɔnet. Am 7. Juni landete der König auf Rügen, f Usedom. Pommern bat um Neutralität, welche n wurde. Vor Stettin erschien der König im grauen hne Feder auf dem Hut, ohne Rüstung und Feld- r sei gekommen, erklärte er, die heilige reine Reli- urgischer Confession aufrecht zu erhalten, die Kirchen- Straßenräuber zu verjagen. Stettin, wie alle ein- n Städte, wurde befestigt. Der Rest des Jahres die Vertreibung der Kaiserlichen aus Pommern denen nur Colberg und Greifswalde verblieben.
ar Zeit. Magdeburg war streng blokirt. Schweden Bündniß mit der Stadt geschlossen, Oberst Falken- ıandirte die Belagerten. Auch der protestantische idat des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Christian on Brandenburg, befand sich in der Stadt.
15. Januar 1631 lieh Richelieu zu Bärwalde auf

zusammen, so lange und so weit es sich um die Demüthigung Habsburgs handelte. Der Cardinal hatte sich schon im vorhergehenden Jahre in Mantua zum Protector Italiens gegen Spanien aufgeworfen; seine nördliche Position gegen Spanisch-Niederland war Verdun. Hier wollte er gemeinsame Sache mit Holland machen. Damit vertrug sich ganz wohl die Freundschaft mit Bayern, ja die Idee, einen Wittelsbacher zum deutschen Kaiser zu machen. Schweden konnte aber doch unmöglich mit der Liga gehen! — Uebrigens zahlte auch England 60,000 Pfd. St. Subsidien.

Auf Anstoß der beiden Kurfürsten wurde zu Leipzig ein „Conventelein" protestantischer Stände abgehalten; man beschloß „vorsichtigen Defensionsstand gegen den Kaiser", von Gustav Adolf war keine Rede. Der Landgraf Wilhelm von Hessen und Bernhard von Sachsen-Weimar ritten erzürnt von Leipzig weg, direct ins schwedische Lager. Gustav Adolf rief aus: „Sie wissen nicht, ob sie lutherisch oder päpstlich, kaiserlich oder deutsch, frei oder Sklaven sein wollen."

Vergeblich hatte der König die energischen Worte an den Brandenburgischen Abgesandten in seinem Lager gerichtet: er verlange mascula consilia, männliche Entschlüsse. Qui se fait brebis, le coup le mange. Transivimus Rubiconem! wir sind über den Rubicon gegangen. Vergeblich forderte er Küstrin als Pfand. „Keine Neutralität! rief er aus, das Ding kenne ich nicht. Komme ich an die Gränze, so muß Sie Liebden sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Hält Sie es mit dem Teufel, so muß Sie vorher mit mir fechten. — Ich habe in vierzehn Tagen in keinem Bett gelegen, möchte der Mühe auch wohl überhoben sein und bei meiner Gemahlin zu Hause sitzen, wollt' ich nicht Anderes bedenken."

„O Magdeburg, halt Dich feste,
Du wohlgebautes Haus!"

Die magdliche Burg aber fiel am 20. Mai 1631. Un-

iches Wehklagen erſcholl durch das ganze proteſtantiſche
tſchland.

Am 4. Juni richtete Guſtav Adolf ſeine Kanonen gegen
Schloß zu Berlin. Jetzt erwies ſich Alles als ein „Miß-
ändniß", Küſtrin und Spandau wurden übergeben und
bs zechte man im ſchwediſchen Lager bis zum Exceß.

Guſtav Adolf flog auf die Elbe zu, der Kurfürſt Johann
g von Sachſen zögerte noch, ſchwankte und wankte. Tilly
half ſeinen Bedenken ab, indem er ihm 200 Dörfer ver-
mte. Tilly war von einem erſtickenden Fanatismus; daß
der Magdeburg habe anzünden laſſen, iſt durch Wittich's
rſuchungen wenig glaublich geworden. Auch Pappenheim
on der Schuld freizuſprechen, das Feuer an 18, nach an-
Angaben an 50—60 Orten angelegt zu haben. Ganz
mein geſprochen, zündet der Eroberer eine Stadt nicht an,
er plündern will. Nach Wittich hatte Tilly vollkommen
t, als er in ſeinem Bericht meldete: die Magdeburger
n es ſelbſt gethan. Die aus der Stadt entkommenen
htlinge ſagen aus: „Ein Theil der Schiffsknechte" habe
r angelegt oder „etliche Bürger", Oberſt Falkenberg ſelbſt
Rathhaus.

Im Liede, das von fernher ertönte, heißt es:

„Die Magd und Burg, die feſte Stadt,
An Gott durch ein' Romeyn'ſche (römiſche, antike) That
Ihr' Jungfrauſchaft geopfert hat."

„Eh' ich die päpſtlich Lig' erkenn',
Und ſie mein' eigen Herren nenn',
Viel lieber in das Feuer renn'."

Wallenſtein aber, der zu Gitſchin ſaß, warf dem Pagen,
ihm die Nachricht vom Falle Magdeburgs brachte, eine
me Glocke an den Kopf, mit den Worten: „Das iſt nicht
!" —

Als auch Sachſen ſich endlich gefügt hatte, rückte der
g nach Wittenberg, am 23. Auguſt von Wittenberg auf
au. Am 25. ſtand Tilly zu Halle. Am 1. September

wurde das Bündniß zwiſchen Schweden und Sachſen geſchloſſen.

Am 7. Sept. 1631 ſtießen endlich Guſtav Adolf Tilly in der Ebene von Breitenfeld aufeinander. Tilly 70 Jahre, er ſaß auf ſeinem kleinen Schimmel im grün nen Schlafrock, das Barett mit bunten Federn beſteckt. Feldgeſchrei war: Jeſus Maria!

Guſtav Adolf trug ein gelbes Lebergoller, einen ein Schulterkragen, unten offene Kniehoſen, Reiterſtiefel, breitkrempigen, befiederten Schlapphut, Schärpe und Sd Als nordiſcher Wodan blies er ſchrecklich Feuer aus ſ Horn, dem Giallahorn, welches in den letzten Zeiten e Das Feldgeſchrei: „Gott mit uns!“

Die ſchwerfällige Niederländerei ſtand gegen die r ſchwediſche Taktik, 10 Glieder gegen 3 im Centrum. die 20,000 Sachſen auf dem linken Flügel der ſchwe Armee waren eher ein Hinderniß als eine Hülfe. Sie-hc bald ſo eilig, daß ſie nach Eilenburg davon gingen. feſter ſtanden die Schweden, deſto friſcher gingen ſie Der Leo arcticus, der nordiſche Löwe, der Jüngling Mitternacht, haſchte die Babyloniſche, um ſie mit Feu verbrennen. Man ſprach ſehr gröblich von der „Breiten ſchen Schweinhatz“.

Wallenſtein aber ſagte zu ſeinem Neffen Max: war eine erſchreckliche Schlacht, ſie kommt mir wie erwi Jetzt können wir den Kaiſer und den König von Sp von Grund aus verderben, die Jeſuiten und den Kurf von Bayern niederwerfen und uns an den Feinden räch

Es wird ſchwer zu leugnen ſein, daß Wallenſtei Guſtav Adolf in Verbindung ſtand. Mit Recht legt großes Gewicht auf den „Gründlichen und wahrhaften B des Jaroslaw Seſyna Raſin über die Verhandlungen zu Trzka, Friedland, Graf Thurn und dem König von Schi 1630—34“, gedruckt 1635. Trzka hätte die Sache eing Thurn mit den Schweden vermittelt.

Tilly schrieb zwischen 1630 und 1631 an seinen Kurfürsten: die Avancen an Wallenstein seien von England und Schweden ausgegangen; eine englische Armee solle in die Pfalz, die französische nach Italien, der König von Schweden nach Deutschland rücken; dann werde Wallenstein mit 10—12,000 Mann aufbrechen. Friedland habe sagen lassen: Er denke ob werde nicht schlafen. Zur selben Zeit ungefähr sandte Gustav Adolf den Arnim an den Grafen Thurn. Mitte Mai 631 schrieb Trzka an Rasin: Wallenstein sei zu haben, der König möge nur dessen Bedingungen nicht zurückweisen. Mitte uni war Sesyna Rasin bei Wallenstein. Trzka erklärte, der König möge an Wallenstein schreiben. Dies geschah. Wallenstein äußerte: ein größeres Glück sei ihm nie widerfahren. Schriftlich gab er nichts von sich, ließ aber melden: Er werde zur rechten Zeit vom Kaiser abfallen, der König solle ihm 0—12,000 Mann durch Thurn schicken. Gustav Adolf ließ wiedersagen: Wallenstein solle Krieg in des Königs Namen führen und Vicekönig von Böhmen werden. Da erfolgte die Schlacht bei Breitenfeld.

Es ist offenbar, daß die Schweden nach gewonnener Schlacht viel „dilatorischer" verhandelten. Nach Breitenfeld fand ein Gespräch zwischen Wallenstein, Trzka und Sesyna statt, in welchem Wallenstein Truppen von Schweden begehrte und sich erbot, seine alten Offiziere herbeizuziehen, auch davon sprach, den Kaiser nach Italien zu jagen. Der König möge, so warnte er, sich nicht zu tief mit den Franzosen einlassen, dafür aber um so fester in Deutschland draufgehen. Er und der König wollten schon Alles ordnen.

Gustav Adolf mißtraute dem, dessen er jetzt weniger zu bedürfen glaubte. In Wien herrschte jäher Schrecken; man begann „den Fuchsbalg anzuziehen, heimliche Mittel zu suchen." Am Ende war der P. Lamormain an allem Unheil schuld! Plötzlich erinnerte man sich des so schmählich entlassenen Generalfeldobristen zu Gitschin. Der Bischof von Wien bat ihn endlich und schmeichelte ihm mit der Wendung: er habe

den größten Sieg davongetragen, wenn er sich selbst überwinde. Wallenstein äußerte vertraulich: „Die Tröpfe wissen nicht mit wem sie zu thun haben. Des Kaisers Haß und Feindschaft gilt mir gleich, bleibt mir nur der König gewogen."

Aber Schweden bot nur noch 1500 Mann, worauf Wallenstein: „Dank muß es in anderer Weise gehen." Die Gräfin Trzka begriff ihn nicht und sprach von seinem „wankelmüthigen Sinn."

Der Kaiser Ferdinand hatte ihn persönlich nie fallen lassen; er titulirte ihn beständig seinen „General-Obrist-Feldhauptmann" und schrieb ihm persönlich ein Handbriefl „mit bestürztem Gemüth": „Die Gefahr steige täglich und möchte einen unremedirlichen habitum contrahiren." Wallenstein antwortete jetzt auf die Wiener Vorwürfe wegen der Intriguen mit Schweden: Das seien doch „gar zu alberne Possen". Immer aber verschwur er sich noch, dem Kaiser nicht zu dienen, auch wenn er seine Seele aus dem Abgrunde der Hölle retten könnte. Die Spanier aber protegirten ihn jetzt. Sesyn erklärt, keinen Auftrag an den König mehr erhalten zu haben.

Wie stimmt nun dieses Hin- und Herschwanken zu dem frühern Wallenstein, namentlich zu dem Kepler'schen? Es ist wahrlich unnöthig, obige Intriguen einfach wegzuleugnen oder sie für „alberne Possen" zu erklären. Der von heißem Rachedurst erfüllte Friedland war kein patriotischer Tugendspiegel; es kam ihm nur darauf an, sich richtig zu seinem Verhängniß zu stellen. Aber konnte denn nicht Gustav Adolf jetzt Jupiter sein? Kepler hatte zwar „Todfeindschaft" in den Sternen gelesen; aber konnte sich das nicht geändert haben? Und Kepler war nicht mehr. Nach der Schlacht von Breitenfeld sprach Johann Georg von Sachsen von der „römischen Krone" für den Sieger; Wilhelm von Hessen und Bernhard von Weimar versprachen sogar diese Krone. Als dann Gustav Adolf zurückhielt, mußte es freilich „anders gehen". Am Ende war der Kaiser doch Jupiter, und Saturn zum Kurfürsten bestimmt.

r iſt nun der Held und Mann,
endlich Deutſchland helfen kann?
iſt Guſtavus Adolphus!"

s großen Guſtav Adolfs Ebenbild" wurde alſo ge-

in Angeſicht allein erwies mehr ſüße Wunder,
r Gnad' und Majeſtät, dann des Gotts, dem der Dunder
l zugeeignet war."

in Haupt, der Tugend Thron, da ſie ſtets triumphiret,
ſeinem reichen Haar hat Phöbus ſelbſt gezieret;
hat ſein Antlitz mehr denn menſchliche Gewalt."

rend Arnim, nunmehriger Bundesgenoſſe Schwedens,
marſchirte um Wien zu bedrohen, zog Guſtav Adolf
ier durch den Thüringer Wald gegen die geiſtlichen
n Main, die berufene „Pfaffengaſſe". Ueberall wur-
vertriebenen lutheriſchen Prediger und Schullehrer
ngeſetzt. Ein Jauchzen ging durch die erlöſte Welt.
ſheit zitterte.

„Der Schwed' ſtimmt' ihn' die Pfeifen,
Lehrt ſie Baß untergreifen,
Ein geiſtlich Fuga ſchon."

kurpfälzische Haus ward auf kurze Zeit wiederhergestellt. Das Bisthum Würzburg, der ganze Rhein sammt dem Elsaß waren in den Händen der Schweden.

Großer Pläne voll, beschloß der König die Erhöhung der Armee von 81,000 auf 198,000 Mann. Der Krieg wurde für einen Moment ein deutscher Krieg. Rudolf Weckherlin, der Schwabe, mit Paul Fleming der letzte Fahnenträger der Poesie, gab seinen Segen dazu. In seiner „Ermunterung an deutsche Krieger" heißt es:

„Der ist ein Deutscher, ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit seinem Schwert
In einige Gefahr sich waget."

„So straf, o deutsches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Bösen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt Du auf diese Weis' erlösen."

Frankreich fing an zu fürchten, daß seine Ziele überflogen werden möchten; es näherte sich dem Bayern und verlangte von Gustav Adolf die Restitution der Pfalz. Der König schlug das rundweg ab. Als man ihm mit 40,000 Franzosen drohte, rief er dem französischen Agenten zu: „Euer König soll meiner Armee nicht zu nahe kommen oder er muß ein Rencontre mit mir haben." Die Franzosen mußten sich bequemen, des Königs Willen zu thun. Vor der Hand blieb der Besitz des linken Rheinufers ein frommer Wunsch.

Den Waffenstillstand, der wegen der Neutralitätsverhandlungen mit Bayern geschlossen war, brach Graf Pappenheim. Jetzt war die Liga gesprengt und verloren. Tilly, der „alte Corporal", wie ihn Gustav Adolf nannte, schlug seine letzte Schlacht im April des folgenden Jahres 1632 bei Rain am Lech, verlor ein Bein und starb zu Ingolstadt.

Gegen Ende des Jahres 1631 schloß Oesterreich ein neues Bündniß mit Spanien ab. Der Papst jedoch war nicht herüberzuziehen. Urban VIII., ein schlauer Florentiner, etwas

melancholisch angeflogen, trotz seines Schnurr- und Knebelbartes, war antiösterreichisch. Als ihm der Kaiser bemerklich machte, der König von Schweden habe nur 30,000 Mann, erwiderte er: mit 30,000 Mann habe Alexander die Welt erobert. Uebrigens sei das gar kein Religionskrieg, der König von Schweden lasse Jeden bei seinem Glauben.

Im Decbr. 1631 nahm Wallenstein das kaiserliche Anerbieten an: er wurde Generalissimus über die gesammte Truppenmacht. Diesmal jedoch ernannte der Kaiser die Generale, Wallenstein nur die Obersten. Das Recht der Confiscation wurde ihm provisorisch eingeräumt. Ein Aequivalent für das Herzogthum Mecklenburg sollte im allgemeinen Frieden gefunden werden, einstweilen Glogau als Pfand dienen. Die finanzielle Entschädigung würden die eroberten Länder bieten.

Es scheint ausgemacht, daß Wallenstein an Kurpfalz statt Mecklenburgs dachte; da er jedoch das pfälzische Haus nicht gänzlich depossedirt wissen wollte, so faßte er neben Baden-Durlach auch Würtemberg ins Auge. Wie früher nach Norden, so stand jetzt sein Sinn nach Süden. Merkwürdigerweise engstlichtete er sich jedoch nur auf vorläufig drei Monate. Waren ihm die Ideen des März im Wege?

40,000 Mann hatte er im Nu zusammengetrommelt: Wallonische Küraissiere, Kosakenpulke aus Polen, Panduren aus Croatien; aber die Katholiken und Oesterreicher hatten das Uebergewicht. Bald stoben ihm die Reste der Tilly'schen Regimenter zu.

Die sächsische Armee, die dem Schwedenkönige versprochen hatte, nach Wien zu marschiren, stand noch immer in Böhmen, vermuthlich nicht ohne Wallensteins Mitwissen. Der Glücksritter Arnim, brandenburgischer Vasall, bald im schwedischen, bald im polnischen, dann im kaiserlichen oder im sächsischen Dienst, war immer im Zusammenhang mit Wallenstein geblieben. Er rückte dieser von Znaim in Mähren nach Böhmen, verleitete die Sachsen mit Leichtigkeit und sicherte sein Friedland.

Gustav Adolf zog durch Franken, hielt seinen glorreichen Einzug in Nürnberg, schlug den Tilly für immer zwischen

Lech und Donau und lagerte sich endlich bei Nürnberg. Hier geschah es, daß er die herbe Strafpredigt an die deutschen Offiziere seiner Armee richten mußte, ein trauriges Zeugniß von der Verkommenheit eines großen Theiles der Nation, deren geistiger Befreiung der Kampf galt. Denn also ließ sich der König vernehmen:

„Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Freiherren, Ihr Edelleute! Ihr seids, welche die größte Untreue am eigenen Vaterland beweiset; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret es. Ihr Obersten, Ihr Offiziere, vom höchsten bis zum niedrigsten, keinen ausgenommen, Ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, ja Ihr bestehlet Eure eigenen Glaubensgenossen, Ihr gebet mir Ursache, daß ich einen Ekel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz in meiner Seele gällt, wenn ich Euer einen nur anschaue; Ihr seid Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten. Ihr seid Schuld daran, daß man öffentlich sagt: „„Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde.““ Mein Herz erbittert sich, ja meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten für unverschämter gehalten werden, als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden, es sind die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken.“

Des Königs Finnen und Lappen wurden natürlich von der deutschen Begehrlichkeit angesteckt: sie, die sich früher mit verschimmeltem Brod und Wasser begnügten, hatten sich jetzt an Kalteschale und Semmeln gewöhnt.

Wallenstein, der sich Ende Juni zu Eger mit Max von Bayern verständigt und den Oberbefehl über das vereinigte Heer übernommen hatte, war gleichfalls nach Franken gezogen und verschanzte sich nur eine Stunde von Gustav Adolf's Lager, bei Zirndorf.

Da brach in Nürnberg eine furchtbare Seuche aus, welche 29,000 Menschen hinraffte. Das schwedische Heer litt entsetzlich darunter. 4000 Pferde erlagen dem Futtermangel. Wallen-

t in fünf Tagen keinen Biſſen Brod. Wer von
nern wird die unhaltbare Lage zuerſt aufgeben?
entſchloß ſich der feurige König. Am 2. Sept. 1632
v Adolf das feſte Lager Wallenſteins berennen.
me wurden abgeſchlagen, die Verluſte waren ſehr
: König hatte zum erſten Male nicht geſiegt. Was
Die Heeresburg des Feindes war uneinnehmbar,
t war er nicht daraus zu vertreiben.
König war unſicher in ſeiner Strategie, das Ope-
war ihm offenbar zu groß. Sollte er in die
hen Erblande marſchiren, wo er den Bauern ob der
e verſprochen hatte, die ſoeben den Nachſchlag der
lion führten? Sollte er zum Bodenſee hinaufziehen,
land vollends aufzurollen? Er zog auf die Donau
Wallenſtein knüpfte er diplomatiſch wieder an; dieſer
e die Vorſchläge direct nach Wien. Er hatte des
wache Seite erſpäht.
nſtein, der den König ruhig an ſeinem Lager vor-
gelaſſen, worüber ſich der Bayernherzog bitterlich
ab den Süden preis und marſchirte nach Sachſen.
ußte ganz genau was er that, indem er das Land
eorgs unter Trompetenſchall verwüſtete. Der König
m Bundesgenoſſen zu Hülfe kommen. Er entbot
hlin nach Erfurt. Böſe Ahnungen erfüllten ihn.
ı entwarf eine Verordnung betreffend die Regierung
im Falle der Minderjährigkeit der thronberechtigten
Chriſtine. Dann verſchanzte ſich der König bei

nſtein aber wußte ihn aufs Blachfeld zu locken.
obr. 1632 trafen ſich die beiden Unbeſiegbaren bei
uſtav Adolf, dem noch eine Kugel im Nacken ſaß,
ı Harniſch unter dem Lederkoller. „Gott iſt mein
r ſein Wahlſpruch; die Trompeter bliesen: „Eine
iſt unſer Gott“. Er ſelbſt hatte ein frommes Lied
ang und betete. Wallenſtein, der an der Fußgicht

litt, saß in einer Sänfte, finster wie ein Höllenrichter. Schon längere Zeit bewegte er sich nur am spanischen Rohr; früh war er ergraut. In seinem Lager fielen Redensarten, wie: „Wenn sie die Schlacht nicht gewännen, wollten sie Gott mit Knitteln aus dem Himmel jagen."

Dichter Nebel bedeckte die Ebene bis nach Mittag. Der König, mit Kurzsichtigkeit behaftet, wagte sich auf dem rechten Flügel zu weit vor und fiel. Bernhard von Weimar, der den Oberbefehl übernahm, entflammte das Heer zu blutiger Rache. Die Wallensteinischen büßten schwer den schweren Schlag. Pappenheim wurde tödtlich getroffen, Piccolomini schwer verwundet, zahllose Offiziere fielen. Wallenstein concentrirte sich nach Leipzig zurück und hielt ein furchtbares Strafgericht über seine Truppen. Bald konnte er wieder vorrücken. Die Schweden hatten die Schlacht gewonnen, aber durch den Tod ihres Königs war Wallenstein der eigentliche Sieger.

Was wollte Gustav Adolf in Deutschland, was wollte er für sich, für Schweden? Diese Fragen sind lange genug controvers gewesen. Die schroffe Behauptung Droysens: „Nicht einmal einen Anlaß zum Kriege erblickte er in der Pflicht, für die bedrückten Evangelischen im Reich aufzutreten", verurtheilt sich selbst. Der König, wie ihn Droysen darstellt und vielfach preist, wäre nach dieser Auffassung der größte Komödiant seines Jahrhunderts gewesen; er hätte Wallenstein und Richelieu an Doppelzüngigkeit weit überboten. Auch hat sowohl die sonst nahe verwandte historiographische Richtung der Sybel'schen Zeitschrift, als auch Prof. Wittich in Jena eine solche Auffassung beseitigt. Der scharfblickende Fallmerayer erklärt einfach: die geistige Freiheit Deutschlands sei durch die Anrufung des Schwedenkönigs nicht zu theuer erkauft worden. Diese geistige Freiheit war nicht das Ergebniß eines schnöden Spieles, sondern die Frucht eines tiefernsten Pathos. Gustav

Adolf war durchaus der kriegerische Luther. Seine Weigerung, den Reformirtrn zu Frankfurt eine Kirche einzuräumen, erklärt sich freilich nicht aus diesem Punkte, desto besser aber aus seiner Politik der Wiederherstellung des frühern Rechts. In der Pfalz stellte er doch den reformirten Cultus wieder her; ehe er Schweden verließ, beklagte er lebhaft die Spaltung im protestantischen Lager.

Aber für sich, d. h. für sein Vaterland, wollte der König allerdings auch etwas. Die deutsche Kaiserkrone? Daß er ein Narr gewesen wäre! Hingehalten, versprochen wurde sie ihm allerdings; von ihm selbst wird uns nicht das leiseste Kopfnicken berichtet.

Oxenstjerna hat es nach des Königs Tode gesagt: Er wollte die Ostseeküste. Wir haben das gleich zu Anfang unserer Darstellung angedeutet. Schweden sollte ein Ostseereich werden, die Ostsee ein schwedischer See. Die Russen wie die Polen dachte er von diesem Meere auszuschließen; Pommern und Mecklenburg vollendeten die gewünschte Umsäumung. Noch vor der Schlacht bei Lützen forderte der König als Friedensbedingungen: Religionsfreiheit, ständische Libertät gegen den Kaiser, Ersatz der Kriegskosten, einen evangelischen Bund, Pommern, Wismar und die Häfen in Mecklenburg. Polen und Russen hätte er auf sich genommen.

Aber Franken und Schwaben, wirft man ein. Er ließ sich doch in Franken huldigen! Den Nürnbergern sagte er, Würzburg, Mainz ꝛc. wolle er behalten. Als er wieder nach Norden zog, beauftragte er den Oxenstjerna, den schwäbischen, den fränkischen und die beiden Rheinkreise zu regieren, Accise für den Krieg zu erheben, alle kaiserlichen Beamten zu entlassen. Aber, wohlgemerkt, bei der Huldigung hieß es: „Bis zu anderweitiger Vereinigung und Anweisung". Er nahm sich zu Pfand, um seine wirklichen Ansprüche desto sicherer durchzusetzen. Der Ostseestaat hatte um so bessere Chancen, je mehr der König herauszugeben hatte. Das Protectorat über die protestantischen Staaten von Norddeutschland, von

dem er 1631 dem französischen Gesandten sprach, verstand als Zugabe von selbst.

Was aber Polen betrifft, nach dessen Besitz ihn verlangt haben soll, so haben wir ein tiefernstes und pro tisches Wort des Königs über diesen Unglücksstaat. Wen Polen erobern wollte, so beabsichtigte er dabei, „die Repu dem Unglück zu entreißen, welches alle Nachbarn bei Eidsch über sie beschlossen". Nur die Vereinigung mit Schw könne helfen, sonst „werde die bestimmte Stunde in dem gezogenen Uhrwerke herbeikommen". Das war doch gri liche Staatsmannschaft! —

Gustav Adolf bleibt der feste Charakter, mit Gewi und Ueberzeugung, mit positiven Zielen und Zwecken, Mann, dessen kühnste Pläne im Einklang mit seinem in digen Menschen standen, ein Held aus einem Guß, das testantische Princip, welches für eine Idee in die Schlacht Wallenstein dagegen war bei aller Toleranz doch nur differentist, der Jesuit, der sich den Umständen bald so, anders accommodirt, voll geheimer, aber schwankender Ju tionen, das Princip des Neukatholicismus, das Residuum mittelalterlichen Welt, ohne Pathos, aber voller Egois der materialistische Egoismus selbst.

„Ihr Lutherischen fechtet
Für Eure Bibel, Euch ist's um die Sach' —
Von all dem ist die Rede nicht bei uns."

Der Schwedenkönig war geliebt, angebetet, der Ab seines Heeres; der Herzog von Friedland war niemals popu stets nur gefürchtet.

Vernehmen wir jetzt das Schicksal des Allgefürcht Es ist bereits bemerkt worden, daß Wallenstein die Pfalz Auge gefaßt hatte, ob er es nun blos auf den „Pfalzgra oder auch auf den Kurhut abgesehen. Wer immer ihm in den Weg trat, der war sein eigentlicher Feind. Nun aber Philipp IV. von Spanien, der Schwager des Erzher

, des spätern Ferdinands III., gleichfalls lüstern nach
Spanisch-Italien wäre durch diesen Besitz in bessere
g mit Spanisch-Niederland gekommen.
ld sich die Gelegenheit bieten würde, sollte auf dem
) den Niederlanden die Pfalz genommen werden.
n dagegen arbeitete auf ein Abkommen mit den bei-
chen Kurfürsten hin, damit sie sich zu seiner Aner-
ls Pfalzgraf bereit fänden. Um diese Angel dreht
Schicksal Friedland's fortan.
marschirte er nach Schlesien; er war dem Feinde
legen, aber er zögerte mit „feindfreundlichen Cere-
om Juni bis in den October. Auf Reclamationen
her bemerkte er: sie haben dort Langeweile, der
sich die Zeit mit Jagd und Musik vertreiben! Am
er fiel er bei Steinau über den Grafen Mathias
, nahm diesen gefangen, fegte Schlesien und forderte
r Uebergabe auf. Seine Reiter schwärmten durch
Brandenburg nach Pommern bis an die Ostsee
marschirte, im Einverständniß mit Arnim, auf Dres-
beiden Kurfürsten sollten zum Frieden gezwungen,
ıd von 1618 hergestellt, die eingezogenen Stifter
ıen, die Gleichstellung der Confessionen anerkannt

Konstellation war viel günstiger, als man gemeinig-
. Nach dem Tode Gustav Adolfs fehlte den Pro-
ein imponirendes Haupt. Besonders Joh. Georg
en nahm Anstand, sich dem schwedischen Kanzler zu
rdeutschland verlangte nach Loslösung von Schwe-
patriotische Gesinnung ist in neuerer Zeit als Lücken-
geschoben worden. Frankreich, um am Rhein freie
bekommen, intriguirte selbst mit Sachsen.
Heilbronn ernannten die vier obern Reichskreise den
Oxenstjerna zum Haupt des evangelischen Bundes.
, von Sachsen zurückgewiesen, erneuerte jetzt (Sept.
Bündniß mit Schweden, ging aber mit aller Macht

und allen Mitteln darauf aus, das Besatzungsrecht von E
bis Constanz zu erlangen. Die Offiziere der Donau
wurden mit Geld und Gut, mit Herrschaft und Erbleh
gefunden, abgekauft. Bernhard von Weimar erhielt die
thümer Bamberg und Franken; im Herzogthum Franke
schwedischem Lehen, ließ er sich öffentlich huldigen.

Bei diesem allgemeinen Feilschen und Zugreifen
Richelieu, wenn auch mit Vorsicht, ebenfalls an Wallen

Mit dem Franzosen Feuquières, dem Agenten Richt
verhandelte Kinsky, der Schwager Trzka's, zu Dresden.
sprach von Wallenstein als König von Böhmen. Auch
stjerna stand 1633 in geheimer Verbindung mit den A
steinischen wegen Böhmens. Wallenstein schob hinaus.
gab den Sterndeutern die Schuld. Im September war
stjerna mit Arnim zu Frankfurt. Dort verlautete: Fri
selbst wolle gegen die österreichischen Erblande mar
Bernhard solle nach Bayern, Horn ins Elsaß, für
Holk wurden schwedische Regimenter verlangt. War d
gründet, so ging Wallenstein schon jetzt mit der Idee u
nen Jupiter zu zwingen. Er begann tragisch zu werd
dem er wider den Schicksalsspruch handelte.

Der Wiener Hofkriegsrath forderte, daß Thurn in
eingeliefert würde. Wallenstein erwiderte, Thurn sei
discher Offizier, und setzte ihn in Freiheit. Seine
schäumten. Der Präsident des Hofkriegsraths Schlick
den Auftrag, im Wallenstein'schen Lager die Gallas, P
mini ꝛc. auszuforschen, ob man sich auf sie verlassen
falls mit Friedland wegen seines Podagras „oder sonst
Veränderung vorgenommen würde.

Die Wiener Clique war allerdings insofern in
Rechte, als der Generalissimus den deutschen Süden g
vernachlässigte, um nur ja dem Kurfürsten von Bayern
zulieb zu thun. So fiel Regensburg am 15. Nov. 1
die Hände Bernhards von Weimar. Wien selbst war b
Wallenstein eilte hin, ließ Passau befestigen und — bez

ngen zu nehmen sei schwierig. Ihn freizulassen be-
Slavata brach heraus: dem Gallas den Oberbefehl
Patente für die Obristen geben, Wallenstein aber
n laden; komme er nicht, so sei Gewalt anzuwenden.
nstjerna mißtraute dem Friedland wie Gustav Adolf;
verordnete noch am 1. Februar 1634: Breche Wallen-
n mit dem Kaiser, dann möge man Alles zugeben,
ische Krone jedoch nur für den äußersten Fall. Geld-
hatte der Cardinal früher an ihn gelangen lassen,
den einstmaligen Länderbesitz verbürgt. Arnim wußte
hr, was er aus Wallenstein machen sollte. Dieser
n Abdankung, wollte sich nach Hamburg zurückziehen,
Kloster gehen: er fürchtete sich vor dem März 1634!
t erfolgte die spanische Truppenforderung. Der Beicht-
österreichischen Thronfolgerin, Quiroga, verlangte im
Pilsen 6000 Reiter für den Cardinalinfanten, Bru-
Königs. Wallenstein schützte den strengen Winter vor
g das Begehren ab. Die Obersten, die nach Pilsen
worden, stimmten zu. Am 12. Januar 1634 kam
Pilsen das „Verbündniß" oder der zweite Revers zu
in dem man gelobte, sich nicht von Friedland zu
Es fielen starke Reden inter pocula. Wallenstein
mündlich: Gott solle ihn bewahren, etwas wider den

ließ ihn jetzt fallen. Ferdinand scheute vor einer gewaltsamen Tödtung zurück; aber Oñate sagte: „Ein Dolchstoß, ein Pistolenschuß endet Alles!“

Am 24. Januar wurde zu Wien die Absetzung beschlossen; unter demselben Datum schrieb Ferdinand einen vertraulichen Brief an den tiefeingeweihten Lamormain; aber noch viel später schrieb Kaiser Ferdinand sehr cordial an seinen General-Feldhauptmann.

Gallas erhielt die Ernennung durch kaiserliches Patent. Wie die Weisungen lauteten, ersieht man aus der Instruction Piccolomini's an Butler: Se puede licentiar o matar el general, in poniendo lo por un camino o por un altro en estado que non puede hazer mal. „Den General verabschieden oder tödten, indem man ihn auf die eine oder die andere Weise in eine Lage bringt, daß er nichts Uebles thun kann.“

Auf diesen Piccolomini baute Wallenstein fest, da er unter gleichem Horoskop mit ihm selbst geboren sei. Wozu Richelieu die feine Bemerkung macht: „Eben weil Piccolomini ihm so ähnlich war, hätte er sich vor ihm hüten sollen: Friedland wußte doch, wie hinterlistig und falsch er selbst war.“

Am 13. Februar erließ Gallas eine geheime Instruction an die Befehlshaber, ihm allein zu gehorchen.

Wallenstein gedachte die Maske in Prag abzuwerfen; dort wollte er den Frieden mit den zwei Kurfürsten proclamiren und den Kaiser zur Anerkennung desselben zwingen. In Pilsen erfuhr er seine Absetzung. Am 22. Februar erließ er den Befehl, nur ihm, Ilow und Tržka zu gehorchen. Eiligst appellirte er an Bernhard von Weimar, nach Eger zu kommen; auch Arnim war bereits unterwegs.

Mit dem Verfehmten zog nach Eger der Schenk von Irland, Butler, der die Platzcommandanten Gordon und Lesley ins Geheimniß zog. Beide waren Schotten und Calvinisten, und Lesley war es, der zuerst von Ermordung sprach. Am 25. Februar kamen von dem Butler'schen Regiment 100 Ge-

eine und mehrere Offiziere heimlich in die Stadt, unter ihnen Lacdonald, Birch, Brown, Deveroux. Bei Gordon wurde s Abends tüchtig getafelt und gezecht. Ohne höhern Befehl, r bloßen Sicherheit der Verschwornen, wurden dabei Tržka, low, Kinsky und Neumann ermordet. Tržka schien „gefroren", hartnäckig wehrte er sich. In Wallenstein's Schlafzimmer ng der Hauptmann Deveroux; mit der Partisane durchhrte er den Wehrlosen, der einfach gefangen genommen wern konnte.

Die Schweden kamen zu spät. Oñate aber rief bei der achricht von dem Blutakte aus: „Eine große Gnade, die ott dem Hause Oesterreich erwiesen hat."

Wallenstein erlag dem Kampfe mit seinem Geschick; sein hrgeiz und die Noth brachten ihn in Conflict mit der Kepschen Constellation. Lange fügte er sich dem Spruche des rakels; als er rebellisch wurde, scheiterte er. Aegre fatis ssit Egrae, wie man im Zeitgeschmack latinisch witzelte.*) a Sophokles den Glauben an die Orakel hegte und pflegte, würde er an Wallenstein und seinem Verhängniß ein übergendes Beispiel gefunden haben.

Von dem gesammten strategischen Genie, von den großtigen Feldzügen, von all' den Plänen und Combinationen s außerordentlichen Mannes ist nichts geblieben, als die innerung. Mit seinem Tode war seine ganze Wirksamkeit e weggeblasen, in leere Luft gehaucht.

Der kaiserliche Hofhistoriograph Vernuläus (gest. 1649) faßte unter 14 Haupt- und Staatsactionen auch einen Fritlandus", worin der Held schwarz genug gemalt war. chon im Jahre 1634 erschien auf der Madrider Bühne ein rama: „Albrecht Wenzel Eusebius v. Waldstein", welches r „Gnade Gottes" Ausdruck verlieh. Das deutsche Volksh moralisirte: „des Adlers Tyrannei":

*) Um dem lateinischen Gleichklang aegre—Egrae nahe zu kommen, könnte man etwa sagen: In Regensburg war's arg, in Eger — ärger.

„Er sendet einen Mann, Krieg wider Dich zu führen,
Der Alles wissen will und will, gleich Gott, regieren,
Unwissend daß sein Fall sehr nah' bei seiner Pracht."

Um eine, auch nur nachträgliche Untersuchung, Auff
eines Complotts und posthume eigene Rechtfertigung
denen gar nicht zu thun, die so summarisch verfahren
Zwei sog. Rädelsführer wurden noch verfolgt, der eine
Schafgotsch, als servus poenae torquiret, wie die barl
Strafe von damals Barbarisches ausdrückte.

Auch von einer öffentlichen Erklärung über die
Vorfälle in Eger war durchaus keine Rede; denn d
Kaiser sich durch Rundschreiben vom 8. März 1634 z
fertigen suchte, bedeutet um so weniger, als Ferdinand
äußerte: Wallenstein sei nicht so schlimm gewesen, al
Feinde gesagt. Der Kaiser war eben nicht Herr im
Hause. Es war gethan, die Thäter wurden belohnt, d
war Schweigen. Einen wichtigen Fingerzeig mit der
Faust über die Machinationen, welche der Ermordung
stein's vorhergingen und sie in ihrem Gefolge hatten,
uns die unlängst veröffentlichten: „Judicia, wie der
von Friedland könnte bewogen werden, sein Gener
resigniren ꝛc.", wahrscheinlich zwischen dem 6. Nov. 16
dem 30. Aug. 1633 verfaßt und an Kaiser Ferdinand
sirt. Der Verfasser entschuldigt mit kriechender Sch
seine Anonymität und zählt dann die „Ursachen des
Zustandes" auf, unter denen die vierte lautet: „da
kaiserl. Majestät dem Herzogen von Friedland wide
getreuen Stände Hoffnung das Generalat cum plenip
belli et pacis aufgetragen." Der Herzog, heißt es
könne den Dienst kündigen, weßhalb also nicht der
Se. Majestät möge daher seinen geheimen und Kriegs-
die Frage vorlegen: „Ob N. bei seinem Eid dafür hal
der Herzog von Friedland bei seinen überhand neh
Leibesungelegenheiten dem Generalat länger nützlich v
könne? Ob und was vor Mittel vorhanden, den

ſſ. zu gutwilliger Reſignation zu bewegen? Wenn eneraliſſ. nicht abſtehen wollte, was alsdann vor zu gebrauchen? Ob es beſſer ſei, das ganze Haus ich und nachfolgentlich die Chriſtenheit zu verlieren, Herrn Generaliſſ. offendiren?" Der Verfaſſer des ns kann nun nicht glauben, „daß unter allen E. k. hen einer ſei, der den Herzog von Friedland nach eibesungelegenheiten vor ſufficient halte, dem ſo wich- iegsweſen, davon E. k. M. ja der ganzen Chriſtenheit ution hoffet, allein ohne Rath allerſeits zu dirigiren träglich auszuführen." Hauptſächlich ſei dem Herzog rwurf zu machen, daß er „die ſwo Hauptkriegs- s, quod bellum tarda consilia et celerrimas exe- s requirat, gar nicht achten thut." Deßhalb ſchlägt tiſche Rathgeber vor, „daß der Herr Generaliſſ. durch reund'te oder durch geiſtliche Perſonen, die ſich nicht an ſeine beharrliche Leibesſchwachheiten und die un- e Kriegeslaſt erinnert werde." Allerdings ſei noth- „1. daß dieſe Sachen in höchſter Geheim zu halten; wenn E. k. M. zu der Aenderung reſolvirt, erſtlich atres Capucinos oder andere angenehme Patres bei zogen die Güte zu verſuchen." Und wenn derſelbe bſtehen wollte"? Dieſe Frage — meint der Anonymus lviret ſich ſelbſt". „Allein" — fügt er bei — „ſoll le Offenſion ſo viel möglich vermieden bleiben und die der Aenderung auf der Sachen höchſte Noth und auf s Herrn Generaliſſ., Schwachheiten fundiret werden." nachten ſchließt mit den Worten: „Der Allmächtige ot noch; ſeine mächtigen Hände ſind nicht gebunden. verzweifelte Sachen zurecht bringen und hilft gerne, r Menſch ſeiner ertheilten Mittel mit guter Ordnung auchen thut."

Der Französisch-Schwedische Krieg und d Westphälische Frieden.

Die Lage war seit Gustav Adolf's Tode entschiede ändert, oder vielmehr die im Werke begriffene Aend zeigte sich jetzt selbst den blödesten Augen. Wenn der b Schwedenkönig noch sein politisches Interesse, den Plan Ostsee-Reiches, mit der ernsten protestantischen Innigk vereinigen wußte, und Wallenstein noch mit Recht sagen m

„Ihr Lutherischen fechtet
Für Eure Bibel, Euch ist's um die Sach';
Mit Eurem Herzen folgt Ihr Eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von Euch, der hat
Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all dem ist die Rede nicht bei uns —":

so stand seit dem Jahre 1633 die Sache anders. Die rel Begeisterung, die in Wallenstein's Heer so methodisch tralisirt war, erstarb jetzt auch auf der Gegenseite, mit dem patriotischen Idealismus. Paul Fleming (1609– der den Umschwung noch voll erlebte, hatte als Jüngling Deutschland" gesungen:

„Zerbrich das schwere Joch, darunter du gebunden,
O Deutschland, wach'. doch auf, faß' wieder einen Muth,
Gebrauch Dein altes Herz, und widersteh' der Wuth,
Die Dich und die Freiheit durch Dich selbst überwunden."

Davon konnte keine Rede mehr sein, seit Schweden auf mite, d. h. auf Entschädigung bestand, sein Heer durch i

stärkere Aufnahme von deutschen Söldlingen verschlechterte, so daß bald auch in diesem Lager der Ruf nach Antheil an der Beute (nach der curée) sich erhob.

Unter den Auspicien des Marquis de Feuquières schloß Graf Oxenstjerna am 13. April 1633 zu Heilbronn das Bündniß mit den Kreisen Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein; die oberste Entscheidung im Kriege behielt sich der schwedische Reichskanzler vor; Bernhard von Sachsen-Weimar aus der Ernestinischen Linie, der Rächer Gustav Adolf's auf dem Schlachtfelde von Lützen, trat als schwedischer Obergeneral an die Spitze des Heeres; der Lohn ward ihm voraus angewiesen in der Belehnung mit dem Herzogthum Franken und den Bisthümern Bamberg und Würzburg.

Gustav Horn, ein wackerer Schüler Gustav Adolf's, der sich in Schwaben und im Elsaß bewährt hatte, commandirte neben ihm. Brandenburg und Sachsen, befreit von dem großen schwedischen Tränger und Gewissensrath, thaten nicht mehr mit, unterhandelten vielmehr mit Wallenstein. Sachsen bereitete sich schon vor auf die ihm von diesem letzteren zugedachte Rolle und betrieb die erst von späten Nachkommen gepriesene „deutsche Politik", zu der auch Brandenburg aus Sorge um Pommern stark hinneigte.

Die schwedische Armee fiel über Bayern her, und da sich Wallenstein aus bekannten Gründen nicht rührte, so eroberte Bernhard die Schlüsselposition Regensburg. Saturn wollte damals den Jupiter zwingen, kokettirte stark mit den Feinden, bewirthete sie freundlichst, schimpfte auf den Kaiser und die Jesuiten und schloß mit Sachsen den Waffenstillstand vom Juni 1633. Acht Monate nachher hatte er den Tod davon.

Der Erzherzog Ferdinand trat in Scene, Regensburg wurde befreit, und da Bernhard sich von Horn nicht rathen ließ, die heranrückenden Verstärkungen abzuwarten, so verlor er die Schlacht bei Nördlingen (6. September 1634) gegen Ferdinand und dessen Adlatus Gallas, dem der liguistische Reitergeneral Joh. v. Werth tapfer zur Seite focht. Ein

prächtiges Decorationsbild von Rubens (Belvedère ; zeigt die Zusammenkunft des österreichischen mit dem Ferdinand, dem Bruder Philipp's IV., auf dem Sch Horn war gefangen, der ganze Train verloren. D der Geschlagenen fand kein Ziel; Bernhard entwich r ringen und setzte seine Hoffnung auf Frankreich.

Die Sieger verwüsteten unterdeß Würtember Herzog sie vertrieben, Hessen-Kassel und die Pfalz g

Am 1. November 1634 schlossen die Heilbron Schutzvertrag mit Frankreich, welches sich verpflichtet Söldner zu stellen und eine halbe Million Livres jä zahlen, wogegen ihm Breisach, der Paß bei Straßbu Constanz zugesichert, Philippsburg aber eingeräum Am 23. December entsetzten die Franzosen Heidelberg Kaiserlichen, mischten sich also thatsächlich ein. Schn in dem Vertrage bei Seite gedrückt. Die Spanier Trier, was einen Krieg Frankreichs gegen Spanien

Dies war der Moment für die „deutsche Politik“ ihren Frieden mit Habsburg zu schließen. Solches g Prag am 30. Mai 1635. Sachsen ließ sich die errungene Religionsfreiheit von Oesterreich bestätigen Besitz der säcularisirten Kirchengüter auf 40 Jah 12. November 1627 angefangen, gewährleisten. D herzlich wenig, aber desto schwerer wog für den K die Zusage der Ober- und Niederlausitz als Mannslel Aussicht auf eine neue Provinz für ein Princip! verpflichtete sich Joh. Georg, die dem Frieden widers Reichsstände zwingen zu helfen und die Ausschließ Protestantismus aus Oesterreich anzuerkennen. Di mirten in Deutschland wurden auf gut Flaciani geschwiegen.

Auch Brandenburg gab das Princip auf, mit i mar, Anhalt und sonstige Kleine. Fest blieben nur diegene Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel sam tapfern Gemahlin Amalie, Baden-Durlach und Wü

andgraf Wilhelm wurde geächtet, mußte fliehen und ſtarb
ei Jahre darauf in Oſtfriesland.

Der 30jährige Krieg hätte als 17jähriger ſchließen können;
uf den Urſprung des Streites beſann ſich Niemand mehr.

Da trat Richelieu noch beſtimmter auf. Seine Deviſe
ntete: Zurückwerfung der Habsburger und — der Rhein!
r vermittelte 1635 die Verlängerung des Waffenſtillſtandes
iſchen Schweden und Polen und nahm Bernhard von Wei-
ar in den „Dienſt Frankreichs". Zur Erhaltung einer Ar-
ee von 18,000 Mann verſprach er jährlich 4 Millionen Livres.
ro forma hieß Bernhard „der Kronen Schweden und Frank-
ich Generaliſſimus". Richelieu ſchloß auch in demſelben
ahre ein Bündniß mit der Republik Holland gegen Spanien.

Frankreich führte eigentlich nur mit dem letztern, nicht
it dem Kaiſer Krieg; ſeine Heere kämpften in den Nieder-
anden, in Italien, an den Pyrenäen, in Spanien ſelbſt.
ernhard blieb der Kriegsmeiſter am Rhein. Er eroberte
36 Zabern, warf den Gallas zurück, ging wieder auf das
chte Rheinufer und nahm das Bisthum Baſel. 1638 ſchlug er
e Kaiſerlichen ſammt den Bayern bei Rheinfelden, nahm
n Breisgau, das Oberelſaß, Theile des Schwarzwalds, ſchloß
is wichtige Breiſach ein, ſchlug bei Wittenweyer den Feld-
arſchall Götz, den Herzog Karl von Lothringen bei Thann,
n Götz wieder bei Breiſach, welches ſich am 19. December
terwarf. Die Belagerung hatte 20,000 Mann gekoſtet,
n denen 2000 an unnatürlichen Lebensmitteln, zu denen
ch Leichname gehörten, zu Grunde gingen.

Es war ein neuer Kriegsherr vorhanden, der ſich auch
litiſch fühlte, mit den deutſch-proteſtantiſchen Ständen wie
it Schweden ſelbſtändig verhandelte und den Franzoſen ſchier
ch bedenklicher wurde als Guſtav Adolf. Am 18. Juli 1639
rb er, ſehr gelegen, beim Rheinübergang zu Neuenburg. Er
bte 35 Jahre.

Werfen wir einen Blick auf den deutſchen Norden. Er-
it über den Abfall Sachſens ſchürten die Schweden, Fran-

zosen und Bernhard den Groll Oxenstjerna's gegen die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen. Der Feldmarschall Banér warf sich bei Wittstock im Brandenburgischen auf die Sachsen und schlug sie (4. Oct. 1636); sodann besetzte er Pommern, Thüringen und Sachsen und verwüstete methodisch das Land zwischen Oder und Elbe. Was jetzt „schwedische Armee" hieß, machte es grade wie ehedem die Wallensteiner; nur daß das von Tilly halb verbrannte, dann vom Friedländer geschonte Sachsen, jetzt wieder an die Reihe kam. Es entstanden Hungersnoth und Hungertyphus; die Schweden, unter denen neun Zehntel Deutsche, erfanden den „schwedischen Trunk", d. i. die Tortur mit eingegossener Mistjauche, um verborgene Schätze zu erpressen!

Im Jahre 1637 mußte sich Banér durch schlauen Rückzug nach Pommern retten. Im Juni 1638 kehrte er mit schwedischem Succurs zurück, trieb den Gallas nach Schlesien und Böhmen; am 14. April 1639 siegte er bei Chemnitz und verfolgte den Feind bis Prag. Aus Böhmen mußte er sich dann mit Königsmark wieder zurückziehen. Von den Bundesgenossen verlassen, starb er am 20. Mai 1641 zu Halberstadt. Er sei vergiftet worden, hieß es; auch der Landgraf Wilhelm von Hessen soll an Gift gestorben sein. Gustav Adolf wurde angeblich vom Herzoge Franz Albert von Lauenburg gemeuchelt, Wallenstein wirklich ermordet; den Bernhard von Weimar hätten die Franzosen beseitigt. Alles das, wenig Wahres und viel Falsches, traf willige Ohren; man fand es natürlich in unnatürlicher Zeit.

Wieder schließt eine Periode des unseligen Krieges ab; die zwei Hauptheiden sind vom Schauplatz verschwunden. Als Herzog Bernhard, der gradere, protestantische Wallenstein, Lothringen befreit hatte, bot ihm der Kaiser das Herzogthum Franken und Wallenstein's Feldherrnstab. Er blieb vertragstreu, in der Hoffnung, Frankreich werde ihm den Elsaß überlassen. Noch vor seinem Tode bestimmte er, seine Eroberungen sollten bei Deutschland verbleiben. Aber Frankreich mißachtete

ſten Willen, beſtach das „Weimarſche“ Heer ſammt
ſhabern, gab ihnen einen franzöſiſchen Chef und
zum Erben ein.
elieu wollte ernſtlicher als je den Krieg wider die
iſche Doppelmonarchie, den Krieg im weſtlichen Deutſch-
Italien und an den Pyrenäen, den Krieg zwiſchen Por-
d Spanien, den franzöſiſch-holländiſchen Seekrieg in
d Amerika. Das Unheil wüthete alſo weiter. Man
) in Deutſchland zu Ehren eines franzöſiſchen Planes
ete aus tauſend Wunden für die Arrondirung und
rankreichs.
ıhard von Sachſen-Weimar war der letzte proteſtan-
d, der Begeiſterung erweckte. Von ihm ſingt Paul
der Kaiſer ſelbſt müſſe bekennen, daß dem Helden
ıiſerliches mehr mangle, als der Name, „und Dich
r grüßen“. Bernhard, ſonſt ein harter Krieger, wob
einige Romantik in ſeine militäriſch-politiſchen Com-
n. Neben dem allemanniſchen Herzogthum Baden-
elches ein vortrefflicher Mittel- und Zwiſchenſtaat ge-
ıre, hatte er ſich die Vermählung mit der hochinter-
verwittweten Landgräfin Amalie von Heſſen zum
ızt. Mit ihm erliſcht das letzte menſchliche Intereſſe
Kriege; nur das Mitgefühl für das gemarterte Volk
verheerte Land bleiben übrig.
ß das Volkslied damals dem ſchwediſchen General
den Mund legte:

„Gewiſſen bin, Gewiſſen her,
Ich acht' vielmehr die zeitlich' Ehr',
Dien' nicht um Glaube, dien' um Welt —
Gott geb' wie's geh' in jener Welt!“

fortan Maxime und Parole.
mit wahrem Galgenhumor wurde das allgemeine
ſo ausgedrückt:

„Verloren iſt Hopfen und Malz,
Die Butter iſt weg, Gott geb' uns Salz!“

Die greuelvolle Kriegsführung, an die wir in diesen letzten Jahren durch angebliche „Befreier“ und „Befreite“ wieder erinnert werden sollten, hatte nicht auf Bernhard's Tod gewartet. Sagte doch der als Hippolithus a Lapide bekannte Freiherr von Chemnitz schon zum Jahre 1634 von Bernhard's Armee:

„Die Soldaten litten gar keine Ordnung, sondern hausten, daß Obrigkeiten und Unterthanen ein gerechtes Grausen vor ihnen hatten. In Summa, sie erwiesen sich im steten Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamen Erpressungen von Geld und Geldeswerth, Prügeln, Hauen und Stechen, ja Todtschlagen und Niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen.“

Und die Kaiserlichen! Die Kosaken (aus Polen) und die Croaten sägten den Leuten Arme und Beine durch, stachen sie mit Nadeln an den empfindlichsten Stellen, hämmerten Nägel in den Kopf, goßen siedendes Pech und Blei in Ohren, Nase und Mund, brieten sie gar in Backöfen!

Als Banér zum zweiten Male in Böhmen einbrach, wüthete seine Soldateska dort derart, daß man sich nach Wallenstein's Zeiten zurücksehnte. Alle Einwohner wurden als Leibeigene, Sklaven und Hunde behandelt. Banér selbst, der Schlemmer und Völler, äußerte in der Lausitz: „Es wäre kein Wunder, wenn sich die Erde öffnete und Gottes gerechtes Verhängniß solche ehrvergessene Frevler verschlänge.“

Als nun jetzt die Franzosen Bernhard's Armee vervollständigten, erhielt der Greuel frische Nahrung. „Sie betrugen sich wie die Schweine, die heute in die Eicheln gehen und morgen dem Metzger den Hals unter die Füße legen müssen.“ Das Schlimmste bei ihnen war ihre unersättliche bestialische Wollust.

Bei der traurigen Wahl zwischen dem Kannibalismus der „schwedischen Armee“ und der viehischen Unfläterei der Franzosen finden wir dennoch den größern Zorn gegen die erstere

t. In einer berühmten Broſchüre der Zeit, dem „deut-
Brutus“, leſen wir: „Gott will Deutſchland nur mit
ſtrafen, denn wir haben dieſer Nation Affengebärden,
affenkleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten,
mien und Gebärden, Gaſtmählern, in Sprache und
ig nachgeahmt.“ Auch wird ausdrücklich bemerkt, die
ſen hätten nicht ſo ſehr beunruhigt, weil Frankreich
:aiſer werden konnte.

anér hatte ſich 1640 und 41 mit dem Gedanken ge-
den zu Regensburg ſeit 1630 zum erſten Male wieder
melten Reichstag zu ſprengen. Das ſchlechte Wetter,
undloſigkeit der Wege, die Folgen ſeines eigenen wüſten
hinderten ihn daran. Auf dieſem Reichstage hätte ſich
nd III. — ſein Vater war 1637 geſtorben — faſt
n Fürſten und Ständen vertragen; dem aber ſtanden
eich und Schweden, zum Theil auch die deutſche Preſſe
ze. Es erſchien nämlich das berühmte Buch De ratione
in Imperio nostro Romano-Germanico (Von der
raiſon oder politiſchen Doctrin im römiſch-deutſchen
eiche), von Hippolithus a Lapide (Bogislaus Philipp
emnitz). Hippolithus behauptete kurz, die Souveränität
tſchland ruhe in der ariſtokratiſchen Republik der Stände,
i Kaiſer; das tyranniſche Habsburg müſſe vom deutſchen
vertrieben werden. Dieſe Doctrin war eigentlich nur
arfe Conſequenz aus den factiſchen Zuſtänden. Das
hum hatte längſt und ſpeciell durch den Krieg die
:änität verwirkt; das wofür ſich die Stände in Deutſch-
:chlagen hatten und noch ſchlugen, war die Territorial-
die „Libertät“, wie ſie das franzöſiſche Liberté ver-
en. Der kaiſerliche Hof ließ das Buch zu Wien ver-
i, und mit dem Frieden war es vor der Hand nichts.
ie Politik Richelieu's, der im Jahre 1642 mit Tode
wurde von Mazarin fortgeſetzt. Freilich nicht in
oßen ſelbſtgewiſſen Stule Richelieu's; Mazarin, der
r der Regentin Anna, hatte eine Maſſe innerer Schwie-

rigkeiten auf dem Halse und betrachtete den Krieg in Deutschland als ein Abzugsmittel für die bösen Säfte. Sagte doch grabezu: La guerre purge la France de ses mauvses humeurs. Der Marschall Guébriant besiegte zwar Januar 1642 den österreichischen General Lamboy bei Kempder „große Condé" schlug im Mai 1643 die Spanier e schieden bei Rocroy in den Niederlanden. Als aber Co nach Deutschland ging, wurde er im November desselben Jah bei Duttlingen total geschlagen, worüber heller Jubel a brach. Condé sowohl als Turenne vermochten sich nur schr gegen Mercy zu halten.

Im Norden Deutschlands trugen die Dinge ein g anderes Gesicht. Aus der unerschöpflichen schwedischen Pfla schule war ein neuer Held hervorgegangen und im Novem 1641 an Banér's Stelle getreten. Es war Torstens der Lahme, den sogar Voltaire mit dem großen Condé sammenstellt. Mit frischen disciplinirten Soldaten aus Sch den ausgerüstet, zwang er Brandenburg zur Neutralität, f in seiner Sänfte nach Schlesien, vernichtete am 21. Mai 16 das Heer Franz Alberts von Lauenburg bei Schweidnitz, rü in Mähren ein, wieder nach Schlesien zurück; flog aus Sch sien nach Sachsen und schlug am 2. November 1642 in zweiten Schlacht bei Breitenfeld oder Leipzig die kaiserli Armee unter Erzherzog Leopold Wilhelm und dem „Heerverderber" Gallas. Die Feinde ließen 10,000 Todte auf Platze. Nach kurzer Rast flog Torstenson wieder nach Mähr holte sich die Olmützer Bibliothek und ließ auf Wien m schiren. Des Kaisers Hauptstadt war verloren, wenn Rat Wort hielt. Plötzlich ist er, der beflügelte Lahme, an Niederelbe, erzwingt von Christian IV., der sich gegen Sch den gekehrt, im Frieden von Brömsebro die Insel Gothl und die Freiheit vom Sundzoll; erscheint im Januar 16 abermals in Böhmen, das Geschütz auf Schlitten; gewinnt Frühjahr 1645 die Schlacht bei Jankow, belagert Brünn Mähren, zieht noch einmal gegen Wien und legt, da sei

ngen ausbleiben, auf dem Rückzug in Böhmen todt-
Commandoſtab nieder.
av Wrangel, Torſtenſon's Nachfolger, brachte Kur-
rg raſch zum Frieden. Hier regierte ſeit 1640 der
uge, zielbewußte Kurfürſt Friedrich Wilhelm, zur
zen Abwechſelung gegen ſeinen Vater Georg Wilhelm.
te wohl das Volkslied, wenigſtens paßt es dem Kur-
f den Leib, wenn es heißt:

„Wozu dient ſolch' Weichmüthigkeit
Und kindiſch Unbeſtändigkeit?
Was einmal ſchließlich vorgenommen,
Dem ſoll man kecklich nachher kommen.
Wo man ſein Sach' fängt weislich an,
Da hilft das Glück ein'm kühnen Mann."

en wir den Blick wieder nach Süden. Im Sep-
644 hatte Condé Philippsburg wiedergenommen,
ſich faſt aller feſten Städte von Landau bis Kreuz-
ichtigt, mehrere freilich ſchon im October wieder ein-
Im folgenden Jahre aber traf ihn die herbe Nieder-
Mergentheim, wo die Truppen der Landgräfin Amalie
ckzug decken mußten. Am 3. Auguſt 1645 wurde
nche bei Allersheim unweit Nördlingen genommen.
und Condé ſiegten, vorzüglich durch deutſche Hülfs-
Jetzt marſchirte auch Wrangel ſüdwärts, der zähe
an von Bayern verſtand ſich zu einem Waffenſtill-
Als er dieſen unüberlegter Weiſe kündigte, rückten
Sieger wieder vor und ſchlugen am 19. Mai 1648

eroberte die Kleinſeite von Prag, die Altſtadt Prag vertheidigte ſich wacker gegen Karl Guſtav. Die Bauern in Oberöſterreich zeigten ihre letzte Neigung zu Empörung und Abfall, ſie ſchickten eine Deputation nach Prag, den Pfalzgrafen über die Donau zu holen. Da erſcholl am 24. October die Botſchaft: Frieden! Im Mai 1618 hatte der Krieg in demſelben Prag begonnen, wo er jetzt, 1648, abgebrochen wurde.

Seit 5 Jahren ſaßen die Bevollmächtigten der kriegführenden Parteien in Münſter und Osnabrück zuſammen, um das ſchwierige Werk zu Stande zu bringen.

Auf dem Doppelcongreſſe von Münſter und Osnabrück — in Münſter tagten die Franzoſen, in Osnabrück die Schweden — hatte in den erſten Jahren auf Seite der deutſchen Bevollmächtigten eine patriotiſche Stimmung geherrſcht, die, wenn ſie ſich befeſtigt hätte, noch immer ausgereicht haben würde, um Deutſchland vor dem bitterſten Schaden zu bewahren. Seit dem Jahre 1648 aber trat eine merkliche Stauung dieſes Stromes ein, und die beredte Paraenesis ad Germanos („Ermahnung an die Deutſchen") des Katholiken Weiſſenberg vom Jahre 1647 fiel ſchon nicht mehr auf fruchtbaren Boden. Die franzöſiſchen Geſandten d'Avaux und Servien hatten leichtes Spiel, das Mißtrauen gegen den Kaiſer wachzuhalten; denn der Wiener Hof trieb durch ſeine jeſuitiſchen Tendenzen die Proteſtanten in die Arme der Fremden und beſonders der Schweden, während die Machtanſprüche und Begehrlichkeiten ſich um Frankreich ſchaarten. Es erſchien eine franzöſiſche Broſchüre im Geiſte der „Staatsraiſon" des Chemnitz, worin den libertätsſüchtigen Ständen das Ideal einer ariſtokratiſchen Republik, höchſtens mit dem Kurfürſten Maximilian als Kaiſer an der Spitze vorgeſpiegelt wurde. Zudem hatten die Franzoſen während ihrer Rheincampagne von Speier

und Register der kaiserlichen Kammer nach Paris ge-
, wo sich jetzt die Reichsfürsten Auskunft und Rechts-
holen mochten.
ichts Albereres als vom Patriotismus Ferdinand's III.
r Zeit zu reden. Jedenfalls hätte ihn diese Regung
it angewandelt; auch hat der Erfolg bewiesen, daß
nd's Streben darauf gerichtet war, den seit 1621 für
ar erklärten habsburgischen Ländercomplex aus dem
herauszuschälen und sui juris, eigenen Rechtes werden
n. Diese Tendenz zur Isolirung griff die „Staats-
des Hippolitus so schneidig an, indem sie verlangte,
Waffen gegen die „bedrohlichen Familien", die „Schick-
ilien" des Macchiavelli gekehrt würden, daß man einen
kaiser wählte, der seine Einkünfte aus dem confiscirten
Oesterreichs zöge. Wäre die Gerechtigkeit die Leiterin
erreichischen Verfahrens gewesen, hätte Ferdinand die
: Toleranz begriffen, was doch damals kein Kunststück
ar: noch hätte er die Deutschen um sich schaaren und
nden den Weg zeigen können. Die Freundlichkeit und
tgegenkommen des Grafen Trautmannsdorf, des öster-
en Bevollmächtigten auf dem Friedenscongresse, werden
obt. Graf Trautmannsdorf war Convertit, was ihn
Protestanten nicht besonders empfahl; er besaß aber
, die ihn angenehm machten, was etwas besser wirkte.
tholisch war Alles gefärbt, was von Wien kam; in
Beschreibung des bereits verloren gegebenen Elsasses
:

„Der Mons Vogesus an heiligem Blut
Alle andern übertreffen thut."

r Krieg war um der Religion oder doch um der Kirche
geführt worden; aber merkwürdiger- und doch natür-
ie begannen die Debatten und die Stipulationen mit
gen, mit dem Verlangen nach Land und Leuten. Die
ichkeit der Fremden wollte zuerst befriedigt sein. Mit
Ansprüchen traten die Franzosen auf. Vielleicht hätte

sich ihnen ein Bedeutendes abmarkten lassen, wenn der R
gionsfrieden zuvörderst abgeschlossen worden und dann
Appell an den Patriotismus ergangen wäre. Eine starke u
kluge Hand hätte auch wohl Frankreich gegen Schweden u
Schweden gegen Frankreich ausgespielt. Statt dessen the
der 70jährige Maximilian von Bayern den Franzosen die
glaubigten Abschriften der kaiserlichen Instructionen mit, n
welchen der Elsaß und Breisach aufgegeben waren; ja dersi
Maximilian drohte später dem Kaiser mit einem französisch
Bündniß! So bekam Frankreich leichtes Spiel, und es fie
ihm als Kriegsentschädigung in den Schooß: Ober- und Un
elsaß, der Sundgau, Breisach und die Landvogtei Hagen
nur Straßburg, Bisthum und Stadt, die Dekapole oder
zehn Reichsstädte, vier Abteien, die Grafen und Herren
Lützelstein, Hanau, Fleckenstein, Oberstein und die Reichsrit
schaften blieben bei Deutschland. In Philippsburg erh
Frankreich das Besatzungsrecht. Weiter wurde es noch im
sitze von Metz, Toul und Verdun, von den Protestanten
Heinrich II. gegeben, und von Pignerol, durch Savoyen
Frankreich gekommen, bestätigt. Ein Krieg Frankreichs
dem Herzogthum Lothringen sollte endlich nicht mehr
Reichskrieg betrachtet werden, d. h. das Reich gab auch Lo
ringen auf!

Nun kam die Reihe an Schweden, dessen Forderungen
nach Schlesien reichten. Es erhielt: ganz Vorpommern
der Insel Rügen, dann Stettin, Gartz, Damm, Golnau,
Insel Wollin mit dem frischen Haff, Wismar mit Walfi
Pöl und Neuenkloster, die Stifter Bremen und Verden
fünf Millionen Thaler. Kurbrandenburg opponirte vergeb
es erhielt nur den Lohn für seine faule Politik bis zum Ja
1640. „Stände" überhaupt aber merkten jetzt etwas von
„Commercien" auf der Ostsee.

Brandenburg wurde für seine pommerschen Verluste du
die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin und das Hei
fallsrecht auf Magdeburg entschädigt. Mecklenburg erhielt

Sein Sohn Karl Ludwig, den die Schweden zur
Heilbronner Bundes ſchon einmal eingeſetzt hatten,
der Unterpfalz rehabilitirt und erhielt die achte Kur=
die ſiebente von ſeinem Vater zugleich mit der Ober=
Maximilian von Bayern gekommen war.
geächteten Reichsſtände, namentlich Würtemberg, deſſen
t der Nördlinger Schlacht landflüchtig geweſen, wur=
e Rechte von 1619 eingeſetzt. In Oeſterreich aber
igte ſich der Pferdefuß — erſtreckte ſich die Amneſtie
iejenigen, welche für Schweden und Franzoſen ge=
ten, nicht auf die Rebellen gegen das Haus Habs=
dieſe, als hätten ſie nie zum Reiche gehört, gab es
bon. Noch widerlicher zeigte ſich dieſe Rückſichts=
i Behandlung der kirchlichen Fragen.
eligions= oder vielmehr kirchlichen Beſitz= und Rechts=
eiten wurde der Zuſtand vom Jahre 1624 maßgebend
man erinnere ſich der öſterreichiſchen Reaction vom
1 und der Expulſions=Decrete vom Jahre 1624! —
kirchenvermögen ſollte der 1. Januar 1624, für die
bung das ganze Jahr die Norm abgeben. Die=
e im Laufe jenes Jahres ihren Cultus nicht üben

beseitigt zu sein. In einem folgenden Artikel aber hinkte die Bosheit nach: Solche, die auswandern wollen oder müssen, haben resp. fünf oder drei Jahre Zeit. Unfehlbar wurde dieser Wink benutzt.

In Oesterreich — das war seit dem Prager Frieden mit Sachsen klar — konnte es nur persönliche Ausnahmen von der staatlichen Katholicität geben. Die Herzöge von Brieg, Liegnitz, Münsterberg und Oels, sowie die Stadt Breslau erhielten Religionsfreiheit. Grafen und Herren in Schlesien und Niederösterreich brauchten nicht auszuwandern und konnten ihren Cultus in der Nachbarschaft begehen. Sonst aber wurde in Innerösterreich, Böhmen und der Oberpfalz kein evangelischer Gottesdienst geduldet; für Bayern hatte Maximilian gesorgt.

Eine äußerst wichtige Bestimmnng betraf die Reformirten oder Calvinisten. Jetzt endlich wurden sie anerkannt und zugleich verordnet, daß der Confessionswechsel eines lutherischen oder reformirten Landesherrn die Unterthanen in nichts verpflichte; nur der Hof dürfe in solchen Fällen seinen besonderen Cultus haben. Natürlich widersetzten sich die Lutheraner dieser Toleranz, richteten aber nichts aus. Ebenso steifnackig betrugen sich später Lutheraner und Reformirte bei dem sogen. „Simultaneum", d. h. bei der Frage: Darf ein katholischer Landesherr, der ein protestantisches Land antritt, den Katholiken in diesem Freiheit gewähren? Man sieht, was wir Toleranz nennen, war damals noch ein höheres Wesen, das sich Jeder nach Belieben und Interesse auslegte. Von der Gewissensfreiheit in Holland, wo Calvinisten, Katholiken und Juden neben einander lebten, hatte man im Reich höchstens eine Ahnung.

Das reservatum ecclesiasticum, der geistliche Vorbehalt von 1555, blieb in Kraft oder wurde vielmehr erst jetzt allseitig anerkannt, und die Katholischen erkauften sich diesen Damm gegen Massenübertritte durch die spottwohlfeile Ausdehnung auf protestantische Würdenträger!

Im Punkte der Reichsverfassung, die mit den Franzosen
i Münster verhandelt wurde, trafen die factischen Zustände
it den Wünschen der Franzosen und der einzelnen Stände
ammen. Der Kaiser regierte fortan nicht mehr, sondern das
ich. Ohne den Reichstag konnte der Kaiser nichts mehr
n; in religiosis galt sogar nicht die Mehrheit, sondern der
gleich, der Ausgleich, das Compromiß von Fall zu Fall.
r Gerechtigkeit gemäß sollten Reichs-Deputationen und Com-
issionen, sowie das Reichskammergericht halb aus Pro-
tanten, halb aus Katholiken bestehen, was in Frankreich
ambres mi-parties hieß. Doch brachte der Kaiser beim
mmergericht 26 Katholiken gegen 24 Protestanten durch.
anziell blieb der Kaiser ohne Reichszölle, weil die Stände
les accaparirt hatten; der gemeine Pfennig war längst ein
terer Vogel. Die reichsfreie Ritterschaft kürte selbst ihre
richte, die kaiserlichen Landgerichte gingen an die Landes-
ren über. Also auch keine Reichssporteln.

Den Reichsständen wurde gestattet, unter sich und mit
nden Mächten Bündnisse zu schließen, dafern sie nicht wider
iser und Reich gingen. Damit war die Territorialhoheit
r Stände unausgesprochen vorhanden; der Rest blieb Macht-
ge. 8 Kurfürsten, 7 Erzbischöfe, 47 Bischöfe, 24 welt-
he Fürsten, 208 Grafen und Reichsgrafen und 84 Reichs-
dte: das Alles zusammenaddirt stellte das deutsche Reich
r. Fehlte leider das geistige Band.

Deutschland war nach dem classischen Worte des Kanzlers
rnstjerna eine Confusio divinitus conservata, ein Wirr-
, das nur Gott zusammenhalten kann!

Mehr nominelle Verluste, aber redende Zeugnisse von der
nahme der Centripetalkraft des Reiches, waren die Unab-
ngigkeits-Erklärung der holländischen Republik und die Frei-
ung der Schweiz. Die Unabhängigkeit Hollands von
panien wurde in einem besonderen Vertrage vom 26. Januar
48 ausgesprochen.

Der burgundische Kreis blieb dem Buchstaben nach be-

ſtehen, doch erklärte ſich das Reich für unbetheiligt an dem zwiſchen Frankreich und Spanien fortdauernden Kriege.

Auch das letzte Band deutſcher Gemeinſamkeit, die Einheit der Kauffahrtei, war während des grauſen Krieges abgeriſſen. Die deutſche Hanſa hatte ſich 1630 aufgelöſt. Dieſer Umſtand erklärt hinlänglich die Wettbewerbungen um Oſt- und Nordſee, Wallenſtein's und Larmormain's Pläne, die Strebungen Dänemarks und die Idee Guſtav Adolf's und ſeines Kanzlers Oxenſtjerna.

In den Stipulationen des Friedenscongreſſes, der ſelbſt nur ein Kind der Umſtände war, zeigt ſich deutlich eine ariſtokratiſche Tendenz, eine Oligokratie: das ſpiegelte nur die innern ſocialen Verhältniſſe wieder. Grafen und Herren, ebenſo unabhängig wie Fürſten und Kurfürſten, ahmten in Sitten und Neigungen dieſen nach; ebenſo drückten die Patriciergeſchlechter der Reichsſtädte auf die Zünfte und das gemeine Volk.

Gegen den ganzen halbſchlächtigen Frieden proteſtirte Papſt Innocenz X. Jemand ſagte darüber: „Der Papſt hat gut lachen, Olympia kitzelt ihn.“ Und man lachte.

Einen Freudenſeufzer ſtieß der fromme Paul Gerhard aus, daß nun endlich Friede geworden.

„Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenſpiel hervor!
— — — — — —
Herr, Deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ſicherlich.“

„Das drückt uns Niemand beſſer
In unſre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerſtörten Schlöſſer
Und Städte voll Schutt und Stein.“

Am 16. Juni 1650 wurde zu Nürnberg der „Friedens-Executions-Hauptreceß“ ausgefertigt. Aus dieſer fürchterlichen Mißbildung gähnt ſo zu ſagen der damalige Zuſtand des Reiches hervor. Noch drei Jahre und das Reich verabſchiedet

ſich in dem letzten Reichstagsabſchiede. Die Anarchie wurde formlos.

Formlos, gähnend, langweilig waren auch die Feſtlichkeiten, welche dem Frieden zu Ehren angeſtrengt wurden. Zu Nürnberg im Rathhausſaale bankettirten die Kaiſerlichen und die Schwediſchen nach der Geburt jenes ſprachlichen Monſtrums: es wurden Gänge von 150 Speiſen aufgetragen; zum Schluß hob man das oberſte Blatt der Tafel ab und blickte auf lauter Confect und Marzipan. Auch die Allegorien der Spätrenaiſſance waren ins Barocke übergegangen: die Gerechtigkeit erſchien im weißen Hemde — ſie war bis aufs Hemd ausgezogen; der Frieden hatte ſich in grüne Seide gewickelt — er hoffte auf beſſere Zeiten; Mars in Soldatenkleidung wurde fortgejagt!

Im Jahre 1653 erblichen auch die letzten Farben, Alles wurde erdfahl, nüchtern, proſaiſch. In dieſer grauen Proſa barg ſich eine neue Welt, die Welt des Erkennens, der Naturforſchung, das radicale Gegengift gegen die Hallucinationen des Glaubens, der zuletzt ſelbſt nicht mehr an ſich geglaubt hatte.

Auf den Trümmern von Magdeburg erhob ſich die Luftpumpe; ein Bürgermeiſter der Stadt, Otto von Guericke, eröffnete für Deutſchland ein anderes Zeitalter ein.

Deutſchland nach dem 30jährigen Kriege. Die Verheerung und der Kulturſtand.

Die eigentliche Statiſtik Deutſchlands, die exacte Vergleichung von Land und Leuten im Jahre 1618 und im Jahre 1648, wird wohl für immer ein frommer Wunſch bleiben. Das Material iſt allzu lückenhaft. Mit den Kirchen verbrannten zahlloſe Kirchenbücher. Für die Kulturgeſchichte bleiben indeß genug Anhaltspunkte übrig, ſowohl um einen Begriff von der allgemeinen Verheerung — der Heereszüge durch 30 Jahre hindurch — zu geben, als auch um einen Schluß auf die Folgen dieſes Ereigniſſes, auf geiſtiges Leben und Streben insbeſondre zu geſtatten. Sammeln wir daher die Angaben zu möglichſt prägnantem Ausdruck.*) Bildlich hat dieſen Ausdruck Niemand ſprechender gegeben, als der treffliche Epigrammatiker Logau in ſeiner „Chimäre“: Zuerſt ſei ſie ein Löwe geweſen von kühnen Thaten, des Krieges Ende im Auge; ſodann eine gefräßige Ziege, mehr auf Freund als auf Feind zielend; zuletzt Drache oder Schlange, welche raſt und ſich ſelbſt im Raſen vertilgt. — Gehen wir indeß näher auf Einzelheiten ein und beginnen wir mit der Urſprungsſtätte des Krieges, mit Böhmen.

Gleich zu Anfang des Kriegs wurde das Land von Thurn wie von Boucquoi und Dampierre heimgeſucht. Ernſt von Mansfeldt und die Liga plünderten ſodann jeden Winkel im Ellenbogener Kreiſe und um Eger. Die Ferdinandeiſche

*) S. beſonders die fleißige Zuſammenſtellung von Inama-Sternegg in Raumers „hiſtoriſchem Taſchenbuch“ 1862.

that das Ihrige; Wallenstein, die Sachsen und die
den Rest. Im Jahre 1634 wütheten die Kaiser-
o die Feinde um die Wette. Von 1637 bis 1639
eine Hungersnoth. Hunderte von Dörfern gingen
Flammen auf, durch den schwedischen General Pfuel
). Von 34,700 Dörfern blieben zuletzt noch 6000
n 3 Millionen Einwohnern 780,000. Von 150,000
llen erübrigten 1650 noch 50,000. Der Weinbau
Böhmen seit dem 10. Jahrhundert begonnen und
er Karl IV., der einen eignen magister montium
arum, also einen Reben-Meister oder Minister ein-
voller Blüthe. Er rettete sich sogar durch die Hus-
hindurch. „Der Böhme schenkte des perlenden
— Mit dem 30jährigen Kriege ging auch diese Kul-
unde, um erst in der Neuzeit spärlich wieder gepflegt
t. Das Volkslied jammerte:

„In Böhmen sind erschlagen
Viel hunderttausend Mann,
Verbrunnen Haus und Hof.
Auch weder Schaf noch Rind,
Ist all's geraubt, geplündert,
Die Noth zerbricht den Schlaf."

trostlosen Zustände in Schlesien gehen aus den fol-
nzelheiten hervor. Die Stadt Löwenberg zählte 1617
ier und 6500 Einwohner; 1639 noch 40 Bürger,
: 200 Einwohner. Im Jahre 1641 deckte man die
o, um keine Steuern zu zahlen. Schauerliches mel-
hronik von Reichenbach im Fürstenthum Schweidnitz.
wurde 1632 von den Sachsen geplündert, 1633 drei
g durch Schafgotsch; im selben Jahre durch Franz
von Lauenburg, 1634 gründlich von den Croaten,
i Tage durch Torstenson; 1643 rissen die Kaiserlichen
ier ein. In der Lausitz blieben von 299 Bauern 58,
Kossäten oder Colonen 81 übrig. — Mähren erfuhr
—22 ungefähr dasselbe Schicksal mit Böhmen. Banér

verbrannte 1637 an 2000 Ortschaften; die Spanier waren seine Vorbilder gewesen. Von 1642 an waren Torstenson und Königsmark am Werke.

Niederösterreich kam verhältnißmäßig am besten weg; nur die Gränzbezirke litten während des böhmischen Krieges und der Durchzüge gegen Wien. Oberösterreich wurde durch Bayern als Pfandbesitzer und besonders durch die drei Bauernrevolten von 1626, 1632 und 1648 arg mitgenommen. Auch fand starke Auswanderung ins Salzburgische und nach Steiermark statt.

Bayern kam erst in der zweiten Hälfte des Krieges an die Reihe, holte dann aber reichlich nach. Was unter Gustav Adolf mäßig begonnen hatte, wurde energischer fortgesetzt durch Banér und Königsmark. Zum Jahre 1645 berichtet ein Augenzeuge: „die vornehmsten Bauern haben kein Kleienbrod mehr zu essen: man verspeist Hunde und Katzen. Im Freising'schen sind die Bauernhöfe meist verlassen." Die ganze bedeutende Tuchmacherei hatte aufgehört. Grade im Schlußjahre 1648 entstand Theuerung und Hungersnoth im ganzen Osten des Landes. Der Scheffel Korn war für 60—80 Gulden kaum zu haben — das Zwanzigfache von heute, ohne die Geldentwerthung zu rechnen. Man sah „hier und da die Ruine eines Kirchthurms oder Hauses." Der 76jährige Kurfürst Maximilian mußte die schwere Buße für seine Politik noch selbst erleben. In Pfalz-Neuburg war in vielen Dörfern kein Schloß und kein Nagel mehr zu finden. Die Reichsstadt Augsburg zählte von 80,000 Einwohnern nur noch 18,000. In Nürnberg erlaubte der Kreistag nach den Kriegsläuften und der Pest von 1632 jedem Mann zwei Weiber zu nehmen; katholische Geistliche durften sich verehelichen. Würtemberg fiel dem Sieger von Nördlingen zum Opfer; 1634 zählte es noch 313,000 Seelen, 1641 48,000. In Stuttgart starben im Jahre 1635 4379 Personen; Waiblingen kam von 2350 Einwohnern auf 145, Ravensburg von 1400 auf 400 herab.

Wer einen Laib Brod hat, hieß es, ist nicht sicher ob er ihn behält.

Die Pfalz wurde von vornherein verödet. Das Jahr 35 war der Höhenpunkt der gräßlichen Seuchen, die ſich n 1631—37 über Deutſchland verbreiteten. In jenem Jahre r das Verderben allgemein, Hunderttauſende wurden weg-rafft. In vielen Städten blieb ein Zehntel der Bewohner Leben. Oft war in den Straßen kein Schritt zu hören. rch Gras und Geſtrüpp mußte man ſich Bahn brechen. lk's Schaaren wütheten 1622 in Heidelberg und Umgegend. hon jetzt hören wir von tagelangem Morden, Plündern, rtern mit Daumſchrauben, Knebeln, Prügeln, Nägeleinboh-, Sengen an heimlichen Orten, Aufhenken, Brennen an Fußſohlen, Schänden und Wegſchleppen der Weiber. In dargmünd und Wiesloch wurden Männer, Weiber und der niedergemetzelt. Uebrigens that auch Mansfeldt das inige in der Pfalz; die Plünderung mußte für die Löhnung Soldaten aufkommen. „Heiß' Eiſen und Mühlſteine mit-hmen war verboten." Die Unterpfalz von Borberg und bsbach bis Oppenheim, Alzei und Bacharach war eine Ein-e. Das Martyrium der Pfalz drückt ſich in der ſchauder-llen Angabe aus, ſie habe zuletzt nur noch den 50ſten Theil r Bevölkerung gehabt! Etwas milder, wenngleich ſchrecklich nug, lautet die andre Meldung, das Land ſei von 500,000 elen auf 48,000 herabgekommen. Die Städte ſind noch t kaum auf ihrer ehemaligen Höhe angelangt! Frankenthal B. ſank von 18,000 Einwohnern auf 324 herab! Der inbau „der fröhlichen Pfalz" war zur Unmöglichkeit ge-rden!

Zu Worms wurden 1635 die Todten ausgegraben. Man le ſich das Bild aus: Ein todtes Pferd liegt da, ein eib nimmt ſich Fleiſch ins Fürtuch und ißt davon, etliche nde nagen an der Mitte des Pferdes, auf dem Kopfe ſitzen aben!

Es iſt unglaublich, zu welchen Nahrungsmitteln die nſchen in der Verzweiflung griffen: Gras, Blätter, Thier-le, Baumrinde, Aas, Leichen, ſogar vom Galgen abgeſchnit-

tene, wurden in mehr als einer verheerten Gegend Deutſchlands gegeſſen! Neſſeln und Schnecken, ohne Salz und Schmalz, waren Leckerbiſſen.

Der Elſaß war zur Wildniß geworden; zwiſchen Hagenau und Zabern exiſtirte kein Dorf mehr.

Das Deficit am Mittelrhein, in Heſſen und Naſſau war enorm. Heſſen verlor 18 Städte und 700 Wohnorte. Die Landgräfin Amalie beſchwor den befreundeten Turenne um Erbarmen, „in Erwägung des äußerſten Elendes ihrer Lande.“ Die geſammte heſſiſche Glasfabrikation hörte auf. — In einem naſſauiſchen Dorfe exiſtirten von 130 Familien noch 20, im Hadamar'ſchen von 600 Seelen kaum 20; das Amt Rennerod auf dem Weſterwald brachte noch eine Familie auf! Die noch übrigen Naſſauer ſuchten ihr Heil in der Auswanderung. In Wiesbaden wuchſen Sträuche und Hecken auf dem Rathhausplatze.

Die Grafſchaft Henneberg in Franken umfaßte auf 30 Quadratmeilen 177 Ortſchaften. Als der Krieg hier 9 Jahre lang geraſt hatte, waren 70 Proc. der Familien und 66 Proc. der Wohnungen untergegangen. Von 18,000 Einwohnern lebten noch 5800. Die Zahl der Familien war erſt 1849 wieder auf 1916 geſtiegen, während ſie für das Jahr 1634 1773 betragen hatte. Die Häuſer hatten 1849 noch nicht ihre frühere Anzahl erreicht. In 13 Dörfern waren 1849 nur 107 Pferde, gegen 485 im Jahre 1634; in 12 Dörfern erſt 4596 Schafe, gegen 4616. Zwei Jahrhunderte hatten folglich nicht zur Herſtellung genügt!

Im Coburg'ſchen wohnten in ſämmtlichen Amtsdorfſchaften ſchon 1635 nur noch 100 Mannsperſonen, in einzelnen Dörfern 2—3. Kinder wurden von ihren Müttern gegeſſen. Meiningen verlor 10,000 Bewohner von 12,740. Ueberhaupt zählten Thüringen und Franken vor dem Kriege noch etwas mehr Dörfer als jetzt. In beiden Gauen blühte der Rebenbau vor dem Kriege, wie in Böhmen.

Sachſen verlor in den Jahren 1631 und 1632 faſt eine

Million Menſchen. In Freiberg ſank die Zahl der Verheiratheten während des Krieges von 4000 auf 500; in Schmiedeberg von 400 Ehepaaren auf — 16! Dörfer waren zu Tauſenden verſchwunden. Die Wölfe hatten ſich im Lande ſo ſtark vermehrt, daß ſie in ganzen Heerden Dörfer und kleine Städte überfielen. Man ſagte damals: die Wölfe ſind in den Wohnungen, die Bauern in den Wäldern. Kein deutſches Land hat eine Reproductionskraft bewieſen wie Kurſachſen.

Von Magdeburg ſtanden nach dem Mai 1631 außer dem Dom noch 139 Häuſer und „wenige kleine Hüttlein.“ Und Magdeburg war eine Stadt von 40,000 Menſchen geweſen. Fünf neue Belagerungen folgten der Tilly'ſchen; im Jahre 1680 hatte die Stadt es erſt wieder auf 7—8000 Seelen gebracht.

In Kurbrandenburg drohte dem Kurfürſten und ſeinem Volke der bare Hunger, wenn die Wallenſteiniſchen noch länger im Lande blieben. Da wollen die 7 oder 10 Millionen, die Georg Wilhelm berechnete, wenig heißen. Berlin ſoll ſogar 1661 nur 300 Bürger gezählt haben. In ganz Norddeutſchland richtete ſich die Wuth der katholiſchen Soldateska beſonders gegen die Pfarrer.

Weſtphalen, Hannover, Oſtfriesland waren gänzlich verheert und verarmt. Die Summe der Einbußen an Menſchenleben in ganz Deutſchland, alſo der abſolute Verluſt trotz der Bevölkerungszunahme, wird auf zwei Drittel der Geſammtbevölkerung angeſetzt: von 12 Millionen vor dem Kriege waren nachher noch 4 Millionen am Leben. Nimmt man die Geſammtbevölkerung zu 16 Millionen an, von denen 12 Millionen verſchwanden, ſo beträgt der Verluſt drei Viertel!

Schrecklich zu ſagen, die Entſittlichung und Verwilderung war noch ärger als die Entvölkerung und das Elend. Denn was galt 30 Jahre lang in Deutſchland, welche Maximen, welche Moral? Das Gelüſt des Kriegsknechtes. Wir haben an dieſen Barbareien hin und wieder an paſſender Stelle geredet. Im Galgenhumor der Volksdichtung faßte ſich die ganze Moral dahin zuſammen:

„Sobald ein Soldat wird geboren,
Sind ihm drei Bauern auserkoren,
Der Erste, der ihn ernährt,
Der Andre, der ihm ein schönes Weib bescheert,
Der Dritte, der für ihn zur Hölle fährt.“

Wie nun aus der Wüste eine lachende Flur herstellen? Die Unwissenheit war eben so groß wie die Capitalarmuth. 40 Jahre lang blieb nach dem Frieden ein ganzes Drittel des Ackerbodens völlig brach liegen. Man hatte keine Düngermethode, wußte nichts von Wiesenkultur. Drei Morgen Grasland gaben zu Weinsberg ein einziges Fuder Heu. Alberne Bauernregeln von Olim's Zeiten, Praktiken nach der Stellung des Mondes bildeten die ganze Agronomie. Ganze Heere von Zigeunern machten das flache Land unsicher; der Bauer wünschte den Krieg zurück! Im Freising'schen ging der Preis eines Gutes von 2000 Gulden auf 70—80 herab. Im Amt Weinsberg galt der Morgen Landes 2—5 Gulden, grade wie zur Zeit des großen Bauernkrieges: die Wirthschaft ging mithin um 125 Jahre zurück; und das währte, mit Ausnahme der Pfalz, Sachsens und Brandenburgs, durch das ganze Jahrhundert. Das Landvolk entzog sich den Diensten und Leistungen an die Gutsherrschaft massenhaft durch Reislauf.

In der That war der Druck auf die kleinen Leute ärger als je zuvor. Die Steuern waren größer, die Frohn ungemessen. Ganz unerträglich wurden die Jagdrechte der Herren, deren Verletzung furchtbar gebüßt; unerträglicher fast noch die Jagdfrohnden: „vier, fünf, sechs Wochen frieren — um einen Hasen.“ Die Landsknechte, welche erfahren hatten, was „der Mann im Feld werth“ war, thaten auf dem Ackerfelde kein gut. Das stetig anwachsende Territorialrecht erstreckte sich bis auf die winzigsten der unmittelbaren Gebiete. Die Reichsritterschaft übte Blutbann und Steuerrecht. Grade die Patrimonialgerichtsbarkeit vollendete den Duodezstaat und gab den Miniatur-Sultanen den Dünkel der Souveränität. Ein grausam wahres Wort ging um: **Rustica gens optima flens.**

oder das „Ausschlachten“ der Bauern verwandelte
ffen von selbständigen Leuten in Hoftagelöhner oder
Proletariat. Damals reiften die Mecklenburgischen
heran: von 12,000 Bauernstellen im Jahre 1621
55 noch 5000 übrig.
Geld sank im Werthe, und dennoch fielen die Boden-
m Preise.
rbe und Handel befanden sich in entsprechendem Zu-
er noch ganz besondere Ursachen legten sie in Deutsch-
. Vorab ging der große Kauffahrteibund, die com-
inheit Deutschlands, aus einander. Schon die Kö-
beth hatte sie durch Ausfuhrverbote schwer bedrängt;
e Concurrenz der Merchant adventurers that das
Seit 1620 bestand die Hansa nur unter königl.
Auspicien. Die Niederländer befuhren die Ostsee,
ahrt ins Weiße Meer brach das Monopol der Hansa
russischen Handel. Vierzehn Städte schleppten die
ition bis 1630 fort. Dann gründeten Hamburg
en einen neuen Bund, der 1669 seine letzte Tag-
lt.
· diesen Umständen sank die Getreideausfuhr aus

„Sobald ein Soldat wird geboren,
Sind ihm drei Bauern auserkoren,
Der Erſte, der ihn ernährt,
Der Andre, der ihm ein ſchönes Weib beſcheert,
Der Dritte, der für ihn zur Hölle fährt.“

Wie nun aus der Wüſte eine lachende Flur he
Die Unwiſſenheit war eben ſo groß wie die Capital
40 Jahre lang blieb nach dem Frieden ein ganzes Dr
Ackerbodens völlig brach liegen. Man hatte keine
methode, wußte nichts von Wieſenkultur. Drei Morge
land gaben zu Weinsberg ein einziges Fuder Heu.
Bauernregeln von Olim's Zeiten, Praktiken nach der
des Mondes bildeten die ganze Agronomie. Ganze H
Zigeunern machten das flache Land unſicher; der Bauer
den Krieg zurück! Im Freiſing'ſchen ging der Prei
Gutes von 2000 Gulden auf 70—80 herab. Im Amt
berg galt der Morgen Landes 2—5 Gulden, grade
Zeit des großen Bauernkrieges: die Wirthſchaft ging
um 125 Jahre zurück; und das währte, mit Ausna
Pfalz, Sachſens und Brandenburgs, durch das ganz
hundert. Das Landvolk entzog ſich den Dienſten u
ſtungen an die Gutsherrſchaft maſſenhaft durch Reisl

In der That war der Druck auf die kleinen Leu
als je zuvor. Die Steuern waren größer, die Froh
meſſen. Ganz unerträglich wurden die Jagdrechte der
deren Verletzung furchtbar gebüßt; unerträglicher faſt
Jagdfrohnden: „vier, fünf, ſechs Wochen frieren — u
Haſen.“ Die Landsknechte, welche erfahren hatten, w
Mann im Feld werth“ war, thaten auf dem Ackerfe
gut. Das ſtetig anwachſende Territorialrecht erſtreckte
auf die winzigſten der unmittelbaren Gebiete. Die
ritterſchaft übte Blutbann und Steuerrecht. Grade
trimonialgerichtsbarkeit vollendete den Duodezſtaat u
den Miniatur-Sultanen den Dünkel der Souveränit
grauſam wahres Wort ging um: **Rustica gens optim**

oder das „Ausschlachten" der Bauern verwandelte
sen von selbständigen Leuten in Hoftagelöhner oder
Proletariat. Damals reiften die Mecklenburgischen
heran: von 12,000 Bauernstellen im Jahre 1621
5 noch 5000 übrig.
Geld sank im Werthe, und dennoch fielen die Boden-
n Preise.
:be und Handel befanden sich in entsprechendem Zu-
r noch ganz besondere Ursachen legten sie in Deutsch-
Vorab ging der große Kauffahrteibund, die com-
inheit Deutschlands, aus einander. Schon die Kö-
beth hatte sie durch Ausfuhrverbote schwer bedrängt;
: Concurrenz der Merchant adventurers that das
Seit 1620 bestand die Hansa nur unter königl.
luspicien. Die Niederländer befuhren die Ostsee,
hrt ins Weiße Meer brach das Monopol der Hansa
ussischen Handel. Vierzehn Städte schleppten die
tion bis 1630 fort. Dann gründeten Hamburg
n einen neuen Bund, der 1669 seine letzte Tag-
t.
diesen Umständen sank die Getreideausfuhr aus

Der Welthandel ging von Deutschland nach England, Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden und Rußland. Holland baute sich seine riesige Handelsflotte aus deutschen Wäldern! Im Gewerbe kam erst jetzt der zopfige Zunftgeist auf, den die Neuzeit unter diesem Namen befehdet. War die Zunft und Gilde früher die Association unter Producenten desselben Arbeitszweiges, war die Corporation etwas aus den allgemeinen Verhältnissen sich Ergebendes, nicht ohne einen tiefen Zug von Solidarität und Gemeingeist, des Einstehens Aller für Einen: so arbeiteten sich jetzt das scheelsüchtige Privileg und die lächerliche Hierarchie hervor, die leider vortrefflich zu der überhandnehmenden bürgerlichen Philisterei paßten. Das Bürgerthum war seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in beständigem Sinken. Die Geschichte des schaudervollen Krieges zeigt uns nur einzelne Bürgerthümer, die der alten Bedeutung der Freistätten wider fremde Barbaren und einheimische Zwinger Ehre machten: z. B. die Stralsunder und die Magdeburger. Was jetzt in den Städten vorging, beschränkte sich zumeist auf prahlerisches Gebahren der Patriciercaste und verzopftes Zünfteln der Handwerker. Man existirte in den Städten nur kraft eines Privilegs und soweit das Privileg reichte. Unehrlich waren und blieben noch die Kinder von Leinwebern, Barbieren, Schäfern, Müllern, Pfeifern, Trompetern und Badern, die nicht ohne Weiteres in die Lehre genommen werden durften.

Das politisch-historische Wissen, das zu dieser Zeit sehr in die Breite ging, und das selbstgefällige endlose Citiren brachten an den Höfen wie im Dienste der Städte jenes Geschlecht von Diplomaten, Jurisconsulten und Bureaukraten auf, das noch jetzt mancherorts nicht leben und nicht sterben kann. Im Gewerbe mehrten sich die „Hofapotheker, Hofschuster, Hofschneider", wie die „privilegirten bürgerlichen Riemenschneider". Ja die Geburt selbst, das unabänderliche Factum, wurde verbessert. Auch Karl V. und seine Nachfolger hatten wie zum Jux, meist jedoch aus Cassabedürfniß geadelt; jetzt aber

ie Adelsbriefe und der Briefadel in Schwang. Es
ſogar Todte im Grabe geadelt, verweſte Bürgerliche
s- und turnierfähig erklärt. Das „Ew. Gnaden"
folgenden Zeitwort im Plural brachte das wider-
‚Sie" zuwege. „Ew. Gnaden haben geruht mir zu
ie haben erwähnt ꝛc."
s 17. Jahrhundert laborirte an pedantiſch ſteifer Groß-
it, die Idee der Gleichheit verſank völlig. Nie vor-
der Unterſchied in der Tracht ſo peinlich beobachtet
um Vornehm von Gering, die Stadt vom Lande zu
Mit dem ſtädtiſchen Rock blieb auch alles, was die
och an Intelligenz beſaß, innerhalb ihrer Mauern;
ß ein Lichtſtrahl zu dem ſo bedürftigen Landvolk zu
vermochte. Die Kluft, die noch wir zwiſchen dem
rn und dem Bauer erblicken — ſie iſt das Werk des
rhunderts.
all dieſen Uebelſtänden kam nun noch die Münz-
terung, lies: die officielle Falſchmünzerei hinzu, die
ffällig war, wenn Private die Wege einer hohen Re-
zu wandeln ſich vermaßen. Schlechtes Geld, das den
ſtörte, circulirte ſchon in der erſten Periode des Krieges.
en auch, wie der Friedländer ſeine Güter damit bezahlte.
s Volkslied klagte:

„Alle Dieb, die hievoran
In hundert Jahren gehangen,
So viel doch nicht geſtohlen han,
Als unſre Kipper begangen. — —
Und werden doch nicht gehangen."

ch dem Kriege, als Europa wirklich Ruhe brauchte,
rſamkeit die erſte Lebensregel der Völker werden mußte,
ich nun zum Kippen und Wippen der frechſte Luxus,
führung der theuerſten Fabrikate, die koſtſpieligſte
ht. Es regnete von oben herab Specialordnungen
:htage, Hochzeiten, Kindtaufen; Kleiderordnungen ge-
ur Tagesordnung. Die Großmächte aber und ſolche

die es werden wollten, gestatteten sich den Luxus der stehenden Heere, dieser Diphtheritis des modernen Europa. Die Recrutirungen wurden stärker als je, Preßgänge und Werbungen im Auslande kamen in Mode. Oesterreich erhöhte seine Armee von 1673 bis zum Ende des Jahrhunderts von 60,000 auf 132,000 Mann; Friedrich Wilhelm von Brandenburg gar von 4000 Mann auf 28,500. Bayern lieferte seine Landeskinder für Subsidien nach auswärts, den Landgrafen von Hessen zum lockenden Exempel.

So trat an die Stelle des deutschen Volksgeistes, der die Reformation aus sich geboren und die Renaissance so freudig ergriffen hatte, der Geist der Liederlichkeit, Unzucht und Faulheit. Und auf diesem Mist blühten dann die Kothpflanzen der Gefühllosigkeit, des Aberglaubens und des schwärmerischen Fetischismus. Hexenthum und Gauklerthum, Magie und Prellerei lagen sich in den Armen, wie immer in Zeiten der Erschöpfung und der Verzweiflung. Deutschland hatte alle Initiative verloren und mußte zwei Jahrhunderte lang England und Frankreich den Vortritt lassen. Nur das Princip confessioneller Parität hatte es sich und der Welt durch ein Meer von Blut und Morast hindurch gerettet. Aus dieser religiösen Indifferenz — nicht Indifferentismus — konnten erst in späterer Zeit die Keime des Selbstbewußtseins und des interesselosen Gedankens hervorsprießen.

Die moralische Verkommenheit des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben wir bisher als die unvermeidliche Wirkung der Kriegs-Greuel und Wehen behandelt. Die allgemeine Verheerung mußte eine eben so allgemeine Verwilderung im Empfinden und Denken wie in der Thätigkeit hervorrufen.

Scharfe Beobachter wollen indeß die Stockungen deutschen Geisteslebens schon in den beiden ersten Decennien des Jahr-

, welches einfach übertragen und verſchlechtert wird.
on ſeit Anfang des Jahrhunderts graſſirte in Deutſch-
franzöſiſche Mode. Nur einzelne Reichsſtädte hiel-
feſt am Eigenen und gaben erſt gegen Ende des
derts nach; ſo Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt,
rnberg, Augsburg, namentlich aber das kerndeutſche
rg. Die Stutzer im Lande nannten das „altväteriſch",
waren à la mode. In Broſchüren und Predigten
egen den „Kleiderteufel" angekämpft — vergebens.
wenig halfen die fliegenden Blätter mit ihren kaum
Darſtellungen. So etwas beweiſt nur, wie die
ung, das Vorhandenſein des Uebels.
Widrigſten nahm ſich das ſoldateske Geckenthum aus.
ıdete ſich der Hauptſatyriker der Zeit weſentlich gegen
gegen die Modeſucht und den Soldatengeck. Hans
Moſcheroſch, aus einer aragoniſchen Familie, die
rl V. in Deutſchland eingewandert, gebürtig aus dem
en Antheil am Elſaß (1600—1669), durchlebte in
ſten Jahren den ganzen ſcheußlichen Krieg und ver-
:e während deſſelben „Wunderliche und wahrhafte
Philanders von Sittewald" (Geſammtausgabe Straß-

Prognostiken; den Mischmasch der Sprache, den er se durch sein olla podrida von Latein, Italienisch, Span Französisch und Deutsch bestens repräsentirt; die picaris oder Schelmenromane, den Götzendienst der Reputation, spanischen honra. Die sieben letzten Visionen sind frei er den (1641—43) und hier glänzen der „à la mode Kehra und das „Soldatenleben". Von der Sprachmengerei heißt „Wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnete, fände man $^5/_8$ Französisch, $^1/_8$ Spanisch, $^1/_8$ Italienisch kaum $^1/_8$ Deutsch." Im „à la mode Kehraus" wird uns schier bekanntes Bild vor Augen geführt: „Sie haben Diebs- oder Galgenvogelhaar auf dem Kopf". „Wer seiner eigenen Haare schämt, ist nicht werth, daß er ei deutschen Kopf hat." Alle Kategorien von Bärten werd aufgeführt: Zirkelbärtel, Schnecken-, Jungfrauen-, Te Spitz-, Maikäfer-Bärtel.

Die Klagen über Weiberhoffart ertönen durch das ga Jahrhundert, von der Kanzel wie vom Throne herab, Predigten und Verordnungen. In Ober- wie in Niederdeut land, auf Hoch- wie auf Plattdeutsch, überall dieselbe Litan

Der Satyriker Joachim Rachel meinte:

„Sollt' ein Franzos es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, Schuh an der Hand zu tragen,
Die Stiefel auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch,
Anstatt des Nestelwerks — der Deutsche thät' es auch!"

Der Sinndichter Logau aber faßte die Sache politisch:

„Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' Dich doch Deiner schnöden Kriecherei!"

Von Moscherosch zu Grimmelshausen ist nicht weiter v von Tracht zur Sitte, von Verkehrtheit zu Laster, nur d der Eine lacht, der Andere brennt.

Während des Krieges und seiner Greuel schrieb Christo von Grimmelshausen (gest. nach 1673 als Amtmann Renchen am Oberrhein) unter dem Pseudonym Sam Greiffenson von Hirschfeld, ebenfalls nach spanischem Vorgan

en picariſchen (von picar picken, picuraza Elſter, picorazo helm) Roman unter dem Titel: „Simplicius simplicissi-us“, von dem vor Kurzem eine verſtümmelte Ausgabe in um delphini, als „Kinderbuch“ riskirt wurde. Kein Ca-tel des wahren „Simpliciſſimus“ — und nur der wahre t lehrreich, — darf unter die Augen eines Kindes kommen.

Das Buch, welches trotz ſeiner frühen Abfaſſung erſt 668—9 im Druck erſchien, hat einen Gehlhauſer oder Geln-auſer (früher zu Hanau gehörig) zum Verfaſſer und iſt eine Spefſartgeſchichte, oft auch im Dialect, aus der Kriegszeit. Der Held ſelbſt, der richtige Erſte Beſte, iſt der Sohn eines Sauhirten, der durch die Plünderung ſeines Daheim ins Wilde ineingewirbelt wird. Unſäglich roh, gemein, unfläthig, ſchwei-iſch ſind die meiſten Scenen — ebenſo roh, gemein, unfläthig nd ſchweiniſch wie die damaligen Zuſtände. Oft glaubt man n Moraſt zu erſticken, und wundert ſich dann, wie man ſich elbſt an den Moraſt gewöhnt. Der Verfaſſer ſchildert aber ichts als die Wirklichkeit. Wie geſagt, von Moſcheroſch' à la node und Soldatenleben zum Simpliciſſimus iſt nur ein Schritt. „Neben ein paar Hellern im Beutel ein närriſches Kleid auf die neue Mode mit tauſenderlei ſeidenen Banden ragen“; dann wollen ſie gleich „rittermäßige Herren und delige Perſonen von uraltem Geſchlecht ſein“, da ſie doch von Tagelöhnern, Kachelziehern und Laſtträgern“ ꝛc. abſtammen. Ein Offizier wird geſchildert, wie ihm „zu beiden Seiten lange Zöpfe herunterhängen wie Pferdsſchwänz, zwiſchen Maul und Naſe nur Stoppeln, die weiten Hoſen ſehen aus wie ein Weiberrock.“ Daß man doch die plündernden Soldaten gegen die Türken führte! ruft Grimmelshauſen aus.

Neben dem „ſchwediſchen Trunk“ figurirt eine andere Folterei: „die Fußſohlen mit feuchtem Salz reiben, von der Geis belecken laſſen“. Der Bauern Rache fehlt nicht.

Die „franzöſiſche Tyrannei“ erhält den gebührenden Tert.

Der Nähr- und Wehrſtand werden mit einem Baume verglichen: die Bauern ſind die Wurzeln und der Stamm, die

Soldaten das Ungeziefer oben. Wenn's oben fehlt, so w
von unten erſetzt.

Mit der Hexerei und den Horoſkopen bindet der
faſſer auch an; doch bleibt ihm Gott der „Herr der Plan

Gegenüber der brutalen Welt mit ihrem endloſen Fl
und Saufen und ihrer Hungerleiderei, verweiſt die
zweiflung ſozuſagen von ſelbſt auf ein beſſeres Jenſeits.
wird das, was Voltaire ſo meiſterhaft im „Candide“ iro
hat, hier ungenießbar, nämlich die ernſtliche Einmiſchung
„Wunderbarmherzigkeit und unendlichen Gnadengüte Got
Das ganze Buch ſchlägt dieſem unmotivirten Vertrauen
Geſicht. Die „Gnadengüte“ erwies ſich höchſtens darin,
eine ſolche Welt noch zuſammenhielt und daß vernunftbe
Weſen göttliche Endzwecke darin zu entdecken vermochten.

In der Politik iſt Grimmelshauſen ſchon rationaliſtiſ
hier verabſchiedet er den Patriarchalismus, der ihn in
Religion noch völlig beherrſcht. Das gräßliche Elend
Bürgerthums bringt ihn auf den Gedanken: die Städte ſ
ſich zu einer Republik verbünden und jede Beſchränkung
Freiheit und des perſönlichen Eigenthums aufheben. Zukun
voller als dieſer Communismus der Nichtshaber war Grimm
hauſen's plebejiſche Meinung über den Adel. Da hören
das altengliſche: When Adam dug and Eva span.

„Wie ſtünd' es jetzund umb die Welt,
Hätt' Adam nicht gekaut das Feld!
Mit Hacken nährt' ſich anfangs der,
Von dem die Fürſten kommen her.

Wird Dir rein Alles abgebrannt,
Verwüſtet und verheert das Land,
So nehmen ſie doch nichts mit ſich,
Der Boden bleibt beſtändiglich.“

Während die europäiſche Welt kaum bis zum Me
tilismus gekommen war, wird hier der Boden als Ne
gabe und die Arbeit als productiv geprieſen.

An den „Simpliciſſimus“ ſchloſſen ſich zwei weitere

turelle Romane als Autobiographien zweier Nebenhelden des erstern Werkes: „Die Landstörzerin Courage", die Geliebte des Simplicissimus, und der „seltsame Springinsfeld", eine Art Sancho Pansa. Aus dem Rahmen der Zeit heraus, mehr ins Gebiet der freien Phantasie, tritt „das wunderbarliche Vogelnest", welches eine vorzügliche Erfindungsgabe bekundet. Grimmelshausen und Fr. v. Logau bilden die geistigen Spitzen der Zeit; wo Logau in meisterlicher Prägnanz kritisirt, da schildert Grimmelshausen plastisch und wahr. Schade nur, daß ihm solch' abscheulicher Stoff beschеert war!

Außer der Sprachmengerei und Modewuth grassirte im 17. Jahrhundert die Titelkrankheit, von der das 19. noch einen guten Rest ererbt hat. Die Titelsucht ist die Modesucht der Auszeichnung, an die Stelle des Costüms tritt der Prunkname. Auch hierbei litt die Sprache bittere Noth. Je inhaltsloser das Bewußtsein einer Zeit, desto stärker klappern die hohlen Titel. Die byzantinischen Kaiser erfanden die „Majestät", die wir getreulich aufbewahrt haben. Justin II., der Nachfolger Justinians, nannte sich im 6. Jahrhundert „Unsere Ewigkeit". In Frankreich kam schon sehr früh der „allerchristlichste König", in Spanien die „katholische Majestät", in Portugal der „Allergläubigste", in Polen der „Orthodoxe", in Ungarn der „Apostolische König" auf. — „Wohlgeboren" hatte sehr lange Zeit seinen hohen Werth; denn noch zwischen 1625 und 1640 wurde der Titel „Wohlgeboren" an fürstliche Räthe „aus Gnaden" verliehen. Der Kurfürst von Sachsen hieß erst 1625 „Durchlaucht".

Die äußerliche Verbrämung leerer Büchsen ist echt jesuitisch. Im 17. Jahrhundert stand auf einer Kirchentafel die Widmung: „dem allmächtigst-allheiligsten und unüberwindlichsten Herrn, Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekröntem Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwähltem unsterblichen König des Erdbodens, des heiligen römischen Reiches einigem Hohenpriester, Erzbischof der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, Herzog von Bethlehem und

Landesfürst von Galiläa, gefürstetem Grafen zu Jerusalem u
Freiherrn von und zu Nazareth, Ritter der höllischen Pfor
Herrn der Heiligkeit, Seligkeit, Gerechtigkeit, Pfleger der Wittw
und Waisen, Richter der Lebendigen und Todten, unserem all
heiligsten Herrn und allergnädigstem herablassenden Erlöser ꝛc.

Diesem evangelischen Zopf gegenüber widmete ein schri
stellernder Arzt, Hippolytus Guarinonius, mailändischer A
kunft, seinen zu Ingolstadt gedruckten Folianten: „Greuel d
Verwüstung menschlichen Geschlechts" „der allerheiligsten, gro
mächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Jun
frauen Maria, gekrönten Kaiserin des himmlischen Reiche
Großherrscherin der neun englischen Heerschaaren, geborne
Königin zu Israel, Kurfürstin des gelobten heiligen Landes
Fürstin von Juda ꝛc. Ew. Jungfräulichen, Kaiserl. Königl
Majestät allerunterthänigstes, allerdemüthigstes und allerver
worfenstes Knechtle."

Die Kehrseite, den geistlichen Hochmuth, zeigt uns ei
Magister M. Seeger zu Wittenberg. Dieser ließ sich vo
einem Crucifix knieend abmalen; er redet (lateinisch): „Her
Jesu Christ, liebst du mich?" Antwort: „Allerberühmtester
alleredelster, allergelehrtester Herr Doctor Seeger, Rector dieser
Schule, Allerwürdigster und Allerverdientester, ich liebe dic
durchaus!"

Was haben wir da den Birmanen noch vorzuwerfen, di
ihren König „Herrn der weißen Elephanten" nennen, weil di
Gottheit sich auf einem solchen Thiere einst niedergelassen?

Der Sprachverderb, der sich durch Alles das hindurc
zieht, war allerdings keineswegs blos ein Product des Krieges
wenngleich dieser ihn auf seine Höhe trieb. Er datirte bi
auf die Zeit Karl's V. zurück. Die Latinität der Univer
sitäten, die ungeschlachten Uebersetzungen, selbst die Reisen in
Ausland vermehrten das Uebel. Die Widmung des Guari
nonius datirt von 1610. Schon 1617 8 schrieb Opitz sein
lateinische Rüge: De contemptu linguae germanicae, „Ve
der Verachtung deutscher Sprache". Ebenso bildete sich 161

m Intereſſe „vaterländiſcher Zucht und Sitte“ zu Weimar ie „fruchtbringende Geſellſchaft“, oder der „Palmenorden“ urch drei Weimariſche, zwei Anhaltiſche Fürſten und viele erren vom Adel. Als Mitglieder wurden aufgenommen: pitz, Moſcheroſch, der Hamburger Paſtor Riſt, Philipp ejen, Georg Neumark, Birken (auch Pegnitzſchäfer), Andreas rophius. Vorbild des Ordens war die florentiniſche Accaemia della Crusca, die Kleien- oder Beutelungs-Akademie.

Schon 1622 hatte übrigens Joachim Vogel ein Schauiel, den „Clauſenſturm“, „mit lebendiger Fürbildung des laſſauer Vertrags“, beſonders gegen die Verächter des Deutchen gerichtet.

Ein Mitglied des Palmenordens, Juſtus Georg Schottel, erfaßte die erſte deutſche Grammatik; aus derſelben Geſellhaft ging auch eine erträgliche Ueberſetzung des Terenz her-or. Der Orden erloſch im Jahre 1680.

1633 entſtand die kurzlebige „aufrichtige Tannengeſellhaft“ — wieder das verrätheriſche Deutſch im Titel der eformatoren. 1646 gründeten die Schäferdichter G. Phil. arsdörfer und Joh. Klaj den „gekrönten Blumenorden“ der Pegnitzſchäfer“ zu Nürnberg, die ihre Dichternamen aus idney's „Arcadia“ entlehnten. Im ſelben Jahre ſtiftete hil. von Zeſen zu Hamburg die „deutſch geſinnte Genoſſenhaft“. 1656 endlich, nach dem Kriege, entſtand der „Schwanenden an der Elbe“ durch den Hamburger Paſtor Riſt, der it ſeinem platten Werke 1667 das Zeitliche ſegnete. 1647 atte er auch ein Schauſpiel: „Guſtav Adolf und Wallenſtein“ ündigt.

Die „deutſch geſinnte Genoſſenſchaft“ und namentlich Phil. on Zeſen reagirten am Stärkſten gegen die eingedrungenen remdwörter, ſchoſſen aber bei dieſem löblichen Streben weit ber's Ziel hinaus und erinnern gar ſehr an die Jahnerei n unſerem Jahrhundert. Minerva ſollte künftig „Klugin“, enus „Luſtin“, Vulkan „Glutfang“, die Naſe das „Löſchern“, die Maske das „Mummgeſicht“, das Piſtol der

„Reiterpuffer" heißen. Das Theater wurde in eine „Scha burg", der Vers in den „Dichtling" verballhornt.

Charakteriſtiſch war auch die Kindlichkeit der Zeit, a Beſten repräſentirt durch den Pegnitzſchäfer Harsdörfer. Dieſ Mann vermaß ſich, durch ſeinen „Nürnberger Trichter" „i ſechs Stunden Reim- und Dichtkunſt einzugießen".

Die geniale, phantaſiereiche Behandlung der Sprache wa mit Joh. Fiſchart im Jahre 1591 zu Grabe getragen wor den. Wie übermüthig ſchöpferiſch fuhr dieſer im Elſaß lebend Mainzer, Meenzer, Reznem, Ellopoſkleros, dieſer polemiſch Calviniſt, wider die Ingolſtädter Jeſuiten heraus! Wi geißelte er die „Jeſuwider", die „Jeſujunker", die „Sauiten ſammt ihrem Oberhaupt, dem „Ignaz Lugiovoll"! Wie ſpran er mit dem Aberglauben der „Sternſchreier" um! „Alt Praktik Großmutter, das iſt die dickgebrockte, pantagrueliſch betrugdicke Prakdick und Pruchnaſtikatz, Laßtafel, Bauernreg und Wetterbüchlein, auf alle Jahr und Land gerechnet un gericht" — lange vor Kepler, der ſich von der „ſchmutzige Dirne" noch ernähren laſſen mußte! In welch' ſchwunghafte Proſa berichtete er über die Pariſer Bluthochzeit, über d Zerſtörung der Armada, wie hieb er auf die deutſchen Fürſte ein, die es mit den Spaniern hielten! Das war ein kräftige proteſtantiſches Deutſch im „Ehezuchtbüchlein", wider den in famen Cölibat! Hier trat eine zukunftsvolle Subjectivität auf, die ſich kühn der Welt gegenüberſtellte und durch ſchallen des Gelächter dieſe Welt zu vernichten wagte.

Wohin war das alles gerathen? Wie konnte ſolch Feuer gänzlich verrauchen? Man antwortet: Es erloſch i der „Periode der Nachahmung". Als ob irgend eine Period eine Macht, eine Weſen wäre! Als ob die Zeit eine Gränz ſetzte und nicht ſelbſt eine willkürlich geſetzte Gränze bedeutet Fiſchart iſt der Abſchluß der reformatoriſchen Periode, d Abſchied vom 16. Jahrhundert, welches nach ihm nichts mel zu verſenden hatte. Und dieſe gewaltige Perſönlichkeit iſt ſelb ſchon Nachahmer, Nachbildner und Nacheiferer des Rabelai

it ihm ſtirbt die Volksliteratur aus; es kommt eine Buch- d Gelehrtenliteratur. Das urſprüngliche Bewußtſein vom ten und Wahren wird reflectirtes Bewußtſein. Der heimat- e Boden genügt eben ſo wenig mehr wie die heimiſche pfindung. Die Schriftſteller reiſen: der Heidelberger Bi- othekar Meliſſus nach Ungarn, Italien, Frankreich und gland; W. Zinkgreff aus Heidelberg in die Schweiz, nach ankreich, England und den Niederlanden; der Dichter Paul ming nach Moscovien und Perſien; der kernhafte Weckher- ſpricht von „ausländiſcher Muſe“. Die Ueberſetzungen dem Italieniſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen, Engliſchen ſen ſich. Wenn das kosmographiſche Element die Ver- ichung hervorrief, ſo die Nachbildung höherer Muſter des landes und der Antike die Nachahmung. Deutſchland te ſich auf die Schulbank; die Zeit war nicht dazu an- han, die Höhe des Parnaſſes zu erſteigen, der von Mus- en und Kanonen ſtarrte. Aus dem kaſtaliſchen Quell wur- die Roſſe der Küraſſiere getränkt, die Muſen gingen als geunerinnen mit den Heeren.

Die Kulturgeſchichte weiß mit den ſtehenden Rubriken Literaturgeſchichte wenig anzufangen; ſie muß die Bezeich- ngen „erſte und zweite ſchleſiſche Dichterſchule“ einfach be- igen. Martin Opitz (1597—1639) wird der Gründer „erſten ſchleſiſchen Dichterſchule“ genannt, und doch waren einzigen Zeitgenoſſen, die auf den Namen von Poeten ſpruch erheben konnten, Paul Fleming (1609—1640) aus n Voigtlande und Rudolf Weckherlin (1584—1651) Vollblutſchwabe. Paul Fleming, der Weltreiſende, hat in nigen Jahren das Beſte an Oden, Liedern und Sonetten eiſtet. Georg Rudolf Weckherlin, der zumeiſt in England lomatiſch beſchäftigt war, machte gar kein Métier aus eratur und Poeſie; und doch hat er für Sprache und Aus- ck unendlich beſſer gewirkt als Opitz; doch entſproßten nem Geiſte duftige Blüthen, wie das Trauerlied bei Guſtav olf's Tod, wie zahlreiche „Oden und Geſäng“ (1618.9)

voll frischer Empfindung, während Opitz nur ein Kunstbl Fabrikant war.

Weckherlin blieb auch in der Fremde ein guter P der protestantischen Sache warm ergeben. Opitz dagege sich auf Verwendung seines saubern Patrons, des Hrn. Hannibal von Dohna, im Jahre des Restitutionsedicts Kaiser Ferdinand II. adeln und „von Boberfeld" n für kaiserliches Geld übersetzte er das Manuale conti siarum des Jesuiten Becanus. Niederträchtig ist sein gramm auf Magdeburgs Fall: Um die Jungfrau haben gefreit, endlich kriegt sie Tilly; also kommt jetzt „Jur und Gesell, und Alt und Alt zusammen." Durch Schm wurde er königl. polnischer Hofhistoriograph bei dem gaten Sigmund, und zwar mit hohem Gehalt.

Seine Bedeutung ist eine rein, d. h. abstract litero Die „Deutsche Poeterei" (1624), eine Art Poetik, i Schnellfabrikat nach Daniel Heinsius, dem holländischen gel Dichter, dem es zuerst klar wurde, daß die germa Sprachen wohl das Zählen der Sylben, nicht aber Messung gestatten, daß vielmehr der Accent an die Stel Quantität zu treten hat. Mit Heinsius und den Fra hat Opitz auch den Wahlspruch gemein: die Dichter sol delectare et prodesse, ergötzen und moralisiren. Fl und Weckherlin kümmerten sich nicht allzu viel um den und sagten doch sehr viel Gutes und Schönes. Thatsa beobachtet hatte den Accent schon 100 Jahre vor Op Dramatiker Paul Rebhun.

Opitz selbst hat es nie über Concetti und Moral hi gebracht; Zeugen dessen schon die Titel seiner didaktischen lereien: „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs", na oder von der Ruhe des Gemüths", „Vielgut oder wahren Glück". Zu „delectiren" gedachte er vermuth seinem pedantisch beschreibenden Gedicht: „Vesuvius".

Literarisch merkwürdig wurde Opitz ferner durch Uebersetzung der „Antigone" des Sophokles (1636), der

„Trojanerinnen“ in sechsfüßigen Jamben nach dem Muster der Alten nachschickte. Es war zu der Zeit, als der „Cid“ von Corneille erschien! Noch zu etwas Anderm gab die „dichtende Regel“, wie man Opitz genannt hat, den Anstoß. Nach dem Italiener Ranuccini verfaßte er die mythologisch-schäferliche „Daphne“ und die geistliche „Judith“ (1633). Die „Daphne“ wurde von Heinrich Schütz, der sich als Componist in Venedig ausgebildet hatte, als erstes deutsches Singspiel gesetzt und in Torgau bei der Vermählung der Schwester Joh. Georgs von Sachsen, Marie Eleonora, mit Georg II. von Hessen, im Jahre 1627 als Entremet aufgeführt, und zwar an Stelle der früher üblichen Turnier-Ringelrennen und Mummereien. Das italienische Schäfergedicht, Tasso's „Aminta“ an der Spitze, war überhaupt die Bruthenne der Oper.

Endlich befindet sich Opitz mit seinem Hymnus auf die Geburt Christi auf dem Wege zur Oratorien-Textirung und weist außerdem, freilich ganz von ferne, in Betreff des Stoffes auf John Milton und Klopstock hin.

Die gesammte deutsche Poesie saß auf der Schulbank und Magister Opitz führte den Bakel. Fast war die Poesie aber noch Gold gegen die meiste Prosa, die durch das Latein des römischen Rechts und die französische Diplomatensprache völlig erdrückt wurde.

Wenn so die Menschen reflectiv und die Phantasie träge geworden waren, die Didaktik als solche aber nicht als poetische Fassung, und die Beschreibung nur als Element der dichterischen Ausführung betrachtet werden kann: so blieb offenbar nur die Gnomik übrig, in der ein Talent etwas leisten konnte. Zu dieser Weise präludirte schon Wilhelm Zinkgreff aus Heidelberg (1591—1635) in seiner werthvollen Sammlung: „Scharfsinnige und kluge Sprüche der Teutschen“ (1626), den „Apophthegmen“, wie sie auch heißen. Der Verfasser eigener Lebens- und Weltweisheit war dann Friedrich von Logau (1604—55), ein ächter Zeitgenosse des Kriegs, in seiner

amtlichen Stellung als Kanzleirath der Herzogin Dorothea Sibylle von Brieg gut situirt, einer der ersten deutschen Epigrammatiker. Lessing und Ramler erweckten ihn von den Todten, der letztere gab ihn etwas modernisirt heraus. Karl Simrock stellte manches Antiquirte wieder her, da ja dem Deutschen mittlerweile auch ein historisches Sprachbewußtsein geworden sei. In Logau besitzen wir den einzigen Geist des 17. Jahrhunderts, der es mit dem vielgepriesenen Quatrain der Franzosen aufnehmen konnte.

Zuerst erschienen „Reimsprüche" von ihm, dann „Sinngedichte", sicherlich die beste Uebersetzung von „Epigramm". Die erste Sammlung war von 1638, vollständig erschien das Ganze 1654.

„Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wenn sie doch auch lernen wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten."

„Was fremde Hülfe sei, das fühlst Du, Land, allhier:
Die Hülfe half ihr selbst, das Fremde ließ man Dir."

„Luthrisch, Päpstlich und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei."

„Juristen, Aerzte, Prediger, sind alle drei beflissen,
Die Leute zu purgiren wohl an Seckel, Leib, Gewissen."

Eng verwandt mit der Epigrammatik, nur in der Form mehr die umgekehrte Lyrik, ist die Satyre, von der sich große Dosen bereits bei Moscherosch und Grimmelshausen vorfanden. War in der Fischart'schen Satyre mehr Juvenal'sche Heftigkeit mit überlegenem Humor verbunden, so hatte sich die rein verstandesmäßige Satyre bei Fischart's Zeitgenossen Georg Rollenhagen († 1609) eingebürgert. In seinem „Froschmeuseler", der pseudo-homerischen „Froschmäuse-Schlacht" nachgebildet, wird die Thierfabel in ihrem Verlauf immer satyrischer; unter der Maske des Storches tritt der Kaiser, unter der des „Beiß-

auber jüngſt wieder der unüberſetzbare Fritz Reuter
ließ. Was will der correcte, glatte, aber ſchier
achel aus Schleswig gegen Laurenberg beſagen?
3 und Lyrik mündeten alſo gleichmäßig im Witz; das
if dem Umweg durch die Thierſage, die letztere als
3 Sinn- und Stichgedicht. Alles das aber war auf
en der zweiten Natur, der Kunſt gewachſen, kam aus
and und gelangte kaum ins Volksherz. Die Volks-
: fort im Lied und im Choral. Vom erſtern haben
Verlaufe der geſchichtlichen Erzählung hin und wieder
gemacht; es erhielt ſich noch eine Weile. Das geiſt-
ßlied aber, das Kirchenlied, blühte mächtig, wirkſam,
, grade im Jahrhundert der Verwüſtung.
ıläreres gab es nicht und konnte es nicht geben, als
Lieder niedergeſchlagener und ſich im allgemeinen
ıſturz am Glauben wieder aufrichtender Gemüther.
Paul Fleming: „In allen meinen Thaten", Joh.
im ſapphiſchen Ton: „Herzliebſter Jeſu, was haſt
rochen?" oder im alexandriniſchen Ton: „O Gott,
ner Gott"; Martin Rinkert, zur Feier des faulen
riedens von 1635: „Nun danket Alle Gott"; der

auf, mein Herz, und singe". An diese Gewalt des inwendigen Glaubens, die sich in Posaunentönen Luft machte, reichte natürlich der brave Jesuit Friedrich von Spee nicht heran.

Ein noch immer nicht ganz gelöstes Problem ist das Verhältniß Deutschlands zu Shakespeare im 17. Jahrhundert. Daß schon die deutschen Zeitgenossen Kunde von dem gewaltigen Briten und von mehreren seiner Dramen hatten, steht außer Zweifel. In Halle am Hofe des Administrators von Magdeburg wurde 1611, fünf Jahre vor dem Tode des Dichters, „eine teutsche Comödie, der Jude von Venedig, aus dem Engländischen" aufgeführt. In Dresden kamen 1626, zehn Jahre nach dem Tode des Briten, auf die Bretter: „Romeo und Julie", „Julius Cäsar", „Hamlet" und „Lear", also mit Ausnahme des „Macbeth" die größten ethischen Dramen allesammt. 1627 sah man zu Torgau den „Julius Cäsar". 1668 erschien die „Tragikomödie vom Mohren zu Venedig"; 1678 wurde die „wunderbare Heirath Petruccios mit der bösen Katharina" für den Zittau'schen Schauplatz vorgestellt durch Christian Reimann.

Von dem gelehrten Morhof erfahren wir sogar, daß schon 1613 Joh. Rhenanus als Nachahmer Shakespeare's aufgetreten sei. Endlich wissen wir, daß bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts „englische Komödianten" nach Deutschland kamen und hier ihre Nationalstücke aufführten, denen das Publikum beiwohnen mochte wie den lateinischen Schulkomödien. „Englische Komödianten" wurde aberwohl auch mit der Zeit ein Name, der den hochdeutschen Schauspielern verblieb, wie den Kunstreitern die Bezeichnung „englische Reiter", als längst kein Engländer mehr unter ihnen war und kein Englisch mehr auf der Bühne gesprochen wurde. Das Alles aber erklärt nicht, wie der Nürnberger Notar Jakob Ayrer, der 1605 starb, Shakespeare'sche Stoffe behandeln konnte, die der

ne „Geſchichte der ſchönen Phanicia“, welcher die Fabel
Viel Lärm um Nichts“ zu Grunde liegt, läßt ſich noch
e gemeinſame Benutzung einer Novelle des Italieners
llo, der durch Belleforeſt ins Franzöſiſche überſetzt wor-
ar, zurückführen. Nur hat Ayrer den Stoff ganz roh
n, während Shakeſpeare ihm pygmaleoniſches Leben
chte. Der „Sturm“ aber, ein Spätling Shakeſpeare's,
1 nach Ayrer's Tode und die Shakeſpearographen wiſſen
Quelle des düſtern Idylls anzugeben. Sollte alſo doch...?
mn giebt die einzig mögliche Erklärung: der Stoff iſt
trandmärchen von der Oſtſee, und die Geſchichte ſpielt
ner Inſel. Ayrers „Sidna“ paßt die Inſel dem Bin-
de an und macht einen Wald daraus. Vielleicht ge-
das Strandmärchen durch einen engliſchen Komödianten
jakeſpeare....
in weiteres Zuſammentreffen des großen Briten mit
ürnberger Notar findet ſtatt in Betreff „Hamlets“. Es
türlich wieder nur vom Stoff die Rede; denn Ayrer
elt in ſeiner „Pelumperia“ keinen Charakter pſycholo-
nd erhebt ſich nicht über die Schlächtereien im „Titus
nicus“, der übrigens 1624 in Reichs-, See- und Hanſe-

Kid:	Ayrer:
Now that the night begins	Nun hat die gegenwärtige Nach
with sable wings	Mit ihren ſchwarzen Flügeln gem
To overcloud the brightness	Die Himmelwolke dunkel zwar,
of the sun.	Auch Mond und Stern' verfinſtert

Wir haben dieſes kritiſche Entremet nicht um ſeiner ſel
willen hier eingefügt; wir gedachten vielmehr den Beweis
zubahnen, daß grade im höchſten Ausdruck poetiſcher Begabu
im Drama, ſich auf deutſchem Boden eine Weiterentwicklu
aus dem 16. Jahrhundert ins 17. hinein bekundet, die d
doch nur gewaltſam abgebrochen werden konnte. Es iſt j
nicht mehr zu ſagen, was ohne den Krieg aus Anſätzen
worden ſein möchte, wie ſie uns in dem fruchtbaren Ay
und beſonders in dem geiſtreichen Herzog Heinrich Julius
Braunſchweig vorliegen. Die Berührung mit dem Fremd
die Anklänge an Ausländiſches, ja die directe Einwirk
desſelben auf Heimiſches bilden noch keine Inſtanz, welche
Eigenthümlichkeit und die Werbeluſt eines Nationalgei
ſchlechthin verurtheilen müßte. Wenn engliſche und ſpäter
ländiſche Stoffe und Darſteller nach Deutſchland kamen,
gingen dafür die Deutſchen auch nach England und gar
Norwegen. Auch Franzoſen und Spanier zogen über
Canal, die Spanier nach Italien. Die Nationalitäten ſchl
eben ihre Wellen über die engern Gränzen hinaus, excentri
Kreiſe kamen und gingen: es war die Zeit einer noch ei
trüben Morgenröthe der Weltliteratur.

Ayrer und Heinrich Julius waren Volksdramatiker,
Bruch des Kunſtdramas mit dem Volksſtück war noch
vollzogen. In der Vorrede zu Ayrer's Opus theatric
welches „30 ausbündig ſchöne Comedien und Tragedien
allerhand Denkwürdigkeiten, alten Römiſchen Hiſtorien ꝛc.
noch andere 36 ſchöne luſtige und kurzweilige Faſtnacht-
Poſſenſpiele" (Nürnberg Fol. 1618) enthielt, leſen wir in

orrede: Ayrer habe alles nach dem Leben gerichtet, daß man's eichsam auf die neue engliſche Manier und Art — per- ılich agiren und ſpielen könne. Da nun Ayrer das Meiſte r dem Bekanntwerden der engliſchen Art und Weiſe gedichtet t, ſo bildet er das Mittelding zwiſchen Hans Sachs und n engliſchen Einfluß. Es wäre auch unbegreiflich, daß grade Deutſchland nicht aus Myſterien, Moralitäten und Faſt- chtsſpielen Schau-, Trauer- und Luſtſpiele hervorgegangen n ſollten. Das freilich iſt richtig, den Deutſchen fehlte der matiſche Samenkern, die Ballade, die Wurzel des engliſchen ramas, und die Romanze, der Keim des ſpaniſchen Auto. er man ſehe, wie verlangend der Nürnberger Notar in die ſchichte und ins alte deutſche Epos hineingreift: Fünf Stücke niſcher Geſchichte: „Kaiſer Otto III.“, „die Erbauung der ıbt Bamberg“, „Kaiſer Heinrich II. und Kunigunde“, ſchreckliche Tragedie vom Regiment Mahumetis II.“; dann ngdietrich“, „Kaiſer Otnit“, „Wolfdietrich“, zweimal die höne Meluſine“. Auch Singſpiele hatte Ayrer angefertigt, als Einlage am Ende der Akte oder zum Schluſſe ernſter amen mit dem Pickelhäring oder einer Pantomime abwech- n. So iſt es denkbar, daß in Deutſchland gleichzeitig mit erſten Oper in Venedig zu Ehren Heinrichs III. (1574) dem Theater geſungen wurde.

Wirft man nun Ayrer mit Recht den Mangel einheitlicher ıdlung, die Nichtausnutzung der Intrigue, die puppenhafte rrheit der Charaktere vor, ſo daß er nur als Dramatiſirer Erzählung, und noch dazu in ungeſchlachter Sprache, ten kann; ſo iſt das eben der Anfang jeder dramatiſchen ratur.

Weiter geht ſchon der intereſſante, gelehrte und erfindungs- he Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig-Lüne- g, geboren im Shakeſpeare-Jahr 1564, geſtorben 1613 als rector des kaiſerl. Geh. Raths zu Prag, ein Proteſtant, der den Kaiſern Rudolf und Mathias unentbehrlich machte. ine Stücke veröffentlichte er unter dem Namen Hibaldeha

(Henricus Julius Brunsvicensis ac Lueneburgensis Dux — edidit hunc actum, oder Episcopus Halberstadensis). Auch er schrieb Trauer- und Lustspiele. Gervinus rühmt die „Susanna" als ältestes und bestes Stück, von vorwiegend ernster Haltung, als einen Spiegel des Weltlaufes, dessen vierter Akt ein Meisterstück sei. Der Narr Johann Clant (Jan Clant = Jack Clown?) spielt eine Hauptrolle. Die Prosa ist musterhaft. Es folgt die Tragödie „von einem Buler und Bulerin", aus dem Jahre 1593, worin uns ein Ständchen aus damaliger Zeit vorgeführt wird, auch Schminke, französische Mode, Maskeraden vorkommen. Der Teufel unter der Gestalt des Satyrus holt zuletzt die „Bulerin". Die verschiedenen deutschen Dialekte, die der Verfasser an seine Personen vertheilt, erinnern an Aristophanes und Shakespeare. Ein Jahr jünger ist die „Tragödie von eim ungerathem Sohn" (1594). Hier treten die Schrecken des Gewissens in plumper, lapidarer Form auf; die Psychologie hält ihren Einzug aufs Theater. Die drei Köpfe der gemordeten Räthe auf der Schüssel des Mahles erschienen etwa acht Jahre vor dem „Macbeth"; die Verzweiflung des Teufels Nero erinnert an die ruchlosesten Theater-Bösewichte. Eine ächte Moralität, die sich zu incarniren sucht, eine vielversprechende Kraftprobe!

In dem Stücke „von einer Ehebrecherin" findet sich eine richtige Falstaffiade: der Buhle wird in einem Faß mit Wäsche hinausgetragen! Sogar der Abt von St. Gallen tritt uns entgegen in einer „Comödia von einem Edelmanne, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben".

Das beste Lustspiel, darin hat Gervinus Recht, ist „Vincentio Ladislao, Satrapa von Mantua" (1591). Vincentio hält die Mitte zwischen dem Finkenritter und den köstlichen Chargen des 30jährigen Krieges, wie sie Andreas Gryphius später im „Horribilicribrifax" zeichnete. Don Quixote ist von viel edlerer Natur, eigentlich eine tragische Gestalt; aber im 18. Jahrhundert heißt der abgeschliffene Vincentio Münchhausen.

Herzog Heinrich Julius erlebte den Krieg nicht mehr, deſto empfindlicher der hochbegabte Andreas Gryphius aus Glogau (1616—64), der ſich in fröhlicher Friedenszeit ganz anders entwickelt haben würde. Familienunglück und ſchwere Krankheit wirkten erſchütternd auf ihn ein und gaben ihm die Young'ſche Nachtſtimmung der „Kirchhofsgedanken". Die wilden Ereigniſſe der Zeit, die ſchauerlichen Schläge des Kriegs disponirten ihn mehr für das Schreckhafte als für das Erhabene, und der Tragiker Seneca überſpannte noch dieſe Stimmung.

Der tiefe Seufzer aus der gepreßten Seele des Lyrikers:

„Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Aſche werden,"

iſt kein gutes Motto für den Dramatiker, der feſten Auges in die menſchlichen Kämpfe hineinzublicken hat und nicht blos Vernichtung des Edeln, Untergang des Großen darin erblicken darf. Peſſimiſten ſind keine dramatiſchen Dichter. Wie wäre unter andern Verhältniſſen dem Gryphius ſein fahrendes Weſen, ſein vieles Reiſen zu gut gekommen! So aber ſagt er uns gleich in der Vorrede zum Trauerſpiel „Leo Armenius" (d. d. Straßburg 1646): „Zudem unſer ganzes Vaterland ſich nunmehr in ſeiner eigenen Aſche verſcharret und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt, bin ich befliſſen, dir die Vergänglichkeit menſchlicher Sachen in ... Trauerſpielen vorzuſtellen." Da wird alſo das Trauerſpiel in ſeinem Wortverſtande genommen. Ein weiteres Drama heißt: „Ermordete Majeſtät oder Carl Stuart"; die Gegner des Königs ſind Räuber und Mörder. Der „ſterbende Papinian" iſt wieder ein Opfer, diesmal der byzantiniſchen Despotie.

„Peter Squenz", dem „Sommernachtstraum" entnommen, gelangte durch engliſche Komödianten an einen deutſchen Profeſſor, von dieſem an Andreas Gryphius, endlich an Chriſt. Weiſe. Der Dichter des ſchulmeiſterlichen Bettelpoeten verſtand eben ſo ausbündig heiter wie melancholiſch zu ſein, bewegte ſich aber conſtant im Extremen. Ganz auf deutſchem,

wenngleich faulem Holze gewachsen, ist der nach Beendigung des Krieges geschriebene „Horribilicribrifax", eine groteske Caricatur des feigen Maulhelden und gascogniſchen Bramarbas, wie sie der Pariſer „Charivari" so glücklich in Ratapoil", dem ſchnappsſeligen, thränentröpfelnden Aufſchneider aus dem erſten Empire verkörpert hat. Es ist Fallſtaff, der ſich in Hudibras umſetzt, mit der continentalen Zugabe des Rodomont und Don Ranudo Colubrados. Für Deutſchland bildet der münchhauſenſche „Finkenritter" des 16. Jahrhunderts den Ausgang; ihm folgten in zeitgenöſſiſcher Variation im 17. „Schelmufsky", Fallſtaff und Horribilicribrifax.

Gar köſtlich iſt die Erfindung des Gryphius, den Bramarbas in zwei Theile zu theilen, in Horribilicribrifax und Taradiribatumbarides, die in Streit mit einander gerathen:

Horrib. Und wenn du mir bis in den Himmel entwicheſt und ſchon auf dem linken Fuß des großen Bären ſäßeſt, ſo wollte ich dich doch mit dem rechten Spornleder erwiſchen und mit zweien Fingern in den Berg Aetna werfen.

Darab. Gardez vous, Follastreau! meinſt du, daß ich vor dir gewichen? Und wenn du des großen Carols Bruder, der große Roland ſelbſt, und mehr Thaten verrichtet hätteſt als Scanderbeg, ja in die Haut von Tamerlanes gekrochen wäreſt, ſollteſt du mir doch keine Furcht einjagen. — —

Horrib. Per non lasciar piu oltre passar questa arroganza, will ich die ganze Belagerung von Troja mit dir ſpielen.

Darab. Und ich die Zerſtörung von Konſtantinopel. — Endlich erkennen ſie ſich.

Horrib. Magnifici e cortesi heroi können leicht unwiſſend zuſammen gerathen.

Darab. Les beaux esprits lernen einander durch dergleichen Rencontre erkennen. —

Auch die Dulcinea von Toboſo erſcheint als Cöleſtina,

[redacted]

nd wird von ihrem Anbeter also apostrophirt: „Nobilissima
ea, cortesissima ninfa, ochio del mundo! Durchlauch-
gste unter allen Schönen, berühmteste unter den Fürtreff-
chsten, übernatürlichste an Vollkommenheit, unüberwindlichste
n Tugenden, euer unterthänigster leibeigener Sklav, der durch
ie Welt berühmte Capitän Horribilicribrifax von Donner-
il, Herr auf Blitzen und Erbsaß auf Carthaunenknall, prä-
ntirt, nebenst Verwünschung unsterblicher Glückseligkeit, seiner
ayserin bei angehendem Morgen seine zwar wenigste, aber
derzeit bereitwilligste Dienste."

In dieser derbkomischen Verhöhnung der Auswüchse des
rieges trat denn doch eine andere Kraft hervor, als wenn
er Pegnitzschäfer Birken 1650 sich seine lahme Allegorie zur
eier des Osnabrücker Friedens: „Die friederfreute Teutonia"
us dem Leibe spann, oder wenn der Pastor Rist zu Ham-
urg noch 1653 „das friedejauchzende Deutschland" über die
Bretter hinken ließ.

Der Krieg war es jedoch nicht allein, der dem Drama
n Deutschland Halt gebot und seinen Mehlthau auf die besten
Knospen legte. In dem kosmopolitischen Verbande der fünf
Kulturstaaten trat grade seit 1600 die allgemeine Kunst, die
Kunst der Töne, mit unerhörten Ansprüchen in den Vorder-
grund des Interesses. Seit dem 16. Jahrhundert hatte die
Musik ihren Hauptsitz von den Niederlanden nach Italien
verlegt und war bei der Neubegründung des Katholicismus
thätig gewesen. Nach Vollendung der vorwiegend vocalischen
Kirchenmusik warf sich die Kunst auf die Objectivation in den
Instrumentaltönen und schritt der neuen Harmonie entgegen.
In Venedig wirkte und lehrte Meister Gabrielli, und Hein-
ich Schütz aus dem Voigtlande (1585—1672) war sein
Schüler.

Die Kunst in ihrer nenen Gestalt drang von der Kirche

in die Welt und auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Die Italiener adaptirten sowohl das heroische Stück als die idyllische Schäferei des Tasso und Guarini der Musik. Monologe wurden zu Recitativen, Chöre zu mehrstimmigem Massengesange. Die Instrumente bekamen die Leitung, Einleitung und Fortleitung. Aus dem Recitativ entquoll die Arie, das Arioso, die Cavata; die Arie zerlegte sich wieder in Solo, Duo oder Terzett. Eine neue Mischgattung von zwei, ja mit Hinzuziehung des Tanzes und der Scenerie von vier Künsten, brach sich Bahn und belegte weit und breit das Terrain der schönen Empfindung mit Beschlag. Es war die mehrgenannte Oper, welche eine solche Vereinigung der Künste anstrebte, natürlich aber den Nachdruck auf die Musik legte, bald die Poesie zur mißgestalteten Sklavin erniedrigte und durch zwei Jahrhunderte hindurch den Geschmack auf harte Proben gestellt hat.

Die Versuche neuester Zeit, die Oper unter dem Titel einer Allkunst zu reformiren, den Namen durch „Bühnenspiel" oder „Kunstwerk der Zukunft" zu ersetzen, wiederholen die alte Irrung nur in einer neuen Weise, so daß jetzt auch die Musik auf orthopädischem Bette gestreckt und zur selben Lahmheit wie die Poesie verrenkt wird. Allkunst kann zu nichts anderem führen, als jeder Einzelkunst ihr Wesen zu nehmen, von jeder den Schatten übrig zu lassen und die Schatten der Erschlagenen im wirren Geistertanze vorzuführen. Musik kann in discreter Weise als Begleiterin, stimmungweckend, neben der Poesie hergehen; Poesie kann dem musikalischen Empfinden durch das lösende Wort zu Hülfe kommen. Das Drama kann nie musikalisch, das Tonstück in seiner Entwickelung und im Einzelnen nie poetisch articulirt werden. Lassen sich beide auf einen Wett- und Ringkampf ein, so bleibt eine von ihnen auf dem Platze, wie die Poesie in der alten Oper, oder alle beide, wie im „Bühnenspiel".

Kein Zweifel, die Verweltlichung und Dramatisirung der Musik hat im 17. und 18. Jahrhundert allen anderen Künsten

jethan. Da die Allgemeinheit dieſer Empfindungs-
ſog. Sprache des Gefühls, jede mögliche Vorſtellung
) bürgerte ſie ſich leicht in der geſammten Kunſt-
ein; nicht nur die Vorſtellung, auch die Darſtellung
ıend, ſingend und klingend. Die Poeſie verſüßelte
achte ſich, um dem Ton keine Unebenheiten darzu-
e Plaſtik rauſchte in faltenſchlagenden Gewändern,
ornen Denkmale tönten ſich aus in maſſenhaften
: und Draperien, in Wolken und Bäumen; die
bekam Ton und Töne — die Farben wurden „ab-
- ſie wurde ganz „Stimmung"; ja die Architektur,
ite und Widerſtrebendſte, ſchwang in Vorſprüngen,
n, Schnörkeln aller Art. Kurz, das Leben der
s dem ruhigen Blick allmählich aufgehen ſoll, ſprang
chen aufdringlich in's Geſicht, die ſchönen Formen
zu tanzen.

deutſche Singſpiel, als Entremet zwiſchen den Akten
ptaction, iſt, wie ſchon erwähnt, gleichzeitig mit den
ern in Italien. Auch Inſtrumentalmuſik kam in den
kten vor. Selbſt Gryphius ſchrieb Reigen oder
: den Schluß der Akte und ſetzte ein Ballet an's
„Horribilicribrifax".

hätte noch gehen mögen. Seit aber Opitz die
geſchrieben und Schütz ſie componirt hatte, ſeit
ſ die „Daphne" im Jahre 1637 die „Eurydice" von
atte folgen laſſen, trat nach und nach die Oper als
Kunſtgattung dem Schauſpiel entgegen; Oper und
kten ihren Einzug an den Höfen und nahmen dem
icht und Luft: ſo in Dresden, Weißenfels, Braun-
nd Wolfenbüttel. Bayreuth. Wien. Gotha. Halle.

war eine zweite Mischgattung von Musik und Poesie — d
Oratorium. In Italien nach einer Capelle oder einem B
saale genannt, hat es gleichwohl in Deutschland seinen
sonderen Ursprung gehabt. Oeffentliche Trauer- oder Festspi
gaben den Anlaß. So verfaßte der Nürnberger Joh. K
1650 ein Friedensgedicht, „der seligmachenden Geburt J
Christi zu Ehren zu singen". Der Text wurde vom Verfas
selbst in der Kirche recitirt, von Sängerchören und Instr
mentalabsätzen unterbrochen. Ferner wurde das Neue Tes
ment, besonders die Passionsgeschichte nach Matthäus u
Johannes, Gegenstand der neuen Kunst. Chöre und Instr
mentalabsätze erhoben sich auf der Textur des recitirend
Vortrages. Gegen Ende des Jahrhunderts schaffte man d
erzählenden Evangelisten ab; das Recitativ trat ein. A
diesen Vorbedingungen gingen die beiden Passionen J.
Bach's hervor.

Die allgemeine Kunst bewies schon in dieser Periode ih
allgemein-seligmachende Natur. Gustav Adolf liebte die sa
ten Weisen zur Laute und den Choral von Trompeten gebl
sen; Cromwell hielt sich eine Capelle; Ferdinand II. ha
zwei Passionen, die Jagd und die Musik; seine Hofcape
war gut besetzt. Diese kam 1634 in Lebensgefahr, als
spanische Partei den Untergang Wallenstein's begehrte und, u
diesem Begehren Nachdruck zu geben, die Subsidien zurü
hielt. Wien ohne Hofcapelle! Ferdinand III., der sich z
Harmonie der Confessionen im Reiche erst durch Schwed
und Franzosen zwingen ließ, componirte musikalisch selber m
zog die besten italienischen Meister heran. Der moderne To
satz war da; er bedurfte nur noch seines Gesetzgebers u
Regulators: im Jahre 1660 wurde Fux in Steiermark g
boren.

Was die bildende Kunst im Besondern betrifft, so vollzog sich im 17. Jahrhundert die Scheidung, zu der die Renaissance den Grund gelegt hatte; nicht nur die Scheidung der Einzelkünste: Architektur, Bildhauerei, Malerei; sondern auch in jeder einzelnen die Trennung von Kunst und Handwerk, die wir in unsern Tagen wieder durch die Nothbrücke des Kunsthandwerks zu verbinden suchen. Die „Genialität", die „Kunst um der Kunst willen", ging ihre eigenen Wege; das Handwerk suchte die Schranken der Zunft zu zerbrechen und begehrte nach „Freiheit".

Dieses Auseinandergehen der Thätigkeiten hatte einen zwiefachen Grund, einen politisch-socialen und einen technischen. Die Zunft in ihrer Geschlossenheit widerstrebte den Anforderungen größerer Gleichheit; selbst die Regierungen bestanden vergebens auf der Aufnahme der sog. Unehrlichen. Im Innern der Zunft brach der Zwist unter Meistern, Gesellen und Lehrlingen aus, den wir bei England näher betrachten werden. Sodann aber störten die exacten und Naturwissenschaften, Chemie, Physik, Mathematik und Mechanik, die Einheit des Werkes. Die Maschine ersparte nicht nur Arbeit, sondern erforderte auch eine Specialthätigkeit. Einer konnte nicht mehr Alles machen, aber Jeder wollte etwas Besonderes leisten. Die Arbeit theilte sich von selbst, ohne jedes Lehrbuch. Die sog. „Kunstschränke" oder „Cabinets" waren Collectivarbeiten, zu denen der Goldschmied, der Holz- und der Elfenbeinschnitzer, der Edelsteinschleifer, der Drechsler, der Buchbinder, der Emaille- und Oelmaler, jeder an seinem Theile beizutragen hatten. Grobschmiede waren unfähig, die feinen Eisenarbeiten, das Graviren, Nivelliren, Tauschiren, Damasciren und Aetzen zu vollbringen, und jede einzelne dieser Verrichtungen erforderte bald ihren Mann für sich.

Schon vor dem Kriege beförderte die Prunksucht der reichen Bürger, der städtischen Optimaten, die ihren Stolz in Schaustellungen befriedigten, die Richtung auf Wunderwerke. Wie die Fürsten und Herren nach Territorial Souveränität

ſtrebten, ſo der Reichthum nach ſozialer Ausnahmsſtellung. Das Volk, welches die Kipper und Wipper mit beißendem Spott verfolgte, welches den „gartenden Knechten“ bis zum Todtſchlag gram war, verſchonte auch die „Pfefferſäcke“ und „Häringsnaſen“ nicht. Der Claſſenunterſchied, der ſich in den Bauernkriegen zwiſchen frohnender Arbeit und feudalem Erbbeſitz geltend gemacht hatte, trat jetzt in den bürgerlichen Erwerbsverhältniſſen hervor.

Der theologiſche Bann lag zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſchwer auf Deutſchland. Die Proteſtanten drückte der kirchliche Lehrſatz, hier lutheriſch, dort calviniſch; die Paſtoren geberdeten ſich als Inhaber des Glaubens. Die Katholiken ſeufzten weniger unter dem Tridentinum, als unter der peinlichen Hut der Patres, beſonders der Jeſuiten. Die ſcharfſpürenden Beichtväter waren die Herren des Gewiſſens. Selbſt das vergrabene Pfund des Selbſtdenkens in der Religion wucherte, als es wieder hervorgegraben war, abenteuerlich genug. Nur der Hiſtoriker kann einen Mann wie Jakob Böhme (1575—1624) begreifen. All das Großthun mit ſeiner philoſophiſch-ſpeculativen Bedeutung, mit ſeiner metaphyſiſchen Tiefe, wie es von Neuern getrieben worden, iſt eitel Flunkerei, die uns um zwei Jahrhunderte zurückduſeln möchte. Jakob Böhme kann als „Philoſoph“ gar nicht verglichen werden mit dem großen und kühnen Giordano Bruno, dem Begründer des „Monismus“, der hoch über der Kirche und all den Secten ſtand.

Laſſen wir aber den „Philoſophen“ Böhme fallen, bleibt uns ein kulturgeſchichtlich merkwürdiger Mann übrig, der grade von der Starrheit und Gefrorenheit des proteſtantiſchen Dogmas das beſte und ſchlagendſte Zeugniß ablegt. So ganz ohne Vorkenntniſſe, wie man ſich den Philosophus teutonicus zu denken liebt, war er nicht. Er ſtammte aus einer wohlhabenden Bauernfamilie in Schleſien; ſein Vater wußte ſich etwas mit dem Amte eines „Kirchvaters“; er war gottesfürchtig und vermuthlich auch ſchon etwas „Speculir

ber das Dogma. Der junge Jakob wurde in die Stadtſchule zu Seidenberg geſchickt, an deren Spitze der tüchtige Rector Joh. Leder aus Schmiedeberg ſtand. Im 14. Jahre kam der Knabe zu einem Schuſter in Seidenberg in die Lehre; er war zu ſchwächlich um Bauer zu werden.

Mit 24 Jahren war er Meiſter zu Görlitz und verheirathete ſich vorſchriftsmäßig ſofort. Er wurde Hausbeſitzer und Vater von ſechs Kindern. Seit 1613 verließ er das Handwerk, um ſich der Theoſophie zu ergeben. Der Krieg brachte ihn in Dürftigkeit; er ſchuſterte wieder und trieb Handel mit Handſchuhen, die er in Prag abſetzte. Damals hatte er ſchon die Schriften „vieler hoher Meiſter" geleſen.

Um was es ſich beſonders bei den damaligen Schleſiern handelte, das war die „innere Erleuchtung" über die göttlichen Dinge, die Auffindung des tiefen geheimnißvollen Sinnes der Bibel und der Dogmen. Da mußte der eigene Wille gänzlich zu einem höhern aufgegeben werden, das Denken ſich in Intuition, in gefühliges Brüten verwandeln. „Gleichwie das Auge des Menſchen ſiehet bis in das Geſtirne, daraus es ſeinen anfänglichen Urſprung hat, alſo auch die Seele ſiehet bis in das göttliche Weſen, darinnen ſie lebet." — „Rang alſo in Gottes Beyſtand eine ziemliche Weile und Zeit ums Ritter-Kränzlein, welches ich hernach mit Zerſprengung der Thoren der Tieffe im Centro der Natur mit ſehr großen Freuden erlangete, da meiner Seelen ein wunderlich Licht aufging, das der wilden Natur fremd war. Darinn ich erſt erkannte, was Gott und Menſch wären und was Gott mit dem Menſchen zu thun hätte, welches ich zuvor nie verſtand, auch auf keine Weiſe nie ſuchte; ſondern als ein Kind, das an ſeiner Mutter Bruſt hanget und ſich nach der ſehnet. Alſo auch meine Seele nach dieſem Licht, aber mit keinem Vorhinwiſſen, was mir begegnen ſollte oder würde, ſondern als ein einfältig Kind." Das iſt doch Alles eher, als die Sprache eines Denkers; das iſt der Ton eines Sehers, Viſionärs, zum Beſten des Dichters.

Und welcher Gedanke war es, der den Böhme lehrte, „den Dingen ins Herz zu schauen"? Gar kein Gedanke, nicht einmal eine innere Empfindung, sondern ein Sinneseindruck — ein Sonnenblick, der auf eine Zinnschüssel fiel!

Der ehrbare und wundersame Schuster von Görlitz hat das Verdienst, über seinem Leisten das starre Dogma der Kirche selbst durchgrübelt und in höchst eigene phantastische Bilder gekleidet zu haben. Er hatte keine Ruhe, bis ihm das kirchlich Abstracte, der todte Buchstabe des Credo, als Phantasma verständlich wurde; bis ihm das unumgängliche Mysterium der Dreieinigkeit und Gottmenschheit aus der willkürlichsten Naturbetrachtung und den verschrobensten Combinationen „entgegenblitzte". Solche Visionen sammelte er in seiner „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang", geschrieben im Jahre 1610.

Böhme's Wortklauberei steht ganz auf der Höhe seiner speculativen Begriffe. Aus dem Nichts ward bei ihm eine „Qual", daher Qualität. Die „Scienz" ist ihm eine harte, „ziehe Ens" ꝛc. Das hat ihm der Elberfelder Krummmacher in unsern Zeiten nachgethan, wenn er „Sünde, Sohn und Sühne" eines Wortstammes nennt. So operirt der „übernatürliche" Verstand, wenn er Vernunft in das Dogma und die Natur der Dinge bringen will. Das ist das Werk der Ekstase, wenn sie Gott und die Welt im Schweiße ihres Angesichtes erklärt.

Es wäre zudem verkehrt und ungerecht, den Jakob Böhme als den ersten solcher Speculirer hinzustellen. Aehnliche intuitive Versuche lagen nicht nur im Geiste seiner Zeitgenossen, insbesondere der Schlesier; sie haben auch ihre eigene Geschichte aufzuweisen. Schon Paracelsus von Hohenheim († 1541) konnte sich als Theosoph vortrefflich mit Böhme messen. Auch der Lutheraner Schwenckfeld († 1561) hatte bereits das Seinige zur „Illustration" des Lehrbegriffes gethan. Valentin Weigel aus Zschoppau im Meißnischen, der 1594 gestorben war, wurde 1609 neu aufgelegt und gehörte

glaube aber ja nicht, die Buchstaben-Orthodoxie
lcher „Erleuchtung“ erbaut oder gar entzückt gewesen.
wurde vielmehr von den Geistlichen wie von der
e auf das Heftigste angefeindet. Der Gottsucher
finder galt für einen Atheisten! Richtiger hätte man
theologischen Sensualisten genannt. Nicht einmal
ben ließen sie ihn: das Abendmahl wurde ihm nach
derstreben gereicht. Er erklärte sterbend: „Nun fahr'
s Paradies“, und verschied mit „fröhlichen Gebärden
selig“. Aber der Rath der Stadt mußte auf drin-
suchen der mit Böhme befreundeten Aerzte die Geist-
im Grabgeleite anhalten. Das Kreuz auf seinem
rde vom Pöbel mit Koth beworfen und ausgerissen.
as?

geistlichen Zeloten wußten ganz genau, daß man das
n des Glaubens nicht erklären soll; auf eine poetisch-
Erklärung kann leicht eine rationelle historisch-kritische
Noli me tangere! — Nach Holland mußten Böhme's
pte wandern, in Amsterdam erschienen sie in deutscher
ndischer Sprache.

den Katholiken kam es zu einem solchen Durchbruch
phantastischen Denkens nicht; ihre Schriftsteller und
n Koryphäen hielten sich ans praktische Christenthum

Wandersmann" gesammelt sind. Angelus Silesius wurde er innerlich gewesen, auch äußerlich, nämlich Katholik.

Wir finden dieselbe quietistische Richtung im selben alter in Spanien bei den sog. Molinisten, von denen si nach Frankreich auf Mme. Guyon und selbst auf Fé übertrug. Auch von dieser quietistischen Tendenz hat m neuerer Zeit ein philosophisches Wesen gemacht, währen doch nur literarisch und kulturgeschichtlich Bedeutung hat. Kundgebungen, die protestantische wie die katholische, sind erste Zirpen der Freiheit im Käfig, das erste Flügelst der Gefangenen, die sich weismachen im grünen Walde zu

Frankreich.

IV. und der Zuſtand Spaniens. — Der Cardinal lieu. — Der Cardinal Mazarin und Blaiſe Pascal.

Heinrich IV. — Der Zustand Spaniens.

Der erste Bourbon war der ideale König der Franzosen, das Musterbild ihrer glänzenden Vorzüge wie ihrer leidigen Mängel. Er ist auch der Gründer jener französischen Politik, die Richelieu schlau und energisch ausführte und Ludwig XIV. übertrieb.

Von mittlerer Statur, kräftig und wohlgebaut, mit breiter und hoher Stirn, scharfgezeichneter Gesichtsbildung, aus der eine Adlernase hervorsprang, lebhaftem Auge, dessen wohlwollende Heiterkeit sich in strengen Ernst verwandeln konnte, mit dem bekannten Barte seines Namens und frühergrautem Haupthaar: so sah der Hugenottenkönig aus, der Paris für eine Messe kaufte. Er trug meist dunkle Kleidung, enge Hosen, Schuhe mit Rosacen, einen Pluderrock, eine steife, runde Halskrause und Manschetten auf der Hand: alles das höchst einfach, eher dürftig als luxuriös.

Sein ganzes Wesen, mit Inbegriff der Genialität, ist biologisch und national zu erklären. Seine Großmutter, Margarethe von Valois, die Schwester Franz' I., war höchst begabt und amüsirte sich gern. Aus ihrer Ehe mit Henri d'Albret, König von Navarra, ging eine echt protestantische Tochter Johanna hervor. Diese heirathete Anton von Bourbon, der arm war. Als Johanna 1553 mit Heinrich im Schlosse zu Pau niederkam, hielt der Großvater die Gebärende zum Singen statt des Schreiens an. Dem neugebornen Pyrenäensohn wurden die Lippen mit Knoblauch eingerieben und er

ſtrebten, ſo der Reichthum nach ſozialer Ausnahmsſtellung. Das Volk, welches die Kipper und Wipper mit beißendem Spott verfolgte, welches den „gartenden Knechten“ bis zum Todtſchlag gram war, verſchonte auch die „Pfefferſäcke“ und „Häringsnaſen“ nicht. Der Claſſenunterſchied, der ſich in den Bauernkriegen zwiſchen frohnender Arbeit und feudalem Erbbeſitz geltend gemacht hatte, trat jetzt in den bürgerlichen Erwerbsverhältniſſen hervor.

Der theologiſche Bann lag zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſchwer auf Deutſchland. Die Proteſtanten drückte der kirchliche Lehrſatz, hier lutheriſch, dort calviniſch; die Paſtoren geberdeten ſich als Inhaber des Glaubens. Die Katholiken ſeufzten weniger unter dem Tridentinum, als unter der peinlichen Hut der Patres, beſonders der Jeſuiten. Die ſcharf ſpürenden Beichtväter waren die Herren des Gewiſſens. Selbſt das vergrabene Pfund des Selbſtdenkens in der Religion wucherte, als es wieder hervorgegraben war, abenteuerlich genug. Nur der Hiſtoriker kann einen Mann wie Jakob Böhme (1575—1624) begreifen. All das Großthun mit ſeiner philoſophiſch-ſpeculativen Bedeutung, mit ſeiner metaphyſiſchen Tiefe, wie es von Neuern getrieben worden, iſt eitle Flunkerei, die uns um zwei Jahrhunderte zurückduſeln möchte. Jakob Böhme kann als „Philoſoph“ gar nicht verglichen werden mit dem großen und kühnen Giordano Bruno, dem Begründer des „Monismus“, der hoch über der Kirche und allen Secten ſtand.

Laſſen wir aber den „Philoſophen“ Böhme fallen, ſo bleibt uns ein kulturgeſchichtlich merkwürdiger Mann übrig, der grade von der Starrheit und Gefrorenheit des proteſtantiſchen Dogmas das beſte und ſchlagendſte Zeugniß ablegt. So ganz ohne Vorkenntniſſe, wie man ſich den Philosophus teutonicus zu denken liebt, war er nicht. Er ſtammte aus einer wohlhabenden Bauernfamilie in Schleſien; ſein Vater wußte ſich etwas mit dem Amte eines „Kirchvaters“; er war gottesfürchtig und vermuthlich auch ſchon etwas „Speculirer

über das Dogma. Der junge Jakob wurde in die Stadtschule zu Seidenberg geschickt, an deren Spitze der tüchtige Rector Joh. Leder aus Schmiedeberg stand. Im 14. Jahre kam der Knabe zu einem Schuster in Seidenberg in die Lehre; er war zu schwächlich um Bauer zu werden.

Mit 24 Jahren war er Meister zu Görlitz und verheirathete sich vorschriftsmäßig sofort. Er wurde Hausbesitzer und Vater von sechs Kindern. Seit 1613 verließ er das Handwerk, um sich der Theosophie zu ergeben. Der Krieg brachte ihn in Dürftigkeit; er schusterte wieder und trieb Handel mit Handschuhen, die er in Prag absetzte. Damals hatte er schon die Schriften „vieler hoher Meister" gelesen.

Um was es sich besonders bei den damaligen Schlesiern handelte, das war die „innere Erleuchtung" über die göttlichen Dinge, die Auffindung des tiefen geheimnißvollen Sinnes der Bibel und der Dogmen. Da mußte der eigene Wille gänzlich an einem höhern aufgegeben werden, das Denken sich in Intuition, in gefühliges Brüten verwandeln. „Gleichwie das Auge des Menschen siehet bis in das Gestirne, daraus es seinen anfänglichen Ursprung hat, also auch die Seele siehet bis in das göttliche Wesen, darinnen sie lebet." — „Rang also in Gottes Beystand eine ziemliche Weile und Zeit ums Ritter-Kränzlein, welches ich hernach mit Zersprengung der Thoren der Tiefe im Centro der Natur mit sehr großen Freuden erlangete, da meiner Seelen ein wunderlich Licht aufging, das der wilden Natur fremd war. Darinn ich erst erkannte, was Gott und Mensch wären und was Gott mit dem Menschen zu thun hätte, welches ich zuvor nie verstand, auch auf solche Weise nie suchte; sondern als ein Kind, das an seiner Mutter Brust hanget und sich nach der sehnet. Also auch meine Seele nach diesem Licht, aber mit keinem Vorhinwissen, was mir begegnen sollte oder würde, sondern als ein einfältig Kind." Das ist doch Alles eher, als die Sprache eines Denkers; das ist der Ton eines Sehers, Visionärs, zum Besten eines Dichters.

Und welcher Gedanke war es, der den Böhme „den Dingen ins Herz zu schauen"? Gar kein Gedanke, einmal eine innere Empfindung, sondern ein Sinneseindr ein Sonnenblick, der auf eine Zinnschüssel fiel!

Der ehrbare und wundersame Schuster von Görli das Verdienst, über seinem Leisten das starre Dogm Kirche selbst durchgrübelt und in höchst eigene phanta Bilder gekleidet zu haben. Er hatte keine Ruhe, bis ihn kirchlich Abstracte, der todte Buchstabe des Credo, als tasma verständlich wurde; bis ihm das unumgängliche sterium der Dreieinigkeit und Gottmenschheit aus der w lichsten Naturbetrachtung und den verschrobensten Combi nen „entgegenblitzte". Solche Visionen sammelte er in „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang", geschriebe Jahre 1610.

Böhme's Wortklauberei steht ganz auf der Höhe speculativen Begriffe. Aus dem Nichts ward bei ihm „Qual", daher Qualität. Die „Scienz" ist ihm eine „ziehe Ens" ꝛc. Das hat ihm der Elberfelder Krumm in unsern Zeiten nachgethan, wenn er „Sünde, Soh Sühne" eines Wortstammes nennt. So operirt der „natürliche" Verstand, wenn er Vernunft in das Dogm die Natur der Dinge bringen will. Das ist das We Ekstase, wenn sie Gott und die Welt im Schweiße ihre gesichtes erklärt.

Es wäre zudem verkehrt und ungerecht, den Böhme als den ersten solcher Speculirer hinzustellen. liche intuitive Versuche lagen nicht nur im Geiste seiner genossen, insbesondere der Schlesier; sie haben auch ihre Geschichte aufzuweisen. Schon Paracelsus von Hohe († 1541) konnte sich als Theosoph vortrefflich mit messen. Auch der Lutheraner Schwenckfeld († 1561) bereits das Seinige zur „Illustration" des Lehrbegriff than. Valentin Weigel aus Zschoppau im Meißnischen 1594 gestorben war, wurde 1609 neu aufgelegt und g

den „hohen Meistern“ Jakobs. Nikolaus Taurellus trat gleichfalls als „Selbstphiloſoph“ innerhalb des tismus auf. Später wob Johann Valentin Andreä chleier um das Dogma oder beſſer um die Vernunft, unſern Zeiten als „Schleiermacher“ des 17. Jahr- bezeichnet werden konnte.

ı glaube aber ja nicht, die Buchſtaben-Orthodoxie licher „Erleuchtung“ erbaut oder gar entzückt geweſen. urde vielmehr von den Geiſtlichen wie von der e auf das Heftigſte angefeindet. Der Gottſucher finder galt für einen Atheiſten! Richtiger hätte man theologiſchen Senſualiſten genannt. Nicht einmal ben ließen ſie ihn: das Abendmahl wurde ihm nach iderſtreben gereicht. Er erklärte ſterbend: „Nun fahr' s Paradies“, und verſchied mit „fröhlichen Gebärden ſelig“. Aber der Rath der Stadt mußte auf drin- ſuchen der mit Böhme befreundeten Aerzte die Geiſt- im Grabgeleite anhalten. Das Kreuz auf ſeinem rde vom Pöbel mit Koth beworfen und ausgeriſſen. as?

geiſtlichen Zeloten wußten ganz genau, daß man das n des Glaubens nicht erklären ſoll; auf eine poetiſch- Erklärung kann leicht eine rationelle hiſtoriſch-kritiſche Noli me tangere! — Nach Holland mußten Böhme's pte wandern, in Amſterdam erſchienen ſie in deutſcher ndiſcher Sprache.

den Katholiken kam es zu einem ſolchen Durchbruch phantaſtiſchen Denkens nicht; ihre Schriftſteller und n Koryphäen hielten ſich ans praktiſche Chriſtenthum, ı und Dulden; die katholiſche Phantaſie ſtand im s Quietismus. So der begabte und redliche Friedrich (1591—1635), und der von ihm beeinflußte Johann genannt Angelus Sileſius (1624—74), deſſen Weis- je und chriſtliches Brauinenthum im „Cherubiniſchen

Wandersmann" gesammelt sind. Angelus Silesius
er innerlich gewesen, auch äußerlich, nämlich Katho

Wir finden dieselbe quietistische Richtung im
alter in Spanien bei den sog. Molinisten, von de
nach Frankreich auf Mme. Guyon und selbst au
übertrug. Auch von dieser quietistischen Tendenz h
neuerer Zeit ein philosophisches Wesen gemacht, n
doch nur literarisch und kulturgeschichtlich Bedeutung
Kundgebungen, die protestantische wie die katholische
erste Zirpen der Freiheit im Käfig, das erste Fl
der Gefangenen, die sich weismachen im grünen Wa

Frankreich.

Heinrich IV. und der Zuſtand Spaniens. — Der Cardinal Richelieu. — Der Cardinal Mazarin und Blaiſe Pascal.

Heinrich IV. — Der Zustand Spaniens.

Der erste Bourbon war der ideale König der Franzosen, s Musterbild ihrer glänzenden Vorzüge wie ihrer leidigen ängel. Er ist auch der Gründer jener französischen Politik, e Richelieu schlau und energisch ausführte und Ludwig XIV. ertrieb.

Von mittlerer Statur, kräftig und wohlgebaut, mit breiter nd hoher Stirn, scharfgezeichneter Gesichtsbildung, aus der ine Adlernase hervorsprang, lebhaftem Auge, dessen wohlollende Heiterkeit sich in strengen Ernst verwandeln konnte, it dem bekannten Barte seines Namens und frühergrautem aupthaar: so sah der Hugenottenkönig aus, der Paris für ine Messe kaufte. Er trug meist dunkle Kleidung, enge oien, Schuhe mit Rosacen, einen Pluderrock, eine steife, runde alskrause und Manschetten auf der Hand: alles das höchst infach, eher dürftig als luxuriös.

Sein ganzes Wesen, mit Inbegriff der Genialität, ist ologisch und national zu erklären. Seine Großmutter, Marerethe von Valois, die Schwester Franz' I., war höchst beabt und amüsirte sich gern. Aus ihrer Ehe mit Henri 'Albret, König von Navarra, ging eine echt protestantische ochter Johanna hervor. Diese heirathete Anton von Bourbon, er arm war. Als Johanna 1553 mit Heinrich im Schlosse u Pau niederkam, hielt der Großvater die Gebärende zum ingen statt des Schreiens an. Dem neugebornen Pyrenäenohn wurden die Lippen mit Knoblauch eingerieben und er

bekam Wein zu trinken. Dieſer Knoblauchweihe ſind alle echten Bourbonen ſeitdem unterworfen worden, bis auf den fraglichen Heinrich V. Chateaubriand ſang: L'ail est le compagnon des lis, was auch botaniſch richtig iſt. Als Knabe kletterte Heinrich mit barfüßigen Hirtenbuben auf den Felſen ſeines Heimathlandes herum, aß Schwarzbrod mit Käſe, Rindfleiſch mit Lauch.

Gegen alle Strapazen härtete er ſich ab. Vom Griechiſchen hat der Knab vom Berge nie etwas behalten, als: ἢ νικᾶν ἢ ἀποθανεῖν, „entweder ſiegen oder ſterben"; aber ſchon früh tränkte ihn ſeine Mutter mit der Amyot'ſchen Uebertragung des Plutarch, von der Montaigne geſagt hatte: „Das iſt unſer Brevier". Da der Vater ſchon 1562 vor Rouen ſtarb, ſo war Heinrich mit 9 Jahren König — von Yvetot.

1567, mit 14 Jahren, brachte ihn die Mutter, wie früher erzählt*), ins hugenottiſche Lager. Es ſei nur kurz daran erinnert, daß nach dem Frieden von 1570 Karl IX. auf den Gedanken gebracht wurde, ſeine leichtſinnige Schweſter Margarethe mit dem heißblütigen Heinrich zu vermählen, daß der König in der Bartholomäusnacht ſeinem Schwager: „Tod oder Meſſe" zurief, von denen Heinrich die letztere wählte, und daß dieſer fortan mit ſeinem Vetter Heinrich Condé in halber Gefangenſchaft lebte. 1576 entwich er, ſchwur die Meſſe wieder ab und ſammelte ein Heer. In ſeinem Lager ging es toll genug zu, und an hugenottiſchen Capuzinerpredigten fehlte es nicht. Seit dem Tode des Herzogs von Anjou ſtand zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Throne nur noch Heinrich III. Die Gefahr für die Anhänger des Alten war groß: der Papſt und die Ligue verſchworen ſich mit Philipp II., dem man Navarra und Cambrai verſprach; der alte Onkel Heinrich's, der Cardinal Karl Bourbon, ſollte

*) S. „Kulturgeſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts" von K. Grün Leipzig, C. F. Winter, 1872.

m Frankreich werden. Heinrich III. wurde durch die
ng Heinrich Guise's, die Hinrichtung des Cardinals
d die Gefangenhaltung des Cardinals von Bourbon
.

schlug sich der Béarner durch, machte ein Bündniß mit
ige Heinrich, marschirte mit 30,000 Mann auf Paris,
, als der Mordstahl Jacques Clément's (1589)
III. beseitigt hatte, erbberechtigter König von
h.

ne Stellung zwischen Hugenotten und „Politikern",
den alten Glaubens- und den neuen Bundesgenossen,
möglichst schiefe; den „Politikern" lag nichts am
nus und die Seinigen mißtrauten dem Bunde mit
Sparti. Aber Heinrich hatte Muth zu Thaten, die
ntscheiden, war fleißig im Cabinet und verbrachte
Zeit im Bette als der dicke Mayenne bei Tafel.
französisch und doch weder theatralisch im Geiste
XIV., noch pyramidal gleich den „40 Jahrhunderten"
n Napoleon, lautete seine Ansprache vor der Schlacht
) (14. März 1590): „Meine Freunde, Ihr seid
n, ich bin Euer König, dort steht der Feind. Fehlt
e Fahne, so folgt meinem Helmbusch!" Der kühne
neral ritt den bedächtigen Strategen Alexander Far-
den Haufen.

25. Juli 1593 wurde Heinrich zu St. Denis katho-
am 22. März 1594 zog er mit 6000 Mann in seiner
dt Paris ein. Im selben Jahre entkam er mit einer
Bunde dem Mordstahl Jean Chatel's; es war das
ttentat. 1584 schon hatte Michaud Hand an ihn
llen, 1589 Rougemont, 1593 Barrière. Er vertrieb
Jesuiten, erhielt die Absolution von Clemens VIII.
ß am 2. Mai 1598 zu Vervins Frieden mit Spanien.
II. gab Alles bis auf Cambrai heraus. Im selben
folgte das Edict von Nantes, ein Akt hoher Staats-
nur offenbar nicht für den Einheitsstaat geschaffen.

Die Opposition erhob sich von beiden Seiten. Das Territorialrecht auf ein officielles Kirchenthum, je n Glauben des Monarchen, war überholt; doch stellte s heraus, daß die Hugenotten Privilegien statt der Fr saßen. Es war nicht Heinrich's Schuld, sondern i Entstehung des Streites und die Zeitverhältnisse bed

Der König, im Religionswechsel erfahren, des mus auf beiden Seiten überdrüssig, im Herzen zie differente gegen die hadernden Kirchenthümer, wollte sein Glaubensgenossen möglichst schützen und schirmen, ihr Freibrief für politische Stellung, Cultus und Unter währen, da er der ungeheuern Mehrheit der Fran Gewissensfreiheit nicht zumuthen konnte. Es regte s auf den Höhen des französischen Geistes allerhan sophisches: Jean Bodin war erklärter Theist, also kei und Isaak Casaubonus, der große Philologe, den He die Sorbonne berufen, zielte lange vor Leibniz auf e einigung der christlichen Confessionen, welche einer e Abschwächung des Dogmatismus gleichgekommen wär

Der gelehrte nnd eifrige Landgraf Moritz vo behauptet zwar, Heinrich habe ihm versichert, er sei i noch gut protestantisch und hoffe diesen Glauben i seinem Ende zu üben. Aber Heinrich war ein voll Diplomat, der stets wußte, mit wem er sprach. G Herzen" waren ihm die Neutralen, Sully, Casaub Thou, de l'Estoile, der Agronom Olivier de Serres, am

Das hinderte ihn freilich nicht, dem Ultramont fest entgegenzutreten: er gab den bischöflichen Cap seit Franz I. eingezogene Wahlfreiheit nicht zurück Papste versprach er die Publication des Tridentinu ohne jegliche Zeitbestimmung. Die Jesuiten ließ er wider den Willen der Parlamente ins Land zurückkeh sehr übertriebene Toleranz.

Des Königs Liebschaften bilden ein wichtiges, echt französisches Capitel seines Lebens. Gabriele d

von Beaufort, war zu dieſer Zeit ſchon geſtorben,
h ihrem Wunſche Königin geworden zu ſein. Favoritin
Henriette d'Entragues, Marquiſe von Verneuil, eine
boshafte Dame. Aus raison d'état ließ ſich Heinrich
n ſeiner Gemahlin Margarethe ſcheiden und heirathete
r darauf Maria von Medici.
ria von Medici war eine Enkelin Ferdinand's I., des
Königs, durch deſſen Tochter Johanna, die mit Franz
ana vermählt war, und ſich über die Bianca Capello
grämte. Maria bekam die letztere zur Stiefmutter,
ezogen, mit Studien beſchäftigt, und wurde mit 27
Königin von Frankreich.
elieu rechnete es ſpäter dem Grand Henri hoch an,
ch auf Sully's Rath durch ſeine Heirath ſelbſt beſiegt
ber Heinrich war keineswegs zu großen Opfern der
chränkung bereit. Er ließ ſich zwar das Weizenbrod
welches die Toskanerin zuerſt in Frankreich einführte,
h Geſchmack an der Erfindung des mediceiſchen
Leo's X., nämlich an dem Fricandeau, und gab der
en Zuppa die nationale Taufe als pot-au-feu.
aber die ſtolze Medici mit dem hochaufſtrebenden
agen und hochgewölbten Haar, den aufgebauſchten
en Manſchetten bis an die Ellenbogen und langen
eln, in Paris eingezogen war, entſtand der heftigſte
zwiſchen ihr und den Maitreſſen des Königs. Heinrich
auch in der Liebe Toleranz, und die Königin mußte
euil empfangen. Seine Treuloſigkeit zerſtörte auch
obgleich Maria durchaus nicht auf den Wegen Mar-
s wandelte. Die Königin bat und flehte, vergebens.
olte ſie mit der Hand nach ſeinem Geſicht aus, Sully
r in den Arm fallen.
; nur die Naivität erwarten kann, in der Politik auf
eit zu ſtoßen, iſt eine Wahrheit alter und neuer Zeit.
nderes iſt es mit eingegangenen Verpflichtungen, mit
n Schulden. Auch dieſe nahm Heinrich auf die

leichte Achſel. Eliſabeth von England ſowohl, als die deu
ſchen proteſtantiſchen Fürſten hatten ſich in dieſem Punkte
beklagen: Heinrich zahlte ihnen die vorgeſchoſſenen Gelder ni
zurück, verlangte aber nichtsdeſtoweniger von ihnen die Fo
ſetzung des Krieges gegen Spanien. Moritz von Heſſen
kam nicht einmal ſein Geld, trotzdem er dem Schuldner
deutſche Kaiſerkrone in Sicht ſtellte, und Heinrich zahlte n
der Ernennung Moritzens zum General-Oberſten der Deutſch
in franzöſiſchen Dienſten, welche Stelle eine Beſoldung v
36,000 Livres eintrug.

Der König Heinrich, der in ſo vielen Dingen als Grü
der der Politik des 17. Jahrhunderts betrachtet werden mu
war auch ein Virtuoſe in der Zwei-, Drei- und Vieldeutigke
ſeiner Ausdrücke und machte die engliſche Erklärung des Worte
„Diplomat": „Ein Mann, der draußen zum Beſten ſeine
Landes lügt", zur vollen Wahrheit nach Außen wie nach Inne
Die Spionage iſt nie ſo ausgebildet geweſen wie zu Anfan
des 17. Jahrhunderts, und was wir in unſeren Tagen a
Unerhörtes wieder kennen gelernt haben, daß eine Macht m
einer andern im tiefſten Frieden und auf etikettemäßige
Fuße ſteht, gleichwohl aber mit den Feinden derſelben Mac
conſpirirt, ihre Geheimniſſe erkauft und verwerthet: das ſeh
wir zu Heinrich's Zeit ſchier allſeitig betreiben, von ihm ſelb
nicht am wenigſten eifrig.

Ein großer Uebelſtand im Innern Frankreichs war d
durch den langen Krieg in's Kraut geſchoſſene Unbotmäßi
keit, die Entwöhnung von jeglichem Gehorſam. Dies ha
bei den privilegirten Claſſen eine wahrhaft epidemiſche Due
wuth zur Folge. Von 1593—1607 fielen im Duell 40
Edelleute. Die Geſetze und deren Verſchärfung erwieſen ſi
als machtlos. Der Cardinal Richelieu griff energiſcher dur
nach ſeinem Tode wurde das Uebel noch ärger als un
Heinrich IV.; noch 1651, zur Zeit der Fronde, mußten
geſetzlichen Drohungen drakoniſcher gemacht werden. Mit

Duellwuth ging natürlich eine gründliche Verachtung der „Canaille“ parallel.

Die Selbſthülfe, die ſich die adligen Aerzte ihrer eigenen Ehre geſtatteten, trat in den niederen Regionen als Banditenthum auf. Nach dem Kriege gab es in Paris allein an 7000 Beutelſchneider und Strolche. Während der ganzen Regierung Heinrich's erhielt ſich das Unweſen der Croquants (entweder von croquer = knarpeln, oder von croc = Diebshaken, oder endlich von Crocq, einem Orte in der Marche, wo das Ding begonnen hätte), welche Sturm auf die Caſſen der Provinzialregierungen liefen. Die Verbrechen dieſer Banden wurden ſogar volkspoetiſch verwerthet. Berühmt wurden als Führer ein Capitän Guillery und ein gewiſſer Carrefour; der erſtere wurde erſt 1608 zu La Rochelle hingerichtet. Noch Richelieu hatte mit den Croquants zu ſchaffen.

Ferner wirkten im Innern Frankreichs die alten Zerwürfniſſe, die ſich jetzt kaleidoſkopiſch durcheinander ſchüttelten, in den ſeltſamſten Combinationen nach. Der Marſchall Biron, ein Kriegsbeamter des Königs, verſchwor ſich mit dem proteſtantiſchen Herzog von Bouillon, den Hugenotten, dem katholiſchen Adel und dem Könige von Spanien gegen Heinrich IV.! Unglaublich lange ließ ſich der kluge, im Talleyrand'ſchen Myſterium wohlerfahrene König von Biron an der Naſe herumführen. Endlich machte er freilich Ernſt, ließ ſeinen beſten General köpfen und den Grafen von Auvergne in die Baſtille werfen (1602).

Der Marquis von Rosny, Herzog von Sully, kommt durch die neueſten Forſchungen um ein gut Theil ſeines früheren Nimbus. Für das Departement des Auswärtigen war er nicht zu gebrauchen, im Innern betrug er ſich herb und ſelbſtſüchtig; die Induſtrie erkannte er noch nicht als ſelbſtändigen Factor der Wirthſchaft an. Aber in den Finanzen erwies er ſich tüchtig, trug Staatsſchulden ab, legte einen Staatsſchatz an, diente der Communication und folglich doch der Induſtrie durch Anlegung von Brücken, Landſtraßen und Ca-

nälen. Die Lücken des Sully'schen Systems wurden trefflich ausgefüllt durch den Oberhandelsrath, an dessen Spitze der tüchtige Laffemas stand. Durch ihn erfolgte die Hebung des Gewerbfleißes, die Verminderung der Einfuhr, die Befreiung des Handwerks von vielen hindernden Förmlichkeiten, die Herbeiziehung von Fabrikanten und Kunsthandwerkern aus Italien, die in Glas, Gold und Silber arbeiteten. Flandrische Teppiche wurden fortan in Frankreich selbst hergestellt, die Einleitung zu den Gobelins. Zum Behuf der Seidenmanufactur wurden Maulbeerpflanzungen angelegt; Monopole, Vorschüsse und Geschenke bereiteten die Lyoner Industrie vor. In der Agricultur wurden Musterwirthschaften angelegt, der Getreidehandel freigegeben, so daß starke Ausfuhr nach Spanien ging; die Viehzucht aufgebessert und deren Producte nach Italien abgeführt. Stapelplätze für den Norden wurden Amiens, für den Westen Rouen, Havre, Dieppe, Brest, St. Malo, La Rochelle, Bordeaux, Bayonne; für den Osten Lyon, für den Süden Marseille, das „Emporium ganz Europas". In Marseille wurden Getreide, Vieh, Salz, Leinwand, Waffen, Werkzeuge, Maschinen und feine Tuche verfrachtet.

Heinrich bestätigte 1604 die Gesellschaft für den ostindischen Handel, unterstützte die Forschungsreisen nach Canada, trotz dem Einspruch der Spanier. Die Colonien waren damals noch Privatbesitz; so colonisirte Champlin Canada; 1608 wurde Quebek, die Mutterstadt von Französisch-Nordamerika gegründet.

Die Bevölkerung des Königreiches war durch den Bürgerkrieg von 12 Millionen auf 10 herabgekommen, stieg jedoch unter Heinrich in 12 Jahren von 10 auf 13 Millionen. Das Land, damals sogar noch ohne die Franche-Comté, umfaßte 8000 Quadratmeilen, also fünf Sechstel seines jetzigen Umfangs. England zählte damals nur 6 Millionen Einwohner, Deutschland sollte bald von 12 auf 4 Millionen herabsinken.

Die stehende Armee von 20,000 Mann war im Frühjahr 1610 auf 70,000 Mann mit 50 Geschützen gebracht,

ıan bis dahin höchstens 20 Geschütze in einer
rwendet hatte. Mit dieser Anzahl hatte Farnese
)er Schöpfer der französischen Artillerie ist Sully.
terie bestand aus nationalen Elementen, von der
wurde der Adel nach Möglichkeit fern gehalten.
sieht, Frankreich bewährte schon unter dem ersten
ene gewaltige Elasticität und jene staunenswerthe
)nskraft, die uns heute wieder überrascht. Der
te aber auch alle Wunden des Bürgerkrieges erst
lassen, Frankreich sollte erst völlig wieder zu sich
sein, ehe er zur Ausführung seiner auswärtigen
tt. Immer thätig, stets den Blick auf die Gränzen
berall zettelnd, ohne sich zu exponiren, scheint er
jahre 1609 nur wenig erreicht, mehr geschäftigen
ı getrieben zu haben. Einen Fingerzeig gab aller-
Verhältniß Heinrich's zum Papste. Clemens VIII.
ıilder Pontifex, frei vom Protestantenhasse. Auf
— durch französisches Geld — im Jahre 1605
in Medici, der jedoch schon am 27. Tage nach der
). Ihm folgte — auf französisches Betreiben —
orgheſe als Paul V. Der Ketzer hatte also zwei
ıacht, kein Mensch dachte an Kaiser Rudolf.
em kleinen savoyischen Marder standen die Sachen
Herzog Karl Emanuel war ein unglaublicher
ständiger Lügner und grimmiger Handelsjude. Be-
ı sich der Krieg als eine Unterhandlung mit ihm
ber der große französische Panther brauchte einen
ırder, um einen Sprung auf Italien machen zu
m Frieden von Lyon ließ er ihm daher Saluzzo,
sel zur oberen Halbinsel, und begnügte sich mit der
den Westalpen. Fortan handelte es sich wörtlich
indniß zwischen Heinrich und Karl Emanuel; keiner
andern und Heinrich verzweifelte oft daran, den
quant festzuhalten.
ien hatte es gründlich in Italien verdorben, die

Graubündner gezwungen, die Allianz mit Venedig und reich aufzugeben, unter lächerlichem Vorwand Gebi kleinen Fürsten besetzt, diesen die Vasallenschaft dictirt, nionen" versucht. Da stiftete Heinrich Frieden zwisch nedig und dem Papst, der jetzt neutral verblieb, und Venedig, Mantua, Toskana und Savoyen um sich. S seine antihabsburgische Politik für Italien im Stille vorbereitet; jetzt sollten die großen Schläge erfolgen. S Habsburg war zu Hause beschäftigt, stak im „Brud und war durch einen Schatten vertreten. Spanisch-Ho — nun, wir werden sehen.

Der Zustand Spaniens.

In Spanien herrschte nach Philipp's II. Tode Sohn Philipp III. (1598—1621). Er hatte 12 Ja Erlernung des Alphabets gebraucht und war so selbsti Willens, daß er sich weigerte, nach vorgehaltenen P sich eine Braut zu wählen. Er bat, der Vater möge t ihn thun. Das Kohlenbecken durfte nicht aus dem Sr. Majestät entfernt werden, wenn der betreffende Hofl nicht persönlich diese Staatshandlung vollzog. Als die Königspuppe sich mit Margarethe von Oesterreich ver gingen 100 Millionen Ducaten darauf. Nur zu ein erhörten fanatischen Barbarei besaß er den Muth.

Unter einem solchen Könige konnte der Herzog von seine schnöde Finanz-Raubwirthschaft ungestört betrieb nebenbei seinen Kammerdiener Calderona zum Graf Oliva machen. Das spanische Volk wurde unter dem tischen Drucke zweier Regierungen die verfallende Rui sich noch immer nicht aus Schutt und Gestrüpp erhob Philippson schildert die Spanier im Anfang des 17.

hunderts als „stolz, hochmüthig, mäßig, leidenschaftlich, zäh, träge, abenteuernd, grausam", als übersoldatisch und überkirchlich. Die spanische Literatur, die jetzt eine bedeutende Nachblüthe früherer Kraft erlebte und deren Reichhaltigkeit nicht beanstandet werden soll, muß denn doch mit kritischem Auge betrachtet werden. Wenn irgend ein modernes Volk des Verständnisses der Antike sich unfähig erwiesen hat, so gewiß das ganz unplastische Spanien. Nur zu Anfang der Renaissance waren etliche bildnerische Versuche aufgetaucht. Bald wußte Niemand mehr Griechisch. Religion und Staat wurden die Schiboleths der Nation. Die majestätische Sprache, in der Jehovah sich mit Mose auf Sinai unterhalten hatte, wurde gewunden und kriechend. Breitgetretene Werke der Jesuiten über den Katholicismus, zur Verherrlichung des Papstes, vertraten die Wissenschaft. Historiker wie Hurtado de Mendoza und Mariana, der übrigens unter Philipp II. selbst kaum dem Kerker entgangen war, gab es nicht mehr. Hofchronisten traten an ihre Stelle, die Davila, Poreño Calvera. Der wildgeniale Tomaso Campanella, der das Banner der Empörung in Neapel gegen Spanien erheben wollte, sobald eine türkische Flotte gelandet sein würde, schmachtete seit 1599 im Kerker.

Dichten konnte Jeder, die Assonanzen und Reime wirbelten in der Luft. Die meisten Romanzen des Cid-Cyklus wurden erst jetzt niedergeschrieben. Sonst gingen Lyrik und Epik auf Stelzen und blähten ein Nichts auf.

Der satyrische Roman wurde zum Sicherheitsventil für die annoch feurigen Geister. Quevedo gab unserem Moscheroich das Muster, Mariana da Saavedra erfand die Schelmenromane, und der unsterbliche Cervantes reflectirte im Hohlspiegel seines Don Quixote alle jene negativen Eigenschaften des Hidalgo, die wir oben aufgeführt haben.

In den Vordergrund schob sich das Drama. Die Autos (Akte) sacramentales, das stylgerechte Mysterium; war das obligate Feststück zur Verherrlichung des Fronleichnamstages,

den die katholische Christenheit seit 1264 zur Erinnerung a das Wunder von Bolsena feierte, wo Blut aus der Hosti getropft war. Die dramatische Poesie im 17. Jahrhunder klammerte sich demnach fest an das mysteriöseste Mysterium des katholischen Mittelalters. So unbehelligt war Spanie durch die Periode der Renaissance hindurch gekommen. E konnte das seine großen literarischen Vorzüge haben. Anderswo hatte die Renaissance den nationalen Blüthenstaub der Tra dition abgestreift und die Continuität der Entwicklung unlieb sam unterbrochen. Classische, dem Volksbewußtsein wildfremd Stoffe traten in vermeintlich den Alten abgelauschter regel rechter Form auf die Bühne; die zumeist improvisirten Fast nachtsspiele und die Commedia dell' arte mit ihren stehende Charakteren litten gewaltige Noth durch die gelehrte Schul komödie, die in der Sprache des Terenz einherstelzte. Auch di Nationalsprache kam in jenen Ländern zu Schaden und stockt in ihrer Entwicklung. Der Riese Shakespeare fuhr mit stolze Segeln durch diesen Gegenstrom im nationalen Fahrwasse weiter; aber schon Ben Jonson zahlte der Renaissance seine Tribut, und seit Karl II. herrschte der französisch-classicistisch Zwang in der englischen Literatur für ein ganzes Jahrhunder

Dem entging Spanien allerdings, aber es büßte di geistige Freiheit dabei ein. Um national zu bleiben, mußt es bigott bleiben; es mußte die Fenster dem jungen Licht verschließen und sich das Dunkel durch Autos da fe erhellen Seine Autos sacramentales waren Festlichter, angezünde an den Scheiterhaufen jener andern Autos. Dem so einge pferchten Geiste blieb die Freiheit der Erzählung, der natio nalen Historie und der katholischen Legende; die Freiheit, dai Menschenloos darzustellen, die Thorheiten und Schwächen der Sterblichen zu schildern. Aber die Dichter wandelten doch nur an einem langen Stricke und wußten instinctiv, wie weit si gehen durften, um nicht den strengen Ruck des Zügels zu empfinden. Die Entremeses (Zwischenspiele), auch Saynete (Wohlgerüche) genannt, mochten noch so burlesk sein; die Co

medias oder Tragikomödien, drames im französischen Sinn, selbst die vollständigen Possen, die wie dramatische Saturnalien wirkten, standen unter dem Banne der Autos sacramentales: erlaubt ist, was sich mit dem Credo verträgt. Und merkwürdig, aber mehr als zufällig: die spanische Comedia war gleichzeitig mit der Inquisition aufgekommen! Eben so merkwürdig und eben so wenig zufällig ist es, daß die Hauptdichter zugleich Priester und Ordensmitglieder waren. Juan del Encino, Lope de Vega, Calderon, Tirso de Molina. Nur Cervantes, eines Kopfes höher, gehörte blos nach landesüblicher Art zu einer frommen Bruderschaft.

Miguel Cervantes, 1547 zu Ricoshombres in Galicien geboren, war darin ganz Spanier, daß er von uralten Königen abstammte. Er studirte in Salamanca und erwarb sich kriegerische Ehren. Als Don Juan d'Austria bei Lepanto (1571) die türkische Flotte angriff, eilte der fieberkranke Cervantes aufs Deck, kämpfte wacker, erhielt zwei Schüsse in die Brust und einen in die Hand. Die Linke (nicht die Rechte) mußte ihm abgenommen werden. Er machte noch zwei Campagnen mit und gerieth dann auf der Heimreise sammt seinem Bruder Rodrigo in die Gefangenschaft der Corsaren, die ihn nach Algier schleppten. Großmüthig arbeitete er dort an der Befreiung der Mitgefangenen. Theater wurde dabei in einer grausigen Höhle gespielt. 1580, nach fünf Jahren, war er frei. Jetzt half er Portugal einverleiben und die Azoren erobern. Mittlerweile entstand sein Schäferroman „Galatea", im Style Montemayor's, und das selbsterlebte, lebhafte Schauspiel El trato de Argel. der „Sklavenhandel in Algier". 1588 ist er kleiner Flottenbeamter zu Sevilla, auf zehn Jahre. Der „Don Quixote" ist von 1605. Das Jahr darauf finden wir den Dichter in Madrid, wo er in eine geistliche Bruderschaft trat, ohne Priester zu werden. 1612 veröffentlichte er seine „Musternovellen"; er hat auch 20 bis 30 Comedias und Entremeses geschrieben, von denen sich jedoch nur zwei Dramen erhalten haben, außer dem erwähnten Trato de Argel noch

das großartige „Numantia", in welchem der Verzwei
kampf der heldenmüthigen Stadt gegen Scipio Aemi
der mit Eroberung und Untergang schloß, dargestellt
Die Völker selbst sind hier die Helden, wie in den „P
des Aeschylos; die Besiegten begraben sich unter den r
den Trümmern der Vaterstadt. Das Fatum ist die ge
Mission Roms. Schwungvolle Chöre beschließen jed
Diese Kost war aber dem gezwungenen Geschmack der E
zu stark und gesund. Am 23. April 1616 starb de
dürftige Dichter, vermuthlich am selben Tage mit Shak

Die eigentliche Tiefe des „Don Quixote" scheint
Spanier zugänglich geworden zu sein, so sehr man s
jeher an den komischen Einzelheiten des Buches erl
mochte. Als Ludwig Tieck das Werk ins Deutsche üb
meinte er ein drastisches Exempel von romantischer
vorzuführen, ohne zu ahnen, daß es sich vielmehr u
Ironie der Romantik, also für ihn um die beißendste
ironisirung handelte. Don Quixote ist grade die Geiß
den ritterlich-hochmüthigen, ausdauernden, mäßigen,
schaftlichen, zähen, trägen, abenteuernden Hidalgo d. h
nier — denn der Spanier fing ja erst beim Hidalgo
im Anfange des 17. Jahrhunderts, und insofern von
Hidalgo ein Stück in jedem Romantiker steckt, über d
mantik selbst: die sichere Armbrust trifft jedes rückwä
kehrte Heldenthum, das über dem fixen Blick auf di
gangenheit in den Brunnen der Gegenwart hineinstolpe
dem ruhig zuschauenden Verstande unendlich lächerlich e
da solche Helden in allem Ernste aus der Welt ein T
machen.

Wie wir im „Wilhelm Meister" über Drama und
gründlich belehrt werden, so übte auch Cervantes in
Roman Kritik am damaligen Schauspiel. Er traf mit
klaren Urtheile ganz das Richtige, wenn er den herr
Ungeschmack züchtigte, gegen den starken Ortswechsel
Bühne, gegen die barbarische Behandlung der Ehre

auftrat und den Mangel an sittlicher Haltung betonte. Daß er den Lope von solcher Verdammung ausdrücklich ausschloß, verschlägt ebenso wenig, als daß er selbst später es dem Lope an Wundern, Abenteuern und Theatercoups in seinen eigenen Stücken gleichthat. Cervantes hat fast alle seine dramatischen Stücke als bloße Erwerbsmittel betrachtet, für Geld im Sinne des Tagesgeschmacks angefertigt. Seine Größe beruht auf der „Numantia", den „Novellen" und vor Allem auf der Hidalgomastix.

Der eigentliche Mann der Zeit und der Mode war grade im letzten Jahrzehnt des Cervantes Lope de Vega geworden. 1562, zwei Jahre vor Shakespeare, zur Welt gekommen, machte er sich, wie der britische Dichter, um das Jahr 1590 geltend. Schack hat nachgewiesen, daß die spanische dramatische Literatur von Naharro und Gil Vicente bis Virues sich leidlich parallel mit der englischen Reihe von John Heywood bis Marlow entwickelt habe. Hier aber beginnt der Unterschied und der größtmögliche Gegensatz. Zwar an Fülle und Fruchtbarkeit der dramatischen Dichter seit Lope kann es Spanien mit der ganzen Welt, noch viel mehr mit dem einzigen England aufnehmen. Die spanische Literatur zählt weit über 4000 Theaterstücke. Lope verfertigte ein Stück in 24 Stunden, machte 15 Akte in 15 Tagen, schrieb 1500 Comedias, 400 Autos, Loas (Prologe) und Entremeses, und zwar Alles in künstlichen Versmaßen. Man rechnet ihm 133,000 Bogen, täglich 5, und 21 Millionen Verse nach. Nicht lange nach Shakespeare's Tode unterbrach die puritanische Revolution das dramatische Schaffen Englands, während es in Spanien bis zum Tode Calderons (1681) ununterbrochen fortging.

Felix Lope de Vega Carpio wurde ebenfalls, und zwar als blutjunger Mensch Soldat, er ging schon mit 12 Jahren unter Don Juan nach Afrika. Später trieb er Studien zu Alcala, wo er auch auf den Raimundus Lullus und die Alchemie verfiel. Von hier ab wird er immer ausgeprägter der Antipode des Cervantes. Wenn dieser die spanische Ehre verfocht, wo

Ehre zu holen war, so sehen wir Lope 1588 auf der A
mada. Nach vielen Liebschaften heirathete er in erster E
eine Verwandte des Cervantes, bekam ein Duell, wurde ve
bannt und kehrte erst 1595 zurück. Sein Sohn Carlos a
zweiter Ehe, an dem sein Herz hing, starb mit 17 Jahre
seine Tochter, die der Mutter das Leben kostete, ging i
Kloster. Lope wurde Priester und begab sich nach Toledo
den „Sklaven des heil. Sacraments". 1609 las er Mes
1611 wurde er Franziscaner, später Familiar der heil. I
quisition, was die maurenfeindliche Theorie von der limpie
de la sangre — Reinheit des spanischen Blutes — einschlo
Nachdem er bereits seinen glühenden Haß gegen England dur
die Dragentea (Franz Drake) bekundet hatte, erhielt er fü
seine Corona tragica (Maria Stuart) die Würde eines D
theol. und das Ritterkreuz des Johanniterordens.

Sein Wahlspruch war: „die Handlungen der Mensche
nachahmen und die Sitten des Jahrhunderts malen." Da
drückt eine durchaus passive Tendenz aus und enthält die Ver
zichtleistung auf selbständiges Erfassen der Welt. Das Shake
speare'sche: „der Zeit einen Spiegel vorhalten" ist denn doc
etwas ganz anderes. So passiv, ohne den positiven Gedanke
der allwaltenden Nemesis, der immer hinter den Shakespeare
schen Königsdramen steht, ist denn auch bei Lope die gan
spanische Geschichte von den Cantabrern an abconterfeit, i
populärer Weise in Scene gesetzt.

Was die bekanntern sonstigen Schau- und Lustspiele b
trifft, so streiten sich förmlich zwei Geister in ihnen herum
unerschöpfliche Erfindung, leichter Fluß, pikante Darstellun
auf der einen, Geschraubtheit, Ueberladung, gesuchte Antithes
forcirte Bildersprache, Unwahrscheinlichkeit, Mangel an feste
Charakteren und schablonenhafte Wiederholung derselben Type
auf der andern Seite. Die herrschenden Mächte der Welt sin
Religion und Ehre; Religion, das ist der starre Katholizis
mus; Ehre, das ist die Rache als ganze Sittlichkeit. Zwische
beiden gähnt eine Kluft, die nur das Spanierthum überbrück

konnte, wie auch der Geheimerath der Inquiſition mit den heiterſten Ausbrüchen des Clown nur in Spanien zuſammengehen konnte.

Die Erfindung iſt bei Lope gradezu ungeheuer; er hat für die Weltliteratur ganze Säcke voll Samen ausgeſtreut, und Vieles davon iſt aufgegangen. Aus der Estrella de Sevilla, „Ehre und Liebe", glaubt man mit Schack den „Cid" des Corneille herauszuhören, wobei natürlich die Mocedades del Cid von Guillen de Caſtro, das eigentliche Original des franzöſiſchen Dichters, unberückſichtigt bleiben. El honrado hermano iſt das Vorbild des Corneille'ſchen „Horace". El castigo sin venganza, die Liebe der Herzogin von Ferrara zu ihrem Stiefſohn (verboten wegen der Erinnerung an Don Carlos) hat Byron zu ſeiner „Pariſina" inſpirirt. La imperial de Oton behandelt den Streit Ottokar's von Böhmen mit Rudolf von Habsburg. El vellocino de oro (goldenes Vließ) wurde auch von Calderon romantiſirt. Beide Stücke ſammt der Judia de Toledo ſind für Grillparzer zu Vorbildern geworden. La mocedad de Roldan taucht in „Klein Roland" bei Uhland wieder auf. Was dagegen Lope aus „Romeo und Julia" gemacht hat, beweiſt wieder nur die Großherrlichkeit des Briten und die Unzulänglichkeit des Spaniers. Caſtelvines y Monteſes heißen die Capuletti und Montecchi. Als Julia für Roſelo (Romeo) plötzlich entbrennt, will ihr Vater Antonio ſie ſofort umbringen, wovon man ihn zurückhalten muß. Nach der geheimen Vermählung bricht der Parteikampf — in der Kirche aus. Roſelo predigt Frieden und ſchlägt eine Heirath übers Kreuz vor, erſchlägt aber Octavio, den Bewerber Juliens. Graf Paris, jetzt zum Bräutigam auserſehen, begleitet den Roſelo, der nach Ferrara geht. Als ihm Paris den neuen Heirathsplan mittheilt, erklärt Roſelo, ſich in Ferrara mit einer Andern rächen zu wollen! Roſelo macht wirklich in Ferrara die Cour. Erſt als er von Juliens Vergiftung hört, glaubt er an ihre Treue. Er kehrt zurück und wird dahin aufgeklärt, es ſei nur ein Schlaftrunk, er möge in die Gruft

gehen. . . Roſelo kommt, Julia erwacht, das Licht des Dieners erliſcht; dieſer redet Poſſen. Die Liebenden entfliehen auf ein Schloß ihres Vaters; ſie wollen verkleidet das Weite ſuchen, als Vater Antonio, eben ſelbſt neu vermählt, erſcheint. Antonio iſt im Zimmer, durch die Spalte der Decke läßt ſich Julia als Geiſt vernehmen! Natürlich endet das Ganze in Herrlichkeit und Freuden. Es iſt wie eine Parodie Shakeſpeare's.

Auch Molière nahm bekanntlich das Brauchbare wo er es fand. Schack führt die Verſöhnungsſcene im „Tartuffe" auf den Perro del hortelano von Lope zurück und erblickt in der Ecole des maris ſtarke Reminiscenzen an des Spaniers Discreta enamorata und El mayor imposible. Ja zu Konſtantinopel im Serail wurden ſpaniſche Stücke von vertriebenen Moriskos aufgeführt! Die Opfer der Glaubens- und Ehrenwuth als Darſteller der koſcheren Comedias des Geheimenraths der Inquiſition! — —

Soweit wir die ſpaniſche Dramatik bisher überblickten, ſahen wir als Zweck Unterhaltung, Rührung, Intereſſe am Pikanten, niemals die Stellung eines Problems, das nicht etwa ſchon im Katholicismus gelöſt wäre, lauter Caſſenſtücke des „Directors". Die gelungene Kleinmalerei des Idylls und der Farce erinnert lebhaft an das Genre der ſpaniſchen Maler neben ihren heiligen Autos.

So ſah äußerlich und innerlich das Spanien aus, dem gegenüber der König Heinrich Frankreich zum Sprunge vorbereitete. Wer aber damals Spanien ſagte, der hatte die habsburgiſche Linie in Deutſchland mitgenannt. Wie es um dieſe zur Zeit der Union und Liga ſtand, wiſſen wir bereits. Was Heinrich in Deutſchland beabſichtigte, läßt ſich kurz alſo faſſen: den Habsburgern die Kaiſerwürde entziehen und im Nothfalle gegen eine ſpaniſche Candidatur die ſeinige aufſtellen;

sodann eine antihabsburgische Partei in Deutschland mit Frankreich verbünden. Der Krieg lag schon 1606 in der Luft; nur sagte Heinrich dem in Paris anwesenden Christian von Anhalt, den Zeitpunkt zu bestimmen behalte er sich vor. Auch beschäftigte den König sehr ernstlich der Gedanke einer größern politischen Union gegen Habsburg, zu welcher Savoyen, Venedig, Niederland und vielleicht England herbeizuziehen wären. Bekanntlich war das lange Jahre hindurch auch Gustav Adolfs Plan.

Die Bildung der protestantischen Union gereichte dem Könige zu großer Genugthuung. In Betreff der Jülich'schen Erbschaft nahm er sich auf Fürsprache seines Freundes Moritz von Hessen des Brandenburgers lebhaft an, gedachte jedoch auch Pfalz-Neuburg und Zweibrücken zu betheiligen.

An sofortigem Einschreiten in Deutschland hinderte ihn zunächst sein Mißtrauen in die Thatkraft der deutschen Fürsten, bei denen „Alles in windige Zusammenkünfte auslaufen werde, wobei nichts Rechtes geschehe;" sodann aber seine diplomatische Thätigkeit zwischen den Generalstaaten und Spanien. Vielleicht reflectirte er auf eine Secundogenitur in den Vereinigten Niederlanden, als sein geschickter Agent Jeannin 1609 den 12jährigen Waffenstillstand vermittelte, was jedenfalls Holland in eine gewisse Abhängigkeit von Frankreich brachte. Richelieu legt dem Könige Absichten auf Flandern unter: Spanien sollte dieses Land einem jüngern Sohne abtreten, dem dann Heinrich eine seiner Töchter gegeben hätte. Der Sultan der Osmanen wurde gegen Rudolf II. gehetzt; Achmet I. nahm Pest ein. Zwischen England und Spanien ließ man es ebenso wenig zum guten Einvernehmen kommen.

Als die Jülicher Affaire in Scene ging, traf Heinrich ernstliche Anstalten. 10,000 Mann, die er in Holland hatte, rückten an die Gränze; nach Flandern zu wurden gleichfalls Truppen concentrirt. Brandenburg und Neuburg buhlten um seine Gunst. Von Berlin aus ließ man ihm sagen, der Dauphin solle deutscher König werden. Heinrich that bei dieser

Gelegenheit die berühmte Aeußerung: „Wäre ich Kaiſer von Deutſchland, ſo fiele in Europa kein Kanonenſchuß ohne meinen Willen.“ Erzherzog Albert zu Brüſſel entließ Offiziere und Soldaten nach Jülich zur Unterſtützung Leopolds und drohte den Generalſtaaten mit 10,000 Mann. Die Verhältniſſe wurden ſehr geſpannt; noch aber hielt Heinrich an ſich.

Da erfaßte den 55jährigen König die alte ſüdfranzöſiſche Galanterie und Courtoiſie, und die Leidenſchaft trieb ihn vorwärts. Er verliebte ſich in die 17jährige Margarethe von Montmorency, die er einem Strohmanne, ſeinem Vettersſohne Condé zur Ehe gab. Der Strohmann aber nahm die Sache ernſt und flüchtete ſeine Gemahlin vor dem Ungeſtüm des Königs nach Brüſſel, wo der verliebte König allen Ernſtes ihre Auslieferung betrieb. Als ihm dieſe natürlich verweigert wurde, gerieth er in höchſte Aufregung. Jetzt ſollte den deutſchen Fürſten geholfen werden, jetzt trieb Heinrich die Holländer an: die Spanier müſſen aus Belgien hinaus. Er will das Felſenſchloß erobern, wo der ungefüge Drache ſeine verwunſchene Prinzeſſin bewacht. Und, o Wunder, die junge Frau war einverſtanden, ſie war bereit ſich entführen zu laſſen!

Zu Schwäbiſch-Hall auf dem Unionstage kam der Vertrag mit Frankreich zu Stande; alle Befehlshaber wurden ernannt: gegen Jülich wird der König in Perſon mit 40,000 Mann marſchiren; in Deutſchland commandirt Fürſt Chriſtian von Anhalt die Armee der Union; Lesdiguières rückt an der Spitze von 25,000 Mann in Italien ein; La Force ſteht mit 10,000 Mann in Navarra. Der Herzog von Bouillon iſt Adlatus des Königs, Sully Großmeiſter der Artillerie. Bedeutſam genug war die Wahl: lauter Hugenotten an der Spitze der Truppen! Am 17. Mai 1610 gedachte Heinrich von Paris abzureiſen.

Die Jülich-Cleve'ſche Erbſchaft gab den willkommenen Anlaß zum Kriege wider Habsburg in Deutſchland wie in Belgien. Savoyen ſollte ſich auf Mailand ſtürzen. Für

Richelieu und deſſen verſchiedene Nachfolger iſt es mindeſtens ſo charakteriſtiſch wie für Heinrich IV. ſelbſt, daß der Cardinal vom Könige wiſſen will, er habe Savoyen durch Mailand entſchädigen, Nizza und Savoyen aber für ſich nehmen wollen.

Dem Könige von Spanien waren daheim, nicht ohne Heinrichs Zuthun, die Hände gebunden. Die Moriskos oder gewaltſam getauften Nachkommen der Mauren waren in beſtändiger geheimer und offener Gährung begriffen. Schon 1606 hatte die franzöſiſche Politik im Oſten Spaniens geſchürt; Geld und Offiziere waren den Empörungsluſtigen verſprochen worden. Valencia ſollte erſtürmt und vernichtet werden. Schon damals hatte der König den Plan, im Bunde mit Holland, Savoyen und der Türkei Philipp III. zu bekriegen. Spanien aber entdeckte die Verſchwörung und machte kurzen Proceß mit den Verſchwornen wie mit den Anſtiftern. Im Jahre 1609, gerade als der große Krieg geplant wurde, begann die erbarmungsloſe Vertreibung aller Moriskos mit dem Königreich Valencia. Eine Menſchenjagd ſonder gleichen wurde auf Alt und Jung, auf Männer und Weiber angeſtellt, bis man jedes Individuum zweifelhaften Blutes entweder zuſammengehauen oder in die bereitſtehenden Schiffe gepfercht hatte, welche die Opfer der frommen Raſerei hülflos auf der afrikaniſchen Küſte ausſetzten. Valencia hatte nur den Anfang gemacht, die Reihe kam auch an die andern Provinzen. 1614 war eine halbe Million Menſchen entweder im Aufſtande gefallen oder vertrieben, der ſechszehnte, aber der beſte, fleißigſte Theil der ſpaniſchen Bevölkerung — Alles im Namen der heiligen katholiſchen Religion! Richelieu, der doch Cardinal war, nannte das den „kühnſten und barbariſchſten Beſchluß aller vergangenen Jahrhunderte.“

Spanien hat ſich von der fanatiſchen Unthat nie wieder erholt. Unſer Zeitgenoſſe Garrido erzählt, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts in Sevilla 16,000 Seidenwebſtühle ſtanden, welche 130,000 Arbeiter beſchäftigten: zu Ende des 17. Jahrhunderts ſtanden noch 300 Stühle, daneben aber 62 Klöſter

und 14,000 Prieſter. In Toledo wurden Ende des 16. ſ
hunderts jährlich 435,000 Pfund Seide gewoben, was 3
Perſonen beſchäftigte: Ende des 17. war Alles verſchwu
Segovia zählte Ende des 16. 6000 Tuchwebſtühle und li
das beſte Tuch in Europa: zu Anfang des 18. mußten Fr
in Segovia weben und färben lehren.

Man ſieht, das Jahr 1609 war gut gewählt. Am
genden 14. Mai hatte der König den Fuß ſozuſagen im S
bügel, um die concentrirte franzöſiſche Kriegsmacht übe
Gränze zu führen — die Königin Marie ſollte erſt noch
lich gekrönt werden, ehe der König ins Lager abreiſte —
traf ihn Ravaillac's Mordſtahl. Ravaillac, der fünfte A
täter auf die Perſon des Königs, war ein Schulmeiſter
Angoulême, den die Jeſuiten fanatiſirt und zu einem „
lichen Werke" aufgereizt hatten. In Brüſſel hatte man
ſchon vorher in die Ohren geraunt, was geſchehen w
Das böſe Schickſal konnte übrigens auch in den Sterne
leſen werden. Der Pfälzer Camerarius hatte dem K
etliche Jahre vorher das Horoſkop geſtellt: „Gewaltſamer T
In Paris herrſchte Beſtürzung, alle Thüren wurden geſchl
Das Parlament ließ das Buch von Mariana: De Reg
Regis Institutione öffentlich verbrennen, den Ravaillac
zerreißen. Der gute König Heinrich war gefallen, abe
Bahn war dem großen Cardinal ſowie dem Sonnenk
vorgezeichnet; ſie hatten nichts mehr zu erfinden, nur die
legenheiten zu finden, bei denen Heinrichs Pläne auszufi
wären. Individueller und incarnirter war Alles bei
Béarner, dem liebenswürdigſten und verſchlagenſten aller
zöſiſchen Herrſcher, einem König, anmuthiger und gefällige
das abſtracte Staatsprincip des Cardinals, dem Unte
menſchlich näher als der Staatsfürſt Louis. Auf dem P
neuf, der großen Verkehrsſtraße von Paris, ſteht ſein
terbild.

Es bleibt uns jetzt noch ein Wort über den bekannten „großen Plan“ Heinrichs IV. zu sagen. Seinen wirklichen Plan haben wir soeben kennen gelernt; aber sein Minister und Großartilleur, der Herzog von Sully, hat in seinen Oeconomies d'Estat einen politischen Roman entworfen, dessen Held sich füglich unter die Paladine Karls des Großen setzen dürfte. Sully's fabelhafter Roy ging nämlich mit nachstehender Idee um: das Kaiserhaus auf Spanien und Indien zu beschränken, die deutschen Vorlande Oesterreichs unter die Nachbarn zu vertheilen; Oesterreich an Ungarn zu geben und aus beiden ein Wahlreich zu machen; die Türken und Russen aus Europa zu vertreiben; Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz zu einem Wahlreich zu vereinigen; aus der Schweiz mit der Franche-Comté, dem Elsaß und Tirol eine Gesammtrepublik zu bilden; Sicilien an Venedig, die Lombardei an Savoyen, Neapel dem Papst zu geben; den Rest von Mittelitalien (Toskana) zu republicanisiren. So hätte denn Europa bestanden aus sechs Erbmonarchien: Oberitalien, Spanien, Frankreich, England, Schweden und Dänemark; aus fünf Wahlreichen: Ungarn-Oesterreich, Polen, Böhmen, Kirchenstaat und Deutschland; endlich aus den vier Republiken: Niederland, Groß-Schweiz, Venedig, Toskana.

Die drei christlichen Glaubensbekenntnisse, so verfügte der Dichter weiter, soll man dulden, wie es Gott thut. Ein oberster Gerichtshof steht über sämmtlichen Staaten. In ihnen allesammt herrscht freier Handel. Eroberungen fallen mehr an Republiken und Wahlreiche als an Monarchien. An die Stelle des Habsburgers wird zunächst Maximilian von Bayern zum deutschen Kaiser gewählt.

Der Leser wird selbst diesen Traum des politischen Hugenotten Sully beurtheilen und auch das Goldäderchen von Sinn nicht verkennen, welches sich durch das Gestein von Unsinn hindurchzieht. Vor Allem muß man bedenken, daß der Roman lange nach der amtlichen Thätigkeit Sully's, als dieser mit der Regentin schmollte, niedergeschrieben wurde. Obendrein

das großartige „Numantia", in welchem der Verzweiflungskampf der heldenmüthigen Stadt gegen Scipio Aemilianus, der mit Eroberung und Untergang schloß, dargestellt wird. Die Völker selbst sind hier die Helden, wie in den „Persern" des Aeschylos; die Besiegten begraben sich unter den rauchenden Trümmern der Vaterstadt. Das Fatum ist die gewaltige Mission Roms. Schwungvolle Chöre beschließen jeden Akt. Diese Kost war aber dem gezwungenen Geschmack der Spanier zu stark und gesund. Am 23. April 1616 starb der stets dürftige Dichter, vermuthlich am selben Tage mit Shakespeare.

Die eigentliche Tiefe des „Don Quixote" scheint keinem Spanier zugänglich geworden zu sein, so sehr man sich von jeher an den komischen Einzelheiten des Buches erlustigen mochte. Als Ludwig Tieck das Werk ins Deutsche übertrug, meinte er ein drastisches Exempel von romantischer Ironie vorzuführen, ohne zu ahnen, daß es sich vielmehr um eine Ironie der Romantik, also für ihn um die beißendste Selbstironisirung handelte. Don Quixote ist grade die Geißel über den ritterlich-hochmüthigen, ausdauernden, mäßigen, leidenschaftlichen, zähen, trägen, abenteuernden Hidalgo d. h. Spanier — denn der Spanier fing ja erst beim Hidalgo an — im Anfange des 17. Jahrhunderts, und insofern von diesem Hidalgo ein Stück in jedem Romantiker steckt, über die Romantik selbst: die sichere Armbrust trifft jedes rückwärts gekehrte Heldenthum, das über dem fixen Blick auf die Vergangenheit in den Brunnen der Gegenwart hineinstolpert, was dem ruhig zuschauenden Verstande unendlich lächerlich erscheint, da solche Helden in allem Ernste aus der Welt ein Tollhaus machen.

Wie wir im „Wilhelm Meister" über Drama und Bühne gründlich belehrt werden, so übte auch Cervantes in seinem Roman Kritik am damaligen Schauspiel. Er traf mit seinem klaren Urtheile ganz das Richtige, wenn er den herrschenden Ungeschmack züchtigte, gegen den starken Ortswechsel auf der Bühne, gegen die barbarische Behandlung der Chronologie

auftrat und den Mangel an sittlicher Haltung betonte. Daß er den Lope von solcher Verdammung ausdrücklich ausschloß, verschlägt ebenso wenig, als daß er selbst später es dem Lope an Wundern, Abenteuern und Theatercoups in seinen eigenen Stücken gleichthat. Cervantes hat fast alle seine dramatischen Stücke als bloße Erwerbsmittel betrachtet, für Geld im Sinne des Tagesgeschmacks angefertigt. Seine Größe beruht auf der „Numantia", den „Novellen" und vor Allem auf der Hidalgomaschix.

Der eigentliche Mann der Zeit und der Mode war grade im letzten Jahrzehnt des Cervantes Lope de Vega geworden. 1562, zwei Jahre vor Shakespeare, zur Welt gekommen, machte er sich, wie der britische Dichter, um das Jahr 1590 geltend. Schack hat nachgewiesen, daß die spanische dramatische Literatur von Naharro und Gil Vicente bis Virues sich leidlich parallel mit der englischen Reihe von John Heywood bis Marlow entwickelt habe. Hier aber beginnt der Unterschied und der größtmögliche Gegensatz. Zwar an Fülle und Fruchtbarkeit der dramatischen Dichter seit Lope kann es Spanien mit der ganzen Welt, noch viel mehr mit dem einzigen England aufnehmen. Die spanische Literatur zählt weit über 4000 Theaterstücke. Lope verfertigte ein Stück in 24 Stunden, machte 15 Akte in 15 Tagen, schrieb 1500 Comedias, 400 Autos, Loas (Prologe) und Entremeses, und zwar Alles in künstlichen Versmaßen. Man rechnet ihm 133,000 Bogen, täglich 5, und 21 Millionen Verse nach. Nicht lange nach Shakespeare's Tode unterbrach die puritanische Revolution das dramatische Schaffen Englands, während es in Spanien bis zum Tode Calderons (1681) ununterbrochen fortging.

Felix Lope de Vega Carpio wurde ebenfalls, und zwar als blutjunger Mensch Soldat, er ging schon mit 12 Jahren unter Don Juan nach Afrika. Später trieb er Studien zu Alcala, wo er auch auf den Raimundus Lullus und die Alchemie verfiel. Von hier ab wird er immer ausgeprägter der Antipode des Cervantes. Wenn dieser die spanische Ehre verfocht, wo

Ehre zu holen war, so sehen wir Lope 1588 auf der A
mada. Nach vielen Liebschaften heirathete er in erster E
eine Verwandte des Cervantes, bekam ein Duell, wurde ve
bannt und kehrte erst 1595 zurück. Sein Sohn Carlos a
zweiter Ehe, an dem sein Herz hing, starb mit 17 Jahre
seine Tochter, die der Mutter das Leben kostete, ging in
Kloster. Lope wurde Priester und begab sich nach Toledo
den „Sklaven des heil. Sacraments". 1609 las er Mes
1611 wurde er Franziscaner, später Familiar der heil. I
quisition, was die maurenfeindliche Theorie von der limpiez
de la sangre — Reinheit des spanischen Blutes — einschlo
Nachdem er bereits seinen glühenden Haß gegen England dur
die Dragentea (Franz Drake) bekundet hatte, erhielt er fü
seine Corona tragica (Maria Stuart) die Würde eines D
theol. und das Ritterkreuz des Johanniterordens.

Sein Wahlspruch war: „die Handlungen der Mensche
nachahmen und die Sitten des Jahrhunderts malen." Da
drückt eine durchaus passive Tendenz aus und enthält die Ver
zichtleistung auf selbständiges Erfassen der Welt. Das Shak
speare'sche: „der Zeit einen Spiegel vorhalten" ist denn doc
etwas ganz anderes. So passiv, ohne den positiven Gedanke
der allwaltenden Nemesis, der immer hinter den Shakespeare'
schen Königsdramen steht, ist denn auch bei Lope die ganz
spanische Geschichte von den Cantabrern an abconterfeit, i
populärer Weise in Scene gesetzt.

Was die bekanntern sonstigen Schau- und Lustspiele b
trifft, so streiten sich förmlich zwei Geister in ihnen herum
unerschöpfliche Erfindung, leichter Fluß, pikante Darstellun
auf der einen, Geschraubtheit, Ueberladung, gesuchte Antithes
forcirte Bildersprache, Unwahrscheinlichkeit, Mangel an feste
Charakteren und schablonenhafte Wiederholung derselben Type
auf der andern Seite. Die herrschenden Mächte der Welt sin
Religion und Ehre; Religion, das ist der starre Katholizi
mus; Ehre, das ist die Rache als ganze Sittlichkeit. Zwische
beiden gähnt eine Kluft, die nur das Spanierthum überbrück

konnte, wie auch der Geheimerath der Inquiſition mit den heiterſten Ausbrüchen des Clown nur in Spanien zuſammengehen konnte.

Die Erfindung iſt bei Lope gradezu ungeheuer; er hat für die Weltliteratur ganze Säcke voll Samen ausgeſtreut, und Vieles davon iſt aufgegangen. Aus der Estrella de Sevilla, „Ehre und Liebe", glaubt man mit Schack den „Cid" des Corneille herauszuhören, wobei natürlich die Mocedades del Cid von Guillen de Caſtro, das eigentliche Original des franzöſiſchen Dichters, unberückſichtigt bleiben. El honrado hermano iſt das Vorbild des Corneille'ſchen „Horace". El castigo sin venganza, die Liebe der Herzogin von Ferrara zu ihrem Stiefſohn (verboten wegen der Erinnerung an Don Carlos) hat Byron zu ſeiner „Pariſina" inſpirirt. La imperial de Oton behandelt den Streit Ottokar's von Böhmen mit Rudolf von Habsburg. El vellocino de oro (goldenes Vließ) wurde auch von Calderon romantiſirt. Beide Stücke ſammt der Judia de Toledo ſind für Grillparzer zu Vorbildern geworden. La mocedad de Roldan taucht in „Klein Roland" bei Uhland wieder auf. Was dagegen Lope aus „Romeo und Julia" gemacht hat, beweiſt wieder nur die Großherrlichkeit des Briten und die Unzulänglichkeit des Spaniers. Caſtelvines y Monteſes heißen die Capuletti und Montecchi. Als Julia für Roſelo (Romeo) plötzlich entbrennt, will ihr Vater Antonio ſie ſofort umbringen, wovon man ihn zurückhalten muß. Nach der geheimen Vermählung bricht der Parteikampf — in der Kirche aus. Roſelo predigt Frieden und ſchlägt eine Heirath übers Kreuz vor, erſchlägt aber Octavio, den Bewerber Juliens. Graf Paris, jetzt zum Bräutigam auserſehen, begleitet den Roſelo, der nach Ferrara geht. Als ihm Paris den neuen Heirathsplan mittheilt, erklärt Roſelo, ſich in Ferrara mit einer Andern rächen zu wollen! Roſelo macht wirklich in Ferrara die Cour. Erſt als er von Juliens Vergiftung hört, glaubt er an ihre Treue. Er kehrt zurück und wird dahin aufgeklärt, es ſei nur ein Schlaftrunk, er möge in die Gruft

gehen. . . Roſelo kommt, Julia erwacht, das Licht des Diener erliſcht; dieſer redet Poſſen. Die Liebenden entfliehen auf ei Schloß ihres Vaters; ſie wollen verkleidet das Weite ſuchen als Vater Antonio, eben ſelbſt neu vermählt, erſcheint. An tonio iſt im Zimmer, durch die Spalte der Decke läßt ſi Julia als Geiſt vernehmen! Natürlich endet das Ganze i Herrlichkeit und Freuden. Es iſt wie eine Parodie Shak ſpeare's.

Auch Molière nahm bekanntlich das Brauchbare wo e es fand. Schack führt die Verſöhnungsſcene im „Tartuffe auf den Perro del hortelano von Lope zurück und erblic in der Ecole des maris ſtarke Reminiscenzen an des Spanier Discreta enamorata und El mayor imposible. Ja z Konſtantinopel im Serail wurden ſpaniſche Stücke von ver triebenen Moriskos aufgeführt! Die Opfer der Glaubens und Ehrenwuth als Darſteller der koſcheren Comedias de Geheimenraths der Inquiſition! — —

Soweit wir die ſpaniſche Dramatik bisher überblickten ſahen wir als Zweck Unterhaltung, Rührung, Intereſſe an Pikanten, niemals die Stellung eines Problems, das nich etwa ſchon im Katholicismus gelöſt wäre, lauter Caſſenſtück des „Directors". Die gelungene Kleinmalerei des Idylls un der Farce erinnert lebhaft an das Genre der ſpaniſchen Male neben ihren heiligen Autos.

So ſah äußerlich und innerlich das Spanien aus, den gegenüber der König Heinrich Frankreich zum Sprunge vor bereitete. Wer aber damals Spanien ſagte, der hatte di habsburgiſche Linie in Deutſchland mitgenannt. Wie es un dieſe zur Zeit der Union und Liga ſtand, wiſſen wir bereits Was Heinrich in Deutſchland beabſichtigte, läßt ſich kurz alſ faſſen: den Habsburgern die Kaiſerwürde entziehen und in Nothfalle gegen eine ſpaniſche Candidatur die ſeinige aufſtellen

sodann eine antihabsburgische Partei in Deutschland mit Frankreich verbünden. Der Krieg lag schon 1606 in der Luft; nur sagte Heinrich dem in Paris anwesenden Christian von Anhalt, den Zeitpunkt zu bestimmen behalte er sich vor. Auch beschäftigte den König sehr ernstlich der Gedanke einer größern politischen Union gegen Habsburg, zu welcher Savoyen, Venedig, Niederland und vielleicht England herbeizuziehen wären. Bekanntlich war das lange Jahre hindurch auch Gustav Adolfs Plan.

Die Bildung der protestantischen Union gereichte dem Könige zu großer Genugthuung. In Betreff der Jülich'schen Erbschaft nahm er sich auf Fürsprache seines Freundes Moritz von Hessen des Brandenburgers lebhaft an, gedachte jedoch auch Pfalz-Neuburg und Zweibrücken zu betheiligen.

An sofortigem Einschreiten in Deutschland hinderte ihn zunächst sein Mißtrauen in die Thatkraft der deutschen Fürsten, bei denen „Alles in windige Zusammenkünfte auslaufen werde, wobei nichts Rechtes geschehe;" sodann aber seine diplomatische Thätigkeit zwischen den Generalstaaten und Spanien. Vielleicht reflectirte er auf eine Secundogenitur in den Vereinigten Niederlanden, als sein geschickter Agent Jeannin 1609 den 12jährigen Waffenstillstand vermittelte, was jedenfalls Holland in eine gewisse Abhängigkeit von Frankreich brachte. Richelieu legt dem Könige Absichten auf Flandern unter: Spanien sollte dieses Land einem jüngern Sohne abtreten, dem dann Heinrich eine seiner Töchter gegeben hätte. Der Sultan der Osmanen wurde gegen Rudolf II. gehetzt; Achmet I. nahm Pest ein. Zwischen England und Spanien ließ man es ebenso wenig zum guten Einvernehmen kommen.

Als die Jülicher Affaire in Scene ging, traf Heinrich ernstliche Anstalten. 10,000 Mann, die er in Holland hatte, rückten an die Gränze; nach Flandern zu wurden gleichfalls Truppen concentrirt. Brandenburg und Neuburg buhlten um seine Gunst. Von Berlin aus ließ man ihm sagen, der Dauphin solle deutscher König werden. Heinrich that bei dieser

Gelegenheit die berühmte Aeußerung: „Wäre ich Kaiser von Deutschland, so fiele in Europa kein Kanonenschuß ohne meinen Willen.“ Erzherzog Albert zu Brüssel entließ Offiziere und Soldaten nach Jülich zur Unterstützung Leopolds und drohte den Generalstaaten mit 10,000 Mann. Die Verhältnisse wurden sehr gespannt; noch aber hielt Heinrich an sich.

Da erfaßte den 55jährigen König die alte südfranzösische Galanterie und Courtoisie, und die Leidenschaft trieb ihn vorwärts. Er verliebte sich in die 17jährige Margarethe von Montmorency, die er einem Strohmanne, seinem Vettersſohne Condé zur Ehe gab. Der Strohmann aber nahm die Sache ernst und flüchtete seine Gemahlin vor dem Ungestüm des Königs nach Brüssel, wo der verliebte König allen Ernstes ihre Auslieferung betrieb. Als ihm diese natürlich verweigert wurde, gerieth er in höchste Aufregung. Jetzt sollte den deutschen Fürsten geholfen werden, jetzt trieb Heinrich die Holländer an: die Spanier müssen aus Belgien hinaus. Er will das Felsenschloß erobern, wo der ungefüge Drache seine verwunschene Prinzessin bewacht. Und, o Wunder, die junge Frau war einverstanden, sie war bereit sich entführen zu lassen!

Zu Schwäbisch-Hall auf dem Unionstage kam der Vertrag mit Frankreich zu Stande; alle Befehlshaber wurden ernannt: gegen Jülich wird der König in Person mit 40,000 Mann marschiren; in Deutschland commandirt Fürst Christian von Anhalt die Armee der Union; Lesdiguières rückt an der Spitze von 25,000 Mann in Italien ein; La Force steht mit 10,000 Mann in Navarra. Der Herzog von Bouillon ist Adlatus des Königs, Sully Großmeister der Artillerie. Bedeutsam genug war die Wahl: lauter Hugenotten an der Spitze der Truppen! Am 17. Mai 1610 gedachte Heinrich von Paris abzureisen.

Die Jülich-Cleve'sche Erbschaft gab den willkommenen Anlaß zum Kriege wider Habsburg in Deutschland wie in Belgien. Savoyen sollte sich auf Mailand stürzen. Für

Richelieu und dessen verschiedene Nachfolger ist es mindestens so charakteristisch wie für Heinrich IV. selbst, daß der Cardinal vom Könige wissen will, er habe Savoyen durch Mailand entschädigen, Nizza und Savoyen aber für sich nehmen wollen.

Dem Könige von Spanien waren daheim, nicht ohne Heinrichs Zuthun, die Hände gebunden. Die Moriskos oder gewaltsam getauften Nachkommen der Mauren waren in beständiger geheimer und offener Gährung begriffen. Schon 1606 hatte die französische Politik im Osten Spaniens geschürt; Geld und Offiziere waren den Empörungslustigen versprochen worden. Valencia sollte erstürmt und vernichtet werden. Schon damals hatte der König den Plan, im Bunde mit Holland, Savoyen und der Türkei Philipp III. zu bekriegen. Spanien aber entdeckte die Verschwörung und machte kurzen Proceß mit den Verschwornen wie mit den Anstiftern. Im Jahre 1609, gerade als der große Krieg geplant wurde, begann die erbarmungslose Vertreibung aller Moriskos mit dem Königreich Valencia. Eine Menschenjagd sonder gleichen wurde auf Alt und Jung, auf Männer und Weiber angestellt, bis man jedes Individuum zweifelhaften Blutes entweder zusammengehauen oder in die bereitstehenden Schiffe gepfercht hatte, welche die Opfer der frommen Raserei hülflos auf der afrikanischen Küste aussetzten. Valencia hatte nur den Anfang gemacht, die Reihe kam auch an die andern Provinzen. 1614 war eine halbe Million Menschen entweder im Aufstande gefallen oder vertrieben, der sechszehnte, aber der beste, fleißigste Theil der spanischen Bevölkerung — Alles im Namen der heiligen katholischen Religion! Richelieu, der doch Cardinal war, nannte das den „kühnsten und barbarischsten Beschluß aller vergangenen Jahrhunderte."

Spanien hat sich von der fanatischen Unthat nie wieder erholt. Unser Zeitgenosse Garrido erzählt, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts in Sevilla 16,000 Seidenwebstühle standen, welche 130,000 Arbeiter beschäftigten: zu Ende des 17. Jahrhunderts standen noch 300 Stühle, daneben aber 62 Klöster

und 14,000 Prieſter. In Toledo wurden Ende des 16. J
hunderts jährlich 435,000 Pfund Seide gewoben, was 3
Perſonen beſchäftigte: Ende des 17. war Alles verſchwu
Segovia zählte Ende des 16. 6000 Tuchwebſtühle und li
das beſte Tuch in Europa: zu Anfang des 18. mußten Fr
in Segovia weben und färben lehren.

Man ſieht, das Jahr 1609 war gut gewählt. Am
genden 14. Mai hatte der König den Fuß ſozuſagen im S
bügel, um die concentrirte franzöſiſche Kriegsmacht übe
Gränze zu führen — die Königin Marie ſollte erſt noch
lich gekrönt werden, ehe der König ins Lager abreiſte —
traf ihn Ravaillac's Mordſtahl. Ravaillac, der fünfte A
täter auf die Perſon des Königs, war ein Schulmeiſter
Angoulême, den die Jeſuiten fanatiſirt und zu einem „
lichen Werke" aufgereizt hatten. In Brüſſel hatte man
ſchon vorher in die Ohren geraunt, was geſchehen w
Das böſe Schickſal konnte übrigens auch in den Sterne
leſen werden. Der Pfälzer Camerarius hatte dem K
etliche Jahre vorher das Horoſkop geſtellt: „Gewaltſamer T
In Paris herrſchte Beſtürzung, alle Thüren wurden geſchl
Das Parlament ließ das Buch von Mariana: De Reg
Regis Institutione öffentlich verbrennen, den Ravaillac
zerreißen. Der gute König Heinrich war gefallen, abe
Bahn war dem großen Cardinal ſowie dem Sonnenk
vorgezeichnet; ſie hatten nichts mehr zu erfinden, nur die
legenheiten zu finden, bei denen Heinrichs Pläne auszufi
wären. Individueller und incarnirter war Alles bei
Béarner, dem liebenswürdigſten und verſchlagenſten aller
zöſiſchen Herrſcher, einem König, anmuthiger und gefälliger
das abſtracte Staatsprincip des Cardinals, dem Unte
menſchlich näher als der Staatsfürſt Louis. Auf dem P
neuf, der großen Verkehrsſtraße von Paris, ſteht ſein
terbild.

Es bleibt uns jetzt noch ein Wort über den bekannten „großen Plan“ Heinrichs IV. zu ſagen. Seinen wirklichen Plan haben wir ſoeben kennen gelernt; aber ſein Miniſter und Großartilleur, der Herzog von Sully, hat in ſeinen Oeconomies d'Estat einen politiſchen Roman entworfen, deſſen Held ſich füglich unter die Paladine Karls des Großen ſetzen dürfte. Sully's fabelhafter Roy ging nämlich mit nachſtehender Idee um: das Kaiſerhaus auf Spanien und Indien zu beſchränken, die deutſchen Vorlande Oeſterreichs unter die Nachbarn zu vertheilen; Oeſterreich an Ungarn zu geben und aus beiden ein Wahlreich zu machen; die Türken und Ruſſen aus Europa zu vertreiben; Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz zu einem Wahlreich zu vereinigen; aus der Schweiz mit der Franche-Comté, dem Elſaß und Tirol eine Geſammtrepublik zu bilden; Sicilien an Venedig, die Lombardei an Savoyen, Neapel dem Papſt zu geben; den Reſt von Mittelitalien (Toskana) zu republicaniſiren. So hätte denn Europa beſtanden aus ſechs Erbmonarchien: Oberitalien, Spanien, Frankreich, England, Schweden und Dänemark; aus fünf Wahlreichen: Ungarn-Oeſterreich, Polen, Böhmen, Kirchenſtaat und Deutſchland; endlich aus den vier Republiken: Niederland, Groß-Schweiz, Venedig, Toskana.

Die drei chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe, ſo verfügte der Dichter weiter, ſoll man dulden, wie es Gott thut. Ein oberſter Gerichtshof ſteht über ſämmtlichen Staaten. In ihnen alleſammt herrſcht freier Handel. Eroberungen fallen mehr an Republiken und Wahlreiche als an Monarchien. An die Stelle des Habsburgers wird zunächſt Maximilian von Bayern zum deutſchen Kaiſer gewählt.

Der Leſer wird ſelbſt dieſen Traum des politiſchen Hugenotten Sully beurtheilen und auch das Goldäderchen von Sinn nicht verkennen, welches ſich durch das Geſtein von Unſinn hindurchzieht. Vor Allem muß man bedenken, daß der Roman lange nach der amtlichen Thätigkeit Sully's, als dieſer mit der Regentin ſchmollte, niedergeſchrieben wurde. Obendrein

schob Sully seine polemische Utopie bald dem verstorbene Könige, bald der englischen Elisabeth unter.

M. Ritter in den Abhandlungen der bayerischen Akademi hat die Geschichtsfälschung Sully's zuerst aktenmäßig darg than. Philippson, der jüngste Historiker dieser Epoche, füh aus, daß Sully seine eigene Rolle und Wichtigkeit schon i der Darstellung der Hugenottenkriege übertreibt, daß er übera dabei gewesen sein will, wo es nachweisbar nicht der Fa sein konnte. Die Oeconomies d'Estat seien zwischen 1635 un 1638, also 25—28 Jahre nach dem Tode Heinrichs abgefaß und hätten nur die Gloriole der guten vergangenen Zeit un namentlich des Verfassers selbst im Auge gehabt. Uebrigen sei die Erfindung nicht einmal originell, da bereits d'Aubigné der Hugenott, in seiner „Allgemeinen Geschichte" Heinrich Plan dahin formulirt habe: Krieg gegen Mailand, Eroberun Belgiens, die Welt von Spanien befreien, ohne Vorthei für sich.

Bedeutende Kunstleistungen dürfen wir in dieser Zei großer Unruhe, der politischen Zweckmäßigkeit und des sic vorbereitenden Militarismus in Frankreich nicht grade erwar ten. Die Architektur der Renaissance verließ bereits ihre stren gen Formen. Heinrich ließ zur Verbindung der Tuilerien mi dem Louvre die „große Galerie", sowie den „Pavillon de Flora" bauen. Den Künstlern wies er Wohnung im Louvr an. Auch das berühmte Stadthaus, der spätere „Palast de Republik", wurde in Angriff genommen. Der Pont-neu wurde erbaut. Die einzig würdige Schöpfung war das Tho am Waffenplatze zu Fontainebleau durch Franz Jamin. Alle Uebrige ging aufs Massenhaft-Groteske. Die Bildhauerei re präsentirte Francheville, ein Schüler Giovanni's da Bologne der selbst ein Schüler Michel Angelo's gewesen; vom geistige Großvater zum Enkel sank die Bildnerei bis zur gutgemachte

Dürftigkeit. Die Malerei, die in Italien noch ihre bologneſiſche Nachblüthe feierte, war bei den Franzoſen techniſch virtuos in der Form, aber gezwungen im Inhalt, und leiſtete, wie immer in Perioden des beginnenden Verfalls, nur noch Anſehnliches im Porträt. Martin Fréminet mit ſeinen Fresken in der Dreifaltigkeitscapelle zu Fontainebleau bewahrte noch Michel-Angeles'ke Zucht; Simon Vouet, der bei Heinrichs Tode 28 Jahre zählte, rettete ſich aus der falſchen Antike in einen geſunden Realismus. Noch ein ernſter und geſtrenger Meiſter kam nach, hielt ſich aber fern vom Vaterlande, wo das Grand Siècle mit ſeinen Decorationsbildern und ſeiner flachen Nachäffung der Renaiſſance immer deutlicher heranprahlte.

Der franzöſiſche Geiſt ſchlug exacte Richtungen ein. Franz Viète erfand die Buchſtabenrechnung und ihre Anwendung auf die Geometrie, was mit Unrecht dem Carteſius ausſchließlich zugeſchrieben wird. Charles Duchesne führte die Chemie in die Arzneikunde ein und verfaßte die erſte Pharmakopöe. Olivier de Serres war Agronom. Als Philologen glänzten Scaliger, Mercier des Bordes und Caſaubonus. Den philoſophiſchen Skepticismus führte Charron entſchiedener zu Ende als Montaigne. Charron (1541—1604), der Schüler Montaigne's, Rechtsgelehrter, dann katholiſcher Geiſtlicher, ſchrieb das Buch: De la Sagesse. Auf das Que sais-je? Montaigne's folgte jetzt das Je ne sais. Das heißt: Ich glaube, das mangelhafte Denken führt mich zum Glauben. La Popelinière begründete in der „Geſchichte der Geſchichten" die hiſtoriſche Kritik. Hexerei und Aberglauben graſſirten natürlich, aber ſchon vor Thorſchluß des 16. Jahrhunderts war es zum Streit zwiſchen Capuzinern und Aerzten gekommen.

In der ſchönen Literatur dieſelbe Scheidung des Neuen vom Alten und die Anbahnung der Verſtandesherrſchaft. Der geiſtreiche Mathurin Regnier (1573—1613) ſteht als Janus da, aber ſein Thema war die ſchablonenhafte Satyre ohne Individualiſirung. Er ſpottet gar luſtig über die ſo nichts können als proser de la rime et rimer de la prose. Das trifft

denjenigen zuerſt, von dem Boileau ſpäter ſagte: Enfin Ma herbe vint. Malherbe (1555—1628) hat in ſteifleinen gereimter Proſa Alles was er wollte verſchönt: Heinrich II die Liga, Heinrich IV., die Regentin Maria, Ludwig XII den auftauchenden Richelieu und deſſen Feinde. Er rein auch die verſchiedenen Mätreſſen des Béarners auf Beſt lung an. Alles hübſch abgemeſſen, gezirkelt, caſtigirt u caſtrirt.

Der Schäferroman verdrängte den Ritterroman, die Mi narbiſe die Aventüre. Die „Aſträa" von Honoré d'Urſèz w dem ſchäferlichen Könige ſelbſt gewidmet. Im ſatyriſchen R man trieb Bervalde de Verville Unfläterei, rabelaiſiſche Frei heit; aber der König hatte durch die weitgehendſte Toleran gegen perſönliche Angriffe das Thor geöffnet.

Das erſte ſtändige Theater zu Paris war das „Théâtr du Marais" in der alten Rue du Temple, im Jahre 160 errichtet; dazu kam unter Heinrich auch das Theater im „Hôte d'Argent". Italieniſche und ſpaniſche Truppen gaſtirten in de franzöſiſchen Hauptſtadt. Der Dramatiker Alex. Hardy wa langweilig trotz Malherbe, machte aber Schule; aus dieſe gingen Rotrou, Corneille und Racine formell hervor. Larive leitete Molière ein. Jean Paſſerat iſt der Vorläufer La fontaine's; trotz allem Sprachzwang, trotz aller Zuſtutzung des im 16. Jahrhundert noch ſo üppigen Idioms, zeitigt Paſſerat doch hübſche und naive Blüthen.

Laissons, laissons regrets et pleurs
A la vieillesse!
Jeunes il faut cueillir les fleurs
De la tendresse.
En ce temps joli de mai,
Ores que le ciel est plus gai
Aimons mignonne!
Ne combattons point le désir,
En ce monde n'a de plaisir
Qui ne s'en donne.

Etwa auf Deutſch:

„Laßt Kummer und die Thränen laßt,
Ihr Jungen, den Alten!
Pflückt Blumen, die in zarter Haſt
Zum Strauß ſich geſtalten!
In dieſem wunderſchönen Mai —
Der Himmel iſt ſo wolkenfrei —
Liebt Euer Schätzchen!
Verbannt den Wunſch nicht aus der Bruſt,
Es ſenkt ſich immer nur die Luſt
Auf ein bereites Plätzchen."

Solche Ausnahmen wurden immer ſeltener. Die Verengung des nationalen Geiſtes war zugleich eine Ausſchließung des Bürgerſtandes von der ſchöngeiſtigen Atmoſphäre. Die „Geſellſchaft" wurde excluſiv und die Pflege der Literatur den „Eglons" übertragen. Margarethe de Rambouillet eröffnete den Reigen. Die Individuen verfielen einer geſtrengen Sonderung, eine peinliche Abſtufung trat an die Stelle der frühern Anarchie. Die Univerſität wurde durch den Erzbiſchof von Bourges, Reinald de Beaume, reorganiſirt; aber ein eigentliches Schulweſen hatten nur die Hugenotten, die auf ihren Verſammlungen jedesmal ein förmliches Budget des Unterrichts auswarfen und ihre Akademien zu Montauban, Saumur, Nismes, Montpellier und Sédan in Flor erhielten.

Die Sitten verſchlechterten ſich, zu dem Brigantenthum und der Duellwuth geſellten ſich Schlemmerei, Liederlichkeit, Kindesmord. Der Luxus war empörend: ein Taſchentuch für die Gabriele d'Eſtrées koſtete in heutigem Gelde 18,000 Mark, das bloße Obſt bei der Taufe eines Sohnes des Connetable 6800 Mark. Und man kann von den damaligen Franzoſen der höheren Stände dreiſt, wenn auch derb ſagen: Sie ſoffen allerweil.

Der Cardinal Richelieu.

Beim Tode seines Vaters zählte der Sohn der M
Medici neun Jahre. Schon bei Lebzeiten König Hei
war der diplomatische Plan aufgetaucht, den Prinzen m
spanischen Prinzessin Anna zu verloben. Nach dem Tod
Königs ging die vom Parlament zur Regentin ern
Königin bereitwillig auf die spanische Insinuation ei
existire jetzt kein Grund zur Feindschaft mehr zwischen
Staaten, meinte sie.

Im Jahre 1611 fand die Verlobung der elfjäl
Kinder wirklich statt. Mit 14 Jahren wurden sie verheir
Der Leibarzt d'Hérouard berichtet in seinem Tagebuche, „
habe mit dem Knaben folgende Unterredung gehabt:
vous ne scauriez pas faire des enfants. — Excuse
Madame. — Et comment le scavez-vous? Mr. de S
(der Hofmeister) me l'a apprins. — Der kleine Köni
wies jedoch bald eine tiefe Abneigung und später einen
lichen Widerwillen gegen seine Gemahlin.

Das Vorbild der berühmten „spanischen Heirathen"
Louis Philippe war mit dieser Heirath des jungen Bo
und der Tochter Philipp's III. noch nicht vollendet; Is
gentin verlobte gleichzeitig ihre Tochter Elisabeth mit de
künftigen Philipp IV., der an Mannhaftigkeit noch tief
seinem Schwager stand.

Diese erzkatholische Doppelheirath regte die Refor
in Frankreich gewaltig auf; sie mußten durch den B

von St. Méhéhould in ihren Privilegien bestätigt und so begütigt werden.

Methodisch zerstörte die Regentin das Finanzwerk Sully's. Sie brauchte Geld. Die 40 Millionen des Staatsschatzes schmolzen auf 5 zusammen.

Schon im Jahre 1611 verabschiedete sich Sully vom „Tempel der Moneta" und zog sich verdrossen auf seine Güter in Poitou zurück.

Im Jahre 1614 sollte der 13jährige Ludwig mündig gesprochen werden. Die Regentin faßte einen großen Entschluß, als sie die Generalstaaten zusammenberief. Heinrich IV. hatte sich immer vor ihnen gedrückt. Die Parlamente oder Gerichtskammern ließ er sich weit lieber gefallen, und diese letztern bildeten sich ein oder behaupteten wenigstens, über den Ständen zu stehen.

Frankreich stand vor einer Wendung seiner Geschicke: absolute Regierung oder Mitwirkung der Stände, besonders des dritten. Das Königthum konnte die freche Uebermacht des Adels und des Klerus dadurch brechen, daß es gemeinsame Sache mit dem Kern der Nation machte. Der Adel, an die Gewaltthätigkeiten des Krieges gewöhnt, die geringe Staatsmacht verachtend, trieb Bauernschinderei. Ein Baron von Zémar ließ zwei Bauern einsperren, täglich mit Riemen peitschen, siebenmal Pistolen mit Salz geladen a posteriori in sie hineinfeuern und zuletzt einen hängen. Ein Marquis von Canillac mißbrauchte seine Bannrechte dergestalt, daß die Bauern hungern mußten; dann bestrafte er sie, weil sie nicht aßen. Ein Graf von Montvallat war unerbittlich im Jus primae noctis, strafte alle Verbrechen mit schweren Geldstrafen und ersann Verbrechen, um seinen Beutel zu füllen. Wie der Adel den Bauernstand zur Empörung trieb, im Limousin, Quercy, Périgord, in der Normandie, und dann diese Aufstände im Blute erstickte, so empörten der Klerus, und namentlich die Jesuiten, durch ihre Lehre vom Königsmord und von der Oberhoheit des Papstes über jede weltliche Macht

das Bürgerthum. Hugenotten und besonnene Kat
einigten sich in antipfäffischer Gesinnung.

Für uns Heutigen, die wir die Kluft von 1614 bi
überschauen, bietet die Versammlung der Generalstaate
im erstgenannten Jahre im Augustinerkloster zu Par
sammentrat, ein denkwürdiges Schauspiel. Es wa
140 Geistliche, 132 Adlige, 192 Abgeordnete vom
stande, die letztern fast lauter Justiz- und Finanzbeamte
Repräsentanten des dritten Standes schlugen bald de
tigen Ton an. Jean Savaron aus Clermont in der Au
sprach zu den Finanzen: 6 Millionen gingen auf Pe
und Gnadengehalte, in der Guyenne und Auvergne al
das Volk Gras!

Es wurden auch tief einschneidende, staatsgrundge
Anträge gestellt auf: Unabhängigkeit der Krone, Unver
keit des Königs, Heiligkeit der allgemeinen Unterthane
Adel und Klerus widersetzten sich natürlich, um ihre
heiten" zu salviren. Beide wollten sie nichts von den „
Brüdern" hören, die doch nur ihre Untergebenen seien.
konnte nicht anders sein; aber unter den Gegnern der
lichen Anträge befand sich auch der Bischof von Lu
Nieder-Poitou, Richelieu mit Namen, der die Verwaltu
Königin vertheidigte und nur darüber Beschwerde erho
kein — Prälat in der Regierung sei. Ganz kanonisch
er: Das Heil des Staates hange von der Beschützu
heiligen Dinge ab. Der künftige Reformator war al
29 Jahren noch ganz feudal-klerikal. Die Königin li
durch hierarchische Drohungen — gab man ihr doch
stehen, der junge König sei als Sohn eines Ketze
regierungsfähig — einschüchtern. Die Reichsstände e
den 13jährigen Ludwig, eigentlich aber das Königthum
für volljährig. Als sie sich zur eingehenden Kritik der
verwaltung anschickten, wurden sie auf — 175 Jahre

Das überkluge Kind beging im folgenden Jah
Vermählung mit Anna von Oesterreich. Ein Bild au

gszeit ſtellt ihn alſo dar: Langes Lockenhaar, Schnurr-
nriquatre, ein weiter, aufliegender Spitzenkragen, kurze
ıcke mit aufwärts gehenden Manſchetten, goldver-
Kniehoſe, Stulpenſchuhe. Nichts vom Vater im Ge-
druck, eher etwas Weibiſches von der Mutter. Die
Anna wird uns ſo vorgeführt: glatt gebauſchtes
ınderswo auch gelockt), der Spitzenkragen in zwei
Flügeln hinten aufſchwingend (anderswo herabfallend),
Hängemanchen um weiße Aermel, weißes Kleid mit
beſetzt; Geſichtsausdruck unbedeutend, doch nicht un-
bhaft ſinnlich.

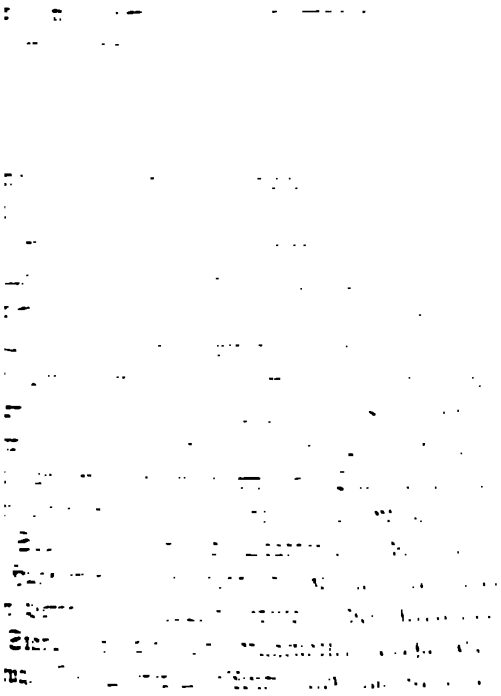
: Regentin Maria hatte es dennoch mit den Mäch-
m Lande verdorben. Ein hoher Adel, gemiſcht aus
ten und Katholiken, die Condé, Epernon, Guiſe, Mont-
, Bouillon, wurden mißvergnügt und aufſäſſig, weil
Regiment verdrängt waren und weil die Regentin
ge Italiener mit dem höchſten Vertrauen beehrte.
taliener waren vorzüglich die erſte Kammerfrau der
, Leonora Doſi, Gai oder Galigai, und deren Mann
Concini, der als Marquis d'Ancre zum Marſchall
ınkreich, zum erſten Kammerherrn und Statthalter von
ovinzen befördert wurde. Condé und Rohan, der
erſohn Sully's, Feldherr und Staatsmann, der „zweite
" der Hugenotten, zogen gegen die Königin zu Felde.
ım der Vertrag von Loudun zwiſchen den ſtreitenden
: zu Stande, welcher den Hugenotten große Con-
eintrug. Der Marſchall d'Ancre ließ im Zorn den
von Condé in die Baſtille werfen. Wieder wurde
und der durch Concini als Staatsſecretär ins Cabinet
bene Biſchof von Luçon rieth zum Angriff gegen die
ıen Vaſallen. Concini aber hatte einen Fehler be-
indem er den 16jährigen König als Kind behandelte.
ı Günſtling, Albert von Luynes, plante den Mord
porkömmlings; der König ſtimmte beim Vogelheerde
ı 14. April 1617 wurde Concini im Hofe des Louvre

das Bürgerthum. Hugenotten und besonnene Kathe[illegible] [illegible] in antipfäffischer Gesinnung.

Für uns Heutigen, die wir die Kluft von 1614 bis [illegible] überschauen, bietet die Versammlung der Generalstaaten im erstgenannten Jahre im Augustinerkloster zu Paris [illegible] ein denkwürdiges Schauspiel. Es waren 140 Geistliche, 132 Adlige, 192 Abgeordnete vom Bü[illegible] [illegible] die letztern fast lauter Justiz- und Finanzbeamte. [illegible] des dritten Standes schlugen bald den [illegible] Ton an. Jean Savaron aus Clermont in der Au[illegible] [illegible] zu den Finanzen: 6 Millionen gingen auf Pen[illegible] und Gnadengehalte, in der Guyenne und Auvergne ab[illegible] das Volk Gras!

Es wurden auch tief einschneidende, staatsgrundges[illegible] Anträge gestellt auf: Unabhängigkeit der Krone, Unverle[illegible] [illegible] des Königs, Heiligkeit der allgemeinen Unterthanen[illegible] Adel und Klerus widersetzten sich natürlich, um ihre „[illegible]" zu salviren. Beide wollten sie nichts von den „jü[illegible] Brüdern" hören, die doch nur ihre Untergebenen seien. [illegible] konnte nicht anders sein; aber unter den Gegnern der bü[illegible] [illegible] Anträge befand sich auch der Bischof von Luçon [illegible] Nieder-Poitou, Richelieu mit Namen, der die Verwaltung [illegible] Königin vertheidigte und nur darüber Beschwerde erhob, [illegible] kein — Prälat in der Regierung sei. Ganz kanonisch er[illegible] [illegible]: Das Heil des Staates hange von der Beschützung [illegible] heiligen Dinge ab. Der künftige Reformator war also [illegible] 29 Jahren noch ganz feudal-klerikal. Die Königin lie[illegible] durch hierarchische Drohungen — gab man ihr doch zu [illegible] stehen, der junge König sei als Sohn eines Ketzers [illegible] regierungsfähig — einschüchtern. Die Reichsstände erkl[illegible] den 13jährigen Ludwig, eigentlich aber das Königthum [illegible] für volljährig. Als sie sich zur eingehenden Kritik der Fi[illegible] verwaltung anschickten, wurden sie auf — 175 Jahre ver[illegible]

Das überkluge Kind beging im folgenden Jahr [illegible] Vermählung mit Anna von Oesterreich. Ein Bild aus [illegible]



durch drei Piſtolenſchüſſe getödtet. Die Mörder, ſagt
hätten ihm das Herz aus dem Leibe geriſſen, daſſelbe ger
und verſpeiſt. Der Pöbel grub ſogar die Leiche wieder
ſchleppte ſie durch Paris, zerriß und verbrannte ſie unter
Bildſäule Heinrichs IV. Angeſichts dieſer bartholomäi
Tigerhaftigkeit rief der junge Ludwig: „Jetzt bin ich Kön
Die Galigai aber wurde als Hexe juſtificirt.

In der That verbannte Ludwig jetzt ſeine Mutter
Blois und machte den Luynes zum Pair und Herzog.
Biſchof von Luçon folgte der Königin in die Verbann
wurde jedoch von Blois in ſein Bisthum und ſpäter
Avignon verwieſen. Im Jahre 1619 befreite der Herzog
Epernon vermittelſt einer Strickleiter die Königin aus ih
Exil und führte ſie nach Angoulême. Richelieu brachte e
Vergleich zwiſchen Mutter und Sohn zu Stande; aber ſ
im folgenden Jahre kam es zum Kriege zwiſchen der mit
ſtörriſchen Großen jetzt verbündeten Königin und den Trup
ihres Sohnes. Da ſtiftete Richelieu den Frieden von P
de Cé (1620) und trat wieder in den Staatsdienſt, wo
der zum Connetable beförderte Luynes protegirte. Die
nigin Maria zog in Paris ein.

Und wieder fühlten ſich die Hugenotten beleidigt und
letzt, als das ganz reformirte Béarn zur Krone geſchl
und katholiſirt wurde. Der Krieg begann auf's Neue,
die Hugenotten hatten kein Glück mehr. Im Laufe des Ja
1621 fielen ihre ſämmtlichen Feſtungen mit Ausnahme
Montauban und La Rochelle. 1622 wurde das hugenottiſche
bei Vie in der Normandie vernichtet. Die Regentin oder eig
lich Richelieu ſchloß mit ihnen den Frieden von Montpel
Das Edict von Nantes blieb in religiöſer Hinſicht una
taſtet, nur wurden den Hugenotten alle Sicherheitsplätze
auf Montauban und La Rochelle entzogen und ihre berat
den Verſammlungen waren für die Zukunft an die königl
Bewilligung gebunden.

Der Herzog von Luynes war zu seinem Glück vor seinem Sturze gestorben.

Durch das Wirrsal des königslosen Frankreichs sehen wir zu verschiedenen Malen eine Hand huschen, nesteln und lösen, plötzlich auch weiter ausgreifen? Wessen ist diese Hand?

Armand Jean du Plessis auf Schloß Richelieu in Poitou, wurde am 5. September 1585 in Paris geboren. Er sollte ursprünglich Militär werden und wäre dann wohl ein zweiter Farnese geworden. Da es sich aber um das so zu sagen erbliche Bisthum Luçon handelte, welches der Familie zu entgehen drohte, wurde Armand ein eben so eifriger Theologe, der im Jahre 1607 mit 21 Jahren, nach eingeholtem päpstlicher Dispens, die bischöfliche Weihe erhielt. Luçon war das kleinste und ärmste Bisthum im Lande.

Der jugendliche Bischof, den Heinrich IV. in glücklicher Vorahnung „meinen Bischof" nannte, ergab sich eifrigst der Theologie. Durchaus katholisch geberdete er sich, schielte jedoch nach dem Hofe, hielt Fastenpredigten in Paris und fand großen Beifall. Das blieb sieben Jahre lang alles. Erst in den Generalstaaten von 1614 sehen wir ihn politisch auftreten. 1616 half ihm Concini in den Steigbügel, warf indessen bald neidvolle Blicke auf den Staatssecretär. 1618 zu Avignon in der Verbannung, wurde er wieder Theolog und verfaßte den Instructeur chrétien. Als er den Frieden von 1620 vermittelt hatte, bewarb er sich um den Cardinalshut. Der König unterstützte den vertrauten Rathgeber seiner Mutter keineswegs, aber der Einfluß der Königin-Mutter siegte in Rom. Richelieu erhielt mit 36 Jahren den Purpur, im Jahre des Friedens von Montpellier, der deutlich seine Hand verräth.

Feudalistisch und katholisch, scheinbar zur spanischen Partei gehörig, dabei streng monarchisch und vor allen Dingen geschmeidig, gewandt und ehrsüchtig: so war der Mann beschaffen, der am 26. April 1624 von Ludwig XIII. an die Spitze der Regierung gestellt wurde und der das von Standesprivilegien innerlich, von der spanischen Macht äußerlich ein-

durch drei Piſtolenſchüſſe getödtet. Die Mörder, hätten ihm das Herz aus dem Leibe geriſſen, daſſel und verſpeiſt. Der Pöbel grub ſogar die Leiche w ſchleppte ſie durch Paris, zerriß und verbrannte ſie Bildſäule Heinrichs IV. Angeſichts dieſer bartho Tigerhaftigkeit rief der junge Ludwig: „Jetzt bin i Die Galigai aber wurde als Hexe juſtificirt.

In der That verbannte Ludwig jetzt ſeine M Blois und machte den Luynes zum Pair und Her Biſchof von Luçon folgte der Königin in die Ve wurde jedoch von Blois in ſein Bisthum und ſp Avignon verwieſen. Im Jahre 1619 befreite der H Epernon vermittelſt einer Strickleiter die Königin c Exil und führte ſie nach Angoulême. Richelieu brc Vergleich zwiſchen Mutter und Sohn zu Stande; i im folgenden Jahre kam es zum Kriege zwiſchen de ſtörriſchen Großen jetzt verbündeten Königin und dei ihres Sohnes. Da ſtiftete Richelieu den Frieden de Cé (1620) und trat wieder in den Staatsdienſt der zum Connetable beförderte Luynes protegirte. nigin Maria zog in Paris ein.

Und wieder fühlten ſich die Hugenotten beleidig letzt, als das ganz reformirte Béarn zur Krone und katholiſirt wurde. Der Krieg begann auf's N die Hugenotten hatten kein Glück mehr. Im Laufe d 1621 fielen ihre ſämmtlichen Feſtungen mit Ausn Montauban und La Rochelle. 1622 wurde das hugenot bei Vie in der Normandie vernichtet. Die Regentin ol lich Richelieu ſchloß mit ihnen den Frieden von M Das Edict von Nantes blieb in religiöſer Hinſich taſtet, nur wurden den Hugenotten alle Sicherheits auf Montauban und La Rochelle entzogen und ihre den Verſammlungen waren für die Zukunft an die Bewilligung gebunden.

Der Herzog von Luynes war zu seinem Glück vor seinem Sturze gestorben.

Durch das Wirrsal des königslosen Frankreichs sehen wir zu verschiedenen Malen eine Hand huschen, nesteln und lösen, plötzlich auch weiter ausgreifen? Wessen ist diese Hand?

Armand Jean du Plessis auf Schloß Richelieu in Poitou, wurde am 5. September 1585 in Paris geboren. Er sollte ursprünglich Militär werden und wäre dann wohl ein zweiter Farnese geworden. Da es sich aber um das so zu sagen erbliche Bisthum Luçon handelte, welches der Familie zu entgehen drohte, wurde Armand ein eben so eifriger Theologe, der im Jahre 1607 mit 21 Jahren, nach eingeholtem päpstlicher Dispens, die bischöfliche Weihe erhielt. Luçon war das kleinste und ärmste Bisthum im Lande.

Der jugendliche Bischof, den Heinrich IV. in glücklicher Vorahnung „meinen Bischof" nannte, ergab sich eifrigst der Theologie. Durchaus katholisch geberdete er sich, schielte jedoch nach dem Hofe, hielt Fastenpredigten in Paris und fand großen Beifall. Das blieb sieben Jahre lang alles. Erst in den Generalstaaten von 1614 sehen wir ihn politisch auftreten. 1616 half ihm Concini in den Steigbügel, warf indessen bald neidvolle Blicke auf den Staatssecretär. 1618 zu Avignon in der Verbannung, wurde er wieder Theolog und verfaßte den Instructeur chrétien. Als er den Frieden von 1620 vermittelt hatte, bewarb er sich um den Cardinalshut. Der König unterstützte den vertrauten Rathgeber seiner Mutter keineswegs, aber der Einfluß der Königin-Mutter siegte in Rom. Richelieu erhielt mit 36 Jahren den Purpur, im Jahre des Friedens von Montpellier, der deutlich seine Hand verräth.

Feudalistisch und katholisch, scheinbar zur spanischen Partei gehörig, dabei streng monarchisch und vor allen Dingen geschmeidig, gewandt und ehrsüchtig: so war der Mann beschaffen, der am 26. April 1624 von Ludwig XIII. an die Spitze der Regierung gestellt wurde und der das von Standesprivilegien innerlich, von der spanischen Macht äußerlich ein-

geſchnürte Frankreich auf der von Heinrich IV. ange
Bahn weiter führen ſollte. Man darf nicht vergeſſe
der König von Spanien Herr von Belgien und von b
grafſchaft war und daß der nahverwandte kaiſerliche
burger den Arm in den Elſaß und bis nach Lothringen
daß endlich Spanien und der Kaiſer über Italien ve
. Da meldete ſich im Rathe Europas der Cardi
niſter. Am 10. Juni 1624 ſchon ſchloß er ein Sch
Trutzbündniß mit Holland; im Auguſt zahlte er dem
feldt drei Millionen Subſidien für den proteſtantiſchen
im November durchkreuzte er den Plan einer Heir
Prinzen Karl von Wales mit einer ſpaniſchen Pr
machte eine Verbindung Karl's mit Henriette Marie, d
ter Heinrich's IV., populär und nöthigte den Papſt zu
pens. Dazwiſchen wurde der Beſchluß gefaßt, die
päpſtlichen Truppen aus dem ſeit 1620 beſetzten Veltl
Brücke zwiſchen Oeſterreich und Spaniſch-Italien, hi
werfen und das katholiſche Gebiet an das proteſtantiſch
bündten zurückzugeben.

Seine innere Politik ſtand natürlich im engſten
menhang mit der äußern: die Krone Frankreich, d
Königin Marie und den Titularkönig Ludwig in de
gerathen, ſollte wieder in der Höhe glänzen, jeden
Staatsfactor weit überſtrahlend. Der Cardinal war
ein Ketzerhaſſer wie Clemens VIII. und im Grunde
VIII.; nur ſollten ihm die Hugenotten, wie der g
hohe Adel, ſeine politiſchen Kreiſe nicht ſtören. Auf die
wie viele Meſſen erforderlich ſeien, um eine Seele a
Fegfeuer zu befreien, antwortete er einſt: ſo viele wie
ballen, um einen Backofen zu heizen. Frankreich na
wie er es vorfand, als gewohnheitsmäßig katholiſch, der
kriege überdrüſſig. Jetzt ſollte es gehorchen lernen, un
denen, die ſich ſeiner einheitlichen Staatspolizei wide
Es war die Theorie, die der Großſiegelbewahrer Mari
ſog. Code Michaud niedergelegt hatte.

Die kirchlich-confessionelle Politik, die der unglückselige Ferdinand II. und sein spanischer Verwandter als Regierungsmittel im Bagagewagen nachschleppten, war überwunden. Sie machte eben der Raison d'Etat Platz.

Als der Papst Urban VIII. dagegen protestirte, daß das katholische Veltlin einer ketzerischen Regierung zurückgegeben werde, antwortete Richelieu: er werde nicht gestatten, daß Unterthanen sich dem Gehorsam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit entzögen. Als der Papst sich weigerte, der Henriette de France den Dispens zu einer Heirath mit dem ketzerischen Stuart zu ertheilen, betonte Richelieu: es gelte auch den Vortheil des Papstes; wenn übrigens der Dispens nicht rechtzeitig erfolge, so werde die Heirath doch vor sich gehen.

Richelieu hatte die Macht und den Einfluß der Königin Maria ausgenützt bis zum Cardinalshute. Dann gab er sie auf und ließ sich vom Könige bitten, sein Herr zu werden. Der Sohn Heinrichs IV. war grade so regierungsbedürftig wie sein Land; auch er zerrte hin und wieder an der Kette, trug sie aber im Ganzen gelassen und mit Anstand. Der skeptische Menschenkenner Larochefoucould sagt uns in seinen Memoiren:

„Ludwig XIII. war von schwächlicher, durch die Strapazen der Jagd vorzeitig abgenützter Gesundheit; sein Unwohlsein vermehrte noch seine Düsterkeit und üble Laune; er war finster, mißtrauisch und haßte die Menschen. Er wollte beherrscht sein, und ertrug doch die Herrschaft nur mit Ungeduld. Sein Verstand erfaßte nur Einzelheiten, gab sich nur mit Kleinigkeiten ab; vom Kriegswesen verstand er nur so viel, wie ein einfacher Offizier. — Der König ist von Natur eifersüchtig, und diese Eifersucht, durch jene des Cardinals noch geschürt, hätte hingereicht, ihn gegen die Königin zu erbittern, wäre sie auch nicht kinderlos und von so grundverschiedener Gemüthsart gewesen."

War Ludwig zur persönlichen Initiative untauglich, so bewies er wenigstens die Fähigkeit, seinen Minister zu be-

greifen. Er ging auf Richelieu's Pläne ein, discutirte si faßte den Entschluß, den ihm der Cardinal übrig ge hatte. Gelang einmal ein Plan nicht, so war er dem mißlungen und Richelieu entschädigte ihn durch eine neue die er ihm soufflirte. Der König, oder vielmehr das K thum, war ja Herr geworden; die Reichsstände blieben ve die Provinzialstände erhielten Vormünder an königliche tendanten; die Parlamente wurden durch Kissensitzungen gemacht. Notabelnversammlungen wurden unter Richelie zweimal berufen, als er grade wichtige Bestätigunge brauchte.

Alles das schließt nicht aus, daß der Cardinal v zu thun hatte, die Ohrenbläsereien seiner Feinde, der l lichen Verwandten und des Adels beim Könige zu pa daß er stets auf seiner Hut sein mußte, und daß er, sein g Verhältniß zum Könige zusammenfassend, sagte: „Sechs Erde (das königliche Cabinet) machen mir mehr Müh das ganze übrige Europa."

Wie nach Außen nahm der Cardinal auch nach feste Position." 1626 verordnete er die Schleifung alle stungen und festen Schlösser des Adels, die nicht a Gränze lagen. Drei Jahre später untersagte er streng Mißbrauch der Frohnden und Bannrechte, bei Strafe sofo Confiscation der Herrengüter. Unbarmherzig verfuhr er das Duell, und als zwei Grafen sich am hellen M zu Paris öffentlich schlugen, ließ er sie auf dem Grèv hinrichten.

Schon mußte sich der gestrenge Cardinal, wenn er i Straßen erschien, von 100 Arkebüsieren begleiten lassen, n Zahl später verdoppelt wurde. Ueberhaupt wuchs sein mehr und mehr zu dem eines Großwessiers an. Er w was Imponiren bei seinen Landsleuten heißt, und betra die dazu erforderlichen Mittel als Sache der Staatscasse

Hugenotten und Katholiken — wie schon unter Heinri verschworen sich gegen den Vertreter der einheitlichen St

macht. Der Herzog von Rohan und sein Bruder, der Prinz von Soubise, trotzten in Waffen. Richelieu stellte sich die Frage, ob ein Staat im Staate zu dulden sei, der über 700 Kirchsprengel, 200 feste Orte, 4000 adlige Herren und 25,000 Soldaten verfügte.

Die Antwort war, daß sich der Cardinal auf England und Holland stützte, um der Hugenotten Meister zu werden! Ein holländischer Admiral schlug seinen Glaubensgenossen Soubise und trieb ihn nach England. Die Tatze war gezeigt, es folgte der halbe Friede von 1626, der das Edict von Nantes im Gnadenwege bestätigte, aber die Aufnahme eines königlichen Intendanten in La Rochelle stipulirte.

Die spanische Seeherrschaft, durch Holland und England tief erschüttert, dazu der Untergang der deutschen Hansa, erweckten damals allerhand oceanische und baltische Gelüste in Dänemark, in Schweden, bei Wallenstein und sogar bei dem Pater Lamormain. Noch ehe die Wallenstein'sche Wetterwolke über Niederdeutschland herfuhr, ließ sich der Cardinal zum Intendant général de la navigation et du commerce ernennen.

Am meisten machte ihm zu schaffen der hinterlistige und feige jüngere Bruder des Königs, Gaston von Orleans, der bei der Kinderlosigkeit des königlichen Paares Aussicht auf den Thron hatte. Diesen hetzte der Marschall Ornano; Verschwörer waren auch die natürlichen Söhne Heinrich's IV., der Herzog von Vendôme und der Graf von Chalais. Da fuhr die Tatze wieder heraus, ergriff den Ornano und steckte ihn in's Gefängniß; ergriff den Chalais und schleppte ihn auf's Schaffot. Ornano starb im Kerker, Vendôme wurde freigelassen. Das gab vorläufig Ruhe.

Der neue Flotten- und Handelsminister schaffte die Stellen des Großadmirals und des Connetable ab, rüstete aber selbst in Wasser und zu Lande. Noch war das königliche Frankreich flottenlos, als der Streit um La Rochelle an seiner Westküste entbrannte. Das Versprechen, die feste Burg St. Louis,

welche die Hafenstadt beherrschte, abzutreten, war nicht gehalte worden; Karl I. Stuart versprach den Hugenottenführer Rohan und Soubise Hülfe, und 1627 brach der letzte Hug nottenkrieg aus.

Der Cardinal selbst leitete die Belagerung der Seeveſt Der Herzog von Buckingham, der prahlerische Günstling d englischen Königs, machte mit der Flotte einen verfehlten A griff auf die Insel Ré in der Front von La Rochelle. U jede Zufuhr von der Seeseite abzuschneiden, verwandelte si der Cardinal in einen Ingenieur, ließ einen großen Dam im Meere aufwerfen und hungerte die todesmuthige Sta aus. 15,000 Menschen gingen in La Rochelle zu Grund 100 waren noch waffenfähig; nach 14monatlicher Belagerur mußte sich (1628) der tapfere Bürgermeister Guiton ergebe Das Jahr darauf schloß England Frieden und Richelieu e ließ das Edict von Nismes: freie Religionsübung der E rechtigten, aber keine Festungen mehr. Der Staat im Sta hatte sein Ende erreicht.

Wie sich die Dinge verschoben hatten, geht am Deutlichſt aus dem Umstande hervor, daß die Spanier für's Leben ge den Hugenotten zu Hülfe gekommen wären! Holländische u englische Schiffe hatten dem katholischen Cardinal früher gege die hugenottischen Rebellen gedient; jetzt wäre der katholisch König fast ihr Bundesgenosse geworden! Der Cardinal hatt so wenig gegen die Personen der begabten Hugenotten einzu wenden, daß er sie ohne Bedenken im öffentlichen Dienst ver wendete, so den Prinzen Rohan, die Generale de la Force Châtillon, Turenne, Schomberg, den Seehelden Duquesn und den gelehrten Valentin Conrart, den Gründer der fran zösischen Akademie.

In den Memoiren des Cardinals lesen wir: „Als ich di Geschäfte übernahm, theilten die Hugenotten das Reich mi dem Könige; die Großen benahmen sich als wären sie kein Unterthanen, und die Befehlshaber in den Provinzen, al wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienſt

nach seiner Kühnheit, die Unternehmendsten galten als die Weisesten und waren oft die Glücklichsten. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl sah sich überall dem persönlichen Vortheil nachgesetzt und die königliche Gewalt gering geachtet." Die Hugenotten waren ihm Etat contre Etat, infidèles sujets du Roi, mauvais Français.

Noch während der Belagerung von La Rochelle that Richelieu einen neuen Schachzug gegen Habsburg in Italien. Die Erbschaft von Mantua und Montferrat war streitig zwischen dem Prinzen Karl von Nevers und dem Herzog von Guastalla. Der Cardinal patronirte natürlich den französischen Vasallen, Habsburg den Herzog Ferdinand. Als der Kaiser Sequester über die Erbschaft verhängte, ging Richelieu als Generallieutenant seines Königs über die Alpen, schlug am 6. März 1628 den Herzog von Savoyen bei Susa und bemächtigte sich der Gränzfestung Pinerolo oder Pignerol. Auf dem Rückwege demolirte er die hugenottischen festen Plätze im Languedoc. Die französische Armee hatte sich mittlerweile Mantua's bemächtigt. Da sandte Wallenstein, auf der Höhe seiner Macht, aber bereits von der Liga und Richelieu moralisch unterminirt, dem Kaiser Ferdinand 20,000 erprobte Krieger aus Mecklenburg. Die Franzosen wurden in Mantua eingeschlossen, die Festung erstürmt und verwüstet, und Oesterreich war im Besitze der Erbschaft.

Richelieu zog zum andern Male mit großem Gefolge über die Alpen, und gleichzeitig beizte der Beichtvater dem frommen Kaiser so lange die Hölle, bis dieser den Wallenstein fallen ließ und dem Prinzen von Nevers im Frieden von Cherasco (März 1631) den schönen Besitz preisgab. Die festen Plätze Casale, Pignerol und Mantua wurden jetzt zu eben so vielen Angriffspunkten gegen Oesterreich-Spanien.

Was nicht durch die Waffen errungen war, das hatte der Cardinal durch ein von ihm mit besonderem Geschick verwendetes Mittel erzielt, durch die Diplomatie. Als Alles dar-

auf ankam, den übermüthigen Friedland zu stürzen, erschi
zu Regensburg die berühmte „graue Excellenz", der Pat
Joseph, Marquis du Tremblay, der Ferdinand II. zu beha
deln wußte. Der Pater Joseph war vor La Rochelle I
genieur gewesen, jetzt entpuppte er sich als großer Diploma
Gustav Adolf sollte bekanntlich in Polen freie Hand bekomme
Richelieu sandte den Charnacé dorthin, der die Sache in Ord
nung und den Frieden von Stuhm zu Stande brachte.

Mitten in dieser weitausgreifenden Thätigkeit —, „unaus
gesetzt, offen und geheim, überall zu unterhandeln", war sei
Wahlspruch — wurde dem Cardinal am eigenen Hofe ein g
waltiger Stein in den Weg gewälzt.

König Ludwig XIII. erkrankte im Jahre 1630 zu Lyo
und in einer besonders schwachen Stunde entlockten ihm d
beiden Königinnen, Mutter und Gemahlin, die Entlassun
des allmächtigen Ministers. Der Herzog von St. Simo
und der Cardinal La Valette traten eifrigst für den Bedrohte
ein, dieser selbst spielte seine ganze Geschmeidigkeit und Ueber
redungskunst auf, und anstatt eines Abgesetzten ging ein Ne
beglaubigter aus dem königlichen Cabinet hervor. Man taufte
deßhalb den 11. Nov. 1630 nach französischer Art la Journé
des dupes, den „Tag der Gefoppten". Es war ein hübsche
amüsantes Zwischenspiel in der großen europäischen Staat
action — Gustav Adolf stand auf deutschem Boden, unte
Mitwirkung des Cardinals, mit Zustimmung des Papstes!

Die „Gefoppten" mußten jetzt unschädlich gemacht werde
die ganze Politik des Cardinals stand auf dem Spiele. De
Kanzler Marillac wanderte ins Gefängniß, worin er bis z
seinem Lebensende verblieb; sein Bruder, der Marschall, wurd
1632, nach dem Urtheil einer Specialcommission hingerichte
Die Königin Marie floh nach Brüssel, später nach Köln, wo s
1642 in großer Dürftigkeit starb. Gaston von Orleans war
Truppen und vermählte sich mit einer Tochter des Herzog
von Lothringen. Richelieu, zum Pair und Herzog erhobe
ließ alle Anhänger Gaston's für Majestätsverbrecher erkläre

Der Marschall Schomberg schlug 1632 die Truppen Gaston's; feige unterwarf sich dieser der königlichen Gnade. Richelieu schonte nothgedrungen den muthmaßlichen Thronerben, ließ aber dafür seinem Freunde und Genossen, dem Herzog von Montmorency, Statthalter von Languedoc, zu Toulouse den Kopf vor die Füße legen.

Gaston entwich nach Lothringen und cabalirte dort weiter. Habsburg betrachtete ihn als eine Macht und unterhandelte 1633 gleichzeitig mit den italienischen Fürsten, der Königin-Mutter in Frankreich und dem Félon Gaston von Orleans. Das veranlaßte den Cardinal zur Eroberung des lothringischen Landes; 1634 jedoch ließ er sich zu einer „Versöhnung" bereit finden. Er hatte genug anderweitige Sorgen.

Gustav Adolf hatte auf seinem Triumphzuge durch Süddeutschland die französische Anmaßung gebührend zurückgewiesen und den Agenten des Cardinals gedroht: „Euer König soll meiner Armee nicht zu nahe kommen, oder er muß ein Rencontre mit mir haben." Nach seinem Tode wurde der Heilbronner Bund unter französischen Auspicien geschlossen und Bernhard von Weimar unter besondere Protection — Richelieu sagt: „in französischen Sold" — genommen. Französische Truppen und französisches Geld gingen über den Rhein.

1635 schloß Richelieu ein Bündniß mit Holland und erklärte Spanien den Krieg. Graf Oxenstjerna kam nach Paris und schloß einen neuen Vertrag mit Frankreich.

Natürlich nicht zum Schutze des Protestantismus hatte sich der Cardinal seit 1629 in die deutschen Händel gemischt. Während er mit Gustav Adolf verbunden war, traf er ein Uebereinkommen mit Maximilian von Bayern. Von Oxenstjerna forderte er Hagenau und Schlettstadt, Trarbach und Kreuznach. Von Wallenstein, mit dem er 1633 zu Dresden wegen der böhmischen Krone unterhandeln ließ, hoffte er Unterstützung für seine Arrondirungspläne. Für den Elsaß hätte

der Cardinal den Proteſtantismus preisgegeben; aber Ox ſtjerna ließ ſich nicht erweichen.

Als der Krieg an Spanien erklärt war, zeigte ſich Fra reichs Militärmacht ungenügend. Bernhard von Weimar mu den Rückzug der franzöſiſchen Armee aus Deutſchland bed Grade in dieſer Zeit (1636) beſtand der Cardinal eine ſchlim Gefahr in Frankreich ſelbſt. Eine große Verſchwörung h ſich zwiſchen dem treuloſen Gaſton, dem Grafen von Soiſſo den Herzögen von Bouillon und Guiſe gebildet; die Einv ſtändniſſe erſtreckten ſich bis nach Spanien und Oeſterre Gaſton hatte nicht den Muth, das verabredete Zeichen z Morde des Cardinals zu geben, „verſöhnte“ ſich vielmehr ſeinem Bruder (1637) und ließ von dieſem ſeine im Ausla geſchloſſene Ehe ſanctioniren.

Die franzöſiſchen Truppen waren ſo wenig glücklich, d der Reitergeneral Johann v. Werth in die Picardie fiel u ſogar Paris bedrohen konnte. Ludwig XIII. zitterte, er ſte ſeine Perſon, Staaten und Krone unter den Schutz der all heiligſten Jungfrau und verordnete Gebete im ganzen Lan Die Königin Anna correſpondirte mit dem Cardinal-Infan und andern Feinden Frankreichs. Die Correſpondenz wu entdeckt, der König mußte ſeiner Gemahlin Verzeihung ertl len. Ein Pfaffe, der P. Cauſſin, hatte die Hände im Sp gehabt. Nur Einer zitterte und betete nicht, ſondern handel Er forderte Frankreich auf, ſich zu ermannen und Frankrei ging bereitwillig auf ſeine Forderungen ein.

Richelieu, ſchon ganz Convent, ließ die Commandante der feſten Plätze in der Picardie, welche capitulirt hatten hinrichten. Unterdeß ſtrich er die Armee des geſtorbenen Her zogs Bernhard ſammt dem Elſaß ein.

1640 planten Gaſton und Soiſſons abermals den Unte gang des Cardinals. Die Ermordung unterblieb wieder dur die Feigheit Gaſtons; im offnen Felde wurden die Rebell am 6. Juli 1641 geſchlagen, und zwar bei dem neuerding berühmt gewordenen Dorfe Bazeille, in der Nähe des no

berühmteren Sedan. Der Graf von Soissons fiel, der Herzog von Bouillon unterwarf sich, Guise floh. Im selben Jahre ergab sich Catalonien den Franzosen und Roussillon ward erobert. Der große Menschenkenner verbitterte sich durch einen Irrthum sein letztes Lebensjahr. Ein Mann wie Ludwig XIII. konnte unmöglich an dem gestrengen, fleißigen und mit Recht mißtrauischen Cardinal persönlich Gefallen finden, und Richelieu beaufsichtigte auf's Genaueste des Königs Umgang. Da glaubte er nun, ihm durch Zuführung des jungen Henri Coiffier, Ruzé d'Effiat, bekannt als Marquis von Cinq-Mars, ein unschädliches Vergnügen zu machen. Cinq-Mars bemächtigte sich auch der königlichen Zuneigung, aber zum Nachtheile Richelieu's. Der empfohlene Günstling schmiedete einen Mordplan im Einverständnisse mit Gaston von Orleans, dem Herzog von Bouillon und Spanien; der König hatte geschwiegen und der Parlamentspräsident Franz de Thou soll um die Sache gewußt haben. Ein förmlicher Vertrag war auf dem Wege nach Madrid. Richelieu bekam den Vertrag in seine Hände. Krank lag er mit dem kranken König im selben Zimmer, und jetzt dictirte der kranke Minister dem entsetzten Könige die Maßregeln wider das geplante Attentat. Cinq-Mars wurde auf die Folter gespannt, bis er Alles ausgesagt hatte. Der Herzog von Bouillon kam mit der Abtretung von Sedan davon; Cinq-Mars aber und Franz de Thou wurden im September 1642 hingerichtet. Der jämmerliche Orleans entwischte zum letzten Male.

Wir erzählen die Verschwörung des Cinq-Mars nach französischen Quellen. Der stricte Beweis für die Abscheulichkeit, auch des Königs, ist nicht erbracht worden. Richelieu hatte über Staatsverbrecher und deren Abstrafung seine eigene Theorie, so ziemlich die aller Autokraten, selbst der berechtigten: „Vor Gericht hat der strenge Beweis der Verurtheilung vorauszugeben, aber der Staatsmann muß oft schon auf dringenden Verdacht hin unschädlich machen. Das Mittel ist gefährlich, aber noch gefährlicher ist es, dem Umsturz nicht recht-

zeitig vorzubeugen." Schon früh hatte Richelieu dem König beigebracht: „Verschwörungen lassen sich nicht mathematisch be weisen; man muß eher zu viel als zu wenig thun, unter allen Umständen das Wohl des Staates der Zufriedenheit der Mutte vorziehen." — So lautete die bedenkliche Weisheit des Despo tismus im Kampfe mit der Anarchie.

Schier gelähmt hielt der 57jährige Staatsbändiger, d verkörperte Raison d'Etat. seinen letzten Einzug in Pari In seiner Sänfte befanden sich Bett, Tisch und Stuhl. Ach zehn Trabanten waren beim Transport nothwendig. Der Zu bewegte sich durch eine Lücke in der Stadtmauer, über Brücke des Stadtgrabens. Als ihm der Herzog von Gramont sei tiefes Leidwesen kund that, sagte der Cardinal: „Ihr Schme macht mich weich, es ziemt mir nicht in der Todesstund Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht gekannt."

Der Pfarrer forderte vor der Absolution, daß der Ste bende seinen Feinden verzeihe. Der Cardinal erwiderte da auf: „Macht Euch keine Sorge, ich habe niemals ande Feinde gehabt als die des Staates und meines Herrn, de Königs."

Am 4. Dec. 1642 hauchte Richelieu sein planvolles Le ben aus und der König legte in drastischer Weise die ent gegengesetzten Gefühle an den Tag, die ihm sein gewaltige Minister stets eingeflößt hatte. Der Mann, der dem gesalbte Vertreter Gottes auf Erden schreiben durfte: „Ew. Majestä halten mit zu wenig Festigkeit auf die Beobachtung der Ge setze, und doch ist der, welcher unterläßt was zur Erhaltun des Staates dient, Gott so verantwortlich wie der, welche von seiner Gewalt tyrannischen Gebrauch macht", konnte der Monarchen nur starre Bewunderung und unterwürfige Furch abzwingen. Bei der Todesnachricht sagte Ludwig: „da ist ei großer Staatsmann gestorben." Dann aber meldete sich di Unentbehrlichkeit des eigentlichen Regenten von Frankreich, un fünf Monate nach Richelieu's Tode gab Ludwig XIII. da auf, was man euphemistisch den „Geist" nennt.

Er hatte kaum und zwar sehr spät für die Nachfolge im Reiche gesorgt, so daß sich die Art seiner wenigstens formalen Begegnung mit der Königin Anna gar nicht wiedergeben läßt. Auch wurden ihm von der Chronique scandaleuse seine beiden Söhne abgestritten, von denen der ältere, Ludwig XIV., im Jahre 1638 zur Welt kam. Ludwig XIII. liebte eigentlich nur die Jagd, den Fischfang und das Geplauder. Es thut wehe, einen Mann wie Hugo Grotius einen solchen König in der Widmung des „Völkerrechts" förmlich veneriren zu sehn; aber das 17. Jahrhundert auf dem Continente huldigte der Autorität.

Cardinal Richelieu, der große Erbe Heinrichs IV., ist der classische Repräsentant der Verweltlichung der kirchlichen Interessen, und insofern die richtige Mitte des 30jährigen Krieges. Weder mit Ketzern noch mit Heiden ein Bündniß zu schließen, zauderte er einen Augenblick. Das katholische Pathos sowohl als das ketzerische schauderte vor solcher Eiseskälte zurück. Der Löwener Professor Jansenius griff den Cardinal 1635 unter dem Pseudonym Alexander Patricius Armacanus im „Mars Gallicus" heftig an. Im Bunde mit Ketzern bekriegte Richelieu den allerkatholischsten und den apostolischen König und erklärte spirituell in seinen Memoiren: in Europa sei es besser geworden, quand défilait le chapelet d'Espagne, als der spanische Rosenkranz sich ausfädelte.

In dem berühmten Testament des Cardinals liest man: „die erste und beste Grundlage des Staates ist das Reich Gottes;" aber, wirft der Minister ein, „man hüte sich Heuchlern und Frömmlern zu viel Einfluß einzuräumen." In dem so acut gewordenen Streit unserer Tage: freie Kirche im freien Staat, oder Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche, hätte sich der Cardinal-Minister für keines von beiden entschieden; er ging vielmehr auf die Vereinigung beider Interessen in einer Hand aus. Er wollte päpstlicher Legat werden und hoffte durch ein Nationalconcil eine Art französischen Patriarchats zu gründen. Auch diese Idee kam von Heinrich IV.,

und als Ludwig XIV. alle Bisthümer für Regalien erklärte, machte er wirklich den König zum Patriarchen. Die Kriegssteuer erließ Richelieu dem Klerus keineswegs, er verzichtete lieber auf dessen Gebete. Er hatte dem französischen Nationalbewußtsein richtig seine beiden Ideale abgelauscht: Einheit und Gleichheit. Die Einheit fordert und bringt die Macht, die Arrondirung bis zu den „natürlichen Gränzen", seien diese richtig oder falsch verstanden; in der Gleichheit, selbst vor dem Schaffot, in der Niederwerfung der Hochprivilegirten lag für die Menge ein Motiv, sich freier zu fühlen. Daß bei dieser Verwirklichung der Gleichheit auch Härte und empörende Ungerechtigkeiten mit unterliefen, daß die Hugenotten in Languedoc zur Zeit des Krieges gegen La Rochelle barbarisch behandelt wurden, daß der gestrenge Finanzmann mit grausamer Rücksichtslosigkeit seine Decrete durchsetzte, daß die Bestrafung des Parlamentspräsidenten de Thou über alle Gebühr hinausging: das kann weder geleugnet noch entschuldigt werden. Es erklärt sich vielmehr nur aus dem Grundsatz des 17. Jahrhunderts, den Staat, die Centralisation der öffentlichen Macht, um jeden Preis herzustellen. Das Gegenstück wurde in Spanien aufgeführt, wo die Centrifugalkraft die Oberhand gewann. Philipp IV. (1621—65), wo möglich eine noch traurigere Erscheinung als sein schemenhafter Vater, spielte den Affen seines Großvaters, und darüber krachte das Reich in allen Fugen.—

Der Herzog von Olivarez, vom herabgekommenen Adel der Guzman, brachte das Land finanziell vollends herunter. Selbst die löblichen Eigenschaften des Premier konnten den Ruin nicht aufhalten, und als er die Privilegien der Provinzen aufheben und Catalonien auf den Fuß Castiliens setzen wollte, ärntete er die Rebellion und den Abfall Cataloniens an das von seinem Lehrmeister Richelieu beherrschte Frankreich. Der Herzog von Epernon marschirte mit einem kleinen Heere auf Barcelona und die Catalonier erkannten Ludwig XIII. als souveränen Grafen von Barcelona an. Diese Herrschaft dauerte 13 Jahre, von 1640—1653.

Portugal, von Philipp II. im Jahre 1580 annectirt, ergab sich keineswegs seinem Schicksal. Es bildete sich eine Verschwörung zu Gunsten des Johann Braganza, der persönlich den Hamlet-Brutus spielte. Der Plan wurde wie nach der Uhr ausgeführt: am 1. Dec. 1640 erscholl vom Palaste der spanischen Regentin der Ruf: „Es lebe Johann IV.!“ und am 15. Dec. wurde der nationale König gekrönt. Die Bündnisse Portugals mit Frankreich, England und Holland brachten zunächst nur moralischen Vortheil; aber Portugal selbst erwies sich mannhaft genug zur Vertheidigung seiner Unabhängigkeit im Kriege von 1644—1646.

Eine Infamie der habsburgischen Politik rief allgemeine Indignation hervor. Der Bruder König Johanns, Eduard Braganza, stand in kaiserlichen Militärdiensten; 1641 wurde er verhaftet und 9 Jahre gefangen gehalten; er starb im Kerker zu Mailand, ohne andere Schuld, als daß sein Bruder an die Stelle des Königs von Spanien getreten war.

Der patriotische König Johann stellte das „restaurirte Portugal“ unter den Schutz der „Madonna von der unbefleckten Empfängniß“ — auch der Beichtvater der spanischen Königin, der Jesuit Neidhard, ereiferte sich unter Clemens X. und Innocenz XI. für dasselbe heiklige Thema — und regierte bis zum Jahre 1656. Von seinen an Spanien übergegangenen Colonien, auf welche die holländische Republik fröhliche Jagd machte, erhielt Portugal nur Brasilien zurück und behauptete sich auf der Westküste von Afrika. Holland selbst war schon seit dem Waffenstillstand von 1609 für Spanien verloren.

Auch die italischen Nebenländer verursachten der Krone Spanien Kopfzerbrechen genug. Ihren Einfluß auf Mantua und Montferrat hatte sie bereits an Frankreich und Savoyen verloren. Aber auch Toskana, Neapel und Sicilien sollten an die Reihe kommen. Hier werden wir die Hand Mazarin's am Werke sehen.

Im Innern Frankreichs war die Parole: Centralisirung

und Nivellirung gegeben. Die Ständesäle waren geschlo
in den Provinzen befehligten königliche Intendanten, in
Städten Hofbeamte; die Parlamente oder Gerichtshöfe be
ten sich für den Augenblick unterwürfig und beschlossen
Hofe nach dem Munde. Redete doch der Präsident des
riser Parlaments im Jahre 1631 Ludwig XIII. in
Kissensitzung folgendermaßen an: „Sire, die Könige sind
sichtbaren Götter der Menschen, wie Gott der unsicht
König der Menschen ist. Gott inspirirt sie.“ Mißtraute
der Cardinal gar den Parlamentsgerichten, so setzte er b
dere königliche Tribunale ein.

Den Großen im Lande war der Kopf zurechtgesetzt
abgeschlagen. Der Rocher de bronze war stabilirt. Se
verständlich gingen die Abgaben in die Höhe; sie stiegen
33 Millionen auf 118 Millionen Livres.

Im Anfang hatte Richelieu Ansätze zu einer gerec
Steuervertheilung gemacht; er empfand die Nothwendig
auch in der Belastung der Unterthanen nach größerer Gl
heit zu streben. Aber der Zwang der politischen Lage,
Dringlichkeit der Bedürfnisse des auswärtigen Departem
trieben ihn, wie früher Sully, zu immer härterer Unerbitt
keit zurück; der Autokrat huldigte, wohl oder übel, dem Gr
satz, daß die „weinende“ Volksmasse am besten zu regieren
Die Aufstände in Bordeaux und Toulouse, die Bauernrevo
in Perigord, Saintonge und der Normandie bewiesen fre
das Gegentheil. Mit der werdenden Flotte entstand auch
dem Cardinal das Verlangen nach größerm überseeischen Be
Zu Anfang der 30er Jahre erweiterte er die durch Heinrich
begünstigten Ansiedelungen in Canada; unter ihm wurde
Grund zu Quebek gelegt. Schon im Jahre 1626 hatte
Staatspolizeimeister von Frankreich von Rouen aus das
rüchtigte Cayenne in Guayana gegründet!

Dieselbe typische Bedeutung wie für den französisch
Staat hat Richelieu auch für die französische Literatur.
Jahre 1635 erhob er eine literarische Privatgesellschaft

Académie française. Es war als hätte er sagen wollen: „ein königliches Tribunal für Sprache und Geschmack". Malherbe aus Caen in der Normandie entfloh seinem protestantischen Vater, ging an den Hof, besang Ludwig XIII. bei dessen Abreise zur Belagerung von La Rochelle, erklärte, das beste Französisch werde auf dem Marché St. Jean zu Paris gesprochen, eigentliche Franzosen gebe es nur von Laon bis Orleans, und erhob so das Wallonisch-Picardische zur bleibenden Schriftsprache, der er in seinen Oden Muster und Gesetz vorschrieb. Die Gründung der Akademie im Jahre 1635 erlebte er nicht.

Enfin Malherbe vint et le premier en France etc., so feierte später Boileau den Richelieu der französischen „classischen" Poesie. Die Prosa regelten und beherrschten Voiture und Balzac; der heil. Franz von Sales, Titularbischof von Genf, ein geborner Savoyer, ein milder, quietistischer Charakter, der die Schrecken der Hölle in seiner Introduction à la vie dévote verschmähte, bereitete auf Fénélon vor. Richelieu selbst schrieb correct und nicht ohne Emphase.

Die Akademie hatte zum geistigen Rector den Grammatiker Vaugelas, der ihren Sprachcodex in seinen Remarques sur la langue française und im Dictionnaire de l'Académie niederlegte. Zweihundert Jahre lang hat dieses Gesetzbuch geherrscht; erst die Romantiker unseres Jahrhunderts legten Bresche hinein.

Der Cardinal versuchte sich auch in der dramatischen Literatur, und hielt dieses Nebengeschäft, wie das so zu geschehen pflegt, für äußerst wichtig. Er war eifersüchtig auf — Corneille und legte der Akademie den „Cid" zur strengsten Prüfung vor. Im Grunde betonte ihm der Dichter die Individualität noch zu stark, obgleich die drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung so ziemlich der Einheit von Staat, Gesetzgebung und Gericht entsprachen. Die Akademie schlüpfte so glatt als möglich zwischen dem großen

Dichter und dem allmächtigen Patron durch; der Erstere aber profitirte von der Kritik.

Die wahre Kritik des „Cid" sollte noch lange auf sich warten lassen; nicht zum Wenigsten hat Schack. sie gefördert.*) Schack wies zuerst die eigentliche Quelle des Corneille'schen „Cid" in den Mocedades del Cid von Guillen de Castro nach. Dieser hatte die frühere Liebe des Cid zur Ximene, von der die Romanzen nichts wußten, erfunden. Dann hat Corneille einiges specifisch Spanische unterdrückt, z. B. den hochfahrenden Prinzen Sancho und den heil. Lazarus. Sonst ist alles Gute aus Guillen entlehnt, nur die Süße der Poesie, der feine Hauch des Herzens, fehlt bei dem Franzosen. Dafür tritt ein der declamatorische Pomp, die tönende Phrase, das gesuchte Spiel der Antithesen. Die berühmten drei Einheiten, die erst unter Lessing's Richterbeil fielen, sind im „Cid" des Corneille bis zur Albernheit beobachtet: die Beleidigung Diego's, der Zweikampf, die Verfolgung und Verheimlichung, die Flucht, die Heldenthaten, der gesetzliche Zweikampf — Alles vollzieht sich am selben Orte innerhalb weniger Stunden! Ximene hat nicht einmal Zeit, den Tod ihres Vaters zu verschmerzen; drei Stunden nachher reicht sie dem Mörder ihre Hand! Die wirklich schönen Stellen sind aus Guillen übersetzt.

Aber dergleichen war die geringste Sorge der jungen Akademie. Die Literatur wie die Politik gingen dazumal auf Correctheit und Pathos aus. Die Correctheit entsprach der Ordnung, das Pathos dem Commando. Insubordination der Großen hatte man an Condé, Rohan, Soubise, Bouillon und Guise erlebt; Unterwerfung unter die Krone von Gottes Gnaden war staatliches wie poetisches Gebot geworden.

Bei der feierlichen Eröffnung der Akademie ließ der Cardinal-Minister seinen König sagen: die Eloquence sei die edelste der Künste. Das ist die goldene Regel der französischen

*) F. v. Schack „Geschichte der dramatischen Poesie in Spanien", 3 Bände.

Literatur geblieben bis in die opponirende Neuromantik hinein: das rhetorische Element hat Alles durchdrungen, Alles beherrscht.

Und doch wolle man nicht vergessen, daß im Spiele der Antithesen und im rhetorischen Pathos sich noch etwas anderes verbirgt als Autorität und Disciplin. Gewaltige Geister brauchten sich nur derselben Mittel zu bedienen, um dieselbe Autorität zu erschüttern, dieselbe Disciplin zu lockern. Das chaotische 16. Jahrhundert erschien in der neuen Richtung der französischen Literatur völlig abgethan, eine neue Aera eröffnet; aber die Pascal und Descartes lehrten und übten auch die Gewalt der Sprache über die Gemüther, den Stoß der Gegensätze und einer Weltanschauung, die weder mit derjenigen Richelieu's, noch mit der des vierzehnten Ludwig übereinstimmte. Der Bruch mit der politischen Tradition, wie ihn der Cardinal vollzog, konnte dermaleinst auch von unten her bewerkstelligt werden.

Es ist schon schlimm, wenn der Despotismus eine Zeitung gebraucht; das böse Beispiel wirkt ansteckend, das Volk lernt die Macht des gedruckten Wortes kennen. Seit 1631 erschien die „Gazette de France" einmal wöchentlich; der Cardinal und der nicht allzu beschäftigte König waren Mitarbeiter. Dabei sollte es natürlich sein Bewenden haben; die Preßfreiheit bestand in der Freiheit der Regierung, drucken zu lassen was ihr gutdünkte. Aber konnten es nicht Zeitungen sein, so waren es geheimgedruckte, anonyme Broschüren, die den Mittagsschlaf des Cardinals störten. Meist in Paris gedruckt, trugen diese Schriften doch den Druckort „Brüssel" oder eine sonstige niederländische Stadt auf dem Titelblatt. Am Grimmigsten erzürnte ihn die „Milliade" in ca. 1000 Versen, die man jetzt auf Louis d'Epinay, einen Abt in der Champagne, und auf den Grafen d'Estelan zurückführt. Die Satyre hatte so sehr eingeschlagen, daß die Frondeurs sie im Jahre 1652 ohne Weiteres gegen Mazarin verwendeten und blos die Eigennamen zu ändern brauchten.

Die Verherrlicher Ludwigs XIV., bestrebt allen Glanz um das Haupt ihres Idols zu sammeln, haben von den Kunstbestrebungen der Regentin Maria und des Cardinals, ganz besonders von der damaligen Förderung öffentlicher Arbeiten und der Industrie wenig oder nichts gesagt. Und doch baute sich die Regentin den Luxemburg-Palast auf dem linken Seineufer im gemischten französisch-toskanischen Styl, ein Denkmal ihrer eigenen Doppelnatur. Dort malten Rubens und Jordaens die berühmten Bilder aus dem Leben der Königin, die im Louvre am ganz verkehrten Platze sind. Maria v. Medici setzte auch den Bau des Louvre fort, gründete die Savonnerie, die später so berühmte Tapetenfabrik, und legte den botanischen Garten an; unter ihr entstand auch der Anfang des Quartier St. Germain, des aristokratischen Faubourg. Sie hatte an Sublet de Noyer einen förmlichen Minister der öffentlichen Künste.

Richelieu erbaute das Petit-Luxembourg und begann den Bau des Palais-Cardinal, des heutigen Palais-Royal. Er ließ den Nicol. Poussin von Rom kommen, der überhaupt nur zwei Jahre in Paris lebte, während deren er die Louvre-Galerie ausmalte und das Kunstgewerbe befeuerte. Die Industrie in Verbindung mit der hohen Kunst zu setzen, durch ihre Producte Geschmack und Luxus, sowie den Export zu befördern, danach die Zolltarife einzurichten: das war des Cardinals eigenster Gedanke.

In seinem Palais bewirthete und amüsirte der Cardinal den Hof; dort gab er theatralische Vorstellungen, bei denen er oft selbst als Dichter sich betheiligte. Er wußte zu repräsentiren — Ludwigs XIII. Hofhalt war bescheiden gegen den seinigen; 24 bis 36 Pagen aus den vornehmsten Familien warteten auf. Seine Musikcapelle mußte ihn auf Reisen begleiten. Er wechselte zwischen Sänfte und Caroſſe. Zahlreiche Köche sorgten für seinen und seiner Gäste Gaumen. Er spielte mit Geschick den Herrscher und bestimmte den zukünftigen Geschmack. Seine Vorliebe für Uniformität, Regel und grade Linie

wird am beſten durch die Idee bezeichnet, eine Stadt Richelieu nach geometriſchem Plane zu bauen.

Sein Vermögen beſtand in $2^1/_2$ Millionen Livres, von denen er die Hälfte dem Könige vermachte. Der Herzogstitel ging auf ſeinen Neffen über, deſſen Sohne wir ſpäter begegnen werden.

Richelieu war der fleißigſte Mann des Königreichs; er ſchlief des Nachts nur 3—4 Stunden, von 11 Uhr bis 2 oder 3; dann las er die eingelaufenen Depeſchen und ſchlief wieder von 6—8 Uhr Morgens. Er ſchrieb gut Lateiniſch, verſtand Griechiſch, Italieniſch und Spaniſch. Den katholiſchen Cultus beobachtete er in aller Form; dabei ſteckte er jedoch tief in den Schlingen der Aſtrologie und Alchymie, wie ſein ganzes Jahrhundert. Die confeſſionelle Religion erfüllte eben die denkenden Menſchen nicht mehr durchaus, und die Lücken wurden durch vermeintlich höhere Wiſſenſchaft geſtopft. Der Cardinal ließ den Alchemiſten Rueil am Stein der Weiſen ſuchen. Daneben errichtete er dann einen beſondern Gerichtshof für Falſchmünzer, Majeſtätsverbrecher und Prognoſtikenſteller über Leben und Tod des Königs — ganz wie die römiſchen Imperatoren, welche eine eigene „gute" Magie betrieben, die „ſchlechte" dagegen mit den ſchwerſten Strafen heimſuchten. Das laisser aller in moraliſcher und geſchlechtlicher Beziehung hatte Heinrich IV. zu charmant in Schwang gebracht, als daß es ſeine bedenklichen Kreiſe nicht hätte immer weiter ziehen ſollen. Reprüſentiren laſſen ſich die negativen Eigenſchaften eines Volksgeiſtes, abſchaffen nicht. Richelieu war kein Rigoriſt, wie ſeine Nichte Mme. Combalet wußte; ſagte man ihm doch Abſichten auf die Königin Anna nach. Die Moral fällt nicht in die Competenz der Verwaltung. Der Cardinal hatte mit zwei königlichen Weibern genug zu ſchaffen gehabt, um die Weiberherrſchaft zu verabſcheuen; aber ihren großen Einfluß auf die franzöſiſche Geſellſchaft vermochte er nicht zu hemmen. Indem ſtand die Vormundſchaft Anna's vor der Thüre. Der Leichtſinn der Weiber wurde unter Mazarin noch größer als

zeitig vorzubeugen." Schon früh hatte Richelieu dem Könige beigebracht: „Verschwörungen lassen sich nicht mathematisch beweisen; man muß eher zu viel als zu wenig thun, unter allen Umständen das Wohl des Staates der Zufriedenheit der Mutter vorziehen." — So lautete die bedenkliche Weisheit des Despotismus im Kampfe mit der Anarchie.

Schier gelähmt hielt der 57jährige Staatsbändiger, die verkörperte Raison d'Etat, seinen letzten Einzug in Paris. In seiner Sänfte befanden sich Bett, Tisch und Stuhl. Achtzehn Trabanten waren beim Transport nothwendig. Der Zug bewegte sich durch eine Lücke in der Stadtmauer, über Brücken des Stadtgrabens. Als ihm der Herzog von Gramont sein tiefes Leidwesen kund that, sagte der Cardinal: „Ihr Schmerz macht mich weich, es ziemt mir nicht in der Todesstunde Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht gekannt."

Der Pfarrer forderte vor der Absolution, daß der Sterbende seinen Feinden verzeihe. Der Cardinal erwiderte darauf: „Macht Euch keine Sorge, ich habe niemals andere Feinde gehabt als die des Staates und meines Herrn, des Königs."

Am 4. Dec. 1642 hauchte Richelieu sein planvolles Leben aus und der König legte in drastischer Weise die entgegengesetzten Gefühle an den Tag, die ihm sein gewaltiger Minister stets eingeflößt hatte. Der Mann, der dem gesalbten Vertreter Gottes auf Erden schreiben durfte: „Ew. Majestät halten mit zu wenig Festigkeit auf die Beobachtung der Gesetze, und doch ist der, welcher unterläßt was zur Erhaltung des Staates dient, Gott so verantwortlich wie der, welcher von seiner Gewalt tyrannischen Gebrauch macht", konnte dem Monarchen nur starre Bewunderung und unterwürfige Furcht abzwingen. Bei der Todesnachricht sagte Ludwig: „da ist ein großer Staatsmann gestorben." Dann aber meldete sich die Unentbehrlichkeit des eigentlichen Regenten von Frankreich, und fünf Monate nach Richelieu's Tode gab Ludwig XIII. das auf, was man euphemistisch den „Geist" nennt.

Er hatte kaum und zwar sehr spät für die Nachfolge im Reiche gesorgt, so daß sich die Art seiner wenigstens formalen Begegnung mit der Königin Anna gar nicht wiedergeben läßt. Auch wurden ihm von der Chronique scandaleuse seine beiden Söhne abgestritten, von denen der ältere, Ludwig XIV., im Jahre 1638 zur Welt kam. Ludwig XIII. liebte eigentlich nur die Jagd, den Fischfang und das Geplauder. Es thut wehe, einen Mann wie Hugo Grotius einen solchen König in der Widmung des „Völkerrechts" förmlich veneriren zu sehn; aber das 17. Jahrhundert auf dem Continente huldigte der Autorität.

Cardinal Richelieu, der große Erbe Heinrichs IV., ist der classische Repräsentant der Verweltlichung der kirchlichen Interessen, und insofern die richtige Mitte des 30jährigen Krieges. Weder mit Ketzern noch mit Heiden ein Bündniß zu schließen, zauderte er einen Augenblick. Das katholische Pathos sowohl als das ketzerische schauderte vor solcher Eiseskälte zurück. Der Löwener Professor Jansenius griff den Cardinal 1635 unter dem Pseudonym Alexander Patricius Armacanus im „Mars Gallicus" heftig an. Im Bunde mit Ketzern bekriegte Richelieu den allerkatholischsten und den apostolischen König und erklärte spirituell in seinen Memoiren: in Europa sei es besser geworden, quand défilait le chapelet d'Espagne, als der spanische Rosenkranz sich ausfädelte.

In dem berühmten Testament des Cardinals liest man: „die erste und beste Grundlage des Staates ist das Reich Gottes;" aber, wirft der Minister ein, „man hüte sich Heuchlern und Frömmlern zu viel Einfluß einzuräumen." In dem so acut gewordenen Streit unserer Tage: freie Kirche im freien Staat, oder Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche, hätte sich der Cardinal-Minister für keines von beiden entschieden; er ging vielmehr auf die Vereinigung beider Interessen in einer Hand aus. Er wollte päpstlicher Legat werden und hoffte durch ein Nationalconcil eine Art französischen Patriarchats zu gründen. Auch diese Idee kam von Heinrich IV.,

und als Ludwig XIV. alle Bisthümer für Regalien erk
machte er wirklich den König zum Patriarchen. Die Kr
steuer erließ Richelieu dem Klerus keineswegs, er verzi
lieber auf dessen Gebete. Er hatte dem französischen Nati
bewußtsein richtig seine beiden Ideale abgelauscht: Einheit
Gleichheit. Die Einheit fordert und bringt die Macht
Arrondirung bis zu den „natürlichen Gränzen", seien
richtig oder falsch verstanden; in der Gleichheit, selbst vo
Schaffot, in der Niederwerfung der Hochprivilegirten la
die Menge ein Motiv, sich freier zu fühlen. Daß bei
Verwirklichung der Gleichheit auch Härte und empörend
gerechtigkeiten mit unterliefen, daß die Hugenotten in La
doc zur Zeit des Krieges gegen La Rochelle barbarisch b
delt wurden, daß der gestrenge Finanzmann mit grau
Rücksichtslosigkeit seine Decrete durchsetzte, daß die Bestr
des Parlamentspräsidenten de Thou über alle Gebühr hi
ging: das kann weder geleugnet noch entschuldigt w
Es erklärt sich vielmehr nur aus dem Grundsatz des 17.
hunderts, den Staat, die Centralisation der öffentlichen A
um jeden Preis herzustellen. Das Gegenstück wurde in
nien aufgeführt, wo die Centrifugalkraft die Oberhand ge
Philipp IV. (1621—65), wo möglich eine noch trauriger
scheinung als sein schemenhafter Vater, spielte den Affen
Großvaters, und darüber krachte das Reich in allen Fug

Der Herzog von Olivarez, vom herabgekommenen
der Guzman, brachte das Land finanziell vollends her
Selbst die löblichen Eigenschaften des Premier konnten
Ruin nicht aufhalten, und als er die Privilegien der Pr
zen aufheben und Catalonien auf den Fuß Castiliens
wollte, ärntete er die Rebellion und den Abfall Catalo
an das von seinem Lehrmeister Richelieu beherrschte Franl
Der Herzog von Epernon marschirte mit einem kleinen
auf Barcelona und die Catalonier erkannten Ludwig X
als souveränen Grafen von Barcelona an. Diese Herr
dauerte 13 Jahre, von 1640—1653.

Portugal, von Philipp II. im Jahre 1580 annectirt, ergab sich keineswegs seinem Schicksal. Es bildete sich eine Verschwörung zu Gunsten des Johann Braganza, der persönlich den Hamlet-Brutus spielte. Der Plan wurde wie nach der Uhr ausgeführt: am 1. Dec. 1640 erscholl vom Palaste der spanischen Regentin der Ruf: „Es lebe Johann IV.!" und am 15. Dec. wurde der nationale König gekrönt. Die Bündnisse Portugals mit Frankreich, England und Holland brachten zunächst nur moralischen Vortheil; aber Portugal selbst erwies sich mannhaft genug zur Vertheidigung seiner Unabhängigkeit im Kriege von 1644—1646.

Eine Infamie der habsburgischen Politik rief allgemeine Indignation hervor. Der Bruder König Johanns, Eduard Braganza, stand in kaiserlichen Militärdiensten; 1641 wurde er verhaftet und 9 Jahre gefangen gehalten; er starb im Kerker zu Mailand, ohne andere Schuld, als daß sein Bruder an die Stelle des Königs von Spanien getreten war.

Der patriotische König Johann stellte das „restaurirte Portugal" unter den Schutz der „Madonna von der unbefleckten Empfängniß" — auch der Beichtvater der spanischen Königin, der Jesuit Neidhard, ereiferte sich unter Clemens X. und Innocenz XI. für dasselbe heilige Thema — und regierte bis zum Jahre 1656. Von seinen an Spanien übergegangenen Colonien, auf welche die holländische Republik fröhliche Jagd machte, erhielt Portugal nur Brasilien zurück und behauptete sich auf der Westküste von Afrika. Holland selbst war schon seit dem Waffenstillstand von 1609 für Spanien verloren.

Auch die italischen Nebenländer verursachten der Krone Spanien Kopfzerbrechen genug. Ihren Einfluß auf Mantua und Montferrat hatte sie bereits an Frankreich und Savoyen verloren. Aber auch Toskana, Neapel und Sicilien sollten an die Reihe kommen. Hier werden wir die Hand Mazarin's am Werke sehen.

Im Innern Frankreichs war die Parole: Centralisirung

und Nivellirung gegeben. Die Ständesäle waren geschlossen, in den Provinzen befehligten königliche Intendanten, in den Städten Hofbeamte; die Parlamente oder Gerichtshöfe bezeigten sich für den Augenblick unterwürfig und beschlossen dem Hofe nach dem Munde. Redete doch der Präsident des Pariser Parlaments im Jahre 1631 Ludwig XIII. in einer Kissensitzung folgendermaßen an: „Sire, die Könige sind die sichtbaren Götter der Menschen, wie Gott der unsichtbare König der Menschen ist. Gott inspirirt sie.“ Mißtraute aber der Cardinal gar den Parlamentsgerichten, so setzte er besondere königliche Tribunale ein.

Den Großen im Lande war der Kopf zurechtgesetzt oder abgeschlagen. Der Rocher de bronze war stabilirt. Selbstverständlich gingen die Abgaben in die Höhe; sie stiegen von 33 Millionen auf 118 Millionen Livres.

Im Anfang hatte Richelieu Ansätze zu einer gerechtern Steuervertheilung gemacht; er empfand die Nothwendigkeit, auch in der Belastung der Unterthanen nach größerer Gleichheit zu streben. Aber der Zwang der politischen Lage, die Dringlichkeit der Bedürfnisse des auswärtigen Departements, trieben ihn, wie früher Sully, zu immer härterer Unerbittlichkeit zurück; der Autokrat huldigte, wohl oder übel, dem Grundsatz, daß die „weinende“ Volksmasse am besten zu regieren sei. Die Aufstände in Bordeaux und Toulouse, die Bauernrevolten in Perigord, Saintonge und der Normandie bewiesen freilich das Gegentheil. Mit der werdenden Flotte entstand auch bei dem Cardinal das Verlangen nach größerm überseeischen Besitz. Zu Anfang der 30er Jahre erweiterte er die durch Heinrich IV. begünstigten Ansiedelungen in Canada; unter ihm wurde der Grund zu Quebek gelegt. Schon im Jahre 1626 hatte der Staatspolizeimeister von Frankreich von Rouen aus das berüchtigte Cayenne in Guayana gegründet!

Dieselbe typische Bedeutung wie für den französischen Staat hat Richelieu auch für die französische Literatur. Im Jahre 1635 erhob er eine literarische Privatgesellschaft zur

Académie française. Es war als hätte er ſagen wollen: „ein königliches Tribunal für Sprache und Geſchmack". Malherbe aus Caen in der Normandie entfloh ſeinem proteſtantiſchen Vater, ging an den Hof, beſang Ludwig XIII. bei deſſen Abreiſe zur Belagerung von La Rochelle, erklärte, das beſte Franzöſiſch werde auf dem Marché St. Jean zu Paris geſprochen, eigentliche Franzoſen gebe es nur von Laon bis Orleans, und erhob ſo das Walloniſch-Picardiſche zur bleibenden Schriftſprache, der er in ſeinen Oden Muſter und Geſetz vorſchrieb. Die Gründung der Akademie im Jahre 1635 erlebte er nicht.

Enfin Malherbe vint et le premier en France etc., ſo feierte ſpäter Boileau den Richelieu der franzöſiſchen „claſſiſchen" Poeſie. Die Proſa regelten und beherrſchten Voiture und Balzac; der heil. Franz von Sales, Titularbiſchof von Genf, ein geborner Savoyer, ein milder, quietiſtiſcher Charakter, der die Schrecken der Hölle in ſeiner Introduction à la vie dévote verſchmähte, bereitete auf Fénélon vor. Richelieu ſelbſt ſchrieb correct und nicht ohne Emphaſe.

Die Akademie hatte zum geiſtigen Rector den Grammatiker Vaugelas, der ihren Sprachcodex in ſeinen Remarques sur la langue française und im Dictionnaire de l'Académie niederlegte. Zweihundert Jahre lang hat dieſes Geſetzbuch geherrſcht; erſt die Romantiker unſeres Jahrhunderts legten Breſche hinein.

Der Cardinal verſuchte ſich auch in der dramatiſchen Literatur, und hielt dieſes Nebengeſchäft, wie das ſo zu geſchehen pflegt, für äußerſt wichtig. Er war eiferſüchtig auf — Corneille und legte der Akademie den „Cid" zur ſtrengſten Prüfung vor. Im Grunde betonte ihm der Dichter die Individualität noch zu ſtark, obgleich die drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung ſo ziemlich der Einheit von Staat, Geſetzgebung und Gericht entſprachen. Die Akademie ſchlüpfte ſo glatt als möglich zwiſchen dem großen

Dichter und dem allmächtigen Patron durch; der Erste profitirte von der Kritik.

Die wahre Kritik des „Cid" sollte noch lange warten lassen; nicht zum Wenigsten hat Schack. sie gefö Schack wies zuerst die eigentliche Quelle des Corne „Cid" in den Mocedades del Cid von Guillen de Cast Dieser hatte die frühere Liebe des Cid zur Ximene, die Romanzen nichts wußten, erfunden. Dann hat C einiges specifisch Spanische unterdrückt, z. B. den hoc den Prinzen Sancho und den heil. Lazarus. Sonst Gute aus Guillen entlehnt, nur die Süße der Poesie, d Hauch des Herzens, fehlt bei dem Franzosen. Dafür der declamatorische Pomp, die tönende Phrase, das Spiel der Antithesen. Die berühmten drei Einheiten, unter Lessing's Richterbeil fielen, sind im „Cid" des C bis zur Albernheit beobachtet: die Beleidigung Diegc Zweikampf, die Verfolgung und Verheimlichung, die die Heldenthaten, der gesetzliche Zweikampf — Alles sich am selben Orte innerhalb weniger Stunden! Xim nicht einmal Zeit, den Tod ihres Vaters zu verschmerz Stunden nachher reicht sie dem Mörder ihre Hand! D lich schönen Stellen sind aus Guillen übersetzt.

Aber dergleichen war die geringste Sorge der Akademie. Die Literatur wie die Politik gingen dazu Correctheit und Pathos aus. Die Correctheit entspr Ordnung, das Pathos dem Commando. Insubordina Großen hatte man an Condé, Rohan, Soubise, Bouil Guise erlebt; Unterwerfung unter die Krone von Gott den war staatliches wie poetisches Gebot geworden.

Bei der feierlichen Eröffnung der Akademie l Cardinal-Minister seinen König sagen: die Eloquenc edelste der Künste. Das ist die goldene Regel der fran

*) F. v. Schack „Geschichte der dramatischen Poesie in C 3 Bände.

Literatur geblieben bis in die opponirende Neuromantik hinein: das rhetorische Element hat Alles durchdrungen, Alles beherrscht.

Und doch wolle man nicht vergessen, daß im Spiele der Antithesen und im rhetorischen Pathos sich noch etwas anderes verbirgt als Autorität und Disciplin. Gewaltige Geister brauchten sich nur derselben Mittel zu bedienen, um dieselbe Autorität zu erschüttern, dieselbe Disciplin zu lockern. Das chaotische 16. Jahrhundert erschien in der neuen Richtung der französischen Literatur völlig abgethan, eine neue Aera eröffnet; aber die Pascal und Descartes lehrten und übten auch die Gewalt der Sprache über die Gemüther, den Stoß der Gegensätze und einer Weltanschauung, die weder mit derjenigen Richelieu's, noch mit der des vierzehnten Ludwig übereinstimmte. Der Bruch mit der politischen Tradition, wie ihn der Cardinal vollzog, konnte dermaleinst auch von unten her bewerkstelligt werden.

Es ist schon schlimm, wenn der Despotismus eine Zeitung gebraucht; das böse Beispiel wirkt ansteckend, das Volk lernt die Macht des gedruckten Wortes kennen. Seit 1631 erschien die „Gazette de France" einmal wöchentlich; der Cardinal und der nicht allzu beschäftigte König waren Mitarbeiter. Dabei sollte es natürlich sein Bewenden haben; die Preßfreiheit bestand in der Freiheit der Regierung, drucken zu lassen was ihr gutdünkte. Aber konnten es nicht Zeitungen sein, so waren es geheimgedruckte, anonyme Broschüren, die den Mittagsschlaf des Cardinals störten. Meist in Paris gedruckt, trugen diese Schriften doch den Druckort „Brüssel" oder eine sonstige niederländische Stadt auf dem Titelblatt. Am Grimmigsten erzürnte ihn die „Milliade" in ca. 1000 Versen, die man jetzt auf Louis d'Epinay, einen Abt in der Champagne, und auf den Grafen d'Estelan zurückführt. Die Satyre hatte so sehr eingeschlagen, daß die Frondeurs sie im Jahre 1652 ohne Weiteres gegen Mazarin verwendeten und blos die Eigennamen zu ändern brauchten.

Die Verherrlicher Ludwigs XIV., bestrebt allen
um das Haupt ihres Idols zu sammeln, haben vor
Kunstbestrebungen der Regentin Maria und des Card
ganz besonders von der damaligen Förderung öffentliche
beiten und der Industrie wenig oder nichts gesagt. Und
baute sich die Regentin den Luxemburg-Palast auf dem
Seineufer im gemischten französisch-toskanischen Styl, ein
mal ihrer eigenen Doppelnatur. Dort malten Rubens
Jordaens die berühmten Bilder aus dem Leben der Kö
die im Louvre am ganz verkehrten Platze sind. Ma
Medici setzte auch den Bau des Louvre fort, gründet
Savonnerie, die später so berühmte Tapetenfabrik, und
den botanischen Garten an; unter ihr entstand auch der
fang des Quartier St. Germain, des aristokratischen Faub
Sie hatte an Sublet de Noyer einen förmlichen Minister
öffentlichen Künste.

Richelieu erbaute das Petit-Luxembourg und begann
Bau des Palais-Cardinal, des heutigen Palais-Royal.
ließ den Nicol. Poussin von Rom kommen, der überhaupt
zwei Jahre in Paris lebte, während deren er die Lo
Galerie ausmalte und das Kunstgewerbe befeuerte. Die
dustrie in Verbindung mit der hohen Kunst zu setzen,
ihre Producte Geschmack und Luxus, sowie den Export z
fördern, danach die Zolltarife einzurichten: das war des
dinals eigenster Gedanke.

In seinem Palais bewirthete und amüsirte der Car
den Hof; dort gab er theatralische Vorstellungen, bei den
oft selbst als Dichter sich betheiligte. Er wußte zu repr
tiren — Ludwigs XIII. Hofhalt war bescheiden gegen
seinigen; 24 bis 36 Pagen aus den vornehmsten Fam
warteten auf. Seine Musikcapelle mußte ihn auf Reisen
gleiten. Er wechselte zwischen Sänfte und Carosse. Zahl
Köche sorgten für seinen und seiner Gäste Gaumen. Er s
mit Geschick den Herrscher und bestimmte den zukünftigen
schmack. Seine Vorliebe für Uniformität, Regel und grade

wird am beſten durch die Idee bezeichnet, eine Stadt Richelieu nach geometriſchem Plane zu bauen.

Sein Vermögen beſtand in $2^1/_2$ Millionen Livres, von denen er die Hälfte dem Könige vermachte. Der Herzogstitel ging auf ſeinen Neffen über, deſſen Sohne wir ſpäter begegnen werden.

Richelieu war der fleißigſte Mann des Königreichs; er ſchlief des Nachts nur 3—4 Stunden, von 11 Uhr bis 2 oder 3; dann las er die eingelaufenen Depeſchen und ſchlief wieder von 6—8 Uhr Morgens. Er ſchrieb gut Lateiniſch, verſtand Griechiſch, Italieniſch und Spaniſch. Den katholiſchen Cultus beobachtete er in aller Form; dabei ſteckte er jedoch tief in den Schlingen der Aſtrologie und Alchymie, wie ſein ganzes Jahrhundert. Die confeſſionelle Religion erfüllte eben die denkenden Menſchen nicht mehr durchaus, und die Lücken wurden durch vermeintlich höhere Wiſſenſchaft geſtopft. Der Cardinal ließ den Alchemiſten Rueil am Stein der Weiſen ſuchen. Daneben errichtete er dann einen beſondern Gerichtshof für Falſchmünzer, Majeſtätsverbrecher und Prognoſtikenſteller über Leben und Tod des Königs — ganz wie die römiſchen Imperatoren, welche eine eigene „gute" Magie betrieben, die „ſchlechte" dagegen mit den ſchwerſten Strafen heimſuchten. Das laisser aller in moraliſcher und geſchlechtlicher Beziehung hatte Heinrich IV. zu charmant in Schwang gebracht, als daß es ſeine bedenklichen Kreiſe nicht hätte immer weiter ziehen ſollen. Repräſentiren laſſen ſich die negativen Eigenſchaften eines Volksgeiſtes, abſchaffen nicht. Richelieu war kein Rigoriſt, wie ſeine Nichte Mme. Combalet wußte; ſagte man ihm doch Abſichten auf die Königin Anna nach. Die Moral fällt nicht in die Competenz der Verwaltung. Der Cardinal hatte mit zwei königlichen Weibern genug zu ſchaffen gehabt, um die Weiberherrſchaft zu verabſcheuen; aber ihren großen Einfluß auf die franzöſiſche Geſellſchaft vermochte er nicht zu hemmen. Zudem ſtand die Vormundſchaft Anna's vor der Thüre. Der Leichtſinn der Weiber wurde unter Mazarin noch größer als

zeitig vorzubeugen." Schon früh hatte Richelieu dem Kö beigebracht: „Verschwörungen lassen sich nicht mathematisch weisen; man muß eher zu viel als zu wenig thun, unter Umständen das Wohl des Staates der Zufriedenheit der Mi vorziehen." — So lautete die bedenkliche Weisheit des De tismus im Kampfe mit der Anarchie.

Schier gelähmt hielt der 57jährige Staatsbändiger, verkörperte Raison d'Etat, seinen letzten Einzug in P In seiner Sänfte befanden sich Bett, Tisch und Stuhl. S zehn Trabanten waren beim Transport nothwendig. Der bewegte sich durch eine Lücke in der Stadtmauer, über Bri des Stadtgrabens. Als ihm der Herzog von Gramont tiefes Leidwesen kund that, sagte der Cardinal: „Ihr Sch macht mich weich, es ziemt mir nicht in der Todesst Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht gekannt."

Der Pfarrer forderte vor der Absolution, daß der S bende seinen Feinden verzeihe. Der Cardinal erwiderte auf: „Macht Euch keine Sorge, ich habe niemals a Feinde gehabt als die des Staates und meines Herrn, Königs."

Am 4. Dec. 1642 hauchte Richelieu sein planvolles ben aus und der König legte in drastischer Weise die gegengesetzten Gefühle an den Tag, die ihm sein gewal Minister stets eingeflößt hatte. Der Mann, der dem gesa Vertreter Gottes auf Erden schreiben durfte: „Ew. Maj halten mit zu wenig Festigkeit auf die Beobachtung der setze, und doch ist der, welcher unterläßt was zur Erhal des Staates dient, Gott so verantwortlich wie der, we von seiner Gewalt tyrannischen Gebrauch macht", konnte Monarchen nur starre Bewunderung und unterwürfige F abzwingen. Bei der Todesnachricht sagte Ludwig: „da ist großer Staatsmann gestorben." Dann aber meldete sich Unentbehrlichkeit des eigentlichen Regenten von Frankreich, fünf Monate nach Richelieu's Tode gab Ludwig XIII. auf, was man euphemistisch den „Geist" nennt.

Er hatte kaum und zwar sehr spät für die Nachfolge im Reiche gesorgt, so daß sich die Art seiner wenigstens formalen Begegnung mit der Königin Anna gar nicht wiedergeben läßt. Auch wurden ihm von der Chronique scandaleuse seine beiden Söhne abgestritten, von denen der ältere, Ludwig XIV., im Jahre 1638 zur Welt kam. Ludwig XIII. liebte eigentlich nur die Jagd, den Fischfang und das Geplauder. Es thut wehe, einen Mann wie Hugo Grotius einen solchen König in der Widmung des „Völkerrechts" förmlich veneriren zu sehn; aber das 17. Jahrhundert auf dem Continente huldigte der Autorität.

Cardinal Richelieu, der große Erbe Heinrichs IV., ist der classische Repräsentant der Verweltlichung der kirchlichen Interessen, und insofern die richtige Mitte des 30jährigen Krieges. Weder mit Ketzern noch mit Heiden ein Bündniß zu schließen, zauderte er einen Augenblick. Das katholische Pathos sowohl als das ketzerische schauderte vor solcher Eiseskälte zurück. Der Löwener Professor Jansenius griff den Cardinal 1635 unter dem Pseudonym Alexander Patricius Armacanus im „Mars Gallicus" heftig an. Im Bunde mit Ketzern bekriegte Richelieu den allerkatholischsten und den apostolischen König und erklärte spirituell in seinen Memoiren: in Europa sei es besser geworden, quand défilait le chapelet d'Espagne, als der spanische Rosenkranz sich ausfädelte.

In dem berühmten Testament des Cardinals liest man: „die erste und beste Grundlage des Staates ist das Reich Gottes;" aber, wirft der Minister ein, „man hüte sich Heuchlern und Frömmlern zu viel Einfluß einzuräumen." In dem so acut gewordenen Streit unserer Tage: freie Kirche im freien Staat, oder Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche, hätte sich der Cardinal-Minister für keines von beiden entschieden; er ging vielmehr auf die Vereinigung beider Interessen in einer Hand aus. Er wollte päpstlicher Legat werden und hoffte durch ein Nationalconcil eine Art französischen Patriarchats zu gründen. Auch diese Idee kam von Heinrich IV.,

und als Ludwig XIV. alle Bisthümer für Regalien erk
machte er wirklich den König zum Patriarchen. Die Kr
steuer erließ Richelieu dem Klerus keineswegs, er verzi
lieber auf dessen Gebete. Er hatte dem französischen Nati
bewußtsein richtig seine beiden Ideale abgelauscht: Einheit
Gleichheit. Die Einheit fordert und bringt die Macht,
Arrondirung bis zu den „natürlichen Gränzen", seien
richtig oder falsch verstanden; in der Gleichheit, selbst vor
Schaffot, in der Niederwerfung der Hochprivilegirten la
die Menge ein Motiv, sich freier zu fühlen. Daß bei
Verwirklichung der Gleichheit auch Härte und empörende
gerechtigkeiten mit unterliefen, daß die Hugenotten in La
doc zur Zeit des Krieges gegen La Rochelle barbarisch b
delt wurden, daß der gestrenge Finanzmann mit grau
Rücksichtslosigkeit seine Decrete durchsetzte, daß die Bestr
des Parlamentspräsidenten de Thou über alle Gebühr hi
ging: das kann weder geleugnet noch entschuldigt w
Es erklärt sich vielmehr nur aus dem Grundsatz des 17.
hunderts, den Staat, die Centralisation der öffentlichen M
um jeden Preis herzustellen. Das Gegenstück wurde in
nien aufgeführt, wo die Centrifugalkraft die Oberhand ge
Philipp IV. (1621—65), wo möglich eine noch traurigere
scheinung als sein schemenhafter Vater, spielte den Affen
Großvaters, und darüber krachte das Reich in allen Fug

Der Herzog von Olivarez, vom herabgekommenen
der Guzman, brachte das Land finanziell vollends her
Selbst die löblichen Eigenschaften des Premier konnten
Ruin nicht aufhalten, und als er die Privilegien der Pr
zen aufheben und Catalonien auf den Fuß Castiliens
wollte, ärntete er die Rebellion und den Abfall Catalo
an das von seinem Lehrmeister Richelieu beherrschte Frank
Der Herzog von Epernon marschirte mit einem kleinen
auf Barcelona und die Catalonier erkannten Ludwig X
als souveränen Grafen von Barcelona an. Diese Herr
dauerte 13 Jahre, von 1640—1653.

Portugal, von Philipp II. im Jahre 1580 annectirt, ergab sich keineswegs seinem Schicksal. Es bildete sich eine Verschwörung zu Gunsten des Johann Braganza, der persönlich den Hamlet-Brutus spielte. Der Plan wurde wie nach der Uhr ausgeführt: am 1. Dec. 1640 erscholl vom Palaste der spanischen Regentin der Ruf: „Es lebe Johann IV.!" und am 15. Dec. wurde der nationale König gekrönt. Die Bündnisse Portugals mit Frankreich, England und Holland brachten zunächst nur moralischen Vortheil; aber Portugal selbst erwies sich mannhaft genug zur Vertheidigung seiner Unabhängigkeit im Kriege von 1644—1646.

Eine Infamie der habsburgischen Politik rief allgemeine Indignation hervor. Der Bruder König Johanns, Eduard Braganza, stand in kaiserlichen Militärdiensten; 1641 wurde er verhaftet und 9 Jahre gefangen gehalten; er starb im Kerker zu Mailand, ohne andere Schuld, als daß sein Bruder an die Stelle des Königs von Spanien getreten war.

Der patriotische König Johann stellte das „restaurirte Portugal" unter den Schutz der „Madonna von der unbefleckten Empfängniß" — auch der Beichtvater der spanischen Königin, der Jesuit Neidhard, ereiferte sich unter Clemens X. und Innocenz XI. für dasselbe heilige Thema — und regierte bis zum Jahre 1656. Von seinen an Spanien übergegangenen Colonien, auf welche die holländische Republik fröhliche Jagd machte, erhielt Portugal nur Brasilien zurück und behauptete sich auf der Westküste von Afrika. Holland selbst war schon seit dem Waffenstillstand von 1609 für Spanien verloren.

Auch die italischen Nebenländer verursachten der Krone Spanien Kopfzerbrechen genug. Ihren Einfluß auf Mantua und Montferrat hatte sie bereits an Frankreich und Savoyen verloren. Aber auch Toskana, Neapel und Sicilien sollten an die Reihe kommen. Hier werden wir die Hand Mazarin's am Werke sehen.

Im Innern Frankreichs war die Parole: Centralisirung

und Nivellirung gegeben. Die Ständesäle waren geschloss
in den Provinzen befehligten königliche Intendanten, in
Städten Hofbeamte; die Parlamente oder Gerichtshöfe bez
ten sich für den Augenblick unterwürfig und beschlossen
Hofe nach dem Munde. Redete doch der Präsident des
riser Parlaments im Jahre 1631 Ludwig XIII. in ei
Kissensitzung folgendermaßen an: „Sire, die Könige sind
sichtbaren Götter der Menschen, wie Gott der unsichtb
König der Menschen ist. Gott inspirirt sie.“ Mißtraute a
der Cardinal gar den Parlamentsgerichten, so setzte er bes
dere königliche Tribunale ein.

Den Großen im Lande war der Kopf zurechtgesetzt o
abgeschlagen. Der Rocher de bronze war stabilirt. Sell
verständlich gingen die Abgaben in die Höhe; sie stiegen
33 Millionen auf 118 Millionen Livres.

Im Anfang hatte Richelieu Ansätze zu einer gerecht
Steuervertheilung gemacht; er empfand die Nothwendigk
auch in der Belastung der Unterthanen nach größerer Gle
heit zu streben. Aber der Zwang der politischen Lage,
Dringlichkeit der Bedürfnisse des auswärtigen Departemen
trieben ihn, wie früher Sully, zu immer härterer Unerbittli
keit zurück; der Autokrat huldigte, wohl oder übel, dem Grun
satz, daß die „weinende“ Volksmasse am besten zu regieren
Die Aufstände in Bordeaux und Toulouse, die Bauernrevol
in Perigord, Saintonge und der Normandie bewiesen frei
das Gegentheil. Mit der werdenden Flotte entstand auch
dem Cardinal das Verlangen nach größerm überseeischen Be
Zu Anfang der 30er Jahre erweiterte er die durch Heinrich I
begünstigten Ansiedelungen in Canada; unter ihm wurde
Grund zu Quebek gelegt. Schon im Jahre 1626 hatte
Staatspolizeimeister von Frankreich von Rouen aus das
rüchtigte Cayenne in Guayana gegründet!

Dieselbe typische Bedeutung wie für den französisch
Staat hat Richelieu auch für die französische Literatur.
Jahre 1635 erhob er eine literarische Privatgesellschaft

Académie française. Es war als hätte er ſagen wollen: „ein königliches Tribunal für Sprache und Geſchmack". Malherbe aus Caen in der Normandie entfloh ſeinem proteſtantiſchen Vater, ging an den Hof, beſang Ludwig XIII. bei deſſen Abreiſe zur Belagerung von La Rochelle, erklärte, das beſte Franzöſiſch werde auf dem Marché St. Jean zu Paris geſprochen, eigentliche Franzoſen gebe es nur von Laon bis Orleans, und erhob ſo das Walloniſch-Picardiſche zur bleibenden Schriftſprache, der er in ſeinen Oden Muſter und Geſetz vorſchrieb. Die Gründung der Akademie im Jahre 1635 erlebte er nicht.

Enfin Malherbe vint et le premier en France etc., ſo feierte ſpäter Boileau den Richelieu der franzöſiſchen „claſſiſchen" Poeſie. Die Proſa regelten und beherrſchten Voiture und Balzac; der heil. Franz von Sales, Titularbiſchof von Genf, ein geborner Savoyer, ein milder, quietiſtiſcher Charakter, der die Schrecken der Hölle in ſeiner Introduction à la vie dévote verſchmähte, bereitete auf Fénélon vor. Richelieu ſelbſt ſchrieb correct und nicht ohne Emphaſe.

Die Akademie hatte zum geiſtigen Rector den Grammatiker Vaugelas, der ihren Sprachcodex in ſeinen Remarques sur la langue française und im Dictionnaire de l'Académie niederlegte. Zweihundert Jahre lang hat dieſes Geſetzbuch geherrſcht; erſt die Romantiker unſeres Jahrhunderts legten Breſche hinein.

Der Cardinal verſuchte ſich auch in der dramatiſchen Literatur, und hielt dieſes Nebengeſchäft, wie das ſo zu geſchehen pflegt, für äußerſt wichtig. Er war eiferſüchtig auf — Corneille und legte der Akademie den „Cid" zur ſtrengſten Prüfung vor. Im Grunde betonte ihm der Dichter die Individualität noch zu ſtark, obgleich die drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung ſo ziemlich der Einheit von Staat, Geſetzgebung und Gericht entſprachen. Die Akademie ſchlüpfte ſo glatt als möglich zwiſchen dem großen

Dichter und dem allmächtigen Patron durch; der Erst profitirte von der Kritik.

Die wahre Kritik des „Cid" sollte noch lange warten lassen; nicht zum Wenigsten hat Schack. sie gefi Schack wies zuerst die eigentliche Quelle des Corne „Cid" in den Mocedades del Cid von Guillen de Cast Dieser hatte die frühere Liebe des Cid zur Ximene, die Romanzen nichts wußten, erfunden. Dann hat einiges specifisch Spanische unterdrückt, z. B. den ho den Prinzen Sancho und den heil. Lazarus. Sonst Gute aus Guillen entlehnt, nur die Süße der Poesie, Hauch des Herzens, fehlt bei dem Franzosen. Dafür der declamatorische Pomp, die tönende Phrase, das Spiel der Antithesen. Die berühmten drei Einheiten, unter Lessing's Richterbeil fielen, sind im „Cid" des bis zur Albernheit beobachtet: die Beleidigung Dieg Zweikampf, die Verfolgung und Verheimlichung, die die Heldenthaten, der gesetzliche Zweikampf — Alles sich am selben Orte innerhalb weniger Stunden! Xi nicht einmal Zeit, den Tod ihres Vaters zu verschmer Stunden nachher reicht sie dem Mörder ihre Hand! T lich schönen Stellen sind aus Guillen übersetzt.

Aber dergleichen war die geringste Sorge der Akademie. Die Literatur wie die Politik gingen dazu Correctheit und Pathos aus. Die Correctheit entsp Ordnung, das Pathos dem Commando. Insubordina Großen hatte man an Condé, Rohan, Soubise, Boui Guise erlebt; Unterwerfung unter die Krone von Gott den war staatliches wie poetisches Gebot geworden.

Bei der feierlichen Eröffnung der Akademie Cardinal-Minister seinen König sagen: die Eloquenc edelste der Künste. Das ist die goldene Regel der fran

*) F. v. Schack „Geschichte der dramatischen Poesie in 3 Bände.

Literatur geblieben bis in die opponirende Neuromantik hinein: das rhetorische Element hat Alles durchdrungen, Alles beherrscht.

Und doch wolle man nicht vergessen, daß im Spiele der Antithesen und im rhetorischen Pathos sich noch etwas anderes verbirgt als Autorität und Disciplin. Gewaltige Geister brauchten sich nur derselben Mittel zu bedienen, um dieselbe Autorität zu erschüttern, dieselbe Disciplin zu lockern. Das chaotische 16. Jahrhundert erschien in der neuen Richtung der französischen Literatur völlig abgethan, eine neue Aera eröffnet; aber die Pascal und Descartes lehrten und übten auch die Gewalt der Sprache über die Gemüther, den Stoß der Gegensätze und einer Weltanschauung, die weder mit derjenigen Richelieu's, noch mit der des vierzehnten Ludwig übereinstimmte. Der Bruch mit der politischen Tradition, wie ihn der Cardinal vollzog, konnte dermaleinst auch von unten her bewerkstelligt werden.

Es ist schon schlimm, wenn der Despotismus eine Zeitung gebraucht; das böse Beispiel wirkt ansteckend, das Volk lernt die Macht des gedruckten Wortes kennen. Seit 1631 erschien die „Gazette de France" einmal wöchentlich; der Cardinal und der nicht allzu beschäftigte König waren Mitarbeiter. Dabei sollte es natürlich sein Bewenden haben; die Preßfreiheit bestand in der Freiheit der Regierung, drucken zu lassen was ihr gutdünkte. Aber konnten es nicht Zeitungen sein, so waren es geheimgedruckte, anonyme Broschüren, die den Mittagsschlaf des Cardinals störten. Meist in Paris gedruckt, trugen diese Schriften doch den Druckort „Brüssel" oder eine sonstige niederländische Stadt auf dem Titelblatt. Am Grimmigsten erzürnte ihn die „Milliade" in ca. 1000 Versen, die man jetzt auf Louis d'Epinay, einen Abt in der Champagne, und auf den Grafen d'Estelan zurückführt. Die Satyre hatte so sehr eingeschlagen, daß die Frondeurs sie im Jahre 1652 ohne Weiteres gegen Mazarin verwendeten und blos die Eigennamen zu ändern brauchten.

Die Verherrlicher Ludwigs XIV., beſtrebt allen Glanz um das Haupt ihres Idols zu ſammeln, haben von den Kunſtbeſtrebungen der Regentin Maria und des Cardinals, ganz beſonders von der damaligen Förderung öffentlicher Arbeiten und der Induſtrie wenig oder nichts geſagt. Und doch baute ſich die Regentin den Luxemburg-Palaſt auf dem linken Seineufer im gemiſchten franzöſiſch-toskaniſchen Styl, ein Denkmal ihrer eigenen Doppelnatur. Dort malten Rubens und Jordaens die berühmten Bilder aus dem Leben der Königin, die im Louvre am ganz verkehrten Platze ſind. Maria v. Medici ſetzte auch den Bau des Louvre fort, gründete die Savonnerie, die ſpäter ſo berühmte Tapetenfabrik, und legte den botaniſchen Garten an; unter ihr entſtand auch der Anfang des Quartier St. Germain, des ariſtokratiſchen Faubourg. Sie hatte an Sublet de Noyer einen förmlichen Miniſter der öffentlichen Künſte.

Richelieu erbaute das Petit-Luxembourg und begann den Bau des Palais-Cardinal, des heutigen Palais-Royal. Er ließ den Nicol. Pouſſin von Rom kommen, der überhaupt nur zwei Jahre in Paris lebte, während deren er die Louvre-Galerie ausmalte und das Kunſtgewerbe befeuerte. Die Induſtrie in Verbindung mit der hohen Kunſt zu ſetzen, durch ihre Producte Geſchmack und Luxus, ſowie den Export zu befördern, danach die Zolltarife einzurichten: das war des Cardinals eigenſter Gedanke.

In ſeinem Palais bewirthete und amüſirte der Cardinal den Hof; dort gab er theatraliſche Vorſtellungen, bei denen er oft ſelbſt als Dichter ſich betheiligte. Er wußte zu repräſentiren — Ludwigs XIII. Hofhalt war beſcheiden gegen den ſeinigen; 24 bis 36 Pagen aus den vornehmſten Familien warteten auf. Seine Muſikcapelle mußte ihn auf Reiſen begleiten. Er wechſelte zwiſchen Sänfte und Caroſſe. Zahlreiche Köche ſorgten für ſeinen und ſeiner Gäſte Gaumen. Er ſpielte mit Geſchick den Herrſcher und beſtimmte den zukünftigen Geſchmack. Seine Vorliebe für Uniformität, Regel und grade Linie

wird am beſten durch die Idee bezeichnet, eine Stadt Richelieu nach geometriſchem Plane zu bauen.

Sein Vermögen beſtand in $2^1/_2$ Millionen Livres, von denen er die Hälfte dem Könige vermachte. Der Herzogstitel ging auf ſeinen Neffen über, deſſen Sohne wir ſpäter begegnen werden.

Richelieu war der fleißigſte Mann des Königreichs; er ſchlief des Nachts nur 3—4 Stunden, von 11 Uhr bis 2 oder 3; dann las er die eingelaufenen Depeſchen und ſchlief wieder von 6—8 Uhr Morgens. Er ſchrieb gut Lateiniſch, verſtand Griechiſch, Italieniſch und Spaniſch. Den katholiſchen Cultus beobachtete er in aller Form; dabei ſteckte er jedoch tief in den Schlingen der Aſtrologie und Alchymie, wie ſein ganzes Jahrhundert. Die confeſſionelle Religion erfüllte eben die denkenden Menſchen nicht mehr durchaus, und die Lücken wurden durch vermeintlich höhere Wiſſenſchaft geſtopft. Der Cardinal ließ den Alchemiſten Rueil am Stein der Weiſen ſuchen. Daneben errichtete er dann einen beſondern Gerichtshof für Falſchmünzer, Majeſtätsverbrecher und Prognoſtikenſteller über Leben und Tod des Königs — ganz wie die römiſchen Imperatoren, welche eine eigene „gute" Magie betrieben, die „ſchlechte" dagegen mit den ſchwerſten Strafen heimſuchten. Das laisser aller in moraliſcher und geſchlechtlicher Beziehung hatte Heinrich IV. zu charmant in Schwang gebracht, als daß es ſeine bedenklichen Kreiſe nicht hätte immer weiter ziehen ſollen. Repräſentiren laſſen ſich die negativen Eigenſchaften eines Volksgeiſtes, abſchaffen nicht. Richelieu war kein Rigoriſt, wie ſeine Nichte Mme. Combalet wußte; ſagte man ihm doch Abſichten auf die Königin Anna nach. Die Moral fällt nicht in die Competenz der Verwaltung. Der Cardinal hatte mit zwei königlichen Weibern genug zu ſchaffen gehabt, um die Weiberherrſchaft zu verabſcheuen; aber ihren großen Einfluß auf die franzöſiſche Geſellſchaft vermochte er nicht zu hemmen. Zudem ſtand die Vormundſchaft Anna's vor der Thüre. Der Leichtſinn der Weiber wurde unter Mazarin noch größer als

Die Verherrlicher Ludwigs XIV., bestrebt allen Glanz um das Haupt ihres Idols zu sammeln, haben von den Kunstbestrebungen der Regentin Maria und des Cardinals, ganz besonders von der damaligen Förderung öffentlicher Arbeiten und der Industrie wenig oder nichts gesagt. Und doch baute sich die Regentin den Luxemburg-Palast auf dem linken Seineufer im gemischten französisch-toskanischen Styl, ein Denkmal ihrer eigenen Doppelnatur. Dort malten Rubens und Jordaens die berühmten Bilder aus dem Leben der Königin, die im Louvre am ganz verkehrten Platze sind. Maria v. Medici setzte auch den Bau des Louvre fort, gründete die Savonnerie, die später so berühmte Tapetenfabrik, und legte den botanischen Garten an; unter ihr entstand auch der Anfang des Quartier St. Germain, des aristokratischen Faubourg. Sie hatte an Sublet de Noyer einen förmlichen Minister der öffentlichen Künste.

Richelieu erbaute das Petit-Luxembourg und begann den Bau des Palais-Cardinal, des heutigen Palais-Royal. Er ließ den Nicol. Pouſſin von Rom kommen, der überhaupt nur zwei Jahre in Paris lebte, während deren er die Louvre-Galerie ausmalte und das Kunstgewerbe befeuerte. Die Industrie in Verbindung mit der hohen Kunst zu setzen, durch ihre Producte Geschmack und Luxus, sowie den Export zu befördern, danach die Zolltarife einzurichten: das war des Cardinals eigenster Gedanke.

In seinem Palais bewirthete und amüsirte der Cardinal den Hof; dort gab er theatralische Vorstellungen, bei denen er oft selbst als Dichter sich betheiligte. Er wußte zu repräsentiren — Ludwigs XIII. Hofhalt war bescheiden gegen den seinigen; 24 bis 36 Pagen aus den vornehmsten Familien warteten auf. Seine Musikcapelle mußte ihn auf Reisen begleiten. Er wechselte zwischen Sänfte und Caroſſe. Zahlreiche Köche sorgten für seinen und seiner Gäste Gaumen. Er spielte mit Geschick den Herrscher und bestimmte den zukünftigen Geschmack. Seine Vorliebe für Uniformität, Regel und grade Linie

wird am beſten durch die Idee bezeichnet, eine Stadt Richelieu nach geometriſchem Plane zu bauen.

Sein Vermögen beſtand in $2^1/_2$ Millionen Livres, von denen er die Hälfte dem Könige vermachte. Der Herzogstitel ging auf ſeinen Neffen über, deſſen Sohne wir ſpäter begegnen werden.

Richelieu war der fleißigſte Mann des Königreichs; er ſchlief des Nachts nur 3—4 Stunden, von 11 Uhr bis 2 oder 3; dann las er die eingelaufenen Depeſchen und ſchlief wieder von 6—8 Uhr Morgens. Er ſchrieb gut Lateiniſch, verſtand Griechiſch, Italieniſch und Spaniſch. Den katholiſchen Cultus beobachtete er in aller Form; dabei ſteckte er jedoch tief in den Schlingen der Aſtrologie und Alchymie, wie ſein ganzes Jahrhundert. Die confeſſionelle Religion erfüllte eben die denkenden Menſchen nicht mehr durchaus, und die Lücken wurden durch vermeintlich höhere Wiſſenſchaft geſtopft. Der Cardinal ließ den Alchemiſten Rueil am Stein der Weiſen ſuchen. Daneben errichtete er dann einen beſondern Gerichtshof für Falſchmünzer, Majeſtätsverbrecher und Prognoſtikenſteller über Leben und Tod des Königs — ganz wie die römiſchen Imperatoren, welche eine eigene „gute" Magie betrieben, die „ſchlechte" dagegen mit den ſchwerſten Strafen heimſuchten. Das laisser aller in moraliſcher und geſchlechtlicher Beziehung hatte Heinrich IV. zu charmant in Schwang gebracht, als daß es ſeine bedenklichen Kreiſe nicht hätte immer weiter ziehen ſollen. Repräſentiren laſſen ſich die negativen Eigenſchaften eines Volksgeiſtes, abſchaffen nicht. Richelieu war kein Rigoriſt, wie ſeine Nichte Mme. Combalet wußte; ſagte man ihm doch Abſichten auf die Königin Anna nach. Die Moral fällt nicht in die Competenz der Verwaltung. Der Cardinal hatte mit zwei königlichen Weibern genug zu ſchaffen gehabt, um die Weiberherrſchaft zu verabſcheuen; aber ihren großen Einfluß auf die franzöſiſche Geſellſchaft vermochte er nicht zu hemmen. Zudem ſtand die Vormundſchaft Anna's vor der Thüre. Der Leichtſinn der Weiber wurde unter Mazarin noch größer als

unter Richelieu. Die Zahl der im Duell Gefallenen, sehr häufig die Opfer weiblicher Coketterie und Wetterwendigkeit, war unter Ludwig XIII. noch bedeutender als unter Heinrich IV. Die Weiber verlegten sich bereits auf die geschminkte Natürlichkeit, bei der die Wegwerfung als Hingebung figurirte; die Männer affectirten ungezwungene Höflichkeit und prahlten mit einer Würde, der das Leben „nicht eine Stecknadel werth" ist.

Wie ein warnender Prophet steht mitten in diesem hereinbrechenden Verderben der geniale Jacques Callot (1594 bis 1635) da. Der grassirenden Emphase gegenüber grub er die Lebenswahrheit auf Kupfertafeln ein. Ist Callot schon überaus wichtig durch die getreue Darstellung zeitgenössischer kriegerischer Zustände und Vorgänge und besonders der Waffen und Costüme; läßt er uns da den Uebergang vom Ritterthum zur praktisch-nüchternen Staatsraison, den vergeblichen letzten Kampf der Individualität mit dem Uebergreifen der nivellirenden Allgemeinheit sozusagen mit Händen greifen, so wird er gradezu classisch durch die Naturwahrheit seiner Schilderungen und durch den befreienden Humor seiner Phantasiestücke. Ist es nicht höchst charakteristisch, daß sich im Angesicht von 50 Kanonen die mittelalterliche Sturmhaube hoch mit Federn blähte; daß der Küraß, die Arm- und Beinschienen gleich alten Gespenstern aus Rüstkammern umgingen? Dagegen beginnt dann der Stulpstiefel mit über's Knie verlängerter Hose, der aufgekrempte weiche Schlapphut, der Carabiner und die Ständerbüchse den unwiderstehlichen Uniformirungszwang.

Wie grausamlich getreu sind Callot's Misères et malheurs de la guerre! Welche Plünderungs-, Schändungs-, Mord- und Marterscenen! Die Justificirung fehlt auch nicht; die Lotterbuben hangen zu Dutzenden an den Bäumen, werden füsilirt, verbrannt, gerädert. Dann hinken Krüppel ins Spital oder betteln umher, und die noch immer wüthenden Bauern schlagen sie mit Dreschflegeln todt. So gestochen im Jahre

1633. Der Humor des gesunden Künstlers aber gipfelt in einer Reihe von dramatischen Scenen, die dem feinsten Charakterlustspiel zu Grunde gelegt werden könnten und die eine wahrhaft Molière'sche Laune verrathen.

Schließen wir mit zwei Urtheilen von Zeitgenossen über den Begründer der französischen Einheit. La Rochefoucauld charakterisirt ihn also: „Der Cardinal Richelieu dankte seine Erhebung einzig der Königin-Mutter. Sein Geist war durchdringend und weitsehend, seine Gemüthsverfassung herb. Er war kühn in seinen Plänen, schüchtern für seine Person. Er wollte des Königs und seine eigene Autorität festsetzen, indem er die Hugenotten und die großen Adelshäuser Frankreichs zu Grunde richtete; dann gedachte er Oesterreich anzugreifen, um eine für Frankreich so bedrohliche Macht herabzudrücken. Alles, was sich seinem Willen nicht fügte, ärntete seinen Haß; er berücksichtigte keine Gränzen in der Erhöhung seiner Creaturen und der Vernichtung seiner Feinde."

Offenbar legt La Rochefoucauld, nach seiner Art, zu viel Gewicht auf rein persönliche Motive.

Der gewiegte Cardinal von Retz, die Seele der „Fronde", äußert sich folgendermaßen: „Aus allen Dummheiten und Leidenschaften der schlechten Parteien in Frankreich, aus der Schwäche des deutschen Kaiserthums und der Unfähigkeit Spaniens bildete Richelieu ein Capital, welches er zu dem Zwecke einer unbeschränkten Monarchie verwendete."

Der Cardinal hat sich selbst in folgenden „Maximen" gezeichnet: „Unvorsichtig und unglücklich ist Eins. — Nie kann man zu vorsichtig sein und zu viel Sicherheit suchen. Man muß stets zwei Sehnen am Bogen haben, immer mehr vorbereiten als man erreichen kann. — Ich wage nichts, ohne reiflich überlegt zu haben; habe ich aber meinen Entschluß gefaßt, so gehe ich auf's Ziel los, stürze Alles um, mähe Alles nieder, und bedecke Alles mit meinem rothen Rock."

Der Cardinal Mazarin. — Blaiſe Pascal.

Am 19. April 1642 ernannte Ludwig XIII. einen Regentſchaftsrath für ſeinen 5jährigen Sohn, beſtehend aus der Königin Anna, dem Herzog von Orleans, dem Prinzen von Condé und dem Cardinal Mazarin. Am 14. Mai ſtarb der König, fünf Monate nach Richelieu. Die Königin, im Bunde mit den ehrgeizigen Großen, warf das Teſtament um, nahm in einer Kiſſenſitzung des Parlaments die vormundſchaftliche Regierung in die Hand, ernannte den uns hinlänglich bekannten Orleans, der früher ihr Augenmerk geweſen war, zum Statthalter ſämmtlicher Provinzen, und Mazarin zu ihrem Premierminiſter. Dieſer war dem verſtorbenen Könige ſchon lieber geweſen als Richelieu, hatte ihm auch verſprochen, für die Aufrechthaltung des Teſtaments zu ſorgen, zugleich aber der Königin entgegengeſetzte Verſprechungen gemacht und ſich dann bei Seite gedrückt. Nach dem Tode Ludwigs erſchien er nicht mehr im geheimen Rathe und bat dann um ſeine Entlaſſung. Abgeſprochen oder nicht, Mazarin wurde Premierminiſter, der Nachfolger Richelieu's.

Auch Mazarin trug den rothen Rock, mit dem er vieles bedecken mußte; ebenſo Schnurr- und Knebelbart. Aber Kleider und Friſur machen doch nicht ganz den Mann. Wir haben ſein Portrait von Champaigne und von Nanteuil: er iſt ein ſchöner Mann; unter dem rothen Käppchen quillt ein reiches ſchwarzes Haar hervor; die Augen ſind groß und feucht, die ſchöne Stirn läuft in einer Adlernaſe aus; der Ausdruck der

Physiognomie ist ein mildes Feuer. Schlauheit paart sich in diesem Gesicht mit Sinnlichkeit; dieser Kopf scheint voller Expédients, aber ohne einen großen, herrschenden Gedanken. Es ist etwas vom Glücksritter in ihm, wie es die Cardinäle aus den Abruzzen mitbringen.

Der italienische Richelieu war nicht nur ein Italiener, sondern auch als spanischer Unterthan geboren. Er und die spanische Anna haben den spanischen Rosenkranz weiter zerpflückt. Auch die Königin Anna hatte große schöne dunkle Augen und ein reiches kastanienbraunes Haar. Sie war der zärtlichen Regungen voll, hatte sich leidenschaftlich in den englischen Herzog von Buckingham verliebt, vielleicht den Cardinal Richelieu nicht gleichgültig angesehen; eben stand, bis auf Weiteres, der Herzog von Beaufort, das Haupt der „Importans", in ihrer Gunst. Wer aber glaubte, die Frau hätte vom Kriege nicht gestört sein wollen, die Spanierin sei rasch zum Frieden mit ihrem Heimathlande geschritten, der täuschte sich. Die Königin-Regentin war Französin geworden.

Im Jahre 1630 erschien der 28jährige Giulio Mazarini in Lyon bei Richelieu, der eben mit einer Armee nach Italien zog, mit Friedensvorschlägen von Seiten Spinola's und des Herzogs von Savoyen. Er hatte ursprünglich die Rechte studirt, war dann Capitän beim Papste gewesen und hierauf Theologe geworden. Richelieu, der Gefallen an dem jungen Mann gefunden hatte, ließ ihn nicht aus den Augen und nahm ihn 1639 in französische Dienste. Auf Verwendung des Königs, seines Gönners, erhielt er 1641 den Cardinalshut. Er war also grade reif zur Nachfolge.

Die Zustände Frankreichs waren nach Innen wie nach Außen gefestigt; Mazarin hatte zwar mit einer Regentin zu schaffen, wie Richelieu; aber der kleine König redete noch lange nicht drein, brauchte nicht einmal trainirt zu werden wie sein Vater. Elsaß sammt Breisach war in französischen Händen; Turenne und Condé führten Krieg jenseits der Gränzen; waren sie in Deutschland nicht besonders glücklich, so machten

Der Cardinal Mazarin. — Blaiſe Pascal.

Am 19. April 1642 ernannte Ludwig XIII. einen Regentſchaftsrath für ſeinen 5jährigen Sohn, beſtehend aus der Königin Anna, dem Herzog von Orleans, dem Prinzen von Condé und dem Cardinal Mazarin. Am 14. Mai ſtarb der König, fünf Monate nach Richelieu. Die Königin, im Bunde mit den ehrgeizigen Großen, warf das Teſtament um, nahm in einer Kiſſenſitzung des Parlaments die vormundſchaftliche Regierung in die Hand, ernannte den uns hinlänglich bekannten Orleans, der früher ihr Augenmerk geweſen war, zum Statthalter ſämmtlicher Provinzen, und Mazarin zu ihrem Premierminiſter. Dieſer war dem verſtorbenen Könige ſchon lieber geweſen als Richelieu, hatte ihm auch verſprochen, für die Aufrechthaltung des Teſtaments zu ſorgen, zugleich aber der Königin entgegengeſetzte Verſprechungen gemacht und ſich dann bei Seite gedrückt. Nach dem Tode Ludwigs erſchien er nicht mehr im geheimen Rathe und bat dann um ſeine Entlaſſung. Abgeſprochen oder nicht, Mazarin wurde Premierminiſter, der Nachfolger Richelieu's.

Auch Mazarin trug den rothen Rock, mit dem er vieles bedecken mußte; ebenſo Schnurr- und Knebelbart. Aber Kleider und Friſur machen doch nicht ganz den Mann. Wir haben ſein Portrait von Champaigne und von Nanteuil: er iſt ein ſchöner Mann; unter dem rothen Käppchen quillt ein reiches ſchwarzes Haar hervor; die Augen ſind groß und feucht, die ſchöne Stirn läuft in einer Adlernaſe aus; der Ausdruck der

Physiognomie ist ein mildes Feuer. Schlauheit paart sich in diesem Gesicht mit Sinnlichkeit; dieser Kopf scheint voller Expédients, aber ohne einen großen, herrschenden Gedanken. Es ist etwas vom Glücksritter in ihm, wie es die Cardinäle aus den Abruzzen mitbringen.

Der italienische Richelieu war nicht nur ein Italiener, sondern auch als spanischer Unterthan geboren. Er und die spanische Anna haben den spanischen Rosenkranz weiter zerpflückt. Auch die Königin Anna hatte große schöne dunkle Augen und ein reiches kastanienbraunes Haar. Sie war der zärtlichen Regungen voll, hatte sich leidenschaftlich in den englischen Herzog von Buckingham verliebt, vielleicht den Cardinal Richelieu nicht gleichgültig angesehen; eben stand, bis auf Weiteres, der Herzog von Beaufort, das Haupt der „Importans", in ihrer Gunst. Wer aber glaubte, die Frau hätte vom Kriege nicht gestört sein wollen, die Spanierin sei rasch zum Frieden mit ihrem Heimathlande geschritten, der täuschte sich. Die Königin-Regentin war Französin geworden.

Im Jahre 1630 erschien der 28jährige Giulio Mazarini in Lyon bei Richelieu, der eben mit einer Armee nach Italien zog, mit Friedensvorschlägen von Seiten Spinola's und des Herzogs von Savoyen. Er hatte ursprünglich die Rechte studirt, war dann Capitän beim Papste gewesen und hierauf Theologe geworden. Richelieu, der Gefallen an dem jungen Mann gefunden hatte, ließ ihn nicht aus den Augen und nahm ihn 1639 in französische Dienste. Auf Verwendung des Königs, seines Gönners, erhielt er 1641 den Cardinalshut. Er war also grade reif zur Nachfolge.

Die Zustände Frankreichs waren nach Innen wie nach Außen gefestigt; Mazarin hatte zwar mit einer Regentin zu schaffen, wie Richelieu; aber der kleine König redete noch lange nicht drein, brauchte nicht einmal trainirt zu werden wie sein Vater. Elsaß sammt Breisach war in französischen Händen; Turenne und Condé führten Krieg jenseits der Gränzen; waren sie in Deutschland nicht besonders glücklich, so machten

sie doch den Kaiserlichen viel zu schaffen; Catalonien diente als Faustpfand gegen Spanien; Condé erfocht noch im Jahre 1643 den glänzenden Sieg bei Rocroy in den spanischen Niederlanden und eroberte drei Monate später auf Mazarins Befehl Thionville oder Diedenhofen, das als Schanze gegen Luxemburg diente. Die Position des Cardinal-Ministers war also nach allen Seiten eine glänzende.

Aber dem Italiener fehlte der feste Entschluß, die durchfahrende Rücksichtslosigkeit seines französischen Vorgängers, das was Gustav Adolf die Mascula consilia genannt hatte. Allerdings schadete ihm auch sein ausländischer Ursprung. Wo Richelieu unschädlich machte, da unterhandelte Mazarin, und wo Richelieu unterhandelte um zu düpiren, da wurde Mazarin oft selbst die Düpe. Den Parteien in Frankreich, die den Kopf aus dem Richelieu'schen Joche gewaltig emporreckten, machte er Zugeständnisse, um sie zu begütigen und zu versöhnen; aber zweimal mußte er die Sühne persönlich auf sich nehmen. Wenn er schließlich triumphirte, so geschah es durch Geschmeidigkeit. Richelieu stahl sich in die Gunst der Maßgebenden, um Alle zu beherrschen; Mazarin mußte sich immer wieder in seine Position hineinschleichen. Richelieu konnte gehaßt werden und wurde gehaßt; Mazarin setzte sich nicht selten der Verachtung aus.

Um den Krieg gegen Spanien und den Kaiser zu führen, brauchte der Cardinal nicht nur Armeen und Feldherren, sondern auch Geld. Dieses nahm er von den Steuerpächtern, welche sich an den Steuerzahlern durch den vierfachen Betrag erholten. Oben sah man durch die Finger, die misera plebs, der Bürger und Bauer, mußten herhalten. Die Steuer in Geld war seit Sully von 2 auf 60 Millionen gestiegen, die ausgepreßte Bevölkerung nur durch Soldaten im Zaume zu halten. Die letzte Unabhängigkeit der Gesinnung im Lande bewahrte das Pariser Parlament, welches bei Steuererhöhungen nicht zu umgehen war. Unter diesem Beamtenadel fanden sich noch ehrenhafte Charaktere, Männer, die einer sittlichen Ent-

rüstung fähig waren: so die Präsidenten Molé und Bavillon, der Rath Broussel und der Generaladvocat Talon. Sagte doch der Letztgenannte der Königin Anna im versammelten Parlament: „Es bleibt Ihren unglücklichen Unterthanen nichts als die Seele, weil diese noch nicht versteigert werden konnte." Das Elend der Bevölkerung hatte die größte Unsicherheit zur Folge. Es existirte zu dieser Zeit in Paris ein Royaume des truands, ein „Königreich von Vagabunden", gegen das die furchtbarsten Gesetze erlassen wurden. Aber das Parlament, in Paris wie in den Provinzen, war eine feudale und privilegirte Gerichts- und Controllbehörde; trat es für irgend etwas in die Schranken, so geschah dies immer zugleich für seine eigene Stellung, nicht selten für seine finanziellen Competenzen. Dazu kam, daß sich in den Vierziger Jahren das Parlament durch seinen Namen und die große Rolle des englischen Parliaments verleiten ließ, „legislative Gewalt" zu spielen und die Eintragung der Steueredicte zu verweigern. Der junge König, erklärte es, könne keine Kissensitzung halten; man wehrte sich gegen Mazarins Willkür. Der oberste Rechnungshof, der Steuerhof, der große Rath und das Parlament thaten sich reichsständisch zusammen. Das improvisirte Parlament verlangte: „Herabsetzung der Taille oder Kopfsteuer um ein Viertel, Prüfung der seitherigen Finanzverwaltung, formelles Steuerbewilligungsrecht, Abschaffung der königlichen Kissensitzungen, Mittheilung der Verhaftungsgründe binnen 24 Stunden (Habeas Corpus), ordentlichen Rechtsgang, Beseitigung der außerordentlichen Gerichtscommissionen. Die Forderungen waren vortrefflich, das Forum leider incompetent.

Das Pariser Volk, immer regierungsfeindlich, tumultuirte vor dem Palaste des Königs und des Ministers. Es war in den Jahren 1646 und 1647 — der westphälische Friede dem Abschluß nahe —, Mazarin ließ seinen Finanzintendanten Emery fallen, die Taille oder Kopfsteuer wurde abgeschafft. Mazarin gab nach. Nur vor der Habeas-Corpus-Akte wußte er sich herzudrücken.

Dichter und dem allmächtigen Patron durch; der Erstere aber profitirte von der Kritik.

Die wahre Kritik des „Cid" sollte noch lange auf sich warten lassen; nicht zum Wenigsten hat Schack sie gefördert.*) Schack wies zuerst die eigentliche Quelle des Corneille'schen „Cid" in den Mocedades del Cid von Guillen de Castro nach. Dieser hatte die frühere Liebe des Cid zur Ximene, von der die Romanzen nichts wußten, erfunden. Dann hat Corneille einiges specifisch Spanische unterdrückt, z. B. den hochfahrenden Prinzen Sancho und den heil. Lazarus. Sonst ist alles Gute aus Guillen entlehnt, nur die Süße der Poesie, der feine Hauch des Herzens, fehlt bei dem Franzosen. Dafür tritt ein der declamatorische Pomp, die tönende Phrase, das gesuchte Spiel der Antithesen. Die berühmten drei Einheiten, die erst unter Lessing's Richterbeil fielen, sind im „Cid" des Corneille bis zur Albernheit beobachtet: die Beleidigung Diego's, der Zweikampf, die Verfolgung und Verheimlichung, die Flucht, die Heldenthaten, der gesetzliche Zweikampf — Alles vollzieht sich am selben Orte innerhalb weniger Stunden! Ximene hat nicht einmal Zeit, den Tod ihres Vaters zu verschmerzen; drei Stunden nachher reicht sie dem Mörder ihre Hand! Die wirklich schönen Stellen sind aus Guillen übersetzt.

Aber dergleichen war die geringste Sorge der jungen Akademie. Die Literatur wie die Politik gingen dazumal auf Correctheit und Pathos aus. Die Correctheit entsprach der Ordnung, das Pathos dem Commando. Insubordination der Großen hatte man an Condé, Rohan, Soubise, Bouillon und Guise erlebt; Unterwerfung unter die Krone von Gottes Gnaden war staatliches wie poetisches Gebot geworden.

Bei der feierlichen Eröffnung der Akademie ließ der Cardinal-Minister seinen König sagen: die Eloquence sei die edelste der Künste. Das ist die goldene Regel der französischen

*) F. v. Schack „Geschichte der dramatischen Poesie in Spanien", 3 Bände.

Literatur geblieben bis in die opponirende Neuromantik hinein: das rhetoriſche Element hat Alles durchdrungen, Alles beherrſcht.

Und doch wolle man nicht vergeſſen, daß im Spiele der Antitheſen und im rhetoriſchen Pathos ſich noch etwas anderes verbirgt als Autorität und Disciplin. Gewaltige Geiſter brauchten ſich nur derſelben Mittel zu bedienen, um dieſelbe Autorität zu erſchüttern, dieſelbe Disciplin zu lockern. Das chaotiſche 16. Jahrhundert erſchien in der neuen Richtung der franzöſiſchen Literatur völlig abgethan, eine neue Aera eröffnet; aber die Pascal und Descartes lehrten und übten auch die Gewalt der Sprache über die Gemüther, den Stoß der Gegenſätze und einer Weltanſchauung, die weder mit derjenigen Richelieu's, noch mit der des vierzehnten Ludwig übereinſtimmte. Der Bruch mit der politiſchen Tradition, wie ihn der Cardinal vollzog, konnte dermaleinſt auch von unten her bewerkſtelligt werden.

Es iſt ſchon ſchlimm, wenn der Despotismus eine Zeitung gebraucht; das böſe Beiſpiel wirkt anſteckend, das Volk lernt die Macht des gedruckten Wortes kennen. Seit 1631 erſchien die „Gazette de France" einmal wöchentlich; der Cardinal und der nicht allzu beſchäftigte König waren Mitarbeiter. Dabei ſollte es natürlich ſein Bewenden haben; die Preßfreiheit beſtand in der Freiheit der Regierung, drucken zu laſſen was ihr gutdünkte. Aber konnten es nicht Zeitungen ſein, ſo waren es geheimgedruckte, anonyme Broſchüren, die den Mittagsſchlaf des Cardinals ſtörten. Meiſt in Paris gedruckt, trugen dieſe Schriften doch den Druckort „Brüſſel" oder eine ſonſtige niederländiſche Stadt auf dem Titelblatt. Am Grimmigſten erzürnte ihn die „Milliade" in ca. 1000 Verſen, die man jetzt auf Louis d'Epinay, einen Abt in der Champagne, und auf den Grafen d'Eſtelan zurückführt. Die Satyre hatte ſo ſehr eingeſchlagen, daß die Frondeurs ſie im Jahre 1652 ohne Weiteres gegen Mazarin verwendeten und blos die Eigennamen zu ändern brauchten.

Die Verherrlicher Ludwigs XIV., bestrebt allen Glanz um das Haupt ihres Idols zu sammeln, haben von den Kunstbestrebungen der Regentin Maria und des Cardinals, ganz besonders von der damaligen Förderung öffentlicher Arbeiten und der Industrie wenig oder nichts gesagt. Und doch baute sich die Regentin den Luxemburg-Palast auf dem linken Seineufer im gemischten französisch-toskanischen Styl, ein Denkmal ihrer eigenen Doppelnatur. Dort malten Rubens und Jordaens die berühmten Bilder aus dem Leben der Königin, die im Louvre am ganz verkehrten Platze sind. Maria v. Medici setzte auch den Bau des Louvre fort, gründete die Savonnerie, die später so berühmte Tapetenfabrik, und legte den botanischen Garten an; unter ihr entstand auch der Anfang des Quartier St. Germain, des aristokratischen Faubourg. Sie hatte an Sublet de Noyer einen förmlichen Minister der öffentlichen Künste.

Richelieu erbaute das Petit-Luxembourg und begann den Bau des Palais-Cardinal, des heutigen Palais-Royal. Er ließ den Nicol. Poussin von Rom kommen, der überhaupt nur zwei Jahre in Paris lebte, während deren er die Louvre-Galerie ausmalte und das Kunstgewerbe befeuerte. Die Industrie in Verbindung mit der hohen Kunst zu setzen, durch ihre Producte Geschmack und Luxus, sowie den Export zu befördern, danach die Zolltarife einzurichten: das war des Cardinals eigenster Gedanke.

In seinem Palais bewirthete und amüsirte der Cardinal den Hof; dort gab er theatralische Vorstellungen, bei denen er oft selbst als Dichter sich betheiligte. Er wußte zu repräsentiren — Ludwigs XIII. Hofhalt war bescheiden gegen den seinigen; 24 bis 36 Pagen aus den vornehmsten Familien warteten auf. Seine Musikcapelle mußte ihn auf Reisen begleiten. Er wechselte zwischen Sänfte und Carosse. Zahlreiche Köche sorgten für seinen und seiner Gäste Gaumen. Er spielte mit Geschick den Herrscher und bestimmte den zukünftigen Geschmack. Seine Vorliebe für Uniformität, Regel und grade Linie

wird am beſten durch die Idee bezeichnet, eine Stadt Richelieu nach geometriſchem Plane zu bauen.

Sein Vermögen beſtand in $2^1/_2$ Millionen Livres, von denen er die Hälfte dem Könige vermachte. Der Herzogstitel ging auf ſeinen Neffen über, deſſen Sohne wir ſpäter begegnen werden.

Richelieu war der fleißigſte Mann des Königreichs; er ſchlief des Nachts nur 3—4 Stunden, von 11 Uhr bis 2 oder 3; dann las er die eingelaufenen Depeſchen und ſchlief wieder von 6—8 Uhr Morgens. Er ſchrieb gut Lateiniſch, verſtand Griechiſch, Italieniſch und Spaniſch. Den katholiſchen Cultus beobachtete er in aller Form; dabei ſteckte er jedoch tief in den Schlingen der Aſtrologie und Alchymie, wie ſein ganzes Jahrhundert. Die confeſſionelle Religion erfüllte eben die denkenden Menſchen nicht mehr durchaus, und die Lücken wurden durch vermeintlich höhere Wiſſenſchaft geſtopft. Der Cardinal ließ den Alchemiſten Rueil am Stein der Weiſen ſuchen. Daneben errichtete er dann einen beſondern Gerichtshof für Falſchmünzer, Majeſtätsverbrecher und Prognoſtikenſteller über Leben und Tod des Königs — ganz wie die römiſchen Imperatoren, welche eine eigene „gute" Magie betrieben, die „ſchlechte" dagegen mit den ſchwerſten Strafen heimſuchten. Das laisser aller in moraliſcher und geſchlechtlicher Beziehung hatte Heinrich IV. zu charmant in Schwang gebracht, als daß es ſeine bedenklichen Kreiſe nicht hätte immer weiter ziehen ſollen. Repräſentiren laſſen ſich die negativen Eigenſchaften eines Volksgeiſtes, abſchaffen nicht. Richelieu war kein Rigoriſt, wie ſeine Nichte Mme. Combalet wußte; ſagte man ihm doch Abſichten auf die Königin Anna nach. Die Moral fällt nicht in die Competenz der Verwaltung. Der Cardinal hatte mit zwei königlichen Weibern genug zu ſchaffen gehabt, um die Weiberherrſchaft zu verabſcheuen; aber ihren großen Einfluß auf die franzöſiſche Geſellſchaft vermochte er nicht zu hemmen. Zudem ſtand die Vormundſchaft Anna's vor der Thüre. Der Leichtſinn der Weiber wurde unter Mazarin noch größer als

unter Richelieu. Die Zahl der im Duell Gefallenen, sehr häufig die Opfer weiblicher Coketterie und Wetterwendigkeit, war unter Ludwig XIII. noch bedeutender als unter Heinrich IV. Die Weiber verlegten sich bereits auf die geschminkte Natürlichkeit, bei der die Wegwerfung als Hingebung figurirte; die Männer affectirten ungezwungene Höflichkeit und prahlten mit einer Würde, der das Leben „nicht eine Stecknadel werth" ist.

Wie ein warnender Prophet steht mitten in diesem hereinbrechenden Verderben der geniale Jacques Callot (1594 bis 1635) da. Der grassirenden Emphase gegenüber grub er die Lebenswahrheit auf Kupfertafeln ein. Ist Callot schon überaus wichtig durch die getreue Darstellung zeitgenössischer kriegerischer Zustände und Vorgänge und besonders der Waffen und Costüme; läßt er uns da den Uebergang vom Ritterthum zur praktisch-nüchternen Staatsraison, den vergeblichen letzten Kampf der Individualität mit dem Uebergreifen der nivellirenden Allgemeinheit sozusagen mit Händen greifen, so wird er gradezu classisch durch die Naturwahrheit seiner Schilderungen und durch den befreienden Humor seiner Phantasiestücke. Ist es nicht höchst charakteristisch, daß sich im Angesicht von 50 Kanonen die mittelalterliche Sturmhaube hoch mit Federn blähte; daß der Küraß, die Arm- und Beinschienen gleich alten Gespenstern aus Rüstkammern umgingen? Dagegen beginnt dann der Stulpstiefel mit über's Knie verlängerter Hose, der aufgekrempte weiche Schlapphut, der Carabiner und die Ständerbüchse den unwiderstehlichen Uniformirungszwang.

Wie grausamlich getreu sind Callot's Misères et malheurs de la guerre! Welche Plünderungs-, Schändungs-, Mord- und Marterscenen! Die Justificirung fehlt auch nicht; die Lotterbuben hangen zu Dutzenden an den Bäumen, werden füsilirt, verbrannt, gerädert. Dann hinken Krüppel ins Spital oder betteln umher, und die noch immer wüthenden Bauern schlagen sie mit Dreschflegeln todt. So gestochen im Jahre

1633. Der Humor des gesunden Künstlers aber gipfelt in einer Reihe von dramatischen Scenen, die dem feinsten Charakterlustspiel zu Grunde gelegt werden könnten und die eine wahrhaft Molière'sche Laune verrathen.

Schließen wir mit zwei Urtheilen von Zeitgenossen über den Begründer der französischen Einheit. La Rochefoucauld charakterisirt ihn also: „Der Cardinal Richelieu dankte seine Erhebung einzig der Königin-Mutter. Sein Geist war durchdringend und weitsehend, seine Gemüthsverfassung herb. Er war kühn in seinen Plänen, schüchtern für seine Person. Er wollte des Königs und seine eigene Autorität festsetzen, indem er die Hugenotten und die großen Adelshäuser Frankreichs zu Grunde richtete; dann gedachte er Oesterreich anzugreifen, um eine für Frankreich so bedrohliche Macht herabzudrücken. Alles, was sich seinem Willen nicht fügte, ärntete seinen Haß; er berücksichtigte keine Gränzen in der Erhöhung seiner Creaturen und der Vernichtung seiner Feinde."

Offenbar legt La Rochefoucauld, nach seiner Art, zu viel Gewicht auf rein persönliche Motive.

Der gewiegte Cardinal von Retz, die Seele der „Fronde", äußert sich folgendermaßen: „Aus allen Dummheiten und Leidenschaften der schlechten Parteien in Frankreich, aus der Schwäche des deutschen Kaiserthums und der Unfähigkeit Spaniens bildete Richelieu ein Capital, welches er zu dem Zwecke einer unbeschränkten Monarchie verwendete."

Der Cardinal hat sich selbst in folgenden „Maximen" gezeichnet: „Unvorsichtig und unglücklich ist Eins. — Nie kann man zu vorsichtig sein und zu viel Sicherheit suchen. Man muß stets zwei Sehnen am Bogen haben, immer mehr vorbereiten als man erreichen kann. — Ich wage nichts, ohne reiflich überlegt zu haben; habe ich aber meinen Entschluß gefaßt, so gehe ich auf's Ziel los, stürze Alles um, mähe Alles nieder, und bedecke Alles mit meinem rothen Rock."

Der Cardinal Mazarin. — Blaiſe Pascal.

Am 19. April 1642 ernannte Ludwig XIII. einen Regentſchaftsrath für ſeinen 5jährigen Sohn, beſtehend aus der Königin Anna, dem Herzog von Orleans, dem Prinzen von Condé und dem Cardinal Mazarin. Am 14. Mai ſtarb der König, fünf Monate nach Richelieu. Die Königin, im Bunde mit den ehrgeizigen Großen, warf das Teſtament um, nahm in einer Kiſſenſitzung des Parlaments die vormundſchaftliche Regierung in die Hand, ernannte den uns hinlänglich bekannten Orleans, der früher ihr Augenmerk geweſen war, zum Statthalter ſämmtlicher Provinzen, und Mazarin zu ihrem Premierminiſter. Dieſer war dem verſtorbenen Könige ſchon lieber geweſen als Richelieu, hatte ihm auch verſprochen, für die Aufrechthaltung des Teſtaments zu ſorgen, zugleich aber der Königin entgegengeſetzte Verſprechungen gemacht und ſich dann bei Seite gedrückt. Nach dem Tode Ludwigs erſchien er nicht mehr im geheimen Rathe und bat dann um ſeine Entlaſſung. Abgeſprochen oder nicht, Mazarin wurde Premierminiſter, der Nachfolger Richelieu's.

Auch Mazarin trug den rothen Rock, mit dem er vieles bedecken mußte; ebenſo Schnurr- und Knebelbart. Aber Kleider und Friſur machen doch nicht ganz den Mann. Wir haben ſein Portrait von Champaigne und von Nanteuil: er iſt ein ſchöner Mann; unter dem rothen Käppchen quillt ein reiches ſchwarzes Haar hervor; die Augen ſind groß und feucht, die ſchöne Stirn läuft in einer Adlernaſe aus; der Ausdruck der

Physiognomie ist ein mildes Feuer. Schlauheit paart sich in diesem Gesicht mit Sinnlichkeit; dieser Kopf scheint voller Expédients, aber ohne einen großen, herrschenden Gedanken. Es ist etwas vom Glücksritter in ihm, wie es die Cardinäle aus den Abruzzen mitbringen.

Der italienische Richelieu war nicht nur ein Italiener, sondern auch als spanischer Unterthan geboren. Er und die spanische Anna haben den spanischen Rosenkranz weiter zerpflückt. Auch die Königin Anna hatte große schöne dunkle Augen und ein reiches kastanienbraunes Haar. Sie war der zärtlichen Regungen voll, hatte sich leidenschaftlich in den englischen Herzog von Buckingham verliebt, vielleicht den Cardinal Richelieu nicht gleichgültig angesehen; eben stand, bis auf Weiteres, der Herzog von Beaufort, das Haupt der „Importans", in ihrer Gunst. Wer aber glaubte, die Frau hätte vom Kriege nicht gestört sein wollen, die Spanierin sei rasch zum Frieden mit ihrem Heimathlande geschritten, der täuschte sich. Die Königin-Regentin war Französin geworden.

Im Jahre 1630 erschien der 28jährige Giulio Mazarini in Lyon bei Richelieu, der eben mit einer Armee nach Italien zog, mit Friedensvorschlägen von Seiten Spinola's und des Herzogs von Savoyen. Er hatte ursprünglich die Rechte studirt, war dann Capitän beim Papste gewesen und hierauf Theologe geworden. Richelieu, der Gefallen an dem jungen Mann gefunden hatte, ließ ihn nicht aus den Augen und nahm ihn 1639 in französische Dienste. Auf Verwendung des Königs, seines Gönners, erhielt er 1641 den Cardinalshut. Er war also grade reif zur Nachfolge.

Die Zustände Frankreichs waren nach Innen wie nach Außen gefestigt; Mazarin hatte zwar mit einer Regentin zu schaffen, wie Richelieu; aber der kleine König redete noch lange nicht drein, brauchte nicht einmal trainirt zu werden wie sein Vater. Elsaß sammt Breisach war in französischen Händen; Turenne und Condé führten Krieg jenseits der Gränzen; waren sie in Deutschland nicht besonders glücklich, so machten

ſie doch den Kaiſerlichen viel zu ſchaffen; Catalonien diente als Fauſtpfand gegen Spanien; Condé erfocht noch im Jahre 1643 den glänzenden Sieg bei Rocroy in den ſpaniſchen Niederlanden und eroberte drei Monate ſpäter auf Mazarins Befehl Thionville oder Diedenhofen, das als Schanze gegen Luxemburg diente. Die Poſition des Cardinal-Miniſters war alſo nach allen Seiten eine glänzende.

Aber dem Italiener fehlte der feſte Entſchluß, die durchfahrende Rückſichtsloſigkeit ſeines franzöſiſchen Vorgängers, das was Guſtav Adolf die Mascula consilia genannt hatte. Allerdings ſchadete ihm auch ſein ausländiſcher Urſprung. Wo Richelieu unſchädlich machte, da unterhandelte Mazarin, und wo Richelieu unterhandelte um zu düpiren, da wurde Mazarin oft ſelbſt die Düpe. Den Parteien in Frankreich, die den Kopf aus dem Richelieu'ſchen Joche gewaltig emporreckten, machte er Zugeſtändniſſe, um ſie zu begütigen und zu verſöhnen; aber zweimal mußte er die Sühne perſönlich auf ſich nehmen. Wenn er ſchließlich triumphirte, ſo geſchah es durch Geſchmeidigkeit. Richelieu ſtahl ſich in die Gunſt der Maßgebenden, um Alle zu beherrſchen; Mazarin mußte ſich immer wieder in ſeine Poſition hineinſchleichen. Richelieu konnte gehaßt werden und wurde gehaßt; Mazarin ſetzte ſich nicht ſelten der Verachtung aus.

Um den Krieg gegen Spanien und den Kaiſer zu führen, brauchte der Cardinal nicht nur Armeen und Feldherren, ſondern auch Geld. Dieſes nahm er von den Steuerpächtern, welche ſich an den Steuerzahlern durch den vierfachen Betrag erholten. Oben ſah man durch die Finger, die misera plebs, der Bürger und Bauer, mußten herhalten. Die Steuer in Geld war ſeit Sully von 2 auf 60 Millionen geſtiegen, die ausgepreßte Bevölkerung nur durch Soldaten im Zaume zu halten. Die letzte Unabhängigkeit der Geſinnung im Lande bewahrte das Pariſer Parlament, welches bei Steuererhöhungen nicht zu umgehen war. Unter dieſem Beamtenadel fanden ſich noch ehrenhafte Charaktere, Männer, die einer ſittlichen Ent-

rüſtung fähig waren: ſo die Präſidenten Molé und Bavillon, der Rath Brouſſel und der Generaladvocat Talon. Sagte doch der Letztgenannte der Königin Anna im verſammelten Parlament: „Es bleibt Ihren unglücklichen Unterthanen nichts als die Seele, weil dieſe noch nicht verſteigert werden konnte.“ Das Elend der Bevölkerung hatte die größte Unſicherheit zur Folge. Es exiſtirte zu dieſer Zeit in Paris ein Royaume des truands, ein „Königreich von Vagabunden“, gegen das die furchtbarſten Geſetze erlaſſen wurden. Aber das Parlament, in Paris wie in den Provinzen, war eine feudale und privilegirte Gerichts- und Controllbehörde; trat es für irgend etwas in die Schranken, ſo geſchah dies immer zugleich für ſeine eigene Stellung, nicht ſelten für ſeine finanziellen Competenzen. Dazu kam, daß ſich in den Vierziger Jahren das Parlament durch ſeinen Namen und die große Rolle des engliſchen Parliaments verleiten ließ, „legislative Gewalt“ zu ſpielen und die Eintragung der Steueredicte zu verweigern. Der junge König, erklärte es, könne keine Kiſſenſitzung halten; man wehrte ſich gegen Mazarins Willkür. Der oberſte Rechnungshof, der Steuerhof, der große Rath und das Parlament thaten ſich reichsſtändiſch zuſammen. Das improviſirte Parlament verlangte: „Herabſetzung der Taille oder Kopfſteuer um ein Viertel, Prüfung der ſeitherigen Finanzverwaltung, formelles Steuerbewilligungsrecht, Abſchaffung der königlichen Kiſſenſitzungen, Mittheilung der Verhaftungsgründe binnen 24 Stunden (Habeas Corpus), ordentlichen Rechtsgang, Beſeitigung der außerordentlichen Gerichtscommiſſionen. Die Forderungen waren vortrefflich, das Forum leider incompetent.

Das Pariſer Volk, immer regierungsfeindlich, tumultuirte vor dem Palaſte des Königs und des Miniſters. Es war in den Jahren 1646 und 1647 — der weſtphäliſche Friede dem Abſchluß nahe —, Mazarin ließ ſeinen Finanzintendanten Emery fallen, die Taille oder Kopfſteuer wurde abgeſchafft. Mazarin gab nach. Nur vor der Habeas-Corpus-Akte wußte er ſich herzudrücken.

Von den Armeen liefen glänzende Nachrichten ein: mona war genommen, Tortosa desgleichen, Condé siegrei Ypern eingezogen. Als Condé am 21. August 1648 den bei Lens davongetragen, hielt Mazarin es für möglich, Parlament einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Der Präs Blancmesnil und der Rath Broussel wurden verhaftet. jedoch Paris murrte, gab er die Gefangenen wieder frei. Regierung erklärte sich bankerott, Paris gerieth in Aufr die Regentin entfloh am 6. Januar 1649 mit dem ju König und dem Minister nach St. Germain, von wo sie g Bonbonsschachteln süßester Versprechungen in ihr liebes P hineinwarf: Zollschutz für Pariser Artikel — für die Bü Einstellung der einträglichen Aemterschöpfung und der let de cachet gegen Beamte — für die Bureaukraten; schaffung der Ausnahmsgerichte — für alle Bedrohten. 8. Januar aber schon erklärte das Parlament den Card für einen „Feind des Vaterlandes". Sah es nicht gerade als ob man englische Revolution spielte; war nicht auch S ford schon gefunden?

Leider bestand die Opposition nicht aus Puritanern, sich im Nu in Eisenrippen verwandelten; die spöttische Be nung, die ihr die Regierung gab, sollte sich bewähren. Straßenjungen, die in den Festungsgräben mit der Schle spielten, und die immer wieder kamen, so oft man sie verjagte, hießen frondeurs. Danach wurde die poli Opposition unter Mazarin benannt. Die Führer waren stische Krakehler, die nur das Ihrige suchten, sich von Seite auf die andere warfen, heute vereinigt, morgen g einander kämpften, sich kaufen und betrügen ließen. E war genug vorhanden — man denke nur an den Card von Retz und die Herzogin von Longueville, die Schw Condé's, den männlichen Blaustrumpf Victor Cousin auf seinen alten Tag zur Verherrlichung verführte. Charakter und fester Plan fehlten der ganzen frondire Gesellschaft. Buckle hat sie drastisch mit den heroischen

venus der engliſchen Revolution, mit den Schneidern und Bierbrauern von Gottes Gnaden zuſammengeſtellt, wo ſie dann in ihrem windigen Nichts erſcheinen. Es iſt ein hiſtoriſcher Irrthum, hier von den Principien des Jahres 1789 zu reden; dieſe Oppoſition konnte zu Paaren getrieben werden, ſie verkroch ſich vor einem reſoluten Quos ego.

Paul de Gondi, Coadjutor des Erzbiſchofs von Paris, ſpäter Cardinal von Retz, hatte es auf Mazarin's Stelle abgeſehen. Als in Paris Barricaden entſtanden, ſpielte er zuerſt den Vermittler und ging dann zur Fronde über. Mazarin floh damals mit dem Hofe aus der Hauptſtadt. Außer dem Coadjutor ſtellten ſich der Prinz von Conti, Condé's Bruder, der Herzog von Longueville, ſein Schwager, die Herzöge von Bouillon und Beaufort der Fronde zur Verfügung. Die Parlamente der Normandie und der Bretagne, der Provence und des Languedoc erließen Zuſtimmungs-Erklärungen. Turenne, der Bruder des Herzogs von Bouillon, rückte mit Truppen heran. Am 11. März 1649 kam der Vertrag von Ruel zwiſchen der Fronde und der nachgiebigen Königin zu Stande. Mazarin machte die Truppen Turenne's abſpenſtig, Turenne floh. Am 18. Auguſt kehrte die Königin mit Mazarin nach Paris zurück. Richelieu war niemals geflohen.

Der Frieden von Münſter und Osnabrück war geſchloſſen. Condé ſtand zur politiſchen Dispoſition. Ludwig, Herzog von Enghien, der Sohn Heinrichs II. von Condé, war 1621 geboren, ſchlug am 19. Mai 1643 mit 22 Jahren die Schlacht bei Rocroy, eroberte am 20. Auguſt deſſelben Jahres Thionville, beſiegte 1644 den bayeriſchen General Mercy, wurde 1647 von dem eiferſüchtigen Mazarin nach Catalonien geſchickt, kehrte 1648 zurück, nahm Ypern in Flandern und ſiegte am 20. Auguſt bei Lens. Das iſt der „große Condé". — Er war von hoher Statur, durchdringendem Blick, bewies im Kugelregen das kälteſte Blut und ſtürzte ſich in's wildeſte Gedränge. So herrlich der Militär, ſo ſchlecht war der Politiker. Seine ſtörriſche Selbſtſucht verdarb hier alles. Beide Parteien riſſen

ſich um ihn. Mazarin konnte ihm nicht genug bieten. De ſtolze Degen verlangte zu viel, um ſeinem Könige zu gehorchen Da verbündete ſich Mazarin mit der Fronde, die Königin em pfing den Coadjutor. Mazarin, als guter Poliziſt, lockte de Prinzen von Condé in die Falle und ließ ihn am 18. Janua 1650 ſammt ſeinem Bruder Conti und ſeinem Schwager Longue ville verhaften. Die intereſſante und intrigante Herzogin vo Chevreuſe hatte aus Haß gegen die verbuhlte Herzogin vo Longueville zu dieſer Gewaltthat gereizt. Man ſieht, das Ganz war ein Bürgerkrieg der Jupons.

Der Coadjutor Gondi-Retz ging für eine Weile in' königliche Lager. Die Herzogin von Condé aber, eine Nicht Richelieu's, ſtellte ſich zu Bordeaux an die Spitze der Empö rung; Turenne rückte gegen Paris, wurde jedoch bei Rethe am 15. December geſchlagen. Da riefen die rebelliſchen Schleu derer Spanien um Hülfe an. Der Herzog von Orleans, de von Beaufort, ſelbſt der Coadjutor fielen von der köni lichen Sache ab. Condé mußte in Freiheit geſetzt werde Mazarin das Weite ſuchen (Febr. 1651). Er floh nach Bri bei Köln und agitirte von dort aus — zum andern Male der Flucht.

Condé war Herr des Plans, er konnte die Regentin Allem zwingen, ſelbſt zur Berufung der Generalſtaaten. die Parlamente, die ſchon Heinrich IV. als Schutzwehr die Reichsvertretung benutzt hatte, fürchteten nichts meh ihre Privilegien einzubüßen. Und dann gebührte die Stelle dem Herzog von Orleans, nicht dem Prinzen von C Dieſem wieder war der Coadjutor bedenklich*). Ur

*) Der Gegenſatz zwiſchen dem hochfahrenden Ariſtokraten geſchmeidigen Politiker ergiebt ſich mit vollendeter Deutlichkeit aus Apoſtrophe des letztern an den erſtern: „Iſt das Parlament nicht der Völker? Ich weiß, daß Sie es für nichts achten, weil de waffnet iſt; aber mit Ihrer Erlaubniß ſage ich Ihnen, daß Leute hoch anſchlagen muß, ſobald ſie ſich ſelbſt für Alles h fangen ſchon an, Ihre Armeen für nichts zu achten, und das

ließ Mazarin aus der Ferne alle Minen ſpringen, um Condé bei der Regentin zu verdächtigen. Anna cajolirte die Fronde, verſprach dem Coadjutor den Cardinals-Hut und ließ 1652 den 14jährigen Ludwig vom Parlamente für mündig erklären.

Condé war beſeitigt, er pflanzte daher die Fahne des Aufruhrs zu Bordeaux auf und ſammelte ein Heer; aber das Parlament frondirte nicht nur gegen Mazarin, ſondern erklärte ſich auch gegen Condé. Mazarin erſchien im königlichen Lager des Grafen von Harcourt, mit ihm Turenne, der jetzt königlich geworden war. Das Parlament erklärte Mazarin für einen Hochverräther und ſetzte 50,000 Livres auf ſeinen Kopf. Condé ſchlug die Königlichen und nahm auf ein Haar den König ſelbſt gefangen. Als er auf Paris marſchirte, erklärte ſich das Parlament gegen ihn; Turenne beſiegte ihn bei Etampes. Am 2. Juli 1652 entbrannte der Kampf zwiſchen den beiden Kriegshelden in der berühmten Pariſer Vorſtadt St. Antoine, 2000 Todte lagen auf dem Platze.

Condé mußte weichen, aber die Thore von Paris waren geſchloſſen. Die Herzogin von Montpenſier — wieder eine Frau — die Tochter des Herzogs von Orleans, ſetzte die Oeffnung der Thore für den geſchlagenen Condé durch; Condé wurde Meiſter der Stadt. Der Pöbel demonſtrirte zu ſeinen Gunſten, das Parlament ernannte ihn zum Oberbefehlshaber, den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs. Die Bürgerſchaft von Paris aber unterhandelte mit dem Könige. Da warf ſich Condé den Spaniern in die Arme. Er wurde geächtet, der Coadjutor gefangen geſetzt. Endlich, als das Parlament den König zur Rückkehr eingeladen hatte, holte der junge Ludwig XIV. in Perſon den Cardinal-Miniſter feierlich nach Poitiers, dem damaligen Hoflager ein, wo dieſer am 3. Febr. 1653 ſeinen Triumpheinzug hielt.

---

daß ihre Macht in ihrer Einbildung beſteht; man kann in Wahrheit ſagen, daß ſie im Gegenſatz zu allen andern Mächten, wenn ſie auf einen gewiſſen Punkt gekommen ſind, Alles können, was ſie zu können glauben."

Wie ſticht da Mazarin gegen Richelieu ab! Und wo iſt in allem dem das geringſte Anzeichen von einer entſchiedenen Politik, von reformatoriſchem Ernſt? Die Gegenſätze, die auf einander prallten, gehörten durchaus der Vergangenheit an; Alle ſuchten ſie nur den beſten Platz an der Sonne für ſich; im Grunde verlangten Alle nach einem Herrn, der ſie reichlich dotiren würde. Dieſer Herr wuchs heran.

Als Mazarin nach alter Gewohnheit die Steuerſchraube wieder anſetzte und das Parlament gegen die Kiſſenſitzung proteſtirte, erſchien der 17jährige König im rothen Leibrock und grauen Hut, in hohen Stiefeln, die Reitpeitſche in der Hand, im Parlament: die Herren da hätten nur Vorſtellungen zu machen, ſonſt aber zu gehorchen. Widerſpänſtige Räthe wurden exilirt, die Macht des Parlamentsadels war gebrochen, 1655.

Was wurde aus der kunterbunten Oppoſition des feudalen und Beamten-Adels, aus der Fronde? Turenne war zum Gehorſam zurückgekehrt; Condé, am 21. März 1654 als Hochverräther zum Tode verurtheilt, irrte mit ſeiner ſtolzen Gemahlin in Spanien umher; ſeine Schweſter Longueville ging in's Kloſter Port-Royal, ſein Bruder Conti ſöhnte ſich mit dem Hofe aus und heirathete eine Mancini, eine der fünf Nichten Mazarin's, die alle an blaues Geblüt kamen. Retz ließ ſich begnadigen, zog ſich nach Rom zurück und ſtarb als Abbé von St. Denis (1679). Verſunken und vergeſſen! Und da wäre jemals das Zeug zur Herſtellung eines Rechtsſtaates, zu conſtitutioneller Reform geweſen? Der übrige Adel lernte bald apportiren, kroch zu Kreuze und ging allerunterthänigſt zu Hofe, wo wir ihn finden werden.

Sobald Mazarin es blos mit dem Auslande zu thun hatte, befand er ſich im richtigen Fahrwaſſer. Er verſtand trefflich das Schüren in fremden Ländern, das Aufhetzen der Unterthanen gegen ihre Tyrannen; natürlich wurde den Erſteren kein Verſprechen gehalten, nur die Letzteren ſollten in Verlegenheit geſetzt werden. So hetzte er 1646 die Sicilianer und

Neapolitaner zum Aufstande, nachdem die Franzosen den Stato degli presidj an der toskanischen Küste erobert hatten. Unter dem schmählichsten Steuerdruck, der die leeren Cassen in Madrid füllen sollte, brach am 20. Mai 1647 der Aufstand in Palermo aus; das Volk ward Meister der Stadt. Der Vicekönig Don Fajardo de los Velez floh in's Castel a Mare. Da stellte sich der sicilianische Adel auf die Seite der Regierung, der Volksführer Giuseppe Alleſi oder da Leſi erlag im Kampfe und der Nachfolger des vor Kummer gestorbenen Vicekönigs, Cardinal Trivulzio, stellte die Ordnung in grausamer Weise her. Mazarin rührte sich nicht. — Nicht besser ging es der bedeutenderen Revolution in Neapel, die im Juli 1647 unter dem durch Romantik und Musik so unkenntlich gemachten Fischer Thomas Aniello (Masaniello) ausbrach. Nichts war berechtigter als der Kampf gegen die sogenannten indirecten, in der That aber sehr directen Auflagen auf Lebensmittel, die Marktsteuer oder gabella. Das Volk rief zu Anfang in ungekünstelter Naivität: Fuori le gabelle, evviva il Re! Der Statthalter, Herzog de los Arcos, hatte, wie der sicilianische, nur den Adel auf seiner Seite. Er sah sich genöthigt, mit dem Haupte der Volksgemeinde zu unterhandeln und schloß einen förmlichen Vertrag mit ihm ab. Nachdem ein Mordanfall auf den armen Fischer mißlungen war, suchte man ihn beim Volke zu verleumden. Der Herzog nahm ihn in seine Kutsche, wodurch er in Mißcredit gerieth. Als es um seine Reputation geschehen war, ließ ihn der Vicekönig am 16. Juli 1647 in der Carmeliterkirche durch vier Schüsse niederstrecken.

Jetzt erhob sich das Volk von Neapel zum andern Male und erzwang am 2. September eine neue Capitulation. Da erschien der zweite Don Juan d'Austria, ein Halbbruder Philipps IV., mit 22 bemannten Kriegsschiffen. Nach zweitägigem Straßenkampf waren die Truppen besiegt und die Republik wurde proclamirt. Held des Volkes war diesmal Gennaro Anneſe.

Jetzt mischte sich ein ganz unberufener, unleidlicher Prä-

tendent ein, der Herzog Heinrich Guiſe, in deſſen Komödiantenkopf die Rolle des ſchweigſamen Oraniers ſpukte. Es war ihm nicht einmal recht, daß die Neapolitaner den König von Frankreich um Hülfe angingen. Freilich langte auch die franzöſiſche Flotte im Winde an und ging vor dem Sturm von dannen. Anneſe aber, des lothringiſchen Prinzen überdrüſſig, knüpfte geheime Verbindungen mit den Spaniern an und ließ ihre Truppen in die Stadt. Der Herzog wurde etliche Jahre gefangen gehalten, Anneſe aber zum Dank hingerichtet.

Mazarin ließ auch geſchehen, daß Catalonien, welches ſich ſchon 1640 Frankreich in die Arme geworfen hatte, der ſpaniſchen Rache anheimfiel. Der Zweck, den Spaniern momentan Hinderniſſe zu bereiten, war ja erreicht.

Die organiſirte Macht der Spanier, in Verbindung mit ihrer rückſichtsloſen Perfidie, blieb Herrin über die ungeregelte naive Volkskraft: aber das Syſtem des zweiten Philipp wackelte doch eben überall. Und ſchon waren die Tage von halb Flandern und der Freigrafſchaft Burgund gezählt. Le chapelet d'Espagne défilait . . .

In Deutſchland handelte es ſich ſeit 1654 um die Thronfolge im Reiche, da der älteſte Sohn Ferdinands III., der im vorhergehenden Jahre zum römiſchen König gewählt worden war, plötzlich ſtarb.

Mazarin ſuchte ſofort die Karten zu miſchen. Als der Kaiſer nun ſelbſt 1657 ſtarb, ohne daß ein römiſcher König vorhanden war, als Bayern und die Pfalz, die 7. und die 8. Kur, ſich wegen der Reichsverweſerſchaft in die Haare geriethen, da blühte Mazarin's Weizen. Mit Schweden vereint, arbeitete er gegen den zweiten Sohn Ferdinand's III., den ſpäteren Leopold I., und befürwortete einen Frankreich ergebenen Fürſten. Als aber die Proteſtanten Unrath witterten und hinter der Maske Ludwig XIV. als Kaiſercandidaten vermutheten, wählten ſie mit den Katholiken Leopold zum Kaiſer. Sofort, noch im Jahre 1658, ſtiftete der Cardinal den „Rheiniſchen Bund" zwiſchen den drei geiſtlichen Kurfürſten, Bayern, Heſſen,

Braunschweig-Lüneburg und Schweden. Der Receß besagte, daß auch Frankreich in den Bund aufgenommen sei; Jedermann verstand, daß dem Kaiser der Weg zu den von Frankreich neugewonnenen Ländern verlegt werden sollte. War doch in die Wahlcapitulation Leopold's I. die Bestimmung des Westphälischen Friedens wieder aufgenommen: der Kaiser dürfe den Spaniern in Flandern nicht zu Hülfe kommen.

Ganz im Sinne Richelieu's behandelte Mazarin das ketzerische England, trotzdem daß der Erz-Hugenott Cromwell am Ruder der Republik stand. Die Stuart's wurden aus Frankreich verwiesen und im März 1657 kam das erste Bündniß zwischen den Westmächten zu Stande. 6000 Engländer „in neuen rothen Röcken" landeten auf der französischen Küste und erregten das Staunen des jungen Königs Ludwig. Sie schlossen sich an die 20,000 Mann, welche Turenne führte. Object der Expedition waren die drei Küstenstädte Gravelingen, Mardyk und Dünkirchen; die beiden letztern für England, dessen Flotte das Meer beherrschte, das erstere für Frankreich. Als die Franzosen die vereinigten Truppen im Innern des Landes gegen Montmédy und Cambray verwendeten, anstatt die Häfen zu nehmen, schrieb Oliver einen Brief an seinen Gesandten Lockhart in Paris, mit dem stricten Auftrage, dem Cardinal den Kopf zurecht zu setzen, und nun ging es sofort gen Mardyk und Dünkirchen. Noch im Jahre 1657 wurde Mardyk genommen und am 14. Juni 1658 wetteiferten die englischen mit den französischen Truppen in der Schlacht auf den Dünen, deren Preis Dünkirchen war. Dünkirchen wurde englisch, Dixmuyden, Gravelingen, Oudenarde, Ypern kamen in französische Hände.

Da wurde Philipp IV. mürbe und erbot sich zum Frieden. War doch dieser 24jährige Krieg selbst so heruntergekommen, daß sich zuletzt nur noch zwei Franzosen gegenüber standen, die beiden Kämpen aus dem Faubourg St. Antoine: Turenne auf französischer, Condé auf spanischer Seite. Auf der Fasaneninsel des Bidassoaflüßchens — die Unterhändler

konnten sich, jeder auf nationalem Grunde stehend, umarmen — kam der sogenannte „Pyrenäenfriede" zu Stande, 1659. Frankreich behielt seine Eroberungen in Flandern und bekam noch Avesnes, Philippeville und Marienburg dazu. Nach Spanien zu bildeten fortan die Pyrenäen die Gränze, Catalonien war schon seit 1652 für Frankreich verloren; nur die Grafschaft Conflans im Gebirge kam zu Frankreich. Condé wurde amnestirt und zum Statthalter von Burgund gemacht. Der Herzog Karl von Lothringen durfte in sein Land zurückkehren, mußte jedoch mehrere Plätze abtreten, die Befestigungen von Nancy schleifen und den Franzosen eine Etappenstraße in den Elsaß einräumen. Die Einverleibung erfolgte 75 Jahre später.

Mazarin konnte sich in der That mit diesem Vertrage sehen lassen. Am stolzesten aber war er auf den Artikel, welcher die Tochter Philipp's IV., Maria Thereſe, seinem Könige zur Braut gab. Der spanische Minister, Don Luis de Haro der Nachfolger des Herzogs von Olivarez, machte allerding Umstände wegen der Erbschaftsrechte der Prinzessin auf Spe nien; er verlangte feierlichen Verzicht. Frankreich gab All zu, mit dem geheimen Vorbehalte, daß kein Vertrag ein Grundgesetze des Reiches Abbruch thun könne. Ludwig XI hatte zu der spanischen Prinzessin ein saures Gesicht gema weil auch er in eine Mancini verliebt war; aber Onkel M zarin lehrte ihm, wie Richelieu seinem Vater, die Rai d'Etat.

Am 28. Februar 1661 erst wurde der Pyrenäenf ratificirt. Neun Tage nachher starb der Cardinal, glei als habe er auf der Welt nichts mehr zu thun. Er Manches für Frankreich geleistet und sich selbst nicht ver er hinterließ 20 Millionen Livres. Der Kunst sta Patron in ihm; die Wissenschaft verdankt ihm die Bibliot Mazarine, deren Oberbibliothekar Gabriel Naudé w Verfasser der „Apologie der großen Männer, so der verdächtigt wurden", von dem der höchst competente P

urtheilte: er ſei l'homme de France qui avait le plus de lecture, „der beleſenſte Mann Frankreichs“!

Mazarin ſelbſt glaubte an Zauberei, er hatte den Biſchof von Evreux ausdrücklich wegen ſeines Eifers gegen die Hexen belobt.

Die 18 Jahre von Mazarin's Regierung waren nicht dazu angethan, die künſtleriſche Production in Frankreich zu fördern, dem ſchöpferiſchen Genius eine wohnliche Stätte zu bereiten. Was unter Richelieu begonnen hatte, das konnte ſich höchſtens fortſetzen, und ſo laſſen wir denn Corneille ſich auswirken, um ihn erſt unter der Sonne von Verſailles weiter zu prüfen.

Die ganz verſtandesmäßige Richtung der Poeſie in ihrem Kampfe mit den letzten Velleïtäten freier Phantaſie füllt die beiden Cardinalsären aus; der Zwieſpalt zwiſchen den Excentricitäten der Nachfolger Ronſard's und der kritteligen Sylbenſtecherei der Malherbianer währte von 1627—1660. Das Verſtandesmäßige, Präciſe, Klare, Akademiſche, welches der Poeſie übel zu ſtatten kam, wirkte um ſo fördernder auf die Proſa ein. Aus der Cardinalszeit ſtammt jenes Franzöſiſch, welches ſich der geſammten Diplomatie bemächtigt und die Sprache Frankreichs zur Weltſprache erhoben hat. Der Deutſche namentlich verdankt dieſer Sprache bis in die neueſte Zeit größere Klarheit der Expoſition und durchſichtigeren Satzbau. Hier iſt mit der Anerkennung um ſo weniger zu geizen, je fremder uns die Abzirkelung des gezählten Verſes und die kalte Begeiſterung der Poeten anmuthen. Sagen wir daher ein Wort von den bei Richelieu erwähnten Gründern der neuen franzöſiſchen Proſa.

Jean Louis de Balzac (1594—1654) aus Angoulême wird der „Malherbe der Proſa“ genannt, auch der „Kaiſer unter den Rednern“. Er ſchrieb Briefe, die aber zu Excurſen und Eſſais ſich ausdehnten, und Betrachtungen über Menſchen

sich um ihn. Mazarin konnte ihm nicht genug bieten. Der stolze Degen verlangte zu viel, um seinem Könige zu gehorchen! Da verbündete sich Mazarin mit der Fronde, die Königin empfing den Coadjutor. Mazarin, als guter Polizist, lockte den Prinzen von Condé in die Falle und ließ ihn am 18. Januar 1650 sammt seinem Bruder Conti und seinem Schwager Longueville verhaften. Die interessante und intrigante Herzogin von Chevreuse hatte aus Haß gegen die verbuhlte Herzogin von Longueville zu dieser Gewaltthat gereizt. Man sieht, das Ganze war ein Bürgerkrieg der Jupons.

Der Coadjutor Gondi-Retz ging für eine Weile in's königliche Lager. Die Herzogin von Condé aber, eine Nichte Richelieu's, stellte sich zu Bordeaux an die Spitze der Empörung; Turenne rückte gegen Paris, wurde jedoch bei Rethel am 15. December geschlagen. Da riefen die rebellischen Schleuderer Spanien um Hülfe an. Der Herzog von Orleans, der von Beaufort, selbst der Coadjutor fielen von der königlichen Sache ab. Condé mußte in Freiheit gesetzt werden, Mazarin das Weite suchen (Febr. 1651). Er floh nach Brühl bei Köln und agitirte von dort aus — zum andern Male auf der Flucht.

Condé war Herr des Plans, er konnte die Regentin zu Allem zwingen, selbst zur Berufung der Generalstaaten. Aber die Parlamente, die schon Heinrich IV. als Schutzwehr gegen die Reichsvertretung benutzt hatte, fürchteten nichts mehr als ihre Privilegien einzubüßen. Und dann gebührte die erste Stelle dem Herzog von Orleans, nicht dem Prinzen von Condé. Diesem wieder war der Coadjutor bedenklich*). Unterdeß

*) Der Gegensatz zwischen dem hochfahrenden Aristokraten und dem geschmeidigen Politiker ergiebt sich mit vollendeter Deutlichkeit aus folgender Apostrophe des letztern an den erstern: „Ist das Parlament nicht das Idol der Völker? Ich weiß, daß Sie es für nichts achten, weil der Hof bewaffnet ist; aber mit Ihrer Erlaubniß sage ich Ihnen, daß man die Leute hoch anschlagen muß, sobald sie sich selbst für Alles halten. Sie fangen schon an, Ihre Armeen für nichts zu achten, und das Unglück ist

ließ Mazarin aus der Ferne alle Minen ſpringen, um Condé bei der Regentin zu verdächtigen. Anna cajolirte die Fronde, verſprach dem Coadjutor den Cardinals-Hut und ließ 1652 den 14jährigen Ludwig vom Parlamente für mündig erklären.

Condé war beſeitigt, er pflanzte daher die Fahne des Aufruhrs zu Bordeaux auf und ſammelte ein Heer; aber das Parlament frondirte nicht nur gegen Mazarin, ſondern erklärte ſich auch gegen Condé. Mazarin erſchien im königlichen Lager des Grafen von Harcourt, mit ihm Turenne, der jetzt königlich geworden war. Das Parlament erklärte Mazarin für einen Hochverräther und ſetzte 50,000 Livres auf ſeinen Kopf. Condé ſchlug die Königlichen und nahm auf ein Haar den König ſelbſt gefangen. Als er auf Paris marſchirte, erklärte ſich das Parlament gegen ihn; Turenne beſiegte ihn bei Etampes. Am 2. Juli 1652 entbrannte der Kampf zwiſchen den beiden Kriegshelden in der berühmten Pariſer Vorſtadt St. Antoine, 2000 Todte lagen auf dem Platze.

Condé mußte weichen, aber die Thore von Paris waren geſchloſſen. Die Herzogin von Montpenſier — wieder eine Frau — die Tochter des Herzogs von Orleans, ſetzte die Oeffnung der Thore für den geſchlagenen Condé durch; Condé wurde Meiſter der Stadt. Der Pöbel demonſtrirte zu ſeinen Gunſten, das Parlament ernannte ihn zum Oberbefehlshaber, den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs. Die Bürgerſchaft von Paris aber unterhandelte mit dem Könige. Da warf ſich Condé den Spaniern in die Arme. Er wurde geächtet, der Coadjutor gefangen geſetzt. Endlich, als das Parlament den König zur Rückkehr eingeladen hatte, holte der junge Ludwig XIV. in Perſon den Cardinal-Miniſter feierlich nach Poitiers, dem damaligen Hoflitz ein, wo dieſer am 3. Febr. 1653 ſeinen Triumpheinzug hielt.

---

daß ihre Macht in ihrer Einbildung beſteht; man kann in Wahrheit ſagen, daß ſie im Gegenſatz zu allen andern Mächten, wenn ſie auf einen gewiſſen Punkt gekommen ſind, Alles können, was ſie zu können glauben."

Wie ſticht da Mazarin gegen Richelieu ab! Und wo iſt in allem dem das geringſte Anzeichen von einer entſchiedenen Politik, von reformatoriſchem Ernſt? Die Gegenſätze, die auf einander prallten, gehörten durchaus der Vergangenheit an; Alle ſuchten ſie nur den beſten Platz an der Sonne für ſich; im Grunde verlangten Alle nach einem Herrn, der ſie reichlich dotiren würde. Dieſer Herr wuchs heran.

Als Mazarin nach alter Gewohnheit die Steuerſchraube wieder anſetzte und das Parlament gegen die Kiſſenſitzung proteſtirte, erſchien der 17jährige König im rothen Leibrock und grauen Hut, in hohen Stiefeln, die Reitpeitſche in der Hand, im Parlament: die Herren da hätten nur Vorſtellungen zu machen, ſonſt aber zu gehorchen. Widerſpänſtige Räthe wurden exilirt, die Macht des Parlamentsadels war gebrochen, 1655.

Was wurde aus der kunterbunten Oppoſition des feudalen und Beamten-Adels, aus der Fronde? Turenne war zum Gehorſam zurückgekehrt; Condé, am 21. März 1654 als Hochverräther zum Tode verurtheilt, irrte mit ſeiner ſtolzen Gemahlin in Spanien umher; ſeine Schweſter Longueville ging in's Kloſter Port-Royal, ſein Bruder Conti ſöhnte ſich mit dem Hofe aus und heirathete eine Mancini, eine der fünf Nichten Mazarin's, die alle an blaues Geblüt kamen. Retz ließ ſich begnadigen, zog ſich nach Rom zurück und ſtarb als Abbé von St. Denis (1679). Verſunken und vergeſſen! Und da wäre jemals das Zeug zur Herſtellung eines Rechtsſtaates, zu conſtitutioneller Reform geweſen? Der übrige Adel lernte bald apportiren, kroch zu Kreuze und ging allerunterthänigſt zu Hofe, wo wir ihn finden werden.

Sobald Mazarin es blos mit dem Auslande zu thun hatte, befand er ſich im richtigen Fahrwaſſer. Er verſtand trefflich das Schüren in fremden Ländern, das Aufhetzen der Unterthanen gegen ihre Tyrannen; natürlich wurde den Erſteren kein Verſprechen gehalten, nur die Letzteren ſollten in Verlegenheit geſetzt werden. So hetzte er 1646 die Sicilianer und

Neapolitaner zum Aufſtande, nachdem die Franzoſen den Stato degli presidj an der toskaniſchen Küſte erobert hatten. Unter dem ſchmählichſten Steuerdruck, der die leeren Caſſen in Madrid füllen ſollte, brach am 20. Mai 1647 der Aufſtand in Palermo aus; das Volk ward Meiſter der Stadt. Der Vicekönig Don Fajardo de los Velez floh in's Caſtel a Mare. Da ſtellte ſich der ſicilianiſche Adel auf die Seite der Regierung, der Volksführer Giuſeppe Alleſi oder da Leſi erlag im Kampfe und der Nachfolger des vor Kummer geſtorbenen Vicekönigs, Cardinal Trivulzio, ſtellte die Ordnung in grauſamer Weiſe her. Mazarin rührte ſich nicht. — Nicht beſſer ging es der bedeutenderen Revolution in Neapel, die im Juli 1647 unter dem durch Romantik und Muſik ſo unkenntlich gemachten Fiſcher Thomas Aniello (Maſaniello) ausbrach. Nichts war berechtigter als der Kampf gegen die ſogenannten indirecten, in der That aber ſehr directen Auflagen auf Lebensmittel, die Marktſteuer oder gabella. Das Volk rief zu Anfang in ungekünſtelter Naivität: Fuori le gabelle, evviva il Re! Der Statthalter, Herzog de los Arcos, hatte, wie der ſicilianiſche, nur den Adel auf ſeiner Seite. Er ſah ſich genöthigt, mit dem Haupte der Volksgemeinde zu unterhandeln und ſchloß einen förmlichen Vertrag mit ihm ab. Nachdem ein Mordanfall auf den armen Fiſcher mißlungen war, ſuchte man ihn beim Volke zu verleumden. Der Herzog nahm ihn in ſeine Kutſche, wodurch er in Mißcredit gerieth. Als es um ſeine Reputation geſchehen war, ließ ihn der Vicekönig am 16. Juli 1647 in der Carmeliterkirche durch vier Schüſſe niederſtrecken.

Jetzt erhob ſich das Volk von Neapel zum andern Male und erzwang am 2. September eine neue Capitulation. Da erſchien der zweite Don Juan d'Auſtria, ein Halbbruder Philipps IV., mit 22 bemannten Kriegsſchiffen. Nach zweitägigem Straßenkampf waren die Truppen beſiegt und die Republik wurde proclamirt. Held des Volkes war diesmal Gennaro Anneſe.

Jetzt miſchte ſich ein ganz unberufener, unleidlicher Prä-

tendent ein, der Herzog Heinrich Guiſe, in deſſen Komödiantenkopf die Rolle des ſchweigſamen Oraniers ſpukte. Es war ihm nicht einmal recht, daß die Neapolitaner den König von Frankreich um Hülfe angingen. Freilich langte auch die franzöſiſche Flotte im Winde an und ging vor dem Sturm von dannen. Anneſe aber, des lothringiſchen Prinzen überdrüſſig, knüpfte geheime Verbindungen mit den Spaniern an und ließ ihre Truppen in die Stadt. Der Herzog wurde etliche Jahre gefangen gehalten, Anneſe aber zum Dank hingerichtet.

Mazarin ließ auch geſchehen, daß Catalonien, welches ſich ſchon 1640 Frankreich in die Arme geworfen hatte, der ſpaniſchen Rache anheimfiel. Der Zweck, den Spaniern momentan Hinderniſſe zu bereiten, war ja erreicht.

Die organiſirte Macht der Spanier, in Verbindung mit ihrer rückſichtsloſen Perfidie, blieb Herrin über die ungeregelte naive Volkskraft: aber das Syſtem des zweiten Philipp wackelte doch eben überall. Und ſchon waren die Tage von halb Flandern und der Freigrafſchaft Burgund gezählt. Le chapelet d'Espagne défilait . . .

In Deutſchland handelte es ſich ſeit 1654 um die Thronfolge im Reiche, da der älteſte Sohn Ferdinands III., der im vorhergehenden Jahre zum römiſchen König gewählt worden war, plötzlich ſtarb.

Mazarin ſuchte ſofort die Karten zu miſchen. Als der Kaiſer nun ſelbſt 1657 ſtarb, ohne daß ein römiſcher König vorhanden war, als Bayern und die Pfalz, die 7. und die 8. Kur, ſich wegen der Reichsverweſerſchaft in die Haare geriethen, da blühte Mazarin's Weizen. Mit Schweden vereint, arbeitete er gegen den zweiten Sohn Ferdinand's III., den ſpäteren Leopold I., und befürwortete einen Frankreich ergebenen Fürſten. Als aber die Proteſtanten Unrath witterten und hinter der Maske Ludwig XIV. als Kaiſercandidaten vermutheten, wählten ſie mit den Katholiken Leopold zum Kaiſer. Sofort, noch im Jahre 1658, ſtiftete der Cardinal den „Rheiniſchen Bund" zwiſchen den drei geiſtlichen Kurfürſten, Bayern, Heſſen,

Braunschweig-Lüneburg und Schweden. Der Receß besagte, daß auch Frankreich in den Bund aufgenommen sei; Jedermann verstand, daß dem Kaiser der Weg zu den von Frankreich neugewonnenen Ländern verlegt werden sollte. War doch in die Wahlcapitulation Leopold's I. die Bestimmung des Westphälischen Friedens wieder aufgenommen: der Kaiser dürfe den Spaniern in Flandern nicht zu Hülfe kommen.

Ganz im Sinne Richelieu's behandelte Mazarin das ketzerische England, trotzdem daß der Erz-Hugenott Cromwell am Ruder der Republik stand. Die Stuart's wurden aus Frankreich verwiesen und im März 1657 kam das erste Bündniß zwischen den Westmächten zu Stande. 6000 Engländer „in neuen rothen Röcken" landeten auf der französischen Küste und erregten das Staunen des jungen Königs Ludwig. Sie schlossen sich an die 20,000 Mann, welche Turenne führte. Object der Expedition waren die drei Küstenstädte Gravelingen, Mardyk und Dünkirchen; die beiden letztern für England, dessen Flotte das Meer beherrschte, das erstere für Frankreich. Als die Franzosen die vereinigten Truppen im Innern des Landes gegen Montmédy und Cambray verwendeten, anstatt die Häfen zu nehmen, schrieb Oliver einen Brief an seinen Gesandten Lockhart in Paris, mit dem strictem Auftrage, dem Cardinal den Kopf zurecht zu setzen, und nun ging es sofort gen Mardyk und Dünkirchen. Noch im Jahre 1657 wurde Mardyk genommen und am 14. Juni 1658 wetteiferten die englischen mit den französischen Truppen in der Schlacht auf den Dünen, deren Preis Dünkirchen war. Dünkirchen wurde englisch, Dixmuyden, Gravelingen, Oudenarde, Ypern kamen in französische Hände.

Da wurde Philipp IV. mürbe und erbot sich zum Frieden. War doch dieser 24jährige Krieg selbst so heruntergekommen, daß sich zuletzt nur noch zwei Franzosen gegenüber standen, die beiden Kämpen aus dem Faubourg St. Antoine: Turenne auf französischer, Condé auf spanischer Seite. Auf der Fasaneninsel des Bidassoaflüßchens — die Unterhändler

konnten sich, jeder auf nationalem Grunde stehend, umarmen — kam der sogenannte „Pyrenäenfriede" zu Stande, 1659. Frankreich behielt seine Eroberungen in Flandern und bekam noch Avesnes, Philippeville und Marienburg dazu. Nach Spanien zu bildeten fortan die Pyrenäen die Gränze, Catalonien war schon seit 1652 für Frankreich verloren; nur die Grafschaft Conflans im Gebirge kam zu Frankreich. Condé wurde amnestirt und zum Statthalter von Burgund gemacht. Der Herzog Karl von Lothringen durfte in sein Land zurückkehren, mußte jedoch mehrere Plätze abtreten, die Befestigungen von Nancy schleifen und den Franzosen eine Etappenstraße in den Elsaß einräumen. Die Einverleibung erfolgte 75 Jahre später.

Mazarin konnte sich in der That mit diesem Vertrage sehen lassen. Am stolzesten aber war er auf den Artikel, welcher die Tochter Philipp's IV., Maria Therese, seinem Könige zur Braut gab. Der spanische Minister, Don Luis de Haro, der Nachfolger des Herzogs von Olivarez, machte allerdings Umstände wegen der Erbschaftsrechte der Prinzessin auf Spanien; er verlangte feierlichen Verzicht. Frankreich gab Alles zu, mit dem geheimen Vorbehalte, daß kein Vertrag einem Grundgesetze des Reiches Abbruch thun könne. Ludwig XIV. hatte zu der spanischen Prinzessin ein saures Gesicht gemacht, weil auch er in eine Mancini verliebt war; aber Onkel Mazarin lehrte ihm, wie Richelieu seinem Vater, die Raison d'Etat.

Am 28. Februar 1661 erst wurde der Pyrenäenfriede ratificirt. Neun Tage nachher starb der Cardinal, gleichsam als habe er auf der Welt nichts mehr zu thun. Er hatte Manches für Frankreich geleistet und sich selbst nicht vergessen; er hinterließ 20 Millionen Livres. Der Kunst starb ein Patron in ihm; die Wissenschaft verdankt ihm die Bibliothèque Mazarine, deren Oberbibliothekar Gabriel Naudé war, der Verfasser der „Apologie der großen Männer, so der Magie verdächtigt wurden", von dem der höchst competente P. Bayle

urtheilte: er sei l'homme de France qui avait le plus de lecture, „der belesenste Mann Frankreichs"!

Mazarin selbst glaubte an Zauberei, er hatte den Bischof von Evreux ausdrücklich wegen seines Eifers gegen die Hexen belobt.

Die 18 Jahre von Mazarin's Regierung waren nicht dazu angethan, die künstlerische Production in Frankreich zu fördern, dem schöpferischen Genius eine wohnliche Stätte zu bereiten. Was unter Richelieu begonnen hatte, das konnte sich höchstens fortsetzen, und so lassen wir denn Corneille sich auswirken, um ihn erst unter der Sonne von Versailles weiter zu prüfen.

Die ganz verstandesmäßige Richtung der Poesie in ihrem Kampfe mit den letzten Velleïtäten freier Phantasie füllt die beiden Cardinalsären aus; der Zwiespalt zwischen den Excentricitäten der Nachfolger Ronsard's und der kritteligen Sylbenstecherei der Malherbianer währte von 1627—1660. Das Verstandesmäßige, Präcise, Klare, Akademische, welches der Poesie übel zu statten kam, wirkte um so fördernder auf die Prosa ein. Aus der Cardinalszeit stammt jenes Französisch, welches sich der gesammten Diplomatie bemächtigt und die Sprache Frankreichs zur Weltsprache erhoben hat. Der Deutsche namentlich verdankt dieser Sprache bis in die neueste Zeit größere Klarheit der Exposition und durchsichtigeren Satzbau. Hier ist mit der Anerkennung um so weniger zu geizen, je fremder uns die Abzirkelung des gezählten Verses und die kalte Begeisterung der Poeten anmuthen. Sagen wir daher ein Wort von den bei Richelieu erwähnten Gründern der neuen französischen Prosa.

Jean Louis de Balzac (1594—1654) aus Angoulême wird der „Malherbe der Prosa" genannt, auch der „Kaiser unter den Rednern". Er schrieb Briefe, die aber zu Excursen und Essais sich ausdehnten, und Betrachtungen über Menschen

und Dinge enthielten. Richelieu, den er mit vollen Backen pries, bewunderte ihn dafür, und drückte durch sein Lob den Stempel auf den werdenden „akademischen Styl". Der absolutistisch-katholische, aber wohlgemessene Schwung des Bischofs Bossuet bildete sich da heran.

Der zweite Prosaiker, der ebenfalls noch unter Mazarin abschloß, war Voiture (1598—1648). Er repräsentirt die zweite Seite der französischen Prosa, den Ton der Causerie. Die Causerie ist die Verbindung zwischen der Akademie und dem Salon, beides echt französische Institutionen, so französisch wie ihre Verbindung. Die „Briefe" Voiture's sind die gewölbte Brücke vom Tempel der „40 Unsterblichen" zum Hôtel Rambouillet; indem sie die Damen zum Mitreden in der Literatur und Kunst anleiteten, proclamirten sie indirect den großen und übergroßen Einfluß des weiblichen Geschlechts auf Gesellschaft und Staat, der diese und die folgende Periode der französischen Geschichte charakterisirt.

Mazarin hätte kein Italiener sein müssen, wenn er versäumt hätte, die Verbindung oder Verkoppelung von Poesie und Musik, welche so geheimnißvoll-verlegen „Oper" oder das „Werk" genannt wird, aus seinem Heimathlande nach Frankreich einzuführen. Seitdem sich zu Chor und Gesang das verbindende Recitativ gesellt hatte, um das Jahr 1600, war das „Werk" fertig und machte „Furore". In Venedig allein wurden von 1637—1680 350 verschiedene Opern aufgeführt. In dem erstgenannten Jahre brachte Mazarin die Oper nach Paris. Wenn all' das damals Gesungene nur noch historisches Interesse hat und blos den Geschichtschreiber der Tonkunst beschäftigt, so hat dieses Wesen doch für uns die große Bedeutung, daß mit der Religion auch die Musik verweltlicht wurde. Die Oper begrub die Kirchlichkeit der Musik, ja vertrieb allmählich die kirchliche Musik aus ihrem eigenen Hause, aus der Kirche, wovon man sich noch zur Stunde in Italien überzeugen kann.

Auch in der bildenden Kunst ging ein ganz ähnlicher

Proceß vor ſich, der nur verſtanden ſein will. Das religiöſe Element, welches in der Plaſtik die Würde der ſtrengen Form, die göttliche Ruhe der Geſtalt genannt werden kann, war zwar ſchon im Cinquecento durch das Charakteriſtiſche Michel Angelo's geſtört worden und aus Giovanni da Bologna's „Sabinerinnen" ſchmachtet uns bereits das Maleriſche entgegen. Wie ſollte ſich dieſer Uebergriff aber erſt im 17. Jahrhundert ausbilden! Die Gewandſtatuen drückten die reine Form gewaltſam nach Innen, die Draperie rief förmlich nach dem Pinſel, ja die Gewänder rauſchten muſikaliſch im Winde. Welche virtuoſe Mache lebt in Lorenzo Bernini (1598—1680); aber was iſt ſeine von Apoll verfolgte Daphne anders als ein ſchönes Gemälde in Marmor, bei dem uns nur der Marmor genirt, den wir gern mit beiden Armen in die Fläche eindrücken möchten, um blos die geſchwungenen Lineamente übrig zu behalten? Algardi's „Attila" in St. Peter iſt Ziermalerei in Reliefform.

Frankreich ging eigentlich in der Cardinalszeit noch an dieſer Wendung der Plaſtik vorüber, die ſich erſt unter Ludwig XIV. mit der geſammten Spätrenaiſſance ausbilden ſollte. Der franzöſiſch lautende Franz Duquesnoy (1594—1644) iſt ein Flammingo, d. i. Vlaeme, und man muß ſagen, daß dieſer Nordweſtländer ſich noch am beſten vor der Ausartung hütete, der kanoniſchen Stylweiſe noch am treueſten blieb.

Was hinter der pittoresken Plaſtik lauerte, das trat in der Malerei des 17. Jahrhunderts zu Tage, nämlich der Naturalismus. Es kommt nur auf das Verſtändniß dieſes Ausdrucks an, um ihn als richtige Bezeichnung für die geſammte Malerei des Jahrhunderts anzuerkennen. Der Naturalismus kann die traditionelle Form der Renaiſſance mehr oder weniger beibehalten und der Hereinziehung des Natürlichen, Wirklichen, Gegenwärtigen weniger oder mehr Platz einräumen. Im letzteren Falle, wenn er der Natur ſelbſt größeren Einfluß gewährt, ſcheint er plötzlich etwas Neues zu ſein, was doch nur inſofern

der Fall ist, als er Gegenstände malt, für die er keine classische Form vorfindet und die er nach und für Stimmung, also nach musikalischem Princip darstellt. Wenn uns die Welt der Töne schon im Marmor von ferne anklang, so ist die gemalte Landschaft durchaus tönend. Das Jahrhundert des Ueberganges schreitet eben vernehmlich auf die Welt der blos gehörten, nicht mehr gesehenen Klangfiguren, der Melodie und Harmonie zu.

Die Bologneser Schule, die bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts reicht, wird die eklektische genannt, und dieser Name ist aus einem ganz andern als dem vermeintlichen Grunde richtig. Die Schule wählt nämlich beständig zwischen der classischen Form des 16. und dem naturalistischen Drang ihres eigenen Jahrhunderts, nimmt von jener, folgt diesem, und sagt uns zuletzt das Wort des Räthsels. Greifen wir nur einen der Caracci heraus, den Neffen des Stifters der Akademie zu Bologna, Agostino (1560—1609), der den Wendepunkt trefflich bezeichnet. In seiner „Maria mit dem Leichnam Christi" (Borghese zu Rom) tritt uns das Pathologische fast auf Rubens' Art entgegen; hier greift die Natur schon weit über die Regel hinaus. Und derselbe Maler hat vortreffliche Genrestücke und gute Landschaften geleistet. Der große Domenichino (1591—1641) malte Fresken, auf denen die Heiligen durch naturalistische Figuren aus dem Volk, das Märtyrerthum durch die Genauigkeit der Anatomie in Schatten gestellt werden, eine Wendung, welche gleichzeitig Rembrandt im „Anatomen Tulp" nur viel energischer und rücksichtsloser ausdrückt. Domenichino's „Kreuzigung Petri" (im Vatican) ist ein naturalistisches Wunderwerk, das unsere heutigen „Realisten" zur Verzweiflung bringen muß. Und wie wächst die Landschaft in seine Bilder hinein, bis sie endlich das Menschenvolk überwuchert hat und statt der Daphne nur noch der Lorbeer blüht! — Der später so sanfte gazene, verwehende Guido Reni (1575—1642) war in seiner ersten Periode fast roh natürlich, während der fleißige Guercino (1590—1666) mit seinem

tiefen Schatten und seinem starken Pinselstrich für sich allein eine naturalistische Akademie bildet.

Guercino's Ton ist schon beinahe neapolitanisch; nur noch markirter, satter in der Farbe, südlicher, sind die Caravaggio und Spagnoletto. Von den Heiligen sind wir zu Gaunern und Zigeunern, von idealer Ekstase zur Gemeinheit des Stoffes, von der Gloriole zum schwärzesten Schlagschatten gekommen.

Die Spanier erhielten ihren Anstoß von zwei Seiten her, von Italien und von den Niederlanden. In dem Tieflande an der Nordsee war ja die naturalistische Bewegung durch Rubens zur Höhe der Classicität geführt worden, und die Wirkungen dieses vielleicht größten Genies in der Malerei waren von dem Maler-Diplomaten theilweise persönlich in Madrid selbst ausgeübt worden. Nachdem nun der niederländische Naturalismus im Verlaufe des 17. Jahrhunderts seine letzten großen Blüthen in Philipp Wouvermans (1620 bis 1668), dem Virtuosen des Jagd- und Schlachtgetümmels, in den Schöpfern der Thierwelt Albert Cuyp (1606—72) und Paul Potter (1625—54), in den Land- und Seeschaften Jan van Goyen's (1596—1655), den Mond- und Nachtgeheimnissen des Artus van der Neer (1618—1660) und endlich in dem gewaltigen Naturdichter Jakob Ruysdael (1625—81) getrieben, verklang dort auf dem Boden der ersten bürgerlichen Freiheit der Sommernachtstraum in höchst lebendiger „todter Natur", in Blumen-, Frucht- und Traubenkränzen.

Angestoßen von italienischem Naturalismus und der Rubens'schen Urkraft, bildete sich die heißkatholische, südlich empfindende, farbenglühende Schule von Sevilla. Eine überbolognesische Ekstase entfaltet Zurbaran (1598—1662) mit vollem Palettenfeuer, während Alonso Cano (1601—1667), auch ein Plastiker in Holz, noch mehr die akademische Form beobachtet. Alles geht dann auf in dem Meister der Schule, in Velasquez (1599—1660), dem genialen Portrait- und Pferdemaler, dem Urheber pastosester Genrebilder und ver-

ſtändnißklarer Landſchaft, der großen Einfluß auf die Hofporträtmaler in Madrid ausübte.

Eſteban Murillo endlich (1618—82), ein Zeitgenoſſe Calderon's, iſt die Vollendung der naturaliſtiſchen Claſſicität der ſpaniſchen Malerwelt. Er iſt in der That nach einer Seite der ſpaniſche Raffael, der Maler der „Madonnen mit Heiligen"; aber er iſt doch der Raffael des 17. Jahrhunderts, d. h. bei aller Ent- und Verzückung, bei aller Verhimmelung ſeiner Geſtalten, die ihm vom national-kirchlichen Standpunkte dictirt war, ſchleicht ſich ein höchſt realiſtiſches Element in ſeine Bilder, ein geheimer Erdgeſchmack, ein Duft der Wirklichkeit, der ſich dem transcendenten Weſen verrätheriſch anhängt. Denn wo die Kirche nicht befiehlt, fern vom Rauche der Autos da fé, ſiehe, wie feſt er die Wirklichkeit packt, wie drall er den Bauernburſchen, wie naturgetreu den zerlumpten Buben, die gegenſeitige Lauſerei zu faſſen verſteht! Und grade von dieſen Gegenſtänden iſt er ausgegangen, als Naturaliſt hat er begonnen. Der bekannte „Johannes mit dem Schaf" (Madrid), durch den Stich allbekannt, bezeichnet etwa den Vereinigungspunkt ſeiner ſcheinbar verſchiedenen Tendenzen. Da ſind Fels, Laubwerk und Blumen, uns an die Natur zu erinnern; da ſitzt in halber Nacktheit ein langlockiger hübſcher Junge; da ſteht das Lamm in voller Naturwahrheit. Nur greift der Junge mit geſpreiteter Rechten an ſeine Bruſt, nur hält er mit der Linken das bebänderte Kreuz auf des Lammes Rücken; nur blickt er fromm empor, wie das fromme Schaf auf zu ihm. Der Naturalismus macht ſich mit Gewalt geltend.

Kommen wir zu Frankreich, welches Veranlaſſung zu dieſem Excurſe gab. Von der geſunden, farbenreichen Naturwüchſigkeit Simon Vouet's war ſchon bei Richelieu die Rede; die Ergänzung Vouet's, etwa im Verhältniß Alonſo Cano's zu Zurbaran, iſt ſein Schüler Euſtache Leſueur (1617—65), der die Mazarin'ſche Periode ausfüllt. Der Porträtiſt Mignard geſellt ſich zu ihm. Dann aber entfloh die Kunſt aus Frankreich, vollendete ihre hiſtoriſchen Anfänge

unter milderer fremder Sonne, und überließ dem immer ſtärker hervortretenden Despotismus eines Einzelwillens die akademiſche Schablone der Spätrenaiſſance. Ludwig XIV., der ſich trotz der Allongeperücke gern claſſiſch gerirte, ſchalt die niederländiſchen Genrebilder des magots, chineſiſche Affereien; er ahnte nicht einmal, daß dieſe magots ein Naturgeſetz und ein neues Lebensgeſetz enthielten.

Der Künſtler aber, der zur Verſchmelzung von claſſiſcher Form und Naturalismus beſtimmt war, der jedoch vorher den Staub von ſeinen Füßen ſchüttelte, war Nicolaus Pouſſin (1594—1665) aus der Normandie, ein Landsmann Corneille's. Die Kunſtgeſchichte hat ſchwere Arbeit mit ihm, theils wegen der Ungleichheit ſeiner Arbeiten ſelbſt, theils wegen der vielen auf ſeinen Namen gemachten Fälſchungen. Indeß bleibt genug ſicher, um ſagen zu können, weſſen Frankreich jetzt fähig geweſen wäre, hätte man ihm nicht den Athem genommen; und grade aus dieſem Grunde iſt Pouſſin ein wichtiges kulturgeſchichtliches Moment.

Pouſſin bewahrt getreu die Tradition der Renaiſſance, die edle Form, die er in keines Menſchen Dienſt geben mochte. Er iſt der Fortſetzer der Schule von Fontainebleau, der Plaſtiker Jean Goujon und Jean Couſin, und er verſteht, wie keiner vor ihm, das Weſen landſchaftlicher Luft von jenſeits der Alpen. So vermochte der den größten Theil ſeines Lebens in Rom verbringende Meiſter den Menſchen mit der Natur in Eins zu ſetzen, den idealen Menſchen aus einer idealen Natur als deren Blüthenkrone hervortreten zu laſſen. Joviale, freudetrunkene Kinder, umgeben und gefolgt von Hunden und Ziegen, beladen mit Blumen, jagen durch's Geſträuch, hinter dem alten Silen her, der ſeinerſeits vom Safte der bacchiſchen Rebe erglüht. Eines der Kinder iſt im Schlummer hingeſunken: das Weinlaub hängt noch an den Schläfen, ein letztes Kichern hat ſich Grübchen in die Wangen gegraben, die Erſchöpfung lächelt aus quellenden Gliedern. Die Einfachheit und Strenge des Meiſters ruht auf einem Untergrunde von

Fülle und Ueppigkeit (Albertina zu Wien). „Dionyſos und Midas“ (München) iſt das vollendetſte Bild Pouſſins und zeigt jene Verbindung von Form und Natur auf ihrer Höhe. Der Normanne thut entſchloſſen den Schritt, vor welchem Bologneſen, Neapolitaner und Spanier lange gezaudert hatten: er ſetzt die Heiligengeſchichten vor die Thür und holt den Menſchen herein. Pouſſin iſt durch und durch Nordfranzoſe, ein Trouvère der Malerei; aber er rettete ſein Pfund nach Italien, aus der Zerfahrenheit der Cardinalszeit, zu den Füßen Domenichinos. Corneille hat etwas von Pouſſin, die Strenge, oft Herbe der Form, aber Corneille verharrt in der Antitheſe, welche Pouſſin häufig bezwingt. Pouſſin iſt mehr als Corneille. Er wanderte aus und zeigte der freien Wiſſenſchaft den Weg über die Gränze, während die Poeſie im Lande blieb, zuerſt verſteifte, dann von den Broſamen der königlichen Tafel zehrte.

Blaiſe Pascal.

Wir können dieſe Periode franzöſiſcher Geſchichte nicht ſchließen, ohne eine Frage, die ſich jedem aufmerkſamen Leſer aufgedrängt haben muß, aufzuwerfen und nach Kräften zu beantworten: Was war denn aus dem hugenottiſchen Geiſte geworden, den der Picarde Calvin einſt ſo mächtig entflammt, der grade die Gebildeten und Denkenden der Nation, den Adel, das Bürger- und Handwerkerthum, ſo tief ergriffen hatte? Wir haben geſehen, wie der Staat im Staate entwurzelt, wie die feſten Plätze der Hugenotten, zuletzt das muthige La Rochelle, erobert wurden. Dieſes politiſche Nivelliren trug der katholiſchen Kirche zahlreiche Convertiten ein; der Reſt verharrte in ſectirériſcher Abgeſchloſſenheit, bis die Quälereien des 14. Ludwig die Reihen abermals lichteten und endlich die Aufhebung der Edicte von Nantes und von Nimes der Sache den Gnadenſtoß verſetzte. Nachher war Calvinismus gleich-

bedeutend mit Empörung, und wurde als ſolche grauſam genug geahndet. Dagegen regte ſich ſchon unter Richelieu, weſentlich im Zuſammenhang mit der Philoſophie des Carteſius und angeſichts des ſtets frecheren Jeſuitismus, ein ketzeriſcher Gedanke im Schooße des Katholicismus ſelbſt.

Die Philoſophie des Carteſius (1595—1650) gehört zwar ganz unſerer gegenwärtigen Periode an, kann jedoch aus ſachlichen Gründen nur im Zuſammenhange mit dem abſtracten Denken im ganzen Jahrhundert begreiflich gemacht werden. Reden wir daher hier nur von den praktiſchen Anknüpfungspunkten, die der große Logiker und Mathematiker der Literatur und ihrem kirchlich-religiöſen Zweige bot. „Ich denke, alſo bin ich“: das ſtellt den Gedanken an die Spitze, läßt Alles aus meinem Denken folgen. Ich beginne zwar mit dem abſoluten Zweifel, aber nur um deſto feſter auf die Thatſachen meines Bewußtſeins zu bauen. Mein Geiſt hat nämlich eingeborne Ideen, die unmittelbar aus ihm herfließen; dieſe ſind wahr, weil ſie meines Geiſtes ſind. So iſt die Unendlichkeit eine wahre Idee, weil ich ſie denke; Gott iſt nur der Begriff dieſer Unendlichkeit, ich kann ihn denken, muß ihn als angebornen Begriff denken, folglich iſt er.

Man ſieht leicht, daß bei aller Grundloſigkeit und Unſtichhaltigkeit der Argumentation dieſes beſtändige Vorausſtellen des Denkens den Verſtand in Thätigkeit ſetzen mußte, und daß mit dieſem Grundſatz die Verſtandesmäßigkeit der ganzen folgenden franzöſiſchen Literatur auf's engſte zuſammenhängt, daß Boileau, Lafontaine, Racine, Fénélon in dieſer Weiſe Kinder des Descartes genannt werden können. Man ſieht aber auch ebenſo leicht, daß es nur darauf ankommt, was ich Alles in meinen Geiſt hineinlege oder darin vorfinde, um es logiſch wieder daraus hervorgehen zu laſſen. Wenn ich drei Viertel des Katechismus als „angeboren“ annehme, ſo ſind drei Viertel des Katechismus logiſch begründet, wahr. Das war auch das Recept Pascal's und ſelbſt Boſſuet's, wo ſie poſitiv auftreten.

Es ist auf den ersten Anblick befremdlich und doch unleugbar, daß diese Einwirkung des Carteſius in derſelben Linie mit der des Calvin erfolgte, daß Carteſius die Wirkung Calvin's wieder auffriſchte und erklärlich macht. Der Verſtand war in der reformatoriſchen Zeit weſentlich durch Calvin vertreten, Keiner hatte ſo unerbittlich die Conſequenzen des Auguſtinus gezogen: die Prädeſtinationslehre iſt ein Verſtandesoperat. Aus dieſer Quelle kann ſowohl der Skepticismus als die Orthodoxie Stärkung trinken; das Je ne sais des Charron heißt ja auf der Kehrſeite: folglich glaube ich! In Pierre Bayle iſt der ſchärfſte Verſtand des Skepticismus mit unerſchütterlichem Glauben eng verbunden.

Dieſer Geiſt Calvin's nun, gewiſſermaßen neubelebt durch den Discours de la méthode (1637) und die Méditations (1641) des Carteſius, erweckte in der katholiſch gebliebenen Kirche Frankreichs und der ſpaniſchen Niederlande eine neue Unruhe der Geiſter. Zuerſt wurde davon ergriffen ein Profeſſor der Univerſität Löwen, Cornelius Janſen, derſelbe, den wir ſchon gegen Richelieu's Verweltlichung des religiöſen Pathos eifern ſahen. Und wieder war es der heil. Auguſtinus, dieſer mächtigſte aller Kirchenväter, der den Löwener Profeſſor auf Grundſätze über Sünde und Gnadenwahl brachte, wie ſie den Franziscanern und Jeſuiten durchaus nicht behagten, während die Dominicaner auguſtiniſch angehaucht waren. Jene Feindſchaft war ſehr natürlich. Wurde Ernſt mit der Sündhaftigkeit des Menſchen und mit ſeiner Wiederherſtellung durch das hiſtoriſche Ideal gemacht, ſo mußte der Sündenvergebungskram der Mönche und das Beichtſtuhl-Börſengeſchäft der frommen Väter ins Stocken gerathen. Und dieſe Selbſterrettung des Menſchen iſt auch politiſch ſehr bedenklich; für jede Despotie giebt es nichts Störenderes als die Selbſthülfe.

Die Janſeniſtiſche Bewegung erfaßte viele ernſte und viele enttäuſchte Gemüther in Frankreich, Frauen ſowohl als Männer. Im Jahre 1626 erneuerte die 19jährige Angelica Arnauld, die übrigens den Papſt über ihr Alter belog, die

Schweſter eines gelehrten Theologen, das Kloſter Port-Royal de Paris, welches ſie dem ernſten Nachdenken über das Erlöſungswerk ausſchließlich widmete. Madame de Longueville fand hier ſpäter die erſehnte und verdiente Ruhe. Die Männer gründeten Port-Royal des Champs in der Nähe der Hauptſtadt; hier ſtand Duvergier de Hauranne, bekannt als Abbé de St. Cyran, an der Spitze; hier wohnten Arnauld, der Bruder Angelica's, Nicolle, in ſeinen letzten Lebensjahren auch Pascal. Obgleich collectiv gearbeitet wurde, erfuhr man doch, daß Arnauld das Buch De la fréquente communion geſchrieben hatte. Die Jeſuiten agitirten nämlich, im Intereſſe unausgeſetzten Einfluſſes, für ſehr häufige Communionen mit vorhergehender Ohrenbeichte. Nicolle war der Verfaſſer einer auch ſonſt berühmt gewordenen Schrift: Sur les moyens de conserver la paix parmi les hommes, das nicht nur von Bayle, ſondern auch noch von Voltaire gelobt wird. Sodann gingen Lehrbücher aus dem philoſophiſchen Kloſter hervor: Grammaire générale et raisonnée (1654), etliche Jahre ſpäter die „Logik" nach Carteſiſchen Principien. Die Ketzerei blieb nicht unbeachtet; im Todesjahre Richelieu's, 1642, verdammte die Pariſer Sorbonne den „Auguſtinus" des Janſen; Duvergier de Hauranne wurde ins Fort von Vincennes gebracht, wo er das Jahr darauf ſtarb. Im Jahre 1653 verdammte Innocenz X. fünf Sätze des „Auguſtinus".

Die claſſiſche Figur unter dieſen Auguſtinern der Cardinalszeit, der Epigonen des Calvinismus, iſt der große Mathematiker und Proſaiſt Blaiſe Pascal aus Clermont in der Auvergne.

Ein intereſſanteres Spiegelbild der geſammten geiſtigen Zuſtände Frankreichs in der Zeit von Richelieu bis zur Selbſtregierung Ludwigs XIV. iſt nicht zu finden.*)

Er wurde geboren am 19. Juni 1623, grade als Riche-

*) S. „Pascal, ſein Leben und ſeine Kämpfe", von Dr. J. G. Treydorff. Leipzig, Duncker und Humblot, 1870.

lieu sich zur Regierung Frankreichs anschickte. Das Hexenthum griff sofort in sein Leben ein; als er zwei Jahre zählte, that ihm ein altes Weib die Auszehrung an. Nur durch heftige Bedrohung vermochte man die Hexe dazu, das Uebel auf eine Katze abzuleiten. Die Mutter Pascal's allein verhielt sich ungläubig.

1631 zog die Familie nach Paris. Der Vater, ein tüchtiger Mathematiker, war der Lehrer des Sohnes, der gründlich lernte. Mit seinem früh entwickelten Verstande beherrschte er stets den Stoff und verhielt sich kritisch zu ihm. Wahrhaftigkeit, von der wir ihn nur einmal abweichen sehen, war seine große Tugend. Schon als 12jähriger Knabe kam er in die Gesellschaft der Mersenne, Robval, Le Pailleur, der Vorläufer der Akademie der Wissenschaften, die erst 1666 von Colbert gegründet wurde.

Der 17jährige Blaise trat in Verbindung mit Descartes, dem er eine Abhandlung über die Kegelschnitte überschickte. Bald hernach erfand er die Rechenmaschine, auf die er ein Patent durch den Kanzler Séguier erhielt. Später sandte er sie in pompösem Selbstbewußtsein an die Königin Christine von Schweden.

Ein sehr inniges Verhältniß bestand zwischen Blaise und seiner zwei Jahre jüngern Schwester Jaqueline. Auch diese war ein Wunderkind, sie dichtete mit allem Abgeschmack des herannahenden grand siècle die seltsamsten Dinge: 1638 auf die Schwangerschaft der Königin mit dem künftigen großen König; bald darauf kam die Dreizehnjährige mit einem Epigramme sur le mouvement que la Reyne a senti de son enfant, nieder:

> Cet invincible enfant d'un invincible père —
> S'il remue un peu seulement,
> C'est à nos ennemis un tremblement de terre..

Dabei spielte Jaqueline noch 15jährig mit ihrer Puppe, dankte aber zugleich Gott, daß er ihr die Blattern zur Prüfung geschickt! Im 16. Jahre besang sie die „unbefleckte Em-

pfängniß"! Durch das Komödienspielen brachte sie den Vater mit Richelieu in Berührung.

1646 — Mazarin regierte — that der Vater, der als Intendant nach Rouen versetzt war, einen bösen Fall und verletzte sich den Fuß. Die beiden Chirurgen, die ihn behandelten, waren Schüler von St. Cyran; sie arbeiteten nicht nur am Fuße des Vaters, sondern auch an der Bekehrung des Sohnes Pascal. An dem Sohne glitt noch die ganze Jansenistische Reflection über „Seinwollen und Seinkönnen" spurlos ab. Er war mit 23 Jahren einfach orthodox und hatte seinen großen Verstand nur auf exacte Wissenschaft gerichtet. Zwischen 1646 und 48 machte er Entdeckungen über den Druck der Atmosphäre und das Gewicht der Queckfilbersäule. In dieser Zeit traf er auch persönlich mit Carteſius zusammen. Im September 1648 stellte er mit Périer die Versuche der Höhenmessung auf dem Puy-de-Dôme an.

Jaqueline war bereits bekehrt, Blaise aber noch so rechtgläubig, daß er den Capuziner Jacques Forton zu Rouen, der über den Köhlerglauben hinaus „speculirte", förmlich verklagte.

Von 1649—54, von seinem 26sten bis zum 31sten Jahre — es ist die Zeit der Fronde — findet der Biograph eine dunkle Partie im Leben seines Helden. Während Jaqueline die Consequenzen aus ihrer abenteuerlichen Geistesverfassung zog und ins Kloster Port-Royal ging, wurde Blaise durchaus weltlich, studirte eifrig den Montaigne, erklärte: „Vergnügen ist unseres Daseins Zweck", und bewegte sich zwischen den Magneten Liebe, Ehrgeiz und Spiel. Er beanspruchte gerichtlich sein Erbtheil vom Vater, knauserte mit der Schwester und war sehr besorgt, das Kloster möchte ihm etwas von dem Seinigen nehmen.

Er wandelte die Wege des heil. Augustin, durch die Nacht der Sünde zum Lichte der Erkenntniß. Im Jahre 1654 war er Jansenist. Veranlassung zu dieser Um- und Einkehr mag die unglückliche Liebe zu einer vornehmen Dame

gewesen sein; sein Sturz auf der Brücke von Neuilly und seine wunderbare Rettung kann ihm auch wohl einige Pauliniſche Erleuchtung gebracht haben. Kurz, im September 1654 ſitzt er Beichte bei Jaqueline.

Am 23. November 1654 legt er ſein Sündenbekenntniß vor dem Janſeniſten de Sacy ab, wendet ſich ausſchließlich zu Chriſtus und ſchwört zur Askeſe. Wörtlich heißt es: „die Welt und Alles vergeſſen außer Gott. Gänzliche Entſagung, gänzliche und ſanfte Unterwerfung unter Jeſus Chriſtus und meinen Gewiſſensrath.“ Der katholiſche Pietiſt war fertig. Aus dem Je ne sais des Charron zog Pascal den Schluß: Wenn man nichts weiß, kann man Alles glauben. Il faut croire ou désespérer. Blaiſe Pascal legte den Stachelgürtel an, der ihn zur rechten Zeit zwickte. Er tödtete das Fleiſch ab.

Die Janſeniſten freuten ſich gewaltig der Bekehrung des gelehrten und berühmten Mannes. Ein Jahr vorher war die Verdammung der fünf Sätze im „Auguſtinus“ erfolgt; die Bulle war in Port-Royal nicht unterſchrieben worden. Dogmatiſch aber konnte ihnen der Neophyt nicht helfen; das Publicum äußerte ſich auch ſehr gleichgültig über dieſe „Reibereien unter Theologen.“

Wenn man denn auf beiden Seiten katholiſch bleiben wollte, ſo war ein Kampf nur auf dem Gebiete der Moral möglich, welches die Jeſuiten allerdings gräßlich verwüſtet hatten. Und dieſen Wurf gethan zu haben, iſt die unſterbliche That Blaiſe Pascals. Seine Lettres écrites à un provincial, gewöhnlich kurz les Provinciales genannt, ſind ein unvergleichliches Muſter von Polemik und zugleich ein Denkmal der franzöſiſchen Proſa: Schärfe und Klarheit, neben Feinheit und Eleganz; ſprudelnder Witz, beißende Ironie, ſaftiger Humor. Unter dem Namen L. de Montalte richtete Pascal ſeine Briefe an einen Freund in der Provinz. Der erſte iſt vom 23. Januar 1656 und behandelt die Sorbonne und ihr Urtheil über Janſenius; auch 2 und 3 ſind noch dogmatiſchen

Inhalts, 3 behandelt den Proceß Arnauld's vor der Sorbonne. Dann geht's an die Jesuitenmoral, an die berüchtigte Casuistik. Das alttestamentliche Vertragsverhältniß zwischen Gott und Mensch ist durch den stellvertretenden Tod Jesu ins Christenthum hinübergeführt worden, sagten die Jesuiten. Da ist Leistung und Gegenleistung. Findet die Leistung durch Stellvertretung statt, so muß Gott. Ein Rechtsverhältniß erfordert Advocaten, d. i. Casuisten, die den einzelnen Casus zum Vortheil ihres Clienten auslegen. Der 5. bis 11. Brief sind das Furchtbarste, was je gegen die Jesuiten geschrieben worden; die neuern und neuesten Angriffe nehmen sich gegen diesen entwurzelnden Orkan wie schmeichelnde Zephyrlüfte aus.

Durchaus richtig heißt es vom Jesuitismus, er habe nur die Erhaltung der Kirche, ihre Allgemeinheit im Auge, nicht ihre Heiligkeit. Daher die Concessionen an die Weltlichkeit, an die Sünde. Erklärte doch der P. Gury in seinem Moralsystem noch 1868: „Sage nicht, daß man aus Noth „stehlen" dürfe; denn alsdann hört es auf Diebstahl zu sein!"

Es gilt Gott und den Teufel zugleich zu betrügen. Bei dem letzten dünnen „Vielleicht" des Jenseits, bei der entfernten Möglichkeit der Dinge, die da kommen mögen, packt der Jesuit das Weltkind. Mit dreifacher Distinction sucht er es zu umgarnen: 1) Man kann überhaupt nicht leicht in schwere Sünden verfallen; 2) die Absolution für die unvermeidlichen Sünden ist nicht allzuschwer; 3) die neue Frömmigkeit ist federleicht, der Teufel wird zuerst betrogen, dann Gott. Wenn man Gott nicht absichtlich beleidigen will, so ist ja die Sünde nur eine „philosophische". Freilich bringen nach Escobar viele „philosophische Sünden" am Ende doch ins kleine Feuer; auch kann man nicht immer wissen, ob die Sünde groß oder klein war; endlich ist aber die Hauptsache, ob man jetzt und in Zukunft noch etwas von der Welt genießen darf. Was in der Vergangenheit gesündigt worden, davon habe ich jetzt nichts mehr, viel wird es nicht gewesen sein können! Regt sich das Gewissen, so muß man den „heulenden Pudel" hinausjagen.

Faust war ein höchst einfältiger Mensch, wozu brauchte er den Pact zu unterzeichnen? Seine Genüsse konnte er ja „in verdienstlicher Absicht" erstreben. „Wo wir die verbotene Handlung nicht verhindern können, da reinigen wir wenigstens die Absicht, und so verbessern wir das schlechte Mittel durch die Lauterkeit des Zwecks." So rechtfertigt sich der Mord in tausend Fällen; nach Lessius, Escobar, Hurtado, Diana, Molina, Tanner, Sa, darf man zum Zweikampf herausfordern, nicht um sich zu rächen — das wäre unchristlich —, wohl aber, wenn kein anderes Mittel übrig bleibt, sein Leben oder seine Ehre zu vertheidigen. Man darf selbst den Feind rücklings oder aus einem Hinterhalte tödten; allerdings nicht „verrätherischerweise" — das wäre unchristlich —, aber unser Feind muß sich dessen von uns versehen, so daß es ganz unmöglich ist, ihn „verrätherischerweise" zu tödten! Todtschlagen darf man den Verleumder, todtschlagen für eine Ohrfeige, auch für eine blos angebotene; todtschlagen den, der uns bestohlen hat oder bestehlen will, doch nicht für jede Kleinigkeit, die Sache muß wenigstens einen Thaler werth sein!

Besonders wird noch nachgewiesen, daß selbst die Doppelzüngigkeit erlaubt sein und der „heimliche Vorbehalt" eine schlechte Handlung legitimiren kann. Eine ungeheure Rolle spielt der Probabilismus oder die sittliche Wahrscheinlichkeitsrechnung; so muß z. B. der Priester, der selbst anderer Meinung ist, absolviren, sobald man ihm die Ansicht eines Doctor gravis entgegenhält; eine lange Reihe von Sünden wird mit freisprechenden Autoritäten aufgeführt. Uebrigens sind alle Beichtiger lax und die Frömmigkeit gar leicht. So muß man zwar Gott lieben, aber nach Suarez genügt es, wenn man es vor der Todesstunde thut. Vasquez sagt: in der Todesstunde; Andere: bei der Taufe, noch Andere: an den Festtagen; Hurtado de Mendoza: alle Jahre einmal; Pater Conink: alle 3 oder 4 Jahre; Henriquez: alle fünf Jahre; Filiutius: nicht einmal so oft; Anton Sirmond: nicht einmal bei jedem Empfang eines Sacraments, da Buße und Beichte es auch thun. Suarez

meint schließlich: zu jedem andern Gebot sei man verpflichtet, ohne irgend eine Neigung zu Gott, vorausgesetzt, daß man ihn nicht haßt.

Ueber den Mariencultus und dessen Begründung gehen wir aus Rücksichten des Anstands weg. Doch können wir uns nicht versagen, an dieser Stelle ein Beispiel jener lebhaften Dialectik mitzutheilen, wie sie Pascal an dem Gegner übte. Er fingirt nämlich einen Dialog zwischen sich und einem Jesuitenpater, den er zu Tode hetzt. Dieser Pater citirt ein Buch des P. Barry: „das Paradies, erschlossen für Philogia, durch 100 Andachten zur Mutter Gottes, alle leicht zu üben." Man braucht nur die Jungfrau zu grüßen, sobald man ihr Bild sieht; man giebt den Engeln Auftrag, die Heilige von uns zu grüßen, oder man sagt ihr jeden Morgen „Guten Morgen!" jeden Abend „Gute Nacht! — und das Paradies ist offen.

Da das aber für viele noch zu schwer ist, so räth der P. Barry, einen Rosenkranz in der Form eines Armbandes oder ein Bild der Jungfrau am Leibe zu tragen. Das kann doch Jeder, und der P. Barry hat erlebt, daß eine Frau, die den täglichen Gruß übte, ihr ganzes Leben in Todsünden lebte und darin starb, und doch gerettet wurde, so daß der Herr sie erpreß vom Tode erweckte. Noch mehr, durch solchen leichten Cult kann man seine weltlichen Pflichten der Jungfrau übertragen. Erhebt z. B. Jemand auf deinem Todesbette noch Ansprüche an dich, und sollte sich dein Herz darüber beunruhigen, so weise Jenen getrost an die Jungfrau Maria!

Nach Anhörung dieses Banditen-Katechismus fragt nun Pascal seinen Interlocutor: Aber, mein Pater, wer Ihnen da näher auf den Leib rücken wollte, der könnte Sie in die schönste Verlegenheit bringen; denn wer steht uns gut dafür, daß die heilige Jungfrau wirklich für jene Forderungen gut steht?"

„Der Pater Barry steht dafür gut," antwortete der Jesuit; „denn er sagt selbst: Was das Glück und die Vor-

theile betrifft, die für euch hieraus erwachsen, so
gut dafür und bin Bürge für die Himmelsmutte

Pascal: „Aber, mein Pater, wer steht denn
Pater Barry?“

Jesuit: „Wie so? Der gehört ja zu unseren
Wissen Sie noch nicht, daß die Gesellschaft J
Bücher und Schriften unserer Väter einsteht?
Sie sich merken, denn das ist wichtig. Es i
unserer Gesellschaft, wonach es jedem Buchhän
ist, irgend ein Werk unserer Väter ohne die Gu
Theologen unseres Ordens und ohne Erlaubniß u
zu drucken. Dies Gesetz wurde gegeben durch
(von Frankreich) am 10. Mai 1583 und bestätig
rich IV. am 20. December 1603 und durch Lu
am 14. Februar 1612. Demnach ist unser ganz
die Bücher eines jeden Einzelnen unserer Väter v
Diese Einrichtung ist der Gesellschaft Jesu ganz
und daher kommt es, daß von uns kein Buch e
dem nicht der Geist der Gesellschaft spräche.“

Pascal hätte jetzt fragen können: Wer denn
sellschaft Jesu einstehe? Die Antwort darauf hät
Enge getrieben, da sie offenbar lauten mußte: i
Namen der heil. Kirche. Pascal weicht daher
indem er sich an das Reglement Heinrich's III.
den Staat, welcher den Orden duldet und anerk
wortlich macht.

Alles was auf geschlechtliche Verhältnisse Bezu
drücken wir mit Ekel; besonders interessant möge
für Adel und Höflinge gewesen sein; der Paris
schenkte ja seiner Mätresse geweihte Kerzen, prachtv
bücher, theuere Crucifixe.

Im 15. und 16. Brief gibt der schneidige
etwas klein bei; er wehrt die jesuitische Verleum
ab, behauptet seine Rechtgläubigkeit, und fällt l
Wahrheit ab, indem er versichert, nicht mit P

Verbindung zu stehen. Bei der heiklen Frage nach den fünf von der Curie verdammten Stellen im „Augustinus" hilft er sich mit jesuitischer Sophistik: die päpstliche Verdammung beziehe sich ja nur auf den ketzerischen Sinn der Stellen, in welchem sie sich allenfalls ausdeuten ließen. Man könne also die Bulle unterschreiben.

Leider wurde grade im Jahre 1656 das Formular der Abschwörung bedeutend verschärft. Aber die Jansenisten klammerten sich fest an die Kirche, wie heftig sie auch gegen die Jesuiten opponirten. Der Abbé von Saint-Cyran hatte schon gesagt: Lieber die größte Unordnung in der Kirche als die Scheidung von ihr!

Der Wunderglaube ließ gleichfalls die Jansenisten nicht los. Die Wirkung, welche der heilige Dorn auf das Augenleiden einer Nichte der Pascals, Margarethe Périer ausübte, wurde zum göttlichen Ereigniß aufgebauscht; auf dieses Zeugniß von Oben für die Wahrheit des Jansenismus machte Jaqueline ein erschreckliches Gedicht. Auch Blaise war tief ergriffen; das Wunder wurde ihm zum wesentlichen Merkmal der Religion. Hier ist der Keim zu seinen frommen Pensées zu suchen, in denen er, meist trocken reflectirend, keine Spur des früher sprudelnden Geistes verrathend, ganz Jansenist, pietistischer Katholik, Augustiner wird.

Richtig und praktisch antworteten die Jesuiten auf das Wunder des heiligen Dorns mit einem Rabat-joie des Jansénistes („Freudenlöscher der Jansenisten"): das Wunder sollte sie gerade bekehren; an und für sich beweise es nichts, die Kirche stehe ohnedies fest.

Betrachtet Pascal die Sache ganz genau, so sind die Jesuiten doch die Brüder der Jansenisten in der Einen Kirche; die Ketzer hingegen sind abgeschnittene Glieder, unrettbar verloren. Es wäre zu wünschen, sie seien wie die Jesuiten!

Am 14. October 1660 ließ Mazarin auf Befehl Sr. Majestät die „Provinzialbriefe" durch Henkershand verbrennen. Das wurmte Pascal tief, aber er blieb in der Kirche und er-

klärte namens seiner Schwester Jaqueline: „Vielleicht wi
man uns von der Kirche ausschließen; aber wer weiß nic
daß Niemand gegen seinen Willen von ihr ausgeschloss
werden kann? Da Christi Geist das einzige Band ist, d
uns mit ihm und unter einander vereinigt, so können w
wohl der äußern Zeichen, aber niemals der Wirkung dies
Vereinigung beraubt werden, so lange wir nur die Liebe b
wahren, ohne die Niemand ein lebendiges Glied dieses heilig
Lebens ist".

Die ganze Opposition Pascals im Namen des Jansen
mus war keine dogmatische, kirchliche, sondern eine ledi
lich gegen die verderbliche Moral der Jesuiten gerichtete. D
Bedeutung der Lettres à un provincial liegt mithin a
ethischem, moralphilosophischem Gebiete; sie bildeten den Anfa
jener Neutralisation des neukatholischen Kirchenthums, dem m
später zurief: faccia da se! Aber selbst zu dieser ethisch
Richtung gab Pascal nur den ersten Anstoß; seine ehrlic
Moral war grade so unbrauchbar für den wirklichen Mensche
wie die Jesuitenmoral abscheulich genannt werden muß. Ob
vielmehr: die Jesuiten codificirten alle Neigungen, Strebunge
Abfindungen, Schönfärbereien und Unterschleife der zeitgenöss
schen Menschheit, deßhalb machten sie Furore und regierten d
Welt; Pascal aber nahm den Menschen augustinisch, spiritualistis
überspannte die Forderungen an diesen gedachten Menschen u
verlangte anthropologisch Unmögliches; seine Moral eignete si
nur für Schwärmer, Mystiker, Weltflüchtige, für Gespenst
oder für Ausgelebte.

Ein Kind, welches Vater und Mutter nicht ohne Wide
willen beisammen sehen konnte — man denke an die Jugend
gedichte der Jaqueline — konnte nie der Urheber eines g
sunden Moralgesetzes werden. Ein Mann, dem die Ehe „d
niedrigste Art menschlicher Gemeinschaft" war, bestätigte n
das Horoskop, das man bereits dem Kinde stellen konnte.

Ja, wenn's Weinen und Dulden thäten! Wenn die Mensch
heit insgesammt und für alle Zeiten aus lauter Apostеln un

Märtyrern bestehen könnte! Aber die Entwicklung des Geschlechts bedarf des Thuns, des Eingreifens in die reale Welt, des entschlossenen Gestaltens der verhaßten Materie.

Der Probabilismus der Jesuiten war die schamlose Verherrlichung der Möglichkeit, der Möglichkeit der Möglichkeit. Aber der Wahrscheinlichkeits-Calcül, den Pascal und Fermat begründeten, angewandt auf die ewige Seligkeit, auf die Wahrheit der Religion; die Behauptung, daß die geringste Wahrscheinlichkeit dieser Wahrheit den Menschen zum Glauben zwinge: was ist das anders als jesuitischer Probabilismus, wenn auch in weniger schmutziger Gestalt?

Wenn eine Religion, so sagt Pascal, unendliche Belohnungen und Strafen verheißt, so ist es die Pflicht des weisen Mannes, sie anzunehmen, nicht blos wenn die Wahrscheinlichkeiten dafür überwiegen, sondern auch wenn die dagegen sprechenden Wahrscheinlichkeiten nicht unendlich sind!

Was hier Pascal von den Jesuiten unterscheidet, ist einzig die Voraussetzung, die Prämisse der Gesinnung. Und in der Verschiedenheit der Voraussetzung, in der Gesinnung, können wir, nachdem die Bildung neuer Kirchenthümer aufgehört hatte, allein die Bedeutung der Sectenstreitigkeiten noch erkennen, handle es sich um Gomaristen und Arminianer, oder um Jesuiten und Jansenisten.

Die bereits erwähnten „Pensées" sind ein theologisches Tagebuch, welches sich gegen Atheisten und Religionsverächter wendet, und ganz im Geiste einer neuern Religionsphilosophie der Vernunft die Mission ertheilt, der Cicerone ins Land des Glaubens zu sein. Sehr schmeichelhaft ist das Compliment für die erstere, nur sie habe den Punkt zu bestimmen, wo sie sich unterwerfen müsse. Thue sie dies nicht am rechten Orte, so handle sie abergläubisch. Der heilige Dorn war also für Pascal der richtige Punkt. Und doch konnte ihm dieser Punkt zu Zeiten so imaginär werden wie der geometrische Punkt.

Pascal starb am 19. August 1662, ein Jahr nachdem Ludwig XIV. die Regierung Frankreichs in höchsteigene Hände

genommen. Am Thurme von St. Jacques-la-Boucherie eine Bildſäule errichtet: „dem Mathematiker und P Blaiſe Pascal“. Victor Hugo ſagt in „Notre-dame de P Ceci tuera cela, in unſerm Falle Mathematik und Ph das Dogma der Weltentfremdung. Pascal brachte aller Mathematik und Phyſik nicht dahin. Er ſtarb als licher Skeptiker: „Es kann nichts Gewiſſes außer der N geben, und doch iſt dieſe ſelbſt nicht gewiß“. Retten n in die Askeſe!

England.

Die Geneſis der Revolution. — Jakob I. — Karl I. bis 1642. — Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs. — Die Republik auf vier Jahre. — Holländiſche Zuſtände. — Mylord Protector. Die Wiederkehr der Stuarts.

Die Geneſis der engliſchen Revolution.

Was ſich in England in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts zugetragen, iſt längere Zeit als eine Epiſode angeſehen worden, die ohne inneren Zuſammenhang mit der nationalen, ganz beſonders aber mit der europäiſchen Entwicklung verlaufen wäre. Die great rebellion, wie die Engländer kritiklos ſagen, erſchien wie ein blutig leuchtendes Meteor zwiſchen dem Ende der Eliſabeth und der glorious revolution, wie die Einſetzung des Oraniers ſehr übertrieben betitelt wurde; wie ein Meteor, das den Himmel eine Weile occupirte, alle Welt entſetzte und dann ſpurlos in die unendliche Nacht hinabtauchte. Der Schluß aus dieſer Anſchauung der Dinge hätte logiſch lauten müſſen: Eigentlich könnte man ſich das Ding ganz wegdenken, dieſen tollen Fanatismus, dieſen Königsmord, der durch andere Morde vergolten wurde, dieſen ganzen Fiebertraum, der anno 1660 mit Einem Schlage in das nüchternſte Erwachen überging.

Es iſt nur zu befürchten, daß bei ſolcher Auffaſſung die ganze folgende engliſche und europäiſche Geſchichte, und namentlich die franzöſiſche Revolution eben ſo unverſtändlich bleiben würden.

Das äußerliche Aneinanderreihen der Ereigniſſe giebt uns nämlich durchaus keinen Aufſchluß über deren Urſprung und nothwendigen Verlauf. England, das unter der Eliſabeth nicht grade durch allzu große Freiheit verwöhnt worden war, verwirft ſich mit den Stuarts, gleich mit dem Sohne der

Maria, legt sodann dem König Karl den Kopf vor die Füße, erklärt sich zur Republik und erhebt den kühnsten, ehrgeizigsten, verschlossensten Helden der Revolution zum Protector. Dieser, auf der Höhe des Ruhmes und der Gewalt angelangt, stirbt, und drei Jahre nachher kehrt ein zweiter Karl Stuart heim, als wenn nichts vorgefallen wäre, und herrscht 25 Jahre ohne erheblichen Widerstreit; sein Bruder und Nachfolger aber hat nur drei Jahre Frist, bis er vor seinem eigenen Tochtermann das Weite suchen muß. Und mit diesem Staatsstreich ist die Aera der Revolutionen in England geschlossen. — Das ist der Gang der Ereignisse, aber das verräth uns nichts von der Federkraft des inneren Getriebes.

Nach der gewaltsamen Herstellung einer gewissen nationalen Einheit in Spanien, Frankreich und England — Deutschland und Italien blieben anarchisch, Schweden constituirte sich auch politisch durch die Reformation — durch die nützlichen Tyrannen, die wie Poch- und Stampfwerke der Geschichte arbeiteten, war ein zwiefacher neuer Geist über Europa gekommen: der Geist der Wissenschaft und des ernsten persönlichen Glaubens, Renaissance und Reformation. Die eine trat friedlicher, die andere ungestümer auf; aber unter beiderlei Gestalt erneuerte sich die Menschheit, durch die Renaissance mehr im Süden und Westen, durch die Reform mehr im Norden und Nordwesten. Die Eine legte Beschlag auf die ästhetische Empfindung und das logische Denken des Menschen; die Andere redete ihm mit schroffem Tone in's Gewissen. Die Eine sprach als Ariel, die Andere als der Geist des alten Hamlet.

Die Reformation, die sich in Deutschland mit der philologischen Renaissance paarte, gab hier das Signal zur individuellen und territorialen Selbstigkeit und sprengte den ohnehin lockern Reichsverband, wie es der Münster'sche Frieden besiegelte. Aber sie war doch zugleich das in die Erde gelegte Samenkorn, das innerhalb der vorläufigen Anarchie zum Bewußtsein vom Menschen in der Gemeinschaft heranwuchs. Die äußerliche und als solche untergeordnete Staats-

form mochte dabei unbeachtet bleiben; aber die Macht und Herrlichkeit des Individuums über den Staat selbst und die menschenwürdige Gestaltung des letzteren wurden im Princip angestrebt. Die wissenschaftliche Staatslehre der Neuzeit hat ja nur das Geheimniß jenes Keims an den Tag gebracht. Es ist durchaus richtig, was die neukatholische Schule seit Görres gesagt hat: die Reformation war der zweite Sündenfall und die Mutter aller folgenden Revolutionen. Der Sündenfall ist die einzige Möglichkeit der Erkenntniß; nur durch das Heraustreten aus dem Stande der herkömmlichen Unschuld werden wir „wie Gott, erkennend das Gute und das Böse".

Eben so klar ist, daß die Reformation da, wo sie als theoretische That auftrat, rein um ihrer selbst willen stattfand, auf ihre praktischen politischen Consequenzen am längsten warten lassen mußte. Deutschland hat vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, volle 150 Jahre, nichts anderes gethan, als sich mit Reformation und Gegenreformation beschäftigt, und dann hat es wieder 100 Jahre zum Ausruhen gebraucht. Der rheinisch-fränkische Bauernkrieg, der Schmalkaldische, der 30jährige Krieg waren ohne kirchlich-religiöse Motive unmöglich. Nicht einzelne Männer, nicht Luther und die Fürsten, das ganze Volk selbst trug die Schuld an dieser Einseitigkeit; es wollte und konnte nicht zwei Dinge zugleich vornehmen.

In Frankreich wirkte die Renaissance nach ihrem ästhetischen Inhalt von Italien aus direct auf Literatur, Kunst und Leben; die Reform nur indirect durch Vermittlung des politischen Individualismus. Diese Reform ergriff nur einen Theil des Volkes, eine Fraction, die sich zur Faction ausbildete und als solche mit der unitarischen Monarchie in Conflict gerieth, von der sie unterdrückt wurde. Der Gegensatz zum Individualismus oder zur Freiheit, das Gefühl der Gleichheit, der Demokratismus, erhob in Paris sein fanatisches Haupt und widersetzte sich im Bunde mit der Ligue und Spanien dem sonderbündlerischen Hugenottenthum. Der alte po-

klärte namens seiner Schwester Jaqueline: „Vielleicht wir
man uns von der Kirche ausschließen; aber wer weiß nich
daß Niemand gegen seinen Willen von ihr ausgeschlosse
werden kann? Da Christi Geist das einzige Band ist, dc
uns mit ihm und unter einander vereinigt, so können w
wohl der äußern Zeichen, aber niemals der Wirkung dies
Vereinigung beraubt werden, so lange wir nur die Liebe b
wahren, ohne die Niemand ein lebendiges Glied dieses heilige
Lebens ist".

Die ganze Opposition Pascals im Namen des Jansenis
mus war keine dogmatische, kirchliche, sondern eine ledi
lich gegen die verderbliche Moral der Jesuiten gerichtete. D
Bedeutung der Lettres à un provincial liegt mithin a
ethischem, moralphilosophischem Gebiete; sie bildeten den Anfar
jener Neutralisation des neukatholischen Kirchenthums, dem m
später zurief: faccia da se! Aber selbst zu dieser ethischc
Richtung gab Pascal nur den ersten Anstoß; seine ehrlic
Moral war grade so unbrauchbar für den wirklichen Mensche
wie die Jesuitenmoral abscheulich genannt werden muß. Ob
vielmehr: die Jesuiten codificirten alle Neigungen, Strebunge
Abfindungen, Schönfärbereien und Unterschleife der zeitgenöss
schen Menschheit, deßhalb machten sie Furore und regierten d
Welt; Pascal aber nahm den Menschen augustinisch, spiritualistisc
überspannte die Forderungen an diesen gedachten Menschen u
verlangte anthropologisch Unmögliches; seine Moral eignete si
nur für Schwärmer, Mystiker, Weltflüchtige, für Gespenst
oder für Ausgelebte.

Ein Kind, welches Vater und Mutter nicht ohne Wide
willen beisammen sehen konnte — man denke an die Jugend
gedichte der Jaqueline — konnte nie der Urheber eines g
sunden Moralgesetzes werden. Ein Mann, dem die Ehe „d
niedrigste Art menschlicher Gemeinschaft" war, bestätigte m
das Horoskop, das man bereits dem Kinde stellen konnte.

Ja, wenn's Weinen und Dulden thäten! Wenn die Mensch
heit insgesammt und für alle Zeiten aus lauter Aposteln u

Märtyrern bestehen könnte! Aber die Entwicklung des Geschlechts bedarf des Thuns, des Eingreifens in die reale Welt, des entschlossenen Gestaltens der verhaßten Materie.

Der Probabilismus der Jesuiten war die schamlose Verherrlichung der Möglichkeit, der Möglichkeit der Möglichkeit. Aber der Wahrscheinlichkeits-Calcül, den Pascal und Fermat begründeten, angewandt auf die ewige Seligkeit, auf die Wahrheit der Religion; die Behauptung, daß die geringste Wahrscheinlichkeit dieser Wahrheit den Menschen zum Glauben zwinge: was ist das anders als jesuitischer Probabilismus, wenn auch in weniger schmutziger Gestalt?

Wenn eine Religion, so sagt Pascal, unendliche Belohnungen und Strafen verheißt, so ist es die Pflicht des weisen Mannes, sie anzunehmen, nicht blos wenn die Wahrscheinlichkeiten dafür überwiegen, sondern auch wenn die dagegen sprechenden Wahrscheinlichkeiten nicht unendlich sind!

Was hier Pascal von den Jesuiten unterscheidet, ist einzig die Voraussetzung, die Prämisse der Gesinnung. Und in der Verschiedenheit der Voraussetzung, in der Gesinnung, können wir, nachdem die Bildung neuer Kirchenthümer aufgehört hatte, allein die Bedeutung der Sectenstreitigkeiten noch erkennen, handle es sich um Gomaristen und Arminianer, oder um Jesuiten und Jansenisten.

Die bereits erwähnten „Pensées" sind ein theologisches Tagebuch, welches sich gegen Atheisten und Religionsverächter wendet, und ganz im Geiste einer neuern Religionsphilosophie der Vernunft die Mission ertheilt, der Cicerone ins Land des Glaubens zu sein. Sehr schmeichelhaft ist das Compliment für die erstere, nur sie habe den Punkt zu bestimmen, wo sie sich unterwerfen müsse. Thue sie dies nicht am rechten Orte, so handle sie abergläubisch. Der heilige Dorn war also für Pascal der richtige Punkt. Und doch konnte ihm dieser Punkt zu Zeiten so imaginär werden wie der geometrische Punkt.

Pascal starb am 19. August 1662, ein Jahr nachdem Ludwig XIV. die Regierung Frankreichs in höchsteigene Hände

genommen. Am Thurme von St. Jacques-la-Boucherie eine Bildſäule errichtet: „dem Mathematiker und A Blaiſe Pascal“. Victor Hugo ſagt in „Notre-dame de I Ceci tuera cela, in unſerm Falle Mathematik und Ph das Dogma der Weltentfremdung. Pascal brachte aller Mathematik und Phyſik nicht dahin. Er ſtarb als licher Skeptiker: „Es kann nichts Gewiſſes außer der N geben, und doch iſt dieſe ſelbſt nicht gewiß“. Retten w in die Askeſe!

England.

Die Geneſis der Revolution. — Jakob I. — Karl I. bis 1642. — Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs. — Die Republik auf vier Jahre. — Holländiſche Zuſtände. — Mylord Protector. Die Wiederkehr der Stuarts.

Die Geneſis der engliſchen Revolution.

Was ſich in England in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts zugetragen, iſt längere Zeit als eine Epiſode angeſehen worden, die ohne inneren Zuſammenhang mit der nationalen, ganz beſonders aber mit der europäiſchen Entwicklung verlaufen wäre. Die great rebellion, wie die Engländer kritiklos ſagen, erſchien wie ein blutig leuchtendes Meteor zwiſchen dem Ende der Eliſabeth und der glorious revolution, wie die Einſetzung des Oraniers ſehr übertrieben betitelt wurde; wie ein Meteor, das den Himmel eine Weile occupirte, alle Welt entſetzte und dann ſpurlos in die unendliche Nacht hinabtauchte. Der Schluß aus dieſer Anſchauung der Dinge hätte logiſch lauten müſſen: Eigentlich könnte man ſich das Ding ganz wegdenken, dieſen tollen Fanatismus, dieſen Königsmord, der durch andere Morde vergolten wurde, dieſen ganzen Fiebertraum, der anno 1660 mit Einem Schlage in das nüchternſte Erwachen überging.

Es iſt nur zu befürchten, daß bei ſolcher Auffaſſung die ganze folgende engliſche und europäiſche Geſchichte, und namentlich die franzöſiſche Revolution eben ſo unverſtändlich bleiben würden.

Das äußerliche Aneinanderreihen der Ereigniſſe giebt uns nämlich durchaus keinen Aufſchluß über deren Urſprung und nothwendigen Verlauf. England, das unter der Eliſabeth nicht grade durch allzu große Freiheit verwöhnt worden war, überwirft ſich mit den Stuarts, gleich mit dem Sohne der

Maria, legt sodann dem König Karl den Kopf vor die Füße, erklärt sich zur Republik und erhebt den kühnsten, ehrgeizigsten, verschlossensten Helden der Revolution zum Protector. Dieser, auf der Höhe des Ruhmes und der Gewalt angelangt, stirbt, und drei Jahre nachher kehrt ein zweiter Karl Stuart heim, als wenn nichts vorgefallen wäre, und herrscht 25 Jahre ohne erheblichen Widerstreit; sein Bruder und Nachfolger aber hat nur drei Jahre Frist, bis er vor seinem eigenen Tochtermann das Weite suchen muß. Und mit diesem Staatsstreich ist die Aera der Revolutionen in England geschlossen. — Das ist der Gang der Ereignisse, aber das verräth uns nichts von der Federkraft des inneren Getriebes.

Nach der gewaltsamen Herstellung einer gewissen nationalen Einheit in Spanien, Frankreich und England — Deutschland und Italien blieben anarchisch, Schweden constituirte sich auch politisch durch die Reformation — durch die nützlichen Tyrannen, die wie Poch- und Stampfwerke der Geschichte arbeiteten, war ein zwiefacher neuer Geist über Europa gekommen: der Geist der Wissenschaft und des ernsten persönlichen Glaubens, Renaissance und Reformation. Die eine trat freilicher, die andere ungestümer auf; aber unter beiderlei Gestalt erneuerte sich die Menschheit, durch die Renaissance mehr im Süden und Westen, durch die Reform mehr im Norden und Nordwesten. Die Eine legte Beschlag auf die ästhetische Empfindung und das logische Denken des Menschen; die Andere redete ihm mit schroffem Tone in's Gewissen. Die Eine kam als Ariel, die Andere als der Geist des alten Hamlet.

Die Reformation, die sich in Deutschland mit der neuen logischen Renaissance paarte, gab hier das Signal zu individuellen und territorialen Selbstigkeit und sprengte den ohnehin lockern Reichsverband, wie es der Münster'sche Frieden besiegelte. Aber sie war doch zugleich das in die Welt gelegte Samenkorn, das innerhalb der vorläufigen Kirche zum Bewußtsein vom Menschen in der Gemeinschaft wuchs. Die äußerliche und als solche untergeordnete

form mochte dabei unbeachtet bleiben; aber die Macht und Herrlichkeit des Individuums über den Staat selbst und die menschenwürdige Gestaltung des letzteren wurden im Princip angestrebt. Die wissenschaftliche Staatslehre der Neuzeit hat ja nur das Geheimniß jenes Keims an den Tag gebracht. Es ist durchaus richtig, was die neukatholische Schule seit Görres gesagt hat: die Reformation war der zweite Sündenfall und die Mutter aller folgenden Revolutionen. Der Sündenfall ist die einzige Möglichkeit der Erkenntniß; nur durch das Heraustreten aus dem Stande der herkömmlichen Unschuld werden wir „wie Gott, erkennend das Gute und das Böse".

Eben so klar ist, daß die Reformation da, wo sie als theoretische That auftrat, rein um ihrer selbst willen stattfand, auf ihre praktischen politischen Consequenzen am längsten warten lassen mußte. Deutschland hat vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, volle 150 Jahre, nichts anderes gethan, als sich mit Reformation und Gegenreformation beschäftigt, und dann hat es wieder 100 Jahre zum Ausruhen gebraucht. Der rheinisch-fränkische Bauernkrieg, der Schmalkaldische, der 30jährige Krieg waren ohne kirchlich-religiöse Motive unmöglich. Nicht einzelne Männer, nicht Luther und die Fürsten, das ganze Volk selbst trug die Schuld an dieser Einseitigkeit; es wollte und konnte nicht zwei Dinge zugleich vornehmen.

In Frankreich wirkte die Renaissance nach ihrem ästhetischen Inhalt von Italien aus direct auf Literatur, Kunst und Leben; die Reform nur indirect durch Vermittlung des politischen Individualismus. Diese Reform ergriff nur einen Theil des Volkes, eine Fraction, die sich zur Faction ausbildete und als solche mit der unitarischen Monarchie in Conflict gerieth, von der sie unterdrückt wurde. Der Gegensatz zum Individualismus oder zur Freiheit, das Gefühl der Gleichheit, der Demokratismus, erhob in Paris sein fanatisches Haupt und widersetzte sich im Bunde mit der Ligue und Spanien dem sonderbündlerischen Hugenottenthum. Der alte po-

litiſche Geiſt der Commune erwachte, Stephan Marcel ſti aus dem Grabe des 14. Jahrhunderts wieder herauf. Hei rich III. entfloh vor dieſem Geiſt und Heinrich IV. mußz zu ſeinem Symbol, der Meſſe, ſchwören. Heinrich IV. ur ſein Nachfolger Richelieu bändigten den Dämon; aber ſie ve mochten dies nur, indem ſie der Einheit und Gleichheit, d Lieblingsgenien der Franzoſen huldigten. Der Nationalgei hatte mit den hervorragenden Hugenottenſpitzen gehadert; ab er beugte ſich vor der auf Alle vertheilten Gloire, der leuc tenden Blüthe des Ganzen, vor der Thatkraft des Béarne und dem ehernen Richtmaß des weltlichſten aller Kirchenfürſte Man ſagt, Frankreich ſei und bleibe katholiſch; man ſoll ſagen: Frankreich iſt weſentlich égalitaire. Der deutſche Did ter meint: „Es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten' Der Franzoſe ſpottet gern ſeiner Ketten, wenn er nur gelegen lich ſeinem Herrn damit ein Charivari in die Ohren raſſel kann. Die reformatoriſche Idee wird ſich in Frankreich er viel ſpäter in politiſcher Form ihre Geltung verſchaffen un wieder mit der katholiſchen Egalité zu ſchaffen bekommen.

England verhält ſich zu dieſer reformatoriſchen Idee gar anders als Frankreich, aber auch ganz anders als Deutſch land. Es iſt eben das Land der Normanno-Sachſen mit ke tiſchem Bodenſatz. Die kirchliche Reform beginnt hier no höher in der Geſellſchaft als in Frankreich, echt normanniſch im Haupte des Herzogs oder Königs; von da ſenkt ſie ſi in die Glieder des Staates hinab, tiefer und intenſiver, al es dieſem oder einem anderen Haupte lieb war, bis in d Arme und Fäuſte, ja bis in den Magen. Sie traf auch i England auf einen ganz anders gearteten politiſchen Organi mus als in Frankreich oder Deutſchland, auf eine praktiſch ſe dem 13. Jahrhundert ſich ausbildende, durch lange Kämpfe un politiſche Klugheit ſich feſtigende ſtaatliche Gliederung. Glei der Eſche Ygdraſil hatte das Mitrathen vor dem Mitthate ſeine Wurzeln durch drei Schichten der Bevölkerung hinal gewuchert und begann eben den Scheidefels zur vierten Schich

zu sprengen. Nach dem hohen Gefolge des erobernden Herzogs, der königlichen Tafelrunde, nach der kleinadligen Gentry, der Masse der gepanzerten Reisige, und nach den privilegirten Municipien, dem corporativen Städtethum, kam die Reihe jetzt an den Bürger als solchen, zunächst an den Wohlhabenden, der sich fühlte und Andere seine Existenz fühlen lassen wollte.

Ein so unverfänglicher Zeuge wie Mr. Edw. Hyde (nach der Restauration Lord Clarendon) erklärt uns in seiner „Geschichte der Rebellion" an einem Beispiele vortrefflich diesen Proceß. Warum schlug unter Karl I. in der Grafschaft Somerset die parlamentarische Stimmung gegen den königlichen Adel durch? „Es waren da, sagt er, Leute niederen Standes, die durch gute Wirthschaft, Tuch- und andere blühende Manufactur, sehr große Vermögen erworben hatten; nachdem sich diese in die Besitzungen der Gentlemen hineingearbeitet, wurden sie ärgerlich, daß sie sich nicht in derselben Achtung und Reputation fanden wie die, deren Güter sie besaßen, und deßhalb waren sie beständig darauf aus, sich zu Ansehen zu bringen." Diese Leute wurden jetzt Lieutenants bei der Miliz, und umzingelten plötzlich den Marquis von Hertford; ihre Armee war 12,000 Mann stark. Die Parlamentsarmee unter Essex zählte 8000 Mann. — Das ist ein ganzes Capitel Geschichtsphilosophie.

Die Plantagenets waren, wohl oder übel, allezeit Mehrer der Freiheit gewesen: Johann ohne Land, Heinrich III., die drei Eduarde. Was sich da allmählich in Zuständen und Köpfen festgesetzt hatte und was nur zeitweilig zu verdunkeln war, lautete: Der König steht an der Spitze des Staates als ausführende Macht, die beiden Häuser des Parlaments bilden den hohen Rath der Nation; nur durch dieses Parlament kann der König zu Geld und Soldaten kommen. „Der König im Parlament", so hieß die geheiligte Formel für die Zusammengehörigkeit von Executive und Legislative. Gegen das ältere statutarische Recht standen als Eisbrecher das altsächsische Ge-

meinrecht und das Genoſſengericht. Dieſe Dämme und Wälle mochten periodiſch vernachläſſigt werden, vorhanden waren ſie immer. Als der reformatoriſche Gedanke die Gewiſſen wachrief, belebte er zugleich das Bewußtſein der angebornen, nie veraltenden Rechte, welche die Stuarts zu untergraben trachteten. Hier konnte die Freiheit Poſto faſſen, ohne eines neuerfundenen Naturrechts zu bedürfen. Freilich lag auch der Hader nahe zur Hand; die Auffaſſung der alten Rechte konnte verſchieden ſein. Der politiſche Theil der „Rebellion" bewegte ſich um den Satz: „Der König im Parlament". Welchen Auslegungen war dieſer Satz nicht unterworfen! wie viel Blut hat dieſe Exegeſe gekoſtet!

Die widerwärtige Tyrannei Heinrich's VIII. und noch mehr die wohlwollende Regierung Eduard's VI. hatten dem religiöſen Befreiungsdrange eine Conceſſion gemacht; die bigotte Reaction der blutigen Maria ging vorüber wie ein Unwetter; der glorreiche Deſpotismus der Eliſabeth entſchädigte für manchen Zwang. Aber neben der officiellen Reformation entwickelte ſich frühzeitig ein calviniſtiſches Sectenthum, von Schottland, Frankreich und Genf her angefacht und durch die Verfolgung nur energiſcher um ſich greifend. Schon unter Eduard VI. weigerte ſich der zum Biſchof von Gloceſter berufene edle Hooper, das aaroniſche Gewand anzulegen; unter Eliſabeth ſtarb er auf einem Bett von glühenden Kohlen, „wie ein Kind auf Roſen ſchlafend". Man nannte die Secte ſpöttiſch „Puritaner", was auf eine lateiniſche Ueberſetzung der griechiſchen „Katharer" oder Ketzer hinauskommt; ſie aber haben den Namen mit Freuden aufgenommen und zu Ehren gebracht.

Und ebenfalls ſchon unter Eliſabeth lebte und wirkte Browne (1582—1616), der Vater der Independenten, denen ſelbſt der Puritanismus mit ſeiner Presbyterialkirche noch zu enge war, gleichwie das Vaterland ſelbſt; die ſchaarenweiſe nach Holland auswanderten und dann nach Neu-England hinüberzogen, wo ſie lauter kleine Demokratien gründeten.

Die in England Verbleibenden erſchienen der Regierung wegen ihres Princips der freien Religionsgemeinde viel gefährlicher als ſelbſt die Puritaner; es fanden Verfolgungen und Hinrichtungen ſtatt.

Unter Jakob nun traten die beiden mühſam zurückgeſtauten Strömungen in Bewegung: das reformatoriſche Princip, bisher ſtaatlich verkrüppelt und verkümmert, verlangte ſein volles, aber auch ſein bürgerliches Recht; zu ihm geſellte ſich die Erinnerung an die Freiheiten und Privilegien der Gemeinen. Aus dieſer Doppelſtrömung entſtand jener Wirbel, den man die engliſche Revolution nennt. Ganz andere Könige als Jakob und Karl hatten ſich einſt der wachſenden Städtefreiheit als Stütze ihres Regiments bedient und ihre Freude daran gehabt: was wollten doch dieſe Stuarts, dieſe Eindringlinge, Sohn und Enkel der papiſtiſchen Maria!

Der Feind, auf den die Doppelſtrömung traf, trug ebenfalls einen Doppelkopf: nicht nur witterte England in Jakob und noch mehr in Karl, nach der ſpaniſchen Freite und dem franzöſiſchen Heirathscontract, den tridentiniſchen Katholicismus; ſondern es erfuhr auch deutliche Stöße des politiſchen Katholicismus, des bon plaisir, welches franzöſiſche Kleider- und Regierungsmoden in England einzuführen trachtete. Die ſeltſame Hallucination, als ſei England Frankreich, der engliſche freeholder und yeoman daſſelbe mit der nivellirten keltiſchen Hörigenmaſſe, der engliſche Adel grade ſo unter die Füße zu treten wie der Reſt der fränkiſchen Allodbeſitzer, erboſte die engliſche Selbſtändigkeit. Und ließ ſich denn ein Princip ſpalten — den einen Theil giebt man preis, den andern hält man feſt? — wird der Summus episcopus nicht auch abſoluter Herr über den Beutel ſein wollen? kann der abſolute König die Gewiſſen frei laſſen? Aus ſolchen Zweifeln entſtand die große Revolution von 1640 und als matter Nachſchlag die kleine, die glorious.

Die große Revolution iſt die ſchärfſte und gediegenſte Ausprägung des reformatoriſchen Gedankens: Luther zu Pferde

und Calvin als Musketier; die draſtiſche Conſequenz des Bannbullenbrandes und des Regierungsſturzes in Genf; zugleich auch die Ueberwindung beider Standpunkte und der Bau des Brückenbogens, der fragmentariſch ins jenſeitige 18. Jahrhundert hinüberdeutet.

England hat die löbliche geſchichtliche Gewohnheit, ſog. „Diverſionen" zu machen und die beate Welt jedesmal dann aufzurütteln, wenn ſie des ſüßen Glaubens lebt, es ſei Alles zu Ende. Nur dieſer beaten Welt jedoch erſcheint dasjenige als „Diverſion", was im Grunde logiſche Folgerung iſt und nur augenblicklich nicht als ſolche erkannt wird. Die Menſchheit würde nie erfahren haben, was die Reformation in ihren Flanken trug, ohne den deutſchen Bauernkrieg und die engliſche Revolution. Dieſe erſt iſt der wahre Abſchluß der Bewegung des 16. Jahrhunderts; ſie riß weite Löcher in den myſtiſchen Nebel, der die Menſchheit umhüllte; ſie lüftete das Symbol und ließ deſſen geheimſte Bedeutung herausflattern; ſie zerſtörte die Illuſionen und ſtellte den ernüchterten Menſchen auf den realen Boden telluriſcher Wirklichkeit.

Dieſes gewaltige Geſchehniß, wichtiger als die ganze bisherige Geſchichte der Völkerwanderer, wird ſich in drei Aufzügen vor uns entrollen.

Jakob I.

Jakob VI. von Schottland, als Kind der Verwirrung empfangen, wurde am 29. Juli 1566 geboren. Schon mit Einem Jahre war er König. 1589 heirathete er die ſchöne däniſche Prinzeſſin Anna, die er von Bergen in Norwegen heimholte. 1603 ſtarb Eliſabeth, nachdem ſie den Sohn der Maria Stuart zum Erben eingeſetzt hatte. Jakob, der ſich nie viel um ſeine Mutter und deren Schickſal gekümmert, ließ

jetzt auch die Königin Eliſabeth vorher begraben, ehe er ſich nach London bemühte.

Der trotzige Adel Schottlands und der ſtarre Calvinismus der Synodalkirche hatten ihm ſein Stammland verleidet. Schon 1599 war ſein biſchöfliches Glaubensbekenntniß als „Baſilikon Doron" (die Königsgabe) veröffentlicht worden; 1603 erſchien die Schrift als Programm des Doppelherrſchers in drei Auflagen. Auch den Katholiken wurden gute Worte gegeben. In England, dem Lande der Verheißung, wo Jakob auch zu Gelde zu gelangen hoffte, herrſchte frohe Erwartung bei Biſchöflichen und Katholiken.

Des neuen Königs äußere Erſcheinung war freilich wenig empfehlend. Schon auf der Reiſe mißfiel er. Seine Lippen entſprachen den ſpaniſchen Wülſten an Wamms und Hoſen; ſeine Zunge war zu dick für den Mund, dieſer war nicht im Stande, die ſtarken Libationen Jakobs zu faſſen, die vielmehr theilweiſe auf die Bruſt abfloſſen. Der König fürchtete ſich, ſeine Kleidung war ſtets wattirt und er trug noch Unterkleider. Die Kniehoſe war ein dickes Polſter. Die Beine, die erſt mit ſieben Jahren ſtehen gelernt, blieben immer hülfsbedürftig. Ein hoher Hut mit weißer aufſtehender Feder vollendet auf einem ſeiner Porträts die Steifigkeit der ganzen Erſcheinung; anderwärts trägt er einen weichen Schlapphut mit einem Wald von Federn; unter dem Hut ein mädchenhafter Teint, ſehr wenig Bart, unſtäte, faſt ſchielende Augen. Die ganze Geſtalt iſt wie eine Caricatur Philipps II. Im Gegenſatz zur ſpaniſchen Mode trugen ſich die engliſchen Stutzer franzöſiſch; ſo beſaß der Herzog von Buckingham (früher George Villiers) 27 geſtickte Anzüge à 35,000 franz. Livres. Im Gegenſatz endlich zur ſpaniſchen wie zur franzöſiſchen Mode, war die puritaniſche die Tracht der Zukunft: taillenloſer, dunkler, meiſt brauner Knöpfrock mit einfachen Aermeln; kragenartiger Ueberwurf, ein Halstuch, das in breiten Bäffchen auf der Bruſt endigte; die graue Strumpfhoſe ohne Beſatz, das Haar geſtutzt; plumpe Schuhe, ein Filzhut ohne Schmuck.

Als Jakob I. nach London kam, hieß er den fra
Geſandten, den Marquis von Rosny, die Trauer
verſtorbene Königin ablegen; den Grafen Southamp
er in Freiheit und gab ihm ſo wie dem jungen
confiscirten Güter zurück. Die Recuſanten mußten
20 Pfund zahlen, das Geld ging an ſchottiſche
Frankreich beherrſchte ihn, ſo lange Rosny anweſe
nachher kam die Reihe an Spanien. Philipp III.
ſeine Freundſchaft.

Schon im Jahre 1604 fing der byzantiniſche K
in England an zu theologiſiren. Wie er in Schot
die Hexen erpicht geweſen, ſo beſchäftigte ihn in En
Ketzerei. Er berief eine Synode nach Hamptoncourt
Puritaner mit den Anglikanern zu verſöhnen, disputi
diſtinguirte, concludirte, ein ſcholaſtiſcher Fechtmeiſ
Puritaner konnte er jedoch nicht zu ſeinem Liebling
kehren: No bishop, no king. Da zuckte Jakob bi
wandte ſich um und concludirte: „dann werden wir
gen!“ Die Hauptconcluſion erfolgte in der Austrei
300 erklärten Puritanern und in dem Erlaß von 1
nes, die eine Maſſe von Strafandrohungen im
Epiſkopalen enthielten. Dieſes Werk der ſog. Co
d. i. des geiſtlichen Parlaments von England, w
biſchöflichen Privilegien noch einmal, neben den Biſ
Hauſe der Peers vertrat, mißfiel dem weltlichen U
welches ſeine Spitze vielmehr gegen die Papiſten k
lebhaft an das Statut der Eliſabeth erinnerte, wo
mand in England beſitzen, amtiren, Forderungen
könne, der in einem überſeeiſchen (katholiſchen) Sem
dirt habe.

Der ſtaatsrechtliche Streit war ſchon früh in Le
vorhanden. Das Parlament behauptete: ein Geſetz
durch Uebereinkommen der Gemeinen, Zuſtimmung
und Einwilligung des Königs. Jakob nannte das „ve
Das Parlament antwortete mit „Unkenntniß“, der

„übel berichtet". Jakob replicirte: die Privilegien des Hauſes hingen von der Gnade des Königs ab. Das Parlament duplicirte mit dem „angeborenen Recht der Engländer." Da lag die Wurzel eines unabſehbaren Streites, der einmal, früher oder ſpäter, vorausſichtlich mit Gewalt entſchieden werden mußte.

Da die Katholiken ſich gleichfalls getäuſcht ſahen, ſo verlegten ſie ſich nach alter Gewohnheit auf's Complottiren. Bereits im Jahre 1604 bildete ſich das Monſtercomplott, die berühmte „Pulververſchwörung", zu dem Zwecke, beide Häuſer des Parlaments und die ganze königliche Familie in der Eröffnungsſitzung in die Luft zu ſprengen. Nur die kleine Prinzeſſin Eliſabeth ſollte verſchont und zur katholiſchen Königin gemacht werden. Im Complott waren ihrer zunächſt Fünf: Guy Fawkes, ein Officier eines in Flandern ſtehenden, von Jeſuiten beeinflußten engliſchen Regiments, der über den Canal herüber kam; Robert Catesby aus Northampton; Thomas Percy, ein Verwandter des Herzogs von Northumberland; Chriſtopher Wright aus York; Thomas Winter aus Huddington. Zu dieſen geſellten ſich noch ein Bruder Wright's und ein Bruder Winter's. Die Seele des Geheimbundes war der Jeſuiten-Provincial Henry Garnet; Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Vorhabens ſchlug er mit dem caſuiſtiſchen Satze nieder: Im Kriege kämen auch Unſchuldige um! Die Verſchwornen nahmen das Sacrament aus der Hand des Jeſuitenpaters Gerard, der — natürlich — ſpäter gar nicht wußte, um was es ſich gehandelt.

Percy miethete ein Haus nebſt Garten dicht bei Weſtminſter. Während des Tages wurde die Mine gegraben, bei Nacht der Schutt in den Garten geſchafft. Als ein Keller unter den Lords leer wurde, miethete ihn Fawkes ſofort. Das Pulver wurde mit Reiſig und Steinen bedeckt. Dann warteten die Verſchwornen vom Januar bis zum September 1605.

Unterdeſſen nahm die Strenge gegen die Katholiken zu; es erfolgten nächtliche Hausſuchungen, Vermögensconfiscatio-

nen, Hinrichtungen; hochgestellte Katholiken wurden für bürgerlich unfähig erklärt.

Die Zahl der Mitwisser um das Complott vermehrt sich, es gelangten Warnungen an Mitglieder beider Häuser Catesby beichtete dem P. Greenway, den er bat, den Provincial zu consultiren. Dieser ertheilte dem Pater einen strengen Verweis, daß er die Beichte Jemanden mitgetheilt, und erklärte: jetzt müsse der Verschwörer von seinem Plane abgebracht werden! Lord Mounteagle erhielt einen Warnungsbrief von seinem gleichfalls mit verwickelten Schwager Tresham der Brief ging an den Minister Lord Cecil Burleigh.

Am 5. November Morgens um 2 Uhr wurde Fawkes im Keller unter den Lords arretirt. Es fanden sich zwei Orthof und 32 Barils Pulver vor.... Das Verhör fand in Gegenwart des Königs — wie bei den Hexen — statt. Wozu so viel Pulver? frug ein Schotte. „Um die schottischen Bettle in ihre heimischen Berge zurückzuschleudern." Der gelehrte Jakob sah darin einen „englischen Scävola". Die Jesuiten Gerard, Greenway und Garnet wurden in die Verfolgung gezogen: das Jesuitencomplott lag deutlich vor. Am 30. Januar 1606 wurden acht Verschworne hingerichtet, Gerard und Greenway hatten sich auf's Festland gemacht, Garnet's Haupt fiel Im Ganzen beschwerten sich die Protestanten bitter über die königliche Milde.

Ein neuer bindender Eid für die Katholiken wurde festgestellt, den Papst Paul V. natürlich verdammte. Der gelehrte König aber schrieb eine lateinische „Apologie des Eides der Treue". Dennoch wehrte Jakob dem jetzt hervorbrechenden Fanatismus gegen Alles was katholisch war nicht ohne Staatsklugheit. Nur durfte seine theologische Unfehlbarkeit nicht angetastet werden. Es fanden Verfolgungen statt, von denen der französische Gesandte sagte: Blos der Dünkel, mehr von der Theologie zu verstehen als alle Doctoren der Welt, ist Schuld daran.

Lord Robert Cecil, Graf von Salisbury, der Sohn und

Erbe William Cecil Burleigh's, des Elisabethischen Staatsmannes, hatte den verwegenen Gedanken, den schottischen Jakob mit der Rolle Heinrichs IV. zu betrauen, ihn zum Moderator Europas zu machen. Dazu fehlte dem Jakob nicht mehr als Alles.

Die seltsame Mischung von Verstand und Aberwitz, von Theolog und König, von Trinker und Schriftsteller, die den Namen Jakob führte, liebte auch den Sport. Zweimal wöchentlich fanden Hahnenkämpfe statt; sein Hahnenmeister bezog ein Gehalt von 200 Pfd. St., wie der zweite Staatssecretär. Der Jagd lag er häufig vom Morgenroth bis Sonnenuntergang ob. Gesandte und Minister mußten bei solchen Gelegenheiten wochenlang auf Audienz warten.

Die Königin Anna war klug genug, nicht in des Gemahls politisch-kirchliche Unfehlbarkeit hineinzureden. Sie widmete sich den Hoffesten und Mummereien. Bei Maskenzügen (court masques), die unter Jakob die Blüthe ihres tollen Aufwandes entfalteten, erschien sie als Göttin, Nereide, Sultanin. Dichter und Maschinisten nahm sie in Anspruch. Wenn der Gemahl der Posse auf dem Volkstheater verfiel, so lachte sie unbändig; die Schauspieler stellten ihn nämlich dar über Hunde und Falken fluchend, Bediente prügelnd, wenigstens einmal täglich sich betrinkend. Noch lebte old merry England. Was aber das Trinken betraf, so that Anna darin gleichfalls das Ihrige. In der „Königin von Saba" war sie einst nicht im Stande, den allegorischen Tanz auszuführen. Es kam vor, daß Glaube, Liebe, Hoffnung nicht auf ihren Füßen stehen konnten.

Nichtsdestoweniger behauptete Jakob: seine Gesundheit sei die Gesundheit Aller — quand le Roi a bu, la France est ivre — und hielt sich alles Ernstes für den „göttlichen Viceregenten auf Erden".

In einem Gespräche mit den Bischöfen Neile und Andrews stellte der König die Frage: ob er seinen Unterthanen Alles ohne Parlamentsbeschluß abnehmen könne. Neile antwortete: „Gewiß, Ew. Majestät sind ja der Athem unserer Nase."

Andrews, ein geriebener Schotte, meinte: „Ew. Maj
nen wenigſtens meines Mitbruders Neile Geld nehm
er hat es ſelbſt angeboten.“

Auch auf dem ſocialen Gebiete flogen bereits
näre Funken auf. Im Jahre 1607 gab es in Nort
Warwick und Leiceſter eine Empörung wegen Einzäu
Gemeindetriften, die ſo der allgemeinen Nutznießung
wurden. Unter Anführung eines Capitän Pouch
Verletzten die Einhägungen nieder. Die Rädelsfi
Expropriirten wurden hingerichtet, die Regierung b
conſervativ — gegen die ungerechte Neuerung. W
hier, beiläufig bemerkt, auf das dritte Motiv der gr
bellion, auf das ſociale. Vor der Hand möge man
hägung des Gemeindelandes im Gedächtniß behalten;
den ihrer und deſſen, was damit zuſammenhängt, ſp
im Beſondern gedenken.

Jakob, unter dem Schottland und England dur
nalunion vereinigt waren, dachte ſchon 1604 lebha
völlige Verſchmelzung beider Länder unter dem
Großbritannien; er wollte die Abſchaffung der feindſel
ſetze auf beiden Seiten, die Beſeitigung der Gränz
Einführung des Heimathsrechts der Schotten in Eng
Engländer in Schottland, und der allgemeinen Hand
zwiſchen beiden Ländern. Allein er ſtieß hüben wi
auf unüberwindliche Nationalvorurtheile; ſein engliſ
lament verwarf den Plan. Er disputirte — ſein
leidenſchaft — mit den Mitgliedern und ſagte: aus
den Engländern ſei er in England; darauf erwiderte
geordneter: Aus Liebe zu den Schotten möge er nac
land gehen; je weiter von der Gottheit, deſto ſicherer
Blitz. — Die Vereinigung Schottlands mit Engl
einer ſtärkern Hand vorbehalten.

Der göttliche Viceregent auf Erden ließ gern
dene Sonne ſcheinen über ſeine auserwählten Liebli
liebſten hätte er Gold in ihren Schooß regnen laſſ

waren die Verſprechungen und Anweiſungen des biſchöflichen Sultans oft ſchwer zu realiſiren. Die Beſchenkten umringten den Wagen des Schatzmeiſters und forderten ſchreiend das Ihrige. Lord Cecil mußte wohl oder übel zu Zollerhöhungen, Länder- und Titelverkäufen ſeine Zuflucht nehmen. Der iriſche Boden wurde an engliſche Coloniſten verſteigert; ein Baronetstitel koſtete anfangs 1095 Pfund, ein Baron 10,000, ein Viscount 15,000, ein Count 20,000 Pfund. Bei aller Adelsſchöpfung fehlte dennoch häufig das Geld: das elende Metall war das einzige Temperament der königlichen Willkür.

Seinen Finanzwünſchen zu entſprechen, hielt Jakob für die erſte Pflicht des Parlaments. Machten die Gemeinen Einwürfe, erhoben ſie Bedenken, ſo fuhr der König aus: ſie miſchten ſich in Dinge, die weit über ihr Begriffsvermögen gingen, und nahm ſo ein Patent auf die ſpätere Erfindung des „beſchränkten Unterthanenverſtandes“. Dann aber gab er wieder launig gute Worte. So verlangte er im Jahre 1610 Subſidien mit dem naiven Zuſatze: er werde ſo liberal gegen ſein Volk ſein, wie dieſes gegen ihn! Als aber Cowell das abſolute Regal des Königs nach römiſchem Recht lehrte, unterdrückten die Gemeinen das Buch und riefen die Lords zu Hülfe. Dem Könige fehlte die Energie der Bosheit, er reflectirte ſich immer auf halbem Wege wieder zurück.

Bei den Zollerhöhungen ſprach er von der Gottähnlichkeit der Könige: ſie können ſchaffen und vernichten, erhöhen und erniedrigen, Leben und Tod geben; ihnen gebühren die Neigungen der Seele und die Dienſte des Körpers der Unterthanen. Nachdem der Theolog geſprochen, fügte der Advocat hinzu: doch wolle er jedesmal ſeine Gründe angeben. Als ob ein Gott mit Gründen plaidirte!

Früh traf den Hochfahrenden ein ſchweres Mißgeſchick in der eigenen Familie: ſein älteſter Sohn Heinrich wäre der Mann nach dem Herzen Lord Cecil's geworden, der rechte, antiſpaniſche König. Schon ihm ſprach der Vater von einer ſpaniſchen Braut; Heinrich aber wies das zurück, er wolle

lieber eine Savoyerin, deren Vater sich zu den deutschen Union fürsten hinneigte. Leider starb der Prinz schon im Nov. 16 am hitzigen Fieber. Im Januar 1613 heirathete die schö Prinzessin Elisabeth, die einzig überlebende von vier Töchte auf Lord Cecil's Betreiben den jungen Friedrich von Pfalz. Sie war naiv und selbstbewußt zugleich: als sie weißen Kleide mit der goldenen Krone auf den langen Zöp die Estrade der Capelle zum Altare hinaufschritt, kicherte erst und lachte dann laut. Sie lachte einem kurzen Glü und einem schmählichen Sturz entgegen.

So willkürliche Anläufe Jakob auch machte, dem Par ment den Herrn zu zeigen, so verwegen er im Raptus göttlichen Macht Lords in den Tower, Gemeine in gewöhnli Gefängnisse setzen ließ: immer wieder berief er ein Parlame wenn auch mit dem Vorbehalt, es bei erster Veranlassung a zulösen. Er war der Dilettant auf das göttliche Recht, mit dem Volksrechte ein loses Spiel trieb, dabei aber die Recht nicht zu leugnen wagte.

Seine Unselbständigkeit glich auf ein Haar derjenig Ludwigs XIII. von Frankreich; wie dieser bedurfte auch der Günstlinge, besonders der jungen, und diese bedurften d Fähigkeit angenehm zu schmeicheln. Sein erster Mignon w Robert Carr, 22jährig, der vielverspottete Graf von Rocheste zuletzt Herzog von Somerset, auf dem der Verdacht der Gi mischerei lastete. George Villiers, der spätere Herzog v Buckingham, zählte erst 21 Jahre, als er sich in des Köni Gunst einschlich; bei der Hochzeit der Prinzessin Elisabe wurde er zum Mundschenk ernannt. Francis Bacon wur die juridische Stütze der königlichen Willkür und befleckte s nen europäischen Namen mit der Schmach der Bestechlich als Kronanwalt. Der Philosoph und Großwürdenträg widerstand nicht der Tripotage und verfolgte im objectiv Rechtsleben das Princip des persönlichen Nutzens. Als Franc Bacon die königliche Machtvollkommenheit deducirt hatte, mac ihn Jakob zum Baron von Verulam und Viscount von S

Albans und erhob den ungetreuen Hüter des Rechtes zum Großſiegelbewahrer, der 1617 vom Könige und den Parteien zugleich dotirt wurde. Der brave Coke dagegen, der für die Landesgeſetze eintrat, mußte das Lordkanzleramt in Ungnaden verlaſſen.

Der Hauptſtein des Anſtoßes lag für König Jakob im religiöſen Pathos, ſowohl in Schottland als in England. Stieß er dort auf den eingefleiſchten Calvinismus, ſo hier auf die Puritaner. Jenen beleidigte er tödtlich durch die epiſkopale Reaction, dieſe durch die Kirchenjuſtiz ſeiner Hohen Commiſſion und die Heirathswerbungen für den Prinzen Karl von Wales.

In Schottland gab es kein Biſchofthum mehr, die 13 Titularbiſchöfe waren nur Pfarrer an ihren Kirchen; das Synodalſyſtem war bis in ſeine letzten Conſequenzen durchgeführt. Da ließ der König, wie zum Verſuch, gegen Ende des Jahres 1606 einen Vorſitzenden der Synode erwählen. Dann gingen drei Biſchöfe nach England, um die Weihe zu empfangen; dieſe drei wurden dotirt, erhielten das Präſentationsrecht, ſuspendirten Geiſtliche, ſetzten ſie ab, hielten Viſitationen und zwangen jeden Pfarrer zur Ablegung des Supremateides und des Gelöbniſſes des Gehorſams gegen den Biſchof. Aus dieſer jakobitiſchen Saat ging unter Karl I. die ſchottiſche Revolution auf.

In England arbeitete der gewandte und gelehrte Biſchof Lawd oder Laud einer noch viel gründlichern Revolution vor. Der orthodoxe Calvinismus ergrimmte mehr und mehr über das, was er bei Laud den Abfall von der reinen Lehre und die Katholiſirung der Kirche nannte. Man beſchuldigte den neuen Erzbiſchof von Canterbury des Arminianismus und dieſen der Coketterie mit dem willkürlichen Königthum. Weit gefährlicher als die immer noch royaliſtiſchen Schotten aber waren die puritaniſchen Diſſenters in England, hinter denen die Browniſten oder Independenten lauerten, welche wiederum den ſocialpolitiſchen Levellers die Wege bahnten. Die Entſchiedenen nahmen

das englische Königthum beim Worte: „Kein Bischof, kein König!“ Opfer- und aufopferungsfähig, wie sie sich unter Jakob zeigten, warteten sie ihren Tag ab.

Der Gedanke, seinem Kronprinzen eine spanische Prinzessin zur Frau zu geben, datirt bei Jakob aus dem Jahre 1613. Da der protestantische Stuart im Reiche der Philippe nicht für vollangesehen wurde, so erschien Jakob in Madrid als der Bittende. Die Prinzessin konnte nur gegen eine hohe Morgengabe verabreicht werden. Jakob begann damit, daß er etliche tausend katholische Geistliche aus dem Gefängniß entließ. Zugleich wurden zwei Unitarier (Eingottgläubige) verbrannt, den dritten rettete das Murren der öffentlichen Meinung. Dann versprach Jakob den eidverweigernden Katholiken Begnadigung, wenn sie im Laufe der nächsten fünf Jahre darum nachsuchen würden. Jeder Recusant, der Bürgschaft stellen könne, sollte aus dem Gefängniß entlassen werden. Endlich — in Erwartung der spanischen Prinzessin — wurde der katholische Privatgottesdienst in Aussicht gestellt. Dieser demüthigen Haltung gegen den alten Erzfeind fiel auch der seltsame Mann zum Opfer, den wir in der Elisabethischen Zeit als Schwärmer für die gealterten Reize der Königin kennen lernten, der Seefahrer und Verfasser der ersten Weltgeschichte, Walter Raleigh. Seit 1603 saß er wegen der letzten Verschwörung im Tower; 1615 ward er ohne Begnadigung entlassen, 1616 ging er als Befehlshaber einer Flotte nach Centralamerika. In seiner Abwesenheit griff Cpt. Keymis das spanische S. Tomás de Guiana (Angostura) an und nach der Rückkehr Walters, im Jahre 1618, ließ Jakob den kühnen Freibeuter den Spaniern zu Gefallen enthaupten.

Das Parlament remonstrirte 1621 gegen die verdächtige Annäherung an Spanien. Jakob löste zu Anfang 1622 das Haus der Gemeinen auf und ließ die Grafen Oxford und Southampton, die Unterhausmitglieder Coke, Philips, Pym, vor den königlichen Rath laden, dann theils in den Tower, theils in das Gefängniß der Fleet, theils in Privatgewahrsam setzen.

Im März 1623 traf Prinz Karl mit dem gespreizten Muscadin, dem Herzog von Buckingham, in Madrid ein. Natürlich hatte der Papst wegen des Dispenses mitzureden. Unter dem 20. Juni 1623 schrieb der künftige König von England aus Madrid an Gregor XV., er wolle Alles thun, um Frieden und Eintracht zwischen den Christen herzustellen; der Vater der Zwietracht habe verderblichen Hader gesäet. Der Papst möge des Prinzen Eifer daran erkennen, daß dieser eine katholische Prinzessin heirathen wolle, deren Religion er also nicht verabscheuen könne! Lope de Vega hat damals den Prinzen von Wales angesungen. England aber erglühte in immer heftigerm Haß gegen Katholicismus und Jesuitismus, sowie gegen das katholisirende anglikanische Bischofthum.

Ein öffentlicher und ein geheimer Tractat waren zwischen England und Spanien im Zuge; der letztere versprach mit aller Feierlichkeit, daß künftighin in England kein Strafgesetz irgendwann und irgendwie mehr gegen die Katholiken zur Anwendung kommen solle; daß die Kinder aus der projectirten Ehe bis zum 10. Jahre unter der alleinigen Aufsicht der Mutter stehen, und falls sie katholisch bleiben wollten, dadurch der Thronfähigkeit nicht verlustig gehen würden; der Königin wie den Katholiken überhaupt wurde der Privatgottesdienst eingeräumt. Gleichzeitig wurde der pfälzische Schwiegersohn angehalten, den Grafen von Mansfeldt und den Fürsten von Braunschweig aus seinen Kriegsdiensten zu entlassen; die englischen Besatzungen in den pfälzischen Städten zogen ab, die Pfalz wurde an Maximilian von Bayern ausgeliefert.

Die ganze Intrigue zerfiel durch das anmaßende Betragen des Herzogs von Buckingham am Madrider Hofe. Der Herzog von Olivarez fand es unanständig, daß der englische Thronfolger so vertraut mit dem Parvenu umging, und der englische Muscadin schnaubte vor Wuth, daß der spanische König mit dem englischen Prinzen und dem Gesandten Grafen Bristol in einem Wagen fuhr, während er selbst mit Olivarez in einem andern befördert wurde. Durch diese Etikettenfrage wurde

Buckingham antiſpaniſch und leiſtete vermöge ſeiner Eitel
England einen großen Dienſt. Daß er der alten buckli
Herzogin von Olivarez den Hof gemacht und dadurch An
erregt habe, iſt wohl erſt nach Analogie ſeiner ſpätern N
heiten mit der franzöſiſchen Königin Anna erfunden word

Im Februar des folgenden Jahres 1624 leugnete
Prinz von Wales in England öffentlich und hartnäckig
irgend ein Verſprechen hinſichtlich der Religion gemacht
haben. War dies ſeine erſte Lüge, ſo war es jedenfalls r
ſeine letzte.

England hatte Opfer gebracht und nichts dafür erhal
Auch die Hoffnung Jakobs, Spanien werde für ſeine zwei
entthronte Tochter, die länderloſe Kurfürſtin von der Pf
etwas thun, war natürlich zu Schanden geworden. Ging
nun ſo nicht, ſo ſollte es anders gehn. War keine ſpani
Prinzeſſin zu haben, ſo doch eine franzöſiſche, und den Span
zum Trotz wurden jetzt Recuſanten und Nonconformiſten wi
verfolgt.

Auf ihrer Rückreiſe von Madrid nach London waren K
und Buckingham nach Paris gekommen, Karl hatte dort
Prinzeſſin Henriette Marie, die Tochter Heinrichs IV., Bucki
ham aber die Königin Anna geſehen.

Richelieu, der die Hand ſchon zu Madrid im Spiele geh
ſchloß am 22. November 1624 den Ehecontract zwiſchen K
Stuart und Henriette Marie ab. Die Bedingungen zu Gunſ
der Katholiken waren theilweiſe dieſelben wie die mit Span
abgekarteten, ein ſchlimmes Angebinde für den, der das J
darauf König von England werden ſollte: alle wiederv
hafteten Katholiken ſind in Freiheit zu ſetzen, die Strafgel
den Recuſanten zurückzugeben; katholiſcher Privatgottesdie
iſt erlaubt; nur ſoll das katholiſche Glaubensbekenntniß n
der Thronfolge ausſchließen. (Die Hand des Cardinals!)
franzöſiſche Brautwerbung war zum Abſchluß gebracht wor
durch den Incroyable Buckingham, und da ſich hier die Geleg
heit bietet, ſowohl die Miniſter zweier Könige zu charakteriſi

als auch die französische Hof- und Damenwelt à jour zu beleuchten, so sei es gestattet, die betreffenden Zustände und Vorkommnisse nach den Memoiren des Herzogs von La Rochefoucauld zu schildern. Zuerst war Lord Holland als außerordentlicher Gesandter von England nach Frankreich gesendet worden, um über die Vermählung seines Königs mit Marie Henriette zu verhandeln. Am Hofe begegnete er einer vornehmen Dame, der intimsten Freundin der Königin, der Herzogin von Chevreuse, einer Frau, die La Rochefoucauld folgendermaßen schildert: „Madame de Chevreuse avoit beaucoup d'esprit, d'ambition et de beauté; elle étoit galante, vive, hardie, entreprenante; elle se servoit de tous ses charmes pour réussir dans ses desseins, et elle a toujours porté malheur aux personnes qu'elle y a engagées."

Diese Dame faßte ein Faible für Lord Holland und trotz der Anwesenheit des Herzogs von Chevreuse am Hofe entspann sich eine Liaison zwischen den beiden, die „pour honorer leur passion" wie sich La Rochefoucauld ausdrückt, zwischen der Königin und Buckingham ein ähnliches Verhältniß zu gestalten suchten. Buckingham oder wie La Rochefoucauld nach dem Gehör schrieb: „Bouquinquam, wurde von ihnen eigens zu diesem Zwecke nach Frankreich gelockt, seine ganze Mission dazu geplant und herbeigeführt. Ist Lord Holland als „jeune et bien fait" geschildert, so kommt Buckingham noch ungleich besser fort; es heißt von ihm in den Memoiren, er sei: „jeune, libéral, audacieux, et l'homme du monde le mieux fait."

Er ließ sich nach Frankreich entsenden, um im Namen seines Königs und Herrn sich Madame antrauen zu lassen. Die Königin erschien ihm noch liebenswürdiger als seine Einbildungskraft sie ihm ausgemalt hatte, und er erschien der Königin als der Mann, der vor aller Welt der Liebe am würdigsten sei. Sie benutzten gleich die erste ceremonielle Audienz, um Angelegenheiten zu besprechen, die sie näher angingen als jene der Krone, und waren gänzlich von ihrer Leiden-

ſchaft beherrſcht. Dieſe glücklichen Anfänge wurden jedoch bald geſtört.

Selbſt der hohe Glanz des Hofes von Frankreich wurde „par l'éclat du duc de Bouquinquam“ in den Schatten geſtellt. Der Stolz und die Eiferſucht Richelieu's wurden durch das Benehmen der Königin geſtachelt; er theilte dem Könige mit, was er wußte oder doch zu wiſſen glaubte, und beide beeilten die Hochzeit ſo viel nur möglich, um des Herzogs ledig zu werden. Dieſer wieder that alles Mögliche um länger zu verweilen und benutzte jede ihm durch ſeine Stellung als Geſandter zugängliche Gelegenheit die Königin zu ſehen, „sans ménager les chagrins du roi“. Er war „hardi et entreprenant“ und die Königin entzückt von ihm; ſie liebte ihn heißer, als ſie jemals geliebt, hatte jedoch beſchloſſen, dem Könige treu zu bleiben. Es iſt kein Zweifel, daß des Herzogs Leidenſchaft durch das Schmeichelhafte einer ſo glänzenden „bonne fortune“, die alle Höfe Europas beſchäftigte, geſpornt ward; nichtsdeſtoweniger aber muß er die Königin doch auch bis zum Wahnſinne geliebt haben, da er, nachdem er Amiens verlaſſen hatte, auf dem Wege nach England ohne jeglichen Vorwand nochmals zurückkehrte, nur um ſie noch einmal zu ſehen.

Die Königin war ſchon zur Ruhe gegangen; er trat ein, warf ſich vor ihr auf die Knie, brach in Thränen aus und faßte ihre Hände; die Königin war nicht minder bewegt; ihre Ehrendame, die Gräfin von Lannoy, trat auf ihn zu, ließ ihm einen Stuhl bringen und bemerkte ihm, daß man nicht auf den Knien mit der Königin ſpreche. Sie war Zeugin der übrigen Converſation, die nur von kurzer Dauer war. Die Königin verlaſſend, beſtieg der Herzog ſein Pferd und ſchlug wieder den Weg nach England ein.

Richelieu, eiferſüchtig auf den Vorzug, welchen die Königin Buckingham gab, und davon unterrichtet, daß dieſer früher ein Verhältniß mit der Gräfin von Carlisle gehabt, benutzte dieſe zur Spionin.

Der Cardinal wußte den ſtolzen und eiferſüchtigen Sinn
Frau durch die Uebereinſtimmung ihrer Empfindungen
Intereſſen mit ſolchem Geſchick zu lenken, daß ſie der
rlichſte Spion des Herzogs von Bouquinquam wurde.
ebte die Pracht und ſchmückte ſich ſehr zu allen Feſtlich-
. Die Gräfin von Carlisle, die ihn ſcharf beobachtete,
kte bald, daß er mit beſonderer Vorliebe diamantene
ſtifte trug, welche ſie nicht kannte, und ſie zweifelte nicht
, daß er dieſelben von der Königin erhalten habe. Um
Sache ſicher zu ſein, wußte ſie jedoch während eines
s den Herzog bei Seite zu nehmen und ihm unbemerkt
:tifte abzuſchneiden, um ſie dem Cardinal zu ſenden.
Buckingham wurde deſſelben Abends noch des Diebſtahls
combinirte ſogleich, wer ihn vollzogen und ließ alle Häfen
ands ſchließen. So raſch als nur möglich, ließ er ganz
e Stifte anfertigen und ſendete ſie der Königin durch
beſonderen Boten, ehe die Häfen noch geöffnet wurden,
ver Gräfin Carlisle zuvorzukommen. La Rochefoucauld
noch hinzu, daß Buckingham ſpäter die engliſche Flotte
im Einverſtändniß mit der Königin nach La Rochelle zum
tze der Hugenotten geführt habe. —
Am 8. April 1625 verſchied der rechtgläubige anglicaniſche
g „wie ein Cherub"; „der weiſeſte Narr in Europa",
Sully's Ausdruck, machte dem Prinzen Platz, der für
mitzahlen ſollte. Die Verachtung hatte ihm folgendes
chon gewidmet:

Rex erat Elisabeth, nunc est regina Jacobus,
Error naturae sic in utroque fuit.

Zu deutſch:

König war unſere Beß, dann kam die Königin Jakob;
Offenbar hat ſich Natur ſo in Beiden geirrt.

Wir haben Walter Raleigh's Fahrt nach Central-Amerika
ihnt. Seine erſte That, die Beſitzergreifung und Taufe

Virginiens, unter welchem Namen ganz Neu-England mitbegriffen wurde, bedurfte natürlich der weiteren Ausführung. Die Besiedelung des neuen Gebietes erwies sich jedoch als äußerst schwierig und stockte von 1590—1602 ganz. Unter Jakob I. bildeten sich dann zwei Gesellschaften zu diesem Zwecke, die von London und die von Plymouth. 1607 wurde Jamestown am nördlichen Ufer des Jamesflusses gegründet; aber 1612 waren von 500 eingewanderten Personen nur noch 60 am Leben — bis 1618 waren nur zwei englische Frauenzimmer im Lande. Jakob ließ 90 „Jungfrauen", 1619 noch 60 weitere hinbringen und an den Meistbietenden, im Durchschnitt zu 15 Pf., versteigern. Der Tabaksbau hatte seit 1616 begonnen und zur Negereinfuhr veranlaßt. Auch der Vernichtungskrieg gegen die Rothhäute war im Schwange. 1624 waren von 9000 Eingewanderten nach 2000 übrig.

Die Holländer waren seit 1607 gleichfalls in der westlichen Hemisphäre thätig. In holländischen Diensten hatte der Engländer Hudson zuerst Nowaja-Semlja angelaufen und sich dann nach Nordwesten gewendet. Der Fluß Hudson führte von ihm den Namen. So faßten Holländer zuerst Fuß auf dem Boden des spätern New-York. 1610 trat Hudson in englische Dienste und entdeckte die Hudsonstraße und die Hudsonbai.

Unter Jakob siedelte sich auch in England das an, was man damals Luxus nannte. In des Shakespearianers Massinger Lustspiel „City Madam" erfahren wir, daß die Kaufmannsfrau an Feiertagen in Atlas ging, eine Goldkette und eine Sammthaube mit reichem Besatz trug. Doch konnte dieser patricische Staat wenigstens im Lande selbst producirt werden; der höfische Luxus aber erforderte französischen und toskanischen Import: anstatt der Haube falsches Haar, in gepuderten Locken zum Kranze gebunden, der mit Diamanten und orientalischen Perlen besetzt war; reiches Halsgeschmeide, Schleifen aus „Hungerland" (Ungarn); spanische Quelliokrause, gestickte Unterröcke. Die Damen affectirten Unwohlsein, um

ihre Nachtmäntel von 40 Pfd. Sterl. im Preise zu zeigen, trugen reichgestickte Pantoffeln, Rosen, die ein Vermögen kosteten. Man servirte auf Silber, bewegte sich nur zu Wagen von einem Orte zum andern. Zum Wochenbette wurden drei fürstliche Zimmer hergerichtet: das erste mit Arazzi, für die Dienerschaft, das zweite in rothem Sammt, für geringere Besucher; das dritte in Scharlach von tyrischer Färbung, für die vornehme Welt. Und doch bediente man sich erst seit 1608 beim Essen der Gabel, die der Engländer Coryale (Furcifer) mit aus Italien brachte. Bis dahin hatte es für weibischen Luxus gegolten, beim Essen nicht die Hände zu gebrauchen.

Große Kunst wurde auf lebendige Pasteten verwendet, auf das Einbacken von Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, die beim Zerlegen davonliefen. Ein weiterer Luxusartikel, an dem Jakob seine selbstgefällige Gelehrsamkeit übte, war der Tabak, damals bekanntlich vielerorts Gegenstand der Sanitäts- und Staatspolizei. Jakob richtete zweimal eine Attake gegen das Höllenkraut, zuerst 1603: A counterblast to tabacco, „Ein Gegenpuff wider das Schmauchen"; dann 1619 den Misocapnus, sive de abusu tabacci lusus regius, „Rauchfeind oder über den Mißbrauch des Tabaks, ein königlicher Essay".

Im ersteren Angriff lesen wir folgende Erbaulichkeiten: „Der Rauch macht eine Küche aus den inneren Theilen des Menschen, indem er sie mit einer schmierigen und öligen Art von Ruß besudelt, wie man das bei mehreren starken Tabakrauchern nach ihrem Tode gefunden hat. Eine Sitte, ekelhaft dem Auge, schädlich dem Hirn, gefährlich für die Lungen, und mit ihrem schwarzen stinkenden Rauche so ähnlich wie nur möglich dem gräßlichen stygischen Qualm des bodenlosen Abgrundes."

In dem zweiten Angriff kommt es noch stärker. Es sei eine Schande, den barbarischen Wilden Amerikas nachzuahmen. „Der Tabak ist das leibhafte Bild und Muster der Hölle, dieweil er an sich alle Laster der Welt hat, die zur Hölle führen. Rauch, und das sind alle Eitelkeiten der Welt.

Er ergötzt, wie die Freuden der Welt, den Weltmenschen macht trunken und toll, wie die Eitelkeiten der Welt. raucht, kann dem Tabak nicht mehr entsagen, wie die F der Welt den Menschen bezaubern. Der Tabak ist n Hölle, stinkend, ekelhaft." Dem Teufel, wenn sie ihn zu laden müßte, würde Se. Majestät vorsetzen: Ein Sc eine Stange Brustwurzel und Senf, eine Pfeife Tab Verdauung. „Wenn also noch Scham in Euch ist, o L so gebt die heillose Sitte auf, durch welche Gottes Zo weckt, die Gesundheit zerstört, das Hauswesen zerrütte Volk heruntergebracht und vor dem Auslande lächerli macht wird."

1605 bereits hatte zu Oxford eine Disputation in wart des Königs stattgefunden. Die Majorität hat Tabak verdammt, ein Dr. Cheywell aber rauchend die den des Höllenkrauts vor dem Könige gepriesen!

Jakob, durchaus ein Gegner des Satans und einer gefüllten Kasse, erhob den Zoll auf Tabak von 2 Pfd. auf 2 sh. 10 d.; Raucher niederen Standes ließ er prügeln, Vornehme barfuß mit geschornem Bart in's Elend

Im Geschmack zeigt uns die jakobitische Periode ei radicale Umwandlung. Der Einführung stets neuer G dem Aufkommen immer fremderer Bedürfnisse ging ein lianisirung der Formen parallel. Das Mobiliar ließ Schwung, alle Schwellung fallen und strebte nach der Linie. In der Baukunst wurde der echt nationale Elisab Styl verabschiedet und dem englischen Wesen eine unp Spätrenaissance auferlegt. Das englische Castle, das pit Landhaus (my house is my castle) mit seinem bec Nebeneinander der durch Gänge und Galerien verbu Räume, seiner vorherrschenden Halle, seinen domini Erkern, spitzen Dächern und Giebeln, mußte seit Anfa Jahrhunderts dem Palladio-Style der Villa weichen, de nur unter einem andern Himmel Sinn hatte. Sein Ve in England war der berühmte Architekt Inigo J

Der offene Hof, das Atrium, verdrängte als gedeckter Salon die Halle, welche nur noch den Eingang bezeichnete. Ein reguläres Rechteck trat an die Stelle der malerischen und bequemen Unregelmäßigkeit. Wenn das Castle von innen heraus gewachsen war, so sollte die Villa jetzt durch eine imposante Façade von außen, durch Porticus, Freitreppen, Gesimse und Balustraden mit Vasen und Statuen wirken. Was sonst zur Seite lag und die verschiedenen Vorkommnisse des Haushalts schon im Interesse des Geruchsinns trennte, Küche, Wäscherei, Vorrathskammern, Dienerraum, das wurde jetzt in's Souterrain zusammengezwängt. Der Comfort, das wesentliche Attribut Alt-Englands, wurde verscheucht, das englische Haus verwälscht.

Aehnlich arbeitete die schöne Literatur auf ihre künftige „Classicität" hin. Shakespeare war weder in der ethischen Tragödie, noch im historischen Drama, noch im romantischen Schauspiel zu überbieten. Auch die Fülle des grobkörnigen Witzes und der „ungeheuren Heiterkeit" war ausgegossen. Auf seiner Bahn konnte sich der Nachwuchs nur durch die Gunst eines anspruchs- und kritiklosen Publicums erhalten. Wenn aber der britische Aeschylos, Sophokles und Aristophanes vorweggenommen waren, so blieben noch Menander, Plautus und Terenz übrig. Von regelrechter Komödie hat Shakespeare nur die „bezähmte Widerspenstige" aufzuweisen. Ganz entsprechend nun der nach-elisabethischen Zeit, dem ruhigeren Wellenschlage des öffentlichen Lebens, unter dessen Oberfläche in der Tiefe ein gewaltiger Strudel fast unbemerkt aufkochte, gestaltete sich auch die poetische und besonders die dramatische Welt: Nachklänge und immer freiere Echos des Gewaltigen, daneben das verstandesmäßige Sittenlustspiel: lachend die Wahrheit über die Thoren sagen.

Ben Jonson hat diese letztere Wendung am Ende eines Prologs so ausgedrückt:

„Klatscht Ihr doch sonst so willig
Meerwundern, seid denn heut für Menschen billig."

Verlaſſen wir den hohen Kothurn, ſchnallen wir uns den ſalonfähigen Soccus an! Benjamin Jonſon (1574—1637), zehn Jahre jünger als der mit ihm befreundete Shakeſpeare, leiſtete ſein Bedeutendſtes unter König Jakob, an deſſen Hof er die „Masques“, opernhafte Declamations- und Singſpiele, aus dem früheren Zwiſchenſpiel hervorgegangen, dirigirte. Accommodation war das Stichwort der Poeſie geworden. Der Hofdichter Jonſon verfaßte 1615 eine „Masque“, „Herſtellung des goldenen Zeitalters“, natürlich durch Jakob, wie Beaumont zwei Jahre vorher „die Vereinigung von Themſe und Rhein“ zu Ehren der Prinzeſſin Eliſabeth und des Pfalzgrafen gedichtet hatte. 1619 ließ ſich Jonſon von Jakob auch noch als Poëta laureatus krönen.

Die Tragödien Jonſon's: „Catilina“ und „Sejan“ ſind ſchon darin verfehlt, daß die Helden bloße Verbrecher ſind, die uns durch kein edles, wenn auch noch ſo verfehltes Beſtreben Sympathien abnöthigen. Am wenigſten Sejan, während Richard III. als Einzelner und als Glied in der Königsreihe ſein Pathos hat. Kalt und pointirt ſind die Charaktere Jonſon's, kein menſchliches Rühren erwecken die Begebenheiten.

Wichtiger ſind Jonſon's Luſtſpiele, beſonders durch eine ſcharfe Analyſe typiſcher Thorheiten, bei deren Schilderung der Dichter eine frappante Kenntniß des menſchlichen Herzens, oder beſſer des angekränkelten Vorſtellungsvermögens an den Tag legt. Der Begründer dieſer Anatomie war der Biſchof von Norwich, Joſeph Hall, der ſchon 1597 ſeine Satyren unter dem Namen „Virgidenarium“ herausgab. Da lernen wir z. B. den bramarbaſirenden Stutzer-Sykophanten kennen, der beſtändig die eine Hand am Degen hat, während er mit der anderen die Zähne ſtochert, obwohl er ſeit langer Zeit kein Mittageſſen geſehen. In der That ſind einzelne Luſtſpiele Ben Jonſon's noch heute vortrefflich zu nennen, weniger das ſehr künſtliche Everybody in his humour oder das Gegenſtück: Everybody out of his humour, als der Volpone or the fox (1605), Epicoene or the silent woman (1609),

the Alchimist (1610), zu denen wir noch the devil is an ass (1616) hinzufügen. Kulturgeschichtlich von besonderm Werth sind der „Alchemist" als Verspottung der Zeitkrankheit, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu suchen, und der „dumme Teufel" als lebendiges Beispiel der grassirenden Projectenmacherei. Das Uebel im Volpone ist weniger an die Zeit gebunden, es heißt: Erbschleicherei, und diese wird in streng moralischem Abschluß bestraft.

Im „Alchemist" tritt uns neben den verschiedenen Gimpeln, die auf den Leim gehen, Herr Epikur Mammon als Träger des Luxusbedürfnisses entgegen:

„Luftschwell'nde Betten will ich, keine Polster,
Flaum ist zu hart. Dann mein ovales Zimmer
Mit Bildern angefüllt, wie sie Tiber
Von Elephantis nahm und Aretin
Nur kühl nachahmte; meine Spiegel
Künstlich und tief geschnitten, die Figuren zahllos
Mir abzuschildern, wenn ich unter Schaaren
Von Nymphen nackt lustwandle; will mir Nebel
Von Düften schaffen, die den Saal durchwürzen,
Daß wir uns drein verlieren; meine Bäder
Wie Gruben, um hineinzutaumeln; dann
Entsteigen wir der Fluth und trocknen uns
In Fadensommer und in Rosen." —

Speisen will er:

„Zungen von Karpfen und von Murmelthieren,
Die Füße vom Kameel, in Sonnenwasser
Geiotten und in aufgelösten Perlen;
Und essen will ich diese Brüh' mit Löffeln
Von Bernstein, deren Stiel mit reichem Schmuck
Von Diamanten und Karfunkeln prangt.
Mein Stallknecht soll Fasanen speisen, Schnepfen. —
Und dafür ruf' ich meinen Koch und sag' ihm:
Da hast Du Geld, geh' hin und sei ein Ritter!"

Charakteristisch ist — von 1610 — die Verspottung der Puritaner, des „Pastors Trübsal Heiligung und seines Küsters Ananias", die als Heuchler und Betrüger dargestellt werden.

„Nicht fortan
Bedürft Ihr's, fromme Weiber zu verführen,
Noch Jagd zu machen auf verfall'nde Wechsel,
Recht auf Moment und Stund', und dann zu sagen:
Durch Gottes Fügung sei's geschehn. Braucht nicht
Ein derbes Mahl am Abend zu verschlingen,
Um nächsten Tags erbaulicher zu fasten,
Während die Schwestern und die Brüder gläubig
Des Fleisches Lüste kreuz'gen. —
Noch müßt Ihr unaufhörlich das Theater
Verlästern." — —

Ben Jonson hatte die richtige Ahnung: dem Theater wie dem Luxus erstand der dunkle Engel der Vernichtung.

Die Projectenmacherei im „Alchemist" giebt das Vorspiel dessen, was nach 1660 eintreten sollte, des Nützlichkeits-Realismus:

„Wein aus Rosinen —
Von welcher Traube
Mir die Rosine fällt, den Wein bereit' ich —
So drück' ich Euch
Den Preis des Weins herab, Sir, durch ganz England,
Unter die Hälfte."
„„Doch wenn die Rosinen
Um so viel höher steigen, Herr, wie dann?""
„Dann fabricir' ich ihn aus Heidelbeeren.
Es kommt auf Eins, ist nur mehr Kunst dabei,
Die Kosten sind geringer." —

Oder:

„Der Mann nimmt's mit dem Teufel selber auf
Und seinen Werken, operirt durch Schrauben,
Durch Hebel und Mechanik. Der! er hat
Maschinenpflüge, die mit Segeln gehn
Und vierzig Morgen ihm auf einmal pflügen!
Hat Mühlen, die das Wasser meilenweit
Ausspei'n! Das ganze Krähenmoor ist unser."

Da haben wir die ganze nach England verpflanzte, gut ausgeschlagene Holländerei.

Merkwürdig ist noch, daß der spätere Poet Dryden unserm Jonson zum Vorwurf macht, er habe die Sprache

ſehr romaniſirt. Das ſollte doch erſt im 18ten Jahrne Höhe erreichen. Ben Jonſon, der unter Karl I. te Penſion bezog, wofür er God save the king mſt aber wenig mehr producirte, ſtarb 1637 am . Der correcte Poet hinterließ eine Grammatik der Sprache — die Opitzerei auch in England!

lameſiſche Paar Fletcher (1576—1625) und Beau-36—1615) machte 51 Theaterſtücke in Compagnie. wie bei dem ſchon erwähnten Maſſinger (1584—:th in den Trauerſpielen die Moral ins Schwanken; eidenſchaften erſtickten bei allen dreien das „Mitıb ließen nur den „Schrecken" übrig. Bei Lichte nd ihre Helden gar nicht tragiſch, ſondern krank. ınd Beaumont's Sprache wird geſchnörkelt, in Flitteruſelt; Maſſinger hält ſich im Durchſchnitt reiner. iel entwickeln alle drei viel Witz; aber ſchon geht rtheit in Zweideutigkeit über, bis James Shirley 66), der unter den Cavalieren kämpfte, vollkommen g wurde und ſo die Periode Karls II. einleitete. Verfaſſer des „Spielers", den Garrick wieder zu ren brachte. Dem Thomas Heywood, der „die · doch einen Finger" in 220 Schauſpielen gehabt, e Puritaner 1642 das Theater vor der Naſe zu.

: drakoniſche Proceß wird erklärlich ſowohl durch Lebensanſchauung der Calviniſten, als auch durch ıde Unanſtändigkeit und Unfläterei, in der ſich die ıingen und an der ſich das Theaterpublicum weidete.

ı der dramatiſchen iſt von andern Dichtungsarten zu ſagen. Doch wird Einiges durch Vergleichung Auslande ſowie als Andeutung für die kommende ntwicklung wichtig.

ı in der Shakeſpeare'ſchen Periode hatte Daniel 09) das Ovidiſche Heroiden-Weſen abgethan, das land erſt in der „zweiten ſchleſiſchen Schule" ſich

ausſpukte; zum Ueberfluß ließ der beängſtigend fruchtbare Dra ton (1563—1631), der mit 39 Jahren 100,000 Verſe geliefe hatte, in den „Heroiſchen Briefen" allerhand fingirte Liebe paare mit einander briefwechſeln. Auch die Schäferei war i England bereits im Anfang des 17ten Jahrhunderts a gegriffen. Die Sonettenſpielerei, die Form unſerer Flemin und Gryphius — Jeder dichtete, wie in Spanien — gru ſich bei Beginn der Revolution in die Erde, um nach de Reſtauration in der Perücke wieder hervorzukommen. Inter eſſant iſt es, daß Sir Henry Wotton (1568—1651), einer der früheſten Geſandten überhaupt, von Jakob bei der Re publik Venedig accreditirt — nach ſeiner eigenen Erklärung an honest gentleman sent abroad to lie for the good of his country — ein berühmter Sonettiſt war, der auch die Winterkönigin Eliſabeth mit 14 ſchwülſtigen Guirlanden krönte.

Drayton legte ſeine Miſchung von Topographie, Be ſchreibung, Lehre und Empfindung im „Polyalbion" nieder, und that in der „Nymphidia oder der Feenhof" ſo lichtelfen haft und elegant als möglich. In Drayton macht die Poeſie Englands einen förmlichen Abſchluß, indem dieſer Poet in einer Elegie die ganze Periode von Chaucer bis Ben Jonſon reſumirte. Die Naturpoeſie war allerdings auf lange Zeit, eigentlich für immer todt; die gelehrte, bewußte Kunſtpoeſie trat an ihre Stelle; nur hier und da rebellirte noch ein Volksdichter.

Wie wir bereits conſtatirten, mußte die Ausartung der Schaubühne den puritaniſchen Zorn herausfordern, das Theater behielt daher für die kommende religiös-politiſche Bewegung nur eine negative Bedeutung. Anders war es mit der Lyrik, die dem Puritanismus verwandte Töne anſchlug. Der Vetter des Dramatikers Fletcher, Giles Fletcher, der ſchon 161 verſtarb, iſt der Verfaſſer eines epiſch-lyriſchen Gedichts „Chriſti Victorie und Triumph im Himmel und auf Erden über und nach dem Tod", welches in vier Geſängen die Menſch werdung und Verſuchung Chriſti, dann die Kreuzigung un

rganismus. Hier sind wir bei Dr. Harvey angelangt,
19 den großen Blutumlauf entdeckte und darob einen
Theil seiner ärztlichen Kundschaft verlor, weil ihn die
der nicht verstanden und den Frommen vor ihm graute.
ch der Restauration, im Baconischen Zeitalter, kam er
en.
ie Gelehrsamkeit meldete sich als zweiter Todtengräber
este. Bacon starb 1626, aber er hatte den Ton für
ite Hälfte des Jahrhunderts angegeben. Selden ver-
e gelehrte Jurisprudenz; die Geschichtschreibung erhob
Ansprüche; die Philologie begann Sätze und Wörter
liedern. Was Wunder, daß auch die Poesie realistisch
und nach technischen Wörterbüchern zu arbeiten begann,
geschehen durch John Donne (1573—1631), Dechant
Paul, den Samuel Johnson im 18ten Jahrhundert
hrer der „metaphysischen Poeten" nannte.
o zeichnet die Literatur den Gang der Dinge und wird
sem selbst erklärt: Untergang der hochpoetischen Welt,
men Wagens und Gewinnens, der Intuition; Heran-
des Verstandes und Witzes, dem sodann die Glaubens-
t auf Jahrzehnte den Garaus macht; Raketen, aus den
das Verstandes ins Reich des Glaubens hinüber-

Karl I.

Jakob ſtarb, als der ſpaniſche Krieg, die Folge des un
brochenen Hochzeitfeſtes, im Zuge war. Für ihn wie für
ſelbſt verantwortlich wurde ſein Sohn und Nachfolger Karl
der im Jahre 1600 geboren war. Schon als Prinz
Wales hatte dieſer ſeine Verlogenheit und ſeine Intrigant
natur gezeigt. Er leugnete dem Parlament ſeine in Mad
gemachten papiſtiſchen Verſprechen ab; er intriguirte mit Buck
ham gegen den Geſandten zu Madrid, den Grafen Briſ
und verklagte beim Pairshofe den Grafen von Middlee
der ſeinem Brautführer im Wege ſtand. Dieſer geldgie
Verſchwender tyranniſirte nicht nur den König Jakob, ſon
trug auch große Schuld an dem verderblichen Eigen
Karls I. Jakob ſagte bei Gelegenheit der erwähnten In
gue bekümmert zu ſeinem Sohne: „Bei Gott, Ihr ſeid
Narr und werdet baldigſt dieſe Narrheit bereuen und fin
daß Ihr eine Ruthe flechtet, mit der Ihr ſelbſt gepeitſcht
det.“ Nach Jakobs Tode ging das Gerücht, Buckingham
ihn vergiftet, was Milton in ſeinen Streitſchriften ſogar
König Karl zur Laſt legt.

Buckingham war nach der Rückkehr aus Spanien
Parlament „unſer Heiland“ genannt worden. Auf der H
zeit mit Henriette de France ſtolzirte er wie ein Pfau
einem Anzuge von 500,000 Fr. einher. Einige Jahre ſp
hieß er „die Urſache aller Uebel, an denen das Königr
leidet, der Feind des Volkes.“ Doch beweiſt es ſehr g
Kurzſichtigkeit und bedenkliche Schönfärberei, wenn der ſpä
Kanzler Lord Clarendon ſagt: „England war nie glückli
als unter dieſem Könige; alles Uebel kam von der böſen
dieſes jungen Mannes (Buckingham).“ Ein „König im
lament“ hat auch ſeine Verantwortlichkeit, und an Warnu
hat es dieſem Könige nicht gefehlt.

Die Erſcheinung des neuen Königs war minder un

als die seines Vaters; Karl Stuart hatte ein längliches Gesicht mit großen feuchten Augen, trug langes, gescheiteltes Haar und beobachtete eine gewisse Würde im Auftreten. Doch fehlten ihm die krummen Beine Jakobs so wenig, daß sogar auf dem großen Reiterbilde van Dyck's das Knie keine ganz normale Bildung zeigt. Bei minderer geistiger Begabung war der Sohn treuloser als der Vater; der barocke Humor ging ihm ab.

Karl berief sein erstes Parlament auf den 2. April 1625. Das berühmte Wag- und Tonnengeld (auch Tonnen- und Pfundgeld genannt), die fiscalische Steuer auf den Waarenumsatz, welche frühern Regenten auf Lebenszeit bewilligt worden war, gewährte das Parlament diesmal nur auf ein Jahr. Der König löste das Parlament schon am 12. August auf.

Das zweite Parlament kam am 6. Februar 1626 zusammen. Der König hatte Subsidien nach Deutschland zu zahlen, lag im Kriege mit Spanien und beabsichtigte eine Diversion nach La Rochelle zu Gunsten der Hugenotten, zu der ihn der tolle Buckingham beredete, welcher, dem Verbot Richelieu's zum Trotz, sich den Zutritt zur Königin Anna erzwingen wollte. Das Parlament drückte den Daumen auf den Beutel und zog einen Sack voll Beschwerden hervor. Hier hat Clarendon Recht, wenn er das Zeitalter „hartnäckig, kritisch und ungeduldig" nennt. Er hätte hinzufügen können: bürgerlich wohlhabend und kirchlich unzufrieden.

Die Freeholders auf dem Lande und die Bürger in den Städten empfanden den Muth des Besitzes, die Gewissen das Pochen der zurückgetriebenen Reformation. Die Gemeinen repräsentirten damals dreimal so viel Vermögen als die Peers, und London war presbyterianisch gesinnt.

Die Religiösen im Parlamente verlangten ein Comité wegen des königlichen Caplans Dr. Montague, der angeklagt wurde, keinen Unterschied zwischen der Hochkirche und der katholischen zu sehen; sie nöthigten zugleich den König, seinen Heirathscontract zu brechen und Katholiken zu verfolgen. Die Politiker klagten den Herzog von Buckingham an, für 284,395

Pfd. St. Krongüter an sich gerissen zu haben. Seine Bestrafung wurde „das größte Hülfsmittel" genannt. Allein die Lords opponirten gegen seine Verhaftung. Als aber Bristol, der frühere Gesandte in Madrid, Buckingham des Hochverrathes anklagte, weil er den Prinzen in Spanien hätte katholisch machen wollen und sein Vaterland durch Unanständigkeit und schmutzigen Liebeshandel entehrt habe: da war es Zeit. Buckingham wurde in aller Eile noch Kanzler der Universität Cambridge, dann löste der König das zweite Parlament auf und suchte die Popularität für sich und den Großwessier im Kriege mit Frankreich. Hier sollte die Scharte ausgewetzt werden, die sich Lord Wimbledon auf der Expedition gegen Cadix geholt hatte; hier wollte man in Vergessenheit bringen, daß es englische und holländische Schiffe gewesen, mit denen Richelieu den seemächtigen Hugenotten zu Leibe gegangen war. Das Murren der Protestanten darüber, daß Christian von Dänemark im niederdeutschen Kriege von England verlassen blieb, sollte sich in laute Anerkennung verwandeln.

Buckingham ging mit der Flotte nach der Insel Ré vor La Rochelle, wo er mit einem Verluste von 2000 Mann zurückgeschlagen wurde. Die Wag- und Tonnengelder aber wurden auf einen Rechtsgrund hin, der sich auch für andere Länder und Zeiten empfohlen hätte, weiter eingetrieben: das Parlament, sagten die königlichen Sophisten, würde sie bewilligt haben, wenn es noch versammelt gewesen wäre! Strafgelder erhöhten das Einkommen der Regierung. Man machte Zwangsanleihen, citirte die Widerstrebenden vor den Geheimen Rath, warf sie ins Gefängniß. Die City von London mußte allein Schuldbriefe im Betrage von 12,000 Pfd. einlösen; Soldaten und Matrosen wurden ohne parlamentarische Zustimmung gepreßt.

Nach der Niederlage von La Rochelle schrieb Karl eine solche Zwangsanleihe von 171,000 Pfd. aus und versprach dafür ein Parlament; wo nicht, „so werde er einen Weg einschlagen, der schneller zum Ziele führe." Aus Furcht nahm

er dann die Proclamation zurück, decretirte aber andre widerrechtliche Auflagen. 78 Personen, die wegen Zwangsanleihe festsaßen, mußte er freilassen. Im Volke ging die Abneigung bereits in Haß über.

Am 17. März 1628 kam das dritte Parlament zusammen. Die Thronrede war drohend, aber die Opposition organisirt; vier Männer tauchten als Führer auf: Edw. Coke, Thomas Wentworth, Denzil Hollis und Mirabeau-Pym. Sie stellten fünf Subsidien in Aussicht, aber sie wollten dafür die Freiheiten der Nation anerkannt wissen: die Habeas-Corpus-Akte für immer und je, gegen jede willkürliche Verhaftung, und keine Steuererhebung ohne Zustimmung des Parlaments. Das ist die Petition of Right vom 8. Mai 1628. Die Peers wollten die „souveräne Gewalt" des Königs hineinbringen. Da rief im Unterhause Alford: „Was heißt souverän? Bodin sagt: frei von jeder Bedingung. Da hätten wir also eine legale und dann noch eine königliche Gewalt. Geben wir dem König, was das Gesetz giebt, nichts mehr! — Mirabeau-Pym: „Wir reclamiren die Gesetze Englands. Wo ist die besondere Gewalt? Weder in der großen Charte, noch in irgend einem Statut." — Wentworth: „Nehmen wir das an, so lassen wir die Dinge schlimmer als sie waren. Wir schreiben etwas ins Gesetz, was nie darin war." — Die Petition wurde von beiden Häusern ohne den Zusatz angenommen. Der König aber verclausulirte seine Zustimmung: soit fait droit comme désiré, mit den Worten: „nach dem Gesetz und Herkommen des Königreichs"; er glaubte sich verpflichtet „zur Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten, wie der königlichen Prärogative." Die Gemeinen präparirten ihre Remonstranz, im Parlament gab es Aufruhr. Der Sprecher wollte Niemanden gegen die Minister reden lassen. Thränen der Wuth wurden vergossen. Es fiel Buckingham's Name. Endlich zeichnete der König einfach: Soit fait droit comme désiré — es galt den Kopf des Herzogs!

In diesem Parlament saß ein unscheinbarer Mann aus

Huntingdon, ein etwas plumper, unbeholfener Yeoman oder Freigrundbesitzer. Als er den Namen „Buckingham“ und diesen als die Wurzel alles Uebels bezeichnen hörte, horchte er hoch auf, meldete sich aber nicht zum Wort.

Bald regnete es neue Beschwerden; es handelte sich um die Religion — unser Yeoman wird wieder hoch aufgehorcht haben —, um die schlechte auswärtige Politik, den Verlust der Seeherrschaft, die Abnahme der Schifffahrt. Zwei Remonstrationen erfolgten in einer Woche: gegen den Herzog und gegen die Erhebung des nicht bewilligten Wag- und Tonnengeldes. Da vertagte der König am 26. Juni das Parlament.

Karl glaubte Luft zu haben. Er ernannte Laud zum Bischof von London, kaufte den grimmen Thomas Wentworth, machte ihn zum Baron, später zum Grafen von Strafford, und zog ihn in den Geheimen Rath. Mirabeau-Pym rief ihm nach: „Auf Wiedersehen in Westminster!“ Auch Buckingham erhielt seine Warnung: sein Arzt Dr. Lamb wurde ermordet. In London las man Inschriften auf Mauern: „Wer regiert das Reich? — Der König. — Wer den König? — Der Herzog. — Wer den Herzog? — Der Teufel. — Der Herzog sehe zu, sonst wird er bedient werden wie sein Doctor.“

Buckingham begab sich zur Flotte und wurde am 23. Aug. 1628 zu Portsmouth durch den Lieutenant John Felton ermordet, der wegen Nichtbeförderung in Trübsinn verfallen war: dem Parlamente war er entgangen.

Die Wiedereröffnung des Parlaments am 20. Januar 1629 war tumultuarisch. Der König hatte die Petition of Right nach der ersten Ausgabe ausfertigen lassen — eine offenbare Fälschung! Am 2. März gab es furchtbaren Lärm: Hollis brachte heftige Anträge ein wider Papismus, Arminianismus, Erhebung des Tonnengeldes. Der Sprecher will ihn nicht reden lassen. Die Versammlung hält Sprecher und Sergeant fest, um einen Protest gegen Tonnen- und Pfundgeld zu berathen. Der König schickt den Hauptmann der Garde, 9 Mitglieder sollen verhaftet werden: Elliot, Selden,

Hollis, Hobart, Hayman, Coriton, Long, Valentine, Strode. Der Hauptmann fand ſie nicht. Sie weigerten ſich, Bürgſchaft für ihr gutes Verhalten zu leiſten. Das gar nicht verſammelte Parlament wurde wider allen Fug und Gebrauch aufgelöſt. Es war nach des Königs Aeußerung „der Sitz des Uebels“. Kein Parlament mehr! „Inſolenz“, davon zu reden! Es folgte die Criminalklage gegen Elliot, Hollis und Valentine.

In dieſer zweiten Hälfte der Seſſion, am 11. Februar 1629, nahm jener maſſive Landwirth aus Huntingdon zum erſten Male das Wort. Es war im Religionsausſchuß. Mühſam löſte ſich ſeine ſchwerfällige Zunge wider die Biſchöfe Neile von Wincheſter und Laud von London, die ein paar papiſtiſche Prediger ſchützten und beförderten. Es war wie das Knarren der Erddecke, welches den Punkt anzeigt, wo die eigentliche Eruption ſtattfinden wird. — Nach der Auflöſung des Parlaments konnte der Krieg draußen unmöglich weiter geführt werden. Es wurde alſo Frieden geſchloſſen: 1629 mit Frankreich, das ſich vor der engliſchen Rivalität nicht mehr fürchtete; 1630 mit Spanien. Höchſt intereſſant iſt es, daß der ſpaniſche Unterhändler, der dieſen Frieden vermittelte, Niemand anders war als der belgiſche Malerfürſt P. P. Rubens, der in ruhmreichſter Thätigkeit bereits an die Fünfzig ſtreifte. Von Madrid, wo er die Sache mit König Philipp beſprochen hatte, reiſte er als „Secretär des geheimen Raths für Belgien“ über Brüſſel und Dünkirchen nach London, wo er am 5. Juni 1629 anlangte. Karl, der als Kunſtfreund ſchon in kronprinzlichen Zeiten mit Rubens in Verbindung geſtanden hatte, beſchied dieſen ſofort nach Greenwich. Der König, im Punkte der Pfalz etwas zäher als ſein Vater, beſtand wenigſtens auf Auslieferung der von den Spaniern beſetzten feſten Plätze an ſeinen Schwager Friedrich. Rubens erklärte ſich ohne Vollmacht; aber brieflich rieth er in Madrid zur Annahme der königlichen Forderung, da die Miniſter vermuthlich mehr verlangen würden als der König. „Denn wenn an andern Or-

ten die Geschäfte mit den Ministern beginnen und mit d
Königs Wort und Unterschrift endigen, so beginnen sie hier
Lande bei dem König und enden bei den Ministern."

Dem fügte leider der Diplomat in dem herrlichen Künstle
kopfe später die Clausel bei: Man könne sich ja eine Frist vo
einem oder zwei Jahren bewilligen lassen, die dem Könige vo
Spanien „triftigen und gerechten Grund darbieten würde, si
der Restitution zu entziehen!" Die Auspicien für Englan
verschlechterten sich indessen so sehr, daß Rubens an Olivar
von einem Bündnisse Englands mit Spanien gegen Frankrei
schrieb und Karl für fähig hielt, die Holländer zu einem A
kommen mit Spanien zu bewegen oder sie doch im Stich z
lassen, „indem ihre Land- und Seemacht, ebenso wie ihre Ju
solenz dermaßen zunehmen, daß sie allen Königen und Fürste
Europas furchtbar werden." England habe am meisten Ur
sache, sich vor ihnen zu fürchten, da ihre Macht zur See di
englische weit überwiege, „so daß es fast von ihnen abhäng
sich eines Tages zu Herren dieses Königreichs zu machen, mi
Hülfe der Puritaner, die ganz zu ihrer Verfügung stehen, di
sich höchst mißvergnügt über den König zeigen, im gewisse
Sinne sich schon im Aufstande wider ihn befinden und de
größten Theil der Nation bilden." So Meister Rubens übe
das Land Meister Rembrandt's, am 22. Juli 1630. Ar
15. Nov. hatte der „Fürst der Maler und Gentlemen" di
Genugthuung, den Frieden geschlossen zu sehen; im Texte kei
Wort von den pfälzischen Plätzen; Philipp IV. gab nur ein
Erklärung ab, nach welcher Kurfürst Friedrich vom Kaiser di
Aufhebung der Reichsacht vorher zu erlangen habe, wozu
Spanien seine guten Dienste — versprach. Einstweilen ent
luden die Engländer ihren Zorn gegen Rubens.

Wenn diesmal etwas von der Eroberung der sieben hol
ländischen Provinzen gemunkelt worden war, von denen Eng
land einen Theil erhalten sollte, so zeigte Karl später sein
Unstätheit, als er mit den flandrischen Provinzen Spanien
liebäugelte, die der Spanier überdrüssig zu sein schienen.

Seit 1633 hielt Graf Strafford als Statthalter von Irland die „grüne Insel“ gewaltsam in Ordnung. „Durch“! war seine Parole, wie auch die des Bischofs Laud. Ein Ereigniß in Schottland aber, von wo das Wetter losbrechen sollte, reckte sich gleich einem Zeigefinger und Fingerzeige in die Zukunft: im Jahre 1631 zogen 6000 Schotten unter dem Herzog von Hamilton und Alexander Lesley zu den Fahnen Gustav Adolfs nach Deutschland, den Religionskrieg einzuüben.

Henriette Marie war nach Buckingham das größte Unglück ihres Gemahls. Er liebte sie und sie machte ihn sich unterthan. So lange Buckingham lebte, hielt dieser sie noch ziemlich fern; nach dessen Tode war sie König. An trockenem Stolze überbot sie noch ihren Gemahl. Karl regierte nach ihrem Kopfe, und sie war eitel und unbesonnen genug, mit ihrer Herrschaft zu prunken. Selbst nachdem sie England verlassen hatte, leitete sie die königlichen Entschlüsse; der König hatte ihr versprochen, das Land solle die Wohlthaten des Friedens ihr verdanken. Und die Königin war eine Papistin, eine halbe Medici und eine Fremde.

Vor der Hand brauchte die Renaissance-Prinzessin Geld, Geld wurde in jeder denkbaren Weise gemacht: Monopole ältester Art frischte man auf; der Verkauf von Salz, Seife, Kohle, Eisen, Spitzen, Wein, Leder, Stärke, Federn, Karten, Häringen, Butter, Würfeln, Filz, Tabak, Fässern, Bier, Liqueur, Pottasche, Leinwand, Lumpen, Hopfen, Knöpfen, Därmen, Brillen, Kämmen, Salpeter, Pulver ꝛc. ꝛc. wurde mit Accise belegt. In London und Westminster führte man Heu- und Strohwagen des Fiscus ein. Der königliche Wald wurde von 6000 auf 60,000 engl. Meilen ausgedehnt; furchtbare Strafen trafen die geringste Ausschreitung der Privaten. Der Mißbrauch wurde dann wieder um Geld gestattet. Die Richter verwandelten sich in Sklaven der Willkür. Neben der Sternkammer zu London hatte Heinrich VII. noch eine Nordkammer zu York eingesetzt: beide arbeiteten jetzt um die Wette. So kamen, abgesehen von den Freiheitsstrafen, 6 Millionen Pfd.

in Geldstrafen zusammen. Strafford selbst, um sich gegen eine heftige Klage auf Amtsmißbrauch zu schützen, schickt 6000 Pfd., die Lord Cottington dem Könige übergab! Und Strafford ging frei aus! Ein hoher Adel wurde durch die höchsten Strafen gegen Beleidigungen von unten geschützt; so kostete es 4000 Pfd., den Herzog von Suffolk a base lord genannt zu haben. Trotz alledem war ein Theil des hohen Adels nicht gut königlich, sympathisirte vielmehr mit dem Bürgerthum. Ein um so festerer Anker sollte das Bischofthum und der bischöfliche Klerus sein.

Laud hatte denselben Wahlspruch wie Strafford: „Durch!" Er ist bestraft worden wie Strafford, obgleich ihm vielleicht weniger Willkür vorgeworfen werden konnte als jenem. Aber Laud hatte tieferen und gründlichern Haß gesäet und ganz anders nachhaltige Leidenschaften geweckt als der trotzige Parvenu Wentworth.

Alle Dissenters von der Hochkirche, welchen Namen sie führen mochten, glaubten sich seit Heinrich VIII. um die Reformation betrogen. Die Artikel Eduards und Elisabeths erschienen ihnen wie das Linsengericht, um das sie das Erstgeburtsrecht hingegeben. Calvin mit seiner schroffen Prädestinationslehre, mit seinem verzweifelt entschiedenen aut—aut, welches die Rücksichtslosigkeit der Berufenen, Christ wider Belial entflammte, aber auch Calvin mit seiner Einheit von Kirche und Staat mit seiner verwegenen Anticipation, daß der geistige Mensch das bürgerliche Dasein zu bestimmen habe, mit diesem Hebraismus, der die Schotten ganz, und England gewiß zur Hälfte ergriffen hatte: das war der Sturmbock, der gegen das Laud'sche System herangeschleppt wurde. Die Puritaner verlangten den vollen Ernst der calvinischen Hieropolitik, und diesem Ernst sollte keinerlei Verbrämung und Aesthetisirung des Cultus Abbruch thun. Sie waren im innersten Herzen empört über das was Laud „die Schönheit der Heiligkeit" nannte. Ein

Kreuzdorn im Auge war ihnen der farbige Kirchenschmuck, die Koketterie mit der Mutter Gottes, die Erhöhung und Privilegirung des Altars, der doch nur ein Tisch zu ebener Erde sein durfte. Sie erklärten die Verneigungen, Elevationen und Adorationen für gotteslästerlichen Papismus; sie hörten mit dem äußersten Mißtrauen Cölibat und Ohrenbeichte anpreisen. Da fehle nur noch die Messe! riefen sie entrüstet.

Wer nicht anglicanisch oder gar katholisch dachte, der nahm Theil an diesem grimmigen Ernste. Der calvinische Geist beherrschte die öffentliche Meinung, bestimmte selbst solche, die unter andern Verhältnissen grabaus gedacht hätten, alle ihre Gedanken durch die Retorte des Theologismus hindurch zu quälen. Nationen und Perioden werden oft durch solche auferlegte Bewußtseinsformen in die gewundensten Gedankenlabyrinthe hineingezwängt, und es ist dann nur dem leichtfertigsten Spott und der gröblichsten Unkenntniß aufbehalten, solche Qual des gewundenen Bewußtseins für eitel Heuchelei zu erklären, so viel Scheinheiligkeit sich auch durch den modisch gewordenen Ton beigesellen mag. Daß die aus dem tiefsten Bedürfniß des Gewissens gegen einen ihnen widerwärtigen Zustand Opponirenden nicht immer kurzweilig oder gar geistreich sind, ist völlig Nebensache; daß sie sich untereinander streiten, in Gemäßigte, Radicale und Ultras spalten, natürlich; denn wenn es sich einmal vom Berufensein handelt, so giebt es Berufene, Berufenere und Berufenste.

Die englische Hochkirche hatte nicht nur in der Kirchenverfassung und in der Liturgie vieles von der „ephesischen Göttin" beibehalten; sie war auch seit den Tagen des Königs Edward, wie früher („Kulturgeschichte des 16ten Jahrhunderts") erwähnt, vom Calvinischen Glauben mehr und mehr abgegangen und hatte sich in Bezug auf Gnadenwahl lutherischen Grundsätzen zugeneigt; die kirchliche Färbung des Lutherthums aber vertrug sich mit dem Episkopat. Der Bischof Laud repräsentirte vollkommen diese Nüance; er war im Princip „liberaler" als die Calvinisten, aber er haßte und verfolgte sie als Theologe.

Laud hatte schon unter Jakob auf eine allgemeine christlic
Allianz, auf die bekannte Leibniz'sche Vereinigung aller Co
fessionen speculirt. Die Calvinisten aber wollten erst wisse
wer denn eigentlich Christ sei, wo das wahre Christenthu
sitze, und da sie sich die Antwort selbst gaben, so waren t
Andern Ketzer, Heiden, Verdammte, die da wandelten in d
Finsterniß.

Laud war, wie das Hochkirchenthum vielfach noch heu
herzlich weltlich; er verabscheute die Sabbatharier und begü
stigte das Theater. Wenn das Accommodement mit dem Himm
einmal gemacht ist, so kann man ja das Gaudeamus singe
der Mensch ertrüge sonst das Leben nicht. Die Puritaner d
gegen wollten beständig in der Betrachtung des Heilswerk
leben, das Urchristenthum erneuern, wachen und beten, ihr
Sache gewiß bleiben. Sie waren die Consequenteren.

Der ganze Streit gehört eigentlich in die Thebais ob
nach Asien; seit aber die Germanen einmal in die christlic
Atmosphäre hineingewandert waren, mußten sie den Proc
ohne Erbarmen durchmachen, und insofern sind die englisch
Puritaner die letzten Märtyrer der Völkerwanderung.

Wenn David Hume findet, daß schon seit 1621 sich unt
Jakob eine antikönigliche Partei im Unterhause gebildet hab
so fällt das auf ein Jahr nach mit dem Ursprung der g
schlossenen antibischöflichen Partei zusammen. Schon 1622 tr
Laud der puritanischen Auslegung des Bekenntnisses entschiede
entgegen; er verbot zu predigen, „über die tiefen Punkte de
Prädestination, Gnadenwahl, Verdammung, oder über di
Allgemeinheit, Wirksamkeit, Widerstehlichkeit und Unwiderstch
lichkeit der göttlichen Gnade."

In der parlamentlosen Zeit ging der Bischof von Londo
scharf gegen die Non-Conformisten vor. Er suchte sie in de
Burgen des Provinzialadels, wo sie auf Hugenottisch al
Capläne angestellt waren, in Privathäusern oder auf freie
Felde, wo sie predigten; französische, holländische, deutsche Indu
strielle dieser Richtung ließ er austreiben. Er hatte eine all

gemeine Kirchenviſitation angeordnet und Biſchof Wren von Norwich legte ſeinen Pfarrern 897 Fragen vor. Fünfzig Geiſtliche genügten nicht und wurden abgeſetzt. Die geiſtlichen Gerichte nahmen inquiſitionelle Formen an, die angeſchuldigten Prieſter wurden in der roheſten Weiſe angefahren: „Narren, Idioten, unverſchämte Burſche!“ Die Strafgelder floſſen in die königl. Caſſe. Gegen die Subſcriptionen zu Gunſten der Diſſenters wüthete der Biſchof, was Confiscationen und neue Strafgelder einbrachte. Barbariſche Leibesſtrafen wurden verhängt und ausgeführt, ſo an dem Geiſtlichen Leighton, Verfaſſer der Schrift: „Appell ans Parlament oder Sions Klage gegen die Prälaten.“ Leighton wurde ausgepeitſcht und an den Pranger geſtellt; dann ſchlitzte man ihm die Naſe auf, brandmarkte ihn im Geſicht und ſchnitt ihm ein Ohr ab. Eine Woche ſpäter wiederholte man die Execution. Dazu 10,000 Pfd. Buße und lebenslängliches Gefängniß! Das Verſtümmeln der Ohren und Naſen iſt echt byzantiniſche Erfindung und auf demſelben Holze mit dem Cultus der „Majeſtät“ gewachſen.

Dagegen wurde die katholiſche Tendenz, von der man doch abgefallen zu ſein behauptete, offenbar begünſtigt. Bücher, welche bewieſen, daß die engliſche und die katholiſche Kirche ſich nicht fern ſtänden, durften dem König und dem Biſchof gewidmet werden. Der Papſt bot, ganz in dieſem Sinne, im Jahre 1631 dem Biſchof Laud den Cardinalshut an! Wir glauben, der Papſt irrte ſich; es handelte ſich weit mehr um das göttliche Recht des oberſten anglicaniſchen Biſchofs, des Königs, der ſeinen Supremat vor allem in der Krone und nur bedingungsweiſe in der Mütze erblickte, als um das göttliche Recht des römiſchen Biſchofs.

Beide Parteien warfen ſich den „Aberglauben“ an den Kopf, und zwar beide, philoſophiſch betrachtet, mit gleichem Rechte. Wenn die Puritaner bei den Anglicanern Papismus, Prälatenthum, die Fleiſchpaſtete auf Weihnachten verdammenswerth fanden, ſo rügten die Anglicaner dafür die Omina, Vorher-

ſagungen und ſogenannten „Urtheile“ der Puritaner, d. h. den Glauben an die directe Einmiſchung Gottes in die Beſtrafung der Menſchen, welche den Frevel begingen, ſich dem Puritanismus zu widerſetzen. Auch darin waren ſich beide Parteien gleich, daß ſie jedes Unglück, welches dem Gegner paſſirte, ſeinem Bekenntniß, ſeiner Auffaſſung der göttlichen Dinge in die Schuhe ſchoben.

Die Anglicaner waren Ariſtokraten, welche ſich die Rangordnung im Himmel ſo abgeſtuft dachten wie auf Erden; die Puritaner dagegen Demokraten, welche es alle zuſammen im Jenſeits beſſer haben wollten als das vornehme und niedrige Geſindel der Unberufenen; für ſie floß dort Milch und Honig, aber die Philiſter mußten hinaus!

Die Spannung wuchs, der calviniſtiſche Geiſt antwortete auf Verfolgung und Hohn mit geſteigerter Entſchiedenheit und ausgeprägterer Heterodoxie, oder mit dem Aufgeben des Vaterlandes; die Browniſten wanderten ſchaarenweiſe aus, ſie gingen nach Holland, der Freiſtätte des 17ten Jahrhunderts, Viele auf den Vorſchlag ihres beredten Predigers Robinſon nach Neu-England. Die Strandreden der Zurückbleibenden und die Erwiderungen der Abziehenden erhoben ſich bis zum prophetiſchen Paroxysmus. Israel zog aus Aegyptenland, Pharaon blieb dahinten. Das auserwählte Volk begab ſich in das Land der Verheißung, das ihnen der Herr angewieſen hatte.

Auch minder fanatiſche Naturen fanden das Leben in England unerträglich. Graf Warwick, die Lords Brook, Say, Scale wanderten nach Nordamerika aus. Selbſt Pym hatte dort ſchon eine Beſitzung erworben.

Lange ließ der König den Exodus zu, bis er ſich im Jahre 1637 ausrechnete, es ſeien bereits 12 Millionen Pf.-St. außer Landes gegangen! Da kam der Befehl, die Menſchen, d. h. die Pfunde, an der Küſte zurückzuhalten. Acht Schiffe lagen grade ſegelfertig auf der Themſe; es wird berichtet, auf einem derſelben hätten ſich befunden Pym, Haslerig, Hampden und Cromwell, der Mann aus Huntingdon. Doch iſt Neal in ſeiner „Geſchichte der Puritaner“ wohl die einzige Quelle für

ptere Angabe und insbeſondere für die Nennung des letz-
amens.

Die Zurückbleibenden nahmen den Kampf unter den un-
gſten Bedingungen mit Heldenmuth auf. Im Jahre 1632
ntlichte William Prynne ſeine „Hiſtriomaſtix“, die
ſpieler- oder Gauklergeißel. Man muß ſich den erwähnten
en Verfall der Bühne und die Weltflüchtigkeit der Calvi-
gegenwärtig halten, will man das Erſcheinen und die
ng eines ſo monotonen, langweiligen und bornirten Buches
en, in welchem Quadern von Gelehrſamkeit zum Monu-
des trübſten Fanatismus aufgeſchichtet ſind.

Der Advocat Prynne bildete allerdings nur den Schluß
Bewegung, die ſchon älter als ein halbes Jahrhundert
Schon vor Shakeſpeare's Auftreten, im Jahre 1575
Lordmayor und Aldermen der City von London die
hrung von Schauſpielen wegen der daraus hervorgehen-
ordnungen und Unzuträglichkeiten unterſagt, dem Theater
chuld an Tumulten, Zank und Schlägerei gegeben, die
hrungen als Gelegenheiten zur Verführung von Mädchen
t, unkeuſche, unſchickliche, unſittliche Reden und Hand-
t in den Stücken gefunden und behauptet, daß die Schau-
Ihrer Majeſtät getreue Unterthanen vom öffentlichen
ßdienſte und der Heiligung des Sonntags abzögen.
ſpeare ſelbſt mußte am Rande der City ſpielen, wo die
Theater der Eliſabethiſchen Zeit ſicher vor Verfolgung
t. „Maß für Maß“ aber iſt ſchon der Proteſt gegen
ewalt, die frommer Eifer der Natur anthun wollte. Lord
o, ein Puritaner, der zu Falle kommt! Wenn die Theater
Schauſpieler unter Eliſabeth und Jakob noch leidlich gute
hatten, ſo verdankten ſie dies neben der vornehmen
ſchaft beſonders der Abneigung der Regierungskreiſe
den unbequemen Zelotismus. Aber ſchon unter Jakob
s dazu, daß puritaniſche Handwerksgeſellen und Kauf-
ßlehrlinge die ſchmuckloſen Schaubuden zertrümmerten
ıaß das Parlament mit der Hand auf dem Geldbeutel

die Schließung der Theater bei Trauerfällen oder dr
Seuchen erzwang oder eine ſtrenge Cenſur durchſetzte,
ſogar das Wort „Gott" ſtrich. Was dann den re
Eifer unter Jakob und beſonders unter Karl zur Wi
flammte, waren die erwähnten „Masques," in denen, e
dem bisherigen Theatergebrauch, Frauenrollen auch wirk
den Töchtern Evas geſpielt wurden. Im Jahre 16
Karl auf elf Jahre recht den König zu ſpielen begann,
in Blackfriars franzöſiſche Schauſpieler auf, die auch
ſpielerinnen mit ſich führten. Aber die Puritaner
ein ſolches Geſchrei über das „unzüchtige, ſchamloſe, i
liche, gottloſe Wageſtück," und die jungen engliſchen
ſpieler, die ſchon ihre Frauenrollen und ihre Stellung in
ſahen, ſecundirten ſo kräftig, daß der franzöſiſche Verſ
Waſſer fiel. Die Reibungen hörten deßhalb jedoch ni
beſonders da Laud das Theater begünſtigte und im
1631 gar im Palaſte des Lord-Biſchofs Williams v
coln der Shakeſpeare'ſche „Sommernachtstraum" au
wurde.

William Prynne hatte bereits 1628 in einer
Schrift die langen Locken der Cavaliere in die Hölle ve
und den kurzen Haarſchnitt der Puritaner in den
erhoben. Zu Anfang 1633 erſchien nun ſein dicker O
„Hiſtriomaſtix" mit 1038 Seiten, vier Citate aus St. C
St. Lactanz, St. Chryſoſtomus und St. Auguſtin a
Titelblatt. Er bewies aus 71 Vätern und kirchlichen
von anno 1200, aus 150 fremden und vier heimiſchen
ſtiſchen und proteſtantiſchen Schriftſtellern ſpäterer Z
40 heidniſchen Philoſophen, Hiſtorikern und Dichter
apoſtoliſchen, kanoniſchen und kaiſerlichen Conſtitution
engliſchen Statuten, Magiſtratsverordnungen, Univ
gutachten, Schriftſtellern und Predigern, daß die Sch
als wahrer Pomp des Teufels, dem wir doch durch di
entſagen, ſündlich, heidniſch, liederlich, gottlos und höd
derblich ſeien und daß man ſie immer ſo betrachtet habe;

uf der Schauspieldichter und Schauspieler, das Schreiben, führen und Besuchen von Schauspielen gesetzwidrig, infam des Christen unwürdig seien.

Ein allgemeiner Aufruhr durchtobte die theatralische, die liche und die politisch-reactionäre Welt. Die Herren der n geistlichen Commission fühlten sich besonders getroffen, W. Prynne wurde vor die Sternkammer gefordert. Das eil lautete: das Buch wird von Henkershand verbrannt, Verfasser soll, aus der Reihe der Advocaten gestoßen, mal, in Westminster und in Cheapside, am Pranger stehen, jedem Ort ein Ohr verlieren, 5000 Pf. Strafe zahlen und unbestimmte Zeit im Kerker bleiben. Das Bürgerthum Stadt und Land wurde nur um so erbitterter.

Auf diesem Punkte gingen in England zwei Welten immer tetraler auseinander. König Karl, der Parlamentlose, e die Kunst und die Künste. Er begünstigte die Dichter las den Shakespeare. Die Gemäldegalerie, die er gemelt und die nach seinem Tode hauptsächlich nach Madrid , bewies daß er Geschmack und Verständniß besaß. Er bekanntlich den Maler Anton van Dyck, diese wunderbare schmelzung von Rubens und Tizian, zu sich nach London. Dyck hat den König und seine Familie und so manchen ossen des höfischen Kreises, so viel an ihm lag, unsterblich acht. Aus dem Van Dyck'schen Geiste ging der vorzügliche trätmaler William Dobson hervor, der zwei Jahre vor König starb. Der Neapolitaner Antonio Verrio bemalte Karls Geheiß die Decken im Schlosse zu Windsor. Der ins genannte englische Palladio, Inigo Jones, wurde jetzt t gegen Prynne in's Feld geschickt.

1634, ein Jahr nach Prynne's Verurtheilung, ließen lich die vier londoner Juristencollegien, die Amtsbrüder Gefangenen, von dem Dichter James Shirley eine große asque," den „Triumph des Friedens" anfertigen. Inigo es entwarf und leitete die prachtvollen Aufzüge, deren en auf 20,000 Pf. berechnet wurden. Die „Masque"

bewegte ſich von Ely und Hottonhouſe nach dem verwaiſt
Weſtminſter. König und Königin waren entzückt; das St
mußte im Bankettſaale von Whitehall wiederholt werden. E
in den Winter 1640/1 währte in dieſem Palaſte der fröhli
Spuk dramatiſcher Darſtellungen. Doch waren es nicht bl
Masques, die der König liebte, er ſchätzte auch den Dich
Maſſinger und deſſen ernſte Dramen. Die Königin ſ
man ſogar in Blackfriars, trotz des Bannes, den die Rig
riſten auf die öffentlichen Bühnen gelegt hatten. Im Jah
1637 ſtand Prynne wieder vor ſeinen Richtern; Lord Fin
entdeckte mit cyniſcher Brutalität, daß er noch Ohren hab
die man ihm abſchneiden könne. Sie waren ihm nämlich v
vier Jahren wieder angenäht worden. Abermals wurden ſ
ihm jetzt abgeſchnitten und zwar wieder „von Rechtswegen“
An demſelben 30. Juni wurde dieſelbe Grauſamkeit vollzoge
an den Geiſtlichen Henry Burton und Dr. Baſtwick. Baſ
wicks tapfere Frau fing die Ohren in ihrer Schürze auf un
küßte ihren Mann, der am Pranger ſolches um der Wahrhe
willen erduldete. Prynne aber rief der Maſſe zu: „Chriſten
nicht um unſerer Freiheit willen ſind wir hier, ſondern wege
der Eurigen. Wachet über dieſe und haltet feſt!“

Etliche Monate ſpäter kam die Reihe an den Allererst
tirteſten, an John Lilburne, der auch weiterhin von ſi
reden machen wird. Vor der Sternkammer verweigerte e
Schwur und Antwort. Er ward hinter den Karren gebunde
und vom Henker durch die Straßen von Weſtminſter gepeitſch
Er warf Worte der Ermuthigung in die dicht nachdrängend
Menge. Als er am Schandpfahl feſtgebunden war, redete e
weiter. Man ſtopfte ihm den Mund. Da zog er Broſchüre
aus der Taſche und warf ſie ins Publicum. Man band ihr
die Hände. Schweigend und unbeweglich ſtand er da. Stu
betrachtete ihn die Menge. Richter, die von nahen Fenſter
aus das Schauſpiel ſeiner Schmach genießen wollten, konnte
den Anblick nicht ertragen. Es war am 18. April 163
Schon acht Monate vorher war der Klappſtuhl der Jem

Geddis zu Edinburgh der Episkopalkirche an den Kopf geflogen.

Das Jahr 1637 bildet den Höhenpunkt der königlichen Willkür und der bischöflichen Anmaßung, der rohen Grausamkeit beider. Jetzt nahm die Bewegung der Geister in Schottland politische Form an, und zu den religiösen Märtyrern in England gesellte sich ein hochpolitischer. Das Glaubensmartyrium an und für sich treibt nicht zum Handeln oder bleibt in der Emeute stecken. Nur der Politiker durchschaut die gegnerischen Zwecke und durchkreuzt sie mit den eigenen. Schottland und England, die sehr verschieden gearteten, mußten sich erst auf gemeinsamem Gebiete begegnen, ehe sie sich verstehen und verständigen konnten.

Das politische Ereigniß in England war der Fiscal-Proceß gegen John Hampden aus Buckinghampshire (1594—1643). Zu den alten, wider Recht und Gesetz angelegten Steuerschrauben hatte das königliche Belieben im Jahre 1634 noch eine neue erfunden. Se. Majestät forderte nämlich plötzlich die Stellung bemannter Kriegsschiffe von ihren Vasallen und getreuen Corporationen. Zur patriotischen Zeit der Armada hatte dieser feudale Usus einen herrlichen Erfolg gehabt. Daß ihm keine Schiffe geliefert würden, wußte der König; er begnügte sich daher mit dem äquivalenten Gelde, wofür natürlich keine Schiffe gebaut wurden. Die Summe, um welche so das octroyirte Budget erhöht wurde, belief sich auf 218,500 Pf. St. Man nannte das das „Schiffsgeld," und mit wahrer Wollust vertheidigte Strafford diese Ungebühr. Den Gutsbesitzer John Hampden, einen ruhigen, aber charaktervollen Mann von angeborner Würde, traf eine Steuerquote von 20 Schilling, die er zu zahlen sich weigerte. Er wurde vor Gericht geladen. Die Schiffssteuer, von keinem Parlamente anerkannt, von der Regierung zwangsweise erhoben, von faulen

Richtern unter harter Bestrafung der Verweigerer sanctionirt — das war ein echt constitutioneller Fall, eine classische Controverse über das Verhältniß der drei Gewalten zu einander. Hier hatte man es mit keinem polternden Fanatiker zu thun, der im Uebergefühl seiner subjectiven Berechtigung die Richter perhorrescirt, mit Prophetenstellen angegriffen und als Energumene angepsalmt hätte. Da stand vielmehr ein wohlangesehener Gentleman von weltmännischen Formen, der nicht sich, sondern sein Recht suchte, der an die Kenntniß und den Verstand seiner Richter appellirte, mit Gründen zu Felde zog, Scheingründe bequem auffing und streng sachlich ripostirte; ein Mann, der für das Eigenthum und den Besitz aller Engländer kämpfte, die Willkür als den Ruin des Staates, das Recht als das Fundament der Gesellschaft vertheidigte und dann ruhig abwartete, ob es in dem England der angelsächsischen Rechtsschöpfung und der normännischen geschriebenen Statute noch Richter gebe. Die Consequenzen der Rechtsverweigerung, die ihn nach 13tägigen Debatten am 23. Juli 1637 traf, konnten nicht ausbleiben und blieben nicht aus. John Hampden wurde verurtheilt, aber das Urtheil traf die Gegner; erklärt doch Clarendon selbst, der Urtheilspruch gegen Hampden habe alles spätere Uebel angestiftet; denn, wie Thucydides sage: „Ungesetzlichkeiten sind schlimmer als Gewalt."

Einen Monat später brach der presbyterianische Aufruhr in Edinburgh aus. Der König haßte, wie sein Vater, den Demokratismus der schottischen Kirche. Jakob hatte dort bereits ein Stück Bischofthum eingeschmuggelt; Karl wollte dem Adel die Zehnten und Güter der Kirche zur Dotirung der Bischöfe wieder abnehmen, eine umfassende Jurisdiction — der Primas Spottiswood wurde Reichskanzler — und eine neue anglicanische Liturgie einführen. Schmeicheleien, Drohungen, Corruption, Einmischung in die Wahlen zum Parlament, Erstickung der Debatten, Fälschung der Abstimmungen, Alles war angewandt worden. 1636 glaubte man sich nahe am Ziele, die Bischöfe übten bereits die richterliche Gewalt, ein

weiter Biſchof ſollte Großſchatzmeiſter werden; von 14 Biſchöfen ſaßen 9 im Geheimen Rath. Laud, mittlerweile Erzbiſchof von Canterbury geworden, meinte den letzten Streich wagen zu können. Er irrte ſich. In Schottland war die Religion eine politiſche Angelegenheit, die Politik religiös. Keine Secten im Lande.

Als die neue Liturgie am 23. Juli 1637 im Dome zu Edinburgh eingeführt werden ſollte und der Dechant eben ſein Buch geöffnet hatte, warf eine Frau aus dem Volke, Jenny Geddis, ihren mitgebrachten Klappſtuhl dem geiſtlichen Herrn an den Kopf. Dann ſchrie ſie: „Hinaus, Du falſcher Schuft! Willſt Du hier Meſſe leſen?“ Und andere Stimmen wurden laut: „Ein Papſt, ein Papſt! ſteinigt ihn!“ Als die Ruheſtörer aus der Kirche entfernt waren, tumultuirten ſie draußen weiter, warfen Steine gegen die Thüren und Fenſter der Kirche. Die Liturgie des Biſchofs Laud war unmöglich geworden, die Bewegung nicht mehr zu dämmen. Ein förmlicher Pact wurde am 18. October 1637 in der Kathedrale zwiſchen gepanzerten Rittern, presbyterianiſchen Geiſtlichen und einfachen Bürgern zur Aufrechthaltung des gemeinſamen Glaubens und des ſchottiſchen Rechtes geſchloſſen. Halb Schottland war damals in Edinburgh.

Der König gab ſcheinbar nach, um ſeine Rüſtungen zu vollenden, die Schotten aber bereiteten ſich zum Widerſtande vor. Am 21. November trat zu Glasgow die große Aſſembly unter dem Geiſtlichen Alex. Henderſon und dem Juriſten Archibald Johnſtone zuſammen; erſterer war „Moderator“, letzterer Schriftführer. Hier wurde der zu Edinburgh erneuerte Bund, der kirchlich-politiſche Convent oder „Covenant“ feierlich beſiegelt. Der Herzog von Argyle fiel zu den Patrioten ab. Auf dem Continent athmete man ſeit der Nördlinger Schlacht zum erſten Male wieder auf; die Niederlande bezeugten ihre Sympathie mit den Schotten um ſo entſchiedener, als Laud und ſein ariſtokratiſcher Anhang Arminianer waren.

Alexander Leslen, den Oxenſtjerna zum Feldmarſchall be-

fördert hatte, wurde aus dem deutschen Kriege abberufen; eine Proclamation an das englische Volk stellte den Sachverhalt in's Klare.

Der König Karl ließ jetzt nach Schottland marschiren, um seine ungehorsamen Unterthanen zu bestrafen. Aber die englischen Truppen eigneten sich wenig zur Execution. Graf Essex, der Oberbefehlshaber, seine Offiziere und Soldaten wollten den Schotten nichts zu leide thun. Am 18. Juni 1639 schloß der König nothgedrungen die Pacification von Berwick mit den Schotten ab, welche Sieger ohne Krieg wurden. Sie erhielten ein Parlament auf neuen Grundlagen. Dieses Parlament decretirte das ganze Episkopalsystem weg.

Die Pacification war wieder nicht des Königs Ernst gewesen. Er suchte bald Streit über die Auslegung des Vertrags, der Krieg drohte von Neuem. Aber Karl war zu mittellos, die energischen Rathschläge Strafford's zu befolgen: „diese Leute mit Peitschenhieben zu Verstande zu bringen".

Richelieu hatte seine Freude daran, der Neigung Karl's zu Spanien eins zu versetzen. So kam es, daß ein Brief der Schotten an den König von Frankreich geschrieben wurde, der in die Hände Karl Stuart's gelangte. Dieser hoffte nun fest auf die national-patriotische Entrüstung Englands und berief — nach 11jähriger Pause, nach dem ruchlosen Interregnum — ein Parlament nach Westminster. „Die langohrige, kurzhaarige Rotte des schottischen Covenant", wie Strafford sie nannte, rückte indeß in mörtelgrauen Röcken, mit blauen Kappen, Hafermehl im Habersack, über den Gränzfluß Tweed.

Der König erklärte in der Einberufungsordre, es sei sein Wunsch, „wieder einmal Bekanntschaft mit Parlamenten zu machen". Dieser Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Am 13. April 1640 trat das Parlament zusammen. Karl meinte die Tagesordnung so bestimmen zu können, daß ihm zuerst die Subsidien gegen die Schotten bewilligt würden und dann erst die Reihe an die „Beschwerden" käme. Er verließ sich *stark auf* jenen aufgefangenen Brief. Aber Mirabeau-Pom

ich das Eis. Viele unverantwortliche Dinge seien passirt „trotz der großen Tugend Sr. Majestät". Die Fiction rde aufrecht erhalten; aber Se. Majestät las durch die ume — und löste das Parlament am 5. Mai auf.

Unterdessen ging es der königlichen Armee, bei der Straf- d Generallieutenant unter dem kranken Northumberland r, sehr übel. Lord Conway ließ sich bei Newburn am . August von den Schotten schlagen. Der Geist der eng- hen Truppen war herzlich schlecht; die Soldaten machten einen Gewissensfall aus dem „Bischofskriege". Die Schot- hießen nicht mehr „Haferbrodesser". In London gab es awall. Erzbischof Laud wurde persönlich bedroht. Niemand llte Soldat werden, man verstümmelte, ja erhängte sich ber; wer ging, wurde verhöhnt. Bei der Armee erschlug n die papistisch gesinnten Offiziere. Endlich riß das eng- he Heer bei Durham aus. Strafford zog sich nothgedrungen ch Yorkshire zurück. In der Stadt York versammelte der drängte König am 7. September eine Art Notabeln-Par- ment unter dem Namen „großes Concilium", das ihm aus r ärgsten Geldnoth half. Aber aus dem Lande brauste ihm n Petitionssturm von Seiten der Bürger und des Adels tgegen: „Ein Parlament, ein Parlament!"

Der schottische Marquis von Hamilton, der nach dem ufruhr von 1638 für den König unterhandelt und getäuscht atte, erklärte jetzt: Er gehe, es kämen schlimme Zeiten. Da r König ihn aufforderte zu bleiben, erbat sich der schlaue Schotte die Erlaubniß, mit den Gegnern schönthun zu dürfen. r sattelte zwei Pferde.

Zu Ripon traf Karl ein neues Abkommen mit den Schot- n, versprach ihnen 50,000 Pf. monatlich für die Unterhaltung hrer Armee, 30,000 Pf. den Seinigen und schloß einen Waffen- tillstand — mit seinen Unterthanen! Dann reiste er in Be- leitung der schottischen Commission zur Eröffnung des Langen Parlaments nach London.

Die Eröffnung fand am 3. November 1640 statt. waren schier dieselben Männer wie im Frühjahr, drei Fü des im Mai aufgelösten Parlaments, dazu alle namh Opponenten gegen König und Bischof. Aber es herrsch der Versammlung ein ganz anderer Geist, ein Geist der schiedenheit und Entschlossenheit, dessen Motto war: das E zu schmieden, so lange es heiß. Clarendon drückt den da herrschenden Gedanken ganz unparteiisch so aus: „Man n jetzt ganz andere Saiten aufziehen, das Haus müsse nicht unten rein gefegt werden, sondern auch alle Spinnwebe der Decke und in den Ecken, damit sie keinen Staub ausb ten und ein ungesundes Haus machten. Jetzt sei die Gel heit geboten, das Land glücklich zu machen durch Erledi aller Beschwerden; die Ursachen müßten mit der Wurzel gerissen werden, wenn Jedermann seine Pflicht thäte."

Jeder Abgeordnete hatte die Taschen voll Beschwer eine Masse von Klagen lief von Außen ein, 40 Com waren in voller Thätigkeit. Bei den Wahlprüfungen herr die unerbittlichste Strenge, jeder „Monopolist", jeder ill Begünstigte, jedes Mitglied einer ungesetzlichen Commiss alle, „die irgend ein Project betrieben oder begünstigt hatt wurden ausgeschlossen.

Mirabeau-Pym donnerte: England sei der reinen Will überantwortet, der Geheime Rath mache Alles nach sei Kopfe; Freiheit und Eigenthum, die Geburtsrechte des E länders, seien in schwerer Noth. Der König zwar sei fro und tugendhaft, aber Strafford — das war das versproch Rendezvous in Westminster! — sei der Urheber alles Ueb ein Apostat, der die Freiheit nur um so mehr verfolge, er sie früher geliebt!

So geschah es, daß Graf Strafford, weiland Thom Wentworth, am 11. November 1640 des Hochverraths geklagt wurde. Pym selbst überbrachte die Klage den Pe Strafford wanderte in den Tower, wohin ihm Erzbischof L

folgte. Die zwei Erzfeinde der Freiheit saßen hinter Schloß und Riegel.

Am 22. November wurden sämmtliche Beschwerden des Landes in einer großen „Remonstranz" von 206 Artikeln zusammengefaßt, das Gesammt-Cahier der Nation. Dann ging es der Sternkammer und der hohen geistlichen Commission, sowie den Mitgliedern des Königl. Geh. Rathes ernstlich an den Kragen. Selbst Mitglieder des Ober- und des Unterhauses zitterten unter dem Damoklesschwert der Heimsuchung. Doch blieb die Anklage auf Hochverrath auf Strafford und Laud beschränkt.

Die Gefängnisse wurden geöffnet, die Opfer der Sternkammer in Freiheit gesetzt, die Steuer- und kirchenpolitischen Processe der Revision unterzogen, die verurtheilten Libellisten Leighton, Prynne, Burton, Bastwick, Lilburn u. A., die auf den Inseln im Canal im Kerker saßen, wurden zurückgerufen. Sie landeten unter Jubel, zogen im Triumph nach London; Prynne wurde meilenweit von Tausenden eingeholt, in alle seine Rechte eingesetzt und trat ins Parlament. Die Richter, die in seinem Processe gesessen, zahlten jeder 5000 Pf. Buße. Die beiden Armeen wurden nicht aufgelöst; der König erhielt die Weisung, die Papisten seiner Umgebung zu cassiren.

Der Führer der Opposition bei den Gemeinen war John Pym, ein Gentleman von Formen, vorwiegend politischer Charakter, von großer Geschäftskenntniß und durchschlagender Beredtsamkeit, ein genialer Generalstäbler. Zu seiner Seite stand der ruhig-ernste, charaktervolle John Hampden, durchaus staatsmännisch angethan. Hinter beiden folgten in zweiter Linie Arthur Haslerigh, Denzil Hollis, Alderman Pennington, Nathaniel Fiennes, W. Strode. An diese reihten sich, ziemlich selbständig, die Juristen John Selden, Oliver Saint-John, Bulstrode Whitelocke. Im Hintergrunde standen die Republicaner Henry Martin, Henry Vane, mit wenigen Genossen.

Das royalistische Centrum wurde von Edw. Hyde, Lord

Falkland, Lord Digby und dem Hofpoeten Edmund Waller befehligt.

Im Oberhauſe beſtand der Kern der Oppoſition aus dem Herzog von Bedford, den Lords Say und Mandeville, dem Grafen Eſſex, dem Sohn des Eliſabethiſchen Günſtlings. Es ſchloſſen ſich an: der Vetter des letztgenannten, Graf Warwick, die Lords Brook, Wharton, Paget, Howard.

Was die Nüancen innerhalb der Oppoſition betrifft, ſo iſt es ſelbſtredend, daß die beiden Strömungen, die politiſche und die calviniſtiſche, ſich zunächſt vereinigten, um das Schiff der Willkür auf den Felſen zu werfen; dennoch aber konnte ſchon früh ein ſcharfes Auge die verſchiedenen Waſſer unterſcheiden. Pym ſelbſt war von einer gewiſſen puritaniſchen Schattirung; als presbyterianiſche oder calviniſtiſche Eiferer ſtellten ſich dar: Henry Vane, der maſſive Haslerigh, der ſcharfſinnige Juriſt Selden und der Mann aus Huntingdon, der für Cambridge im Parlament ſaß.

Zunächſt war man einig, dem Könige keine Subſidien wider die „Rebellen" zu bewilligen. Die engliſchen Commiſſäre befreundeten ſich vielmehr mit den ſchottiſchen; der gemeinſame Haß beider Nationen richtete ſich gegen Strafford. Die Schotten wurden „Brüder" genannt, man votirte ihnen 300,000 Pfd. Die Subſidien für die Regierung wurden täglich ausgeſetzt, aber eine Commiſſion des Parlaments verwaltete ſie. Die Erhebungen der Douane wurden auf zwei Monate bewilligt, immer zu Handen des Parlaments. Brauchte man plötzlich Geld, ſo machte das Parlament Anlehen bei ſeinen Anhängern, bei ſich ſelbſt — der Anfang des öffentlichen Credits. John Pym war Schatzmeiſter. Der König gab in Allem nach, ſogar den zum Tode verurtheilten Prieſter Goodman überließ er dem Parlament.

Maria Medici, die Mutter der Königin, kam flüchtig nach London; das Volk beſchimpfte ſie, ſie wendete ſich um Schutz an's Parlament, welches ſie mit einem Geſchenk von 10,000 Pfd. fortſchickte. Das Parlament erklärte, es wolle

alle drei Jahre ſitzen; rufe es der König nicht, ſo ſtehe
ıdern frei. Die Bürger ſollten auch ohne königliches
zu den Wahlen ſchreiten. Endlich wurden alle Aus-
ribunale im Königreich abgeſchafft. Der König ließ
und geſchehen, das Parlament regierte England.

:i Hofe konnte es ſich nur noch darum handeln, das
ıent durch das Parlament zu beherrſchen, d. h. einen
er Oppoſition ins Miniſterium zu berufen. Und hier
ın jener Unterſchied zwiſchen den beiden Richtungen
reifbarer hervor. Für den König waren die Politiker
ganz Anderes als die Religiöſen. Nur von Erſteren
die Rede ſein, alſo von einem entſchieden liberalen
. Die reinen Politiker waren am Ende mit dem Bi-
m zu verſöhnen, vielleicht widerſtrebte ihnen dieſes nicht
ſehr. Alſo z. B. Pym Schatzkanzler, Hampden Er-
ıes Prinzen von Wales, Hollis Staatsſecretär. Saint-
ıurde ja wirklich Generalprocurator des Königs. Der
von Bedford wäre als Premier an die Spitze ge-
ınd hätte den liberalen Adel repräſentirt.

:rgegenwärtigt man ſich den Charakter des Königs, ſo
ın ſolches Miniſterium — ein Cabinet Mirabeau unter
XVI. — eine gewaltige Conceſſion, eine große Selbſt-
ıbung Karl Stuart's geweſen. Jene Männer einzu-
und zu zähmen, wie er es mit Thomas Wentworth
ließ er ſich ſchwerlich im Traum einfallen. Aber von
igiöſen Eiferern fürchtete der König viel Schlimmeres,
n erblickte er ſeine eigentlichen Feinde.

in kleiner Anfang wurde gewagt; die Lords Bedford,
d, Eſſex, Mandeville, Savile, Say, Briſtol wurden in
:heimen Rath berufen. Dabei blieb es.

s iſt ein hiſtoriſcher Aberglaube zu wähnen, tiefgehende
ıngen ſeien mit einer Perſonenfrage zu erledigen. Pym
wenig im Stande, die engliſche Revolution zum Stehen
ngen, als Mirabeau vermocht hätte, den Convent zu

vermeiden. Die Dinge so betrachten, heißt in den Mensch nur den Verstand, die reine Vernunft thätig erblicken. E sind noch andere Kräfte und Triebe vorhanden, die ihre B friedigung, ja ihre Opfer haben wollen. Da ist die unersät liche Phantasie, die große Hungerleiderin, welche abgespeist werden verlangt und sich erst nach der Uebersättigung zu Ruhe legt. Da sind die Begierden aller Art, die heftig Wollungen, welche ihren Saturnstag fordern, der nach ihr Meinung ewig dauern wird, wenn er auch mit Sonnenunte gang für immer in Nacht versinkt. Bevor nicht die Erfal rung gesprochen hat, glaubt keiner dieser Gesellen an sei eigene Unmöglichkeit oder gar Abgeschmacktheit. Der Hexe sabbath muß einmal aufgeführt werden. Hintennach ist sehr leicht, das reine Facit der Bewegung zu ziehen und „Pym" oder „Mirabeau" zu taufen. Pym und Mirabea als geschichtliches Resultat werden erst möglich, gehen erst au dem Schmelzofen hervor, wenn eine Masse anderer Stof mitverglüht worden sind. Auch muß Diamant verbraucht we den, um Fensterglas zu zerschneiden.

Die Politiker repräsentirten zudem kaum das halbe P thos der Zeit; der Gedanke, sie auszunutzen, hatte daher nic einmal praktische Bedeutung. Hinter und unter ihnen gähr der kirchenreformatorische Geist. Dieser Geist verlangte u erbittlich sein Recht.

Daß es aber gar nicht zum Versuche einer Absindun kam, dafür sorgte der böse Geist des Hofes, die Königi Henriette. Nicht Pym und Hampden, sondern Hyde, Col pepper, Falkland wurden Minister; die Minorität sollte di Majorität regieren. Nicht genug damit, die Königin stifte ein Complott in der Armee an; von den Offizieren ergingen Petitionen ans Parlament: der Reformen seien jetzt genug, man möge damit aufhören. Die Königin hatte mit dieser Erfindung nur den Independenten den Weg gezeigt, den diese mit viel größerm Glücke später betraten. Sonst hatte ihrer Liebe Müh' nur den Erfolg, daß die Politiker Morgenluft

witterten und den Entschluß faßten durchzugehen. „Durch", das hatten ja auch Strafford und Laud gewollt.

Es war im Frühjahr 1641, als Strafford wegen Hochverraths vor dem Pairshofe stand. Das ganze Haus der Gemeinen sammt den englischen und schottischen Commissären figurirte als Ankläger. Der Zudrang des Volkes zu den Sitzungen war ungeheuer; wer irgend eine Aussicht haben wollte beizuwohnen, mußte um 5 Uhr morgens in Westminsterhall sein; vor 7 Uhr schon war jeder Raum vollgestopft. Der König und die Königin wohnten in einer vergitterten Loge bei. Karl brach eigenhändig das Gitter aus. Doch wurden sie beide wenig mehr beachtet als wären sie abwesend. Nach 10 Uhr aßen viele Leute nicht blos Zuckerwerk, sondern Fleisch und Brod. Flaschen mit Wein und Bier gingen ohne Glas von Mund zu Mund: Alles vor des Königs Augen.

Pym leitete die Anklage. Für sehr gravirend galt die Aussage Sir H. Vane's, des Vaters: nach Auflösung des kurzen Parlaments (Frühjahr 1640) habe Strafford zum Könige gesagt: „Sire, Sie haben Ihre Pflicht gethan, Ihre Unterthanen nicht die ihrige. Sie sind von der Regel entbunden, können sich auf außergewöhnliche Weise Geld verschaffen, den Krieg mit den Schotten energisch weiter führen. Sie haben eine Armee in Irland, mit der Sie dieses Königreich zu Paaren treiben können." — Die Frage war: welches? Und das hatte nur Einer im Staatsrathe gehört, die Andern nicht.

Der König, der eigentlich auf der Anklagebank saß, mußte mit anhören, wie die Anklage förmlich in seinen geheimsten Gedanken und Absichten herumwühlte, wie Strafford am Ende doch nur sein Prügelknabe war.

17 Tage lang hatte sich Strafford gegen 13 abwechselnde Ankläger zu vertheidigen. Seine Rechtsbeistände durften zu den Thatsachen nicht mitsprechen und keine Zeugen befragen. Entlastungszeugen waren erst drei Tage vor Eröffnung des Processes gewährt worden. Dennoch gestaltete sich die Sache

immer günſtiger für den Angeklagten, der ſich vornehm, Maß und zuletzt mit geſchickter Emphaſe vertheidigte. S war aus dem Felde geſchlagen.

Aber die Gemeinen griffen zu einem andern Mittel, zwar nicht illegal, jedenfalls aber Rechtshülfe in eigener S war. Haslerigh brachte eine bill of attainder, eine Ank auf Aechtung und Tod im Unterhauſe ein. Dieſe Bill i lediglich eine Erklärung des Unterhauſes darüber, was Haus unter Hochverrath verſtehe. Sie ging gegen eine M norität von 59 Stimmen durch. Die 59 hießen „Straff dianer", ihre Namen wurden öffentlich angeſchlagen.

Als die Bill dem Oberhauſe übergeben war, tumultu das Volk auf der Straße: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit"! A den Kanzeln herab tobten die Presbyterianer. Pym denunci auch noch das Armee-Complott. Schrecken verbreitete ſich und außer dem Hauſe. Das Parlament ließ die Häfen ſchlie und alle Briefe aus dem Auslande öffnen. Ein Eid der E tracht, zur Vertheidigung der proteſtantiſchen Religion und öffentlichen Freiheiten, ſpielte die Rolle des ſchottiſchen C venant. Endlich waren die Lords eingeſchüchtert und die hol Richter fanden in den Strafford zur Laſt gelegten Thatſac das Verbrechen des Hochverraths. Es fehlte nur die Zuſti mung des Königs.

Die Königin, welche die Enthüllungen Strafford's für ten mochte, drang auf Beſtätigung, drohte abzureiſen und po ſchon. Die Mehrzahl der Biſchöfe theilten Karl's Gewiſſen ein königliches und ein privates. Strafford ſelbſt, ein Apoſt aber kein gemeiner Charakter, hochfahrend, aber auch ſtol Entſchlüſſe fähig, bat den König ſchriftlich, ihn zum Be der Krone und des Königreichs zu opfern. Der König unt ſchrieb, er gab ſeinen vertrauteſten Berather und Helfer a und am 11. Mai 1641 fiel das Haupt des Aufgegeben Laud blieb noch drei Jahre im Tower.

Graf Strafford's Hinrichtung war eine Buße für Vergangenheit; ein böſes Omen für die Zukunft des Köni

waren die Proteſtantenmorde in Irland. Ende October 1641 beging der katholiſche Fanatismus der Iren ſeine keltiſche Vesper, ſein Morden aus Princip, das einen ganzen Monat währte und die Rache Englands auf lange Zeit herausforderte. Wie immer iſt es bei ſolchen Vorfällen, ſelbſt in unſern Tagen ſchwer, die Zahl der Opfer feſtzuſtellen und Beſchönigung mit Uebertreibung auszugleichen. Der katholiſche Darſteller Lingard bringt nur 4000 Morde heraus, zu denen noch 8000 Tode durch Mißhandlung kämen. Clarendon, der Parteigänger des Königs, ſpricht von 40—50,000; May in der „Geſchichte des langen Parlaments" ſagt: „über 200,000 Männer, Weiber und Kinder." Milton erhebt die Zahl auf 500,000.

Der König befand ſich in Schottland, nicht ohne Gedanken der Rache, ja des Complotts gegen die Urheber des Covenant und der Invaſion nach England. Nie konnte ſich Karl in das Unabänderliche finden und ſtets cabalirte er heimlich gegen ſein feierlich gegebenes Wort. Der kühne Junker Montroie hatte ausſchweifende Hoffnungen in ihm erregt; düſtere Gerüchte langten beim engliſchen Parlament an, das ſich grade nach ſechswöchentlicher Vertagung wieder verſammelte. Da erfolgte das iriſche Blutbad! Ein allgemeiner Schrei erhob ſich gegen König und Königin, die laut als Mitſchuldige bezeichnet wurden. Nannten ſich doch die bewaffneten Iren „das Heer des Königs" oder „der Königin", veröffentlichten ſie doch einen angeblich „königlichen Befehl". Waren nicht Argyle und Hamilton ſoeben aus Edinburgh geflohen, um dem Morde zu entgehen? Die Wuth theilte ſich mit der Angſt in die Stimmung der Gemüther.

Das Parlament griff wieder zu der allgemeinen Remonſtranz oder Beſchwerdenakte zurück, von der ſeit Anfang der Seſſion mancher einzelne Punkt ſeine Erledigung gefunden hatte. Der heftige Strode eröffnete das Turnei. Es handelte ſich um ein förmliches Parlaments-Programm, um einen Appell an die Presbyterianer, an das Volk insgeſammt, ſich

zum Parlamente zu halten, das allein gegen Papiſten, König und Biſchöfe helfen könne. Die Biſchöfe ſollten aus dem Oberhauſe heraus. Nach heftiger Debatte wurde die Remonſtranz am 21. Nov. mit ſchwacher Majorität, 159 gegen 148, angenommen. Der Abgeordnete für Cambridge ſagte zu Lord Falkland: „Wenn die Remonſtranz nicht durchging, ſo verkaufte ich morgen Alles, um England auf immer zu verlaſſen, und viele rechtſchaffene Leute hätten's gemacht wie ich.“ Hampden aber verlangte ſofortigen Druck des Aktenſtücks.

Der König hatte mittlerweile in Schottland eingelenkt, um ſeine Kraft für England aufzuſparen. Alexander Leslev war Earl of Leven geworden, das neue Kirchengut wurde verſchenkt; Karl fand ſogar, daß Erzbiſchöfe und Biſchöfe gegen Gottes Wort ſeien! In London zog er andere Saiten auf. Am 25. Nov. bewirtheten ihn Lordmayor und Aldermen in der City; er ſchlug ſie zu Rittern. Der 26. Nov. war der entſcheidende Tag des unheilbaren Bruchs: der König rief die Wachen von Weſtminſter ab. In einer Proclamation erklärte er: die beſtehenden Religionsgeſetze ſeien zu beobachten, auf die Remonſtranz werde er gelegentlich antworten.

Das Unterhaus verbot den Geiſtlichen, Civilämter zu bekleiden; als die Lords proteſtirten, drohten die Gemeinen, ſie ſeien das Volk und würden zur Noth mit den gleichgeſinnten Lords gehen, mit den Northumberland, Eſſex, Warwick. Dem Könige wurde verboten, Soldaten für Irland zu werben; bei der Miliz und der Ernennung ihrer Führer habe das Parlament mitzureden. Das Haus ernannte ein Comité zur Unterſuchung der Wehrhaftigkeit des Landes.

Die Schutzwache blieb dem Parlament verweigert. Als die Lords vom Volke moleſtirt wurden, welches ſchrie: „Keine Biſchöfe, keine papiſtiſchen Lords!“ requirirten ſie Conſtabler; die Gemeinen aber ſchickten den Friedensrichter, der die Conſtabler gewährte, in den Tower und riefen Miliz herbei. Die Biſchöfe, um deren Ausſchließung es ſich handelte, verließen das Oberhaus und proteſtirten im Voraus gegen Alles, was in ihrer Ab-

nheit beſchloſſen würde. Alle Zwölf wanderten wegen
verraths in den Tower.

Vor dem Palaſte in Whitehall ſchlug ſich das Volk mit
ſſenen Offizieren herum. Damals kamen die Bezeich-
gen „Rundköpfe“ und „Cavaliere“ in allgemeinen Ge-
ch. Die „Cavaliere“ waren des Königs Leute, ſie gingen
der höfiſchen Mode, ihr Haar ringelte ſich über die
ltern hinab; die Puritaner hatten das Haar kurz ge-
n und in zahlreiche kleine Büſchel getheilt. Das war
e de rigueur, das Gros der puritaniſchen Armee traute
em, der anders friſirt war.

Was der König noch zu verderben hatte, verdarb er am
anuar 1642, als der Generalprocurator Herbert die Ver-
ng Lord Manbeville-Kimbolton's und der fünf Unter-
mitglieder Hampden, Pym, Hollis, Strode, Haslerigh be-
agte. Die Anklage war heftig: Untergrabung der königl.
n Macht, Errichtung einer willkürlichen tyranniſchen Ge-
, Verleumdung Sr. Majeſtät, Verführung der Armee,
adung einer fremden Macht (der Schotten) zur Invaſion
lands, Verſuch das Parlament zu verführen, Erregung
Tumulten und Krieg gegen den König.

Die Lords beſannen ſich. Die Gemeinen, von der Haus-
ung bei ihren Fünfen benachrichtigt, erließen den Befehl,
Hausſucher durch Conſtabler arretiren zu laſſen. Dem
ig thaten ſie zu wiſſen: erſt müſſe geſetzliche Anklage
ben werden. Andern Tags kam der König, begleitet
ſeinem Schweſterſohn Ruprecht von der Pfalz und gefolgt
ſeinen Hellebardieren, nach Weſtminſter, die Fünf perſön-
zu holen. Er ſetzte ſich auf den Stuhl des Sprechers und
ſeine Blicke durch den Saal ſchweifen. „Ich ſehe wohl,
Vögel ſind ausgeflogen,“ ſagte er, „aber Sie, Herr
:cher, werden ſie mir ſchicken, ſobald ſie kommen.“ Die
gel“ ſaßen in der City, welche ſich bewaffnete. Der König
wie er gekommen war, aber gründlich enttäuſcht. Am
Januar begab er ſich in die City auf die Suche. „Pri-

vileg, Privileg"! ruft man ihm zu; ein Pamphlet: „Z
zu deinen Zelten!" wird ihm in den Wagen geworfen.
ſpeiſte bei einem Sheriff und kehrte niedergedonnert nach W
hall zurück. Das Parlament, empört über den ſtärkſten „A
ſeiner Privilegien", gegen den Jedermann das Recht habe
ſelbſt zu ſchützen, vertagte ſich. Ein ſtarkes Comité blieb
manent in der City, die Fünf beriethen mit. Der Gemei
rath richtete eine Petition an den König gegen ſeine ſchle
Räthe, gegen Cavaliere, Papiſten, den neuen Gouverneur
Tower, für die Fünf und die Reformen.

Die Antwort auf die Remonſtranz mit der pom
Wendung Karl's: er wünſche „ein großer und glorreicher K
über ein freies und glückliches Volk" zu ſein, auf die
Clarendon etwas zugute that, verhallte im Winde.
ſaß in ſeinem Palaſte und mußte hören, daß in zwei T
das Parlament mit den Fünfen in Weſtminſter einziehen w
begleitet von Miliz, Volk und Themſematroſen. „Auch
Waſſerratten verlaſſen mich!" Der Zug mußte an Whi
vorüber, die Königin war außer ſich vor Zorn und A
Am 10. verließ der König auf ſieben Jahre London, de
nur als Gefangener wiederſehen ſollte. Er begab ſich zur
nach Hampton-Court. Er meinte wohl, auch franzöſiſche K
hätten ihre Hauptſtadt verlaſſen, um ſpäter im Triumphe
der einzuziehen. Er verwechſelte eben England mit Frank

Am 11. fand der große Zug ſtatt. Hundert Boote
kleinen Geſchützen ſchwammen auf der Themſe. Capitän C
pon, der aus holländiſchen Dienſten zurückkehrte, führte
Generalmajor die Miliz. Die Pikenmänner trugen auf der
Andere auf der Bruſt oder am Hute, den Proteſt des
laments gegen den königlichen Freiheitsbruch. 4—6000 R
Edelleute, Freeholders waren zu Pferde aus Buckingham
dem Wahlkreiſe Hampden's, gekommen und ſtellten ſich
Parlament zur Verfügung; ſie brachten eine Petition g
papiſtiſche Lords, böſe Räthe des Königs, für ihren Ham
Auch zu den Peers ſandten ſie Abgeordnete; dem König

Hampton-Court erklärten ſie, ſie ſeien in Hampden ſelbſt verletzt, ihr Landsmann müſſe der Anklage ledig werden.

Der König hatte nichts mehr zu ſagen. Das vollzählige Parlament klagte den Generalprocurator Herbert wegen ungeſetzlicher Verfolgung der Fünf an, befahl Skippon, den Tower zu hüten und durch Wachen dafür zu ſorgen, daß nur die täglichen Rationen eingelaſſen würden; es ſandte Ordre nach Portsmouth, nichts im Hafen aus- und einzulaſſen als auf Befehl des Parlaments; ſchickte den John Hotham nach Hull, das nördliche Arſenal in Beſitz zu nehmen, und beſchloß, alle Forts, Schlöſſer und Garniſonen in Vertrauenshände zu legen. Der König entfernte ſich nach Windſor.

Eine neue Remonſtranz ward entworfen: die Königin trägt die Schuld an Allem, ihre Umgebung ſoll einen Eid auf die Verfaſſung ablegen, die Königin vor dem Parlament ſchwören, ſich nicht in Staatsgeſchäfte zu miſchen. Die Heirath der königl. Kinder muß Parlamentsſache ſein; doch darf die Prinzeſſin Marie ihren Verlobten, den Prinzen von Oranien heirathen. Neue Peers dürfen ohne Zuſtimmung des Parlaments nicht ernannt werden; die Ernennung zu hohen Stellen bedarf der Beſtätigung des Parlaments. Die kirchliche Reform iſt durchzuführen.

Unter dem 20. Jan. ſandte der König eine Botſchaft: ſie möchten formuliren, was in Kirche und Staat zu geſchehen habe, damit die „Befürchtungen und Eiferſüchteleien" aufhörten. Sie antworteten mit der Beſchwerde über die Anklage der Fünf.

Der Gemeinderath der City erklärte, zu einer Anleihe fehle das Vertrauen; die Umgebung des Königs, die Biſchöfe, die papiſtiſchen Lords ſeien im Wege. Petitionen aus Middleſex, Eſſex und Hertford verlangten Abſchaffung des Biſchofsrocks, die Miliz zur Verfügung des Parlaments. Pym conferirte mit den Lords und ſchob ihnen die Schuld an der gefährlichen Lage zu. Er machte ſie vor der Geſchichte verantwortlich, wenn die Gemeinen allein England retten müßten.

Pym erhielt den Dank des Unterhauſes, ſeine Rede w
gedruckt. Aus dem Lande wurden die Peers aufgefordert,
den Gemeinen zu gehen; im Unterhauſe unterſchied man ſt
„gute“ und „böſe“ Lords.

Die Frage wurde, wie man zu ſagen pflegt, was
ſolche Fragen immer ſind, ſocial. 500 Frauen kamen vor
Parlament und ließen ſich nicht abweiſen. Anna Stagg,
Frau eines reichen Brauers, erklärte: „Chriſtus hat uns
ſo theuer erkauft wie die Männer“ — die damalige Fo
der „Emancipation“. Pym kam heraus, die Petentinnen
begütigen. 15,000 Sackträger verlangten Ruhe und Wie
belebung des Geſchäfts, viele tauſend arme Leute in und
London desgleichen. Beide Deputationen drohten mit
Aeußerſten; die Zweiten wollten, daß die „guten“ Lords
den Gemeinen zuſammenſäßen! Das Haus antwortete frei
lich und ließ die Peers durch Hollis bitten, in der Miliz
mit ihnen zu gehen. Einzelne Peers wurden auf der St
mißhandelt, Viele machten ſich davon. Das Recrutirungsg
ging durch. Auf eine neue Petition von Surry paſſirte
die biſchöfliche Bill: die Biſchöfe waren vom Hauſe der Lo
ausgeſchloſſen.

Die Königin, der eine Anklage auf Hochverrath dro
drang, um mit ihrer Tochter Marie nach Holland reiſen
können und ſich zugleich wieder etwas populärer zu mac
auf die Annahme der beiden hochwichtigen Bills. Der Kö
ließ wirklich die Biſchöfe fallen und gab die Recrutirung
der Hand. Auch den neuen Gouverneur des Tower, Sir J
Conyer, beſtätigte er auf Vorſchlag der Gemeinen. Da
ſchloß das Parlament ſeine Milizordonnanz für England
Wales, mit dem Namen der Befehlshaber in blanco. Gl
zeitig wurde ein Brief an die Königin von dem über See
flohenen Lord Digby aufgefangen. Das Parlament verfi
die Anklage auf Hochverrath wider den Lord, der Krieg w
den „König“ im Schilde geführt.

Karl verſchob zuerſt die Antwort auf die Milizbill,

er Frau und Tochter nach Dover gebracht. Einzelne Grafschaften organisirten sich bereits auf eigene Faust militärisch. Dann antwortete der König: Die Ernennungen wolle er auf Wunsch des Parlaments treffen, mit Ausnahme derer für London und die übrigen Corporationen; die Selbstbewaffnung der Grafschaften aber sei illegal.

Heftige Antwort des Parlaments: die Berather des Königs seien Feinde des Staates. Wenn der König nicht nachgebe, würden sie allein vorgehen. Der König solle sich nicht weiter von London entfernen. Karl wußte nicht mehr was er antworten sollte.

Das Parlament ordnete die Vertheidigung des Reiches selbständig an, alle frühern königlichen Commissionen wurden für erloschen erklärt. Graf Northumberland erhielt Befehl, die Flotte in Stand zu setzen. Der König begab sich nach Newmarket.

Das Parlament: Der König soll sich nicht entfernen und das Milizgesetz unterschreiben. Karl: Die Miliz bekommt das Parlament „nicht für eine Stunde".

Karl ging nach York, von unterwegs erließ er eine Botschaft: Die Unterthanen brauchen keinem Befehl zu gehorchen, den er nicht unterzeichnet hat. Das Parlament soll endlich sagen was es will. Die Botschaft langte am 16. März in London an, am 15. hatte sich das Parlament in der Milizfrage für souverän erklärt.

Der Disput zwischen Parlament und König wurde immer heftiger, glücklicherweise auch immer lakonischer. Man faßte sich auf beiden Seiten immer kürzer, bis der Faden riß. Der König, der auf andere Wege dachte, wurde immer absprechender; das Parlament beharrte auf seinen „Privilegien", jeder Widerspruch war ein „Bruch" derselben. Zwar gab der König zu, es sei früher gegen die Gesetze gehandelt, Willkür geübt worden; aber jetzt vertheidige er die Gesetze eifrig. Das Parlament, fügte er dann aber hinzu, solle sich seinerseits vor Willkür hüten, und er verlange volle Genugthuung für die Unter-

schiebung böser Absichten. Er sei nicht durch sie, aber d
ihnen weg getrieben worden. Wenn es in London nicht and
werde, müsse man das Parlament verlegen.

Dann entließ Karl die Lords Essex und Holland c
ihren Hofämtern, was die Peers wurmte. Das Parlam
dagegen ernannte den Grafen Warwick zum Admiral, ge
Sir John Pennington, den Candidaten des Königs. Da r
bot der König den Seinigen, Dienst auf der Flotte zu nehm
wodurch diese parlamentarisch wurde. Der Generalprocura
Herbert, erst freigesprochen, dann verurtheilt, wanderte i
Flottengefängniß.

Als das Arsenal von Hull in den Tower übersied
sollte, beklagte sich der König über Gewalt. Wenn Ihr Prie
zu Ehren der Reformation hinrichten laßt, sagte er ferner d
Parlament, so komme ihr Blut über Euch!

Einen Augenblick setzte er sie in Verlegenheit, als er
klärte, er wolle mit 2200 Mann aus den benachbarten Gr
schaften nach Irland gehen, um dort die Rebellion nieder
werfen. Endlich erfolgte der Bescheid: Nein, der König s
ihre Kriegsführung nicht stören! In Erwartung dieser E
pedition hatte er die Verfügung über die Miliz auf ein Ja
hingegeben; das Parlament verlangte zwei Jahre, und d
König hatte nichts erreicht.

Die ganze Lächerlichkeit der noch immer aufrecht erhalten
Fiction malte sich in des Königs Zug nach Hull. Hier h
fehligte Hotham für „König und Parlament". Hotham lie
den König nicht ein, betheuerte aber vom Walle herab sei
Unterthanentreue. Das Parlament lobte den Hotham wege
seiner Treue gegen den „König". Als dann der König Hotha
für einen Verräther erklärte, nannte das Parlament das eine
„Bruch der Privilegien"; denn Hotham gehörte zu den unan
tastbaren Gemeinen, welche factisch die Souveränität inne hatten
Eigentlich war Karl Stuart selbst ein Verräther am „Könige"

Zu York bildete sich allmählich ein neuer Hof um de
König; ein bedeutender Theil des Adels versagte dem „Köni

ym“ den Gehorſam; auch bürgerliche Elemente erklärten ſich gen das Milizgeſetz. Die Königin verkaufte ihre Juwelen n Holland, um Munition für das Geld einzukaufen. Skippon uſterte 8000 Mann Miliz zu London; es erging ein Parlaments-Befehl an alle Grafſchaften, die Maga ine zu füllen. Als ſich aber der König eine Wache bildete, deren Hauptmann der Prinz von Wales wurde, und ein Regiment Landmiliz zuſammenzog, ſo hieß das in Weſtminſter „Eidesbruch“ des Königs.

Auf Beſchwerden des Parlaments antwortete der König mit „übelwollende Geiſter“; Karl lud den Skippon vor ſich nach York, das Parlament forderte Leute aus des Königs Umgebung vor ſein Forum.

In einer Declaration vom 19. Mai formulirte das Parlament ſein Staatsrecht alſo: Der König mit dem Parlament hat die Gewalt; da aber der Fürſt, der nur eine Perſon, dem Wechſel der Natur und des Zufalls mehr unterworfen iſt, wodurch der Staat zu Schaden kommen kann: ſo treten, damit nicht der Urſtand der Natur wiederkehre und Jeder ſich ſelbſt helfe, in ſolchen Fällen die Häuſer des Parlaments für den Fürſten ein, wie das ſchon geſchieht bei Minorität, Krankheit oder Gefangenſchaft. — Wie aber, wenn der König ſagte: Das Parlament, vom wilden Mob umlagert, iſt nicht frei; damit in ſolchen Fällen der Staat nicht zu Grunde gehe, muß der König alle Befugniſſe an ſich ziehen?

Der Siegelbewahrer Littleton ſah die Sache ſo an und ging zum Könige.

Am 26. Mai neue Declaration über das angebliche Eigenthumsrecht des Königs an Feſtungen und Munition. Das Parlament erklärte: Die irrthümliche Maxime, den Fürſten eingeträmkt, daß die Königreiche ihnen gehören, und daß ſie damit machen können was ſie wollen, als ob ihre Reiche für ſie da wären und nicht vielmehr ſie für ihre Reiche, iſt die Wurzel von allem Elend der Unterthanen, von der Verletzung ihrer Rechte und Freiheiten. Das Ganze iſt dem Könige nur

anvertraut und er muß es verwalten nach dem Rathe des Parlaments. — Dagegen betheuerte der König: er beabsichtige keinen Bürgerkrieg, aber die mit ihm „im Parlament“ säßen, die wollten den Krieg, und wenn sie den Krieg herbeiriefen, so geschehe es auf ihren Kopf! — Viele gingen von London nach York, besonders aus dem Oberhause; es tagten oft nur ein Fünftel der Gemeinen und 12 oder 13 Peers in Westminster.

So lange die Gemeinen mit dem König discutirten, noch irgend etwas von ihm verlangten, von seiner Existenz noch verfassungsmäßig Notiz nahmen, so lange war Karl berechtigt ihnen zu sagen, was er sagte: Sie seien wie der Papst, sie maßten sich an, Alles zu erklären, die Andern ihrer Vernunft zu unterwerfen. Auf das Quidproquo von Hull zurückkommend, spottete er: So könntet Ihr mich aus dem Königreich jagen! Er erwarte das Aergste; wenn aber die Majorität zu sich komme, dann werde sie die Unwürdigkeit empfinden, die dem Könige angethan worden, die nichtsnutzigen Anstifter einer exemplarischen Justiz unterwerfen und sie brandmarken.

Das Parlament antwortete Ende Mai mit dem Verbote jeglichen Zuzugs nach York. Keiner und nichts wurde durchgelassen. Am 2. Juni stellte das Parlament dem Könige sein Ultimatum in 19 Punkten: Das Parlament bestimmt die verantwortlichen Räthe des Königs, die höchsten Stellen im Reiche werden nur mit seiner Bewilligung vergeben. Es entscheidet über die Heirath der königlichen Kinder. Die Gesetze gegen Jesuiten, Priester und Recusanten bleiben aufrecht oder werden durchs Parlament noch verschärft. Die Milizordonnanz bleibt, der König widerruft seine Declarationen. Die abgesetzten Mitglieder des hohen Raths werden in ihre Aemter zurückversetzt oder entschädigt. Die Geheimräthe werden auf die Petition of Right und die Statuten vereidigt, die sie bei Strafe der Heimsuchung zu halten haben. Richter und Beamte bleiben nach Gutdünken des Parlaments. Das Parlament übt Justiz gegen alle Delinquenten in und außer Landes, Jeder muß sich seiner Censur unterwerfen. Das Parlament kann amnestiren.

Forts und Caſtelle werden nur mit Bewilligung des Parlaments beſetzt. Die Wachen und Militärkräfte des Königs ſind zu verabſchieden. Es wird eine Allianz mit den Proteſtanten, mit Holland und der Pfalzgräfin geſchloſſen. Lord Kimbolton und die Fünf ſind herzuſtellen. Kein Peer wird ernannt ohne Zuſtimmung des Parlaments. Zugleich denuncirte das Parlament den Verkauf der Kronjuwelen und verbot Geld oder Wechſel nach York zu ſchicken.

Offenbar brauchte das Parlament den König gar nicht; es erklärte ihn für überflüſſig, und verhandelte doch mit ihm. Mit Recht erwiderte der König, daß er nach Annahme ihrer Anträge nur noch ein „Phantom“ wäre. Am 17. Juni erklärte das Parlament zu Weſtminſter das Vaterland in Gefahr; am 22. Juni that der König zu York dasſelbe.

Das Parlament forderte Gold und Silber vom Lande, um Truppen zu unterhalten, da der König auf Krieg ſinne. Der Zufluß des Silbers war ſo gewaltig, daß die Beamten des Parlaments es kaum in Empfang nehmen konnten. Auch was für York beſtimmt war, wurde confiscirt. Die Peers in York verpflichteten ſich dagegen, keinem ungeſetzlichen Befehle zu gehorchen und Perſon, Krone und Würde des Königs zu vertheidigen. Das Parlament berief ſeine abweſenden Mitglieder bei 100 Pfd. Strafe ein; es forderte zugleich Rechtfertigung der bisherigen Abweſenheit — ein praktiſches Siebverfahren.

Der König forderte die City von London zum Ungehorſam auf, das Parlament antwortete mit einer fulminanten Erklärung. Der König ſpottete: Warum ſchreibt Ihr nicht wie der König: „An unſere Getreuen und Vielgeliebten, unſere Unterthanen der City von London?“ Er drohte mit Hochverrathsproceſſen wegen der Vorfälle in London und Hull. Aber er rüſtete keine Armee aus, weil er nicht für einen Monat zu leben hatte und Gewehre wie Munition erſt von der Königin erwartete. Endlich landeten im Humber 200 Faß

Pulver, 2—3000 Flinten, 7—8 Feldstücke. Dann bot er die Landmiliz auf und ertheilte Commissionen zur Anwerbung von Regimentern. Den Oberbefehl erhielt der Graf von Lindsay, Sir James Ashley wurde Generalmajor, Prinz Rupert von der Pfalz befehligte die Reiterei. Die getreuen Lords schossen Geld für drei Monate zusammen.

Der König berief den Grafen Northumberland als Lordadmiral von der Flotte ab und beorderte sämmtliche Capitäne nach Burlington-Bay, wo sie die Befehle des neuen Oberadmirals Sir John Pennington erfahren würden. Das forderte Zeit; die Gemeinen, die den Grafen Warwick zum Lordoberadmiral ernannt hatten, ließen zwei Capitäne arretiren, zwei andere ans Land setzen, und der König hatte kein einziges Schiff. Pennington kam gefangen nach London. Newcastle blieb der einzige königliche Hafen.

Hull sollte jetzt durch königliche Miliz genommen werden, Karl erließ eine Proclamation gegen Hotham. Am 12. Juli erging die letzte Aufforderung ans Parlament, sich zu unterwerfen. An demselben Tage erließ das Parlament eine Declaration: Es sei eine Armee zu bilden „für die Sicherheit des Königs", die Vertheidigung der beiden Häuser, für Religion, Gesetze, Freiheit und Frieden. Graf Esser wurde zum Lordgeneral für „König und Parlament" ernannt, mit der delicaten Mission, „den armen geliebten König von den Verräthern zu befreien, die ihn verführt und seinen klaren Verstand umnebelt haben". Unter ihm dienten Lord Kimbolton und die Fünf als Regimentsobersten. Am 15. Juli wurde dem Könige zu Beverley eine Friedenspetition des Parlaments vorgelesen. Karl forderte darauf: Hull, die Magazine, die Flotte, die Abschaffung der Milizordonnanz, Verlegung des Parlaments an einen sicheren Ort und Antwort bis zum 27. Juli. Das Parlament verwarf die königlichen Forderungen am 26. Juli. Das Tonnen- und Pfundgeld für die nächsten sechs Monate — auch diese Spielerei hatte bis dahin gedauert — unterzeichnete der König nicht mehr; eine Ordonnanz des

rlaments mußte aushelfen. Verſchiedene Verhaftungen wur- in London verordnet.

Immer chaotiſcher wurde die Lage. Hotham, der Com- ndant von Hull, hatte im entſcheidenden Augenblicke weder uth noch Autorität; er ließ ſich zur Capitulation herbei, s ihm ſpäter den Kopf koſtete. Oberſt Goring, der ins- jeim zum Könige ſtand, hielt Portsmouth für dieſen, heu- lte aber dem Parlament Ergebenheit, wurde Generallieutenant : Cavallerie und kündigte dem Parlament den Gehorſam, il ihm der „König" keinen Urlaub gebe!

Der König proclamirte ein Verbot des Gehorſams gegen s Parlament und ein allgemeines Aufgebot für den 25. Au- ſt zu Nottingham, wo er ſeine Fahne aufpflanzen werde. ie Wahl des Hauptquartiers war ſchlecht getroffen. Der ſen Newcaſtle lag zu weit ab, York mußte preisgegeben rden. Mit 800 Reitern zog der König gegen Coventry i Birmingham, wohin Eſſex mit der Infanterie unterwegs r. Die Königlichen wurden vor Coventry mit Schüſſen m Volke empfangen. Anderen Tags zogen ſie ſich wieder r 1200 Mann Infanterie und etlicher Cavallerie zurück. er Einzug in Nottingham am ſtürmiſchen Abende des 25. guſt war melancholiſch. Der König ritt ſofort nach Caſtle- ll, wo das königliche Banner unter Trommelwirbel und ompetenſchall aufgehißt wurde. Auf der Fahne zeigte eine nd auf eine Krone, darunter: „Gib Cäſarn, was ihm ge- hrt!" Zum Appell hatte ſich Niemand eingefunden. In der acht blies der Wind die Fahne herab, erſt zwei Tage ſpäter rde ſie wieder aufgerichtet. Trübe Aſpecten!

Die nächſten Ereigniſſe ließen ſich für den König nicht ıſtiger an. Ein Milizcorps von 12,000 Mann umzingelte ötzlich den königlichen Marquis von Hertfort; Eſſex langte t 8000 Mann Parlamentstruppen in Sherbourne an. Ein ſcher Marſch auf Nottingham hätte genügt; ein Cavallerie- giment konnte den König aus ſeinem Reiche jagen, ja, ein ar Milizen ihn aus ſeinem Bette holen!

Das Parlament hatte drei Armeen auf den Beinen: zu Sherbourne, Portsmouth und Northampton. Am 28. August bereits sandte der König eine Friedensbotschaft nach London; die Earls von Southampton und Dorset und die Herren John Colepepper und Will. Uball waren die Träger. Southampton wurde von den Peers gar nicht angenommen, mußte vielmehr sofort Saal und Stadt verlassen. Selbst Colepepper durfte die Botschaft blos abliefern, und mußte dann gleichfalls abziehen. Die Antwort lautete: Der König soll seine Fahne herunternehmen und seine Declaration, worin das Parlament und dessen Offiziere „Verräther" genannt worden, widerrufen.

Neue Botschaft des Königs durch Lord Falkland: König und Parlament sollen zugleich Declaration und Proclamation zurücknehmen. Antwort: Nein! Essex wurde zur Armee nach Northampton beordert. Proclamation ans Volk: Der König will Sicherheit für die Delinquenten; das Parlament lehnt ab um Eurer Sicherheit willen, und damit Ihr Ersatz für Eure Opfer bekommt.

Der königliche Haufen erhielt Zuzug aus den Grafschaften York, Lincoln, Stafford. Prinz Rupert stand in Leicester. Mitte September bewegte sich so etwas wie eine Armee von Nottingham nach Derby. Man wollte sich der Gränze von Wales nähern, wo royalistische Sympathien herrschten. Die Botschaften und Antworten fackelten nur noch gleich Sternschnuppen. Und in diesem Zustande hielt Karl eine Ansprache an seine Soldaten, worin er sich mit „Trajan in der Mitte seiner Armee" verglich!

Der Krieg war da und mußte seinen Verlauf nehmen. Die beiden Parteien im Parlament waren solidarisch für die Folgen, aber die Religiösen setzten gleich zu Anfang einen Hauptcoup durch. Die Theorie Prynne's wurde zur That. Am 7. September 1642 erließ das Parlament ein Verbot aller Schauspiele. „In Anbetracht," so lautete der Text, „daß die traurigen Zustände Irlands, welches in seinem eigenen Blute schwimmt, sowie die zerrütteten Verhältnisse Eng-

ds, das durch Bürgerkrieg von einem Blutbade bedroht
d, uns gebieten, mit allen Mitteln den Zorn Gottes zu
hwichtigen und zu beſänftigen, welcher ſich uns in dieſen
ſungen kundthut, — in Anbetracht, daß Faſten und Beten
in ſolchen Fällen ſchon oft wirkſam erwieſen haben und
h in letzter Zeit wieder angewendet wurden, — in An-
acht ferner, daß mit dieſer allgemeinen Trübſal weder
ntliche Luſtbarkeiten verträglich ſind, noch die Aufführungen
Schauſpielen in eine Zeit der Kaſteiung paſſen, — in An-
acht endlich, daß das Eine ernſte und fromme Bußübungen,
Andere Vergnügungen ſind, welche nur zu oft leichtfertiger
üppiger Luſt dienen: ſo haben die Lords und Gemeinen,
ammelt im Parlamente, beſchloſſen und verordnet, daß, ſo
ge wir in dieſen unglücklichen Zuſtänden und traurigen
ten leben, alle öffentlichen Schauſpiele aufhören ſollen und
boten ſind. Anſtatt deſſen wird der Bevölkerung unſeres
des anempfohlen, ſich erbaulichen, den Verhältniſſen ange-
ſenen Betrachtungen hinzugeben und Verſöhnung und Frie-
mit Gott zu ſuchen, damit daraus äußerer Friede und
heihen hervorgehe und der Nation Zeiten des Glücks und
Freude wiederkehren."

Dichter und Schauſpieler flohen ſchaarenweiſe zu der
me des Königs; Viele kämpften fortan unter Rupert's
allerie, wo ſie ſich tapfer ſchlugen; Davenant, der Poëta
reatus nach Ben Jonſon's Tode, war bei der Belagerung
Stadt Glouceſter, wo er zum Ritter geſchlagen wurde;
Alleyne, Schauſpieler vom „Cockpit", wurde ſtändiger
artiermeiſter der königlichen Armee.

Als ſich die edle Bühnenkunſt wieder regen wollte, er-
z am 22. October 1647 der Befehl an Lordmayor, Frie-
richter und Sheriffs von London und Weſtminſter, ſowie
Grafſchaften Middleſſer und Kent: in die Häuſer, wo
auſpiele, Poſſen und andere Mummereien dargeſtellt wer-
ſollen, einzubringen, die Komödianten, ſo viel ihrer ſind,
Gefängniß zu werfen, die Aufſäſſigen aber unter den

„Schurken und Landſtreichern“ mit dem Staupenſchlag zu beſtrafen.

Ein noch ſpäterer Parlamentsbeſchluß vom 9. Februar 1648 nennt die Schauſpieler kurzweg rogues; wagen ſie ſich auf eine Bühne, ſo ſoll man ſie auspeitſchen und einſperren, die Zuſchauer obendrein beſtrafen. Im Fall der Recidive ſollen die Komödianten als incorrigible rogues behandelt werden.

Wir haben den theoretiſchen Kampf zwiſchen König Karl und dem Parlament in möglichſter Ausführlichkeit erzählt. Er bildet den Commentar zu der ſtaatsrechtlichen Unterſuchung Locke's in ſeiner Schrift: On government, und iſt das Vorſpiel zu dem, was anderthalb Jahrhunderte ſpäter in Frankreich ſich zutragen ſollte. Locke meinte, im Zweifel, wenn keine von beiden Gewalten nachgeben wolle, müſſe die Legislative Recht behalten, nicht die Executive. Das iſt doch nur in den Fällen geſchehen, wo die Legislative über größere Machtmittel gebot. Wer aber daraus folgern wollte, „Gewalt gehe vor Recht“, würde tief im Irrthum ſtecken. Selbſt die größte Gewalt kann zwar einen Zuſtand extemporiren, der wie ein Sieg ausſieht; aber ſie vermag dieſen Zuſtand nicht gegen die öffentliche Meinung und deren Wechſel aufrecht zu erhalten, dafern ſich das betreffende Volk nicht niedertreten läßt und auf der Welt weiter nichts mehr zu thun hat. Aber ſelbſt die ſtärkſte öffentliche Meinung iſt nicht ſtark genug, wenn ſie nicht auf dem Fundament unwandelbarer Grundideen ruht. Contra hostem aeterna auctoritas, gegen den Feind iſt der Appell ewig: das gilt für und gegen Alle. Was in letzter Inſtanz entſcheidet, das iſt nicht der Sieg dieſer oder jener Partei, ſondern die im Volksbewußtſein reif gewordene Vernunft, der einzige Inhalt der Geſchichte. Die Kämpfe, die Niederlagen, das Auf- und Abſteigen der Wagſchaalen, ſind nur Wellenlinien, welche die Entwickelung der

nſt äußerlich beſchreibt. Auf welcher geiſtigen Etappe
ıb in dem damaligen Moment angekommen war, das
wir erſt an der Hand der weitern Ereigniſſe und der
en Helden zu erfahren ſuchen. Der Schein hat darüber
vei Jahrhunderte getäuſcht und ſeinen Schleier feſt um
hatſachen gewoben. Lüften wir dieſen Schleier; wo es
iſt, zerreißen wir ihn!

Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs.

Trotz der unglücklichen Auspicien, unter denen der König im Jahre 1642 den Feldzug eröffnete, zeigte sich doch bald, daß die Parlamentarier mit des Königs junkerlich muthiger Cavallerie unter dem Herzog von Newcastle und besonders dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, der Alles einzuholen schien, was sein unkriegerischer Vater versäumt hatte, nicht fertig geworden wären. Nach den ersten Rencontres war vielmehr zu befürchten, es habe ein 30jähriger Hugenottenkrieg mit Waffenstillständen, Friedenslügen und neuen unabsehbaren Kämpfen begonnen. Offenbar reichte das parlamentarische und rein politische Rechtsbewußtsein nicht aus. Wir müssen uns daher nach dem andern Pathos umsehen, welches das Centralfeuer der ganzen Bewegung bildete und auch die richtigen Soldaten erzeugte. Wir müssen von einem der bedeutendsten und verkanntesten Männer der ganzen Geschichte reden, von Oliver Cromwell.

Kein Anderer als er war der schweigsame Landedelmann, der 1628 im Parlamente bei dem Namen „Buckingham" aufhorchte; der schwerfällige Redner gegen papistische Geistliche von 1629. Er saß 1640 im kurzen und dann im langen Parlament für Cambridge, hatte auch die Tasche voll Beschwerden, stimmte tapfer mit gegen Strafford und half resolut bei der Souveränitätserklärung des Parlaments in Betreff der Miliz. Wer war Oliver Cromwell, woher kam er, wie *ging sein* Lauf?

Die Cromwells ſtammen männlicherſeits aus Wales und
ßen urſprünglich Morgan op Williams. Eine Schweſter
s Thomas Cromwell unter Heinrich VIII., des „Hammers
: Mönche", heirathete einen Morgan, der ſich nach des Königs
unſch Richard Williams nannte und deſſen Sohn den Namen
omwell annahm. Von dieſem Richard Cromwell ſtammt
ſer Oliver in grader Linie ab.

Als Heinrich VIII. die katholiſchen Kirchengüter confiscirte,
ſchlug, verkaufte und verſchenkte, erhielt der Neffe Thomas
omwells die Benedictiner-Abteien Hinchinbrook bei Hun-
gdon und Ramſay. Der Großvater Olivers, Henry Crom-
ll, brachte ſeine Töchter in angeſehene Verbindungen: eine
chter wurde die Mutter John Hampdens, die andere die
utter des Oberſten Whalley. Der älteſte Sohn Oliver
ielt die Stammgüter; er war ſeines politiſchen Glaubens
yaliſt und Gegner der Rebellion, dabei prachtliebend und
ſchwenderiſch. Der zweite Sohn Robert wohnte in Hun-
gdon als Landwirth. Man ſieht, die Familie war ſeit
ginn der Reformation auch ökonomiſch an die neue Geſtalt
: Dinge gefeſſelt.

Jener zweite Sohn des Großvaters, Robert, der zu
ntingdon, und zwar in der Pfarrei von St. John anſäſſig
r, heiratete eine Eliſabeth Stuart, die Tochter von Will.
uart Esq., entfernt verwandt mit dem königlichen Hauſe
r Stuarts und in Ely begütert. Das Aelternpaar war
nſervativ geſinnt, Frau Eliſabeth eine tüchtige Wirthſchafterin
d Mutter, die nach dem frühen Tode ihres Gatten raſtlos
ter arbeitete und fünf Töchter ausſtattete. Katharina wurde
: Gattin von John Jones, eines „Königsmörders"; Mar-
rethe heiratete Valentin Walton, der verbannt wurde; Jane
n ſpätern Generalmajor Desborough; Robina den Biſchof
d Mathematiker Wilkins. Die Verwandte der Stuarts
enkte am 25. April 1599 dem Namenserben des Thomas
omwell ein fünftes Kind, den Hammer des Klerus und des
nigthums, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt.

Pulver, 2—3000 Flinten, 7—8 Feldstücke. Dann bot er die Landmiliz auf und ertheilte Commissionen zur Anwerbung von Regimentern. Den Oberbefehl erhielt der Graf von Lindsay, Sir James Ashley wurde Generalmajor, Prinz Rupert von der Pfalz befehligte die Reiterei. Die getreuen Lords schossen Geld für drei Monate zusammen.

Der König berief den Grafen Northumberland als Lordadmiral von der Flotte ab und beorderte sämmtliche Capitäne nach Burlington-Bay, wo sie die Befehle des neuen Oberadmirals Sir John Pennington erfahren würden. Das Forderte Zeit; die Gemeinen, die den Grafen Warwick zum Lordoberadmiral ernannt hatten, ließen zwei Capitäne arretiren, zwei andere ans Land setzen, und der König hatte kein einziges Schiff. Pennington kam gefangen nach London. Newcastle blieb der einzige königliche Hafen.

Hull sollte jetzt durch königliche Miliz genommen werden, Karl erließ eine Proclamation gegen Hotham. Am 12. Juli erging die letzte Aufforderung ans Parlament, sich zu unterwerfen. An demselben Tage erließ das Parlament eine Declaration: Es sei eine Armee zu bilden „für die Sicherheit des Königs", die Vertheidigung der beiden Häuser, für Religion, Gesetze, Freiheit und Frieden. Graf Essex wurde zum Lordgeneral für „König und Parlament" ernannt, mit der delicaten Mission, „den armen geliebten König von den Verräthern zu befreien, die ihn verführt und seinen klaren Verstand umnebelt haben". Unter ihm dienten Lord Kimbolton und die Fünf als Regimentsobersten. Am 15. Juli wurde dem Könige zu Beverley eine Friedenspetition des Parlaments vorgelesen. Karl forderte darauf: Hull, die Magazine, die Flotte, die Abschaffung der Milizordonnanz, Verlegung des Parlaments an einen sicheren Ort und Antwort bis zum 27. Juli. Das Parlament verwarf die königlichen Forderungen am 26. Juli. Das Tonnen- und Pfundgeld für die nächsten sechs Monate — auch diese Spielerei hatte bis dahin gedauert — *unterzeichnete* der König nicht mehr; eine Ordonnanz des

Parlaments mußte aushelfen. Verſchiedene Verhaftungen wurden in London verordnet.

Immer chaotiſcher wurde die Lage. Hotham, der Commandant von Hull, hatte im entſcheidenden Augenblicke weder Muth noch Autorität; er ließ ſich zur Capitulation herbei, was ihm ſpäter den Kopf koſtete. Oberſt Goring, der insgeheim zum Könige ſtand, hielt Portsmouth für dieſen, heuchelte aber dem Parlament Ergebenheit, wurde Generallieutenant der Cavallerie und kündigte dem Parlament den Gehorſam, weil ihm der „König" keinen Urlaub gebe!

Der König proclamirte ein Verbot des Gehorſams gegen das Parlament und ein allgemeines Aufgebot für den 25. Auguſt zu Nottingham, wo er ſeine Fahne aufpflanzen werde. Die Wahl des Hauptquartiers war ſchlecht getroffen. Der Hafen Newcaſtle lag zu weit ab, York mußte preisgegeben werden. Mit 800 Reitern zog der König gegen Coventry bei Birmingham, wohin Eſſex mit der Infanterie unterwegs war. Die Königlichen wurden vor Coventry mit Schüſſen vom Volke empfangen. Anderen Tags zogen ſie ſich wieder vor 1200 Mann Infanterie und etlicher Cavallerie zurück. Der Einzug in Nottingham am ſtürmiſchen Abende des 25. Auguſt war melancholiſch. Der König ritt ſofort nach Caſtle-Hill, wo das königliche Banner unter Trommelwirbel und Trompetenſchall aufgehißt wurde. Auf der Fahne zeigte eine Hand auf eine Krone, darunter: „Gib Cäſarn, was ihm gebührt!" Zum Appell hatte ſich Niemand eingefunden. In der Nacht blies der Wind die Fahne herab, erſt zwei Tage ſpäter wurde ſie wieder aufgerichtet. Trübe Aſpecten!

Die nächſten Ereigniſſe ließen ſich für den König nicht günſtiger an. Ein Milizcorps von 12,000 Mann umzingelte plötzlich den königlichen Marquis von Hertfort; Eſſex langte mit 8000 Mann Parlamentstruppen in Sherbourne an. Ein raſcher Marſch auf Nottingham hätte genügt; ein Cavallerieregiment konnte den König aus ſeinem Reiche jagen, ja, ein paar Milizen ihn aus *ſeinem* Bette holen!

Das Parlament hatte drei Armeen auf den Beinen: zu Sherbourne, Portsmouth und Northampton. Am 28. August bereits sandte der König eine Friedensbotschaft nach London; die Earls von Southampton und Dorset und die Herren John Colepepper und Will. Udall waren die Träger. Southampton wurde von den Peers gar nicht angenommen, mußte vielmehr sofort Saal und Stadt verlassen. Selbst Colepepper durfte die Botschaft blos abliefern, und mußte dann gleichfalls abziehen. Die Antwort lautete: Der König soll seine Fahne herunternehmen und seine Declaration, worin das Parlament und dessen Offiziere „Verräther" genannt worden, widerrufen.

Neue Botschaft des Königs durch Lord Falkland: König und Parlament sollen zugleich Declaration und Proclamation zurücknehmen. Antwort: Nein! Essex wurde zur Armee nach Northampton beordert. Proclamation ans Volk: Der König will Sicherheit für die Delinquenten; das Parlament lehnt ab um Eurer Sicherheit willen, und damit Ihr Ersatz für Eure Opfer bekommt.

Der königliche Haufen erhielt Zuzug aus den Grafschaften York, Lincoln, Stafford. Prinz Rupert stand in Leicester. Mitte September bewegte sich so etwas wie eine Armee von Nottingham nach Derby. Man wollte sich der Gränze von Wales nähern, wo royalistische Sympathien herrschten. Die Botschaften und Antworten fackelten nur noch gleich Sternschnuppen. Und in diesem Zustande hielt Karl eine Ansprache an seine Soldaten, worin er sich mit „Trajan in der Mitte seiner Armee" verglich!

Der Krieg war da und mußte seinen Verlauf nehmen. Die beiden Parteien im Parlament waren solidarisch für die Folgen, aber die Religiösen setzten gleich zu Anfang einen Hauptcoup durch. Die Theorie Prynne's wurde zur That. Am 7. September 1642 erließ das Parlament ein Verbot aller Schauspiele. „In Anbetracht," so lautete der Text, „daß die traurigen Zustände Irlands, welches in seinem eigenen Blute schwimmt, sowie die zerrütteten Verhältnisse Eng-

ı kundthut, — in Anbetracht, daß Faſten und Beten
chen Fällen ſchon oft wirkſam erwieſen haben und
etzter Zeit wieder angewendet wurden, — in An-
erner, daß mit dieſer allgemeinen Trübſal weder
Luſtbarkeiten verträglich ſind, noch die Aufführungen
ıſpielen in eine Zeit der Kaſteiung paſſen, — in An-
ıdlich, daß das Eine ernſte und fromme Bußübungen,
e Vergnügungen ſind, welche nur zu oft leichtfertiger
ıer Luſt dienen: ſo haben die Lords und Gemeinen,
t im Parlamente, beſchloſſen und verordnet, daß, ſo
in dieſen unglücklichen Zuſtänden und traurigen
en, alle öffentlichen Schauſpiele aufhören ſollen und
ind. Anſtatt deſſen wird der Bevölkerung unſeres
ıempfohlen, ſich erbaulichen, den Verhältniſſen ange-
Betrachtungen hinzugeben und Verſöhnung und Frie-
Gott zu ſuchen, damit daraus äußerer Friede und
hervorgehe und der Nation Zeiten des Glücks und
e wiederkehren."

er und Schauſpieler flohen ſchaarenweiſe zu der
ı Königs; Viele kämpften fortan unter Rupert's
, wo ſie ſich tapfer ſchlugen; Davenant, der Poëta
nach Ben Jonſon's Tode, war bei der Belagerung
Glouceſter, wo er zum Ritter geſchlagen wurde;
ne, Schauſpieler vom „Cockpit", wurde ſtändiger
ıeiſter der königlichen Armee.

ſich die edle Bühnenkunſt wieder regen wollte, er-
22. October 1647 der Befehl an Lordmayor, Frie-
und Sheriffs von London und Weſtminſter, ſowie
haften Middleſſer und Kent: in die Häuſer, wo
e, Poſſen und andere Mummereien dargeſtellt wer-
, einzubringen, die Komödianten, ſo viel ihrer ſind,
ngniß zu werfen, die Aufſäſſigen aber unter den

„Schurken und Landſtreichern“ mit dem Staupen ſtrafen.

Ein noch ſpäterer Parlamentsbeſchluß vom 1648 nennt die Schauſpieler kurzweg rogues; w auf eine Bühne, ſo ſoll man ſie auspeitſchen un die Zuſchauer obendrein beſtrafen. Im Fall ſollen die Komödianten als incorrigible rogu werden.

Wir haben den theoretiſchen Kampf zwiſchen und dem Parlament in möglichſter Ausführlichkeit bildet den Commentar zu der ſtaatsrechtlichen Locke's in ſeiner Schrift: On government, und ſpiel zu dem, was anderthalb Jahrhunderte ſpät reich ſich zutragen ſollte. Locke meinte, im Z keine von beiden Gewalten nachgeben wolle, müſ lative Recht behalten, nicht die Executive. Das in den Fällen geſchehen, wo die Legislative Machtmittel gebot. Wer aber daraus folgern walt gehe vor Recht“, würde tief im Irrthum ſt die größte Gewalt kann zwar einen Zuſtand der wie ein Sieg ausſieht; aber ſie vermag di nicht gegen die öffentliche Meinung und deren recht zu erhalten, dafern ſich das betreffende Voll treten läßt und auf der Welt weiter nichts mehr Aber ſelbſt die ſtärkſte öffentliche Meinung iſ genug, wenn ſie nicht auf dem Fundament u Grundideen ruht. Contra hostem aeterna auct den Feind iſt der Appell ewig: das gilt für uni Was in letzter Inſtanz entſcheidet, das iſt nicht de oder jener Partei, ſondern die im Volksbewußt worbene Vernunft, der einzige Inhalt der Ge Kämpfe, die Niederlagen, das Auf- und Abſteige ſchaalen, ſind nur Wellenlinien, welche die Entw

Vernunft äußerlich beſchreibt. Auf welcher geiſtigen Etappe England in dem damaligen Moment angekommen war, das müſſen wir erſt an der Hand der weitern Ereigniſſe und der typiſchen Helden zu erfahren ſuchen. Der Schein hat darüber faſt zwei Jahrhunderte getäuſcht und ſeinen Schleier feſt um die Thatſachen gewoben. Lüften wir dieſen Schleier; wo es nöthig iſt, zerreißen wir ihn!

Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs.

Trotz der unglücklichen Auſpicien, unter denen der König im Jahre 1642 den Feldzug eröffnete, zeigte ſich doch bald, daß die Parlamentarier mit des Königs junkerlich muthiger Cavallerie unter dem Herzog von Newcaſtle und beſonders dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, der Alles einzuholen ſchien, was ſein unkriegeriſcher Vater verſäumt hatte, nicht fertig geworden wären. Nach den erſten Rencontres war vielmehr zu befürchten, es habe ein 30jähriger Hugenottenkrieg mit Waffenſtillſtänden, Friedenslügen und neuen unabſehbaren Kämpfen begonnen. Offenbar reichte das parlamentariſche und rein politiſche Rechtsbewußtſein nicht aus. Wir müſſen uns daher nach dem andern Pathos umſehen, welches das Centralfeuer der ganzen Bewegung bildete und auch die richtigen Soldaten erzeugte. Wir müſſen von einem der bedeutendſten und verkannteſten Männer der ganzen Geſchichte reden, von Oliver Cromwell.

Kein Anderer als er war der ſchweigſame Landedelmann, der 1628 im Parlamente bei dem Namen „Buckingham“ aufhorchte; der ſchwerfällige Redner gegen papiſtiſche Geiſtliche von 1629. Er ſaß 1640 im kurzen und dann im langen Parlament für Cambridge, hatte auch die Taſche voll Beſchwerden, ſtimmte tapfer mit gegen Strafford und half reſolut bei der Souveränitätserklärung des Parlaments in Betreff der Miliz. Wer war Oliver Cromwell, woher kam er, wie ging ſein Lauf?

Die Cromwells ſtammen männlicherſeits aus Wales und
ſen urſprünglich Morgan op Williams. Eine Schweſter
Thomas Cromwell unter Heinrich VIII., des „Hammers
Mönche“, heirathete einen Morgan, der ſich nach des Königs
nſch Richard Williams nannte und deſſen Sohn den Namen
mwell annahm. Von dieſem Richard Cromwell ſtammt
r Oliver in grader Linie ab.

Als Heinrich VIII. die katholiſchen Kirchengüter confiscirte,
hlug, verkaufte und verſchenkte, erhielt der Neffe Thomas
mwells die Benedictiner-Abteien Hinchinbrook bei Hun-
don und Ramſay. Der Großvater Olivers, Henry Crom-
, brachte ſeine Töchter in angeſehene Verbindungen: eine
ter wurde die Mutter John Hampdens, die andere die
ter des Oberſten Whalley. Der älteſte Sohn Oliver
elt die Stammgüter; er war ſeines politiſchen Glaubens
aliſt und Gegner der Rebellion, dabei prachtliebend und
chwenderiſch. Der zweite Sohn Robert wohnte in Hun-
don als Landwirth. Man ſieht, die Familie war ſeit
nn der Reformation auch ökonomiſch an die neue Geſtalt
Dinge gefeſſelt.

Jener zweite Sohn des Großvaters, Robert, der zu
tingdon, und zwar in der Pfarrei von St. John anſäſſig
, heiratete eine Eliſabeth Stuart, die Tochter von Will.
art Esq., entfernt verwandt mit dem königlichen Hauſe
Stuarts und in Ely begütert. Das Aelternpaar war
ervativ geſinnt, Frau Eliſabeth eine tüchtige Wirthſchafterin
Mutter, die nach dem frühen Tode ihres Gatten raſtlos
r arbeitete und fünf Töchter ausſtattete. Katharina wurde
Gattin von John Jones, eines „Königsmörders“; Mar-
the heiratete Valentin Walton, der verbannt wurde; Jane
ſpätern Generalmajor Desborough; Robina den Biſchof
Mathematiker Wilkins. Die Verwandte der Stuarts
kte am 25. April 1599 dem Namenserben des Thomas
mwell ein fünftes Kind, den Hammer des Klerus und des
igthums, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt.

Das jährliche Einkommen Robert Cromwells belief ſich auf 300 Pfd. Sterl., was heutzutage mindeſtens 2000 Pfd. bedeuten würde, gewiß eine reſpectable Poſition. Die methodiſchen Anſchwärzer der Helden des Bürgerkriegs haben, als ob damit etwas geſagt wäre, aus Robert Cromwell einen Brauer — vermuthlich weil er, wie alle Grundbeſitzer, ſein Bier ſelbſt malzte und hopfte, wohl auch den Nachbarn einen Theil davon käuflich überließ —, aus Harriſon einen Metzger — weil er ſein Vieh zum Verkauf mäſtete —, aus dem Cornet Joyce einen Schneider — diesmal mit doppeltem Recht, er zerſchnitt ja das Tuch zwiſchen dem verſöhnungsſüchtigen Parlament und dem intriganten König — gemacht. Buckle aber in ſeiner „Geſchichte der Civiliſation" kehrt den Spieß um: er vergleicht die vornehmen Herren, Herzöge, Grafen, Barone, Marſchälle, Biſchöfe, Cardinäle der franzöſiſchen Fronde mit den Schneidern, Brauern, Metzgern und ſonſtigen Handwerkern der großen Rebellion in England, von denen die Erſtern nichts, die Letztern Gewaltiges durchgeſetzt hätten.

Gar anmuthige Geſchichtchen werden aus Olivers Kindheit und Jugend erzählt, wie immer Reflexe der ſpätern Bedeutung des Mannes. Als Knabe ſoll er ſich mit dem gleichalterigen Prinzen Karl zu Hinchinbrook bei Onkel Oliver geprügelt haben. Träume zukünftiger Größe wären in dem Jüngling aufgeſtiegen. Er hätte eine Erſcheinung gehabt, die ihm verheißen, er werde der „größte Mann" werden, nicht König, woran er ſich ſpäter erinnert.

In der dramatiſchen Allegorie von Anthony Brewer: „die fünf Sinne", hat er die Rolle des „Gefühls" geſpielt. Er ſtolperte über eine Krone und rief aus:

„War je ein Menſch ſo glücklich wie ich bin?
Ich bin verwandelt
In die geweihte Stimmung eines Königs.
Die Paraſiten
Nennen mich Cäſar, großen Alexander.
Wie ſchreit' ich beſſer,
Wie fürſtlich thu' ich ſprechen, wie ſcharf drohn!"

ß er ſich gegen die tyranniſche Schuldisciplin aufgelehnt, iſt
hl glaublich.

Am 23. April 1616, dem Sterbetage William Shake-
are's, wurde Oliver in einem College zu Cambridge in-
birt. Einige Jahre ſpäter befand er ſich in Lincolnsinn
London, der praktiſchen Juriſterei obliegend. Weil er als
ger Mann ſeine Körperkraft übte und gut mit dem Stocke
ht, hat man einen Raufbold aus ihm gemacht. Weil er
tern Temperaments und lebensluſtig war und ſpäter nicht
ug bedauern konnte, ſo lange „die Wege der Finſterniß
andelt zu ſein", „den Herrn ſo ſpät erkannt zu haben",
e die bibliſche Ausdrucksweiſe damals überall und auch in
em älterlichen Hauſe lautete, ſo machen eine ganze Com-
gnie von Schmähſchriften, von dem berüchtigten „Flagellum
e Peitſche) oder Leben und Tod Oliver Cromwells, des
ſtorbenen Uſurpators" durch Thomas Heath (1660) an bis
f die jüngſte Biographie von J. R. Andrews herab, aus
n künftigen Protector eine böſe Range, einen Thunichtgut,
r in der Kindheit ein Schulſchwänzer und Obſtdieb, in der
gend, namentlich zu London, ein Liederian, Säufer und
pieler geweſen, der mit Schulden beladen nach dem Tode
s Vaters heimkehrte und mit Saufgelagen und Ausſchwei-
gen das väterliche Gut durchbrachte, den Schrecken aller
erwirthinnen in Huntingdon und Umgegend! So eine Art
Henrich Piſtol, der ſich in Caſtcheap die Zeit mit Dorchen
enreißer und Sect vertreibt! Nur ſchade, daß der junge
ann nach alter engliſcher Sitte ſchon im Jahre 1620, mit
Jahren — er iſt dem Jahrhundert ſtets um ein Jahr
raus — ſich mit Eliſabeth Bourchier, einer Gutserbin, in
n Stand der heiligen Ehe begab, einen ſoliden Haushalt
hrte und nach und nach acht wohlgerathene Kinder erzielte.
benfalls hätte er für ſeine ſämmtlichen Laſter nur wenige
hre Zeit gehabt.

Das aber iſt richtig, daß ihm zu dem husbandman und
n father of family zu Anfang noch der priest fehlte, daß

er gegen das Jahr 1624 auf Anregung eines puritanischen Wanderpredigers Beard sehr ernst wurde, in sich ging und melancholisch dreinschaute. Die Frage nach seiner Bestimmung hienieden und jenseits pochte an seine Rippen. Bist du auserwählt oder verdammt? Lebst du wie die Blume des Feldes oder wie das Gras, das Heu wird, eine kurze Frist, um dann zu verdorren und in den Ofen geworfen zu werden; oder hast du Theil an dem Dauernden im Wechsel, hast du ein Recht, dich mit dem Ewigen eins zu fühlen, hast du Anwartschaft darauf, ein Kind Gottes zu sein?

Jedes Jahrhundert stellt dieselbe Frage, nur stets in anderer Sprache, nämlich in der seinigen. Das 18te Jahrhundert frug: bist du aufgeklärt, hast du die ererbten Vorurtheile von dir gethan und bist du bereit, die Vernunft im Staate einführen zu helfen? Das 19te will wissen: hast du dich um die Resultate der Forschung gewissenhaft bekümmert und dir dabei ein Herz bewahrt, welches im Ganzen zu leben verlangt? Erwählt sein, reif sein, bereit sein: Name ist wirklich Schall und Rauch. Die Geschichte wird allerorts und zu allen Zeiten nur von überzeugten Menschen gemacht.

Auf Grund seiner Ueberzeugung bekundete Oliver bald seine „destructiven Tendenzen": schon in Municipalangelegenheiten zu Huntingdon machte er der Regierung Karls I. Opposition, sprach und stimmte für jährliche Wahlen der Gemeindevertretung. Man machte ihm das Leben sauer genug, aber er regalirte die Gegner grade auch nicht mit Honig.

Als der junge Cromwell anfing überzeugt zu sein, hatte sein Leben Inhalt bekommen, sein Ziel war der Richtung nach gegeben, und er hat stets Alles, Vermögen, Ruhe, ja das Leben eingesetzt, um seiner Richtung treu zu bleiben, seinem Ziele näher zu kömmen. Ganz natürlich wollte er seine Ueberzeugung allgemein machen, deßhalb betheiligte er sich in Huntingdon bei dem „Feoffee-Bund", welcher zum Unterhalt der Lecturers, der von Laud so arg verfolgten puritanischen Wanderprediger bestimmt war.

1628 ſaß er, wie bekannt, im dritten Parlament Karls I. ach Schluß der halben Seſſion mordete der Lieutenant Fulton n Herzog von Buckingham zu Portsmouth. Bei der Wieder- hr nach Weſtminſter ſprach Oliver zum erſten Male.

Dann kam das lange Interregnum, elf Jahre ohne Par- ment. Oliver zog mit ſeiner Familie die Ouſe hinab nach aint-Ives, in die Nähe der Fens (Moräſte) von Ely. Hier rieth er in Streit mit den königlichen Commiſſären wegen r Austrocknung der Moräſte und des ſpätern Eigenthums- htes auf den Boden. Der König nahm den größten Theil r ſich in Anſpruch; auch Lord Bedford verlangte ein großes ieal. Cromwell behauptete, das Gemeinland gehöre dem lle. Den Lord Bedford fand er ſpäter ab und drainirte n ſelbſt. Das Volk nannte ihn dafür den Lord of the ns.

In den 30er Jahren — wir haben das geſehen — ar- itete ſich das puritaniſche Bewußtſein immer ſtärker hervor: angeſtrebte Veränderung war nicht nur eine weltlich-poli- he, ſondern auch eine geiſtig-religiöſe; es handelte ſich rum, das erkannte Geſetz Gottes zu verwirklichen, die er- ngte Einſicht praktiſch zu machen, das Evangelium in die irklichkeit einzuführen. Wie weit eine ſolche Uebertragung glich iſt, hängt zunächſt von der Klarheit ab, zu der die rnunft gediehen iſt; ſodann aber wird bei allen menſchlichen ealbeſtrebungen ſtets ein nicht aufgehender Reſt von un- winglicher Widerſtandsfähigkeit übrig bleiben; dieſer Reſt blich wird um ſo größer ſein, je mehr die theoretiſche Er- ngenſchaft zu wünſchen übrig ließ. Aber alle dieſe gra- llen und abſoluten Differenzen thuen dem großen und nen Streben an ſich nicht den mindeſten Abbruch.

Als Cromwell 1636 in die Biſchofsſtadt Ely gezogen r, kam die Zeit der Leighton, Prynne, Baſtwick, Burton, burne und — John Hampdens. Dazwiſchen brach am . Juli 1637 die Kirchenrevolution zu Edinburgh aus; der ottiſche Presbyterianismus trat ins Leben und es entſtand

die wichtige Frage: Wie wird sich das englische Bewußtsein dieser scharf ausgeprägten Denkform verhalten? Daß die schr tischen Ereignisse einen lebhaften Wiederhall in England hervo riefen, haben wir bereits in Erfahrung gebracht. Aber ei gut Theil des religiösen England, und namentlich unser Olive ging nicht in jener präcisen Form auf.

Als Lord der Fens, als Kultivirer der Moräste von Ely trat Cromwell 1640 ins kurze Parlament. Er hatte mit nu einer Stimme über den Royalisten Cleaveland gesiegt. Be der Eröffnung des langen Parlaments, am 3. November 1640 war er wieder da; hier beschrieb ihn der Elegant und getreu Royalist Sir Philipp Warwick, dem schon damals das Par lament zu schriftstellerischem Amüsement diente.

Das Mitglied für Radnor notirte zum Monat Novembe in sein Tagebuch: „Ich kam eines Montags Morgens — gu gekleidet, denn wir Hofleute wußten uns viel mit unsern gute Kleidern — in das Haus und bemerkte einen Herrn, welche grade sprach. Ich kannte ihn nicht. Er war von sehr ordi närem Aussehen: ein grober Tuchanzug, offenbar von einer schlechten Landschneider gemacht; grobe und nicht sehr sauber Wäsche — ich erinnere mich an einen oder zwei Blutflecke auf seinem Bäffchen. Sein Hut war ohne Band. Von Statu war er ansehnlich, das Schwert lag ihm fest an der Seite Sein Gesicht war gedunsen und röthlich, seine Stimme schri und unmelodisch, seine Sprache voll Feuer. Der Gegenstand ertrug nicht viel Vernunft; es handelte sich um einen Diene Mr. Prynne's, der Libelle vertheilt hatte." Der junge Mann der sich beim Parlament wegen ihm widerfahrener Unbill be schwerte, war kein Anderer als John Lilburne, der dem Mann mit dem rothen Gesicht selber zu schaffen machen sollte.

Cromwells Sprache war allerdings heftig und schroff einmal mußte er sich vor der Barre des Hauses entschuldigen Sein unvorbereiteter Vortrag arbeitete sich mühsam aus tief erregtem Innern hervor, strotzte von Satzverwicklungen und unausgeführten Sätzen.

Zur Ergänzung des geschriebenen Porträts des Herrn Philipp Warwick noch Folgendes. Cromwells Bildniß ist hundertfach vorhanden; noch zahlreicher sind die meist spitzigen physiognomischen Notizen in Geschichtswerken, Memoiren und Zeitungsblättern, in denen namentlich die „rothe Nase," die „Rubinnase" eine große und sehr willkommene Rolle spielt. Künstliche bildliche Aufnahmen haben wir von Adrian van der Werff, der ihn sinnend, etwas pastoral darstellt; von Cooper, wo er martialischer dreinsieht, obgleich auch hier ein leises Sinnen um den festgeschlossenen Mund spielt; entsprechend der Vorstellung, die man sich beim Ausbruch des Bürgerkriegs von Cromwell macht, ist ein Reiterbild: der verschlossene, massive Freigutsbesitzer zu Pferde, den weichen Hut mit schwarzweißen Federn auf dem Kopfe. Das beste Bild jedoch findet sich in der British Autography von Thane; es ist nach dem Originalgemälde des Peter van der Faas aus Soest gezeichnet, der in England als Peter Lely in der Zeit nach Van Dyck Tüchtiges im Porträt leistete. Cromwell saß dem Maler in Whitehall, kurz vor der Uebernahme des Protectorats, im Jahre 1653, und gab ihm die Weisung: keinen Unsinn auf die Leinwand zu bringen, sondern Runzeln, Warzen und Alles zu malen." Forster in seinen „Leben illustrer britischer Staatsmänner" hat seinem „Cromwell" einen saubern Stich von Lestocks nach diesem Bilde vorgesetzt und bemerkt dazu im Text: „Es liegt darin ein Ausdruck ruhiger unverwüstlicher Ueberlegenheit. Die festgeschlossenen Lippen, die breite schöne Stirn, die drohende Braue und Nase, alles spricht absolute Herrschaft aus, und doch, wenn man ihn eine Weile anblickt, so begreift man die schlimmsten Schmähschriften der Royalisten."

Den physiognomischen Ausdruck Cromwells zeichnet Forster im Allgemeinen also: „Die Züge gleichsam aus einem Stück stumpfigen und knorrigen Eichenholzes geschnitten; die Nase groß und roth; die Wangen plump, bewarzt, gerunzelt und bleich; die Augenbrauen gewaltig und buschig; aber unter

ihnen funkelnde Augen voll Tiefe und Ausdruck, den Beschauer, wenn sie ihn trafen, durch und durch blickend; über ihnen eine edle Stirn, von der nach beiden Seiten ein lockiges Haar herabwallt; und über Allem, Alles beherrschend, jener undefinirbare Typus von Größe, auf den Dryden anspielte." —

Kehren wir zu den Begebenheiten zurück. Im Jahre 1641 beantragte Cromwell mit Haslerigh im Parlamente kurz und gut die Aufhebung des Episkopal-Systems und für das Parlament das Recht, auf unbestimmte Zeit die Befehlshaber der Miliz zu ernennen. Grade dieser Beschluß trieb den König weiter auf seiner abschüssigen Bahn. Am 10. Jan. 1642 entfernte sich der König von London; der Bürgerkrieg war in Sicht, und Cromwell dachte, es wäre gut zu Pferde zu steigen. 300 Pfd. St. steuerte er zu den freiwilligen Parlamentsgaben. Am 15. Juli brachte er den Antrag ein, den Bürgern von Cambridge die Bildung von zwei Compagnien Reiterei und die Ernennung der Hauptleute zu gestatten. Dann schickte er Waffen hin und begab sich selbst in seinen Wahlort, legte Beschlag auf das Magazin im Schlosse und verhinderte die Wegführung des Silberzeugs der Universität.

Am 14. Sept. wurde Graf Essex zum Lordgeneral für „König und Parlament" ernannt. Aber mit städtischen Milizen „für König und Parlament" zu streiten ging nicht. Im ersten Treffen zwischen Essex und den Königlichen bei Worcester ritt Prinz Rupert die Parlamentarier nieder. Am 23. Oct. 1642 kam es bei Edgehill oder Keinton zu neuem Gefecht. Die Zaghaftigkeit der Parlamentarier war groß: während die Hufschmiede aus der ganzen Gegend flohen, um die königlichen Pferde nicht zu beschlagen, hatte Essex kein rechtes Herz zum Angriff. Hampden ermuthigte ihn, aber Essex zauderte. Das Treffen blieb unentschieden. Da sagte Cromwell zu seinem Vetter Hampden: „Mit unsern armen Zapfjungen und städtischen Commis kommen wir nicht weiter. Um mit Männern von Ehre zu fechten, muß man Männer von Religion haben." Gegen den soldatischen Corpsgeist hilft nur die begeisterte Ge-

sinnung. Die Wahrheit dieses Ausspruchs bestätigte sich nach dem 12. November, wo Hollis mit seinem Regiment London decken mußte. Der Angriff der Parlamentarier auf die Stadt York mißlang. Am 13. Juli des folgenden Jahres besiegte Lord Wilmot die Parlamentarier entschieden bei Roundway-down unweit Devizes.

Unterdessen aber war Cromwell auf eigene Faust ans Werk gegangen. Er hatte die östliche Grafschafts-Genossenschaft „gegen Royalismus und plündernden Rupertismus" gegründet. Prinz Rupert hieß nämlich bei den Gegnern Prinz „Robber"; er und sein weniger bedeutender Bruder Moritz bürgerten das Wort to plunder im Englischen ein. Die Association umfaßte die Grafschaften Norfolk, Suffolk, Esser, Cambridge, Herts. Der Schutz beruhte auf einer neuen militärischen Organisation. Um die Gentry bekümmerte sich Cromwell wenig; freeholders, stämmige Bauernbursche von sächsisch-dänischem Geblüt: das waren seine Leute.

Lord Grey of Warwick führte den Oberbefehl über diese Elitetruppen; Cromwell war Capitän, sein blutjunger Sohn Oliver Fähnrich. „Auch du, Bursch Oliver, sagte der Vater, bist fähig ein Schwert zu schwingen. War jemals eine Schlacht werth geschlagen zu werden und Gottes Schlacht zu heißen, so ist es diese." Der 43jährige fromme Farmer und Drainirer schickte sich an, „gegen Fürstenthümer und König zu kämpfen."

Sein eigener Militär-Instructor war der Holländer Dalbier, in dessen Heimat protestantische Freiheitsliebe zuerst Schlachten geschlagen hatte. Grimmig exercirte Capitän Cromwell seine neuen Mannschaften zu Fuß und zu Pferde ein; die Recruten wurden angehalten, bei ihren Pferden zu schlafen, besonders aber die Thiere gut zu halten. Persönliche Ehrenhaftigkeit und Religion, nicht feudale Treue: das war der Grundsatz, den er ihnen beibrachte; niemals fliehen, die Parole. Auf allerhand Proben wurden die Bauernsoldaten gestellt: bei einem Manöver ließ Cromwell plötzlich 12 resolute Leute

aus einem Verſteck auf den Trupp losbrechen, und als [illegible] 20 Mann erſchrocken Reißaus nahmen, jagte er ſie bis a[illegible] den letzten davon.

Als noch die Grafſchaften Huntingdon und Lincoln z[illegible] Aſſociation getreten waren, ſtand die unverwüſtliche Genoſſe[illegible] ſchaft des Oſtens fertig, deren Boden nie ein Feind bet[illegible] ten hat.

In dem parlamentariſchen Sicherheitsausſchuß zu Lond[illegible] ſaßen 5 Lords und 10 Gemeine, unter dieſen nur ein einzig[illegible] radicaler Puritaner, Henry Martin. Der großen Mehrh[illegible] war es kein Ernſt mit dem Kriege; man wollte ſogar bem[illegible] ken, daß die Armee des Parlaments ſchlecht verſorgt we[illegible] Da trat Cromwell mit ſeiner wohldisciplinirten Freiſch[illegible] dazwiſchen, der er das politiſche Credo eingeprägt hatte: „[illegible] kämpft für Gottes Sache, nicht wie die Leute ſagen, für K[illegible] und Parlament. Könnt Ihr nicht Euer Piſtol auf den K[illegible] abfeuern, ſo gut wie auf jeden Andern, ſo paßt Ihr [illegible] für mich!“

Bei der Parlamentsarmee gingen die Sachen fortwährend ſchlecht. Am 24. Juni 1643 fiel der brave Hampden in einem Reitertreffen unweit von Oxford. Im Juli warf Prinz Rupert die Schwadronen Will. Wallers und Haslerigs. Briſtol wurde von den Königlichen erobert. In London ſelbſt entdeckte man ein royaliſtiſches Complott, in welches der Poet und Abgeordnete Edmund Waller verwickelt war. Dieſer bereute und kam mit der Verbannung davon, ſeine Genoſſen wurden hingerichtet.

Da ſchlugen am 31. Juli die gottſeligen Männer unter Oberſt Cromwell bei Gainsborough den Lord Cavendiſh. In ihrer Wuth machten ſie ſogar den gefangenen jungen Lord nieder, ſie, die ſich doch ſonſt immer nach dem Kampfe ſo mild und fromm betrugen „wie eine Legion Mönche“.

Die Zucht im Cromwell'ſchen Reiterregiment muß für die „Zapfjungen und Commis“ des Grafen Eſſex etwas Verblüffendes gehabt haben. Wer fluchte, zahlte 12 Pence Strafe;

nken oder gar Plündern war keine Rede. Die Mann-
:tete jedesmal laut einen Pſalm, ehe ſie ins Feuer
Guſtav Adolf mit ſeinen Schweden war auferſtanden.
20. Sept., in der Schlacht bei Newbury, war Crom-
er der vier Reiterführer des Grafen Mancheſter. Da
die Gottſeligen an der Arbeit, den Parlamentariern
:aus. Der Feind gab die Schlacht auf, Lord Falk-
r zum König Uebergegangene, war gefallen. Leider
der Oberbefehlshaber Graf Mancheſter den königlichen
ein Manöver, durch welches ſie Eſſex und Skippon
bon abſchnitten.

25. Sept. wurde auf Pym's und Henry Vane's
n in der Margarethenkirche zu Weſtminſter der feier-
und und Covenant" zwiſchen England und Schottland
n und unterſchrieben. 220 Parlamentsglieder waren
weſend, Cromwell aber nicht. Das formelle Weſen
byterianismus war nicht nach ſeinem Geſchmack. Die
chottiſche Synode zu London glaubte die kirchliche
damit abzuſchließen, daß ſie 2000 episkopale Geiſtliche
dagegen die Browniſten und Independenten ins Ge-
warf, Alle, die den Covenant nicht unterzeichnet, für
b paſſiv wahlunfähig in der City erklärte, und jegliche
:it, ſogar die uraltgewohnten Maibäume unterſagte.
che Engherzigkeit war nicht Cromwells Sache. Der
z war übrigens älteren Datums. Schon in der großen
ranz hatte man die Conformität oder Einheitlichkeit
byterianiſchen Kirche durch ganz England vom Könige
. Man wollte England machen wie Schottland; die
ſollte an die Stelle der Biſchöfe treten, Laud's Zwang
ten andern erſetzt werden.

gegen erhob ſich der Brownismus, das Independenten-
uch Congregationalismus genannt. Als der Streit
König und Parlament ausgebrochen war, kehrten viele
enten unter ihrem Führer Robinſon von Leyden nach
zurück. Sie hielten ſich für die wahren „Reformatoren

der Reformation." Sie haßten nicht nur die „epheſiſche Göttin," die anglicaniſche Kirche, ſie waren eben ſo empört über den neuen Kirchenzwang. Das Princip des Individualismus, dem Proteſtantismus ſo häufig zum Vorwurf gemacht, trat bei ihnen in aller Schärfe hervor: ſie meinten jede kirchliche Geſammtverfaſſnng abzuſchaffen und die Autonomie der einzelnen Gemeinden einzuführen.

Zum erſten Male ſeit der Bekehrung zum Chriſtenthum brach ſich unter einem germaniſchen Volke das Recht der perſönlichen Ueberzeugung in religiöſen Dingen rückhaltlos freie Bahn; zum erſten Male ſprach die Reformation ihr letztes Wort maſſenhaft aus.

Dieſer Subjectivismus hielt ſich natürlich nicht innerhalb der religiöſen Gemeinſchaft: John Lilburne war der politiſche Thomas Münzer ſeiner Zeit; Major Harriſon, der Mann der „fünften Monarchie" — nach Aſſyrern, Perſern, Makedoniern und Römern die Monarchie Jeſu Chriſti — hoffte auf ein tauſendjähriges Reich, worin die Geſellſchaft nur ein großes Liebesmahl darſtellen würde. Es war doch nur ein Unterſchied im Ausgangspunkte und in der Denkweiſe, wenn die radicalen weltlichen Politiker, wie Sidney, die Freiheit Roms und Sparta's zu ihrem Ideal machten, oder wenn der philoſophiſche Harrington den Geſellſchafts-Roman „Oceana" verfaßte. Und wenn denn einmal der Subjectivismus ſich frei entfaltete, ſo ſtand es auch Harrington frei, in ſeiner Welterklärung die Cause première des 18. Jahrhunderts zu anticipiren. Alles das verſchuldet das reformatoriſche Princip der freien Prüfung.

Mitten unter dieſen vielſprachigen Bauleuten ſtand der chriſtlich-heroiſche Cromwell, den Ton auf die Freiheit in kirchlichen Dingen legend, nicht ſpeculirend, ſondern praktiſch.

Große Gefahren waren für die Sache der Rebellion herangewachſen. In den Papieren des in Irland verhafteten Grafen Antrim fand ſich der Beweis einer Abſprache zwiſchen der Königin, Antrim und Montroſe, dem verwegenen Don Quixote der feudalen Monarchie: eine Armee katholiſcher

Irländer nach Schottland zu werfen und die ſchottiſchen Bergbewohner aufzuwiegeln. Am 5. Sept. 1643 hatte der König mit Irland einen Waffenſtillſtand auf ein Jahr abgeſchloſſen, wodurch zehn engliſche Regimenter in Irland frei wurden, die in Cheſter und Briſtol landen ſollten. Auf den 22. Dec. — am 6. war Pym geſtorben — war ein königliches Parlament nach Oxford berufen. Es verſammelten ſich auch wirklich um den König 83 Lords und 165 Gemeine, während in Weſtminſter 22 Lords und 380 Gemeine tagten.

Die Lage war kritiſch, es galt ernſtliche Mittel zu ergreifen und entſcheidende Thatſachen zu vollziehen. Truppen hatte das Parlament genug: 21,000 Schotten, 10,500 Mann unter Eſſex, 14,000 unter Mancheſter, 6—7000 unter Lord Fairfax, zuſammen an 56,000 Mann, enorm für jene Zeit. Es frug ſich nur, wie dieſe Truppen geführt werden, in welchem Geiſte ſie kämpfen würden.

Als Graf Eſſex zur Armee ging, waren die Truppen durchaus auf dem neuen presbyterianiſchen Fuße. Ein allgemeines Faſten wurde gehalten. Ein Augenzeuge berichtet: „Wir brachten die Zeit von Morgens 9 bis Nachmittags 5 Uhr gottesdienſtlich zu. Dr. Twiſſe begann mit kurzem Gebet; Hr. Marſhall predigte zwei Stunden, wundervoll pathetiſch und klug behandelte er die Sünden der Verſammlung; Hr. Arrowſmith predigte eine Stunde lang. Dann wurde ein Pſalm geſungen. Hr. Vines betete faſt zwei Stunden; Hr. Palmer predigte eine Stunde lang, Hr. Seman zwei Stunden. Hierauf wieder ein Pſalm. Hr. Henderſon hielt eine liebreiche Conferenz über die in der Verſammlung bezeigte Heftigkeit, über die Schicklichkeit, gegen Anabaptiſten und Antiarminianer zu predigen. Dr. Twiſſe ſchloß mit kurzem Gebet und Segen. Gott war augenſcheinlich mit dieſer ganzen Uebung.“

Zunächſt half das gottesdienſtliche Martyrium wenig. Am 15. Januar 1644 hatten die Parlamentarier bei Nantwich den königlichen Oberſt Monk gefangen, der vorläufig in den Tower wanderte; dagegen nahm Prinz Rupert Bolton und Liver-

pool. Da kam es am 3. Juli 1644 in der Nähe von York, bei Long-Moor, oder Marſton-Moor, zu einer großen Schlacht. Auf königlicher Seite befehligten Lord Newcaſtle und Prinz Rupert; dieſer erkundigte ſich, ob Cromwell da ſei. Gegenüber commandirten die Grafen Eſſex und Mancheſter, und Cromwell als Generallieutenant des letztern. Der rechte Flügel der Parlaments-Armee war bereits geſchlagen, als Cromwell auf dem linken Alles wieder herſtellte. Seine „Eiſenrippen", wie die Küraſſierſchwadronen auf dem Schlachtfelde getauft wurden, rannten Alles nieder. Cromwell nahm die Artillerie und die Fahnen des Feindes unter den Augen des Prinzen Rupert. Unter ihm kämpften ſeine Lieutenants Lambert, Fleetwood, Haslerigh, Overton. Die Königlichen verloren 10,000 Mann; 2150 Leiber waren zu begraben.

Nordengland wurde unhaltbar für den König, York ging verloren. Cromwell aber ſagte geſprächsweiſe zu Lord Mancheſter: „Mylord, haltet Euch entſchieden zu uns! Sagt nicht mehr, man müſſe ſich für den Frieden bereit halten, die Kammer der Lords ſchonen, eine abſchlägige Antwort des Parlaments fürchten. Was ſollen wir mit dem Frieden und den Lords? Es geht nicht gut, bis man Euch ganz einfach Hr. Montague nennen wird. Wenn Ihr Euch mit den ehrlichen Leuten haltet, werdet Ihr bald an der Spitze einer Armee ſein, die dem König und dem Parlament Geſetze vorſchreibt." So ſprach der Mann im jovialen Geſprächston.

In einem Briefe an ſeinen Schwager Oberſt Walton, den er über den Verluſt ſeines Sohnes zu tröſten hatte, drückte er ſich feierlich-ernſt alſo aus: „Wahrlich, England und die Kirche Gottes (nicht die presbyterianiſche) haben eine große Gnade von dem Herrn erfahren in dem großen Siege, den er uns verliehen, desgleichen niemals ſeit Anfang des Krieges war. Er hatte ganz den Anſchein eines vollkommenen Sieges durch des Herrn Segen, für die Gottſeligen abſonderlich. Wir griffen niemals an, ohne daß wir den Feind gänzlich warfen. Der linke Flügel, den ich commandirte, beſtand ganz

aus unſerer Cavallerie, ausgenommen ein paar Schotten in der Nachhut, und wir ſchlugen alle Cavallerie des Prinzen. Gott machte ſie wie Stoppeln vor unſern Schwertern. Wir griffen auch ihre Infanterieregimenter mit unſerer Cavallerie an und zerſchlugen was wir angriffen. Die Einzelheiten kann ich jetzt nicht erzählen; aber ich glaube, von 20,000 Mann hat der Prinz nicht 4000 übrig. Gott den Ruhm, allen Ruhm Gott!"

Wer zu leſen verſteht, wird wenig Unterſchied des Inhalts zwiſchen der paſtoralen Darſtellung und dem Geſprächston finden. Aber weder hier noch dort berührt Cromwell mit einer einzigen Sylbe ſeinen „lieben Burſchen Oliver", der kurz vor Marſton-Moor gefallen ſein muß. An Oberſt Walton ſchreibt er blos: „Ihr kennt meine eigenen Prüfungen dieſer Art".*) Und doch wie tief empfand der Vater dieſen Verluſt! Noch auf ſeinem Todesbette rief er aus: „Das war ein Dolch in meinem Herzen!"

Sobald die Parlamentarier allein ſtanden, ging es minder gut. Zu Anfang September wurde Eſſex durch den König zu einer unrühmlichen Capitulation genöthigt.

Am 27. October 1644 fand die zweite Schlacht bei Newbury ſtatt. Der Feind erlitt eine Niederlage, aber Graf Mancheſter verfolgte ihn trotz allem Drängen Cromwells nicht, ſo daß der König nach Oxford entkam. Der Bruch zwiſchen Independenten und Presbyterianern wurde unheilbar. Cromwell klagte den Grafen vor dem Parlament an: Er habe den Sieg nicht benutzt, das vergoſſene Blut der Tapfern nicht verwerthet. Mancheſter replicirte mit der ungehörigen, aber durchſichtigen Inſinuation, Cromwell habe ihm geſagt: „Es wird keine gute Zeit in England werden, ehe wir mit den Lords aufgeräumt haben."

*) Forſter läßt den jungen Oliver erſt 1648 im Kriege gegen die Schotten als Hauptmann im Regiment Harriſon fallen, was wenig wahrſcheinlich iſt.

Den Independenten im Parlament, die in Eſſex und Manchester ihre Gegner erblickten, war die prekäre Lage des erſtern ſo erwünſcht wie die Anſchuldigung des letztern. Die Schotten und Presbyterianer dagegen hatten es auf Cromwell abgeſehen, den ſie als „Brandſtifter“ und „Aufrührer“ anklagen wollten, der gleich Strafford England und Schottland zu entzweien ſuche. Der Gegenſatz war politiſch-militäriſch und kirchlich-religiös zugleich geworden. Die Presbyterianer träumten von einer Verſöhnung der Gewalten auf conſtitutioneller Baſis und von einer obligaten Staatskirche; die Independenten wollten den Streit mit dem König gründlich ausfechten, kirchliche Toleranz ausgeübt ſehen und von dieſer nur die Katholiken und die Socinianer (Rationaliſten in Bezug auf die Perſon Chriſti) ausgeſchloſſen wiſſen.

Ueber das Rechtsverhältniß zwiſchen Staat und Kirche waren ſich beide Parteien nicht ganz klar, ſo lange es nicht feſtſtand, wer und was der Staat ſei. Selbſt orthodoxe Presbyterianer wußten nicht recht, ob dem Staate oder der Kirche der Primat gebühre; die Juriſten unter den Independenten wollten die Kirche nicht durchaus unabhängig vom Staate haben. Milton, der aus Italien zurückgekehrt war, bekonnte damals das Aufſichtsrecht des Staates über die Kirche, weil ſonſt die Gefahr einer Inquiſition zu befürchten ſei.

Der größere Fanatismus war jedenfalls auf Seiten der Presbyterianer; nur ihrer Unverſöhnlichkeit war es zuzuſchreiben, daß am 3. Januar 1645 der 72jährige Erzbiſchof Laud nach dreijähriger Kerkerhaft das Schaffot beſteigen mußte!

Generallieutenant Cromwell erklärte im Parlamente: allzuviele Mitglieder bekleideten hohe Poſten in der Armee und deren Intereſſe ſei es, den Krieg in die Länge zu ſpinnen. Das Volk ſei dieſes Zuſtandes überdrüſſig. Ehrenwerthe Mitglieder müßten „entſagen“. In einem wiederholten Antrage verlangte er, die jetzigen Gemeinen müßten von der Armee entfernt werden. Am 13. April wurde die Entſagungs- oder Selbſtverleugnungs-Akte (Selfdenial) votirt. Das Geſetz trat

ſelbſt. Aber ſchon zwiſchen dem erſten und zweiten An-
ge war er nebſt Oberſt Waller ins Lager entſandt worden,
als er jetzt ſein Commando in die Hände des neuen
rbefehlshabers niederlegen wollte, erklärte dieſer, ihn für
Cavallerie nicht entbehren zu können. Das Haus ertheilte
nebſt vier andern Offizieren Urlaub, der von Zeit zu Zeit
ängert wurde.

Oberbefehlshaber der reorganiſirten Armee war jetzt Sir
omas Fairfax, ſeit dem März 1648 durch den Tod
es Vaters Lord Fairfax. Die frühere Formel, „über die
herheit der Perſon des Königs zu wachen", blieb fort. In
Entſagungs-Akte war die Clauſel angebracht: daß reli-
e Perſonen in der Armee fechten könnten ohne den Co-
ant zu unterſchreiben, d. h. ohne Presbyterianer zu ſein. Die
ottſeligen" waren für legal erklärt. Cromwell, der als
lieutenant unter Thomas Fairfax der eigentliche Herr der
nee war, gewährte den Truppen die vollſte Gewiſſensfreiheit.
t erſt waren die kämpfenden Gegenſätze rein: Arbeit, die
h Freiheit verlangte, und Müßiggang, der die Macht be-
pten wollte.

Im presbyterianiſchen Lager erfolgte noch in demſelben
onat Februar der Gegenſchlag: Abgeordnete des Parlaments
ten zu Urbridge mit dem Könige in Unterhandlung. Die
rtei brannte vor Begier, den König zurückzurufen; dem
nige aber dünkten ihre Bedingungen nicht annehmbar. „Da
re ich ja nur der erſte Mann in der Republik!" ſagte er.
t dieſen Worten brach er den Disput ab. Die Sache mußte
ers ausgetragen werden.

Am 14. Juni 1645 ſchlug Cromwell die Schlacht bei
ſeby im Herzen Englands, dicht bei den Quellen des
akeſpeare'ſchen Avon. Sein Feldruf lautete: „Gott unſere
ärke", der des Feindes: „Marie" (der Name der Königin).
omwell focht wieder in den vorderſten Reihen, wechſelte Hieb
Schuß mit dem Feinde, verlor ſogar ſeine Sturmhaube.
war ein Kampf Mann wider Mann, Pferd wider Pferd.

Die königliche Armee wurde vernichtet, des Königs Correſpo[illegible] denz erbeutet — der Schrank des 16ten Ludwig! Die Br[illegible] wurden ſofort veröffentlicht, der König hatte niemals den F[illegible] den ernſtlich gewollt.

Cromwell ſchrieb nach London an den Sprecher: „[illegible] fühle mich perſönlich verpflichtet, Euch den Sieg zu verkün[illegible] den Gott uns verliehen hat. Die Hand des Herrn iſt a[illegible] mächtig geweſen; ihm allein gehört der Sieg, mit dem [illegible] nichts zu thun haben. Der General (Fairfax) hat Euch [illegible] Ehren und Treue gedient, und das größte Lob, das ich [illegible] zollen kann, iſt, daß er Alles auf Gott bezieht und lieber [illegible] käme, als ſich ſelbſt etwas davon zuzuſchreiben. Und doch [illegible] ſichtlich der Tapferkeit kann man ihm Alles laſſen, wa[illegible] Mann zu leiſten vermag." Er iſt zufrieden mit Fairfax.

In dieſer Zeit waren 130 Mitglieder des Parla[illegible] neu zu wählen. Ein Viertel der ſpätern 58 „Königsmö[illegible]" kam jetzt ins Unterhaus. Unter den Neugewählten erblicken wir Männer wie Fairfax, Ludlow, Ireton, Blake, Sidney, Hutchinſon, Fleetwood. So war die politiſche Stimmung im Lande. Cromwell aber ſchrieb an den Sprecher Lenthall: „Ich bitte Euch inſtändigſt, im Namen Gottes, die treuen Soldaten — die anderswo „Sectirer, Schismatiker, Anabaptiſten" heißen — nicht zu entmuthigen."

Die königliche Armee, ſtets geſchlagen, ohne moraliſchen Halt, gleichgültig gegen ihre Sache, Tag und Nacht ohne Zucht, war nur noch ein Kehricht vor dem Beſen des Gewaltigen. Dieſer begann jetzt in dem royaliſtiſchen Südweſten des Lands aufzuräumen. Briſtol wurde unter dem Rufe: „David!" und „Herr der Heerſchaaren!" berannt; am 11. September bot Prinz Rupert die Stadt auf, zum äußerſten Zorn und bitterm Hohn des Königs. Der Prinz wurde verbannt, bald aber wieder zu Gnaden angenommen.

Cromwell ſchrieb über die Einnahme von Briſtol an den Sprecher: „Daran kann man erkennen, daß Alles nur

erk ist; der muß ein wahrer Atheist sein, der das nicht giebt."

Er nahm überhaupt in dieser Campagne 20 feste Plätze.

Hugh Peters, sein Feldcaplan, erklärte vor dem Parlament: „Die Nacht vor dem Sturme auf Basing-House hat der neralllieutenant lange im Gebet zugebracht; er ficht selten ohne en Text der heiligen Schrift, der sein Schild ist." Wenn les Gottes Werk ist, so muß sich der Gläubige in den Willen s die Wege Gottes vertiefen, um sich würdig zum Werkge des Werkes zu machen. Der wahrhaft Fromme objecirt sich seinen Gott, und verhandelt dann, heiligen Schauers ll, mit dem flammenden Dornbusch. Er sucht sich selbst in r äußern Vorstellung. Natur und Erziehung hatten den ann so gemacht, daß er nur auf diesem gewundenen Wege r Selbstverständigung gelangte. Kam es dann aber zur at, so war er einfach er selbst. Auf dem Schlachtfelde gab keine Umschreibung mehr. Schon Walter Scott hat richtig merkt: Nur die That befreite ihn. Der blos Ungläubige, r den Glauben nur negirt, begreift nichts von dieser Doppeltur religiöser Menschen; der Vorwurf der Heuchelei ist das roduct eines ungläubigen Zeitalters, dem der historische Sinn angelt.

Furchtbar war der Kampf im Westen, wo alle erdenkhen Antipathien aufeinander platzten. Die Walliser waren yalisten, die Independenten Republicaner; die Walliser tholisirend, die Independenten persönlich inspirirt; die Walliser tisch, die Cromwellianer das reinste niedersächsische Blut. as ging hart gegen hart, sonder Erbarmen und Gnade.

Zum Ueberfluß wurde der König noch einmal als Verther ertappt; auf Schloß Ragland, beim Marquis von Worster, hatte er ein Abkommen mit Glamorgan, dem Sohn s Marquis getroffen, der ihm 10,000 irische Rebellen nach hester bringen sollte, wogegen Karl die Abschaffung der trafgesetze gegen die Katholiken, die Freiheit des Cultus, s Recht auf Kirche und Kirchengüter, kurz den leibhaftigen

Papismus zugab! Das den frommen Eisenrippen, die Ha[redacted]us und Hof verlassen, Ruhe und Bequemlichkeit, Tisch und B[redacted]ett geopfert hatten, täglich und stündlich ihr Leben bereit hielt[redacted]lten im Dienste ihres Glaubens an den Herrn! Die Irländer sol[redacted]llen sich nur noch eine Weile gedulden, zuerst geht es an den Kön[redacted]nig.

Die Armee rückte gegen Oxford, den König selbst zu be lagern. Der König, aller Mittel und jeder Hoffnung [redacted]bar, begab sich am 5. Mai 1646 ins Lager der Schotten n[redacted]nach Kelham. Er vertraute sich seinen Landsleuten an und h[redacted]offte auf gründlichen Zwiespalt zwischen Presbyterianern und In- dependenten, sowie auf den Haß der Schotten gegen das Parlament zu Westminster. Der französische Gesandte M[redacted]ron- treuil hatte die Sache auf Befehl Mazarin's vermittelt, der nicht wünschte König und Königthum noch tiefer sinken zu sehen. Die Schotten aber, die den König nach Mazarins W[redacted]nsch ehrenvoll empfangen sollten, gestatteten ihm nicht, auch nur eine einzige Compagnie Soldaten mitzubringen, regalirten den Gefangenen mit langen Predigten und ließen ihm die Miss- thaten seiner Vorfahren sowie seine eigenen vorhalten. Da- neben bestanden sie absolut auf der Synodalkirche und dem Covenant, was Karl ebenso absolut verweigerte.

Dem Könige kam bald dieser, bald jener Gedanke: einmal wollte er sich dem päpstlichen Nuntius anvertrauen, dann dachte er an die City von London, ja an die Independenten! Die Parlamentarier aber reclamirten *ihren* König, der bald zum Object des Streites zwischen Armee und Parlament wer- den sollte. Die Armee begehrte ihn als Pfand der Sicherheit gegen reactionäre Gelüste der Versöhnungspartei, als Trumpf, den sie gegen die Störrigkeit der Doctrinäre ausspielen könnte. Auch die Schotten behandelten den Träger der Krone als Pfand, als Faustpfand für die ihnen noch geschuldeten Sub- sidien Englands. Es „handelte" sich um 400,000 Pfd. St., die Karl den Schotten „werth" war. Fairfax brachte 200,000 Pfd. in Kisten von je 1000 und Beuteln von je 100 Pfd. Die Schotten schlugen den König los, und dieser wurde in

uar 1647 als Gefangener nach Schloß Holdenby oder nby gebracht.

Auf der Reise führte man ihm Kropfleidende zu, welche ntlich die gesalbte Majestät einzig curiren konnte! Die von London fand es jetzt noch am Vernünftigsten, einen den mit dem „constitutionellen" König zu schließen. Die ee aber behielt ihr Pfand im Auge.

Das Heer war nicht mehr die bewaffnete Macht des ates, sondern eine Macht im Staate. Die Mehrheit des aments und die City von London fürchteten die Gotten, die Heiligen, die Independenten, oder wie Cromwell ausdrückte, die „Wohldenkenden, die Auserwählten, die nhaften." Die Obersten der weiland Esser-Armee — f Essex selbst starb in diesem Jahre — liebten das reorirte Heer nicht, das allein gesiegt und ihre Niederlagen emerzt hatte. Zu diesen Obersten gehörten Denzil Hollis, l. Waller, Harley, Stapleton, die noch dazu strenge Presrianer waren.

Seit Anfang des Jahres 1647 wurde im Parlament die ge ventilirt, was mit der Armee anzufangen sei. Am Februar, drei Tage nach Holmby, beschloß das Parlament Reduction der Armee; fast wäre Fairfax selbst beseitigt den. Was unter den Waffen blieb, sollte presbyterianisch und den Covenant unterzeichnen. Die gesäuberte Armee chte man den unglücklichen Protestanten in Irland zu fe zu schicken. Das tapfere Heer also, das noch große brückstände zu fordern hatte, stand auf dem Punkte, theils assen, theils in Irland unschädlich gemacht zu werden. sagte Cromwell, der im Parlamente saß, seit es draußen ts zu thun gab, noch dazu gereizt durch das hochmüthige ahren der Hollis und Genossen, zu dem republicanischen rsten Ludlow: „Welcher Jammer, einem Parlamente zu en! Ein Mann sei noch so treu, der erste schlechte Jurist eumdet ihn und er kann sich nicht rein waschen. Dient

man aber unter einem General, so macht man sich auch nützlich und hat weder Tadel noch Neid zu fürchten."

Im Lager kam dieselbe Stimmung, nur viel drastischer zum Ausdruck; es ist durchaus überflüssig, Cromwell als Hetzer dabei thätig sein zu lassen. Gegen Ende März gelangte eine „Petition der Offiziere und Soldaten" durch Fairfax ans Parlament, welche die Zahlung der Rückstände verlangte, die Einschiffung nach Irland dem freien Willen der Einzelnen überlassen wissen wollte und Pensionen für verstümmelte Soldaten, für Wittwen und Waisen forderte.

Als das Parlament die Generalmajore Skippon und Massey zu Führern der irländischen Expedition ernannte, erscholl im Lager der Ruf: „Fairfax und Cromwell."

141 Offiziere erklärten dem Parlament, sie seien nicht nur Soldaten, sondern auch Bürger; als Kämpfer für die Freiheiten des Landes wollten sie jetzt nicht in Knechtschaft gerathen. Sie verbaten sich die Bezeichnung „Feinde des Staates und Friedensstörer", womit die Armee vom Parlamente gebrandmarkt worden war, und verlangten Garantien für ihre persönliche Sicherheit und die Soldrückstände.

Die Armee hatte ihren eigenen Willen. Sie wollte sich weder beschimpfen noch nach Hause schicken lassen. Darin waren die religiösen Elemente vollkommen einig mit den ehrgeizigen Weltkindern, wie Rainsborough, Hammond, Lambert, die auch etwas für ihre Mühe und Arbeit begehrten. Lambert, der Repräsentant der Weltkinder, früher Advocat, war von Natur ehrgeizig und eitel, aber ein vortrefflicher Offizier. Ireton, die Seele der Frommen, verlobt mit Cromwell's Tochter Bridget (Brigitte), gleichfalls früher Jurist, zeichnete sich durch Hartnäckigkeit, Heftigkeit und kühne Schlauheit aus; er galt für den Schatten und das Sprachrohr Cromwell's. Harrison „suchte" wie immer „den Herrn" und gerieth dabei in die seltsamsten politischen Träume; doch hatte er das Herz auf dem rechten Fleck und schlug sich stets wie ein wackerer Degen.

Das Heer hatte sich unter solcher Anleitung und Connivenz parlamentarisch organisirt: das Haus der Soldaten wurde durch Agenten oder Helfer („Adjutators", was von den Gegnern in „Agitators" verdorben wurde), das Oberhaus durch Offiziere vertreten. Aus der Berathung dieses Parlaments, welches auf der Haide von Kentford bei Newmarket tagte, ging eine Petition hervor, die der Meinungsausdruck von acht Regimentern war; drei Soldaten brachten sie nach Westminster: Edward Serby, Will. Allen, Thomas Sheppard. Sie wollten nicht nach Irland, diesen Anschlag nannten sie eine perfide Falle, einen bloßen Vorwand, um die Soldaten von ihren geliebten Offizieren zu trennen, einen Deckmantel für den Ehrgeiz einiger Menschen, die, lange Zeit Knechte, um der Souveränität gekostet haben und die, um Herren zu bleiben, in Tyrannen ausarten." Die Kammer war außer sich, Cromwell sagte leise zu Ludlow: „diese Leute da kommen nicht eher zur Ruhe, als bis die Armee sie bei den Ohren herauszieht."

Endlich gab das Parlament nach, versprach zwei Monate Sold für die Entlassenen, allgemeine Amnestie und schickte die populären Generale Cromwell, Ireton, Skippon, Fleetwood ins Lager, damit sie die Eintracht zwischen Armee und Parlament herstellten (7. Mai). Cromwell ging, er sah was kommen mußte; er hatte mit den ungeberdigen Independenten seine Schlachten gewonnen. Weiter aufzureizen brauchte er wahrlich nicht; es ist vielmehr durchaus glaublich, daß seine Ermahnungen zur Ruhe seinem persönlichen Ansehen bei der Armee eine Weile schadeten. Das Parlament decretirte die sofortige Auflösung der überflüssigen Regimenter; die Armee empörte sich dagegen, ein Kriegsrath unter Fairfax beschloß, daß die Regimenter sich nicht von der Armee trennen würden.

Da warf das Parlament die Augen auf den König und stand auf dem Punkte, ihn nach London zu holen. Unter diesen Umständen fand es die Armee für gerathen, den König in ihre Gewalt zu bringen. In der Nacht des 2. Juni

sprengte ein simpler Cornet, Joyce mit Namen, eben der wesene Schneider, mit 500 Reitern in den Schloßhof Holmby, drang ins Gemach des Königs und forderte ihn mitzugehen. Als Karl Anstand nahm, dieser seltsamen [redacted] ladung Folge zu leisten, zeigte ihm Joyce vom Fenster [redacted] 500fache Beglaubigung, und der König stieg in den Wa[redacted] um seinem Wunsche gemäß nach Hamptoncourt escortir[redacted] werden. Fairfax war unwillig; Ireton gestand, er habe b fohlen, daß die Armee sich des Königs bemächtige, nicht da sie ihn von Holmby fortschaffe. Cromwell fügte hinzu, daß das nothwendig gewesen sei, weil sonst das Parlament sich des Königs bemächtigt hätte. Fairfax machte mit seinem Generalstab dem König Reverenz bei Cambridge und ließ ihn auf seinen Wunsch durch Oberst Whalley nach Newmarket bringen.

Die Armee, 21,000 Mann stark, hatte am 10. Juni ein großes Stelldichein zu Royster. Sie beschloß ein feierliches Manifest an die City von London zu erlassen, welches, obwohl in Cromwell's hastig dunklem Style abgefaßt, doch die Sachlage und Stellung der Parteien in prägnanter Weise zeichnet. Die Armee will sich nicht um die bürgerliche Regierung kümmern, sie hat auch nichts gegen die Presbyterialordnung; aber sie verlangt, neben der Sicherung ihrer Rückstände, Gewissensfreiheit! — Der Gegensatz, der früher „König und Parlament" lautete, hieß jetzt: „Parlament und Volk." In vornehmer Haltung und anständiger Form ward den „sehr ehrenwerthen und würdigen Freunden" in der City mitgetheilt, daß die Armee sich London nähern und daß sie in demselben Verhältniß Distanz halten werde, als die „sehr Ehrenwerthen" ihren Wünschen nachkommen würden. „Ihr sollt nicht denken, sagten die unterzeichneten Generale und Obersten, daß etwa die reiche Stadt hungrige Soldaten reizt; der Weg zu solchen Dingen würde durch unser Blut gehen." Was die Armee verlangt, ist „die Feststellung des Friedens im Königreich und der Freiheiten des Individuums." Gezeichnet „Thomas Fair-

r, Ol. Cromwell, Robert und Thom. Hammond, Hardreß
aller, Nathaniel Rich, Thom. Pride, Henry Ireton, Rob.
burn, John Desborow, Thom. Rainsborow, John Lam-
rt, Thom. Harrison." Das Volk in Waffen verlangte:
ewissensfreiheit und Schutz gegen den neuen Kirchenzwang
d die Plusmacherei der Parlamentsaristokraten, von denen
) mehrere schmählich genug bereichert hatten. Ein viel rein-
herer Gegensatz als der zwischen Gironde und Berg im
genden Jahrhundert, besonders deßhalb, weil der englische
rg nicht zum Kreißen mit dem rabiaten Schreckenskinde
n, weil ein Mann vorhanden war, der die Fanatiker nie-
rzuhalten und Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten wußte.

Als die Dinge in London nicht den gewünschten Verlauf
hmen, forderte die Armee die Entfernung von elf Mitglie-
rn aus dem Parlament; Denzil Hollis, W. Waller, Stap-
ton, Massey ꝛc., sieben alte und vier neue Parlamentarier.
ie gingen, kamen wieder, erhielten Urlaub auf sechs Monate
d verloren sich endlich in Frankreich und im Tower.

Der Kampf zwischen Parlament und Armee, zwischen
esbyterianischem Constitutionalismus und independentischer
emokratie war ausgebrochen. Die Armee, die durchaus
icht mit einer Soldateska zu verwechseln ist, konnte sich nicht
it den Parlamentariern vertragen. Der edle Hampden war
icht mehr, er hat die Conflictszeit nicht erlebt. Auch Pym
ar dahin; er bezeichnete wohl am Schärfsten die Gränze
ischen politischer und radical-religiöser Opposition. Hören
ir sein Testament, das er in Form einer „Erklärung und
echtfertigung" am 6. Dec. 1643 hinterließ: „Alle, mit denen
) in Verbindung gestanden bin, wissen, daß ich bin, gewesen
n und sterben will als treuer Sohn der protestantischen
eligion, und daß mein Glaube nie befleckt worden ist durch
e groben Irrthümer des Anabaptismus, Brownismus u.
nl." Dann verwahrt sich Pym ausdrücklich gegen jeden
ngehorsam und jede Ungesetzlichkeit wider seinen König und
rrn. Das war starre Doctrin, die in der Fiction stecken blieb.

Noch schroffer charakterisirt sich Denzil Hollis. Ein trefflicher, ungestümer Redner, fügte er dem Doctrinarismus beschränkten Hochmuth hinzu. Er sah verächtlich auf die Masse herab, hielt diese Masse für radical unfähig und incompetent. Seine Memoiren eröffnete er gleich mit den Worten: „Die weisesten Männer haben es als ein großes Unglück betrachtet, daß die Diener zu Pferde steigen; das sieht und fühlt man jetzt in diesem unglücklichen Lande". Und weiterhin: „Die Blutegel haben einen tödtlichen Haß gefaßt gegen alle begüterten Leute, die mit zu starken Banden an das Land gefesselt sind, um den Krieg ewig fortzuspielen." Der Doctrinär giebt sich als Eigenthümer kund.

Ganz knöpft sich Hollis auf, wenn er von der Armee des Thomas Fairfax sagt: „sie habe nicht 1000 Pfd. Revenüen aufzuweisen aus Ländereien, die ihr gehörten. Die Obersten und Offiziere seien niedrige Handwerker, Brauer, Schneider, Goldschmiede, Schuster, ein wahrer Misthaufen. Die Leute empörten sich gegen ihre Herren, wollten diesen und dem Könige Bedingungen vorschreiben." Der besitzende Doctrinarismus spricht von der „Canaille".

Die elf Deputirten, deren Ausschließung die Armee forderte, waren fast sämmtlich Mitglieder jenes Comité gewesen, welches die Truppen zum Abmarsch nach Irland überreden sollte. Hollis weiß ganz genau: hinc illae lacrymae. Als die vom Comité besonders Beauftragten nennt er den Grafen Warwick, William Waller, Massey und Salloway. Gegen diese richtete sich also, wie gegen ihn selbst, der Zorn der Armee.

Und der König? Er war bei der Armee, die ihn von Hauptquartier zu Hauptquartier mit sich herumschleppte, zwar unter strenger militärischer Hut gegen Entweichung, aber sonst „bequem und gefällig." Nichts mehr von der rigiden Langweilung der Schotten — dem Könige wurde der Gottesdienst nach bischöflichem Ritus gestattet; — nichts von der Aufsicht parlamentarischer Commissäre, wie zu Holmby — er durfte seine

ıber empfangen und mit ihnen ſpazieren gehn. Cromwell
ɜerte ſich gerührt über eine ſolche Scene. Offiziere und
ldaten begegneten ihm mit militäriſcher Artigkeit. Seine
lomatiſchen Agenten aus Frankreich hatten freien Zutritt
ihm. Es fanden Verhandlungen ſtatt, Ireton beſonders,
omwells Schwiegerſohn, legte ihm eine Ausſöhnung mit
: Armee nahe.

Kein Zweifel, Cromwell war kein principieller oder for-
ler Republicaner; er hätte nie den Satz Cavaignacs unter-
ɪeben: „Die Republik ſteht über dem allgemeinen Stimm-
ɜt", d. h. über dem Willen der Nation. Die Henry Vane,
ɔlow, Haslerig, Martin, Scott, Hutchinſon waren ſolche
incipienmenſchen, die den Mann der Möglichkeiten ſpäter
ɨ ihrem Haß verfolgten. Cromwells breiter politiſcher Grund-
ɨ lautete: „Autoritäten ſind Gottes Verordnungen; dieſe
ɪ jene Species iſt von menſchlicher Einrichtung. Alle ſtim-
ɑ darin überein, daß es Fälle giebt, in denen es geſetzlich
Widerſtand zu leiſten." Danach war das allgemeine
ſte, wie Ranke ſagt, für ihn leitendes Princip. Wie war
ɪ damals, als Alles aus den Fugen wich, eine Autorität
zuſtellen, die natürlich mit einem Kranze von Freiheiten
geben werden mußte? An einer ſolchen ſuchte der tiefſinnige,
lig ſcrupelfreie Mann. Er zerbrach ſich den Kopf im Ge-
ɛ darüber. Gegen eine einmal angelegte und dann conſe-
ɪt durchgeführte Intrigue ſpricht eine Aeußerung Cromwells,
gerade hier am Platze iſt: „Ich weiß wohl, was ich nicht
l, aber ich wußte oft nicht, was ich wollte."

Er hatte in eigener Erfahrung die Schwierigkeiten kennen
ernt, Popularität mit der Forderung des Gehorſams zu
binden. Was er nicht wollte, entſchieden nicht, das war
Fortdauer der bisherigen parlamentariſchen Wirthſchaft,
presbyterialen Ariſtokratie. Wäre der König ein Mann
ɪ Wort und nicht ein unverbeſſerlicher Intrigant geweſen,
omwell hätte ihn wieder einzuſetzen verſucht — wenn es
Armee geſtattete. Ireton ſchlug dem gefangenen Monarchen

ſehr billige und verſtändige Bedingungen vor: Reform des Wahlrechts, Abſchaffung der rotten boroughs (privilegirten Wahlflecken), gerechte Vertheilung der öffentlichen Laſten, Abkürzung und Erleichterung des Civilproceſſes, Aufhebung einer Maſſe richterlicher, politiſcher und Handels-Privilegien, Gleichheit vor dem Geſetz, Gewiſſensfreiheit. Kein Wort von Abſchaffung der biſchöflichen Kirche, von ſchweren Geldſtrafen für die Royaliſten, von der Rechtsunfähigkeit der königlichen Partei, insgeſammt lauter Dinge, die das Parlament gefordert hatte. Die vorläufigen Beſchränkungen der königlichen Gewalt waren ebenfalls viel milder: Aufgebung des Oberbefehls über die Miliz und der Ernennung zu den hohen Staatsämtern auf zehn Jahre; Verbannung der ſieben vornehmſten königlichen Rathgeber; keine bürgerliche und executive Gewalt für den Klerus, heiße er Biſchof oder presbyteraniſcher Geiſtlicher; Ausſchließung der ſeit Beginn des Krieges ernannten Peers; Ausſchließung aller Cavaliere vom nächſten Parlament.

Der König horchte hin, ſchlug Abänderungen vor; er hat ſelbſt geſtanden, daß ihm die Sache einen Augenblick eingeleuchtet habe. Die Independenten ſchienen ihm mehr bonne foi zu haben als die Presbyterianer. Auch begriff er ſehr wohl, was es heiße, daß die Independenten ſich von der Botmäßigkeit gegen das Parlament befreit hatten. „Was die Armee anbelangt," ſagte der König, „ſo betrachte ich ſie als ſehr zu entſchuldigen; indem ſie Bezahlung und Amneſtie fordert, handelt ſie nach dem Principe und Intereſſe der Soldaten. Ich halte um des öffentlichen Friedens willen für nöthig, daß man ihre Forderungen erfüllt, ſoweit die Gerechtigkeit es geſtattet, da Niemand ſie mehr achtet als ich, obgleich ſie gegen mich gekämpft hat. Ich kann mich nicht enthalten, den Muth und die Tapferkeit zu ſchätzen, die ſie oft bewährt hat, und zu wünſchen, ſolche Leute in meinem Dienſt zu haben." Dann hoffte er wieder, Presbyterianer und Independenten würden ſich zerfleiſchen, und er werde als abſoluter Herr gebietend dazwiſchen treten. Seit ſeiner Entführung von Holmby glaubte

er nicht an die Autorität des Armeecommandos über die Truppen; die Tage des Parlaments, welches gleichfalls mit ihm verhandelte, hielt er für gezählt. Und doch sagte ihm Ireton das richtige Wort. Als der König selbstgewiß die Behauptung hinwarf: Er müsse ja doch zuletzt zwischen Parlament und Armee entscheiden, erwiderte ihm jener: „Nein, Sire, wir werden zwischen Ihnen und dem Parlament entscheiden."

Wie wenig aber der König die neuen Zustände und Menschen begriff, ging aus seinem Einfall hervor, Oliver Cromwell zu kaufen, indem er ihm das Generalcommando über die Armee und die königliche Garde, den Titel eines Grafen von Essex und den Hosenbandorden anbieten ließ. Ireton sollte Statthalter in Irland werden. Nun war ein Mann wie Cromwell überhaupt nicht zu kaufen, im Gegentheil stand sein Prestige durch die allbekannten Unterhandlungen auf dem Spiele. Die Soldaten schalten auf ihn, daß er sich dem König nähere. Fünf Regimenter murrten, darunter das Cromwell'sche selbst. Es erschien eine Drohschrift: „Wahrhafte Darstellung der Sache der Armee." Cromwell war auf dem Punkte seine Autorität einzubüßen. Da ließ er durch seinen Feldcaplan Hugh Peters das Einvernehmen mit seinen Kriegscameraden herstellen und dem König sagen: „Er solle nicht erwarten, daß er (Cromwell) um seinetwillen zu Grunde ginge!"

Der dünne Faden zwischen Karl Stuart und den bewaffneten Independenten riß übrigens von selbst. In einem Sattel, den ein harmloser Mensch nach Dover tragen sollte, fanden sich Briefschaften Karl's an seine Gemahlin eingenäht. Der König beruhigte darin die Königin über die Unterhandlungen mit „jenen Burschen," die nur zum Schein geführt würden. Keinen Hosenbandorden würde er ihnen geben, sondern „einen hänfenen Strick!"

Im Parlamente bekamen die soeben noch nachgiebigen Presbyterianer auf einmal die Oberhand; 60 radicale Mit-

glieder entflohen zur Armee, wo sie mit Jubel und Entrüstung aufgenommen wurden. Der aufgestachelte Mob der City drang nach Westminster, brach die Thüren des Parlaments ein, decretirte mit dem Hut auf dem Kopf unter wildem Geschrei seine Wünsche, die alle sofort votirt wurden, selbst die Zurückberufung des Königs! Da rückte in schönster Ordnung und strengster Disciplin, feierlichen Ernstes, am 6. August die Armee in London ein, und der Spuk war zu Ende.

Es war das Wenigste was der Armee gewährt werden konnte; denn in ihrem eigenen Schoße gährte es gewaltig. Das Independententhum theilte sich immer mehr in eine Rechte und eine Linke. Die glimmenden Funken, welche anderwärts ausgetreten wurden, schlugen unter den tapfern Heiligen in hellen Flammen auf. Schon im Anfang Januar 1648 mußte Oberstlieutenant John Lilburn, der den Generallieutenant Cromwell egoistischer Cabalen mit dem Könige beschuldigte, ad audiendum verbum vor dem Parlament erscheinen.

Der König war nach dem Einzuge der Armee in London nach Hamptoncourt gebracht worden. Im November entwich er heimlich nach der Insel Wight, wo man ihm ein Einverständniß mit dem Commandanten Oberst Robert Hammond vorgespiegelt hatte. Dieser aber wies ihm sichere Wohnung in Carisbrook-Castle an; das Parlament beschloß jede weitere Verhandlung mit ihm abzubrechen.

Die Lage wurde für beide Theile immer schwieriger, im Westen regte sich der Royalismus aufs Neue, im eigentlichen England nicht minder. Die Flotte fiel ab, setzte ihre Offiziere ans Land und schiffte nach Holland, wo die Prinzen von Wales und York, Karl und Jakob, sich aufhielten. Das Parlament, für welches der König mundtodt war, erließ den Befehl, Aufrührern keinen Pardon mehr zu geben.

Es galt noch einige große Schläge zu führen, ehe die Luft rein werden konnte. Die Presbyterianer hofften immer noch auf eine Verständigung mit dem Könige, während die

nig ſie nasführte, da er auf die Wälſchen und Royaliſten, Irland und Schottland baute.

Mitten in den Agitationen des Parlaments und der City, dem Ausbruch neuer kriegeriſcher Verwicklungen, beſorgte mwell als umſichtiger Hausvater ſeine Familienangelegen-ten. Sein Sohn Richard ſollte ſich gerade mit der Tochter s Herrn Mayor in Hursley verheirathen, was dem Vater rhand Schreiberei verurſachte. Da der iriſche Krieg in ht ſtand und das Geld rar war, ſo wies Cromwell von 1680 Pfd. jährlichen Einkommens, die ihm das Parlament die confiscirten Güter des Marquis von Worceſter ange-eſen hatte, 1000 Pfd. auf fünf Jahre an die Staatscaſſe; u fügte er 1500 Pfd. Rückſtand von der Generallieute-nts-Gage und den Reſt ſeines Einkommens als Gouverneur Inſel Ely.

Die Armee grübelte nach wie vor über die Urſache der ſichern Lage des Staates und die Mittel ihr abzuhelfen, der Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe der frommen Zeit: forſchte im Gebet nach der Quelle des öffentlichen Unglücks. neralliеutenant Cromwell forſchte mit — es war im Lager Windſor Caſtle. Durch welche Ungerechtigkeit haben wir Heimſuchung des Herrn auf uns gezogen? Die Schuld rde gefunden in den „fleiſchlichen Conferenzen," welche Armee voriges Jahr mit dem König gehabt. Major offe rief mit den Sprüchen Salomonis: „Kehret Euch zu iner Strafe; ſiehe ich will Euch herausſagen meinen Geiſt d Euch meine Worte kundthun." Und die tapferſte aller meen ſammt ihrem unerſchrockenen Kriegsherrn weinte, daß ner mehr ein Wort hervorbringen konnte. Und dann ent-loſſen ſie ſich, auszuziehen mit dem Schwert in der Hand d alle Feinde niederzuwerfen, und nach der Rückkehr „den rl Stuart, den Mann des Blutes, zur Rechenſchaft zu hen für das Blut, das er vergoſſen, und das Unheil, ſo er s allen Kräften angerichtet gegen die Sache und das Volk Herrn unter dieſen Völkern." So gewunden ſprach ſich

der an sich doch so grade Soldatenwillen aus. Der einfache menschliche Willen wendete sich aus Gewissenhaftigkeit in tiefem Ernst an den reflectirten Willen, um sich Erleuchtung und Entschluß dictiren zu lassen. Und Cromwell fand sich jetzt mitten in der Heerschaar selber wieder, reumüthig bekennend, daß er sich früher auf einen Augenblick verloren. Er wußte jetzt wieder, was er nicht wollte.

Neue royalistische Unruhen brachen im Innern Englands und in Wales aus. Fairfax zog wider die Rebellen im Innern, der Schlachtenhammer Cromwell gegen Wales. Noch lag er vor Pembroke, als die Schotten aufstanden, den von ihnen verkauften König zu befreien.

Lambert stand im Norden, als die Schotten über die Gränze brachen. Cromwell meldete ihm seinen Abmarsch und wie Wodan in der Wetterwolke fuhr er von Westen nach Osten, dann nach Norden. Die schottische Armee unter dem Herzog von Hamilton sammt den verbündeten Royalisten wurde in der dreitägigen Schlacht bei Preston am 17.—19. August 1648 gänzlich aufgerieben.

Cromwell schrieb ans Parlament: „Die Kräfte auf beiden Seiten waren so ungleich, daß man die Hand Gottes deutlich sieht.“ Es standen nämlich 8600 Mann gegen 21,000. Von den letztern waren 2000 Mann erschlagen, 8—9000 gefangen. Das Volk von Lancashire machte Jagd auf die zerstreuten Reste. „Preiset den Herrn und hasset sein Volk nicht, das da ist wie der Apfel seines Auges und um deßwillen selbst Könige gestraft werden sollen. Erfüllet jetzt den Zweck Eures hohen Amtes, sucht den Frieden und die Wohlfahrt des Landes, und wer nicht aufhört das Land zu beunruhigen, soll schleunig aus dem Lande vernichtet werden.“

Der Sieger rückte nach Schottland hinauf, wo der Herzog von Argyle und die Kirkpartei, den alten Lesley an der Spitze, sich in Waffen gegen die Empörung erhoben hatten. Die Bauern säuberten Edinburgh von den Königlichen, und diese

Säuberung hieß der „Whiggamore-Raid," die Bauernfegung, von dem Rufe, mit welchem die ſchottiſchen Bauern ihre Pferde antrieben.*) Seit der Zeit verſtand man unter „Whig" einen Gegner des Hofes. Die Royaliſten in Schottland hatten eine Lection auf Abſchlag bekommen. Der Generallieutenant aber zog nach Edinburgh, die Pacification des Königreichs zu vollenden.

Als das Parlament zu Weſtminſter ſich vom Druck der Armee befreit fühlte, hatte es die presbyterianiſche Fahne wieder luſtig geſchwenkt. Es that der verlangten Gewiſſensfreiheit den härteſten Zwang an, indem es decretirte: Wer den freien Willen des Menſchen und die Genügſamkeit der Vernunft bekenne, die Dreieinigkeit leugne, oder die zwei Naturen in Chriſto, oder die Aechtheit eines kanoniſchen Buchs, ſolle eingeſperrt, und falls er nicht widerrufe, zum Tode verurtheilt werden.

Wie erſchraken dieſe Fanatiker, Denzil Hollis an ihrer Spitze, als die Nachricht von den neuen Thaten der Heiligen in London eintraf! Sie nahmen eiligſt ihren Beſchluß vom Februar zurück, nicht mehr mit dem Könige zu verhandeln, ſandten Commiſſäre nach Newport auf der Inſel Wight, die einmal wieder 40 Tage lang in der Wüſte debattirten. Der König wurde natürlich aufs Neue in der angenehmen Täuſchung beſtärkt, die Nation ſei nichts ohne ihn, und danach ſtellte er ſeine Bedingungen. Die Presbyterianer zu London hatten es eilig; Prynne, der Märtyrer der 30er Jahre, ſprach zwei Stunden lang für die Annahme der königlichen Vorſchläge, die mit 140 gegen 104 Stimmen durchgingen.

Da rückte die ſiegreiche Armee in St. Albans ein, und getreu dem, was ihnen der Herr zu Anfang des Jahres bei Windſor Caſtle offenbart hatte, machten jetzt die Offiziere ihr Pronunciamento: Die Delinquenten müſſen vor Gericht, vor

*) „Whig" heißt übrigens ſaure Molken, die Speiſe der armen Bauern — auch anderswo als in Schottland.

Allen der Hauptdelinquent! Nur das Volk ist souverän, d. h. König muß von ihm gewählt werden. Es ist Zeit die Session des Langen Parlaments endlich zu schließen und ein neues Parlament nach besserm Wahlgesetz zu küren. Die Gemeinen sind nur die Diener des Volkes. — Cromwell empfahl diese Schrift an Fairfax, und die Armee rückte nach Windsor vor.

Ziemlich direct erklärten die Ritter vom Degen diesmal: Sollen wir uns ewig schlagen, ewig unser Blut vergießen, weil es dem gefangenen Könige gefällt, fort und fort zu conspiriren, und dem presbyterianischen Parlament, sich beständig anführen zu lassen? Oder muß nicht allen beiden ein Ende gemacht werden?

In diesem Sinne schrieb der Sieger von Preston an den Königshüter Hammond auf Wight: „Ist salus populi suprema lex ein gesunder Satz? Werden wir auf dem Wege der Unterhandlung nicht um alle Früchte der Revolution betrogen? Ist die Armee nicht eine gesetzliche Macht? Die Heiligen haben die ganze Sache gethan."

Das Parlament weigerte sich die Remonstranz der Offiziere in Erwägung zu ziehen. Darauf aber kam Alles an, sollte das Werk der Armee nicht Stückwerk bleiben. Die Armee verbrachte einen ganzen Tag im Gebet, ein finsterer Ernst brütete über ihren Gedanken. Am 2. Dec. 1648 rückte sie nach Whitehall; „Gerechtigkeit und Blut!" Hugh Peters predigte über den Text: „Fesselt Eure Könige und legt Eure Edlen in Ketten." Nun berieth das Parlament die Remonstranz; am 5. December Morgens 4 Uhr wurde abgestimmt: 129 Ja gegen 83 Nein. Aber wer sind die 83, die es wagen, gegen die göttliche Eingebung des Heeres zu stimmen, den Rathschluß der Heiligen zu durchkreuzen? Und es wären ihrer mehr als 83 ohne den bewaffneten Druck von Außen. Dieses Parlament muß gereinigt, „purgirt" werden. Am 6. December fanden die Gemeinen das Haus militärisch besetzt. Die Obersten Pride und Rich hatten den Auftrag erhalten, vor Beginn der Sitzung die Eintretenden zu sieben, im Ganzen 100 zurück

zuhalten und 41 davon in Gewahrsam zu bringen. Lord Grey of Groby stand neben Pride; sobald sich ein Mißliebiger zeigte, flüsterte jener diesem zu: „Das ist Einer!“ Pride commandirte: „Zurück“ oder „Zum Gerichtshof der Königin!“ — Mitten in so ernsten Dingen wirkt es komisch, wie die Engländer stets die alten Namen für abgethane Dinge beibehalten, während die Franzosen die Dinge rasch umtaufen. Hätten die Independenten die Königin gehabt, Pride würde sicherlich commandirt haben: „Zum Gerichtshof der Königin!“

Das war „Pride's Purge“ oder Purganz; unter den Verhafteten befanden sich Prynne, die Obersten Waller, Massey und Harley.

Während dieser sämmtlichen Vorfälle war Cromwell noch in Schottland. Als er nach London zurückkehrte, quartierte er sich im Königspalast von Whitehall ein; er soll dort sogar „in einem königlichen Bette geschlafen“ haben.

Eine provisorische Regierung wurde aus 7 Lords und 14 Gemeinen, den 21 „Grandees“ (große Herren) gebildet.

Auf der Insel Wight wurde Oberst Hammond durch den Oberst Hewer, den Hauptbetreiber der militärischen Remonstranz, im Commando ersetzt. In einer fürchterlichen Regennacht occupirte dieser das Haus des Königs zu Newport; die Soldaten durchräucherten mit ihren Lunten sämmtliche Gemächer. Am andern Morgen um 8 Uhr wurde der König unter tiefstem Schweigen auf's Festland nach Hurst Castle escortirt. Das war anders als zu den Zeiten des jovialen Cornet Joyce, und doch waren es erst zwei Jahre her!

Hurst Castle war ein Blockhaus, von Heinrich VIII. zur Küstenvertheidigung bestimmt, auf einer Landzunge in der See, von der Fluth umtost, mit engen dunkeln Räumen. Jede militärische Förmlichkeit hatte aufgehört; ein finsterer Capitän mit langem schwarzen Haar und Bart, ein ungeheures Schwert an der Seite, die Partisane in der Hand, machte die Honneurs.

Eines Tages hörte der König die Zugbrücke fallen. Er

fuhr zuſammen. Will man ihn ermorden? Nicht ſo ge
aber der fromme Oberſt Harriſon iſt angekommen, die
einen geweſenen „Herrn zu ſuchen,“ den „Hauptdelinquen
nach London zu holen.

Der enge Ring, in welchem ſich König Karl Stuart
ſeiner Flucht nach der Inſel Wight bewegte, hatte ſich
Schlinge zuſammengezogen.

Der König wurde nach Windſor und dann nach
James in London gebracht. Das Parlament conſtituirte
als oberſter Gerichtshof, und am 20. Januar 1649 be
die Verhandlung, die man den „Proceß Karl's I.“ gen
hat. Die Zeitgenoſſen ſowohl als die meiſten Geſch
ſchreiber haben ſich dabei durch Worte täuſchen laſſen, und
menſchliche Rühren, welches zuletzt Alles, was Menſcheng
trägt, im Unglück in Anſpruch nehmen darf, iſt grade
dem Schutze einer Begriffsverwechſelung reichlich genug
gebeutet worden.

Einen König auf Leib und Leben anzuklagen, dazu
das ganze ſtatutariſche Recht Englands keine juridiſche
habe. In den früheren feudalen Bürgerkriegen erſchlu
die Könige auf dem Schlachtfelde oder man ließ ſie
ermorden. Eine andere Proceßordnung gab es nicht.
man für diesmal ſchlechterdings eine legale Form, ſo
man den König als Landfriedensbrecher vor ein altſ
Geſchwornengericht ſtellen. Die Souveränität der
ſich in England behaupten. Das meinten die entrüſte
daten, als ſie verlangten, man ſolle den „Hauptdelin
den „großen Mörder“, juſtificiren „wie jeden Ke
Der König ſelbſt beſchwerte ſich, daß die Peers nic
richtshofe ſäßen; das Haus der Lords hätte er al
Lord anerkannt. Die 13 noch übrigen Lords des
weigerten ſich der Anklage zuzuſtimmen; das
Unterhaus erklärte ſich allein für ſouverän und

den höchsten Gerichtshof. Wirklich souverän war Niemand mehr als die Armee, und zwar aus eigener Machtvollkommenheit.

Die Stimmung der Armee schildert Macaulay drastisch, wenn auch nicht grade ausreichend, also: „Die militärischen Heiligen beschlossen, daß den alten Gesetzen des Reichs und der fast allgemeinen Gesinnung der Nation zum Trotz, der König seine Verbrechen mit seinem Blute abbüßen müsse. Er erwartete eine Zeit lang einen Tod, wie ihn seine unglücklichen Vorgänger Eduard II. und Richard II. erlitten hatten. Aber er schwebte nicht in der Gefahr eines solchen Verraths. Die, welche ihn in ihrer Faust hatten, waren keine mitternächtigen Meuchelmörder. Was sie thaten, das thaten sie nach der Regel, damit es ein Schauspiel sei für Himmel und Erde, damit es in ewigem Gedächtniß bleibe. Sie freuten sich selbst heftig über das Aergerniß, das sie gaben. Daß die alte Verfassung und die öffentliche Meinung Englands dem Königsmorde direct entgegenstanden, ließ den Königsmord grade für eine Partei besonders lockend erscheinen, die eine vollständige politisch-sociale Revolution im Schilde führte. Um ihren Zweck zu erreichen, war es nothwendig, daß sie vorher jedes Stück der Staatsmaschine in Stücke brachen, und diese Nothwendigkeit war ihnen eher angenehm als schmerzlich."

Die siegreichen politischen Gegner constituirten also durch eine juristische Fiction einen höchsten Gerichtshof, dem der Jurist Bradshaw präsidirte. Ein anderer Jurist, Coke, war Generalprocurator. 69 Mitglieder des Unterhauses saßen zu Gericht — die erbittertsten Feinde des Angeklagten.

Eine „Anklage der Nation von England" wider ihren König als „Tyrannen, Mörder, Hochverräther an allen Freiheiten des Landes und Urheber blutiger Kriege" wurde ihm vorgelesen. Er lehnte jede Vertheidigung ab, da das Gericht nicht competent sei. Nur war kein Competenz-Conflict zu erheben, außer bei der Nachwelt. Dreimal wiederholte sich die Weigerung des Königs. Es wurden 32 Zeugen vernommen;

dann erfolgte die Sentenz, welche Karl Stuart als Tyrann[illegible] Mörder, Verräther und Landesfeind zum Tode verurtheil[illegible] Redigirt war sie von Thom. Scott, Henry Martin, Harris[illegible] Lisle, Ireton und Love, adoptirt von 62 Mitgliedern Conclave. In der öffentlichen Sitzung vom 27. Januar h[illegible] Bradshaw eine lange, ernste, echt präsidiale Rede an den Kö[illegible] in welcher er ihm all sein Unrecht vorhielt und mit der N[illegible] wendigkeit der Abwehr das Urtheil motivirte. Als dann [illegible] vor der Verlesung des Urtheils sprechen wollte, ließ ihn Präsident in seine Sänfte bringen und durch ein Spalier v Soldaten nach Whitehall tragen. Die Soldaten schrieen: „G rechtigkeit, Gerechtigkeit, Execution, Execution!" Aus de Masse des Volkes erhoben sich Gegenrufe: „Gott schütze Ew. Majestät, Gott befreie Ew. Majestät aus den Händen Ihrer Feinde!" Karl stieg aus der Sänfte und sagte, zu den Soldaten gewendet: „Arme Leute! für einen Schilling würden sie eben so laut gegen ihre Offiziere schreien!" Das war Karl's vorletzter grober Irrthum.

Am 28. transferirte man ihn nach St. James, wo er Niemanden empfing außer seinem Kammerdiener und dem Bischof Juxon. Am 29. sah er seine Kinder, die 12jährige Prinzessin Elisabeth und den 8jährigen Herzog von Gloucester. Die Execution wurde auf den 30. angesetzt, der Befehl von 59 Mitgliedern unterzeichnet: John Bradshaw, Thomas Grey of Groby, Oliver Cromwell und 56 Andern.

Am 30. Januar escortirte man den König durch St. James' Park nach Whitehall in sein altes Schlafzimmer. Juxon betete mit ihm und reichte ihm das Abendmahl. Dann schritt der König festen Fußes durch den Bankettsaal, wo einst die fröhlichen „Masques" aufgeführt worden waren, durch eine in der Mauer angebrachte Oeffnung zum Schaffot. Zwei vermummte Henker in Matrosentracht erwarteten ihn. Der König hielt an die Nächststehenden — die Masse konnte ihn nicht hören — eine wohlpräparirte, kühle Ansprache, worin er sein Recht behauptete, alles Unglück des Volkes auf die Ver-

achtung der ſouveränen Rechte ſchob, jede Betheiligung des Volkes an der Regierung verwarf und die Rückkehr des Friedens in das Königreich davon abhängig machte.

Das war ſein letzter Irrthum, wie es ſein erſter geweſen, ein Irrthum, der ihn zum Typus monarchiſchen Eigendünkels qualificirte und einer thatſächlichen Negation von Seiten des Volkes weit würdiger machte, als den ſchwachen, ſchwerfälligen Ludwig XVI.

Der Scharfrichter hob den auf den erſten Hieb gefallenen Kopf in die Höhe und rief: „Das iſt der Kopf eines Verräthers!“ Im Schloſſe zu Windſor wurde der Leichnam beigeſetzt; auf dem Sarge ließen die Getreuen die Worte eingraben: „König Karl 1648“. Nach dem gregorianiſchen Kalender war es 1649, der Todestag der 9. Februar.

Die Urtheile über den „Königsmord“ ſind natürlich ſo verſchieden wie die politiſchen Standpunkte. Es war eben eine geſchichtliche That oder Unthat, je nachdem man die ſtaatliche Entwicklung anſieht. Die Anhänger des Gottesgnadenthums datiren von ſolchen Eruptionen des empörten Gefühls alles Unheil der Folgezeiten; die Gegner der religiöſen und politiſchen Abſolutie finden es heilſam, daß ein Exempel ſtatuirt werde. Leugnen kann man nicht, daß dieſes Exempel in England gefruchtet hat.

Am Schnellſten iſt jene oben berührte Sentimentalität, die dem königlichen Unglück nachſeufzt, mit ihrem Urtheil fertig. Und Karl Stuart hat ihr Nahrung hinterlaſſen. In Carisbrook Caſtle auf der Inſel Wight, wo er Hooker's „geiſtliche Politik“ ſtudirte und in Shakeſpeare's hiſtoriſchen Dramen die Nemeſis nicht ſah, die durch das Leben der Könige ſchreitet, ſchrieb er ſelbſt „die königlichen Seufzer“, die ſpäter von Andern unter dem Titel *Εἰκὼν βασιλικὴ* oder „Bild des Königs“ in Form eines Buches, mit Zuſätzen vermehrt, herausgegeben wurden. Ein „ſeufzender König!“ das war allerdings rührend genug. Wer aber das „Bild des Königs“ näher betrachtet, der wird finden, daß es der Ausdruck der reinſten Cäſaropapie

dann erfolgte die Sentenz, welche Karl Stuart als Tyrannen, Mörder, Verräther und Landesfeind zum Tode verurtheilte. Redigirt war sie von Thom. Scott, Henry Martin, Harrison, Lisle, Ireton und Love, adoptirt von 62 Mitgliedern im Conclave. In der öffentlichen Sitzung vom 27. Januar hielt Bradshaw eine lange, ernste, echt präsidiale Rede an den König, in welcher er ihm all sein Unrecht vorhielt und mit der Nothwendigkeit der Abwehr das Urtheil motivirte. Als dann Karl vor der Verlesung des Urtheils sprechen wollte, ließ ihn der Präsident in seine Sänfte bringen und durch ein Spalier von Soldaten nach Whitehall tragen. Die Soldaten schrieen: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Execution, Execution!" Aus der Masse des Volkes erhoben sich Gegenrufe: „Gott schütze Ew. Majestät, Gott befreie Ew. Majestät aus den Händen Ihrer Feinde!" Karl stieg aus der Sänfte und sagte, zu den Soldaten gewendet: „Arme Leute! für einen Schilling würden sie eben so laut gegen ihre Offiziere schreien!" Das war Karl's vorletzter grober Irrthum.

Am 28. transferirte man ihn nach St. James, wo er Niemanden empfing außer seinem Kammerdiener und dem Bischof Juxon. Am 29. sah er seine Kinder, die 12jährige Prinzessin Elisabeth und den 8jährigen Herzog von Gloucester. Die Execution wurde auf den 30. angesetzt, der Befehl von 59 Mitgliedern unterzeichnet: John Bradshaw, Thomas Grey of Groby, Oliver Cromwell und 56 Andern.

Am 30. Januar escortirte man den König durch St. James' Park nach Whitehall in sein altes Schlafzimmer. Juxon betete mit ihm und reichte ihm das Abendmahl. Dann schritt der König festen Fußes durch den Bankettsaal, wo einst die fröhlichen „Masques" aufgeführt worden waren, durch eine in der Mauer angebrachte Oeffnung zum Schaffot. Zwei vermummte Henker in Matrosentracht erwarteten ihn. Der König hielt an die Nächststehenden — die Masse konnte ihn nicht hören — eine wohlpräparirte, kühle Ansprache, worin er sein Recht behauptete, alles Unglück des Volkes auf die Ver-

achtung der souveränen Rechte schob, jede Betheiligung des Volkes an der Regierung verwarf und die Rückkehr des Friedens in das Königreich davon abhängig machte.

Das war sein letzter Irrthum, wie es sein erster gewesen, ein Irrthum, der ihn zum Typus monarchischen Eigendünkels qualificirte und einer thatsächlichen Negation von Seiten des Volkes weit würdiger machte, als den schwachen, schwerfälligen Ludwig XVI.

Der Scharfrichter hob den auf den ersten Hieb gefallenen Kopf in die Höhe und rief: „Das ist der Kopf eines Verräthers!" Im Schlosse zu Windsor wurde der Leichnam beigesetzt; auf dem Sarge ließen die Getreuen die Worte eingraben: „König Karl 1648". Nach dem gregorianischen Kalender war es 1649, der Todestag der 9. Februar.

Die Urtheile über den „Königsmord" sind natürlich so verschieden wie die politischen Standpunkte. Es war eben eine geschichtliche That oder Unthat, je nachdem man die staatliche Entwicklung ansieht. Die Anhänger des Gottesgnadenthums datiren von solchen Eruptionen des empörten Gefühls alles Unheil der Folgezeiten; die Gegner der religiösen und politischen Absolutie finden es heilsam, daß ein Exempel statuirt werde. Leugnen kann man nicht, daß dieses Exempel in England gefruchtet hat.

Am Schnellsten ist jene oben berührte Sentimentalität, die dem königlichen Unglück nachseufzt, mit ihrem Urtheil fertig. Und Karl Stuart hat ihr Nahrung hinterlassen. In Carisbrook Castle auf der Insel Wight, wo er Hooker's „geistliche Politik" studirte und in Shakespeare's historischen Dramen die Nemesis nicht sah, die durch das Leben der Könige schreitet, schrieb er selbst „die königlichen Seufzer", die später von Andern unter dem Titel *Ελκών βασιλική* oder „Bild des Königs" in Form eines Buches, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben wurden. Ein „seufzender König!" das war allerdings rührend genug. Wer aber das „Bild des Königs" näher betrachtet, der wird finden, daß es der Ausdruck der reinsten Cäsaropapie

dann erfolgte die Sentenz, welche Karl Stuart als Tyrannen, Mörder, Verräther und Landesfeind zum Tode verurtheilte. Redigirt war sie von Thom. Scott, Henry Martin, Harrison, Lisle, Ireton und Love, adoptirt von 62 Mitgliedern im Conclave. In der öffentlichen Sitzung vom 27. Januar hielt Bradshaw eine lange, ernste, echt präsidiale Rede an den König, in welcher er ihm all sein Unrecht vorhielt und mit der Nothwendigkeit der Abwehr das Urtheil motivirte. Als dann Karl vor der Verlesung des Urtheils sprechen wollte, ließ ihn der Präsident in seine Sänfte bringen und durch ein Spalier von Soldaten nach Whitehall tragen. Die Soldaten schrieen: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Execution, Execution!" Aus der Masse des Volkes erhoben sich Gegenrufe: „Gott schütze Ew. Majestät, Gott befreie Ew. Majestät aus den Händen Ihrer Feinde!" Karl stieg aus der Sänfte und sagte, zu den Soldaten gewendet: „Arme Leute! für einen Schilling würden sie eben so laut gegen ihre Offiziere schreien!" Das war Karl's vorletzter grober Irrthum.

Am 28. transferirte man ihn nach St. James, wo er Niemanden empfing außer seinem Kammerdiener und dem Bischof Juxon. Am 29. sah er seine Kinder, die 12jährige Prinzessin Elisabeth und den 8jährigen Herzog von Gloucester. Die Execution wurde auf den 30. angesetzt, der Befehl von 59 Mitgliedern unterzeichnet: John Bradshaw, Thomas Grey of Groby, Oliver Cromwell und 56 Andern.

Am 30. Januar escortirte man den König durch St. James' Park nach Whitehall in sein altes Schlafzimmer. Juxon betete mit ihm und reichte ihm das Abendmahl. Dann schritt der König festen Fußes durch den Bankettsaal, wo einst die fröhlichen „Masques" aufgeführt worden waren, durch eine in der Mauer angebrachte Oeffnung zum Schaffot. Zwei vermummte Henker in Matrosentracht erwarteten ihn. Der König hielt an die Nächststehenden — die Masse konnte ihn nicht hören — eine wohlpräparirte, kühle Ansprache, worin er sein Recht behauptete, alles Unglück des Volkes auf die Ver-

achtung der souveränen Rechte schob, jede Betheiligung des Volkes an der Regierung verwarf und die Rückkehr des Friedens in das Königreich davon abhängig machte.

Das war sein letzter Irrthum, wie es sein erster gewesen, ein Irrthum, der ihn zum Typus monarchischen Eigendünkels qualificirte und einer thatsächlichen Negation von Seiten des Volkes weit würdiger machte, als den schwachen, schwerfälligen Ludwig XVI.

Der Scharfrichter hob den auf den ersten Hieb gefallenen Kopf in die Höhe und rief: „Das ist der Kopf eines Verräthers!" Im Schlosse zu Windsor wurde der Leichnam beigesetzt; auf dem Sarge ließen die Getreuen die Worte eingraben: „König Karl 1648". Nach dem gregorianischen Kalender war es 1649, der Todestag der 9. Februar.

Die Urtheile über den „Königsmord" sind natürlich so verschieden wie die politischen Standpunkte. Es war eben eine geschichtliche That oder Unthat, je nachdem man die staatliche Entwicklung ansieht. Die Anhänger des Gottesgnadenthums datiren von solchen Eruptionen des empörten Gefühls alles Unheil der Folgezeiten; die Gegner der religiösen und politischen Absolutie finden es heilsam, daß ein Exempel statuirt werde. Leugnen kann man nicht, daß dieses Exempel in England gefruchtet hat.

Am Schnellsten ist jene oben berührte Sentimentalität, die dem königlichen Unglück nachseufzt, mit ihrem Urtheil fertig. Und Karl Stuart hat ihr Nahrung hinterlassen. In Carisbrook Castle auf der Insel Wight, wo er Hooker's „geistliche Politik" studirte und in Shakespeare's historischen Dramen die Nemesis nicht sah, die durch das Leben der Könige schreitet, schrieb er selbst „die königlichen Seufzer", die später von Andern unter dem Titel *Εἰκὼν βασιλικὴ* oder „Bild des Königs" in Form eines Buches, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben wurden. Ein „seufzender König!" das war allerdings rührend genug. Wer aber das „Bild des Königs" näher betrachtet, der wird finden, daß es der Ausdruck der reinsten Cäsaropapie

ist. An den Prinzen von Wales heißt es: „Der höchste Ruhm des Fürsten besteht darin, die wahre Religion und alle Kirchengüter aufrecht zu erhalten; denn ich habe bemerkt, daß der Dämon der Religion sich gewöhnlich in einen Engel der Reform verwandelt und daß die alte Schlange sich in den Schein eines neuen Lebens zu hüllen weiß. Wenn gewisse Menschen fühlen, daß ihr Gewissen sie des Aufruhrs anklagt, so schließen sie ihm den Mund im Namen und Geschrei der Religion. Wenn die Frömmigkeit zu Gunsten des Friedens und der Geduld spricht, so predigen sie den Eifer." Karl fühlte sich eben von Gottesgnaden, die Bischöfe lehrten das als sein Recht, und ohne dieses Recht dachte er sich selbst nicht möglich.

Miß Hutchinson sagt in ihren Aufzeichnungen: „Karl machte sich kein Gewissen daraus, seinem Volke etwas zu bewilligen, wovon er entschlossen war, daß es ihn nicht länger verpflichten sollte als sein Vortheil erheischte. Denn er war ein Fürst, der weder Treu noch Glauben, weder Gerechtigkeit noch Großmuth in sich trug. Er war in seinem Eigenwillen der halsstarrigste Mensch, er wollte entweder absoluter König sein oder gar keiner." Miß Hutchinson scheint zu fragen: Dürfen die Könige ungestraft lügen und betrügen? Vor die letzte Alternative gestellt: Absolut oder gar nicht, hat Karl selbst gewählt. Die Thatsachen zogen lediglich die Consequenz.

War irgend ein Mann dazu angethan, seine Gegner zu verbitterten Feinden zu machen und die Feinde zu dem Entschluß zu drängen, endlich mit ihm aufzuräumen, so gewiß Karl Stuart. Er erkannte das Parlament in seinem Rechte an, und erklärte privatim diese Anerkennung für nichtig. Er schmeichelte der independentischen Armee, als er glaubte, sie als Werkzeug benutzen zu können; in dem Briefe an die Königin hießen die ruhmbedeckten Generale „jene Burschen". Oeffentlich entsagte er jeder fremden Hülfe, insgeheim forderte er sie von Frankreich, Dänemark und Lothringen. Oeffentlich leugnete er papistische Soldaten ab, unter der Hand autorisirte er zu deren Anwerbung, gelobte seiner Gemahlin die Papisten zu

dulden und ermächtigte Glamorgan, den Irländern die Anerkennung des Papismus zu versprechen. Oeffentlich wurde Glamorgan getadelt, im Geheimen gelobt. Er trieb ein schnödes Spiel mit dem englischen Protestantismus und vernichtete sich vor Parlament und Armee selbst.

David Hume war durch seine negative Stellung zur Religion gehindert, klar in diesen Dingen zu sehen. Nicht der „Chorrock" hat den König auf's Schaffot gebracht. Allerdings galt ihm die bischöfliche Kirche, der „Chorrock", als die festeste Stütze des souveränen bon plaisir. Aber nicht die durch den „Chorrock" am Tiefsten beleidigten Presbyterianer bereiteten ihm den Tod, sondern die viel toleranteren Indepenbenten, denen die Form der Kirche gleichgültig war, wenn sie nur ihre persönliche Gewissensfreiheit gewahrt wußten. Was den König stürzte, war also nicht der „Chorrock", sondern das neue Princip der Subjectivität, das sich unaufhaltsam und unbarmherzig geltend machte. Wenn Jeder als Christ den Bischof oder den Reverend in sich trug, so war die nothwendige Folge, daß auch Jeder als Bürger auf ein Stück Souveränität oder Königthum Anspruch erhob. Da der König alle Souveränität, auch die über die Kirche, für sich begehrte, so war kein Compromiß mit ihm denkbar, und da die Indepenbenten die Macht hatten, so beseitigten sie den König, den sie als Räuber ihres Gutes betrachteten.

Trotz allem Scharfsinn verfängt sich Hume in einer Oberflächlichkeit. Die persönliche Ansicht, daß alle Religion Unsinn sei, ist kein Maßstab für historische Beurtheilung. Die religiöse Weltanschauung, ob Sinn oder Unsinn, ist Jahrtausende lang das Motiv der menschlichen Handlungen gewesen, und wer den Gläubigen in ihre labyrinthischen Vorstellungsgänge nicht zu folgen versteht, begreift eben nichts von ihrem Thun.

Der beste Beweis hiefür liegt in der Verwunderung Hume's, daß der „Verbrecher" Cromwell bei so „heftigem Ehrgeize und so brennender Schwärmerei" dennoch „so gerecht und mäßig" gehandelt habe!

ist. An den Prinzen von Wales heißt es: „Der höchste Ruhm des Fürsten besteht darin, die wahre Religion und alle Kirchengüter aufrecht zu erhalten; denn ich habe bemerkt, daß der Dämon der Religion sich gewöhnlich in einen Engel der Reform verwandelt und daß die alte Schlange sich in den Schein eines neuen Lebens zu hüllen weiß. Wenn gewisse Menschen fühlen, daß ihr Gewissen sie des Aufruhrs anklagt, so schließen sie ihm den Mund im Namen und Geschrei der Religion. Wenn die Frömmigkeit zu Gunsten des Friedens und der Geduld spricht, so predigen sie den Eifer." Karl fühlte sich eben von Gottesgnaden, die Bischöfe lehrten das als sein Recht, und ohne dieses Recht dachte er sich selbst nicht möglich.

Miß Hutchinson sagt in ihren Aufzeichnungen: „Karl machte sich kein Gewissen daraus, seinem Volke etwas zu bewilligen, wovon er entschlossen war, daß es ihn nicht länger verpflichten sollte als sein Vortheil erheischte. Denn er war ein Fürst, der weder Treu noch Glauben, weder Gerechtigkeit noch Großmuth in sich trug. Er war in seinem Eigenwillen der halsstarrigste Mensch, er wollte entweder absoluter König sein oder gar keiner." Miß Hutchinson scheint zu fragen: Dürfen die Könige ungestraft lügen und betrügen? Vor die letzte Alternative gestellt: Absolut oder gar nicht, hat Karl selbst gewählt. Die Thatsachen zogen lediglich die Consequenz.

War irgend ein Mann dazu angethan, seine Gegner zu verbitterten Feinden zu machen und die Feinde zu dem Entschluß zu drängen, endlich mit ihm aufzuräumen, so gewiß Karl Stuart. Er erkannte das Parlament in seinem Rechte an, und erklärte privatim diese Anerkennung für nichtig. Er schmeichelte der independentischen Armee, als er glaubte, sie als Werkzeug benutzen zu können; in dem Briefe an die Königin hießen die ruhmbedeckten Generale „jene Burschen". Oeffentlich entsagte er jeder fremden Hülfe, insgeheim forderte er sie von Frankreich, Dänemark und Lothringen. Oeffentlich leugnete er papistische Soldaten ab, unter der Hand autorisirte er zu deren Anwerbung, gelobte seiner Gemahlin die Papisten zu

dulden und ermächtigte Glamorgan, den Irländern die Anerkennung des Papismus zu versprechen. Oeffentlich wurde Glamorgan getadelt, im Geheimen gelobt. Er trieb ein schnödes Spiel mit dem englischen Protestantismus und vernichtete sich vor Parlament und Armee selbst.

David Hume war durch seine negative Stellung zur Religion gehindert, klar in diesen Dingen zu sehen. Nicht der „Chorrock" hat den König auf's Schaffot gebracht. Allerdings galt ihm die bischöfliche Kirche, der „Chorrock", als die festeste Stütze des souveränen bon plaisir. Aber nicht die durch den „Chorrock" am Tiefsten beleidigten Presbyterianer bereiteten ihm den Tod, sondern die viel toleranteren Indepenbenten, denen die Form der Kirche gleichgültig war, wenn sie nur ihre persönliche Gewissensfreiheit gewahrt wußten. Was den König stürzte, war also nicht der „Chorrock", sondern das neue Princip der Subjectivität, das sich unaufhaltsam und unbarmherzig geltend machte. Wenn Jeder als Christ den Bischof oder den Reverend in sich trug, so war die nothwendige Folge, daß auch Jeder als Bürger auf ein Stück Souveränität oder Königthum Anspruch erhob. Da der König alle Souveränität, auch die über die Kirche, für sich begehrte, so war kein Compromiß mit ihm denkbar, und da die Indepenbenten die Macht hatten, so beseitigten sie den König, den sie als Räuber ihres Gutes betrachteten.

Trotz allem Scharfsinn verfängt sich Hume in einer Oberflächlichkeit. Die persönliche Ansicht, daß alle Religion Unsinn sei, ist kein Maßstab für historische Beurtheilung. Die religiöse Weltanschauung, ob Sinn oder Unsinn, ist Jahrtausende lang das Motiv der menschlichen Handlungen gewesen, und wer den Gläubigen in ihre labyrinthischen Vorstellungsgänge nicht zu folgen versteht, begreift eben nichts von ihrem Thun.

Der beste Beweis hiefür liegt in der Verwunderung Hume's, daß der „Verbrecher" Cromwell bei so „heftigem Ehrgeize und so brennender Schwärmerei" dennoch „so gerecht und mäßig" gehandelt habe!

Der katholiſche Hiſtoriker der großen Rebellion, Lingard, iſt gerechter gegen Cromwell als der Philoſoph Hume und irgend ein Engländer bis auf Forſter und Carlyle; gerechter als der Proteſtant Guizot in Frankreich und die Proteſtanten Raumer und Dahlmann in Deutſchland, als alle Deutſchen bis auf Ranke, Reinh. Pauli und den Biographen Sträter. Lingard ſagt: „Mir ſcheint er den religiöſen Fanatismus, den er ſo furchtlos zeigte, wirklich empfunden, und ſein erſtes Emporkommen mehr ſeinem Eifer für die Sache und der angebornen Thatkraft, als Abſichten des perſönlichen Eigennutzes verdankt zu haben."

Ueber das Wort „Fanatismus" ließe ſich rechten, wenn man nicht jedes rückſichtsloſe Vorgehen auf Grund einer zur inneren Wahrheit gewordenen Ueberzeugung Fanatismus nennen will. Dem Fanatismus im böſen Sinne des Wortes ſind weſentlich religiöſe, d. h. unklare Vorſtellungen ausgeſetzt, die um ſo wilder in's Gelag hinein zur Handlung treiben, je wichtiger die vermeintlich auf dem Spiele ſtehenden Intereſſen ſind.

Oliver Cromwell iſt eben der umgekehrte Hamlet der reformatoriſchen Periode, der die ſtete Selbſtbeſchauung durch Entſchlüſſe aufhebt; der aufhört, der Sklave ſeines reflectirenden Bewußtſeins zu ſein; der des Gedankens Bläſſe mühſam von ſich abthut und die That in ihre Rechte einſetzt. Er deducirte die Nothwendigkeit der Hinrichtung des Königs nicht nur aus der Bibel und mit der Emphaſe der Propheten, ſondern berief ſich im Geſpräche mit den ſchottiſchen Commiſſären ausdrücklich auf Mariana's Buch vom Königthum und auf die Rechtsphiloſophie des gewaltigen Buchanan. Er vermittelt das religiöſe Phantaſiren mit dem logiſchen Denken. Er bildet den Schluß und Ausgang der geiſtigen Befangenheit, die anderthalb Jahrhunderte gedauert hatte. Auf ſeine Gefahr, wie Jeder, der das Rad der Geſchichte in's Rollen bringt; aber mit welchem Muth, mit welcher Ausdauer, mit welchem hiſtoriſchen Erfolge!

Die Republik auf vier Jahre.

Die Independenten und Republicaner ſtanden am Ziele, die Königsloſigkeit war erreicht. Was für die letztern Princip, war für die erſtern ein einzelner Akt der Gerechtigkeit oder Rache. Dieſe Verſchiedenheit bildete den Samen der Zwietracht zwiſchen ihnen.

Die Republicaner, gering an Zahl, hätten jetzt den Freiſtaat organiſiren, ſich innerhalb der Königsloſigkeit häuslich einrichten mögen. Die Independenten, die aus religiöſem Gewiſſen den König beſeitigt hatten, dachten nicht daran auszuruhen, ſie zogen jetzt die geſellſchaftlichen Conſequenzen aus ihrem Princip der freien Perſönlichkeit. Sich zwiſchen beide zu ſtellen, die Presbyterianer und Royaliſten im Nacken, war eine furchtbare Aufgabe.

Die erſten Schritte wurden noch gemeinſam gethan. Während die Getreuen den enthaupteten König zu Windſor beiſetzten, ſchaffte das Parlament das Königthum als „unnütz, läſtig und gefährlich für Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes“ ab, und bedrohte Jeden mit dem Tode, „der die Nachkommen der Stuarts wieder auf den Thron zu bringen verſuche“. Am 6. Februar folgte dem Königthum das Haus der Lords, das ſich in der Kataſtrophe ſchon ſelbſt beſeitigt hatte. Cromwell ſtimmte gegen die Aufhebung der Lords! Niemand zwang ihn dazu, eher im Gegentheil.

Am 9. März folgten ihrem König auf dem Schaffot der Herzog von Hamilton, Graf Holland, Lord Capel. Ein neuer

Hoher Justizhof hatte sie verurtheilt, das Parlament bestätigte, während es vier Angeklagte begnadigte. Hamilton war der wetterwendische Schotte, der zuletzt die schottische Armee gegen England commandirt hatte; Graf Holland war zum Könige übergegangen; Lord Capel hatte im Langen Parlament zuerst Beschwerden vorgebracht und war später abgefallen. Er drapirte sich muthig vor dem Tode, sagt Whitelocke.

Das stolze Parlament von 1640! Mit 506 Mitgliedern hatte es seinen Einzug in Westminster und in die Geschichte gehalten; nach des Königs Tode tröpfelten noch 77 zusammen. Als die Zahl durch Neuwahlen auf 150 gebracht war, erschien selten die Hälfte, meist nur ein Drittel. Der neugeschaffene Staatsrath der Republik zählte fast eben so viele Mitglieder, nämlich 42. John Milton, der vielbewährte Publicist, der getreue Spiegel der Indepenbenten-Bewegung in den 40er Jahren, der Religionsphilosoph der „Reformation der Reformation", zugleich classisch gebildet, todter und lebender Sprachen Meister, wurde Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten und Sprachen und lieferte gleich sein Probestück in einem Schreiben nach Hamburg. Der Staatsrath ließ ein neues Siegel anfertigen: die Karte von England und Irland mit den beiden Wappen auf einer Seite, auf der andern das Haus der Gemeinen in voller Sitzung! Darunter die Legende: „Das erste Jahr der Freiheit durch Gottes Segen". Der Schwerpunkt lag offenbar im Staatsrath. Wer hielt den Staatsrath zusammen? Ein Mann, der immer mehr ganz England bedeutete.

Die eigentlich religiösen Hallucinationen hatten ihre Bedeutung hinter sich, die ihnen nur durch den presbyterianischen Druck des Unterhauses gegeben worden. Es handelte sich jetzt nicht um die „Antinomisten", die das Moralgesetz für erledigt erklärten; nicht um die „Familisten", welche die Sündlosigkeit der mit dem Herrn zu einer Familie vereinten Erwählten lehrten; nicht um die „Rosenkreuzer", deren Doctrin von Deutschland herstammte. Ohne actuale Bedeutung blieb so-

gar ein Visionär wie der ehemalige Cromwell'sche Reiter James Naylor, der mit Pranger, Geißelung und Zuchthaus bestraft wurde, weil er im Geleite von Hosiannah singenden Männern und Frauen mitten im Platzregen als „Friedensfürst" und „König von Israel" durch die Straßen von Bristol zog. Wichtig, brennend, gestaltete sich erst der entfesselte Subjectivismus, als er sich ins Politische und Sociale übersetzte. Der unverwüstliche John Lilburn protestirte im heftigsten Demokratenton gegen die Privilegien des neuen Staatsraths und das eingesetzte Obergericht. „Englands neue Ketten entdeckt" und „das Fuchsprellen", so lauteten die Titel seiner Flugschriften. Am 29. März wanderten die Oberstlieutenants Lilburn und Overton nebst Anderen in den Tower. Als die Soldaten des Regimentes Whalley meuterten und sich weigerten nach Irland zu gehen, griff Cromwell durch und ließ den braven Lockyer, einen Soldaten von 23 Jahren, der schon 7 Jahre gedient hatte, kriegsgerichtlich erschießen. Aber der Leichenzug selbst nahm eine verdächtige Miene an; das Begräbniß wurde zur Demonstration.

John Lilburn ruhte auch im Tower, wo er übrigens in milder Obhut des Lieutenants lebte, keinen Augenblick. Am 1. Mai erschien von ihm ein ganzer Verfassungs-Entwurf sammt der Liste der nothwendigen organischen Gesetze unter dem Titel: „Eine Vereinbarung des Volkes zu einem festen und augenblicklichen Frieden auff Grund des gemeinen Rechts". Kein Mensch soll mit dem Parlament die souveräne Gewalt theilen. Dieses wird alle zwei Jahre nach Maßgabe der Bevölkerung gewählt. Die christliche Religion wird unter Gottes Beistand zur Reinheit der Lehre, des Cultus und der Zucht reformirt, gemäß dem göttlichen Wort. Das Volk wird öffentlich, ohne Zwang, darin unterrichtet; die Geistlichkeit auf Staatskosten unterhalten; die Zehnten sind abgeschafft; Papismus und Episkopalcultus werden nicht geduldet, aber auch die Strafgesetze hören auf. Die Steuer wird gleichmäßig vertheilt. Kein Mensch darf wegen Schulden eingekerkert, zum

Militärdienſt gezwungen, noch wegen der Religion von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen werden. In den Grafſchaften wird das Volk ſämmtliche Magiſtratsperſonen frei ernennen. Die Geſetze, für alle gleich, wie die Gewiſſensfreiheit, werden in einem einfachen Codex zuſammengeſtellt.

Welche verfrühte Weisheit in dieſem hitzköpfigen Soldaten, den man einen Leveller oder Gleichmacher nannte, weil er das Princip der Herrſchaft, um die ſich bis dahin die Parteien — König, Presbyterianer, Armee und Independenten — geſtritten, aus der Welt zu ſchaffen und durch eine demokratiſche Selbſtregierung des Volkes zu erſetzen meinte!

Cromwell, der wie alle zur Gewalt Gekommenen die Pflicht der Gewalt zu empfinden begann, nämlich zu conſerviren, äußerte ſich über den Geiſt, der ſtets verneinte, dahin: John Lilburn müſſe ſtets irgend Jemanden bekämpfen; fände er Keinen mehr, ſo würde er ſich ſelbſt theilen, und John wider Lilburn, Lilburn wider John ſein. Unterdeſſen verordnete er ihm ſtrengere Haft. Als Lilburn's ehemaliges Regiment meuterte, ließ er 14 herausgreifen, drei zum Tode verurtheilen und Einen davon ſtandrechtlich erſchießen. Es ſollte ein Ziel geſetzt werden. Der Obercommandirende Fairfax drohte mit den ſtrengſten Strafen gegen Inſubordination. Da veröffentlichte Capitän Thomſon in Oxfordſhire das Programm der Rebellion: „Das Banner Englands rückt an.“ Man ſoll dem Lilburn keinen Finger krümmen! Cromwell rückt aus, überfällt die Meuterer, Capitän Thomſon fällt für die demokratiſche Republik, ein Cornet und zwei Corporale werden erſchoſſen.

Gegen die letzte Conſequenz des Levellerthums wehrte ſich ſelbſt der radicale John Lilburn. Er beſchränkte ſich auf die politiſche Gleichheit und ließ die ſociale oder Eigenthumsfrage auf ſich beruhen. Wer aber dem Wehen des befremdenden Geiſtes in dieſer tief erregten Zeit aufmerkſam lauſcht, dem kann es nicht entgehen, daß unter der Oberfläche, auf welcher die Fragen: Königthum oder Republik, geſchloſſene Staats-

kirche oder freie Glaubensgenossenschaft, so lärmend und so blutig verhandelt wurden, die Haupt- und Grundfrage als causa prima arbeitete. Freilich war das Bewußtsein von diesem tiefinnersten Grunde ein lediglich instinctives, seine Aeußerungen kamen auf eine Caricatur hinaus. Und das grade bildet die erschütternde Tragik jener wie auch noch der spätern Zeit, daß die besten Köpfe und gesundesten Herzen vor lauter Religion und Theologie, selbst im Kampfe gegen diese, nicht zum klaren Einblick in die reale Natur der Dinge und Verhältnisse gelangten.

Die normannische Eroberung des 11. Jahrhunderts war eine große Confiscation des englischen Grundes und Bodens gewesen. Das Doomesday-Book ist das riesigste Monument der Expropriation im Großen und der classischen Bedeutung des Krieges, der stets, wenn auch oft nur indirect oder versteckt, auf Eroberung, d. i. Plünderung ausgeht. Dennoch war der agrarische Zustand Englands bis tief ins 15. Jahrhundert hinein unvergleichlich besser als später, namentlich im 17. Jahrhundert, und, fügen wir gleich hinzu, im 17. unendlich besser, als im 18. und 19.

Man macht sich eine ganz falsche Vorstellung von der Vergangenheit Englands, wenn man hört, daß gegenwärtig der eigentliche Grundbesitz sich auf 30,000 Familien vertheile. Das ganze Mittelalter ließ einen zahlreichen Bauernstand mit mittlerem und kleinem Besitz bestehen, wenn die Besitzer auch nach feudalem Rechte tributpflichtig waren. Ferner reservirte der Staat erbweislich immer große Strecken von Ländereien zum Besten des Volkes. Außer dem Lehen oder Afterlehen hatte der Bauer Theil am Gemeindelande und Gemeindewalde, also ein Weide- und Holzungsrecht.

Der Engländer Syme in seinem lehrreichen Werke über „die ackerbautreibenden Classen Englands" sagt uns, daß noch im 15. Jahrhundert England in ganz Europa bewundert war wegen der großen Zahl seiner Grundbesitzer und seines darauf begründeten Wohlstandes. Ja, noch am Ende des

17ten Jahrhunderts, zur Zeit des Oraniers, zählte England nach Gregory King 40,000 Familien im höheren und 140,000 im niedern Grundbesitz, ohne die 16,500 Familien adliger Eigenthümer mitzuzählen; wogegen heute die Hälfte des englischen Bodens 150 Familien gehört und in Schottland gar $19^1/_2$ Mill. Hektaren von 12 Eigenthümern besessen werden!

Schon vor Ablauf des 15 Jahrhunderts änderten sich die Dinge. Bisher war man in England wohlhabend gewesen, ohne reich zu sein. Man lebte aus dem Eigenen, aber man häufte nicht in Form des Tauschwerthes auf. Als aber die flandrische Wollmanufactur stets stärkere Nachfrage nach englischer Wolle erhob, erwachte bei den Grundbesitzern die Begierde nach Reichthum. Es galt jetzt Wolle zu züchten, und da war es vortheilhafter, Weideplätze zu haben als Kornfelder. Weideplätze erfordern geringere Arbeit als der Ackerbau, und Weideplätze tragen am Meisten, je ausgedehnter sie sind. So wurden allmählich der Hände weniger gebraucht und der kleine Grundbesitz vom großen aufgesogen.

Der normannische Adel existirte nicht mehr, der neugebackene war geldgierig, vertrieb die Hintersassen massenhaft von seinen Gütern, und griff in ebenso wenig berechtigter Weise den Gemeindeboden an. Die Klagen über beide Proceduren, das Bauernschlachten und die Aufhebung der Bauernrechte, wurden schon Ende des 15. Jahrhunderts laut. Heinrich VII. erließ 1489 ein Gesetz, welches den für unsere Zeit unbegreiflichen Satz aufstellte: Grund und Boden sei nicht lediglich zum Vortheil der Eigenthümer vorhanden; sie dürften ihn nicht zum Schaden ihrer Mitmenschen ausbeuten. Unter Androhung hoher Geldstrafen wurde befohlen, daß ein bestimmter Theil des Bodens dem Ackerbau verbleibe. Ebenso untersagte das Gesetz, Bauernhäuser, zu denen ein gewisses Areal gehöre, niederzureißen. Heinrich Lancaster hieß nicht umsonst der „König der kleinen Leute". Die Reformation mit ihrem großen Besitzwechsel, ihren Confiscationen und ihrem Günstlingswesen war dem kleinen Mann sehr ungünstig, und die

Entdeckung der amerikaniſchen Silberminen, die ſich allmählich geltend machte, brachte den Tauſchwerth und deſſen Anhäufung erſt recht in Schwang.

Durch die Aufhebung der Klöſter verfielen große Landſtrecken dem Schickſale des feudalen Bodens; die neuen Eigenthümer reſpectirten kein Herkommen, vertrieben die Colonen und Köther und jagten eine Menge Volkes heimaths- und erwerbslos ins Land. Gegen dieſe ganz Schuldloſen, die von der ökonomiſchen Wandlung ganz allein erzeugten „Vagabunden", wütheten dann neue Geſetze mit Auspeitſchung, Staupenſchlag, Brandmarkung, ja mit der Todesſtrafe! Hier haben wir die drei Quellen des früher unbekannten Proletariats, welches die ſchwere Sorge der Eliſabethiſchen Regierung und der Anlaß zur Armengeſetzgebung wurde: Ausgekaufte, vertriebene und durch die Schafzucht überflüſſige Bauern. Die angelſächſiſchen Vaganten lebten nothgedrungen von Wilddieberei und Straßenraub. Ihr echter National- und Claſſenheld war Robin Hood. Die Anſiedelungsakte duldete keinen 3jährigen Aufenthalt der Vagabunden, damit kein Anſpruch auf Gemeinderecht erwachſe. Eliſabeth ließ die Haus- und Hofloſen auspeitſchen, ihr Nachfolger Jakob ſie hängen. Die Armuth war ein Laſter. Und ſchon damals erwiderten die Eigenthümer auf die gegen ſie erhobenen Vorwürfe: Wir können doch mit unſerm Eigenthum machen was wir wollen! Heinrich VII. ſagte ihnen das Gegentheil. Heinrich VIII., der an der Verſchlimmerung der Dinge großentheils Schuld war, wiederholte dennoch die Verbote ſeines Vaters und unterſagte durch ein Decret, mehr als zwei Güter und 2000 Schafe zu beſitzen. Aber das ſeit dem 15. Jahrhundert überall hindringende römiſche Recht legte der Gewinn- und Geldſucht den Satz in die Hand: Eigenthum iſt das Recht des Gebrauchs und Mißbrauchs (jus utendi ac abutendi).

Im 17. Jahrhundert gab es, wie wir ſahen, noch 180,000 nichtadlige mittlere und kleine Grundbeſitzer. Dieſe ſelbſtän-

digen Leute, welche noch zahlreicher waren als die Pächter, bildeten mit den Handwerkern der Städte den Mittelstand und Kern der Nation. Auf jene Yeomen oder Freisassen stützte sich Oliver Cromwell, unter ihnen recrutirte er seine heiligen Schwadronen, aus ihnen ging die independentische Republik hervor. Auf der scharfgezogenen Gränze zwischen annectirendem und einhägendem Großgrundbesitz und dem durch die Enclosures oder Einhägungen immer wachsenden Landproletariate schlug er seine Zelte auf. Mit jedem weitern Jahrzehnt wäre seine Schöpfung schwieriger, ja unmöglicher geworden; denn in den zwei Jahrhunderten von 1670 bis 1867 sind den englischen Gemeinden 9 Millionen Acker Landes weggenommen und vom Großbesitz eingehägt worden. Das machte den selbständigen Kleinbesitz und die auskömmliche Existenz der Feldarbeiter immer zweifelhafter, bis endlich in unsern Tagen der Cottager das vollendete Bild materiellen und folglich auch moralischen Elends darstellt. Die Flüssigkeit jener Gränze, die sich durch keine Ueberzeugungstreue festbannen ließ, zwingt uns zur Anerkennung des Cromwell'schen Heroismus, aber auch zur Einsicht in die Vergeblichkeit seines heldenhaften Mühens. Ja, es will uns einleuchten, daß keine Republik irgend eine Bürgschaft der Dauer haben könne, so lange die ökonomische Grundlage der Gesellschaft flugsandartig hin und her wogt.

Sagen wir zur Ergänzung der Ackerbauverhältnisse ein Wort vom städtischen Handwerk, welches sich selbstverständlich dem allgemeinen monopolistischen Drange nicht zu entziehen vermochte. Dasselbe Vorurtheil, welches den mittelalterlichen Grundbesitz und Ackerbau umnebelt, waltet auch in Bezug auf die Handwerkerzünfte vor. Weil wir die Entartung des Zunftwesens der französischen Revolution mit Recht verfallen sahen, weil wir selbst nur die schäbigen Ueberbleibsel dieses Wesens kennen lernten, so sind die Meisten mit ihrem Urtheil über ein schädliches und albernes Monopol rasch fertig. Da hat nun

Lujo Brentano,*) ein Schüler Engels, allen die es wollten, trefflich den Staar gestochen. Erst im 15. Jahrhundert schlich sich das Monopol in das Zunftwesen ein, während die mittelalterliche Zunft eine freie Genossenschaft von Gleichen zu Schutz und Trutz gebildet hatte. Erst jetzt machten sich Capital und Familienverbindungen bei der Aufnahme geltend. Heinrich VII. verbot zu Anfang des 16. Jahrhunderts vergebens den Vorstehern, auf eigene Faust „neue Gesetze und Ordnungen über den Waarenpreis und andere Dinge zu ihrem eigenen Vortheile zu erlassen". Heinrich VIII. mußte das auf 40 Schillinge erhöhte Eintrittsgeld der Lehrlinge auf 2 sh. 6 d. beim Eintritt und auf 3 sh. 4 d. beim Austritt ermäßigen. 1536 erließ derselbe König ein scharfes Gesetz gegen das unberechtigte Streben der Zunftmeister, sich die Concurrenz der Lehrlinge vom Halse zu halten. Wie wenig das half, geht aus der Nachricht hervor, daß unter Jakob I. von 20 bis 100 Pfd. St. für die Aufnahme des Lehrlings gefordert wurden und daß gegen Ende des Jahrhunderts die Preise auf 500—800 Pfd. stiegen! Cromwell mußte den Specereihändlern gestatten, 30 Pfd. zu erheben. Auch die Erblichkeit des Handwerks datirt erst aus dem 17. Jahrhundert. Wenn Chaucer im 14. Jahrhundert die Gilden „große und feierliche Bruderschaften" nannte, so bezeichnete sie schon vor der englischen Revolution Francis Bacon als „Bruderschaften im Bösen".

Das Coteriewesen hielt seinen Einzug. Der Geselle durfte nicht verheirathet sein, der Meister mußte es sein oder doch gleich seine Braut, am Besten aus der Sippe, dem Urtheil der Zunftherren unterwerfen. Das Familienmonopol wurde zur Macht in der Zunft. In Folge davon kam ein Classenunterschied innerhalb der bisher Freien und Gleichen auf; es gab eine livery, reiche Meister, householders, die übrigen, und Arbeiter, freemen, yeomen, bacchelors. Die Verwaltung der

*) Vergl. Lujo Brentano: „Die Arbeitergilden der Gegenwart". Erster Band: „Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine". Leipzig 1871.

Der katholische Historiker der großen Rebellion, Lingard, ist gerechter gegen Cromwell als der Philosoph Hume und irgend ein Engländer bis auf Forster und Carlyle; gerechter als der Protestant Guizot in Frankreich und die Protestanten Raumer und Dahlmann in Deutschland, als alle Deutschen bis auf Ranke, Reinh. Pauli und den Biographen Sträter. Lingard sagt: „Mir scheint er den religiösen Fanatismus, den er so furchtlos zeigte, wirklich empfunden, und sein erstes Emporkommen mehr seinem Eifer für die Sache und der angebornen Thatkraft, als Absichten des persönlichen Eigennutzes verdankt zu haben."

Ueber das Wort „Fanatismus" ließe sich rechten, wenn man nicht jedes rücksichtslose Vorgehen auf Grund einer zur inneren Wahrheit gewordenen Ueberzeugung Fanatismus nennen will. Dem Fanatismus im bösen Sinne des Wortes sind wesentlich religiöse, d. h. unklare Vorstellungen ausgesetzt, die um so wilder in's Gelag hinein zur Handlung treiben, je wichtiger die vermeintlich auf dem Spiele stehenden Interessen sind.

Oliver Cromwell ist eben der umgekehrte Hamlet der reformatorischen Periode, der die stete Selbstbeschauung durch Entschlüsse aufhebt; der aufhört, der Sklave seines reflectirenden Bewußtseins zu sein; der des Gedankens Bläße mühsam von sich abthut und die That in ihre Rechte einsetzt. Er deducirte die Nothwendigkeit der Hinrichtung des Königs nicht nur aus der Bibel und mit der Emphase der Propheten, sondern berief sich im Gespräche mit den schottischen Commissären ausdrücklich auf Mariana's Buch vom Königthum und auf die Rechtsphilosophie des gewaltigen Buchanan. Er vermittelt das religiöse Phantasiren mit dem logischen Denken. Er bildet den Schluß und Ausgang der geistigen Befangenheit, die anderthalb Jahrhunderte gedauert hatte. Auf seine Gefahr, wie Jeder, der das Rad der Geschichte in's Rollen bringt; aber mit welchem Muth, mit welcher Ausdauer, mit welchem historischen Erfolge!

Die Republik auf vier Jahre.

Die Independenten und Republicaner ſtanden am Ziele, die Königsloſigkeit war erreicht. Was für die letztern Princip, war für die erſtern ein einzelner Akt der Gerechtigkeit oder Rache. Dieſe Verſchiedenheit bildete den Samen der Zwietracht zwiſchen ihnen.

Die Republicaner, gering an Zahl, hätten jetzt den Freiſtaat organiſiren, ſich innerhalb der Königsloſigkeit häuslich einrichten mögen. Die Independenten, die aus religiöſem Gewiſſen den König beſeitigt hatten, dachten nicht daran auszuruhen, ſie zogen jetzt die geſellſchaftlichen Conſequenzen aus ihrem Princip der freien Perſönlichkeit. Sich zwiſchen beide zu ſtellen, die Presbyterianer und Royaliſten im Nacken, war eine furchtbare Aufgabe.

Die erſten Schritte wurden noch gemeinſam gethan. Während die Getreuen den enthaupteten König zu Windſor beiſetzten, ſchaffte das Parlament das Königthum als „unnütz, läſtig und gefährlich für Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes“ ab, und bedrohte Jeden mit dem Tode, „der die Nachkommen der Stuarts wieder auf den Thron zu bringen verſuche“. Am 6. Februar folgte dem Königthum das Haus der Lords, das ſich in der Kataſtrophe ſchon ſelbſt beſeitigt hatte. Cromwell ſtimmte gegen die Aufhebung der Lords! Niemand zwang ihn dazu, eher im Gegentheil.

Am 9. März folgten ihrem König auf dem Schaffot der Herzog von Hamilton, Graf Holland, Lord Capel. Ein neuer

Hoher Justizhof hatte sie verurtheilt, das Parlament bestätigte, während es vier Angeklagte begnadigte. Hamilton war der wetterwendische Schotte, der zuletzt die schottische Armee gegen England commandirt hatte; Graf Holland war zum Könige übergegangen; Lord Capel hatte im Langen Parlament zuerst Beschwerden vorgebracht und war später abgefallen. Er drapirte sich muthig vor dem Tode, sagt Whitelocke.

Das stolze Parlament von 1640! Mit 506 Mitgliedern hatte es seinen Einzug in Westminster und in die Geschichte gehalten; nach des Königs Tode tröpfelten noch 77 zusammen. Als die Zahl durch Neuwahlen auf 150 gebracht war, erschien selten die Hälfte, meist nur ein Drittel. Der neugeschaffene Staatsrath der Republik zählte fast eben so viele Mitglieder, nämlich 42. John Milton, der vielbewährte Publicist, der getreue Spiegel der Independenten-Bewegung in den 40er Jahren, der Religionsphilosoph der „Reformation der Reformation", zugleich classisch gebildet, todter und lebender Sprachen Meister, wurde Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten und Sprachen und lieferte gleich sein Probestück in einem Schreiben nach Hamburg. Der Staatsrath ließ ein neues Siegel anfertigen: die Karte von England und Irland mit den beiden Wappen auf einer Seite, auf der andern das Haus der Gemeinen in voller Sitzung! Darunter die Legende: „Das erste Jahr der Freiheit durch Gottes Segen". Der Schwerpunkt lag offenbar im Staatsrath. Wer hielt den Staatsrath zusammen? Ein Mann, der immer mehr ganz England bedeutete.

Die eigentlich religiösen Hallucinationen hatten ihre Bedeutung hinter sich, die ihnen nur durch den presbyterianischen Druck des Unterhauses gegeben worden. Es handelte sich jetzt nicht um die „Antinomisten", die das Moralgesetz für erledigt erklärten; nicht um die „Familisten", welche die Sündlosigkeit der mit dem Herrn zu einer Familie vereinten Erwählten lehrten; nicht um die „Rosenkreuzer", deren Doctrin von Deutschland herstammte. Ohne actuale Bedeutung blieb so-

gar ein Visionär wie der ehemalige Cromwell'sche Reiter James Naylor, der mit Pranger, Geißelung und Zuchthaus bestraft wurde, weil er im Geleite von Hosiannah singenden Männern und Frauen mitten im Platzregen als „Friedensfürst" und „König von Israel" durch die Straßen von Bristol zog. Wichtig, brennend, gestaltete sich erst der entfesselte Subjectivismus, als er sich ins Politische und Sociale übersetzte. Der unverwüstliche John Lilburn protestirte im heftigsten Demokratenton gegen die Privilegien des neuen Staatsraths und das eingesetzte Obergericht. „Englands neue Ketten entdeckt" und „das Fuchsprellen", so lauteten die Titel seiner Flugschriften. Am 29. März wanderten die Oberstlieutenants Lilburn und Overton nebst Anderen in den Tower. Als die Soldaten des Regimentes Whalley meuterten und sich weigerten nach Irland zu gehen, griff Cromwell durch und ließ den braven Lockyer, einen Soldaten von 23 Jahren, der schon 7 Jahre gedient hatte, kriegsgerichtlich erschießen. Aber der Leichenzug selbst nahm eine verdächtige Miene an; das Begräbniß wurde zur Demonstration.

John Lilburn ruhte auch im Tower, wo er übrigens in milder Obhut des Lieutenants lebte, keinen Augenblick. Am 1. Mai erschien von ihm ein ganzer Verfassungs-Entwurf sammt der Liste der nothwendigen organischen Gesetze unter dem Titel: „Eine Vereinbarung des Volkes zu einem festen und augenblicklichen Frieden auff Grund des gemeinen Rechts". Kein Mensch soll mit dem Parlament die souveräne Gewalt theilen. Dieses wird alle zwei Jahre nach Maßgabe der Bevölkerung gewählt. Die christliche Religion wird unter Gottes Beistand zur Reinheit der Lehre, des Cultus und der Zucht reformirt, gemäß dem göttlichen Wort. Das Volk wird öffentlich, ohne Zwang, darin unterrichtet; die Geistlichkeit auf Staatskosten unterhalten; die Zehnten sind abgeschafft; Papismus und Episkopalcultus werden nicht geduldet, aber auch die Strafgesetze hören auf. Die Steuer wird gleichmäßig vertheilt. Kein Mensch darf wegen Schulden eingekerkert, zum

Militärdienſt gezwungen, noch wegen der Religion von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen werden. In den Grafſchaften wird das Volk ſämmtliche Magiſtratsperſonen frei ernennen. Die Geſetze, für alle gleich, wie die Gewiſſensfreiheit, werden in einem einfachen Codex zuſammengeſtellt.

Welche verfrühte Weisheit in dieſem hitzköpfigen Soldaten, den man einen Leveller oder Gleichmacher nannte, weil er das Princip der Herrſchaft, um die ſich bis dahin die Parteien — König, Presbyterianer, Armee und Independenten — geſtritten, aus der Welt zu ſchaffen und durch eine demokratiſche Selbſtregierung des Volkes zu erſetzen meinte!

Cromwell, der wie alle zur Gewalt Gekommenen die Pflicht der Gewalt zu empfinden begann, nämlich zu conſerviren, äußerte ſich über den Geiſt, der ſtets verneinte, dahin: John Lilburn müſſe ſtets irgend Jemanden bekämpfen; fände er Keinen mehr, ſo würde er ſich ſelbſt theilen, und John wider Lilburn, Lilburn wider John ſein. Unterdeſſen verordnete er ihm ſtrengere Haft. Als Lilburn's ehemaliges Regiment meuterte, ließ er 14 herausgreifen, drei zum Tode verurtheilen und Einen davon ſtandrechtlich erſchießen. Es ſollte ein Ziel geſetzt werden. Der Obercommandirende Fairfax drohte mit den ſtrengſten Strafen gegen Inſubordination. Da veröffentlichte Capitän Thomſon in Oxfordſhire das Programm der Rebellion: „Das Banner Englands rückt an.“ Man ſoll dem Lilburn keinen Finger krümmen! Cromwell rückt aus, überfällt die Meuterer, Capitän Thomſon fällt für die demokratiſche Republik, ein Cornet und zwei Corporale werden erſchoſſen.

Gegen die letzte Conſequenz des Levellerthums wehrte ſich ſelbſt der radicale John Lilburn. Er beſchränkte ſich auf die politiſche Gleichheit und ließ die ſociale oder Eigenthumsfrage auf ſich beruhen. Wer aber dem Wehen des befremdenden Geiſtes in dieſer tief erregten Zeit aufmerkſam lauſcht, dem kann es nicht entgehen, daß unter der Oberfläche, auf welcher die Fragen: Königthum oder Republik, geſchloſſene Staats-

kirche oder freie Glaubensgenossenschaft, so lärmend und so blutig verhandelt wurden, die Haupt- und Grundfrage als causa prima arbeitete. Freilich war das Bewußtsein von diesem tiefinnersten Grunde ein lediglich instinctives, seine Aeußerungen kamen auf eine Caricatur hinaus. Und das grade bildet die erschütternde Tragik jener wie auch noch der spätern Zeit, daß die besten Köpfe und gesundesten Herzen vor lauter Religion und Theologie, selbst im Kampfe gegen diese, nicht zum klaren Einblick in die reale Natur der Dinge und Verhältnisse gelangten.

Die normannische Eroberung des 11. Jahrhunderts war eine große Confiscation des englischen Grundes und Bodens gewesen. Das Doomesday-Book ist das riesigste Monument der Expropriation im Großen und der classischen Bedeutung des Krieges, der stets, wenn auch oft nur indirect oder versteckt, auf Eroberung, d. i. Plünderung ausgeht. Dennoch war der agrarische Zustand Englands bis tief ins 15. Jahrhundert hinein unvergleichlich besser als später, namentlich im 17. Jahrhundert, und, fügen wir gleich hinzu, im 17. unendlich besser, als im 18. und 19.

Man macht sich eine ganz falsche Vorstellung von der Vergangenheit Englands, wenn man hört, daß gegenwärtig der eigentliche Grundbesitz sich auf 30,000 Familien vertheile. Das ganze Mittelalter ließ einen zahlreichen Bauernstand mit mittlerem und kleinem Besitz bestehen, wenn die Besitzer auch nach feudalem Rechte tributpflichtig waren. Ferner reservirte der Staat erbweislich immer große Strecken von Ländereien zum Besten des Volkes. Außer dem Lehen oder Afterlehen hatte der Bauer Theil am Gemeindelande und Gemeindewalde, also ein Weide- und Holzungsrecht.

Der Engländer Syme in seinem lehrreichen Werke über „die ackerbautreibenden Classen Englands" sagt uns, daß noch im 15. Jahrhundert England in ganz Europa bewundert war wegen der großen Zahl seiner Grundbesitzer und seines darauf begründeten Wohlstandes. Ja, noch am Ende des

17ten Jahrhunderts, zur Zeit des Oraniers, zählte England nach Gregory King 40,000 Familien im höheren und 140,000 im niedern Grundbesitz, ohne die 16,500 Familien adliger Eigenthümer mitzuzählen; wogegen heute die Hälfte des englischen Bodens 150 Familien gehört und in Schottland gar $19^1/_2$ Mill. Hektaren von 12 Eigenthümern besessen werden!

Schon vor Ablauf des 15 Jahrhunderts änderten sich die Dinge. Bisher war man in England wohlhabend gewesen, ohne reich zu sein. Man lebte aus dem Eigenen, aber man häufte nicht in Form des Tauschwerthes auf. Als aber die flandrische Wollmanufactur stets stärkere Nachfrage nach englischer Wolle erhob, erwachte bei den Grundbesitzern die Begierde nach Reichthum. Es galt jetzt Wolle zu züchten, und da war es vortheilhafter, Weideplätze zu haben als Kornfelder. Weideplätze erfordern geringere Arbeit als der Ackerbau, und Weideplätze tragen am Meisten, je ausgedehnter sie sind. So wurden allmählich der Hände weniger gebraucht und der kleine Grundbesitz vom großen aufgesogen.

Der normannische Adel existirte nicht mehr, der neugebackene war geldgierig, vertrieb die Hintersassen massenhaft von seinen Gütern, und griff in ebenso wenig berechtigter Weise den Gemeindeboden an. Die Klagen über beide Proceduren, das Bauernschlachten und die Aufhebung der Bauernrechte, wurden schon Ende des 15. Jahrhunderts laut. Heinrich VII. erließ 1489 ein Gesetz, welches den für unsere Zeit unbegreiflichen Satz aufstellte: Grund und Boden sei nicht lediglich zum Vortheil der Eigenthümer vorhanden; sie dürften ihn nicht zum Schaden ihrer Mitmenschen ausbeuten. Unter Androhung hoher Geldstrafen wurde befohlen, daß ein bestimmter Theil des Bodens dem Ackerbau verbleibe. Ebenso untersagte das Gesetz, Bauernhäuser, zu denen ein gewisses Areal gehöre, niederzureißen. Heinrich Lancaster hieß nicht umsonst der „König der kleinen Leute". Die Reformation mit ihrem großen Besitzwechsel, ihren Confiscationen und ihrem Günstlingswesen war dem kleinen Mann sehr ungünstig, und die

Entdeckung der amerikaniſchen Silberminen, die ſich allmählich geltend machte, brachte den Tauſchwerth und deſſen Anhäufung erſt recht in Schwang.

Durch die Aufhebung der Klöſter verfielen große Landſtrecken dem Schickſale des feudalen Bodens; die neuen Eigenthümer reſpectirten kein Herkommen, vertrieben die Colonen und Köther und jagten eine Menge Volkes heimaths- und erwerbslos ins Land. Gegen dieſe ganz Schuldloſen, die von der ökonomiſchen Wandlung ganz allein erzeugten „Vagabunden", wütheten dann neue Geſetze mit Auspeitſchung, Staupenſchlag, Brandmarkung, ja mit der Todesſtrafe! Hier haben wir die drei Quellen des früher unbekannten Proletariats, welches die ſchwere Sorge der Eliſabethiſchen Regierung und der Anlaß zur Armengeſetzgebung wurde: Ausgekaufte, vertriebene und durch die Schafzucht überflüſſige Bauern. Die angelſächſiſchen Vaganten lebten nothgedrungen von Wilddieberei und Straßenraub. Ihr echter National- und Claſſenheld war Robin Hood. Die Anſiedelungsakte duldete keinen 3jährigen Aufenthalt der Vagabunden, damit kein Anſpruch auf Gemeinderecht erwachſe. Eliſabeth ließ die Haus- und Hofloſen auspeitſchen, ihr Nachfolger Jakob ſie hängen. Die Armuth war ein Laſter. Und ſchon damals erwiderten die Eigenthümer auf die gegen ſie erhobenen Vorwürfe: Wir können doch mit unſerm Eigenthum machen was wir wollen! Heinrich VII. ſagte ihnen das Gegentheil. Heinrich VIII., der an der Verſchlimmerung der Dinge großentheils Schuld war, wiederholte dennoch die Verbote ſeines Vaters und unterſagte durch ein Decret, mehr als zwei Güter und 2000 Schafe zu beſitzen. Aber das ſeit dem 15. Jahrhundert überall hindringende römiſche Recht legte der Gewinn- und Geldſucht den Satz in die Hand: Eigenthum iſt das Recht des Gebrauchs und Mißbrauchs (jus utendi ac abutendi).

Im 17. Jahrhundert gab es, wie wir ſahen, noch 180,000 nichtadlige mittlere und kleine Grundbeſitzer. Dieſe ſelbſtän-

digen Leute, welche noch zahlreicher waren als die Pächter, bildeten mit den Handwerkern der Städte den Mittelstand und Kern der Nation. Auf jene Yeomen oder Freisassen stützte sich Oliver Cromwell, unter ihnen recrutirte er seine heiligen Schwadronen, aus ihnen ging die independentische Republik hervor. Auf der scharfgezogenen Gränze zwischen annectirendem und einhägendem Großgrundbesitz und dem durch die Enclosures oder Einhägungen immer wachsenden Landproletariate schlug er seine Zelte auf. Mit jedem weitern Jahrzehnt wäre seine Schöpfung schwieriger, ja unmöglicher geworden; denn in den zwei Jahrhunderten von 1670 bis 1867 sind den englischen Gemeinden 9 Millionen Acker Landes weggenommen und vom Großbesitz eingehägt worden. Das machte den selbständigen Kleinbesitz und die auskömmliche Existenz der Feldarbeiter immer zweifelhafter, bis endlich in unsern Tagen der Cottager das vollendete Bild materiellen und folglich auch moralischen Elends darstellt. Die Flüssigkeit jener Gränze, die sich durch keine Ueberzeugungstreue festbannen ließ, zwingt uns zur Anerkennung des Cromwell'schen Heroismus, aber auch zur Einsicht in die Vergeblichkeit seines heldenhaften Mühens. Ja, es will uns einleuchten, daß keine Republik irgend eine Bürgschaft der Dauer haben könne, so lange die ökonomische Grundlage der Gesellschaft flugsandartig hin und her wogt.

Sagen wir zur Ergänzung der Ackerbauverhältnisse ein Wort vom städtischen Handwerk, welches sich selbstverständlich dem allgemeinen monopolistischen Drange nicht zu entziehen vermochte. Dasselbe Vorurtheil, welches den mittelalterlichen Grundbesitz und Ackerbau umnebelt, waltet auch in Bezug auf die Handwerkerzünfte vor. Weil wir die Entartung des Zunftwesens der französischen Revolution mit Recht verfallen sahen, weil wir selbst nur die schäbigen Ueberbleibsel dieses Wesens kennen lernten, so sind die Meisten mit ihrem Urtheil über ein schädliches und albernes Monopol rasch fertig. Da hat nun

Lujo Brentano,*) ein Schüler Engels, allen die es wollten, trefflich den Staar gestochen. Erst im 15. Jahrhundert schlich sich das Monopol in das Zunftwesen ein, während die mittelalterliche Zunft eine freie Genossenschaft von Gleichen zu Schutz und Trutz gebildet hatte. Erst jetzt machten sich Capital und Familienverbindungen bei der Aufnahme geltend. Heinrich VII. verbot zu Anfang des 16. Jahrhunderts vergebens den Vorstehern, auf eigene Faust „neue Gesetze und Ordnungen über den Waarenpreis und andere Dinge zu ihrem eigenen Vortheile zu erlassen". Heinrich VIII. mußte das auf 40 Schillinge erhöhte Eintrittsgeld der Lehrlinge auf 2 sh. 6 d. beim Eintritt und auf 3 sh. 4 d. beim Austritt ermäßigen. 1536 erließ derselbe König ein scharfes Gesetz gegen das unberechtigte Streben der Zunftmeister, sich die Concurrenz der Lehrlinge vom Halse zu halten. Wie wenig das half, geht aus der Nachricht hervor, daß unter Jakob I. von 20 bis 100 Pfd. St. für die Aufnahme des Lehrlings gefordert wurden und daß gegen Ende des Jahrhunderts die Preise auf 500—800 Pfd. stiegen! Cromwell mußte den Specereihändlern gestatten, 30 Pfd. zu erheben. Auch die Erblichkeit des Handwerks datirt erst aus dem 17. Jahrhundert. Wenn Chaucer im 14. Jahrhundert die Gilden „große und feierliche Bruderschaften" nannte, so bezeichnete sie schon vor der englischen Revolution Francis Bacon als „Bruderschaften im Bösen".

Das Coterieweſen hielt seinen Einzug. Der Geselle durfte nicht verheirathet sein, der Meister mußte es sein oder doch gleich seine Braut, am Besten aus der Sippe, dem Urtheil der Zunftherren unterwerfen. Das Familienmonopol wurde zur Macht in der Zunft. In Folge davon kam ein Classenunterschied innerhalb der bisher Freien und Gleichen auf; es gab eine livery, reiche Meister, householders, die übrigen, und Arbeiter, freemen, yeomen, bacchelors. Die Verwaltung der

*) Vergl. Lujo Brentano: „Die Arbeitergilden der Gegenwart". Erster Band: „Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine". Leipzig 1871.

Zunft war schon unter Jakob I. keine demokratische mehr; ein Ausschuß aus der Livery, der sich selbst ergänzte, herrschte oligokratisch. Den Vorstehern mußte Gehorsam geschworen werden wie einem Souverän. Grade im heftigsten Revolutionsjahre 1649 opponirten die Genossen der Tuchmacherzunft laut gegen diese Erschleichung, ohne etwas durchzusetzen. Nicht umsonst kommen übrigens in der Revolutionsgeschichte die Lehrlinge der City so oft vor; auch sie hatten ein soziales Interesse am Sturze der politischen Monopole; doch verharrten sie im Ganzen, auf gut städtisch, bei dem presbyterianischen Standpunkte und machten grade in der kritischen Periode des Streites zwischen Parlament und Armee den Independenten zu schaffen. Sie wollten eben leichter Meister werden. Hatten die Londoner Lehrlinge doch schon gleich zu Anfang des Langen Parlaments, im Jahre 1641, um Schutzmaßregeln gegen die eingewanderten Fremden petitionirt, die ihnen vollends die Aussicht auf selbständige Niederlassung verdürben.

Die Londoner Lehrlinge traten zu dieser Zeit ähnlich in engere Verbände zusammen, wie die Gesellen des Continents, welche sehr beanstandete „Bruderschaften" bildeten. Sie äußerten corporativ ihre Meinung über politisch-religiöse Tagesfragen, und als die Meister ihnen den „Spieltag" nehmen wollten, setzte das Parlament den zweiten Dienstag jedes Monats fest und befahl, an diesem Tage alle Läden zu schließen.

Die englischen Gesellen ihrerseits kämpften gegen Meister und Lehrlinge zugleich. Das begann schon unter Jakob I., wo die internen Verhältnisse der Messerschmiede in der Grafschaft York regulirt werden mußten. Die Gesellen verlangten durch das ganze Jahrhundert hindurch: die Lehrlingszeit müsse siebenjährig sein, kein Meister dürfe einen Arbeiter beschäftigen, der nicht zur Zunft gehöre; Lehrlinge dürften nicht ausgeliehen werden, weil sie den zünftigen Gesellen das Brod wegnähmen; kein Meister dürfe mehr als zwei Lehrlinge halten, zu dreien gehöre ein Geselle.

Die Zunft war sichtlich in einem Zersetzungsprocesse be-

griffen; durch den Spalt, der durch sie selbst hindurch ging, brauchte nur noch das große Capital einzubringen, so verwandelten sich die Vorsteher in Großproducenten, Gesellen und Lehrlinge gemeinsam in Heloten der Lohnarbeit. Einstweilen schonte aber die Regierung den Bestand der Zünfte; denn diese waren reich, und die Krone in der Regel mittellos. Ihre Domänen hatten durch die Werthverminderung des Geldes grade so sehr an Bedeutung verloren, als die Yeomanry und der Pächter dadurch profitirten. Schon Heinrich VIII. borgte von den Zünften, dann confiscirte er ihr sämmtliches Vermögen, welches in milden Stiftungen bestand, für welche in der katholischen Zeit jährliche Gebete bezahlt werden mußten. Elisabeth, Jakob, Karl, selbst die Republik zapften die Zünfte tüchtig an, erpreßten von ihnen so viel als sie konnten.

Die in sich selbst gespaltene Zunft mit einem sich selbst entgegenarbeitenden Räderwerk entsprach nicht mehr der neu aufgekommenen Productionsweise, dem Großbetriebe. Das Capital flüchtete daher aus den zunftpflichtigen Orten in zunftfreie, wie Manchester und Birmingham, und von da an entwickelte sich in voller Freiheit die Concurrenz des Manufacturwesens nach Außen wie nach Innen, hier und dort um die niedrigsten Preise, der Waare wie des Lohnes. Der Schutz der Arbeit wurde zur verpönten Sache.

Auch diesem Processe vermochte die Revolution keinen Einhalt zu thun; sie blieb bei der politischen Mündigkeit des Yeoman wie des Zunftmeisters stehen. Schon verstand Niemand mehr das Gesetz der Elisabeth von 1562, welches den Zwölfstundentag festsetzte, den Lohn der Gesellen alljährlich in den ersten Sitzungen nach Ostern von Friedensrichtern und städtischen Magistraten für das laufende Jahr bestimmen ließ und dieselben Behörden mit der Schlichtung der Streitigkeiten innerhalb der Zunft beauftragte. Noch einmal war Jakob I. darauf zurückgekommen und hatte Friedensrichter und Magistrate mit der Fixirung des Lohnes für zünftige wie nichtzünftige Arbeiter betraut. Das Alles schwand bald wie ein

Märchen aus grauer Zeit in die Vergessenheit. Das Großcapital und der Großbesitz, der selbst immer mehr Capital wurde, führten das große Wort; aber die Sphinx auf dem Thore der Gesellschaft wurde immer bedrohlicher und stellte stets bedrohlichere Räthselfragen.

Im Jahre 1649 murmelte die Löwenjungfrau erst leise und verworrene Worte; horchen wir aber aufmerksam hin, so wird uns das Lächeln vergehen, welches die meisten Historiker dieser Zeit, nicht grade zur Ehre ihrer Kenntnisse und Fähigkeit, zur Schau tragen. Die eigentlichen Levellers, der keckste Sproß der Independenten, gingen noch über John Lilburn hinaus; sie verlangten die Befreiung der Armuth von allen Abgaben und die Garantie der Subsistenz für jede Art von Arbeit.

Die eigentlichen Levellers sind die calvinistischen Baboeufisten, Chartisten, Socialisten, deren ökonomische Wissenschaft sich natürlich auf die Kenntniß des Punktes beschränkte, wo sie der Schuh drückte, eine Kenntniß, die dem Staatsrathe sogar noch abging. Wahrhaft rührend ist das Auftreten der Diggers, Aufhacker, Karstner. Unter Anführung ihres Propheten Everard gruben sie auf dem kreidigen St. George's Hill und auf St. Margaret's Hill bei Cobham (Surrey) den Boden um, säeten Rüben und Bohnen, 30 Mann hoch, versprachen Allen, die sich zu ihnen gesellen würden, Essen, Trinken und Kleider, und versicherten, bald viertausend zu sein. Sie übten das älteste Landesrecht, die Nutznießung des Gemeindebodens, der durch Parkanlagen so widerrechtlich verkürzt war. Das war der naive Protest gegen das alte historische Unrecht vom 11. Jahrhundert an, gegen den „Diebstahl", der „Eigenthum" geworden.

Das nicht eingehägte Land gehörte nach den Karstnern doch sicherlich der Nation oder der Gemeinde; im Princip aber, so fuhren sie fort, sei die Erde vom Schöpfer zur großen Schatzkammer des Unterhalts Aller bestimmt. Es sei der

Streit zwiſchen Kain und Abel, Abel brauche jedoch nicht immer erſchlagen zu werden.

Etliche Friedensrichter mit den geängſtigten Bauern der Umgegend und zwei Trupps Cavallerie trieben die Karſtner auseinander. Der Prophet aber trat am 29. April 1649 vor den Mann Gottes Cromwell und erklärte ihm: Alle Freiheiten des Volkes ſeien verloren gegangen, ſeit Wilhelm der Eroberer ins Land gekommen; ſeitdem habe das Volk Gottes ſtets unter Tyrannei und Bedrückung gelebt, ſchlimmer als unſere Vorfahren unter den Aegyptern. Jetzt aber ſei die Zeit der Befreiung da, Gott werde ſein Volk aus der Sklaverei führen und es zu ſeiner Freiheit herſtellen, die Früchte und Vortheile der Erde zu genießen. Jüngſt habe er, Everard, eine Viſion gehabt, die ihm befohlen: Stehe auf und grabe und pflüge die Erde und empfange ihre Früchte! — Ihre Abſicht ſei, die Schöpfung zu ihrer alten Verfaſſung zurückzuführen. So wie Gott verſprochen, das dürre Land fruchtbar zu machen, ſo wollten ſie jetzt die alte Gemeinſchaft herſtellen, um die Früchte der Erde zu genießen und den Ertrag an die Armen und Dürftigen zu vertheilen, die Hungrigen zu ſättigen und die Nackenden zu kleiden. Sie hätten nicht die Abſicht in irgend Jemandes Eigenthum zu greifen, noch auch Pfähle oder Gehäge niederzubrechen; ſie wollten ſich nur auf das beſchränken, was gemeinſam und ungepflügt ſei, und das nützlich für den Gebrauch des Menſchen machen. Bald aber werde die Zeit kommen, wo alle Menſchen freiwillig eintreten, ihre Ländereien und Güter aufgeben und ſich dieſer Gemeinſchaft der Güter unterwerfen würden. — Als der Prophet mit ſeinem Collegen Winſtanley vor Cromwell ſtand, behielten ſie beide die Hüte auf dem Kopfe, weil er doch blos ihr Mitgeſchöpf ſei. — Selbſtredend konnte ihre Miſſion keinen Erfolg haben.

Im Sommer desſelben Jahres 1649 ließen dieſe wunderlichen Heiligen — 100 Jahre vor Jean Jacques — drucken: „das Eigenthum iſt die Grundurſache jeder Sünde; jetzt da der Tyrann von uns genommen iſt, ſollte es wirklich wieder dem

Wohle des Volkes dienen". Gegen diese Theorie wehrte sich der reine Demokratismus Lilburn's. Cromwell aber, der den Mittelstand auf die Bühne und zu Ansehen gebracht hatte, konnte nicht eine zweite, unfertige, aussichtslose Revolution wollen. Er ließ die Gemeindegüter in Surrey von den Everard'schen Colonisten säubern.

Im Parlament vertrat H. Martin die äußerste Richtung. Einmal ärgerte sich Cromwell so über ihn, daß er seinen Dolch in einen nebenstehenden Stuhl stieß und von „Harry Martin und seiner Bande von Levellers" sprach. Ein andermal sagte er im Scherz: „Sir Harry". Der Republicaner erhob sich und grüßte: „Ich danke Ew. Majestät. Ich habe immer gedacht, wenn Sie König werden, werde ich Ritter." Schon im ersten Jahre der Republik wurden zu Coventry Pamphlete confiscirt, die den Titel führten: „Charakter des Königs Cromwell."

Die innern Schwierigkeiten traten jedoch bald in Schatten vor der Lage Irlands und Schottlands. Das grüne Erin war seit 1641 noch nicht zur Ruhe gekommen, Protestantenmorde blieben an der Tagesordnung; die Katholiken hatten sich beständig im Einverständniß mit dem Könige gewußt oder doch geglaubt. Im Jahre 1648 hatte Graf Ormond, ein episkopaler Anhänger des Königs, auf eigene Faust die Pacification von Kilkenny mit den irischen Nativisten geschlossen, nach dem Tode Karls I. aber sogar den Prinzen von Wales sofort als Karl II. proclamirt.

Eine schwere Wolke englischen Zornes hing über dem keltischen Eilande. Auch die Schotten hatten eine Woche nach der Hinrichtung Karl's I. seinen Sohn als Karl II. zum Könige ausgerufen, unter Vorbehalt von Covenant und Bund mit England. Darüber verstand die nunmehrige englische Regierung keinen Spaß: das Parlament beschloß eine schroffe Erklärung nach Edinburgh, und der Staatsrath ließ die schottische Com-

mission, die sich eben von London nach Gravesend und dann nach Holland begeben wollte, um dem neuen Könige die Krone zu bieten, aufgreifen und an die schottische Gränze bringen. Die Spannung mit Schottland war also ebenfalls wieder da.

Der Royalismus, der — wie wir sehen werden — an den legitimistischen Höfen zu Madrid, Brüssel und Paris keine besondere Inbrunst entfaltete, bekundete sich im Auslande in einigen meuchlerischen Excessen der Privatrache. So wurde der Holländer Dorislaus, der beim Processe des Königs den Independenten juristischen Beistand geleistet hatte und dann als Ablatus des englischen Gesandten in den Haag gereist war, nächtens in einem dortigen Gasthofe von Schotten ermordet. Der Prinz von Wales mußte sich darob zu seiner Mutter nach St. Germain bei Paris begeben. Trotz der Sympathie mit den Mördern speiste er die Schotten mit ihrem Covenant trocken ab; er ängelte, wie der Vater, nach Irland. Nicht besser als dem Dorislaus erging es dem englischen Agenten Anton Asham zu Madrid; auch er wurde im Gasthofe überfallen und ermordet. Da kann man begreifen, wie sich Mazarin später erkundigte, ob ein französischer Gesandter zu London persönlich sicher sein würde. Der Frevel am Völkerrecht aber, der zu Madrid und im Haag verübt wurde, sollte den Holländern und Spaniern noch eingetränkt werden. Zunächst kam die Reihe an Irland.

Schon zwei Monate nach des Königs Tode war der Feldzug beschlossen. Cromwell, der anfänglich zögerte, nahm die Stelle eines Lordlieutenants von Irland an. Er verlangte und erhielt: die oberste Gewalt in Civil- und Militärangelegenheiten auf drei Jahre, 12,000 Mann Veteranen, 100,000 Pfd. baar in die Kriegscasse, zu seiner Equipirung 3000 Pfd., 10 Pfd. täglich als General in England, in Irland 2000 Pfd. auf drei Monate, Alles das außer der Besoldung seines neuen Amtes als Lordlieutenant-General und Generalgouverneur von Irland. Endlich bat er sich seinen Schwiegersohn Ireton als Unterbefehlshaber aus.

Am 10. Juni 1649 riefen drei Geistliche in Whitehall den Segen des Himmels auf seine Fahnen herab; Goffe, Harrison und Cromwell selbst legten die Schrift aus und der Lordlieutenant reiste ab. Sechsspännig fuhr er aus London, umgeben von einer berittenen Leibwache von 80 jungen Männern aus vornehmen Familien, unter schallendem Jubel der Bevölkerung. Man hat vielfach von „christlich-germanischer Politik" gesprochen, ohne zu wissen was man sagte. In jener sechsspännigen Staatscarrosse saß die christlich-germanische Republik; mit Cromwell verschwand sie für immer aus der Geschichte.

Der englischen Regierung stand in ganz Irland nichts offen als die einzige Stadt Dublin; alle sonstigen Städte, Vesten, Schlösser, Häfen waren zu erobern. General Monk glaubte sehr politisch gehandelt zu haben, als er mit dem Partisan O'Neil die dürftige Convention von Ulster abschloß; seine Soldaten jedoch hatten anders gedacht, ihn im Stich gelassen und zur Heimkehr nach England genöthigt.

Das Blutbad von 1641 stieg am Horizonte der Cromwell'schen Armee wieder auf; die Veteranen, denen der Herr bei Windsor Castle ihre Bestimmung enthüllt hatte, wollten auch an diesen „Delinquenten" Rache üben. Die Convention von Ulster wurde cassirt.

Cromwell landete und zog mit seinem Heere in Dublin ein. Seine erste Waffenthat war die Erstürmung von Drogheda oder Tredah am Ausfluß der Boyne. Ein für allemal stand bei Cromwell der Grundsatz fest, die Plätze zur Uebergabe aufzufordern, im Falle des Sturms aber keinen Pardon zu geben. So schreibt er wörtlich an den Commandanten von Roß unterm 17. October 1649: „Seit ich nach Irland gekommen bin, kann ich mir das Bestreben bezeugen, das Blutvergießen zu vermeiden. Ich bin vor keinem Platz gewesen, dem ich nicht erst solche Bedingungen gestellt hätte, die zum Besten und zur Erhaltung derer gedient haben würden, denen ich sie anbot. Mein Grundsatz ist nämlich, daß Volk

und Plätze, zu denen ich komme, nicht leiden ſollen, es ſei denn durch ihre eigene Verſtocktheit."

Danach bemeſſen ſich leicht die Anklagen der königlichen und ſonſt feindlichen Schriftſteller, die abſichtlich oder aus Unverſtand aus dem Lordlieutenant Cromwell einen blutdürſtigen Tiger gemacht haben. Irland war engliſche Beſitzung, Irland hatte jetzt acht Jahre lang rebellirt, Irland ſollte einmal chriſtlich-germaniſchen Ernſt ſehen: Unterwerfung oder Vernichtung! Kein Zweiter hätte ſo wenig Blut vergoſſen wie der geſtrenge Oliver. Die Beſatzung und die Bevölkerung von Tredah leiſteten Widerſtand; die Stadt mußte mit Sturm genommen werden. Am 11. September 1649 fand der erſte Angriff ſtatt. Er erreichte ſein Ziel nicht; als Cromwell das von einer Batterie aus gewahrte, ſtellte er ſich perſönlich an die Spitze des zweiten Sturmes. Am 12. September war er Herr der Stadt. Er ſchrieb: „Ich glaube nicht, daß 30 der Vertheidiger mit dem Leben davon kamen. Die noch Uebrigen ſind in ſicherm Gewahrſam für Barbados (Zwangsarbeit in Weſtindien)." Das Gemetzel war furchtbar geweſen, kein Pardon gegeben worden. 1000 Einwohner kamen in einer Kirche um. Das war das erſte Strafgericht über die ewig verrätheriſchen Royaliſten und Kelten, die das theure Proteſtantenblut ſo ſchnöde vergoſſen hatten.

Trim und Dundalk ergaben ſich auf bloße Botſchaft. Dann marſchirte das Heer von Drogheda auf Wexford. Wieder gab es keinen Pardon. Weiter nach Roß, deſſen Gouverneur „Gewiſſensfreiheit" als Bedingung der Capitulation forderte; worauf Cromwell: „Wenn Sie unter Gewiſſensfreiheit die Freiheit der Meſſe verſtehen, ſo halte ich es für's Beſte, wenn wir offen mit einander reden und ich Ihnen kundthue, daß, wo das Parlament von England Gewalt hat, ſolches nicht geſtattet wird." Der Platz ergab ſich ohne Sturm.

So praktiſch aber auch der Lordlieutenant den Aufſtand niederwarf, ſo kurz ſein Befehl, ſo raſch die Ausführung war: immer pflegte er dazwiſchen zu theologiſiren. Im December

1649 hatte der katholiſche Klerus einen Convent zu Clonmacnoiſe gehalten und ein Manifeſt an die Gläubigen beſchloſſen, in welchem es hieß: Das Volk möge ſich nicht täuſchen laſſen durch den Anſchein von Huld und die milde Behandlung (die alſo zugegeben wurde), da doch die Abſicht des Parlaments ſei, ſie Alle zu vernichten. Sie kämen Alle auf die Tabaksinſeln, ins heiße Weſtindien, wohin ſchon viele geſchickt worden ſeien.

Darauf antwortete Cromwell in einer feierlich langen „Declaration". Zuerſt opponirt er als proteſtantiſcher Theologe gegen die Unterſcheidung von „Laien und Klerus". In der älteſten Kirche ſeien lauter Brüder geweſen. „Euer Stolz erzeugte dieſen Ausdruck; um ſchmutzigen Gewinnſtes willen haltet Ihr ihn aufrecht, indem Ihr das Volk glauben macht, es ſei nicht ſo heilig als Ihr, und es könne für ſeinen Pfennig etwas Heiligkeit von Euch kaufen, Ihr aber könntet es zäumen, ſatteln und reiten nach Luſt." Dann kommt er als Politiker auf das Maſſacre von 1641: „im Frieden mit England, von dem das Volk den größten Nutzen zog, wurde dieſes unerhörte Bubenſtück vollbracht, auf Euer Schüren, die Ihr mit Friedensſtiftung und Eintracht gegen den gemeinſamen Feind prahlt! Kann da Gott mit Euch ſein?" — Ihr klagt uns an, „wohlan denn, gebt uns ein Beiſpiel ſeit ich nach Irland kam, daß ein unbewaffneter Menſch ermordet, vernichtet oder verbannt worden wäre! Das Leben wird keinem Unbewaffneten anders als nach gerichtlichem Spruch und nach dem Geſetze genommen. Die Verbannung iſt nur bei ſolchen angewendet worden, die in Waffen ergriffen, zum Tode hätten verurtheilt werden können. Und das oder Schlimmeres wird allen denen widerfahren, die auf Euer Hetzen zu den Waffen greifen. Alle, hoch und niedrig, die nicht bei dem Maſſacre betheiligt waren, mögen auf den geſetzlichen Schutz für Güter, Freiheit und Leben rechnen. Wer ſich friedlich und rechtſchaffen beträgt, wird gleiche Gerechtigkeit mit den Engländern erfahren. Und wenn der Soldat unverſchämt gegen ſie iſt, ſo ſoll er

nach erbrachtem Beweiſe mit der äußerſten Strenge beſtraft werden. Und nun, wenn dieſes Volk köpflings nach dem Rathe ſeiner Prälaten, Geiſtlichen und Leiter hineinrennt, ſo hoffe ich unſchuldig an dem Elende, der Verwüſtung, dem Blut und Ruin zu ſein, die über es kommen werden, und ich werde mit Freuden die äußerſte Strenge walten laſſen." So war noch nie mit dem ultramontanen Klerus Irlands geredet worden.

Was die königlichen Schriftſteller wie Clarendon, Carte ꝛc. ſo emphatiſch den „Cromwell'ſchen Fluch" genannt haben, der ſich auf Irland niedergelaſſen, beſtand in folgenden Maßregeln: die Betheiligung bei dem Blutbad von 1641 wird nach regelmäßigem Proceß mit dem Tode oder mit Verbannung und Confiscation beſtraft; wer Waffen gegen das Parlament getragen hat, erleidet Confiscation; jedoch wird ihm ein Drittel ſeines Beſitzes in einer andern Gegend angewieſen. Offenbare Papiſten, die ſich nicht thätlich vergehen, verlieren ein Drittel ihrer Güter (Das war das Harte); alle Andern gehen frei aus.

Es darf nicht aus dem Auge gelaſſen werden, daß von Toleranz in unſerm Sinne in dem proteſtantiſchen Staat England damals keine Rede ſein konnte, daß das neue Staatsprincip ſich im ſchärfſten Gegenſatze zum Katholicismus auffaßte; war ja doch das Katholiſiren bei dem Könige als Hochverrath verfolgt worden. Das Eliſabethiſche Zeitalter war noch nicht beendet, ſein Princip ſtand vielmehr eben erſt in Blüthe. Cromwell vollendete das, wozu die Königin nicht den Glauben und den Muth beſaß.

Clarendon und Genoſſen haben für anderthalb Jahrhunderte den Schleier der Verleumdung und Anſchwärzung um dieſen Martin Luther zu Pferde gewoben, um ſchließlich zu geſtehen, daß Irland durch die neue Gütervertheilung und die von Cromwell eingeſetzte neue Landariſtokratie glücklicher geworden ſei als es früher geweſen.

Immer feſt und ſicher in ſeinen kriegeriſchen und poli-

tiſchen Maßregeln, ließ ſich der Lordlieutenant nichts entgehen, was das Perſonal der Armee betraf. Jeden Akt der perſönlichen Tapferkeit berichtete er nach London; die Hinterbliebenen der Gefallnen legte er dem Parlament warm ans Herz. Eine endemiſche „Landesſeuche", die unvermeidliche Folge von Hungersnoth und Verwüſtung, nahm den braven Oberſt Horton weg; Cromwell lenkte die Aufmerkſamkeit des Hauſes auf deſſen Sohn. Den Staatsrath erſuchte er, die vom Hauſe für Generallieutenant Jones votirten 500 Pfd. jährlich, auf iriſche Erbgüter angewieſen, ſobald als möglich feſtzuſtellen. Lord Broghil in Munſter hatte um 200 Pfd. gebeten, damit er ſeine Frau nach Irland kommen laſſen könne; Cromwell unterſtützte das Geſuch. Auch Oberſt, dann General Robert Blake, der berühmte Admiral, wird erwähnt. Er beherrſchte die iriſche Küſte, wie Cromwell das Feſtland. Prinz Rupert verbarg ſich mit dem Reſt der abgefallenen Flotte vor ihm und marodirte noch eine Weile zur See, bis Blake ihn ſammt ſeinem Bruder Moritz aus dem Tajo verjagte, einen Theil ſeiner Schiffe im Hafen von Cartagena zerſtörte und den Reſt bis nach Weſtindien vor ſich hertrieb.

Die ganze iriſche Küſte bis nach Cork, mit Ausnahme von Waterford, gerieth in die Gewalt Cromwells; auch das Innere des Landes ergab ſich freiwillig oder gezwungen; der letzte militäriſche Akt, den er ſelbſt leitete, war die Erſtürmung des ſüdlichen Clonmel, am 9. Mai 1650. Furchtbare Verſchanzungen waren zu nehmen, der Feind focht mit verzweifeltem Muth. „Viele Leute wurden erſchlagen." In der Nacht zog die Beſatzung ab, die Bewohner capitulirten; man ſetzte am andern Morgen dem Feinde nach und erſchlug noch 200 Mann.

Das Parlament ſandte nach der Einnahme von Clonmel ſchon die zweite Aufforderung an Cromwell zurückzukehren, da die Schotten ſich rührten. Er ordnete Alles auf's Beſte, ehe er ging. Den iriſchen Offizieren, die ſich ergeben hatten, geſtattete er, Regimenter zu werben und ſich in diejenigen Länder zu be-

geben, mit denen England nicht im Kriege sei. 45,000 „Curisees“ (Küraſſiere) und ſonſtige Soldaten gingen nach Frankreich und Spanien. Irland wurde von ihnen befreit. Die Einnahme von Waterford überließ er ſeinem Stellvertreter und Schwiegerſohn Ireton, hielt noch eine militäriſche und civile Inſpection über die Grafſchaft Munſter und beſtieg die Fregatte „Präſident“ zu Milford Haven.

Irland war nahezu pacificirt, aber eine Wüſte voll Peſtilenz. General Ludlow, der nach Ireton's Tod zu Anfang 1652 Lordlieutenant wurde, erzählt, daß die Iren ſchon im erſten Jahre der Rebellion durch Verbrennung der engliſchen Beſitzungen und Verwüſtung des Landes ſich ſelbſt eine Hungersnoth zugezogen hätten; daß ſie Menſchen brieten und aßen. Als der Krieg zu Ende gebracht war, ſei eine Proclamation nöthig geweſen, welche das Schlachten von Lämmern und Kälbern für ein Jahr verbot, weil kein Vieh mehr vorhanden war. Cromwell hatte allerdings vortrefflich für ſeine Armee geſorgt; aber die „Landesſeuche“ forderte auch von ihm Opfer.

Er aber wurde nach ſtürmiſcher Fahrt zu Briſtol mit allen Ehren empfangen, die großen Kanonen donnerten dreimal; bei London, auf der Hounslow-Haide, waren Fairfax mit ſeinem Generalſtabe und Mitglieder des Parlaments zu ſeiner Begrüßung verſammelt; in Hyde-Park ſtanden Muſikbanden und die Vertreter der City, und von da nach Whitehall begleiteten den Sieger Jubelrufe und Artillerieſalven. Damals ſoll Oliver auf die Worte: „Welche Menge drängt ſich da heraus, Ew. Lordſchaft Triumph zu ſehen,“ launig geantwortet haben: „Jawohl, wenn ſie mich aber hängen ſehen könnten, würden ihrer noch viel mehr ſein!“ Es war der 31. Mai 1650.

Mit den Schotten mußte offenbar ein ernſtes Wort geſprochen werden, deßhalb hatte man Cromwell abberufen. Die

Presbyterianer bestanden auf Karl II., aber mit dem Covenant, den der Sohn verabscheute wie der Vater. Karl zauderte, das feudal-katholische Irland wäre ihm lieber gewesen. Montrose erhob das rein königliche Banner, wurde aber von David Lesley, einem Verwandten Alexanders, geschlagen und gefangen. Wegen Verraths an der Nation und an der Synodalkirche zum Tode verurtheilt, wurde er erst gehängt, dann zerstückt; seine Glieder steckte man auf die verschiedenen Stadtthore Edinburghs. Vor seinem Tode bedauerte der tollkühne Ritter der Feudalität, nicht Glieder genug zu haben, um jeder Stadt der Christenheit einen Beweis seiner Treue zu geben!

Der zweite Karl Stuart, der solche Treue ebenso wenig verdiente wie der erste, der als Prätendent auf den christlichen Thron Mädchen und Weiber verführte, und mit der saubern Lucy Walters, bekannt als Mrs. Barlow, der Mutter des unglücklichen Monmouth, umherzog, ließ den Montrose fallen, wie sein Vater den Strafford. Am 23. Juni war er in der Bucht von Cromartin gelandet: die Schotten nahmen ihn natürlich ins presbyterianische Gebet, wie weiland seinen Vater.

Auf beiden Seiten des Tweed wurde gerüstet. Da Fairfax das Obercommando ausschlug, so ward Cromwell Lordgeneral, Lambert sein Generalmajor, Whalley Generalcommissär; Regimenter führten die Obersten Overton, Pride und der tabakkauende schweigsame Georg Monk, dem die Soldaten in Ulster den Gehorsam gekündigt hatten.

Das Parlament verkündigte ein Manifest an die Schotten, die Armee in corpore desselbigen gleichen, und Cromwell selbst erließ eine ernstliche theologische Ansprache an die Covenanter, ehe er ihnen zeigte, was seine 11,000 Veteranen vermochten. Die Schotten ihrerseits trieben Theologie mit dem sehr weltlichen Könige. Dieser mußte täglich sechs lange Predigten anhören — die Messe Heinrichs IV. war doch kürzer —; dann entfernten ihn die orthodoxen Presbyterianer aus dem Lager, weil seine Anwesenheit sie die Gottseligkeit

ihres Unternehmens bezweifeln ließe! Endlich zwang man ihn zur Unterzeichnung eines specificirten Sündenbekenntnisses für sich und seinen Vater! Sein Vater habe sich in diesen Königreichen dem Werke Gottes widersetzt und die Götzendienerei seiner Mutter Gottes Zorn auf die Familie herabgezogen! — Ein ebenso vortrefflicher Sohn wie eine brillante Acquisition für „diese Königreiche und Völker", zeigte sich Karl in seiner ganzen Erbärmlichkeit, als er weinend unterschrieb. Dann ging „eine Erklärung von des Königs Majestät an die Unterthanen in den Königreichen Schottland, England, Irland" aus (16. August).

Dieses trübe Wirrsal mußte durchhauen werden. Zwar fand der Lordgeneral die Sache nicht leicht. Die schottische Armee war doppelt so stark als die seinige; die gut verschanzten Linien zwischen Edinburgh und Leith vermochte er nicht zu durchbrechen, zog sich daher östlich nach dem Meere zu. Seine Position bei Dunbar war am 3. September eine möglichst schlechte; hätte Cromwell umgekehrt die Schotten dort getroffen, er hätte sie sicherlich ins Meer geworfen, wo dann die Schaaren Pharao's mit Wagen und Reisigen ertrunken wären. So aber sieht er die Schotten mit 16,000 Mann Infanterie und 6000 Mann Cavallerie kaum anrücken, als er seinen 7500 Fußsoldaten und 3000 Reitern zuruft: „Der Herr hat sie in unsere Hand gegeben!" An seinen Freund, den Schwiegervater Richards, Richard Mayor, schreibt er, was allerdings starken Glauben voraussetzt: er habe 10,000 Gefangene, den ganzen Train, 30 Kanonen, Kugeln, Lunten, Pulver, 200 Fahnen und 10,000 Gewehre erbeutet. Der Feind lasse 3000 Todte auf dem Schlachtfelde, er selbst habe nicht 30 Mann verloren! Genug, die gottseligen Heiligen hatten einen eclatanten Sieg erfochten, diesmal den Covenant gründlich gezüchtigt, und der Lordgeneral schrieb, fromm wie immer, aber mit großer Absichtlichkeit, ans Parlament: „Erkennet Gottes Volk mehr und mehr an, denn hier sind die Wagen und Reiter Israels. Erhebt die Unterdrückten, hört die Seufzer

der Gefangenen in England! Stellt die Mißbräuche aller Gewerbe ab, und wenn es solche giebt, die Viele arm machen, um Wenige zu bereichern.... Das paßt sich nicht für eine Republik.... Dafür setzen wir unser Leben ein. Wir drängen auch nicht...."

Dann rückte die Armee nach Edinburgh. Der arme König, im Stillen erfreut über den Ausgang, dachte an Flucht nach den Hochlanden, wurde aber von den Schotten eingeholt und nach Perth gebracht. Die schottische Königskomödie war die Travestie des englischen Dramas: hier wurde der gekrönte König als Trainstück mit der Armee geschleppt, bis man ihm vor dem Königspalaste den Kopf abschlug; dort setzte man den König fest, um ihn zu krönen, während heftiger Zwiespalt zwischen den Royalisten (den „Männern der öffentlichen Resolution") und den Protestirenden oder Remonstranten ausbrach, die keinen Krieg mit England wollten. Am 1. Jan. 1651 wurde der König nach Scone in die alte Krönungsstadt gebracht, wo man ihm die Krone von Schottland aufsetzte. Karl beschwor auf's Feierlichste den Covenant. Die Royalisten hatten jetzt das Uebergewicht, die Protestirenden waren ohne Einfluß. Der neue Covenant-König trat an die Spitze der Armee.

Am 4. Februar 1651 ernannte die Universität Oxford den gelehrten Theologen und Militär Oliver Cromwell zu ihrem Kanzler. Der neue Kanzler erkrankte jedoch in Schottland und zog sich Ende Mai nach England zurück. Aus seiner Correspondenz lernen wir, daß die Cavallerie Helme trug, welche „Töpfe" hießen; daß die Küraſſiere in Rücken- und Brustharnisch steckten; daß „Schnapphähne" deutsche Feuerschlösser sind, woran Stahl auf Flintstein schlägt, daß aber diese Vorrichtung zu theuer ist, um die Luntenschlösser ganz zu verdrängen. Auf 2030 Musketen kamen erst 30 Schnapphähne.

Der Lordgeneral erholte sich Anfangs Juli vollkommen, rückte wieder ein, drang nach Stirling, nahm Fife und eroberte den Sitz der schottischen Regierung, Perth. Die Schotten

überschritten ihrerseits die englische Gränze und rückten auf Carlisle. Als Cromwell das vernahm, zog er wie die Windsbraut nach — ein Brief von ihm ist aus Shakespeare's Stratford am Avon datirt — und erreichte sie am 3. Sept. 1651 Abends — wieder an seinem Siegestage — bei Worcester, südlich von Birmingham. Die schottische Armee wurde jämmerlich zugerichtet und in alle Winde zersprengt. Cromwell nannte das „einen so strammen Strauß, 4—5 Stunden lang, wie ich noch keinen sah." Der König begab sich auf seine abenteuerliche Flucht, die ihn erst am 17. Oct. 1651 zu Fécamp in der Normandie niedersetzte. Nächtens versteckte er sich in der „Königseiche" und andern romantischen Gegenständen. Zu Pferde muß er sich drollig ausgenommen haben: Hosen von abgeriebenem grünen Tuch, das Wamms von schmutzigem Leder, aufgeschlitzte Schuhe, grünwollene Strümpfe; auf dem Kopf einen alten spitzen grauen Hut, in der Hand einen Dornstock: sehet da das „Bild des Königs".

Der Covenant hatte dem armen Prinzen in Schottland nichts geholfen, in Irland dagegen gewaltig geschadet. Karl hatte den Katholicismus laut verworfen und sich als Presbyterianer bekannt. Ormond freilich wußte vom Könige: die Erklärung habe für Irland gar keine Gültigkeit, da sie ohne Zustimmung des Geh. Raths erlassen sei. Zu Breda hatte man dem Prinzen ja gelehrt: „Ehre und Gewissen seien Popanze; er thue besser, nur die Regeln der Klugheit und Nothwendigkeit vor Augen zu haben."

Die Schlacht bei Worcester hatte einen gründlichen Effect; die überseeischen Besitzungen, auch Neu-England und Virginien, fügten sich jetzt willig der neuen Ordnung der Dinge und adoptirten das „Engagement", d. h. die Regierung des Parlaments „ohne König und Oberhaus". In Schottland freilich war nur der Royalismus besiegt, nicht der Presbyterianismus. Monk blieb nach Cromwell's Abmarsch als Stellvertreter dort, Ludlow räucherte auf gut Arabisch den Feind aus seinem letzten Versteck heraus; aber selbst die besten Freunde Englands

ſtießen ſich daran, daß die engliſchen Soldaten keine Covenanter ſeien. Die Verſtimmung dauerte fort, ſelbſt als am 13. April 1652 die Union mit Schottland, die Beſeitigung des Königthums und die Abſendung ſchottiſcher Abgeordneter zum engliſchen Parlament proclamirt worden war. Aeußerlich herrſchte Frieden.

In Irland ſtarb Generallieutenant Ireton, ein ehrlicher und uneigennütziger Mann, nachdem er Limerick erſtürmt hatte, am 25. Nov. 1651 an der „Landesſeuche". Er wurde in Weſtminſter begraben. Ludlow folgte ihm als Oberbefehlshaber. In der Statthalterei wurde Lambert durch Fleetwood erſetzt, der Ireton's Witwe heirathete. Die Beruhigung Irlands ſchlug freilich eigenthümliche Wege ein; während die ſtreitbaren Männer im Auslande den Reislauf trieben, wurden die Wittwen der Gefallenen und Hingerichteten nach Weſtindien verſchifft. Noch auf Cromwell's Befehl wurden 1000 junge Leute und 1000 Mädchen nach Jamaika deportirt. Sagrado, der ſpaniſche Geſandte zu London, bemerkt im Jahre 1656 zu dieſen 1000 Jungfrauen: donne di allegra vità, a fine di far propagazione. Cromwell, der vor dem alten, ewig jungen iriſchen Räthſel ſtand, hätte am Liebſten alle Irländer aus ihrem Vaterlande verpflanzt und Neu-Engländer und Waldenſer zur Einwanderung auf die grüne Inſel überredet.

Am 1. Mai 1654 wurde die neue Bodentheilung begonnen. In Connaught und Clare wurden 800,000 Acker Landes an jene vertheilt, denen ein Drittel ihres Beſitzes fern von der Heimath angewieſen werden ſollte, während die confiscirten Güter in proteſtantiſchen Beſitz kamen, zur Ablohnung militäriſcher Verdienſte und Deckung von Kriegsſchulden dienten. Die Widerſpänſtigen plünderten die Beſitzer ihrer vormaligen Güter; ſie wurden davon „Tories" genannt, von dem keltiſchen Toruighun, Plünderungshalber verfolgen. 200 Pfd. wurden auf den Kopf eines Bandenführers geſetzt, 40 auf den eines gemeinen Tory. Im Lande herrſchte vollkommener Belagerungs-

zuſtand. Da der katholiſche Cultus unterſagt war, ſo galt es als Hochverrath, einen Prieſter zu beherbergen. Man bekehrte zwangsweiſe, ſandte die Kinder polizeilich zur Erziehung nach England. Die Klöſter waren ausgehobene Neſter, die Nonnen wurden über See geſchickt. Ja, wenn es nur keine Irländer in Irland gegeben hätte!

Wiederum hatten des Krieges Stürme drei Jahre lang den innern Hader niedergeweht und überbrauſt. Keiner ſeiner politiſchen und religiöſen Gegner mochte den Lordgeneral entbehren, ſo lange es die Sicherheit und Ruhe Englands galt. Nach der Schlacht bei Worceſter änderte ſich das. Die inneren Zielpunkte traten wieder hervor und einander entgegen, und vor allem hatte England keine feſte Verfaſſung.

Die Partei Lilburn war nicht ruhig geworden; er ſelbſt ſpielte die Rolle eines engliſchen Barbès und ſtiftete mit größter Selbſtverleugnung fortwährend neue Unordnung. Er wanderte vom Tower in die Freiheit, dann vor die Jury, ins Exil, kehrte zurück, ohne den Herrſchenden einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

Die Größen der unüberwindlichen Armee, die Grandees, wie man ſagte, ſtanden wieder gegen die Staatsmänner, die in fetten Aemtern und an der Quelle ſaßen. Die Staatsmänner dachten auf Reduction der Armee, wie ſchon einmal. Wieder petitionirten und remonſtrirten die Offiziere an das Parlament, um es an ſeine Pflicht zu erinnern. Cromwell war natürlich durch die letzten Siege noch gewachſen; die Stabsoffiziere ſagten zu ihm: „demüthig legen wir uns und unſere Anſichten zu Ew. Excellenz Füßen.“ Die Geiſtlichen zu Newcaſtle wandten ſich an ſeine „gottesfürchtige Weisheit“, brachten ihr Anſuchen „vor Gott und Se. Excellenz.“ Er hätte ein übermenſchliches Weſen ſein müſſen, wäre ihm kein Gedanke an Befeſtigung ſeiner Stellung gekommen. Bei der officiellen Einholung zu Aylesbury betrug er ſich „wie ein König.“

Die feinen Spürnasen, die juristischen Diplomaten, wie der Staatsrath und spätere Gesandte Bulstrode Whitelocke, wollen im Winter 1651/2 die ersten königlichen Gelüste bei Cromwell entdeckt haben. Damals soll er zu Whitelocke gesagt haben: „Wie wär's, wenn ein Mann es auf sich nähme, König zu sein?" Worauf jener meinte, Cromwell habe bald Alles außer dem gehässigen Namen; es werde dann der Streit zwischen den Häusern Cromwell und Stuart ausbrechen. — Sind diese Worte wirklich gefallen, so hat Cromwell nach seiner ungebundenen Art einmal wieder etwas hingeworfen und dann den Andern reden lassen. Auch bei einer Zusammenkunft mit angesehenen Juristen und Offizieren wurde die Frage erörtert: Ob eine Republik, ob ein monarchisches Element? Cromwell wollte nie König werden, obgleich ihm das sogar neuere Demokraten verdacht haben.

Richtig war es, daß das öffentliche Recht Englands eine pure Negation zum Ausdruck hatte, die kaum während der Uebergangszeit vorhielt. Jeder Beamte mußte sich „engagiren" auf das Parlament „ohne König und Oberhaus"; ja die civile Befähigung, z. B. einen Proceß zu führen, hing von diesem „Engagement" ab. Gar viele nahmen das für Tyrannei oder schrien es dafür aus, und der constitutionelle Presbyterianismus wie der reine Royalismus benutzten die Sachlage zur Bildung von „Associationen", in denen Rüstungen und Attentate geplant wurden, welche zu Staatsprocessen und Enthauptungen führten. Einer der früheren Adjutatoren im Cromwell'schen Lager, der nunmehrige Offizier Sexby, verirrte sich in seinem revolutionären Eifer bis zur royalistischen Verschwörung: so schnappen die Extreme in einander über.

Noch einen bedeutenden Akt nationaler Politik vollzogen die eifersüchtigen Gewalten scheinbar gemeinschaftlich. Es ist dies die Navigationsakte, am 5. August 1651, einen Monat vor Dunbar, von Whitelocke eingebracht, am 9. October, fünf Wochen nach Worcester, promulgirt. Die äußere Veranlassung war der Mord des Dorislaus im Haag; man wollte den Holländ-

dern für die Beherbergung des Stuart und die Verletzung des Gesandtenrechtes eine Lection geben. Der tiefere Grund lag in der Wiederaufnahme der Elisabethischen Handelspolitik: Alles für England, Beeinträchtigung der Fremden. Die Akte verordnete: Nur Engländer dürfen kaufmännische Geschäfte in englischen Colonien treiben; Producte Asiens, Afrikas und Amerikas dürfen nur auf englischen Schiffen eingeführt werden. Drei Viertel der Bemannung müssen englisch sein; dasselbe gilt für den Export in die Colonien. Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Farbhölzer dürfen aus den drei Welttheilen nur nach England ausgeführt werden. Europäische Waaren, die einen großen Raum einnehmen, dürfen nur auf englischen Schiffen oder auf Schiffen des erzeugenden Landes nach England gelangen (Todesstoß gegen den holländischen Zwischenhandel). Der Küstenhandel ist nur britischen Schiffen gestattet. Seefische, die nicht von Engländern gefangen und verfrachtet sind, zahlen den halben Zoll der fremden Waare (gegen Häring und Walfisch). Das Alles bei Verlust der Schiffe und Güter.

Es war die schroffste Kriegserklärung gegen den holländischen Welthandel. Holländische Schiffe besorgten bis dahin die englische Aus- und Einfuhr, englische Matrosen gingen in holländische Dienste; in den englischen Colonien und Factoreien gebot der holländische Handelsherr. Im Nordosten Europas war Mijnherr der Erbe der Hansa. Sein Handel war bedeutender als der aller übrigen Länder zusammengenommen!

Eine neuere Principienreiterei hat in dieser Akte die Verletzung der „Handelsfreiheit" erblickt und diese namentlich Cromwell zum Vorwurfe gemacht. Wenn nur die „Handelsfreiheit" nicht eine Schablone allerneuesten Schlages wäre, die gerade von dem Volke ausgegeben werden sollte, welches durch die Navigationsakte erst die Fähigkeit erlangte, der Concurrenz der anderen Völker zu trotzen! Und wenn man nur erst die Nationen mit nationaler Besteuerung aufheben wollte, ehe man andern Collectiv-Individuen Vortheile zuwendete!

Holländiſche Geſandtſchaften zogen über den Canal, die engliſche Regierung umzuſtimmen und zur Zurücknahme der Akte zu bewegen. Vergebens. Es konnte nur noch darauf ankommen, ob die engliſche Kriegsflotte im Stande wäre die Akte aufrecht zu erhalten. Darüber mußte der Krieg entſcheiden.

Cromwell war ziemlich unſchuldig an der Navigationsakte, die er im Friedensſchluſſe mit Holland nicht einmal in ihrer urſprünglichen Schärfe aufrecht erhielt. Sie war vielmehr die That des Langen Parlaments, auf das wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit lenken wollen. Das Rumpfparlament, das ſich ſeit 11 Jahren ſo ſehr verändert und ſo nothdürftig ergänzt hatte, kam zu der Einſicht, daß es einer neuen Verſammlung Platz machen, ſelbſt aber ſterben müſſe. Nur über die Todesart waren die leitenden Männer: H. Vane, Bradſhaw, Martin, Harrington, Scott, Sidney, Haslerig und Blake nicht einig. H. Vane, der bedeutendſte Staatsmann zur Zeit, wollte ſofort einen Nationalconvent gewählt haben. Dieſer kühne und weiſe Gedanke ging nicht durch. Die Mehrheit zog einen Uebergang von der Gegenwart zur Zukunft vor. Am 18. November 1651 beſchloß das Parlament eine neue Verſammlung wählen zu laſſen, die mit der alten zuſammentagen würde, und ſetzte ſeine eigene Auflöſung auf den 3. November 1654 — weit genug — an. Dagegen erboſten ſich Cromwell und ſeine Offiziere, weil ſie darin eine Verewigung der parlamentariſchen Gewalt erblickten.

Oel ins Feuer goß die Frage nach der Reduction der Armee. Das Heer zählte nach der Schlacht von Worceſter über 50,000 Mann, die monatlich 120,000 Pfd. koſteten. Auf Antrag Vane's war bald darauf zur Erleichterung des Volkes ein gutes Viertel an Mannſchaft und Koſten geſtrichen worden. Am 12. Auguſt 1652 kam der heiklige Gegenſtand abermals vor das Parlament. Sofort verſammelte ſich in Whitehall ein Rath der Offiziere, der am 18. eine Petition vor das Haus brachte, welche nicht nur die Militärfrage,

ſondern die geſammte politiſche Lage ziemlich dictatoriſch behandelte. Die Petenten beantragten: die Beſeitigung profaner, läſterlicher und unwiſſender Geiſtlichen, ihre Erſetzung durch gottſelige Männer und die Aufhebung des Zehnten; eine gründliche Reform der Geſetze und Verwaltung; die Entfernung aller ſchlechten Beamten; die Anſtellung gottesfürchtiger Männer; Abſchaffung des Mißbrauchs der Acciſe; Verſorgung der Armen und Bedürftigen; Bezahlung der Rückſtände an die Armee; Ernennung eines Comité zur Aufhebung der Monopole und überflüſſigen Aemter; Unterdrückung der Vagabundage und des gemeinen Bettels durch Arbeitsbeſchaffung und Unterſtützung; Schutz der Militärs gegen die Abſchließung der Corporationen; Fürſorge für künftige Parlamente und für die Wahl frommer, der Republik ergebener Männer.

Eine andere Petition von vielen Tauſenden aus dem Volke lag dem Parlamente vor, die ſich politiſch weit gründlicher ausſprach; ſie beantragte: Herſtellung der Grundrechte der Nation nach allem Elend des Krieges; des alten Landrechtes bei allen Proceduren und Abſchaffung aller Ausnahmsgerichte; Entſcheidung durch Geſchworne in jedem Anklageproceß; Abſchaffung des Eides in eigener Sache; Einſetzung von Grafſchaftsgerichten, Beſeitigung des beſchwerlichen Reiſens nach London; kurzen Proceß gegen Uebelthäter; Bürgſchaft, wo es ſich zieme, koſtenloſe Unterhaltung der Gefangenen; Aufhebung jeder Moleſtirung in Sachen der Religion, die unverſöhnliche Unruhen, Tyrannei und Aberglauben hervorrufe; Abſtellung der Zehnten und des Erſtgeburtsrechtes, dieſes Erbſtückes der normanniſchen Eroberung und der Hauptſtütze für königliche Tyrannei; Beſeitigung des Militärzwanges; freien Handel; Wahl der Sheriffs, Friedensrichter, Conſtabler ꝛc. durch das Volk; jährliche Erneuerung der Parlamente und Gemeinderäthe; Bezahlung der militäriſchen Rückſtände, Sorge für die Armee, Anweiſung wüſten Landes; endlich, zur Beſchämung viel ſpäterer Parlamente, Abſchaffung der Schuldhaft und Freiheit der Preſſe.

Cromwell hatte seine Minen durch die Petiton der Offiziere gelegt; an der Execution hinderte ihn eine Weile der holländische Krieg, ein Seekrieg, den nicht er führen konnte. Das Parlament, in deutlicher Vorahnung des drohenden Unwetters, kam auf seinen Beschluß vom November 1651 zurück und decretirte seine Auflösung auf den 3. November 1653, um ein Jahr früher. 330 neue Mitglieder sollten zu den 130 alten kommen. Henry Vane beantragte, das alte Parlament habe dem neuen Rechenschaft zu legen und dann zu gehen. Diese Herabstimmung der parlamentarischen Ansprüche reizte die Gegner und führte die Krisis herbei.

Das Parlament, unter Vane's Führung, berieth seinen Gegenschlag, Cromwell mit seinen Offizieren tagte im Cockpit. Der Sprecher schickte sich an zur Abstimmung zu schreiten, da — es war am 20. April 1653 — erschien Cromwell im schwarzen bürgerlichen Anzuge, in grauwollenen Strümpfen, im Parlament. Die Musketiere hatte er, wie weiland der König seine Hellebardiere, draußen gelassen. Eine Weile saß er schweigend auf seinem Platze, als aber das Votum erfolgen sollte, rief er mit durchdringender Stimme: „Wir haben genug davon! Ich will Eurem Geschwätz ein Ende machen.“ Er tritt in den Saal, setzt seinen Hut auf, stampft mit den Füßen und ruft: „Es paßt sich nicht, daß Ihr hier noch länger sitzt. Ihr habt zu lange gesessen für das wenige Gute, das Ihr in der letzten Zeit gethan habt. Ihr sollt besseren Männern Platz machen.“ Und zu Harrison: „Ruf sie herein!“ Zwanzig bis dreißig Musketiere mit Kugeln in den Schnapphähnen präsentirten das Gewehr. „Ihr nennt Euch ein Parlament,“ ruft er wieder in flammendem Zorn; „Ihr seid kein Parlament!“ Die Hervorragendsten apostrophirte er, ohne sie zu nennen, aber mit treffenden Blicken: „Trunkenbolde“, „Verächter von Gottes Gebot“, „Corrupte, ungerechte Personen“! „Fort, sage ich im Namen Gottes, fort mit Euch!“ Den Hammer des Sprechers gab er einem Musketier. Harrison führte den Sprecher Lenthall von seinem Sitz herab. „Ihr habt mich

dazu gezwungen, ich habe den Herrn Tag und Nacht gesucht, er möge mich lieber treffen, ehe ich dies thäte." Zu Henry Vane im Besonderen: „Du hättest das verhüten können, Du bist ein Casuist und Haarspalter. Der Herr befreie mich von Dir, Sir Harry Vane!" Oberst Otley nahm den Hammer und die Schlüssel des Hauses zu sich. Anderen Tages las man auf der Thür: „Ein unmöblirtes Haus zu vermiethen".

Und wieder war Alles zu Ende. „Kein Hund bellte als sie gingen;" aber viele Männer murrten. Der Bauer von Huntingdon that ungestraft, was nur gewollt zu haben dem König Karl den Kopf gekostet hatte.

Cromwell hatte, gestützt auf seine Popularität, voll der besten Absichten, die er allein verwirklichen zu können glaubte, sein „Verbrechen" begangen. Auch er setzte, im Geiste der neuen Theorie, die Staatsraison über das positive Recht; auch bei ihm erzeugte die ratio status den colaphus status, den colpo di stato, coup d'état. Fortan wird er doppelt, eigentlich einzig verantwortlich.

Unter den englischen Wochenblättern, die abwechselnd vom Montag bis zum Freitag erschienen, figurirte auch das Donnerstagsblatt, der Mercurius politicus, von Marchamont Needham mit vieler Umsicht und sogar mit Geist redigirt. Darin lesen wir über Reasons of state: „Die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten durch Staatsgründe, nicht nach der strengen Regel der Ehrlichkeit, ist epidemisch geworden. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, muß bemerkt werden, daß wir hier unter Staatsraison nicht das billige Resultat der Klugheit und geraden Vernunft verdammen, denn von solchen Entschließungen hängt die Sicherheit aller Staaten und Fürsten ab; sondern jene Staatsraison, die von verderbtem Princip auf einen indirecten Zweck ausgeht; die Staatsraison, welche des Staatsmannes Raison ist, oder vielmehr sein Willen und Gelüst, wenn er die Ehrsucht als Motiv zuläßt, Beförderung, Macht, Nutzen, Rache und Opportunität, um einen Vortheil zu erzielen, wie sehr es auch dem Gesetze

Gottes oder dem Gebot der Rechtschaffenheit und dem Völkerrecht widerstreite. Staatsraison ist der souveränste Befehl und der wichtigste Gebieter. Staatsraison ist die Karte und der Compaß des Schiffes. Staatsraison ist oft die Religion des Staates, das Gesetz, das Leben eines Staates. Das was auf alle Zänkereien wegen Mißregierung antwortet. Das was Krieg führt, Steuern auflegt, Angreifer ausrottet, Angreifer amnestirt, Gesandte entsendet und regalirt. Es kann Ja und Nein sagen, handeln und ungeschehen machen, die öffentliche Straße verlegen, aus Hochwegen Beiwege machen, den weitesten Umweg in ein Abschneiden verwandeln. Ist ein schwieriger Knoten zu lösen, den weder der Theologe durch die Schrift, noch der Jurist durch ein Präcedens entwirren kann: Staatsgründe lösen ihn durch hundert Mittel, von denen die Idioten nichts wissen. Die Staatsraison kann toben wie ein Soldat, Complimente machen wie ein Monsieur, gaunern wie ein Taschenspieler, stolziren wie ein Staatsmann und ist wechselnd wie der Mond in seinen Phasen."

Cromwell gedachte jedenfalls das Resultat der „Klugheit" und der „geraden Vernunft" zu ziehen. Folgen wir ihm weiter auf seiner Bahn.

Wie standen denn die auswärtigen Aspecten, und wie hatte sich das Ausland überhaupt zu den unerhörten Vorgängen auf den britischen Inseln gestellt? Was zunächst die Völker betrifft, so war der Protestantismus auf dem Continent durchgängig ein scholastisches Petrefact geworden. Was hundert Jahre früher durch die Adern der Menschen gerollt war und den Völkerwanderern eine zweite Jugend eingeflößt hatte, das stand jetzt als faule Lache still. Daß diese Rebellion gegen den Stuart, dieses Märtyrerthum der Prynne, Bastwick, Burton mit Calvin zusammenhangen, daß die Pym und Hampden Kinder des Hutten'schen Geistes sein sollten, daß dieses ungeschlachte Bauerngenie Cromwell einen Luther zu

Pferde bedeuten könnte: das fiel weder Holländern noch Deutschen ein. Nicht einmal den Holländern, die doch ihre Freiheit auf calvinischem Pathos aufgebaut hatten und die ihre politische Unabhängigkeit grade in dem Zeitpunkt anerkannt sahen, als der Kopf eines „Verräthers" auch an ihrem Glauben dem Volke gezeigt wurde. Die holländischen Pastores warteten vielmehr in Procession bei dem Prinzen von Wales auf; das reformirte Volk tobte fanatisch gegen die „Königsmörder". In Deutschland gab der talentvollste Dichter sein Votum über die englische Sache schon im Titel eines Dramas ab: „Karl Stuart oder ermordete Majestät". Ueberall in protestantischen Ländern, auch in Dänemark und Schweden, orgelte man die langweilige, aber verständliche Melodie ab: die Religion, dieses hehre Wesen, müsse frei und rein bleiben von der Mitwirkung zu solchen Attentaten; das sei eitel Mißbrauch der göttlichen Dinge.*)

---

*) Notiren wir doch nebenher die kulturgeschichtlich nicht uninteressante Ansicht des deutschen Volksliedes über die englischen Ereignisse. Hr. v. Ditfurth theilt sie aus einem „alten geschriebenen Liederbuch" mit, und sie leistet im Lyrismus, was des Andr. Gryphius „Ermordete Majestät" dramatisch vollbrachte.

Karl:

„O Cromwell, schäme Dich, Du bist mein Unterthan,
Greif' Deinen König nicht mit solcher Bosheit an!
Kennst Du den Himmel nicht, der solches rächen kann?"

Cromwell:

„„Was Himmel, was Hölle, was König, was Knecht?
Ich führe den Degen und gebe was Recht;
Ich strafe den König und Königsgeschlecht.""

— — —

Cromwell:

„„Was schnarchet, monarchet und schmähet Ihr viel?
Ein König muß leben wie Engeland will,
Wir setzen dem König ein Schranken und Ziel.""

Karl:

— — „Pöbel."

Cromwell:

„„Was Pöbel! Es rufet ganz England gemein:
Justitia soll unsre Vertheidigung sein.
Wie lange soll Engeland rechtlos sein?""

Bedeutend kühler verhielten sich die Cabinette und zwar wesentlich die katholischen, die doch Veranlassung genug gehabt hätten, hier einen Auswuchs des bösen Protestantismus zu denunciren. Aber gerade die katholischen Minister und Diplomaten hatten von Wallenstein und Richelieu gelernt, das religiöse Pathos zu neutralisiren und den weltlichen Vortheil dafür desto besser im Auge zu behalten. Es ist daher interessant zu sehen, wie sich die Mächte, die sich während des Processes und nach der Verurtheilung des Königs mit formalen Befürwortungen begnügt hatten, nach der That gerirten, welche Haltung insbesondere der „älteste Sohn der Kirche" und der „allerchristlichste König" annahmen.

Sechs Tage nach der Hinrichtung richtete der spanische Gesandte zu London, Don Alonzo de Cardeñas, die Aufmerksamkeit Philipps IV. auf die Möglichkeit, die Gewissensfreiheit für die Katholiken von den Republicanern zu erlangen. Das konnte sich allerdings nur auf die philosophische Secte beziehen, war aber immer ein Compliment für die Republik.

Am 13. März 1649 fand zu Madrid eine Staatsraths-Sitzung über die Nachricht aus London statt, die Franzosen hätten Absichten auf Irland, was die Republikaner möglicherweise einem Bündniß mit Spanien geneigt machen könnte. Man sah in Madrid ein, daß eine englische Unterstützung der französischen Hugenotten nicht so übel wäre!

Der Statthalter der spanischen Niederlande, Erzherzog Leopold, frug in Madrid an, wie er es mit dem Prinzen von Wales halten, ob er ihm den Titel „König" geben solle oder nicht. Das kam also auf legitimistischer Seite schon sehr in Frage. Die spanische katholische Majestät condolirte dem „Neuen König von England" dürftig genug. Der Erzherzog Leopold aber erhielt die Weisung, Karl II. „Majestät" zu tituliren, den Brief jedoch vorzudatiren, vor der Ausschließung der Stuarts vom Throne! Wie wenig capitelfest!

Peñeranda, der spanische Gesandte zu Brüssel, schrieb an

Don Alonzo nach London: Karl II. sei angekommen. Ce pauvre diable a fait hier son entrée à Bruxelles avec une pompe égale à celle qu'on aurait pu mettre à recevoir son père. Peñeranda ist sehr besorgt, das englische Parlament möchte das krumm nehmen. Aber ces gens du Parlament sollen ja nicht glauben qu'on soit engagé au rétablissement de ce pauvre roi d'Angleterre." Aeußerst pikant ist es, daß die Spanier den Prinzen am liebsten den Franzosen auf den Hals geschickt hätten, während Mazarin grade die Spanier durch ihn zu compromittiren gedachte.

Aus der französischen diplomatischen Correspondenz scheint hervorzugehen, daß Mazarin schon im August 1649 Cromwell von Irland aus zum Besuch erwartete. Der französische Geschäftsträger in London, Hr. de Croullé, schreibt seinem Cardinal, Cromwell habe gesagt: „Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, sollten alle Könige Europas vor mir zittern. Ich habe noch bessere Gründe als der verstorbene König von Schweden." Ein anderer Brief desselben Herrn de Croullé an den Cardinal Mazarin, vom 7. Nov. 1650, enthält in kurzen Andeutungen einen ganzen Band Geschichte. Jener Herr nennt zwar die englische Regierung ohne Weiteres „ces gens-ci," ist aber doch dafür, daß man einen Gesandten von ihnen mit aller Höflichkeit empfange, besonders da eine Allianz der Republik mit Spanien auf dem Tapet sei. Dann aber sind doch ces gens-ci sehr zu beachten: „Ihre neue Republik befestigt sich nach allen Seiten, ganz England lebt im Frieden, jeder Zollbreit Landes hat sie (die Leute da) anerkannt. Irland ist fast ganz unterworfen und hat so große Verluste erlitten, daß es durchaus geschwächt ist. Die Schotten sind unter sich getheilt, und es scheint, daß alles zusammen zur Befestigung dieser Leute und zum Schaden des Königs von England so wie derer, die sich ihm anschließen, ausschlägt. Obendrein sind sie mächtig zu Wasser und zu Lande; sie leben ohne Ruhmredigkeit und Prunk, ohne Eifersucht unter sich (?), sparen im Privatleben und verschwenden für die öffentlichen

Angelegenheiten, an denen Jeder wie an seinen eigenen arbeitet. Sie haben eine große Masse Geld, welches sie gut verwalten, beobachten eine sehr strenge Zucht, belohnen gut und strafen streng. Ich weiß wohl, daß sie kein Geheimniß daraus machen, alle Monarchien zerstören zu wollen und daß folglich alle Fürsten ein Interesse haben, sie zu Grunde zu richten, wozu ihre Verbrechen die ganze Welt im Allgemeinen verpflichten. Aber ich denke, daß, da man dazu noch nicht im Stande ist, es besser wäre eine Zeitlang die Augen zuzudrücken und sie zurückzuhalten, als ihnen zu stramm entgegenzutreten und sie dadurch zu Schritten zu bewegen, welche die Feinde Frankreichs nicht ermangeln würden auszunutzen . . . Uebrigens scheint der Krieg mit Frankreich beschlossen zu sein, man könnte große Summen darauf verwetten, daß vor dem Ende des Frühjahrs die Engländer eine Armee in Frankreich haben." Nicht so übel, ces gens-ci.

Noch pikanter, grundsätzlicher, weil grundsatzlos, ist ein Memoire des lockigen Cardinals selbst an die Königin Anna und ihren Staatsrath, aus dem Januar 1651. Hier heißt es: „Nach Ehre und Gerechtigkeit dürfte man die englische Republik nicht anerkennen, weil der König durch nichts seinen Ruf so schädigen könnte als durch Aufgebung des legitimen Königs (von England), seines nahen Verwandten, Nachbarn und Verbündeten, den er dadurch öffentlich beleidige, und daß er nichts Ungerechteres zu thun vermöge, als Usurpatoren anzuerkennen, die ihre Hände mit dem Blut ihres Souveräns besudelt haben — ein gefährliches Exempel in allen Monarchien, der Abscheu aller rechtschaffenen Leute." — Man sollte denken, da werde auch von einer Anerkennung keine Rede sein, da müsse Frankreich der gesammten Legitimität mit entschiedenem Beispiel vorausgehen.

Aber noch mehr, noch viel mehr. Sogar die Staatsraison, die sacrosancte Ratio status, der Gott aller politischen Künstler und Pfuscher, die brillante Erfindung des 7. Jahrhunderts, verpflichtet nach Mazarin zur Unterstützung

des legitimen Königs in Irland und Schottland; denn „wenn diese beiden Reiche erst beruhigt sind, so wird die Republik noch stolzer werden und vielleicht ihre große Macht am liebsten gegen Frankreich richten, wegen der großen Erbitterung und Eifersucht, die immer zwischen den beiden Völkern bestand und die grade jetzt durch Vorfälle zur See (die Engländer hatten französische Prisen aufgebracht) noch vermehrt worden ist". —

Nun, so erklärt der Republik, daß Ihr sie nun und nimmer anerkennt, daß sie eine Ausgeburt der Hölle ist! Leider, fährt der Cardinal fort, „gebieten Ehre und Gerechtigkeit niemals, etwas gegen die Klugheit zu thun. Den König würde man doch nicht herstellen; wir müssen unsere Kräfte sparen, um ihm künftig nützlich sein zu können. England ist Herrin der See. Frankreich hat noch einen großen Krieg (mit Spanien) auf dem Nacken; eine Partei im Innern würde durch die Unterstützung Englands gefährlich werden. Thut man augenblicklich etwas zu Gunsten der Republik, so hindert das später nicht, günstige Umstände zu benutzen. Spanien würde zudem unsere Feindseligkeit gegen die Republik dazu bringen, sich auf jene Seite zu stellen".

Also — da Ehre und Gerechtigkeit nichts sind — erkennen wir an! Wohlverstanden, einigen Profit müssen wir davon haben, daß wir unsern Ruf schädigen; denn „es wäre doppelt unzuträglich, eine Niederträchtigkeit zu begehen, wenn die Engländer nachher gleichgültig und kalt blieben, wenn sie am Ende noch stolzer und schwieriger in den Weiterungen würden, die wir mit ihnen auszugleichen haben".

England soll nur einen Gesandten schicken, der dann als Repräsentant einer freien Republik behandelt werden wird. England wird uns für dieses Beispiel, welches der erste europäische König den übrigen giebt, dankbar sein. Man könnte sich sogar ein wenig darüber beschweren — holde Tartufferie — daß England zuerst sein Compliment anderswo (in Spanien, wo Asham ermordet wurde) gemacht habe. Aber achtgeben,

daß Frankreichs Annäherung nicht von England als Sporn gegen die Spanier gebraucht wird, um dieſe zum offenen Bunde zu treiben! „Wir müſſen mit einem Worte vermeiden, die Republik anzuerkennen, ohne ſicher zu ſein, daß der Ausgleich folgt; denn ſonſt würde man ſich einer öffentlichen Schande ohne jeden Profit ausſetzen.“ — Die Schande ginge noch an, ſogar die öffentliche, aber der Profit muß herein!

Welcher Genius des Lichts iſt der brutale Oliver Cromwell gegen dieſen Asmodeus der tückiſchen, jeſuitiſch-ſpitzbübiſchen Gewiſſenscapitulation!

Wer aber bis zur Schlacht bei Worceſter noch geſchwankt hatte, ob er mit der engliſchen Republik rechnen müſſe, der zauderte von da ab keinen Augenblick mehr, ihr alle Ehre anzuthun. Toskana, Venedig, Genua, die Hanſeſtädte, die Schweizer Cantone, die kleinen deutſchen Fürſten ließen ſich zu London vertreten und baten um Gegenſeitigkeit. Aus Schweden, Dänemark und Portugal brachten außerordentliche Geſandte Briefe der Könige, die in feierlichen Audienzen überreicht wurden. Man drängte ſich um Allianzen. Im December 1652 entſchloß ſich auch Mazarin durch einen außerordentlichen Geſandten „An unſere ſehr lieben und großen Freunde, die Leute des Parlaments der Republik England“ zu ſchreiben; der Brief wurde jedoch ungeleſen zurückgegeben, bis es hieß: „An das Parlament der Republik England.“

Holländiſche Zuſtände.

Wir müſſen jetzt bei unſern alten Freunden aus dem 16. Jahrhundert, bei den nördlichen Niederländern oder Holländern wieder anknüpfen. Sie haben ſich mittlerweile ſelbſtändig gemacht, haben jedoch dabei ihrer Phyſiognomie jenen mammoniſchen Zug noch tiefer eingeprägt, den wir bereits früher bei ihnen entdeckten.

Bis zum Jahre 1648 kämpfte die junge Republik weiter, zur See wie zu Lande, gegen Spanien und erlangte dann ihre volle ſtaatliche Unabhängigkeit. Ihr Colonialweſen hatte ſchon 1596 mit der Occupation der Inſel Java begonnen, die noch jetzt die milchgebende Kuh des Staates bildet. In dieſem „Garten des Archipels" beſaßen die Holländer ihren fünften Erdtheil, noch ehe Auſtralien entdeckt war. 1601 entſtand die oſtindiſche Compagnie, und die Ausbeutung der Sundainſeln wurde bald nach der unbarmherzigen Schablone des Monopols betrieben. Man beſchränkte die Production gewiſſer Gewürze auf beſtimmte Localitäten, die Gewürznelken auf Amboina, die Muskatnuß auf die Bandainſeln, um theurer verkaufen zu können. Der Grundſatz, daß die Production um des Reinertrages willen betrieben wird, der ſich in der eigentlichen Induſtrieperiode als Würgengel furchtbar machen ſollte, herrſchte in Bezug auf die Colonien ſchon damals in vollſter Ausdehnung. Der calviniſtiſche Mijnherr wurde ein ſcham- und ſchonungsloſer Ausbeuter; er trieb in Aſien Beſtechung, Verrath, Meuchelmord und alle denkbare Niedertracht. Er ſtahl Menſchen auf Celebes, um ſie auf Java zu Sklaven zu machen. Auf Malacca beſtach er den portugieſiſchen Gouverneur und ermordete ihn dann, um nicht zu zahlen. Sein Capital wuchs bergehoch und der Pauperismus oder die Maſſenarmuth entſprach vollkommen den aufgeſpeicherten Schätzen der Auserwählten.

Dieſer ſpeculative Geiſt, den Holland zuerſt im modernen

Europa aufbrachte, führte auch, man kann nicht sagen Toleranz, wohl aber Gleichgültigkeit gegen die asiatischen Religionen herbei; nicht mehr um der Gewissensfreiheit willen, sondern zur Beseitigung der Concurrenz unterstützten holländische Schiffe den Micado in Japan beim Niedermetzeln fremder Katholiken.

Als sich die Holländer 1641 der Straße von Malacca bemächtigten, waren sie Herren der Verbindung zwischen dem bengalischen Busen und dem chinesischen Meere. Sie brachten den Thee nach Europa. Um diese östliche Laufbahn bis ans Ziel zu verfolgen, erwähnen wir gleich hier, daß Holland 1657 den Portugiesen Ceylon wegnahm und daß die Eroberung des Caplandes auf der Spitze von Afrika den Schluß bildete. Diese Spitze trägt nach dem Entdecker den Namen Cap Hoorn.

Die westindische Compagnie wurde 1621 durch Moritz von Oranien, den Sohn des Schweigsamen, gegründet. Eine Weile besaßen die Holländer Brasilien, bis sie diese Welt an das von Spanien freigewordene Portugal zurückerstatteten. In den nordamerikanischen Oststaaten hatten sie festen Fuß, New-York ist als Neu-Amsterdam von ihnen gegründet worden.

Die Ostsee war den Nachfolgern der Hansa zinsbar; sie verfrachteten die Waaren aus Rußland und den nordischen Königreichen; die polnische Weichsel lieferte das Getreide. Der Häring der Nordsee brachte ihnen jährlich große Summen ein; hierbei trafen sie auf das emporstrebende England und mußten das entscheidende Duell mit ihm ausfechten. Kaffee und Tabak kamen den Deutschen lange ausschließlich von Holland. Im Jahre 1634 bestand die holländische Handelsflotte aus 34,850 Schiffen mit 2 Millionen Tonnen; Colbert noch meinte, die Holländer besäßen allein vier Fünftel der europäischen Marinen.

Daheim verarbeiteten sie die Rohproducte zur fertigen Waare: Tabak, Zucker, Getreide, Schafwolle, Flachs. Glas und Diamanten verstanden besonders die Juden zu schleifen.

Ihre gebrannten Waſſer wurden berühmt und ſind noch heute bekannt; ihre Bierbrauerei florirte. Das ganze Land wurde von Canälen durchfurcht, die niedrig gelegenen Städte hatten ihre Grachten, wie Venedig ſeine Lagunen. Die einfache Treckſchuyt, das Zugſchiff, verſah die Stelle des heutigen Dampfers. Aus dem Canalſchlamm entſtanden die Klinks oder Ziegelſteine zum Häuſerbau; das Delfter Steingut wurde in jedem Haushalt unentbehrlich.

Die bürgerliche Induſtrie und Technik fand auch ihre Anwendung auf das Kriegsweſen; Geſchützfabrikation und Ingenieurkunſt erreichten einen hohen Grad von Vollkommenheit. Minengraben und Bombenflug wurden methodiſch gelehrt und getrieben. Im Feſtungsbau beſaß Holland die erſte Autorität an Coehorn, bis Vauban in Frankreich auftrat. Auch die Seefahrt wurde wiſſenſchaftlich begründet, Huyghens nahm den erſten Platz unter den Nautikern ein; vortreffliche Seekarten und Beſchreibungen waren an Bord der Schiffe. Der Erwerbstrieb erzeugte und ſpornte den Entdeckungstrieb, der vor keinen Gefahren und Schrecken erbleichte. Holland war an die Stelle des Eliſabethiſchen England getreten; die Drake, Davy und Forbiſher hießen jetzt Heemskerk, Linſchot, Barendß; ſie verſuchten ſich an der nördlichen Durchfahrt und gelangten nach Spitzbergen und Nowa-Zembla.

Bei ſo großartigem Handels- und Rechnungsweſen mußte der Geldverkehr eine andere Form annehmen. Die erſte Girobank dieſſeits der Alpen entſtand 1609 in Amſterdam; um der ſtetigen Münzverſchlechterung und -Beſchneidung zu entgehen, deponirten die Kaufherren und Fabrikanten ihr gutes Geld in der Bank und ließen ihre Wechſel in Bankpapier zahlen. Die Antheilſcheine der beiden indiſchen Compagnien bildeten ein Speculationspapier und wurden Gegenſtand von Zeitkäufen mit Differenzen. Auch die mit beſonderer Vorliebe gepflegte Tulpe, zuerſt theuere und ſeltene, dann auch imaginäre Arten und Abarten, wurden an der Börſe cotirt, bereicherten oder ruinirten den „Geber“ und „Nehmer“.

Der Handel war die Geburtsstätte des Massencapitals, welches sich durch das Geldsystem zur früher unbekannten wirthschaftlichen Großmacht aufschwang. Die Großindustrie begann ihre glänzenden Siege zu feiern und auch der Ackerbau wurde durch das Pachtwesen der neuen Großmacht allmählich unterthan. Börsen und Staatsschulden, siamesische Zwillinge, bildeten bald die Reservoirs und Pegel der vorhandenen Capitalmasse, deren Orgien im Börsenspiel gefeiert wurden. Das 17. Jahrhundert legte die Fundamente der neuen Volkswirthschaft, das 18. errichtete die Mauern und das 19. brachte den nicht unbedenklichen Bau unter Dach, ohne bis jetzt den Blitzableiter erfunden zu haben.

Die Fragen: ob Monopol, ob Freiheit der Banken, ob überhaupt freie Concurrenz oder Schutz erworbener Positionen, ob fester Zinsfuß oder freier Wucher, welche jetzt die frühere Frage: ob Glaubenszwang oder Gewissensfreiheit, nach und nach verdrängten, beschäftigten mehr als ein Jahrhundert vor der eigentlichen Gründung der Nationalökonomie das finanzielle und kaufmännische holländische Publicum.

Sehr interessant ist es, was Hr. Heinrich v. Treitschke*) anführt, daß der große Kleinmaler Franz v. Mieris an den Begründer des humanitären Völker- und Naturrechts, Hugo Grotius, geschrieben: „Der Rechtsgrund des Eigenthums ist die Arbeit", mehr als 100 Jahre vor Adam Smith! Herr v. Treitschke führt auch noch an, daß im Jahre 1656 in Holland die Civilehe eingeführt worden sei! —

Die holländische Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts ist sprichwörtlich geworden. Die Philologie, die in Deutschland und England so viel durch die Bürgerkriege gelitten, setzte sich auf dem Schwemmboden der Nordseeküste zu fester Ruhe nieder. Der gesammte Grund der Bildung waren die classischen

*) „Historisch-politische Aufsätze", 3 Bände, denen wir manche Details entnahmen.

Sprachen und Literaturen, besonders Grammatik und Antiquitäten. Auch die nationale Poesie der Heinsius und van Vondel ruhte auf diesen Studien. Wir haben schon gesehen, daß Heinsius den Opitz erzeugte.

Die großen Rechtsfragen betreffend das Verhältniß von Staat und Kirche, die uns noch beschäftigen werden, das Völkerrecht in Krieg und Frieden: hier fanden sie fleißige und gelehrte Bearbeitung. Graswinkel und Salmasius vertraten das göttliche Recht, Spinoza, der Begründer einer ganz neuen Weltanschauung, die demokratische Freiheit und das Recht der Gesammtheit. Hugo Grotius strebte von der biblischen Politik zur rationellen und humanen.

Das eigentliche innere Getriebe des holländischen Geistes werden wir aber erst kennen lernen, wenn wir uns zu den politischen Angelegenheiten wenden und hier den Schlüssel zu gewissen intricaten, scheinbar unbegreiflichen Dingen suchen. Vorab litten die sieben Vereinigten Provinzen an dem den Republiken oft so gefährlichen Mangel der Einheit, selbst in den nothwendigsten Dingen. Der große englische Diplomat und Staatenkenner Will. Temple bezeichnete diesen Uebelstand später mit dem witzigen Ausdruck: „Die veruneinigte Regierung der Vereinigten Provinzen". Dieser Individualismus der einzelnen Provinzen — in der Schweiz „Cantönligeist" genannt, in die Geschichte Nordamerikas blutig eingeschrieben mit den Namen „Föderalisten" und „Conföderirte" — ist eine germanische Stammeseigenthümlichkeit, die vorsichtig angefaßt sein will, um zum Guten gewendet zu werden. In Holland aber kam dazu, daß wirklich selbständige Gebiete, die nur durch die spanische Herrschaft verbunden waren, sich freithätig zum Widerstande gruppirten und so immer nur einen nach Außen gerichteten Complex bildeten. Drittens gesellte sich die diesem individualistischen Wesen entsprechende calvinistische Gemeinde- und Synodalverfassung dazu, die den Localgeist noch einmal besonders verschärfte. Die Wirkungen dieser drei Factoren sind bis auf unsere Tage sichtbar geblieben und traten noch bei Be-

rathung der Eisenbahnlinien in den Generalstaaten des Königreichs Holland recht prägnant hervor.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte der holländische Individualismus seine imposanten typischen Vertreter an den Anwälten und Lenkern der Einzelstaaten, namentlich der Provinz Holland. Da waren der gewaltige Oldenbarneveldt zu Moritzens Zeit, der alte de Witt neben Wilhelm II., die beiden Söhne des letztern, Jan und Cornelius de Witt, im Interregnum der Statthalterschaft und zur Zeit Wilhelm III. Ein harter Gegensatz bildete sich zwischen diesen Persönlichkeiten und den nach einheitlicher Macht strebenden Oraniern, ein Gegensatz, den man am kürzesten als den Kampf zwischen Staatischen und Staatlichen bezeichnen kann. Staatisch weist nämlich auf die Einzel-Staaten oder Provinzen, Staatlich auf die Einheit und die mit ihr verbundene Gewalt hin.

Unter dieser Beleuchtung bekommen auch die dogmatischen Streitigkeiten innerhalb des Calvinismus Sinn und Bedeutung. Die Staatischen waren schon früh des Krieges mit Spanien müde; sie unterstützten aus allen Kräften die Bestrebungen Heinrichs IV., den Waffenstillstand von 1609 zu Stande zu bringen. Die Staatlichen, der Statthalter Moritz an der Spitze, fügten sich nur ungern in die Waffenruhe, weil Armee und Kriegsflotte dadurch nothwendig in den Hintergrund gedrängt wurden.

Kaum war der militärische Waffenstillstand geschlossen, als der theologische Krieg ausbrach. Arminius, Professor in Leyden, opponirte der strengen Prädestinationslehre und hielt sich mehr an Zwingli und Luther; er sprach sich ferner für eine nähere Verbindung von Kirche und Staat aus, gegen die schroffe calvinistische Absonderung der kirchlichen Gemeinde. Sein Gegner und College Gomarus vertheidigte mit Heftigkeit die strenge Gnadenwahl und den Demokratismus der Kirche. Auf Seiten des Armin finden wir Jan van Oldenbarneveldt, Hugo Grotius, später auch Spinoza, der denn doch nicht so außer allem Zusammenhange mit Raum

und Zeit ſteht, wie die Geſchichtſchreiber der Philoſophie meiſt glauben. Die Lehre des Armin war ſtaatiſch, freiheitlich, individualiſtiſch; die des Gomar unterwarf alle Menſchen gleichmäßig dem Herrn im Himmel, der einem monarchiſchen Element auf Erden entſprach. Verlangten ja doch auch die engliſchen und ſchottiſchen Presbyterianer nach einem Könige. Im Gomarismus lag eine Verbindung von Demokratie und Cäſarismus. Das politiſche Element in der erſtern Lehre, daß Kirche und Staat nicht abſolut zu trennen ſeien, ging, wie wir aus Spinoza's „Ethiſch-Politiſchem Tractat" wiſſen, gegen die Anarchie, gegen die willkürliche Einmiſchung der Kirche in die weltlichen Händel und ſollte den Schutzwall wider das Aufgebot des religiöſen Fanatismus der Maſſe zu Gunſten eines Prätendenten bilden. Ganz conform mit Spinoza wollte Oldenbarneveldt die Sectirerei durch Vereinigung aller Proteſtanten zu einer reformirten Kirche aufheben, welche unter dem Schutze und der Oberaufſicht des Staates ſtände. Die Staatiſchen waren ſo die Staatsmänner, die Staatlichen dagegen ſpeculirten auf einen Staatsherrn und auf das Staatsdienerthum. Die Staatsmänner waren kühle Rechner, ſelbſtbewußte Intelligenzen; die entgegenſtehende Partei war die der calviniſchen in Genf dreſſirten Pfaffen, und hinter ihnen ſtand die gedankenloſe, aber fanatiſche Plebs. Die Mehrheit des Volkes ſtand auf Seiten Gomars, und das allgemeine Stimmrecht hätte gegen die Arminianer entſchieden, was dem Oranier wie gerufen kam. Die Maſſe huldigte ſchwärmeriſch der allgemeinen Prädeſtination und auch dem prädeſtinirten Helden- und Herrſcherthum.

Die Arminianer reichten bei den Ständen der Provinz Holland eine „Remonſtranz" um Glaubensfreiheit ein; die Gomariſten antworteten mit einer „Gegen- oder Contreremonſtranz", ſetzten aber den Glaubenszwang hartnäckig fort. Die Stände ſahen ſich genöthigt, Wachen zum Schutz der Remonſtranten aufzubieten. Eine Generalſynode zur Schlichtung des Streites wurde nach Dortrecht berufen (1618); noch ehe dieſe

der oranische Prätendent grade den schroffen Calvinismus in seinen Dienst nahm, den Karl Stuart im Namen der Hochkirche perhorrescirte. Die Oranier sind vielmehr die holländischen, energischeren Stuarts in dieser kirchenpolitischen Frage; Wilhelm II., der 1625 auf seinen Vater Moritz folgte, war ja auch der Gemahl der Maria, der Tochter Karls I. Und Cromwell, der solche Dinge verstand, war stets Gegner der Oranier, stets Freund der Staatischen, der Republicaner.

Was die Parallele noch weiter verschiebt, ist der Umstand, daß die holländische Entwicklung der englischen zeitlich voraus war, daß der Individualismus der Arminianer, der auch John Milton inspirirte, der in Holland selbst den Dichter Vondel möglich machte, kurz jenes Ablenken von Genf nach Wittenberg, in den Vereinigten Provinzen nicht mit dem Aufschwunge der Geister im Kampfe gegen Spanien, sondern bereits mit einem bürgerlichen Optimatenthum zusammentraf, gegen welches die oranisch-napoleonische „Demokratie" aufgeboten werden konnte.

So sieht in Wirklichkeit der Streit zwischen den „hochmögenden Herren" der Hauptprovinz Holland und dem Prätendententhum der Oranier aus. Der Schweigsame wurde 1581 ermordet, ehe von Souveränitäts-Ansprüchen die Rede sein konnte. Moritz war Statthalter, und zwar unter englischer Controlle, und nicht einmal in allen Provinzen, da Friesland und Groningen ihr freies Wahlrecht bewahrten. Auf Moritz folgte 1625 sein jüngster Bruder Friedrich Heinrich. Dieser bezeichnet eine Periode der Eintracht, des Ruhmes nach Außen, des innern Friedens, des blühenden Handels und der aufstrebenden Wissenschaft. Der Statthalter siegte zu Lande, Peter Hunn nahm 1628 die spanische Silberflotte weg, und Herbert Tromp, eine kräftige Seemannsnatur von oranischer Gesinnung, zertrümmerte 1635 die spanische Kriegsflotte im Canal. Oranje boven! erscholl es durch das ganze Land; fünf Provinzen beeilten sich, dem Sohne des Statthalters die Anwartschaft auf die Nachfolge des Vaters zuzuerkennen.

Die holländiſche Diplomatie wie die holländiſche Wiſſenſchaft nahmen den erſten Rang in Europa ein.

Friedrich Heinrich ſtarb 1647, ihm folgte ſein Sohn Wilhelm II. Als die Friedensverhandlungen zu Münſter in Gang kamen, machte ſich wieder der Unterſchied zwiſchen Staatiſch und Staatlich bemerkbar. Die Staatiſchen wollten Frieden, Ruhe, Handel, Induſtrie, Verminderung des Heeres und der Flotte, Abſchwächung der militäriſchen Präponderanz; die Staatlichen hatten nicht ſo große Eile mit dem Frieden. Als dieſer geſchloſſen und verkündigt war, begannen auch die innern Reibungen aufs Neue. Wilhelm mußte ſogar die Stadt Amſterdam belagern und ſtarb im Momente des Einzugs, 1650. Sein Sohn, der ſpätere Wilhelm III., wurde erſt nach des Vaters Tode geboren. Deutlicher als ſeine Vorgänger hatte Wilhelm II. die oraniſchen Endabſichten verrathen, als er mit Mazarin den Plan entwarf, die ſpaniſchen Niederlande zu Frankreich zu ſchlagen, ihn ſelbſt aber zum Könige von Holland zu machen!

In die Zeit des Interregnums fallen die Händel zwiſchen der Republik der Vereinigten Provinzen und der Republik England. Die Hochmögenden, auch die Löveſteiner genannt, waren Herren im Lande. Sie erklärten 1651 das Verfahren des verſtorbenen Statthalters für ungeſetzlich und ſpielten ſich auf den Venetianiſchen Senat hinaus. Der Bau des prächtigen Rathhauſes zu Amſterdam wurde begonnen; die Provinz Holland ſollte ihren Dogenpalaſt erhalten. Das Jahr darauf berieth man die Ausſchließung der Oranier von der Statthalterſchaft. Das war völlig Cromwells Idee, der ſich im Frieden mit Holland dieſen Beſchluß verbürgen ließ.

Man ſollte denken, die engliſchen Republicaner hätten gern in Frieden und Freundſchaft mit der einzig nennenswerthen Schweſterrepublik in Europa gelebt; aber gerade das oraniſche Intereſſe ſtand dem zunächſt im Wege. Die Ermordung des Dorislaus ſchrieb man in England auf oraniſche Rechnung. Dazu kam die über jede politiſche Form hinausgreifende maritime

Eifersucht. Die Navigationsakte enthielt die Kriegserklärung, wenn Holland nicht abdanken wollte.

Beide Republiken waren dem reformatorischen Geiste entsprungen; aber der politische Aufschwung trieb sie beide aufs Meer, und während sie beide der innern Freiheit neben einander genießen mochten, konnten unmöglich beide zugleich die See beherrschen. England strich die faulen Stuarts aus der Geschichte und knüpfte bei der großen Tudor wieder an. Es handelte sich um die Begrüßung der Flagge, um die Fischereigerechtigkeit, um das Durchsuchungsrecht. Henry Vane sagte ganz richtig: „Entweder müssen beide Republiken Eins werden, oder Holland muß unsere Magd sein."

Der Seekrieg fing sozusagen von selbst an: die Schiffe beider Staaten fanden nebeneinander nicht Raum auf dem Meere. Von Aufhebung der Navigationsakte konnte bei den stolz gewordenen Engländern keine Rede sein. Holland hatte Spanien zur See ausgestochen; es frug sich sehr, ob England ihm gewachsen war. Die Holländer hatten sich in Amerika und Indien geübt, kühnere Fischer gab es nicht, ihre Kriegsflotte manövrirte so gelehrt wie ihre Landarmee. England hatte weniger, aber größere Schiffe, hohe Ambition und stärkere Leidenschaft. Englands Stern war im Aufgang begriffen und Robert Blake der Cromwell zur See.

Vor jeder Kriegserklärung lieferten sich am 12. Mai 1652 unweit Dover die holländische Flotte unter Tromp und die englische unter Blake das erste Treffen mit 43 Schiffen gegen 23. Die Sache ging gnädig ab, Blake hatte 50 Todte, Tromp ein Schiff verloren. Am 21. Juni traf Blake an der schottischen Küste 600 holländische Fischerbarken, die von 12 Kriegsschiffen begleitet waren. Von diesen bohrte er drei in den Grund und nahm die übrigen neun weg; die 600 Barken entließ er nach Erhebung des Zehnten, verbot ihnen aber strengstens, ohne Erlaubniß des englischen Staatsraths sich wieder in jenen Gewässern zu zeigen.

Die Kriegserklärung Englands an Holland datirt erst

vom 7. Juli. Der holländische Admiral Tromp stieß am 5. August bei den Orkaden auf Blake. Ein Sturm zerstreute das holländische Geschwader und am andern Morgen sah sich Tromp auf dem Admiralschiff „Brederode" in der Mitte von schwimmenden Trümmern. Er mußte heimkehren. Blake, der sich in die kleinen Shetlands-Buchten geflüchtet hatte, litt weit geringern Schaden, verfolgte den fliehenden Feind, ohne ihn zu erreichen, segelte höhnend die holländischen Küsten entlang und kehrte stolz mit den aufgebrachten Schiffen und 900 Gefangenen nach Yarmouth zurück.

Tromp gab seine Entlassung, der populäre Ruyter trat an seine Stelle. Auf der Höhe von Plymouth traf er die englische Flotte unter Ayscough am 10. August und zwang sie zum Rückzug. Merkwürdigerweise war Ayscough des Royalismus verdächtig, weßhalb das Parlament ihn auch sofort in anständige Pension schickte. Ruyter aber dachte präcis wie Cromwell: „Nur wenn es Gott gefällt Muth einzuflößen, trägt man den Sieg davon; das ist ein Werk der Vorsehung, worüber sich die Menschen keine Rechenschaft geben können."

Holland hatte sofort ein neues Geschwader unter Cornelius de Witt ausgerüstet. Dieser vereinigte sich mit Ruyter und am 8. Oct. trafen sie Blake, der den Kampf suchte, nordwestlich von Dover. Ruyter wollte erst einige Schiffe ausbessern, aber Blake hatte Ordre gegeben, drauflos zu gehen. Aller Muth der Holländer wurde zu Schanden vor dem englischen Ungestüm. Am andern Morgen segelten die Holländer ab, ohne einen zweiten Schlachttag zu wagen.

Holland griff wieder zu Tromp, dem sich Ruyter unterordnete; die Flotte wurde vollkommen hergestellt. Blake dachte nicht an einen Winterfeldzug und war überrascht, gegen Ende November von der Annäherung einer holländischen Flotte zu hören. Sie kam am 29. Nov. zwischen Dover und Calais in Sicht, 173 Schiffe stark, denen Blake nur 37 entgegenzusetzen hatte. Der Kampf des folgenden Tages war der hef-

tigſte des ganzen Kriegs; Wunder der Tapferkeit geſchahen auf beiden Seiten. Ein Nebel und die Nacht trennten endlich die Kämpfenden; aber Blake war unfähig den Kampf fortzuſetzen. Er zog ſich in die Themſe zurück. Da geſchah es, daß der ſiegreiche Tromp, einen Beſen am Hauptmaſt, durch den Canal fuhr. Die Generalſtaaten glaubten gewonnen Spiel zu haben und England blokiren zu können.

Blake bat um ſeinen Abſchied, der ihm ehrenvoll verweigert wurde. Das Parlament ſtellte die Flotte her, gab dem Admiral zwei militäriſche Capacitäten an die Seite, Monk und Dean, und zwei Monate nach ſeiner Niederlage ſegelte Blake mit 60 Kriegsſchiffen aus der Themſe. Am 18. Febr. 1653 traf er zwiſchen Cap Hague und der Halbinſel Portland die holländiſche Flotte mit 75 Segeln, die 250 Kauffahrer escortirte. Tromp auf dem „Brederode“ that dem „Triumph“ Blake's ſtarken Schaden. Der Kampf dauerte den ganzen Tag mit abwechſelndem Glück, unter feſter Siegeshoffnung auf beiden Seiten. Am andern Morgen fuhr Tromp canalwärts, um ſeine Handelsſchiffe in Sicherheit zu bringen. Blake erreichte ihn am Mittag, und der Kampf entbrannte auf's Neue. In der zweiten Nacht entfernten ſich mehrere holländiſche Schiffe, am dritten Tage griff Blake zum dritten Male an. Tromp retirirte der holländiſchen Küſte zu, mit Verluſt von 17 Kriegsſchiffen und 40 Kauffahrern.

Unter ſolchen Aſpecten nach Außen, auf der Höhe des holländiſchen Krieges, angeſichts der Doppelbewerbung Frankreichs und Spaniens um die Gunſt der „königsmörderiſchen Republik“, getrieben von dem unwiderſtehlichen Drange, die entſcheidende Macht in Eine Hand zu bringen, gab Oliver dem abgeſtandenen Langen Parlament den Laufpaß. —

Mylord Protector. — Die Wiederkehr der Stuarts.

Nach der Auflöſung des Langen Parlaments ſtand nur noch Ein Mann da, der England bedeutete; dieſer Mann aber befand ſich in der allerſchwierigſten Lage. Er hatte nunmehr Alle gegen ſich, außer dem Rathe ſeiner Getreuen, meiſtens Offizieren, und den dunkeln Ehrenmännern der Gewiſſensfreiheit ohne Biſchöfe, Presbyter und Covenant. Die Republicaner aus Princip hatte er vor den Kopf geſtoßen; die Männer der fünften Monarchie ſahen einen ſtarken Arm über ſich; die Levellers ſchrien Verrath. Die Flotte beſaß ihre eigenen Helden, ſie war nicht Cromwell's Werk, wie die Armee, und grade die Flotte war von dem ſcheidenden Parlament abſichtlich gepflegt worden, damit ſie ein Gegengewicht gegen die Eiſenrippen bilde.

Die Offiziere auf Blake's Flotte wollten an der ſchottiſchen Küſte ein Pronunciamento gegen die Aenderung der Dinge in England erlaſſen; aber der Admiral erklärte ihnen: „Wir haben uns nicht in Staatsſachen zu miſchen; verhindern wir die Fremden uns zu demüthigen!"

Der Republikaner Ludlow ſagte principgerecht zu Cromwell: das Volk muß unter ſeiner eigenen Beiſtimmung regiert werden. Cromwell erwiderte: „Und wo ſollen wir ſolche Beiſtimmung finden? In der Partei der Prieſter, Biſchöfe, Independenten, Wiedertäufer, Leveller?" Er hatte auch Recht, das Land war in lauter Parteien zerfahren, von denen keine die allergeringſte Ausſicht auf eine Mehrheit bot. Es wurde ein Staatsrath von 13 Perſonen eingeſetzt, beſtehend aus Crom-

well als „Generalcapitän", vier Rechtskundigen und acht Offizieren. Dann berief der Generalcapitän sein erstes Parlament, das „kleine" genannt, oder eigentlich, er ernannte es selbst aus den Gottseligen im Lande, aus jener Mittelschichte, aus welcher vor 11 Jahren die ganze Bewegung hervorgegangen war. Cromwell beabsichtigte eine puritanische Notablenversammlung zur Seite zu haben, mit der er in Freundschaft die nöthigen Gesetze vereinbaren könnte. Von 155 Berufenen — 139 aus England, 16 aus Wales, 6 aus Irland, 4 aus Schottland — erschienen 138, darunter viele Personen von „Vermögen und Kenntniß", „Gentlemen mit Grundbesitz und Credit", wie die Gegner ärgerlich zugestanden. Blake war Mitglied, ebenso Thomas Scott und Ashley Cooper, der spätere Lord Shaftesbury.

Am 4. Juli 1653 fand die Eröffnung statt. Der Generalcapitän sprach lange und gründlich, aber ohne Vorbereitung und ohne jede Aehnlichkeit mit irgend einer Thronrede oder Botschaft der Welt, immer unlogisch, wenn die Schablone zum Muster genommen wird, stets logisch, wenn man des Redners Gedankenfabrik kennt. Der Geist, der die Freiheit mit Muth und Kraft errungen und sich von Extremen ferngehalten hatte, sollte bei der Gesetzgebung thätig sein. Gewiß war die Ernennung eines Parlaments ein Akt despotischer Willkür, aber der über diese Versammlung ausgegossene Spott ist nicht zur Hälfte berechtigt. Man glaubte Alles mit einem Witz über den Vorsitzenden, den Lederhändler Preisegott Barebone (Bloßknochen) abzuthun, der auch, weil er den Bibelspruch: „Wenn Christus uns nicht erlöst hätte, so wären wir alle verdammt" seinem Namen vorsetzte, kurzweg „verdammter Barebone" genannt wurde. Nun ist aber „Preisegott" nur die Uebersetzung von Timotheus, Gottlieb, und der Familienname war nicht Barebone, sondern Barbone. Richtig ist, daß nie ein solches Parlament war, noch auch wiederkommen wird. Den ganzen ersten Tag verbrachte es im Gebet; nie hatten „Ehrenwerthe" die Nähe Christi so empfunden.

Die Mitglieder riefen abwechſelnd bei Beginn der Sitzung den Herrn an und erklärten Bibelſtellen, bis die Verſammlung beſchlußfähig wurde.

Aber es ſaß in dieſem Parlamente der Heiligen, über das ſich ſogar General Ludlow, das reinſte Weltkind, ſehr beifällig äußerte, nicht nur ein tiefſittlicher Ernſt, ſondern auch viel geſetzgeberiſche Weisheit in Bezug auf die weltlichen Dinge. Dieſe Heiligen hatten höchſt poſitive Gedanken und ſtrebten gründliche Reformen an, die für den Moderator ſchier zu radical wurden. Der große Stürmer und Dränger an der Spitze der Regierung wollte das Errungene befeſtigen, ſich aber nicht zu weiterer Zerſtörung fortreißen laſſen.

Das Parlament trat am 4. Juli 1653 zuſammen. Nach dem „Regierungs-Inſtrument" ſollte es bis zum 3. Nov. 1654 tagen, drei Monate vorher aber ein anderes Parlament wählen, welches 12 Monate ſitzen würde. Eigentlich hatte ſich alſo Cromwell der ſouveränen Gewalt begeben, weßhalb er auch von „Entlaſtung" ſprach.

In der Eröffnungsrede pries Cromwell das Parlament der Heiligen, d. h. er pries ſich eigentlich ſelbſt; denn der „Herr", der ſie zuſammengebracht, war Niemand anders als er. Er war dabei ſo naiv, daß er die Stelle aus dem Jeſaias citirte: „Dieſes Volk habe ich ſelbſt gebildet, daß ſie mich preiſen."

In Bezug auf die Wahlart ſagte er: er wünſche, daß Alle geeignet ſein möchten zu berufen; dazu aber müßten erſt Alle Heilige ſein. Vor der Hand iſt er der General-Wähler, der Erzheilige. Der große Gedanke der Toleranz ſchlägt mächtig in dieſer Rede durch: „Ich möchte lieber einem Gläubigen ſchlecht begegnen, als einem Ungläubigen." Auch die Presbyterianer müſſe man lieben!

Grade vor der Eröffnung des Parlaments hatte Cromwell die Nachricht von einem Siege über die holländiſche Flotte erhalten. Es war die vorletzte Schlacht, Holland ſchon ſeit einem Monat auf den Frieden bedacht.

Inmitten vielen Gebetes milderte das Kleine Parlament die altrömiſche Schuldhaft und ſetzte 300 Gefangene in und um London in Freiheit — das traf die Patricier und die Advocaten. Schon die Armee hatte dieſe Forderung geſtellt, nicht minder die „vielen Tauſende" aus dem Volke.

Dann wurde die Civilehe als kurzgefaßter, einzig legaler Akt der ehelichen Verbindung eingeſetzt, noch bevor Holland dieſe Neuerung einführte, die noch vielen unſerer Lauwaſſer-Frommen ein Greuel iſt.

Das Verbot des Duells lautete: „Wer herausfordert, verliert die rechte Hand; wer tödtet, wird als Mörder behandelt." — Der Eid, der wie ein Paraſit unſere Geſetzgebung und Juſtiz durchfrißt, wurde mit Ausnahme des Amtseides, der ſo eine Bedeutung erhielt, abgeſchafft.

Das Parlament wagte ſich an noch ganz andere Dinge, bei denen es auf den erbitterten Widerſpruch bedrohter Intereſſen ſtieß. Es wollte die Court of Chancery, den Kanzleigerichtshof mit ſeinen unendlichen und unendlich koſtſpieligen Proceduren abſchaffen, wie es ſchon „viele Tauſende" verlangt hatten. 23,000 Proceſſe hingen ſeit 5—30 Jahren bei dieſem engliſchen Reichskammergericht. Das Parlament ernannte — ſelbſt der heutigen Zeit voraus — ein Comité zur Abfaſſung eines einfachen, kurzen, verſtändlichen Geſetzbuches. Die frommen Sachſen wollten das Normannenthum hinausfegen — mußte doch 1650 ein Geſetz erlaſſen werden, welches das lateiniſche und franzöſiſche Plaidiren aufhob! Aber die gut normanniſchen Advocaten, die Theologen des Monopols, erhoben gewaltigen Lärm um ihre Privilegien.

Zwei Jahre vorher hatte Cromwell zu Ludlow geſagt: Die Juriſten ſeien bei allen Reformen der bürgerlichen Geſellſchaft hinderlich; ſie ſchrien gleich, man wolle das Eigenthum zerſtören; die heutigen Geſetze dienten blos dazu, die Juriſten leben zu laſſen und den Reichen die Mittel zu geben, die Armen zu unterdrücken." Bald nach dieſer Aeußerung ſollen der verſchlagene St. John, ein Vetter Cromwells, und

Whitelocke, beides Juristen, im Auftrage von Juristen und Geistlichen 100,000 Pfd. geboten haben, damit die Zehntenfrage im Langen Parlament unterdrückt werde.

Das Kleine Parlament wagte sich auch an diese Frage. Der Zehnte und das Patronat, die feudalen Reste der bäuerlichen Unfreiheit, sollten abgeschafft werden. Das Neue Testament, so erklärten die bibelfesten Männer, gestatte nichts Derartiges; die katholische Pfaffheit habe es, der Schrift zuwider, aufrecht erhalten. Das Specialcomité amendirte: Wo der Zehnte zum Unterhalt der Geistlichen diene, solle er bleiben; man werde eine Commission zur Untersuchung der geistlichen Führung ins Land schicken. Dieser Artikel fiel mit 56 gegen 54 Stimmen. Ueber den Zehnten selbst wurde gar nicht abgestimmt. Das Geschrei der Juristen und Pastoren erhob sich aber um so lauter: die Privilegien seien in Gefahr, das Parlament bestehe aus Levellern!

Cromwell hätte sich schwerlich durch dieses Geschrei allein beeinflussen lassen; daß aber Harrison und Genossen den Staat und dessen Einrichtungen aus ihrer Inspiration herleiteten, erregte das Kopfschütteln des praktischen Mannes. Da nun gar die anabaptistische Demokratie auch an der Armee abzwacken wollte, da sie vollends von den „Janitscharen Babylons" sprach, das man zerstören müsse, um die „Monarchie der Heiligen" aufzurichten, wurde er ärgerlich. Auch die Heiligen konnten gehen.

Am 11. Dec. 1653, früh Morgens, als die Cromwellianer noch die Mehrheit im Hause hatten, wurde beantragt: „daß die fernere Sitzung dieses Hauses in seiner jetzigen Verfassung der Republik nicht förderlich und daß es daher am Platze sei, dem Lordgeneral die Gewalten zurückzugeben, die man von ihm empfangen." Das wurde angenommen, der Sprecher begab sich mit der augenblicklichen Mehrheit nach Whitehall und resignirte. 80 Mitglieder haben definitiv die „Resignation" unterschrieben.

Nach der Schlußsitzung blieben noch etliche 30 Mitglieder

im Saale zu Weſtminſter; 27 davon wollten in der Berathung fortfahren. Harriſon betete. Da aber das Parlament ſich ſelbſt aufgelöſt hatte, ſo wieſen die Oberſten Goffe und White den Reſt hinaus (12. December 1653). Was nun? Die Verfaſſung der Republik mußte doch eine Form haben; ohne Volksvertretung ging die Sache nicht ab. Schon am 12. December berief Cromwell den „Rath der Offiziere" und „andere Perſonen, die ein Intereſſe an der Nation haben", nach Whitehall. Es erfolgten lange Berathungen. Man ſprach auch vom Königthum. Das lag in der Luft. Warum ſollte der ſächſiſche Heerbann, den gerade Cromwell wieder aufgeweckt hatte, nicht den beſten Mann auf den Schild erheben und zum Könige ausrufen? Das Jahr darauf ließ Mazarin im Namen ſeines Königs den Lord-Protector erſuchen, den Königstitel anzunehmen; Frankreich würde ihn ſofort beglückwünſchen. Cromwell blieb bei der Sache, er erklärte der Verſammlung in Whitehall: Es handle ſich um Herſtellung der Einheit in der Regierung. Man befinde ſich im Kriege, die Jeſuiten überſchwemmten das Land. Der Handel ſei durch die Unordnung in fremde Hände gerathen. Nach vier Tagen, am 16. December 1653, wurde Lambert's Verfaſſungs-Entwurf in 42 Artikeln angenommen: Ein Staatsrath von 15 oder 21 Mitgliedern, ein Regierungs-Inſtrument mit Berufung eines Parlaments auf den 3. September 1654 und Oliver Cromwell als „Lord-Protector der Republik von England, Schottland und Irland".

Im Kanzleihofe zu Weſtminſterhall fand an demſelben 16. December die feierliche Inſtallation des Lord-Protectors mit großem Gepränge, unter ſchallendem Jubel des Volkes ſtatt. Cromwell erſchien im Anzug und Mantel von ſchwarzem Sammt, ein breites Goldband um den Hut. Er zählte jetzt 54 Jahre. Eine gedrungene Statur mit einem Löwenkopfe, etwas maſſiver Adlernaſe, vollen Lippen, tiefen, dunkeln Augen unter buſchigen Brauen: ſo ſtand der neue Lord-Protector da, legte den Eid ab und fügte hinzu: „er wünſche,

seine Macht möge nicht länger dauern, als sie mit dem Werke Gottes in vollkommenem Einklang stehe, zur Förderung des Evangeliums und zur Erhaltung des Volkes bei seinem Recht und Eigenthum."

Und nun regierte unser Mann unter Controlle des Staatsraths, in welchem der Viscount Lisle, Lord Montague, Ashley Cooper saßen und Thurloe als Staatssecretär fungirte, zeichnete seine höchst praktischen, conservativ-reformatorischen Decrete — von der Auflösung des Langen Parlaments 1653 bis zum 2. December 1654 zählte man 82 Ordonnanzen für alle Zweige der Verwaltung — fortan Oliver P. und hielt die anarchischen Elemente streng danieder. Einer verstand ihn durchaus, der Secretär des Staatsraths für die auswärtigen Angelegenheiten, John Milton, von dem wir noch zu reden haben. In seiner zweiten Vertheidigung des englischen Volkes steht zu lesen: das Protectorat sei eine „unvermeidliche Nothwendigkeit gewesen, da man noch nicht einen vollkommeneren Zustand einzuführen vermochte".

Radicale und Royalisten waren jetzt gleich feindlich. Oberst Overton, bei der Armee in Schottland, plante die Absetzung des commandirenden Generals Monk, wurde nach London entboten und in den Tower geschickt. Harrison erhielt mit 150 Offizieren seinen Abschied. Der royalistische Poet Cleveland verfaßte seine bittere Satyre: „Was ist ein Protector? Ein stattlich Ding, ein Kupferheller, mit einer Krone gestempelt, ein Tragödien-Cäsar, von einem Bauern dargestellt" ꝛc. König Karl in der Hegira hatte 500 Pfd. für Denjenigen ausgesetzt, der „den gemeinen Burschen" Oliver Cromwell aus der Welt schaffen würde. Wunderliche Käuze tauchten auf beiden Seiten auf, so ein gewisser Jenkins, der royalistische John Lilburn. Vor dem Langen Parlament hatte er sich geweigert das Knie zu beugen. Zum Tode verurtheilt, wollte er das Schaffott mit der Magna Charta und dem Evangelium unter dem Arme besteigen. Begnadigt, verachtete er den Pardon wie das Urtheil. Als man ihm Ehren und Geld bot, schlug er

beides aus, obgleich er eine zahlreiche Familie hatte. Cromwell entließ ihn endlich aus dem Gefängniß von Newgate, zufrieden damit, daß Jenkins auf fernere Verfolgung verzichtete.

Am 14. April 1654 bezog der Protector den Palast von Whitehall. Der spanische Gesandte Sagrado, der von Paris nach London kam, schrieb über den Hof des Protectors: „Hier gehen keine Damen zu Hofe, sondern Dammhirsche, die man jagt; keine eleganten Cavaliere, sondern Cavallerie und Infanterie; anstatt der Musik und des Ballets Trommeln und Trompeten. Man spricht nicht von Amor, sondern von Mars, spielt keine Comödien, sondern Tragödien. Hier giebts keine Mouchen auf den Gesichtern, sondern Musketen auf den Schultern."

Der Protector herrschte, sein Sohn Heinrich verbürgte als Statthalter die Ruhe in Irland, General Monk in Schottland. Die Holländer waren gegen Ende des Juli 1653 vor dem Texel so gründlich geschlagen worden — der Admiral van Tromp war selbst geblieben — daß Cornelius de Witt in den Generalstaaten erklärte: „die Engländer sind jetzt Herren über uns und über die Meere". Sagrado bemerkt, der zweijährige Krieg mit England habe Holland mehr gekostet als 20 Jahre Krieg mit Spanien.

Auch Cromwell wollte den Frieden, und so kam dieser denn am 15. April 1654 zum Abschluß. Der holländische Gesandte Bevering redete lateinisch, Cromwell antwortete in klarem Englisch. Holland verpflichtete sich zum Flaggengruß, erkannte die Navigationsakte an, verbannte die Stuart's aus seinem Territorium und formulirte die Ausschließung der Oranier dahin: den Prinzen Wilhelm weder zum Admiral noch zum Statthalter zu wählen, auch nach Kräften zu verhindern, daß er Generalcapitän über die Landmacht werde. Und so waren die Zeiten Eduard's III. wiedergekehrt, wo der Beherrscher Englands „König der Meere" hieß.

Cromwell wollte den Frieden mit Holland um so ernst-

licher, als er den Gedanken Gustav Adolf's wieder aufgenommen hatte, ein Bündniß aller protestantischen Staaten: England, Holland, Schweden, Dänemark, die protestantischen Cantone der Schweiz, die Hansestädte, die protestantischen deutschen Fürsten, zu Stande zu bringen. Den Whitelocke schickte er als Gesandten nach Stockholm zur Königin Christine, die leider grade mit dem Plane ihrer Abdankung beschäftigt war. Am 28. April wurde zwischen Oxenstjerna und Whitelocke ein Freundschafts- und Allianzvertrag gezeichnet. Am 30. dankte die allzu geistreiche Königin ab. Im selben Jahre noch erfolgte der Vertrag mit Dänemark, der den Engländern im Sunde die Vorrechte der Holländer ertheilte. Der feingebildete John Pell begab sich als Specialgesandter zu den protestantischen Cantonen der Schweiz. England stand an der Spitze des europäischen Protestantismus, der Name Protector hatte einen gewaltigen Sinn bekommen.

Der geriebene Mazarin wollte dem mächtigen Herrn der Inseln weder zu viel Ehre anthun, noch auch ihn vor den Kopf stoßen. Es entstand die Frage: wie soll der König von Frankreich den Protector tituliren? „Mein Herr Vetter", das wies Cromwell zurück; „Mein Herr Bruder", das widerstrebte dem jungen Bourbon. Also „Herr Protector," der Wahrheit gemäß. Frankreich glaubte noch immer, England von der Umarmung Spaniens zurückhalten zu müssen.

Die alten Parlamentarier waren indessen noch vorhanden, die Partei Vane wollte mitregieren. Es nahte die Zeit, wo es sich um das „Regierungs-Instrument" vom 16. Dec. 1653 handelte, welches ein Parlament nach freier Wahl, mit constitutionellen Befugnissen vorschrieb. Am 3. September, dem großen Jahrestage, fand die Eröffnung des neuen Hauses in der „gemalten Kammer" statt. Cromwell redete wieder aus dem Stegreif, lange, wie gewöhnlich mühsam seine Gedanken herausarbeitend. Er wies auf die Protestanten draußen hin, denen namentlich in des Kaisers Landen das Leben schwer gemacht werde. Ob man ihn nicht verstand oder nicht ver-

ſtehen wollte? Seltſamer Ausdruck der „Heuchelei", die ſtundenlang redet, auf die Gefahr hin zu langweilen, anſtatt ſich eines wohlbereiteten Fluſſes und anmuthenden Schwunges zu befleißen!

Gar bald ging das alte Markten um die Prärogativen wieder an. Das Parlament der 400 fuhr in den Geleiſen des Langen Parlaments; nur daß es mit „König" Cromwell zu thun hatte. Es erklärte ſich für den Inhaber der Volksſouveränität und den Protector für den Ausfluß der parlamentariſchen Macht. Cromwell erſchien am 12. September im Parlament, verwies die Mitglieder auf den Thatbeſtand und ließ ſie einen Revers unterſchreiben. Das Parlament warf jedoch abermals die Milizfrage auf: der Protector werde jetzt mächtiger als der König. Es wurden auch Stimmen laut: Man wolle kein Parlament von Protectors Gnaden, eher müſſe Cromwell die Engländer zu Sklaven erklären! Seine Prärogative in Bezug auf Amtsernennungen und Gnadenerlaſſe wollte man beſchränken. Die Akten und Ordonnanzen des Staatsraths wurden vor das Parlament gezogen; dieſes wollte die Staatsräthe ſelbſt beſtellen, die Kriegserklärungen von ſeinem Beſchluß abhängig machen. Man beſtritt des Protectors Veto im Punkte der Religionsfreiheit und der Strafgeſetze. Endlich dachte man die Landarmee zu vermindern, indem man die Subſidien ſchmälerte. Lambert, der ſein Werk vom December krönen wollte, ſchlug die Erblichkeit des Protectorats vor; der Antrag fiel mit 200 gegen 80. Nicht einmal der Staatsrath ſollte den neuen Protector wählen, nur das Parlament. Die Cromwellianer mieden bereits das Haus; der Sturm nahte.

Nach der Verfaſſung hatte das Parlament am 22. Januar 1655 noch 12 Tage zu ſitzen, ehe die fünf Kalendermonate abgelaufen waren; aber Cromwell hatte es ſo eilig, daß er fünf Mondmonate herausrechnete, wie es bei Soldaten und Matroſen Sitte war, und die Verſammlung auf jenen Tag in die „gemalte Kammer" berief. Er ſagte ihnen in der

alten Weise, aber etwas erregt: sie hätten eine constitutionelle Regierung vorgefunden, die schon 15 Monate alt sei; darein hätten sie sich finden und einfach an ihre Arbeit gehen sollen. Wieder und wieder betonte er die Toleranz gegen die Independenten. Wenn Einer sich über Rechtsbeschränkung beklagen könne, so sei es die „einzelne Person", die hier „zwischen Monarchie und Demokratie" regiere. Man greife ihn persönlich an, beschuldige ihn, „er wolle seine Familie groß machen", rede von der „Schlauheit des Lord-Protectors", oder wie man draußen sage: „in England seien fünf oder sechs Schlauköpfe, die Alles machen". Das sei eine Blasphemie. „Menschen, die ohne Gott in der Welt leben und nicht mit ihm gehen, wissen nicht, was beten und glauben heißt. — Die schließen den Geist aus, ohne dessen Mitwirkung alles Andere wirkungslos ist." — „Und so halte ich es für meine Pflicht, vor Gott und vor dem Volke dieser Nationen, Euch zu sagen, daß es nicht zum Vortheil dieser Nationen, noch zum gemeinen und öffentlichen Besten ist, daß Ihr länger hier bleibt. Und deßhalb erkläre ich Euch, daß ich dieses Parlament auflöse."

Er stand fest auf seinem Posten, den er gelobte nicht eher zu verlassen, als bis er ins Grab rollte. Die Radicalen, die Männer der Fünften-Monarchie und die Wiedertäufer verstanden die Sache anders; sie glaubten jetzt den Lord-Protector behandeln zu müssen, wie weiland den König, als den Antichrist. Der Anabaptist Major John Wildman ließ zu Exton „eine Erklärung des freien und getreuen Volks von England, jetzt in Waffen gegen den Tyrannen Oliver Cromwell" veröffentlichen. Wildman wurde arretirt. In Schottland entstand Aufruhr; 200 royalistische Edelleute empörten sich in Salisbury, Andere in Yorkshire. Unser alter Bekannter, jetzt Capitän Serby, der die Freiheit durch Karl Stuart zurückerobern wollte, entwischte. Oberst Harrison und Lord Grey of Groby wurden in anständigen Gewahrsam gebracht. Der Aufruhr in Salisbury wurde niedergeworfen, ebenso der in

Yorkshire. Etliche Royalisten verfielen nach Geschwornenspruch dem Henker; massenhaft wurden die Empörer nach Barbados deportirt.

Ganz offenbar stand hier Ein Mann gegen ein ganzes Volk, das in sich selbst hundertfach zerrissen war. Empörung auf allen Ecken, Empörung bis nach Whitehall hinein, Empörung in den Gedanken der nächsten Angehörigen. Cromwell, stets seiner Sache gewiß, stets dem Herrn, d. i. seiner besten Einsicht folgend, unerschütterlich in seinem Vorsatze, das Errungene zu conserviren, aber den Extremen nicht nachzugeben, griff zum letzten Mittel, zur Militärmacht als Polizei, zum Belagerungszustande. Denn etwas Anderes war die Eintheilung des Landes in 13 Militärdepartements, an deren Spitze 13 Generalmajore fungirten, nicht, zumal die Generalmajore auch die Communalverwaltung an sich rissen. Die Kosten dieser Einrichtung sollten durch eine Einkommensteuer von 10 pCt. auf die Royalisten gedeckt werden, die somit als unterdrückter Staat im Staate anerkannt wurden. Der schwedische Gesandte sprach damals von 10,000 Gefangenen im Lande! Die Hahnenkämpfe und Wettrennen wurden untersagt, weil sie Gelegenheit zu Volksversammlungen gaben. Whitelocke und Lenthall wurden aus dem Kanzlei-Gerichtshofe entfernt. Die Herrschaft der „einzelnen Person" war auf die härteste und letzte Probe gestellt, die sie unmöglich auf die Dauer bestehen konnte: mit gewaltsamer guter Absicht zu regieren.

Das jetzt eingesetzte Regime erinnert theils an die Jakobinische Spürerei der 90er Jahre, theils an das kranke Mißtrauen römischer Cäsaren. Die „Verdächtigen" wurden streng notirt; jeder Bürger mußte für seine Dienstleute einstehen; nur die nöthigsten Gasthöfe sollten existiren; auf Trunkenheit und Schwören standen Strafen wie auf das Schauspiel. Die Poeten von Namen waren fast lauter Royalisten: Cowley, Davenant, Cleveland, Edm. Waller, Butler. Die philosophischen Geister neigten auf dieselbe Seite: Cudworth, Jeremy

Taylor, vor allen Thomas Hobbes, dem schon zu Paris der Prinz von Wales zur Ausbildung anvertraut worden war.

Im Schooße der Zeit bereitete sich ein Wandel der Stimmung vor, der den Protector nicht berührte, der aber seiner großartigen Erscheinung ihre Gränze zog. Dieser Wandel findet seinen schärfsten Ausdruck an den sogenannten Freidenkern, die man besser die Grabaus-Denker nennen würde. Diese Vorboten des kommenden Jahrhunderts hatten ihr Centrum in der Londoner Gesellschaft „Rota", zum Chef James Harrington. Um diesen gruppirten sich: Henry Neville, Syriac Skinner, Roger Coke, John Aubry, Maximilian Pettie. John Locke, der zukünftige classische Repräsentant des „Freidenkerthums", war noch Student und verfaßte zu Ehren des Friedensschlusses mit Holland Disticha. Harrington selbst verdankte das unbehelligte Erscheinen seiner „Oceana" nur der Protection der Elisabeth Claypole, der Lieblingstochter des Protectors.

Was das Protectorat zusammenhielt, war einzig die Armee. Die Soldaten, gediegen, fromm, beliebt und gut bezahlt, standen unter dem Joche der Gottesfurcht; Gotteslästerung war bei ihnen mit dem Tode bedroht. Auf dem Continent bildeten sich die stehenden Heere; Cromwell hatte 50,000 Befreier und Ordnungsbürger auf den Beinen.

Er bewahrte auch jetzt seine persönliche Neigung zur Toleranz. Die Presbyterianer hatten sich in religiöser Beziehung nicht zu beklagen; Cromwell sagte von ihnen: sie würden den Seinigen nimmer gewährt haben, was er ihnen einräume, nämlich die ganz unbehelligte Freiheit des Cultus. Die Episkopalen dagegen waren an die Stelle der Katholiken gerückt, weil sie mit den Royalisten identificirt wurden. Dennoch war ihnen der Privatgottesdienst freigegeben; nur durften sie die Politik nicht mit auf die Kanzel nehmen.

Seit dem 13. Jahrhundert waren die Juden aus England verbannt; im December 1655 wurde ihnen der Bau einer Synagoge zu London bewilligt. Zum Danke reiste ein

gelehrter Rabbi aus dem fernen Asien herbei, um in Huntingdon nachzuforschen, ob Cromwell nicht der „Löwe aus dem Stamme Juda“ sei. Es kam die neue „Gesellschaft der Freunde“ auf; George Fox, ihr Gründer, erklärte dem Protector persönlich, daß sie nichts gegen die Regierung im Schilde führten, und George Fox wurde der Freund Cromwells.

Auch die „Freunde“ waren aus dem Indepedententhum, aus dem protestantischen Subjectivismus hervorgegangen. Sie schafften die Prediger ab, jeder redete, wenn der „Geist“ über ihn kam. Redlichkeit und allgemeine Menschenliebe waren ihre Moral. Sie allein von allen Secten waren durchaus tolerant; sie zuerst haben zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Nordamerika für die Emancipation der Neger agitirt. Wenn „die Kraft Gottes“ über George Fox kam, so zitterte er krampfhaft; daher der Name „Quäker“ oder Zitterer.

Gegen die compromittirten Poeten bewies sich der Protector grade jetzt sehr milde. Dem mehrfach genannten Edmund Waller gestattete er die Rückkehr ins Vaterland, wofür dieser einen „Panegyrikus auf Mylord Protector“ erntete, dem allerdings später ein Hymnus „auf den König bei Sr. Majestät glücklicher Heimkehr“ folgte. Abraham Cowley, der letzte „metaphysische“ Poet, der als Secretär der Königin Henriette Marie in Frankreich die Depeschen dechiffrirt hatte, durfte 1656 nach England zurückkehren, wo er 1667 starb und zwischen Chaucer und Spenser in der Westminster-Abtei beigesetzt wurde. Davenant, der sich für die Stuarts verschworen hatte, erhielt sogar die Erlaubniß, das Drama in neuer Gestalt wieder aufzubringen. Cleveland, der im Gefängnisse saß, wurde auf Miltons Fürsprache seiner Haft entlassen.

Er, Cromwell, wollte einen ernsten, auf Ueberzeugung beruhenden Protestantismus als Basis der Politik im In- und Auslande. In innerster Seele haßte er den Alles verweltlichenden und dann die ganze Weltlichkeit für sich beanspruchenden Jesuitismus, als Erzfeind christlichen Glaubens

und Lebens; faſt eben ſo ſehr den Episkopalismus; zuwider war ihm auch der engherzige, royaliſtiſch gewordene Presbyterianismus, das verkörperte Schottenthum. Man gewahrt von Schritt zu Schritt im Leben dieſes Mannes eine weitere Entfernung von Calvin und eine größere Annäherung an Luther.

Die gewaltſamen, ja tyranniſchen Maßregeln ſeiner Regierung galten der Abwehr des Royalismus, Jeſuitismus, Presbyterianismus und des politiſch-religiöſen Sectirerthums. Wie aber die Armee der frommen Individualiſten durch den Krieg in Irland und Schottland die Einheit des Reiches hergeſtellt, wie Matroſen und Soldaten im Seekriege gegen Holland dem jungen Freiſtaate Ruhm und dem engliſchen Handel Luft geſchafft hatten: ſo ſollte das proteſtantiſche Princip nunmehr ſich Europa gegenüber geltend machen. Er verlangte Ruhe im Innern, um nach Außen handeln zu können.

Schon unter dem 21. Juli 1654 wollte der Cardinal Mazarin erfahren haben, Cromwell beabſichtige durch das bevorſtehende Parlament ein Concil der drei Nationen zuſammenrufen zu laſſen, zu dem die übrigen nichtkatholiſchen Staaten eingeladen werden ſollten. Eine große proteſtantiſche Liga ſtehe in Ausſicht, an deren Spitze Cromwell treten würde. Man werde die Lutheraner und Calviniſten vereinigen, erklären, daß der Papſt der Antichriſt ſei und Frankreich den Krieg ankündigen. Es war wie eine wiederaufgelebte Sage; denn 400 Jahre früher, vor aller Reformation, hatte der Biſchof Robert von Lincoln geſagt: „Die Kirche wird nicht befreit von der ägyptiſchen Sklaverei als angeſichts des blutigen Schwertes.“ Und noch ein Jahr nach Heinrichs IV. Ermordung hatte der Hugenott Dupleſſis dem König Jakob geſchrieben: „Es iſt Zeit die Feder mit dem Schwert zu vertauſchen; man muß die getrennten Fürſten und Völker vereinigen und über die Alpen gehn, auf Rom marſchiren und den Jupiter des Capitols ſtürzen.“

Dupleſſis hätte jetzt ſeinen Mann gefunden, der wahrlich nicht hinter dem Berge hielt. Die ſtillen Waldenſer oder Valdeſier wur-

den ſoeben in ihren piemonteſiſchen Thälern verfolgt, zwangsweiſe ſollten ſie bekehrt werden. Ein Mönch wurde von ihnen erſchlagen. Der Herzog von Savoyen ließ Regimenter marſchiren, mit der Parole: Die Valdeſier ſollen ſich entweder bekehren oder aus dem Lande gejagt werden. Drei Regimenter waren von jenen „Kuriſees", denen Cromwell die Erlaubniß zur Auswanderung aus Irland ertheilt hatte. Welche Erinnerung! Am 9. Juni 1655 langte die Nachricht von einem Blutbade unter den Valdeſiern in Whitehall an. Cromwell ſchob den zur Unterſchrift vorliegenden Vertrag mit Frankreich bei Seite und brach in helle Thränen aus. Vor Allem muß den Glaubensgenoſſen in Piemont geholfen werden! Er verordnet einen allgemeinen Bußtag und eine National-Collecte, zeichnet ſelbſt 2000 Pfd. aus ſeiner Taſche. Milton muß an alle proteſtantiſchen Staaten ſchreiben; die ſechs Briefe ſind noch vorhanden. Frankreich bequemt ſich, diplomatiſch auf Piemont zu drücken. Blake ging mit 24 Schiffen ins Mittelmeer. Zuerſt wurde der Großherzog von Toskana dafür abgeſtraft, daß er dem Prinzen Rupert erlaubt hatte, ſeine Priſen in Livorno zu verkaufen. Dann wurde der Bey von Tunis in ſeinem Raubneſte heimgeſucht, ſeine Flotte im Hafen verbrannt und die Freigebung der Chriſtenſklaven erzwungen. Algier und Tripolis unterwarfen ſich von ſelbſt. Als Blake gegen Rom fuhr, flüchtete der Papſt den Schatz von Loreto. Cromwell aber meinte, der Papſt werde nicht eher zur Einſicht kommen, als bis er in der Engelsburg den Donner der engliſchen Kanonen höre.

Unter dem 31. Juli 1655 verhandelte Cromwell mit dem ſchwediſchen Geſandten ernſtlich wegen eines engern Bundes, in den er auch Holland, Preußen und Dänemark zu ziehen hoffte. Es ſollte ein großer Schlag geſchehen.

Nicht gegen Frankreich wurde der Krieg geplant, ſo ſehr auch Lambert dazu hetzte, der, nach des franzöſiſchen Geſandten Bericht, den Sturz Cromwells und ſeine eigene Erhebung auf den oberſten Platz dadurch herbeizuführen hoffte. Es galt

den Spaniern, trotz ihres Schönthuns mit Republik und Protector. Mit Frankreich kam dagegen im November 1655 ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Stande, in welchem sich der König von Frankreich verpflichtete, seine nahen Verwandten, die Prinzen von Wales und York, mit noch 18 Personen aus dem Lande zu verweisen.

Eine starke Flotte mit 4000 Mann Landungstruppen unter den Generalen Penn (des Vaters von William, dem großen Quäker) und Venables, hatte bereits im Frühjahr, ein halbes Jahr vor der Kriegserklärung, einen verfehlten Angriff gegen St. Domingo auf Hispaniola gemacht. Zum ersten Male war eine Cromwell'sche Streitmacht zurückgeworfen. Nur das damals öde Jamaika wurde erobert und mit englischer Zähigkeit festgehalten. Die beiden Generale aber, die ohne Urlaub nach London zurückkehrten, wanderten in den Tower.

Der spanische Krieg, der mit neuer Energie und neuen Flotten aufgenommen werden sollte, erforderte auch neue Geldmittel und behufs dieser eine Verständigung mit der Nation. Der Lord Protector berief also das dritte Parlament auf den 17. September 1656.

Nach dem „Regierungs-Instrument" waren 400 Abgeordnete gewählt; aber nur 300 und etliche erhielten das zum Eintritt nöthige Certificat; die Generalmajore übten Censur über die Gewählten. Das Certificat lautete: „Hiermit wird bezeugt, daß N. N. zum Abgeordneten gewählt, in dem gegenwärtigen Parlament für besagte Grafschaft Sitz und Stimme hat, auch vom Generalrath Sr. Hoheit approbirt ist." Gez.: „Nathaniel Taylor, Protocollführer in der Kanzlei". Als Henry Vane aus seiner bisherigen Zurückgezogenheit heraustrat und sich zu den Wahlen meldete, legte ihm der Staatsrath eine Bürgschaft von 5000 Pfd. St. auf. Vane wies das mit Entrüstung zurück und wurde nach Carisbrook auf der Insel Wight in das Gefängniß Karls I. geschickt. Auch Ludlow und Rich wurden vorläufig in Gewahrsam gehalten.

Der Proteſt der ausgeſchloſſenen Hundert war energiſch und ſchloß mit der Erklärung, die bevorſtehenden Parlamentsbeſchlüſſe ſeien ungültig.

Die Eröffnung des Parlaments fand in der „gemalten Kammer" ſtatt, die Verſammlung ſaß dicht gedrängt. Es war ſehr heiß im Saale und Mylord Protector verſprach nicht lange zu reden. Als er aber in den Zug kam, fiel ihm ſo Manches ein, ſah er ſich zu ſo zahlreichen Erörterungen veranlaßt, daß er 50mal 32 Zeilen redete, ganz gewiß zwei Stunden lang! Beſonders weitläufig ließ er ſich auf das Verhältniß zu Spanien ein. Als er von Spanien die Sicherheit der engliſchen Kaufleute und freie Religionsübung in Weſtindien gefordert, hätte der Geſandte erwidert: „Das heißt meines Herrn beide Augen verlangen." Cromwell fuhr fort: „Man kann keinen Frieden mit einem Lande machen, das dem Papſt unterworfen iſt; man iſt immer gebunden, ſie ſind frei, nämlich von Treue und Gewiſſen. Frankreich hat ſich nicht ſo an den Papſt gebunden, deßhalb kommen wir mit ihm zurecht." —

Das Lange Parlament hatte 120,000 Pfd. monatliche Einnahmen. Dazu alle die confiscirten Ländereien vom Könige, von den Biſchöfen, Delinquenten, geiſtlichen Pfründen ꝛc. Ich ging, ſo berichtet Cromwell, das erſte Halbjahr um 30,000 Pfd., ſpäter um 60,000 Pfd. herab; aber wir haben keine Ländereien mehr, und doch ſind die Schulden des Langen Parlaments vermindert worden. „Das muß ich Euch ſagen, denn es iſt wahr."

Dann wurde die Rede religiös, betonte Erbarmen und Liebe, die wir haben müßten. Hierauf Ekſtaſe, Anführung des 46. oder „Lutheriſchen" Pſalms, nach welchem die „Veſte Burg" gedichtet iſt: „Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer ſänken, wenngleich das Meer wüthete und wogte und vor ſeinem Ungeſtüm die Berge einſtürzten." Der Herr Zebaoth, der mit uns iſt, wird dreimal angerufen. „Der Gott Jakobs

ist unser Schutz. Wer will uns etwas anhaben, der König von Spanien, Karl Stuart, der Papst in Rom?" —

Ein Hauptgegenstand der Verhandlungen war das Budget. Die Einnahmen beliefen sich auf 2,200,000 Pfd.; nach Abzug der Zinsen für die 2 Mill. Pfd. Staatsschuld, blieben rein 1,700,000 Pfd. Die ganze Regierung kostete 200,000 Pfd., die Marine 900,000, die Landarmee 1,400,000 Pfd. Die Ausgaben betrugen demnach $2^1/_2$ Mill. Pfd., das Deficit 800,000 Pfd., welches außerordentlich zu decken blieb. Beiläufig können wir berechnen, was der Soldat damals im Durchschnitt kostete, wenn wir Waffen, Geräth und Munition dazu schlagen. Die Armee bestand aus 57,000 Mann, welche auf 1,400,000 Pfd. zu stehen kamen. Macht auf jeden Soldaten 24 Pfd. 11 Schill. oder 515 Mark.

Für das Deficit wußte man sich nur mit einer allgemeinen Communalsteuer zu helfen; die Royalistensteuer ging nicht mehr durch. Das Schlimmere aber war, daß bereits eine besondere Bill zu Sicherung der Person des Lord-Protectors erlassen werden mußte. Das so wichtige Leben des gewaltigen Mannes war gefährdet. Killing no murder! „Tödten heißt nicht morden!" so drückte sich die Sophistik der Desperados in einer gegen Cromwell gerichteten Brandschrift aus.

Die Kriegserklärung an Spanien erfolgte erst unter dem 23. October und bald berichteten die Admirale Blake und Montague, daß sie die spanische Flotte verbrannt und einen Theil der Silbergallionen erbeutet hätten — 38 Wagenladungen knarrten von Portsmouth in den Tower. Zu gleicher Zeit wurde das spanische Lima durch ein Erdbeben verwüstet: das war „die Hand des Herrn, er kam über sie wie über Sodom und Gomorrha!" Das große Siegel drückte der Lord-Protector auf seine echt englische, weitausschauende Politik, als er den beiden Admiralen befahl, Cadix oder Gibraltar zu nehmen! Nur der Mangel an Landungstruppen trug die Schuld, daß diese Idee erst ein halbes Jahrhundert später verwirklicht wurde.

Der Sieg über die Spanier wurde zu Anfang 1657 schmählich verbittert durch ein republicanisches Attentat auf den Lord-Protector. Die alten Levellers hatten es ausgebrütet, zur großen Freude der Royalisten. Sexby lebte noch und er beorderte einen gewissen Sindercomb, am 8. Januar Whitehall anzuzünden und Cromwell zu ermorden. Die Complottirer wurden als Verräther und Mörder hingerichtet. Die Wohlmeinenden, die hinter Cromwell nur das Chaos erblickten, sannen darüber, wie man die Regierung fester stellen und dem Staate größere Bürgschaft der Sicherheit geben könne. Am 23. Februar brachte Christopher Peck, Alderman der City, Mitglied für London, einen Antrag ein: Eine bessere Verfassung für diese Nation, größere Gewalt für die Eine Person an der Spitze, Einsetzung eines zweiten Hauses des Parlaments. Lambert und 100 Offiziere redeten Cromwell zu, das Haus aufzulösen. Er verwies ihnen das, es sei nöthig, daß die Verfassung verbessert, daß ein höheres Element über Militär und Parlament gesetzt werde. Ihre, der Offiziere, Autorität sei unpopulär, die Regierung bedürfe der Zustimmung des Volkes. Der Titel eines Königs sei ihm schon zu Anfang der Regierung angetragen worden. Das sei eine „Feder am Hut".

Das Parlament beschloß mit 123 gegen 62, der Protector solle Titel, Würde und Amt eines „Königs von England, Schottland und Irland" annehmen. Am 31. März überbrachte das ganze Haus die „Petition und Mahnung" nach Whitehall. Am 3. April antwortete der Protector; die Ehre erkennt er dankbar an, aber er kann nicht finden, daß es Pflicht vor Gott und Parlament sei, den Titel, die „Feder am Hut", anzunehmen. „Ich bin nicht fähig einer solchen Betrauung und Beamtung (Last)."

Am 8. April neuer Versuch mit der „Petition", der ein Blatt mit „Gründen" angefügt war. Darauf erfolgte eine jener Auslassungen, die an Schwerfälligkeit, Gewundenheit, stylistischen und grammatikalischen Holprigkeiten ihres Gleichen suchen. Cromwell's Logik bahnte sich wieder den Weg zum

nächsten Ziele durch die entlegensten himmlischen Räume. Es fehlen ihm Satisfactions, Beruhigungen. Er kann nicht mit sich selbst einig werden.

Die „Fünftemonarchie" macht einen Anschlag auf das Leben des „Königs" Cromwell. Die Verschwörer wurden verhaftet und der Küfer Venner enthauptet.

Am 16. April debattirte Cromwell mit dem Comité der 99, welches eigens zu seiner Ueberredung ernannt worden war. Hier wird der Protector schon verständlicher: „Den Titel, den ich führe, habe ich angenommen, weniger um Gutes zu stiften, als um Uebel abzustellen. Ich sollte denken, das Wichtigste wäre, eine feste Ordnung in der Nation zu begründen. Ich bin bereit zu dienen, nicht als König, sondern als Constabler, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Ich kenne viele brave Männer, welche jenen Titel nicht ertragen würden; sie haben kein Recht, der Stimme des Parlaments zu widerstreben, aber man muß Rücksicht auf sie nehmen; sie haben gut gedient und werden es ferner thun. Ich habe keinen Scrupel eines Namens wegen, aber ich muß doch sagen, daß die Vorsehung in 12jährigem Kampf diesen Titel beseitigt hat, zugleich mit der Familie, die ihn trug. Wir sollten das nicht wieder aufzunehmen suchen, was Gottes Vorsehung zerstört hat". Also Nein, ich will nicht König sein! Das Löwenhaupt war zur Klarheit in sich selbst gekommen: Nein, nennt mich Lordgeneral, Generalcapitän, Protector, Constabler, nur nicht König, das ist abgethan!

Zu den „vielen braven Männern, welche diesen Titel nicht ertragen würden", gehörten hauptsächlich sein Schwager Desborough, sein Schwiegersohn Fleetwood und der Oberst Pride, die ihm die eindringlichsten Vorstellungen machten. Auch der Lordlieutenant von Irland, Henry Cromwell, war gegen die Annahme der Krone.

Admiral Blake fuhr mittlerweile, am 25. April 1657, in den Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa. 16 spanische Schiffe standen zur Schlacht bereit, das Ufer war mit Batte-

rien gespickt. Der „Seekönig" schoß alles zusammen und machte gewaltige Beute. Am 24. Mai kam die Nachricht nach London. Am 7. August starb Robert Blake, angesichts von Plymouth, einer der echten Helden seiner Zeit und seines Landes, ein selbstloser, tapferer Mann. Er wurde neben Pym in der Westminsterabtei beigesetzt.

Das Comité und das Parlament drangen vergeblich in Cromwell, den Königstitel anzunehmen. Er bot sogar seinen Rücktritt von der Gewalt an, wenn sie ohne ihn das Heil der Nation wahren könnten. Viel wichtiger sei ihm, die Idee des spanischen Krieges durchzuführen, nämlich die Freiheit des Volkes Gottes — der Protestanten — und die Rechte der Nation. Er bestand auf „bürgerlichen und religiösen Freiheiten, so daß Niemand dessen beraubt werde, was ihm rechtlich gehöre". An der Verfassung beantragte er nur geringe Aenderungen.

Es ist schwerlich begründet, daß seine Familie schon eine Krone in Bereitschaft gehalten habe; denn unter seinen Nächsten und Liebsten gingen starke Scrupel um. Seine Lieblingstochter Elisabeth war episkopal und schier königlich gesinnt. Die Königsmacher kannten den Mann nicht, wie ihn die Geschichte schier 200 Jahre lang verkannt hat. Er fand es nicht „namenlos groß, eine Krone zu stehlen", noch auch sie sich schenken zu lassen. Ihm imponirte der Zauberreif nicht; er trug die Arbeit und Sorge des Amtes, ohne die Verantwortlichkeit von sich auf ein todtes Emblem abwälzen zu wollen.

In der letzten Conferenz mit den 99 wurde er heiter, jovial, wie immer, wenn er den Engel des Herrn niedergerungen und ihm die Botschaft abgenommen hatte. Er ließ Tabak und Pfeifen holen, man rauchte, man scherzte, machte Verse, sprach leichthin von Annehmen oder Ablehnen. Endlich wird er ernst, die großen Brauen ziehen sich zusammen, der Mund öffnet sich und heraus fährt das siegreiche, starkbewußte Nein! Es war am 8. Mai 1657.

Die Verfassung wurde in einigen Theilen modificirt, und

am 26. Juni fand die feierliche Auffahrt des Protectors in Weſtminſter ſtatt, vor ihm der Wappenkönig Graf Warwick mit dem Schwerte der Republik, der Lordmayor von London mit dem Schwerte der Stadt, er ſelbſt im prächtigen Mantel, deſſen Schleppe von drei Generalen getragen wurde. Vom erhöhten Sitze leiſtete der Lord-Protector den Eid auf das „Neue Inſtrument", die Verfaſſung mit zwei Häuſern des Parlaments, ohne Controlle des Staatsraths. Lambert gab ſeine Entlaſſung als General und verzichtete auf die 6000 Pfd. als Mitglied des Staatsraths; Cromwell verlieh ihm ein Jahrgehalt von 2000 Pfd.

In der auswärtigen Politik erlebte Cromwell noch Erfreuliches. Karl Guſtav, der Pfalzgraf von Zweibrücken, König von Schweden, war ganz der Mann wie er ihn brauchte. Er wünſchte ihm Glück auf den Weg, als er das katholiſche Polen eroberte. Mit Mazarin kam endlich das Trutz- und Schutzbündniß am 23. März 1658 zu Stande; England und Frankreich verbanden ſich zu einem gemeinſamen Feldzuge wider die ſpaniſchen Niederlande. Ludwig XIV. ſtaunte, als er die engliſchen Rothröcke unter General Reynolds an ſich vorbeidefiliren ließ, jeder Gemeine ſo ſtattlich wie ein Offizier. Der Zweck der Expedition war, Dünkirchen und Mardyk für England und Gravelingen für Frankreich zu nehmen. Als Mazarin unter allerhand Vorwänden die Truppen mehr im Innern Belgiens verwendete, kam ein kategoriſcher Brief Cromwell's an den engliſchen Geſandten Lockhart zu Paris, der dem Cardinal die Wege zeigte. Und nun wurde gegen Ende September ein Vorwerk von Dünkirchen genommen. Faſt zu gleicher Zeit wurden wieder ſpaniſche Silbergaleeren im Werthe von 250—300,000 Pfd. St. aufgebracht.

Die zweite Hälfte der Parlamentsſitzung mußte beſonders eröffnet werden, da jetzt ein „anderes Haus" dabei war und das Unterhaus den Eid auf das „Neue Inſtrument" abzulegen hatte. Von Ausſchließung auf Grund eines Certificats konnte keine Rede mehr ſein; auch die früher Ausgeſchloſſenen durften

eintreten, nachdem sie im Vorsaale den verfassungsmäßigen Eid geleistet hatten. So traten ein: Ashley Cooper, Thomas Scott, der Alderman Robinson. Haslerig, der ins Oberhaus geschoben werden sollte, hielt sich krampfhaft an seinem Sitz im Unterhause und mußte dort gelassen werden. Als letzte Säule des Langen Parlaments dominirte er bei den Gemeinen.

Mit dem „anderen Hause" hatte es seine großen Schwierigkeiten. Ein hoher, wenn auch nicht besonders alter Adel hielt sich fern, von 6 Lords erschien nur Einer, Lord Eure aus Yorkshire. Manchester und Mulgrave kamen nicht, auch Graf Warwick, der Wappenkönig nicht, obgleich sein Enkel Rich die Frances oder Fanny Cromwell, des Protectors neuntes und jüngstes Kind geheirathet hatte. Es wurden also 40 Commoners hinaufgeschoben, Generale und hohe Beamte, die Skippon, Desborough, Whalley, Pride, Hewson, der gewesene Schuster, die Lenthall, Maynard, Lockhart. Der Protector verlor so seine beste Kraft im Unterhause. Er saß in einem dead lock, konnte nicht vorwärts und nicht zurück, nicht mit dem Parlament und nicht ohne das Parlament regieren. Er hätte 80 Jahre alt werden müssen, um sein eigener Enkel zu werden.

Schon am 25. Januur 1658 war er nicht ganz wohl; er befand sich in gedrückter Stimmung, als er die Eröffnungsrede mit den Worten begann: „Meine Lords und Herren von beiden Häusern des Parlaments". Er zeichnete, immer ex tempore, den schlimmen Zustand Europas und die drohende Macht des Papismus. Er sprach von der Wahl Leopold's, des zweiten Sohnes Ferdinand's III., zum deutschen Kaiser, von der tyrannischen Politik der Habsburger, von den Protestanten, die aus Polen verjagt und im Reiche nicht geduldet würden. Italien, Spanien, Graubündten und die Schweizer — die Beute der spanischen Fangarme! „Eine schwere Zeit, so weit ich es verstehe." Wenn Frankreich nicht wäre, so würde die Welt sich gegen England erheben. Seid also einig,

haltet und schützet das Reich Gottes, treibt kein Haarspalten! Das Uebrige wird Euch Nathanael Fiennes, der Justizminister sagen.

Sie thaten nicht nach seinem Wort, sie bestanden auf ihren Privilegien, sie behaupteten ihre Rechte, die sie nur allzubald auf ein Menschenalter hinaus fahren lassen sollten.

Die Hand, die 1651 ihr „O. Cromwell" so fest geschrieben hatte, warf jetzt nur noch ein zitterndes „Oliver P." unter die Decrete; aber sie war noch fest genug, sich auch dieses Parlament vom Leibe zu schaffen. Am 4. Februar erklärte der Lord-Protector: „Ich löse dieses Parlament auf, und Gott möge Richter zwischen Euch und mir sein."

Und noch einmal, zum letzten Male, antwortete ihm der Herr Zebaoth mit einem Siege über das katholische Spanien. Vor Dünkirchen stellte sich Lockhart selbst, der Gesandte, der früher schottischer Oberst gewesen war, an die Spitze der Rothröcke und stürmte in Gemeinschaft mit Turenne die Befestigungen. Nach zweitägigem Kämpfen und Unterhandeln fiel Dünkirchen am 15. Juni in englische Hände, ein Brückenkopf auf dem Festlande, eine Warte zur Beaufsichtigung der cabalirenden Royalisten.

Das Complott war leider schon im Lande, wühlte in unmittelbarer Nähe von Whitehall den Boden auf und sollte sich in der Nacht des 15. Mai in ein Guy Fawke'sches Attentat verwandeln. Die Absicht war, sich der Wachen des Tower zu bemächtigen und London in Brand zu stecken. Alles wurde entdeckt, der hohe Gerichtshof trat zusammen. Es handelte sich um das Leben von Henry Slingsby und Dr. Hewit. Slingsby, ein fanatischer Royalist, war ein Oheim Lord Fauconbergs, also auch der Marie Cromwell. Sie bat ihren Vater flehentlich um Gnade, vergebens. Nicht glücklicher war die Lieblingstochter Elisabeth Claypole, die sich für Dr. Hewit, einen Reverend der Episkopalkirche verwendete. Dr. Hewit hatte sie nach anglicanischem Ritus getraut und war auch ferner ihr Seelsorger geblieben. Die Hinrichtung Hewit's

ging ihr ans Leben. Die Tragik der öffentlichen Zustände brach verheerend ins Familienleben ein. Cromwell war Regent, nicht blos Vater; es kostete ihn schwere Ueberwindung, seiner Elisabeth etwas abzuschlagen. Als sie kurz vor ihm starb, erlitt er unsäglichen Schmerz. Wie nahe übrigens die Gefahr gewesen, geht aus einem Briefe der Elisabeth an Heinrich Cromwell's Gattin zu Dublin hervor: Sie möge Gott danken, daß nicht nur die Familie gerettet, sondern auch die ganze Nation vor dem Blutbade bewahrt worden sei!

Die strengsten Maßregeln wurden in England gegen Königliche und Anabaptisten ergriffen. Die Armee erlitt eine methodische Säuberung. Anabaptisten riefen den König an, Katholiken verschworen sich mit der „fünften Monarchie". Es saßen gegen 12,000 Personen in den Staatsgefängnissen. Selbst Desborough und Fleetwood hielten es mit den Anabaptisten, die jetzt die Bewegungspartei bildeten. Der brave Henry Cromwell in Irland wußte nicht, was es nach des Vaters Tode geben sollte. Die Auflösung des letzten Parlaments — Cromwell hatte jetzt wie Karl Stuart vier Parlamente aufgelöst — regte den Protector sehr auf. Der Tod seiner Elisabeth traf ihn tödtlich. Er wurde ernstlich krank.

Am 30. August erhob sich ein furchtbarer Sturm, wie er so oft die englischen Küsten zum Verderben der Schifffahrer heimsucht, und es war Olivers böser Tag. Thurloe und andere hohe Beamten frugen ihn: wer nachfolgen solle, wenn das Aergste sich ereigne? Der Name lag versiegelt in Hamptoncourt. Man schickte hin und fand das Papier nicht. Es bleibt ungewiß, hat Cromwell seinen Sohn Richard genannt, oder hat er auf die Nennung des Namens „Ja, ja" gesagt.

Das Gebet, welches am stürmischen 30. August von ihm laut gesprochen und von zwei Dienern aufgezeichnet wurde, lautet:

„Herr, obgleich ich eine erbärmliche und elende Creatur bin, so bin ich doch im Bunde mit Dir durch die Gnade. Und ich möge, ich werde zu Dir kommen, um Deines Volkes

willen. Du haſt mich, obgleich ich ſehr unwürdig bin, zu einem niedern Werkzeug gemacht, einiges Gute zu thun und Dir zu dienen, und Viele haben einen zu hohen Werth auf mich gelegt, obgleich Andere mir den Tod wünſchen und froh darob wären. Herr, wie Du immer über mich verfügſt, fahre fort, ihnen Gutes zu thun! Gib ihnen Feſtigkeit des Urtheils, Ein Herz und gegenſeitige Liebe, und befreie ſie ferner und (ſei) mit dem Werke der Reformation! Und mache den Namen Chriſti glorreich in der Welt! Lehre die, welche zu viel auf Deine Werkzeuge ſehen, ſich mehr auf Dich verlaſſen! Vergieb denen, die da wünſchen den Staub eines armen Wurmes zu zertreten; denn ſie ſind Dein Volk auch. Und vergieb die Thorheit dieſes kurzen Gebetes, um Jeſu Chriſti willen! Und gieb uns eine gute Nacht, wenn ſo Dein Belieben iſt. Amen!"

Immer ganz in der Sache, im Allgemeinen, im ernſten und tiefen Gedanken, kein Wort von ſeinen Angehörigen! Am 3. Sept., am glorreichen Tage von Dunbar und Worceſter, Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr, war Oliver Cromwell eine Leiche.

Er wurde aufgebahrt gleich einem Könige und bot den Tauſenden und aber Tauſenden, die ſich nach Whitehall drängten, ein majeſtätiſches Schauſpiel. Am 23. November wurde der Leichnam unter großartigen Feierlichkeiten in der Weſtminſtercapelle beigeſetzt. Ein Größerer hatte dort noch nicht geruht. Die wahre Leichenrede ihm zu halten, wäre nur John Milton fähig geweſen.

Ein Heuchler! ſagte die ſkeptiſch werdende Zeit ſchon damals. Ein Heuchler! echote der geſammte Aufklärichter zweier Jahrhunderte. Ein Heuchler! fanden ſelbſt die proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen der ſpätern Zeit, die vom Glauben kaum noch etwas empfanden und das Verſtändniß des Glaubens noch nicht hatten. — Ein Heuchler, aber nur halb, nur politiſch, nicht religiös, ſagte der katholiſche Caſuiſt. Aber der fromme Ernſt iſt doch etwas Durchgreifendes, Beſtimmendes, auch den politiſchen Menſchen Führendes. — Religioso all' estremo nell' esteriore, orakelte Sagrado. Das wäre, mit Verlaub,

der romaniſche Tartuffe, nicht der germaniſche Proteſtant. Mit frommem Schein bewirkt kein Menſch che le truppe vivono con tanta esatezza, come se fossero fraterie de' religiosi, wie derſelbe Sagrado ſchreibt.

Unſer Altmeiſter Ranke, der ſich an den Verlauf der Dinge hält und des Menſchen Kern im Wollen und Handeln errathen läßt, ſagt abſchließend über Cromwell: „Die oberſte Gewalt war nicht ſein Ziel an und für ſich; ſie ſollte ihm dienen, die Idee von religiöſer Freiheit im proteſtantiſchen Sinne, von bürgerlicher Ordnung und nationaler Unabhängigkeit, die ſeine Seele erfüllten, zu realiſiren. Dieſe Idee erblickte er nicht in ſubjectiver Genugthuung, ſondern in ihrer objectiven Nothwendigkeit. Die Einheit Großbritanniens auf proteſtantiſcher Grundlage, von Somerſet angeſtrebt, hat Cromwell durchgeführt. Er hat zuerſt iriſche und ſchottiſche Deputirte in's Parlament gebracht. In ſeinem Wirken malt ſich die ganze engliſche Zukunft. In Cromwell wurde der Proteſtantismus welthiſtoriſches Princip und politiſche Macht."

Allerdings, aber was welthiſtoriſches Princip werden ſoll, muß ſeine ſubjective Erſcheinungsform opfern. Nicht mehr der perſönliche Glaube hat fortan die Geſchichte beſtimmt, ſondern ein Princip, das ſich auch gegen jenen Glauben kehren mochte, obwohl es von ihm abſtrahirt war. Cromwell iſt der letzte Staatsmann, der aus dem Glauben heraus gehandelt hat, der die ſchwierige Aufgabe der ſteten Vermittlung zwiſchen Himmliſchem und Irdiſchem, der fortwährenden Ueberſetzung aus dem Theologiſchen ins Praktiſche, auf ſeine breiten Schultern lud. Er war der letzte Held der Reformation. Nach ihm eröffnet ſich eine ganz neue Geſchichtsperiode, die Richelieu angedeutet hatte.

Macaulay ſpricht von der Kälte des Urtheils und der ſchwerbegreiflichen Entſchloſſenheit bei ſo viel religiöſem Eifer. „Die ſtarke Richtung ihres Gefühls", ſagt er von den Independenten, „auf einen Gegenſtand machte ſie ruhig in Bezug auf jeden andern." Das iſt nicht richtig, die Puritaner und

Independenten holten sich die Selbstgewißheit im Suchen; hatten sie diese erreicht — dann drauf, im Namen des Herrn! Was alle spätergebornen Ungläubigen irre leitete, war der Umstand, daß sie den Umweg nicht begriffen, den jene Ueberzeugungstreuen einschlagen mußten, ehe sie die Realität herzhaft angriffen.

Cromwell ist das protestantische Bewußtsein, d. h. der geglaubte Widerspruch zwischen Gott und Mensch, in geschichtlicher Activität. Der Mensch ist natürlich gemeint, aber dieser Mensch ist noch nicht ganz und voll; seine andere Hälfte, der Herr, muß den größern Theil der Arbeit übernehmen. Das aber heißt wieder nichts anderes, als: der Mensch producirt den Herrn und dessen Arbeit. So wird die geschichtliche Action langwierig und mühsam; denn indem der Mensch sich selbst weiter treibt, damit etwas geschehe, muß er auch seine andere Hälfte treiben und die weitere Arbeit des Herrn produciren. Er thut sich Gewalt an, dem Herrn Gewalt anzuthun. Das ist eine furchtbare Arbeit im Reiche der Vorstellungen, ein unaufhörlicher Kampf von sich durch Gott in die Welt. Oliver Cromwell ist der Mann, der diesen Kampf geschichtlich auf sich genommen und stellvertretend für die ganze Folgezeit durchgerungen hat. Nach ihm kann es keinen religiösen Helden auf der civilisirten Weltbühne mehr geben; was in irgend einem Winkel des Parterre, im Hintergrunde einer Loge oder Galerie geschieht, zählt nicht mit bei den großen entscheidenden Begebenheiten, welche die Etappen der menschlichen Entwicklung bezeichnen.

So mühsam der Aufbau des Protectorats gewesen war, so rasch vollzog sich der Zusammenbruch. Im heiligen Eifer und dunklen Drange war etwas „zwischen Republik und Monarchie", was gewiß der Größe nicht entbehrte, errichtet worden; im blinden Eifer, kaum zielbewußt, trugen die verletzten

Intereſſen den Bau wieder ab. Als ſchämte man ſich des Außergewöhnlichen, welches die Welt in Erſtaunen verſetzt und England groß gemacht hatte, ſtürzte man ſich fanatiſch in das Gemeine zurück, jeden Anſtand verleugnend, ohne die geringſte Bürgſchaft für Freiheit und Wohlfahrt der Nation. Es ſchien als ob man die Tiefe des Falles nach der Höhe des Aufſchwungs bemeſſe.

Perſönliche und Claſſenintereſſen wetteiferten in Blindheit und Niedertracht, als wollten ſie zeigen, was ganz England ohne den Einen Mann noch werth ſei. Ein Atlas hatte die engliſche Welt getragen; als er zuſammenbrach, blieb das Chaos übrig.

Was wir bereits bei den letzten Jahren des Protectorats andeuteten: die heterogenſten Parteien verſchmolzen in der Oppoſition, die feindſeligſten Intereſſen riſſen vereint an dem Geſchaffenen und rasten brüderlich in die ehrloſe Knechtſchaft hinein. Der presbyterianiſche Bourgeois gab dem Episkopalen die Hand, die Liberalen thaten die Arbeit der Monarchiſten, die Armee bekämpfte die Armee.

Der Staatsrath ernannte aus Pietät den älteſten Sohn Olivers, Richard Cromwell, zum Protector. Einen König hätte der behäbige Lebemann abgeben mögen, ſo gut wie Karl II.; die „einzelne Perſon", der „Conſtabler" über Armee und Parlament, der war er nicht. Weit beſſer hätte ſein Bruder Heinrich, der Lordlieutenant von Irland gepaßt, ein tüchtiger Soldat und in der Verwaltung nicht unerfahren, obendrein von republicaniſcher Geſinnung. So aber fuhren die hadernden Elemente direct wider einander, zunächſt Armee und Parlament.

Richard Cromwell ließ ein Parlament nach der alten Wahlordnung, mit Beibehaltung der Faulflecken wählen.

Die Armee, die ſich vor dem großen Feldherrn gebeugt hatte, wollte nichts von dem Civiliſten wiſſen; ſie beanſpruchte das Recht, ſich ihre Führer ſelbſt zu wählen. Das Parlament widerſetzte ſich ſolchem Begehren und die Armee zwang den

Civiliſten, das ihm gewogene Parlament aufzulöſen. Die Soldaten rückten in Weſtminſter ein und erklärten ſich für die Republik sans phrase. Lambert glaubte ſich gerächt zu haben.

Die Heerführer riefen den Rumpf wieder ein. Ein Sicherheitsausſchuß regierte. Ein mattes Bild des Jahres 1649. Aus Radicalismus wurden die Cromwellianer ihrer Stellen entſetzt, auch der Lordlieutenant von Irland.

Der neue Protector hatte dem Königthum gut präludirt; er war mit Schulden ins Amt getreten, welche das Parlament zu decken begann. Mit dem Parlament trat er von der Bühne zurück und entzog ſich allen weiteren Anforderungen durch eine Reiſe ins Ausland. Der gute Herr hat lange genug gelebt, um zu ſehen wie man die Stuart's zum andern Male beſeitigte, ohne daß ein Menſch nach ihm gefragt hätte. Er ſtarb erſt 1712, als ſich ſein Vaterland ſchon wieder groß und mächtig gezeigt hatte.

Der Krebsgang, den die Dinge einſchlugen, führte immer weiter zu früheren Stationen zurück; wieder war City gegen Armee, Bürgerthum gegen Militär, diesmal Haslerig gegen Lambert. Städtiſche Miliz wurde aufgeboten, wie vordem; Haslerig bewirkte die Abſetzung Lambert's, Desborough's u. A. Lambert rückte mit der Armee gegen London und jagte den Rumpf auseinander.

Jetzt ſollte die Regierung durch den „Rath der Offiziere" wiederholt werden. Lambert und Fleetwood, die nicht Cromwell und Ireton waren, ernannten eine militäriſche „Sicherheits-Commiſſion"; ſie zogen den Whitelocke hinzu, damit er als Juriſt die Unordnung legaliſire. Aber der Reſpect vor der Gewalt war gewichen, das Bürgerthum gefährlich in ſeiner Verzweiflung, und ein Theil der Armee befand ſich fern in Schottland, in verrätheriſcher Hand. Monk, der neral und Admiral, der Schweigſame, der wohl Cabalen, r keine Ideen zu verſchweigen hatte, der ſpintiſirende Tabakkauer, führte die Reſtauration im Schilde. Seinen Trup-

pen durfte er ſo etwas nicht merken laſſen, er mußte vielmehr zum Schein auf ihre Stimmung eingehen, ſie in eine Lage bringen, die ſeine Abſichten maskirte. Monk hat gut geſpielt — zur Zeit der Adjutatoren wäre es ihm ſchlecht bekommen; aber dieſe Zeit war vorüber. Perioden der Exaltation dauern niemals lange; nichts zehrt und verzehrt ſich ſo leicht wie die Begeiſterung.

Die Armee verlangte die Herſtellung des Rumpfes. Dem kalt berechnenden Monk fiel dieſe Aufgabe zu. Der Rumpf ſperrte Lambert in den Tower. Das Bürgerthum, begierig zu ſeinen Geſchäften zurückzukehren, fanatiſch, wie immer in ſeiner Ungeduld der ewigen Unruhen los zu werden, horchte mit beiden Ohren der Verſicherung des Prinzen von Wales, die ihm Lord Mordaunt überbrachte: die Hochverrathsproceſſe ſollten ruhen und die Stadt London im Beſitz ihrer ſämmtlichen Privilegien belaſſen werden, wenn er als König zurückkehre. Jetzt erklärte ſich das Bürgerthum gegen den Rumpf, den Schatten einer radicalen Legislatur, um ein neues, ein königliches Parlament zu bekommen. Monk wurde vom Rumpf zu Hülfe gerufen; er warf den Aufſtand nieder und berief am andern Tage das Lange Parlament, ſo viel noch von ihm übrig war — natürlich keinen Hampden, keinen Pym und keinen Cromwell. Dieſes Parlament, einſt der Stolz der Nation und der Schrecken des Königs, verjagte den Arthur Haslerig aus ſeiner Mitte, ſetzte 1500 alte Offiziere ab und gab die Stellen an neue Creaturen. Der brave Ludlow ſagt uns deutlich, Monk's letzter Streich ſei nur durch dieſe Purification möglich geworden. Henry Vane mußte London verlaſſen; in Ahnung der kommenden Dinge ſagte er zu Ludlow: ſein Geiſt ſei vollkommen ruhig über das, was ihn Gott für die Republik habe thun laſſen. Derſelbe Gott werde ihm Kraft in ſeinen Leiden geben, damit er ein beſtändiges und treues Zeugniß ablegen könne.

Ein neuer Staatsrath aus 17 Mitgliedern wurde gebildet; ſeine Farbe war ein Gemiſch aus grauem Doctrinaris-

mus und grellem Royalismus: Hollis und Will. Waller für den ersteren, Georg Monk für den letzteren.

Das Parlament langte glücklich beim Covenant wieder an, beim schottischen Juste-Milieu. Auf Befehl des Parlaments wurde in jeder Kirche eine saubere Abschrift des Aktenstückes aufgehängt.

Aber noch waren Charaktere vorhanden, wenn auch die hellen Köpfe rar wurden. Als einer der 17 Staatsräthe ein öffentliches Zeugniß gegen den schrecklichen Mord des Königs vom Parlament verlangte, erklärte Thom. Scott: „Er wünsche keine größere Ehre, als daß auf seinem Grabstein stehe: hier liegt ein Mann, der mit Hand und Herz zur Hinrichtung Karl's I. beigetragen hat."

Endlich kam das Königthum mit allen malcontenten Ueberstürzlern ans Ziel: das Lange Parlament löste sich selbst auf; ein neues Parlament, eine Ausgeburt der reactionären Stimmung, ein Parlament der blassen Furcht und — der Vergeßlichkeit wurde gewählt. Die Royalisten wuchsen aus der Erde. Die ganze Energie der jüngsten Vergangenheit war wie versunken. Monk hatte eine Königskrone zu verschenken — er erhielt dafür die Herzogskrone von Albemarle.

Der Roy Karl ließ sich keine Bedingungen vorschreiben; als unbedingter Herr wollte er in London einziehen. Amnestie und Gewissensfreiheit sagte er zu; die Ausnahmen von der Amnestie sollte das Parlament bestimmen — Prynne rief 9 Namen ins Haus hinein; das Volk von London, vor dem der Vater vor 17 Jahren das Weite gesucht hatte, jubelte dem unwürdigeren Sohne wie toll entgegen; seine Ehre, seine Wahlen, seine Vertreter, seine Helden vor dem Flüchtlinge von Worcester in den Staub werfend. So geschehen am 29. Mai 1660.

Das Jahr vorher war die letzte europäische Consequenz der Cromwell'schen Politik gezogen worden. Mazarin hatte Spanien zum Pyrenäischen Frieden gezwungen; die weiland große principiell-katholische Macht zog von der Weltbühne ab;

der Fanatismus war aus der Politik verbannt. Aber England schien das Gedächtniß verloren zu haben. Die charakterfeste Miß Hutchinson schrieb, allerdings in ihrer Weise, aber durchaus treffend: „Das Ende unserer Glückseligkeit war gekommen, theils durch falschen, übertriebenen Eifer, theils durch Verrath, vor Allem aber durch die allgemeine Stimme des Volkes, welches sich seinem Untergange entgegenstürzte, gleichwie die Israeliten, als sie Sklaverei und Unterdrücker zurückriefen."

Was die Gewissensfreiheit betrifft, so stand zu erwarten, daß die mürbe gewordenen Presbyterianer mit sich reden lassen würden. Die Hochkirche, das Bischofthum waren ihnen gewiß. Da baten sie unterthänigst, man möge ihnen das Chorhemd erlassen, und einzelne Stellen der Liturgie, und noch etliche Ceremonien. Dann wollten sie sich den Bischöfen unterwerfen; nur — baten sie wieder — möchten einige presbyterianische Geistliche bei der Ordination gegenwärtig sein. Die armen Hansen waren auf dem Wege zur Charte Ludwig's XVIII. Vielleicht gab es im Schatten des wiederhergestellten Thrones auch irgend ein ruhiges Pöstchen für diesen und jenen, wo er sein Gnadenbrod verzehren mochte. So endigte ja der heroische Märtyrer der 30er Jahre, die „Gauklergeißel" Will. Prynne, nach zweimaligem Ohrenverlust, nach dem Tower, nach Schloß Montorgueil auf Jersey, nach den Verließen von Dunster, Taunton und Pendennis, als wohlbestallter Archivdirector Karl's II.!

Douane und Accise mochte das Parlament dem Könige gleich für sein ganzes Leben bewilligen; was es nicht votiren, was Monk nicht vermitteln, der König nicht decretiren konnte, das war die Reue und Feigheit derer, die im Gericht über den König Karl I. gesessen. Wie gesagt, das Genie der Revolution war hin, aber der Charakter lebte noch und ging mit vollen Ehren aus der Welt.

Harrison, der Mann der fünften Monarchie, war das erste Opfer der königlichen und noch weit mehr der Parlaments-

haltet und schützet das Reich Gottes, treibt kein Haarspalten! Das Uebrige wird Euch Nathanael Fiennes, der Justizminister sagen.

Sie thaten nicht nach seinem Wort, sie bestanden auf ihren Privilegien, sie behaupteten ihre Rechte, die sie nur allzubald auf ein Menschenalter hinaus fahren lassen sollten.

Die Hand, die 1651 ihr „O. Cromwell" so fest geschrieben hatte, warf jetzt nur noch ein zitterndes „Oliver P." unter die Decrete; aber sie war noch fest genug, sich auch dieses Parlament vom Leibe zu schaffen. Am 4. Februar erklärte der Lord-Protector: „Ich löse dieses Parlament auf, und Gott möge Richter zwischen Euch und mir sein."

Und noch einmal, zum letzten Male, antwortete ihm der Herr Zebaoth mit einem Siege über das katholische Spanien. Vor Dünkirchen stellte sich Lockhart selbst, der Gesandte, der früher schottischer Oberst gewesen war, an die Spitze der Rothröcke und stürmte in Gemeinschaft mit Turenne die Befestigungen. Nach zweitägigem Kämpfen und Unterhandeln fiel Dünkirchen am 15. Juni in englische Hände, ein Brückenkopf auf dem Festlande, eine Warte zur Beaufsichtigung der cabalirenden Royalisten.

Das Complott war leider schon im Lande, wühlte in unmittelbarer Nähe von Whitehall den Boden auf und sollte sich in der Nacht des 15. Mai in ein Guy Fawke'sches Attentat verwandeln. Die Absicht war, sich der Wachen des Tower zu bemächtigen und London in Brand zu stecken. Alles wurde entdeckt, der hohe Gerichtshof trat zusammen. Es handelte sich um das Leben von Henry Slingsby und Dr. Hewit. Slingsby, ein fanatischer Royalist, war ein Oheim Lord Fauconbergs, also auch der Marie Cromwell. Sie bat ihren Vater ~ lich um Gnade, vergebens. Nicht glücklicher war ter Elisabeth Claypole, die sich für Dr. Hewit, der Episkopalkirche verwendete. Dr. Hewit nglicanischem Ritus getraut und war auch blieben. Die Hinrichtung Hewit's

ging ihr ans Leben. Die Tragik der öffentlichen Zustände brach verheerend ins Familienleben ein. Cromwell war Regent, nicht blos Vater; es kostete ihn schwere Ueberwindung, seiner Elisabeth etwas abzuschlagen. Als sie kurz vor ihm starb, erlitt er unsäglichen Schmerz. Wie nahe übrigens die Gefahr gewesen, geht aus einem Briefe der Elisabeth an Heinrich Cromwell's Gattin zu Dublin hervor: Sie möge Gott danken, daß nicht nur die Familie gerettet, sondern auch die ganze Nation vor dem Blutbade bewahrt worden sei!

Die strengsten Maßregeln wurden in England gegen Königliche und Anabaptisten ergriffen. Die Armee erlitt eine methodische Säuberung. Anabaptisten riefen den König an, Katholiken verschworen sich mit der „fünften Monarchie". Es saßen gegen 12,000 Personen in den Staatsgefängnissen. Selbst Desborough und Fleetwood hielten es mit den Anabaptisten, die jetzt die Bewegungspartei bildeten. Der brave Henry Cromwell in Irland wußte nicht, was es nach des Vaters Tode geben sollte. Die Auflösung des letzten Parlaments — Cromwell hatte jetzt wie Karl Stuart vier Parlamente aufgelöst — regte den Protector sehr auf. Der Tod seiner Elisabeth traf ihn tödtlich. Er wurde ernstlich krank.

Am 30. August erhob sich ein furchtbarer Sturm, wie er so oft die englischen Küsten zum Verderben der Schifffahrer heimsucht, und es war Olivers böser Tag. Thurloe und andere hohe Beamten frugen ihn: wer nachfolgen solle, wenn das Aergste sich ereigne? Der Name lag versiegelt in Hampton-court. Man schickte hin und fand das Papier nicht. Es bleibt ungewiß, hat Cromwell seinen Sohn Richard genannt, oder hat er auf die Nennung des Namens „Ja, ja" gesagt.

Das Gebet, welches am stürmischen 30. August von ihm laut gesprochen und von zwei Dienern aufgezeichnet wurde, lautet:

„Herr, obgleich ich eine erbärmliche und elende Creatur bin, so bin ich doch im Bunde mit Dir durch die Gnade. Und ich möge, ich werde zu Dir kommen, um Deines Volkes

willen. Du haſt mich, obgleich ich ſehr unwürdig bin, zu einem niedern Werkzeug gemacht, einiges Gute zu thun und Dir zu dienen, und Viele haben einen zu hohen Werth auf mich gelegt, obgleich Andere mir den Tod wünſchen und froh darob wären. Herr, wie Du immer über mich verfügſt, fahre fort, ihnen Gutes zu thun! Gib ihnen Feſtigkeit des Urtheils, Ein Herz und gegenſeitige Liebe, und befreie ſie ferner und (ſei) mit dem Werke der Reformation! Und mache den Namen Chriſti glorreich in der Welt! Lehre die, welche zu viel auf Deine Werkzeuge ſehen, ſich mehr auf Dich verlaſſen! Vergieb denen, die da wünſchen den Staub eines armen Wurmes zu zertreten; denn ſie ſind Dein Volk auch. Und vergieb die Thorheit dieſes kurzen Gebetes, um Jeſu Chriſti willen! Und gieb uns eine gute Nacht, wenn ſo Dein Belieben iſt. Amen!"

Immer ganz in der Sache, im Allgemeinen, im ernſten und tiefen Gedanken, kein Wort von ſeinen Angehörigen! Am 3. Sept., am glorreichen Tage von Dunbar und Worceſter, Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr, war Oliver Cromwell eine Leiche.

Er wurde aufgebahrt gleich einem Könige und bot den Tauſenden und aber Tauſenden, die ſich nach Whitehall drängten, ein majeſtätiſches Schauſpiel. Am 23. November wurde der Leichnam unter großartigen Feierlichkeiten in der Weſtminſtercapelle beigeſetzt. Ein Größerer hatte dort noch nicht geruht. Die wahre Leichenrede ihm zu halten, wäre nur John Milton fähig geweſen.

Ein Heuchler! ſagte die ſkeptiſch werdende Zeit ſchon damals. Ein Heuchler! echote der geſammte Aufklärichtzweier Jahrhunderte. Ein Heuchler! fanden ſelbſt die proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen der ſpätern Zeit, die vom Glauben kaum noch etwas empfanden und das Verſtändniß des Glaubens noch nicht hatten. — Ein Heuchler, aber nur halb, nur politiſch, nicht religiös, ſagte der katholiſche Caſuiſt. Aber der fromme Ernſt iſt doch etwas Durchgreifendes, Beſtimmendes, auch den politiſchen Menſchen Führendes. — Religioso all' estremo nell' esteriore, orakelte Sagrado. Das wäre, mit Verlaub,

der romaniſche Tartuffe, nicht der germaniſche Proteſtant. Mit frommem Schein bewirkt kein Menſch che le truppe vivono con tanta esatezza, come se fossero fraterie de' religiosi, wie derſelbe Sagrado ſchreibt.

Unſer Altmeiſter Ranke, der ſich an den Verlauf der Dinge hält und des Menſchen Kern im Wollen und Handeln errathen läßt, ſagt abſchließend über Cromwell: „Die oberſte Gewalt war nicht ſein Ziel an und für ſich; ſie ſollte ihm dienen, die Idee von religiöſer Freiheit im proteſtantiſchen Sinne, von bürgerlicher Ordnung und nationaler Unabhängigkeit, die ſeine Seele erfüllten, zu realiſiren. Dieſe Idee erblickte er nicht in ſubjectiver Genugthuung, ſondern in ihrer objectiven Nothwendigkeit. Die Einheit Großbritanniens auf proteſtantiſcher Grundlage, von Somerſet angeſtrebt, hat Cromwell durchgeführt. Er hat zuerſt iriſche und ſchottiſche Deputirte in's Parlament gebracht. In ſeinem Wirken malt ſich die ganze engliſche Zukunft. In Cromwell wurde der Proteſtantismus welthiſtoriſches Princip und politiſche Macht."

Allerdings, aber was welthiſtoriſches Princip werden ſoll, muß ſeine ſubjective Erſcheinungsform opfern. Nicht mehr der perſönliche Glaube hat fortan die Geſchichte beſtimmt, ſondern ein Princip, das ſich auch gegen jenen Glauben kehren mochte, obwohl es von ihm abſtrahirt war. Cromwell iſt der letzte Staatsmann, der aus dem Glauben heraus gehandelt hat, der die ſchwierige Aufgabe der ſteten Vermittlung zwiſchen Himmliſchem und Irdiſchem, der fortwährenden Ueberſetzung aus dem Theologiſchen ins Praktiſche, auf ſeine breiten Schultern lud. Er war der letzte Held der Reformation. Nach ihm eröffnet ſich eine ganz neue Geſchichtsperiode, die Richelieu angedeutet hatte.

Macaulay ſpricht von der Kälte des Urtheils und der ſchwerbegreiflichen Entſchloſſenheit bei ſo viel religiöſem Eifer. „Die ſtarke Richtung ihres Gefühls", ſagt er von den Independenten, „auf einen Gegenſtand machte ſie ruhig in Bezug auf jeden andern." Das iſt nicht richtig, die Puritaner und

Indepenbenten holten ſich die Selbſtgewißheit im Suchen; hatten ſie dieſe erreicht — dann drauf, im Namen des Herrn! Was alle ſpätergebornen Ungläubigen irre leitete, war der Umſtand, daß ſie den Umweg nicht begriffen, den jene Ueberzeugungstreuen einſchlagen mußten, ehe ſie die Realität herzhaft angriffen.

Cromwell iſt das proteſtantiſche Bewußtſein, d. h. der geglaubte Widerſpruch zwiſchen Gott und Menſch, in geſchichtlicher Activität. Der Menſch iſt natürlich gemeint, aber dieſer Menſch iſt noch nicht ganz und voll; ſeine andere Hälfte, der Herr, muß den größern Theil der Arbeit übernehmen. Das aber heißt wieder nichts anderes, als: der Menſch producirt den Herrn und deſſen Arbeit. So wird die geſchichtliche Action langwierig und mühſam; denn indem der Menſch ſich ſelbſt weiter treibt, damit etwas geſchehe, muß er auch ſeine andere Hälfte treiben und die weitere Arbeit des Herrn produciren. Er thut ſich Gewalt an, dem Herrn Gewalt anzuthun. Das iſt eine furchtbare Arbeit im Reiche der Vorſtellungen, ein unaufhörlicher Kampf von ſich durch Gott in die Welt. Oliver Cromwell iſt der Mann, der dieſen Kampf geſchichtlich auf ſich genommen und ſtellvertretend für die ganze Folgezeit durchgerungen hat. Nach ihm kann es keinen religiöſen Helden auf der civiliſirten Weltbühne mehr geben; was in irgend einem Winkel des Parterre, im Hintergrunde einer Loge oder Galerie geſchieht, zählt nicht mit bei den großen entſcheidenden Begebenheiten, welche die Etappen der menſchlichen Entwicklung bezeichnen.

So mühſam der Aufbau des Protectorats geweſen war, ſo raſch vollzog ſich der Zuſammenbruch. Im heiligen Eifer und dunklen Drange war etwas „zwiſchen Republik und Monarchie", was gewiß der Größe nicht entbehrte, errichtet worden; im blinden Eifer, kaum zielbewußt, trugen die verletzten

Intereſſen den Bau wieder ab. Als ſchämte man ſich des Außergewöhnlichen, welches die Welt in Erſtaunen verſetzt und England groß gemacht hatte, ſtürzte man ſich fanatiſch in das Gemeine zurück, jeden Anſtand verleugnend, ohne die geringſte Bürgſchaft für Freiheit und Wohlfahrt der Nation. Es ſchien als ob man die Tiefe des Falles nach der Höhe des Aufſchwungs bemeſſe.

Perſönliche und Claſſenintereſſen wetteiferten in Blindheit und Niedertracht, als wollten ſie zeigen, was ganz England ohne den Einen Mann noch werth ſei. Ein Atlas hatte die engliſche Welt getragen; als er zuſammenbrach, blieb das Chaos übrig.

Was wir bereits bei den letzten Jahren des Protectorats andeuteten: die heterogenſten Parteien verſchmolzen in der Oppoſition, die feindſeligſten Intereſſen riſſen vereint an dem Geſchaffenen und rasten brüderlich in die ehrloſe Knechtſchaft hinein. Der presbyterianiſche Bourgeois gab dem Episkopalen die Hand, die Liberalen thaten die Arbeit der Monarchiſten, die Armee bekämpfte die Armee.

Der Staatsrath ernannte aus Pietät den älteſten Sohn Olivers, Richard Cromwell, zum Protector. Einen König hätte der behäbige Lebemann abgeben mögen, ſo gut wie Karl II.; die „einzelne Perſon", der „Conſtabler" über Armee und Parlament, der war er nicht. Weit beſſer hätte ſein Bruder Heinrich, der Lordlieutenant von Irland gepaßt, ein tüchtiger Soldat und in der Verwaltung nicht unerfahren, obendrein von republicaniſcher Geſinnung. So aber fuhren die hadernden Elemente direct wider einander, zunächſt Armee und Parlament.

Richard Cromwell ließ ein Parlament nach der alten Wahlordnung, mit Beibehaltung der Faulflecken wählen.

Die Armee, die ſich vor dem großen Feldherrn gebeugt hatte, wollte nichts von dem Civiliſten wiſſen; ſie beanſpruchte das Recht, ſich ihre Führer ſelbſt zu wählen. Das Parlament widerſetzte ſich ſolchem Begehren und die Armee zwang den

Civiliſten, das ihm gewogene Parlament aufzulöſen. Die Soldaten rückten in Weſtminſter ein und erklärten ſich für die Republik sans phrase. Lambert glaubte ſich gerächt zu haben.

Die Heerführer riefen den Rumpf wieder ein. Ein Sicherheitsausſchuß regierte. Ein mattes Bild des Jahres 1649. Aus Radicalismus wurden die Cromwellianer ihrer Stellen entſetzt, auch der Lordlieutenant von Irland.

Der neue Protector hatte dem Königthum gut präludirt; er war mit Schulden ins Amt getreten, welche das Parlament zu decken begann. Mit dem Parlament trat er von der Bühne zurück und entzog ſich allen weiteren Anforderungen durch eine Reiſe ins Ausland. Der gute Herr hat lange genug gelebt, um zu ſehen wie man die Stuart's zum andern Male beſeitigte, ohne daß ein Menſch nach ihm gefragt hätte. Er ſtarb erſt 1712, als ſich ſein Vaterland ſchon wieder groß und mächtig gezeigt hatte.

Der Krebsgang, den die Dinge einſchlugen, führte immer weiter zu früheren Stationen zurück; wieder war City gegen Armee, Bürgerthum gegen Militär, diesmal Haslerig gegen Lambert. Städtiſche Miliz wurde aufgeboten, wie vordem; Haslerig bewirkte die Abſetzung Lambert's, Desborough's u. A. Lambert rückte mit der Armee gegen London und jagte den Rumpf auseinander.

Jetzt ſollte die Regierung durch den „Rath der Offiziere" wiederholt werden. Lambert und Fleetwood, die nicht Cromwell und Ireton waren, ernannten eine militäriſche „Sicherheits-Commiſſion"; ſie zogen den Whitelocke hinzu, damit er als Juriſt die Unordnung legaliſire. Aber der Reſpect vor der Gewalt war gewichen, das Bürgerthum gefährlich in ſeiner Verzweiflung, und ein Theil der Armee befand ſich fern in Schottland, in verrätheriſcher Hand. Monk, der General und Admiral, der Schweigſame, der wohl Cabalen, aber keine Ideen zu verſchweigen hatte, der ſpintiſirende Tabakskauer, führte die Reſtauration im Schilde. Seinen Trup-

pen durfte er so etwas nicht merken lassen, er mußte vielmehr zum Schein auf ihre Stimmung eingehen, sie in eine Lage bringen, die seine Absichten maskirte. Monk hat gut gespielt — zur Zeit der Adjutatoren wäre es ihm schlecht bekommen; aber diese Zeit war vorüber. Perioden der Exaltation dauern niemals lange; nichts zehrt und verzehrt sich so leicht wie die Begeisterung.

Die Armee verlangte die Herstellung des Rumpfes. Dem kalt berechnenden Monk fiel diese Aufgabe zu. Der Rumpf sperrte Lambert in den Tower. Das Bürgerthum, begierig zu seinen Geschäften zurückzukehren, fanatisch, wie immer in seiner Ungeduld der ewigen Unruhen los zu werden, horchte mit beiden Ohren der Versicherung des Prinzen von Wales, die ihm Lord Mordaunt überbrachte: die Hochverrathsprocesse sollten ruhen und die Stadt London im Besitz ihrer sämmtlichen Privilegien belassen werden, wenn er als König zurückkehre. Jetzt erklärte sich das Bürgerthum gegen den Rumpf, den Schatten einer radicalen Legislatur, um ein neues, ein königliches Parlament zu bekommen. Monk wurde vom Rumpf zu Hülfe gerufen; er warf den Aufstand nieder und berief am andern Tage das Lange Parlament, so viel noch von ihm übrig war — natürlich keinen Hampden, keinen Pym und keinen Cromwell. Dieses Parlament, einst der Stolz der Nation und der Schrecken des Königs, verjagte den Arthur Haslerig aus seiner Mitte, setzte 1500 alte Offiziere ab und gab die Stellen an neue Creaturen. Der brave Ludlow sagt uns deutlich, Monk's letzter Streich sei nur durch diese Purification möglich geworden. Henry Vane mußte London verlassen; in Ahnung der kommenden Dinge sagte er zu Ludlow: sein Geist sei vollkommen ruhig über das, was ihn Gott für die Republik habe thun lassen. Derselbe Gott werde ihm Kraft in seinen Leiden geben, damit er ein beständiges und treues Zeugniß ablegen könne.

Ein neuer Staatsrath aus 17 Mitgliedern wurde gebildet; seine Farbe war ein Gemisch aus grauem Doctrinaris-

Civiliſten, das ihm gewogene Parlament aufzulöſen. Die Soldaten rückten in Weſtminſter ein und erklärten ſich für die Republik sans phrase. Lambert glaubte ſich gerächt zu haben.

Die Heerführer riefen den Rumpf wieder ein. Ein Sicherheitsausſchuß regierte. Ein mattes Bild des Jahres 1649. Aus Radicalismus wurden die Cromwellianer ihrer Stellen entſetzt, auch der Lordlieutenant von Irland.

Der neue Protector hatte dem Königthum gut präludirt; er war mit Schulden ins Amt getreten, welche das Parlament zu decken begann. Mit dem Parlament trat er von der Bühne zurück und entzog ſich allen weiteren Anforderungen durch eine Reiſe ins Ausland. Der gute Herr hat lange genug gelebt, um zu ſehen wie man die Stuart's zum andern Male beſeitigte, ohne daß ein Menſch nach ihm gefragt hätte. Er ſtarb erſt 1712, als ſich ſein Vaterland ſchon wieder groß und mächtig gezeigt hatte.

Der Krebsgang, den die Dinge einſchlugen, führte immer weiter zu früheren Stationen zurück; wieder war City gegen Armee, Bürgerthum gegen Militär, diesmal Haslerig gegen Lambert. Städtiſche Miliz wurde aufgeboten, wie vordem; Haslerig bewirkte die Abſetzung Lambert's, Desborough's u. A. Lambert rückte mit der Armee gegen London und jagte den Rumpf auseinander.

Jetzt ſollte die Regierung durch den „Rath der Offiziere" wiederholt werden. Lambert und Fleetwood, die nicht Cromwell und Ireton waren, ernannten eine militäriſche „Sicherheits-Commiſſion"; ſie zogen den Whitelocke hinzu, damit er als Juriſt die Unordnung legaliſire. Aber der Reſpect vor der Gewalt war gewichen, das Bürgerthum gefährlich in ſeiner Verzweiflung, und ein Theil der Armee befand ſich fern in Schottland, in verrätheriſcher Hand. Monk, der General und Admiral, der Schweigſame, der wohl Cabalen, aber keine Ideen zu verſchweigen hatte, der ſpintiſirende Tabakskauer, führte die Reſtauration im Schilde. Seinen Trup-

pen durfte er ſo etwas nicht merken laſſen, er mußte vielmehr zum Schein auf ihre Stimmung eingehen, ſie in eine Lage bringen, die ſeine Abſichten maskirte. Monk hat gut geſpielt — zur Zeit der Adjutatoren wäre es ihm ſchlecht bekommen; aber dieſe Zeit war vorüber. Perioden der Exaltation dauern niemals lange; nichts zehrt und verzehrt ſich ſo leicht wie die Begeiſterung.

Die Armee verlangte die Herſtellung des Rumpfes. Dem kalt berechnenden Monk fiel dieſe Aufgabe zu. Der Rumpf ſperrte Lambert in den Tower. Das Bürgerthum, begierig zu ſeinen Geſchäften zurückzukehren, fanatiſch, wie immer in ſeiner Ungeduld der ewigen Unruhen los zu werden, horchte mit beiden Ohren der Verſicherung des Prinzen von Wales, die ihm Lord Mordaunt überbrachte: die Hochverrathsproceſſe ſollten ruhen und die Stadt London im Beſitz ihrer ſämmtlichen Privilegien belaſſen werden, wenn er als König zurückkehre. Jetzt erklärte ſich das Bürgerthum gegen den Rumpf, den Schatten einer radicalen Legislatur, um ein neues, ein königliches Parlament zu bekommen. Monk wurde vom Rumpf zu Hülfe gerufen; er warf den Aufſtand nieder und berief am andern Tage das Lange Parlament, ſo viel noch von ihm übrig war — natürlich keinen Hampden, keinen Pym und keinen Cromwell. Dieſes Parlament, einſt der Stolz der Nation und der Schrecken des Königs, verjagte den Arthur Haslerig aus ſeiner Mitte, ſetzte 1500 alte Offiziere ab und gab die Stellen an neue Creaturen. Der brave Ludlow ſagt uns deutlich, Monk's letzter Streich ſei nur durch dieſe Purification möglich geworden. Henry Vane mußte London verlaſſen; in Ahnung der kommenden Dinge ſagte er zu Ludlow: ſein Geiſt ſei vollkommen ruhig über das, was ihn Gott für die Republik habe thun laſſen. Derſelbe Gott werde ihm Kraft in ſeinen Leiden geben, damit er ein beſtändiges und treues Zeugniß ablegen könne.

Ein neuer Staatsrath aus 17 Mitgliedern wurde gebildet; ſeine Farbe war ein Gemiſch aus grauem Doctrinaris-

mus und grellem Royalismus: Hollis und Will. Waller für den ersteren, Georg Monk für den letzteren.

Das Parlament langte glücklich beim Covenant wieder an, beim schottischen Juste-Milieu. Auf Befehl des Parlaments wurde in jeder Kirche eine saubere Abschrift des Aktenstückes aufgehängt.

Aber noch waren Charaktere vorhanden, wenn auch die hellen Köpfe rar wurden. Als einer der 17 Staatsräthe ein öffentliches Zeugniß gegen den schrecklichen Mord des Königs vom Parlament verlangte, erklärte Thom. Scott: „Er wünsche keine größere Ehre, als daß auf seinem Grabstein stehe: hier liegt ein Mann, der mit Hand und Herz zur Hinrichtung Karl's I. beigetragen hat."

Endlich kam das Königthum mit allen malcontenten Ueberstürzlern ans Ziel: das Lange Parlament löste sich selbst auf; ein neues Parlament, eine Ausgeburt der reactionären Stimmung, ein Parlament der blassen Furcht und — der Vergeßlichkeit wurde gewählt. Die Royalisten wuchsen aus der Erde. Die ganze Energie der jüngsten Vergangenheit war wie versunken. Monk hatte eine Königskrone zu verschenken — er erhielt dafür die Herzogskrone von Albemarle.

Der Roy Karl ließ sich keine Bedingungen vorschreiben; als unbedingter Herr wollte er in London einziehen. Amnestie und Gewissensfreiheit sagte er zu; die Ausnahmen von der Amnestie sollte das Parlament bestimmen — Prynne rief 9 Namen ins Haus hinein; das Volk von London, vor dem der Vater vor 17 Jahren das Weite gesucht hatte, jubelte dem unwürdigeren Sohne wie toll entgegen; seine Ehre, seine Wahlen, seine Vertreter, seine Helden vor dem Flüchtlinge von Worcester in den Staub werfend. So geschehen am 29. Mai 1660.

Das Jahr vorher war die letzte europäische Consequenz der Cromwell'schen Politik gezogen worden. Mazarin hatte Spanien zum Pyrenäischen Frieden gezwungen; die weiland große principiell-katholische Macht zog von der Weltbühne ab;

der Fanatismus war aus der Politik verbannt. Aber England schien das Gedächtniß verloren zu haben. Die charakterfeste Miß Hutchinson schrieb, allerdings in ihrer Weise, aber durchaus treffend: „Das Ende unserer Glückseligkeit war gekommen, theils durch falschen, übertriebenen Eifer, theils durch Verrath, vor Allem aber durch die allgemeine Stimme des Volkes, welches sich seinem Untergange entgegenstürzte, gleichwie die Israeliten, als sie Sklaverei und Unterdrücker zurückriefen."

Was die Gewissensfreiheit betrifft, so stand zu erwarten, daß die mürbe gewordenen Presbyterianer mit sich reden lassen würden. Die Hochkirche, das Bischofthum waren ihnen gewiß. Da baten sie unterthänigst, man möge ihnen das Chorhemd erlassen, und einzelne Stellen der Liturgie, und noch etliche Ceremonien. Dann wollten sie sich den Bischöfen unterwerfen; nur — baten sie wieder — möchten einige presbyterianische Geistliche bei der Ordination gegenwärtig sein. Die armen Hansen waren auf dem Wege zur Charte Ludwig's XVIII. Vielleicht gab es im Schatten des wiederhergestellten Thrones auch irgend ein ruhiges Pöstchen für diesen und jenen, wo er sein Gnadenbrod verzehren mochte. So endigte ja der heroische Märtyrer der 30er Jahre, die „Gauklergeißel" Will. Prynne, nach zweimaligem Ohrenverlust, nach dem Tower, nach Schloß Montorgueil auf Jersey, nach den Verließen von Dunster, Taunton und Pendennis, als wohlbestallter Archivdirector Karl's II.!

Douane und Accise mochte das Parlament dem Könige gleich für sein ganzes Leben bewilligen; was es nicht votiren, was Monk nicht vermitteln, der König nicht decretiren konnte, das war die Reue und Feigheit derer, die im Gericht über den König Karl I. gesessen. Wie gesagt, das Genie der Revolution war hin, aber der Charakter lebte noch und ging mit vollen Ehren aus der Welt.

Harrison, der Mann der fünften Monarchie, war das erste Opfer der königlichen und noch weit mehr der Parlaments-

rache. Aber Harrison erklärte: „Ich sterbe für die glorreichste Sache, die je auf der Welt erschienen ist.“ Und „oft habe ich den Herrn gebeten, wenn er seinem Volke irgend eine harte Probe aufzulegen hätte, irgend ein Werk der Verachtung, einen Dienst der Schmach, so möchte er mich dazu verwenden. Gelobt sei der Name des Herrn, daß er mich würdig befunden hat, diesen Dienst für Christus zu vollbringen.“ Unerschrocken, ein freier Mann, der in seiner schwärmerischen Religion den Anker des Charakters gefunden hatte, ging er auf Charingcroß zum Tode.

John Carey rief ebendaselbst vom Schaffot: „Lebt wohl, theure Freunde, bleibet treu!“ Sie antworteten: „Wir trennen uns von Dir, das Herz voll Freude!“

Adrian Scroop schlief ganz ruhig vor seiner Hinrichtung, so daß man ihn schnarchen hörte. Als man ihn aufweckte, sagte er, er habe sich in seinem Leben nicht so wohl befunden.

Oberrichter Coke hatte als Jurist Widerwillen gegen den Proceß des Königs empfunden; er war dem Könige persönlich nicht einmal abgeneigt. Aber er war der politischen Ansicht: „Der König muß sterben und die Monarchie mit ihm“. Vor seinem Tode äußerte er: „Was die Handlung betrifft, für die ich sterbe, so giebt es keine in meinem Leben, an die ich mich mit weniger Reue erinnere.“

Thomas Scott, der sich von Monk hatte dupiren lassen, forderte aus religiösem Bedürfniß einen Aufschub: „Nicht als ob ich hoffte, mir das Leben zu erhalten; aber es scheint mir als ob mein hochzeitlich Kleid noch nicht fertig wäre.“ Auf dem Schaffot dankte er Gott, ihn an einer Sache betheiligt zu haben, über die er keine Reue empfinde. „Ich wiederhole es, eine Sache, die nicht zu bereuen ist.“

Henry Martin wurde geschont, wie man sagte, weil er „irreligiös“ und „unmoralisch“ gewesen! Man hätte demnach im Republicaner und „Königsmörder“ erst noch die religiöse Ueberzeugung, das Gewissen gesucht, um dieses zu köpfen.

Auf etwas Aehnliches, nicht minder Charakteristisches stoßen wir bei dem Proceß und der Hinrichtung Henry Vane's. Harry war zwar kein „Königsmörder", aber entschiedener Oppositionsmann, der beim Proceß Strafford eine wichtige Rolle gespielt.

Er hatte sich freiwillig gestellt. Es wurden Billigkeitsgründe geltend gemacht, solche Angeklagte nicht zum Tode zu verurtheilen, weil sie ja bewiesen, im guten Glauben gehandelt zu haben. Die Herren Peers aber, der sogenannte alte Adel, wies eine solche Zumuthung an seinen Gerechtigkeitssinn zurück. Das hohe, jetzt in Sicherheit möblirte Haus bestand ferner auf dem Tode des Obersten Axtel, auf dem des Feldpredigers Hugh Peters — und der beiden „vermummten Personen", welche die Execution des Königs vollzogen hatten. Die Gemeinen besaßen noch so viel Corpsgeist, daß sie das Leben Henry Vane's, Arthur Haslerigs und Lamberts sich ausbedangen; dafür wollten sie in der Preisgebung des Obersten Axtel, des Predigers Hugh Peters und der Uebrigen sich billig zeigen.

Man drang in Henry Vane, er solle um Gnade bitten, das würde ihn blos einige tausend Pfund kosten — wäre also zu haben gewesen! Er aber antwortete: „Wenn ich es mit tausend Hellern machen könnte, so thäte ich es nicht; denn ich betrachte den König als dermaßen verpflichtet mir das Leben zu lassen, daß es ihm vielmehr zukommt, mich zu schonen, als mir darum zu bitten." Dann aber starb der sonst so quecksilberne Vane mit eherner Festigkeit. Seine Weltanschauung drückt sich in dem Satze aus: Der Tod sei eine Nothwendigkeit der Natur, „durch welche die Seelen, aus Gefängniß und Knechtschaft befreit, zu vollem Dasein gelangen". Ohne Bibelerwähnung ging es zwar auch bei ihm nicht ab; aber die Wendung spricht die heiterste Ruhe aus: „Gott hat zu Moses gesagt, auf den Gipfel des Berges zu gehen und zu sterben; so hat er mir gesagt, auf Tower-Hill zu gehen und dort zu sterben." Und er ging hinauf — es war schon Juni 1662 geworden.

Ueber ihn bemerkten die Feinde ausdrücklich, er sei nur mit gewöhnlichem Muthe, nicht mit religiöser Opferfreudigkeit gestorben! Das tröstete sie also; was sie am Meisten genirte, war die pathetische Ueberzeugung. Clarendon, den man darin für competent halten darf, sagt von Vane: „Er habe nachzugeben gewußt, wenn der Widerspruch unvernünftig (lies: unpraktisch) gewesen, und wenn die Nachgiebigkeit ihn kein Terrain verlieren ließ. Er habe eine seltene Verstellungsgabe besessen, die Kunst verstanden, geheime Springfedern in Thätigkeit zu setzen, alle Menschen durchschaut, außerordentliche und verführerische Talente besessen.“ Offenbar war es Unrecht den Mann hinrichten zu lassen, der sich einer solchen Anerkennung erfreute.

Der brave Ludlow, der kein Energumene war, ging der reactionären Rachlust aus dem Wege und lebte zu Vevey am Genfer See. Dorthin schrieb man ihm: Heinrich Vane und Lambert haben für ihr Leben plaidirt, oder vielmehr der Eine hat für das Leben und die Freiheit seines Landes plaidirt, der Andere für seine eigenen. General Lambert, auch kein „Königsmörder“, aber Gegner des Königstitels, der doch dem Tode oft genug ins Auge geblickt hatte, der unfähige Nachtreter Cromwell's, der Compagnon auf Halbpart von George Monk, brachte es vor Gericht über sich, Entschuldigungen zu stammeln, daß er gegen Monk und den royalistischen Verschwörer George Booth aufgetreten sei — er wurde begnadigt und erlosch in der Verbannung auf Guernsey, wo er Blumen pflegte und den Pinsel führte.

Der Dragoneroberst Okey, der als Anabaptist dem Cromwell'schen persönlichen Regiment zu schaffen gemacht hatte, sagte vor seiner Hinrichtung mit prophetischer Beredtsamkeit: „Sicherlich, was die Sache anbetrifft, so habe ich das Vertrauen, so fest ich an meine eigene Auferstehung glaube, daß diese Sache, für die wir von Anfang an den Degen aus Hingebung für Recht und Gerechtigkeit gezogen haben, um eine gute Magistratur und ein evangelisches Priesterthum zu er-

halten — ich habe das Vertrauen, daß dieſe Sache eines Tages wieder aufleben wird. Ich hoffe, daß die Sache, für die ſo viel Blut vergoſſen worden, ihre Auferſtehung feiern wird, und daß Ihr die Segensfrüchte des Todes dieſer Tauſende von Menſchen ernten werdet, die in den letzten Kriegen gefallen ſind."

Bradſhaw, der Präſident des Königsgerichts, und Ireton, der Vertraute Cromwell's, waren nicht mehr; aber ihre Leichen wurden mit 37 andern in Weſtminſter ausgegraben, die Leichen Cromwell's, Pym's, Blake's an den Galgen gehängt! — Nicht einmal der Mutter Cromwell's gönnte man die Ruhe.

Die Biſchöfe traten allenthalben wieder in Function, in England wie in Schottland; alle Privilegien und Pfründen gab man der Hochkirche zurück; die Uniformitäts-Akte wurde friſch proclamirt, das Abendmahl nach anglicaniſchem Ritus und die 39 Artikel waren wieder officiell. Zweitauſend presbyterianiſche Reverends wurden abgeſetzt, die Käufer der Kirchengüter um ihr Geld geprellt. Es war als ob nichts geſchehen ſei, als ob blos etliche Engländer weniger, etliche andere mehr im Lande wären. London hatte wieder ſeinen Hof und dort ging es luſtig zu; merry England war heimgekehrt, zwar nicht das alte, wohl aber ein neues, galliſirendes England, voll Lebensluſt, Leichtſinn und Frivolität, voll Neu- und Wißbegier. Der theologiſche Streit war zu Ende.

Ludlow ſah aus ſeinem Schweizerasyl allem dem zu. Er war, wie Harrington und deſſen Freunde, Vernunftrepublicaner, moraliſcher Deiſt; jede poſitive Religion lag ihm fern. Er ſprach immer von Gott und Gottes Geſetzen, nie vom Evangelium und der Einwirkung des Herrn. Er ermangelte der Dialektik, die er nicht gebrauchte, weil er auf ſeinem Standpunkte immer Recht hatte, weil für ihn Alles, was vorging, die abſcheulichſte Ungerechtigkeit war. Dieſer verkehrten Welt ging er aus dem Wege. Er gehört ins folgende Jahrhundert. Das zeigte ſich im Jahre 1688, als er

66jährig in das frei gewordene England zurückkehrte und in London als Mitglied des Rumpfparlaments und „Königsmörder", trotz der glorious Revolution, arretirt werden sollte. So weit waren die Dinge noch nicht, nicht die Tugendrepublik hatte in dem Oranier gesiegt. Ludlow entfloh zum andern Male nach Vevey, wo er begraben liegt. Auch Oberst Hacker erhielt damals keinen Pardon.

Als weit vorgerückter Posten bildet Ludlow den Ausgang unserer Periode; denn als er 1660 auf der Flucht von London in Paris anlangte, trug er den Faden der Geschichte in seiner Tasche; er schrieb nämlich in sein Tagebuch: „Das Louvre sah mir mehr einer Caserne als einem Hoffitze ähnlich, so viel Soldaten und Schmutz gab es da. Ich sah auch die Ställe des Königs, und obgleich nicht viel Pferde da waren, machte es mir doch mehr Vergnügen diese zu sehen, als ihren Herrn, der sie besser behandelt als sein armes Volk. Aber ich konnte die Masse unnützer Tagediebe nicht ertragen, die in albernen Gewändern steckend, in denen der größte Theil ihrer Religion besteht, sich von allen Seiten zeigen, das Brod der leichtgläubigen Masse essen und ihr nichts lassen was sie vor den übrigen Völkern auszeichnet, als ein blasses und mageres Gesicht, Kleider von Teufelsstaub und Holzschuhe."

Auch dieses Volk, braver Ludlow, wird sich in 129 Jahren erheben und in seinem Denken und Thun dir verständlicher sein als die „Heiligen" deiner Tage, die du der „Heuchelei" bezüchtigtest, und die doch so groß zu sterben verstanden!

Berichtigungen.

S. 88, Z. 1 u. ff. lies genauer: „Diese Bahnstück- oder Wegstrecken Dreiecke stehen im graden Verhältniß zu den darauf verwendeten Zeiten. In gleichen Zeiten gleiche Dreiecke, an den Dreiecken mißt man die Zeiten."
S. 532, Z. 13 v. o. u. weiterhin lies: „Mrs. (Frau) Hutchinson."
S. 595, Z. 6 v. o. lies: „Der venetianische Gesandte Sagredo."
„ „ Z. 10 v. u. lies: „Beverning."

Kulturgeſchichte

des

Siebzehnten Jahrhunderts

von

Karl Grün.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Johann Ambroſius Barth.
1880.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

John Milton, der Publicist und der Dichter . . 1

Die englische Restauration und die „glorreiche Revolution" 43
Die englische Restauration unter Karl II. 45
Jakob II. und die „glorreiche Revolution". 59
Wilhelm und Marie 70
Staatsrecht, Religion, Literatur 76

Ludwig XIV. 101
Ludwigs erste oder Glanzperiode (1661—1685) . . . 103
Zweite Periode, bis zum Schluß des Jahrhunderts . 225

Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts 285
Das Kaiserthum und Oesterreich. Ungarn, Türken und Polen. — Brandenburg 237
Der spanische Erbfolgekrieg. — Ludwigs XIV. Ausgang. — Skandinavien 274
Deutsches Kulturleben: bildende Kunst und Literatur, die Sprache, der Pietismus, die Musik. — Nahrungs- und Genußmittel. 315

Die geistigen Strömungen des 17. Jahrhunderts: Naturwissenschaft und Philosophie 343

John Milton.

Der Publiciſt und der Dichter.

John Milton.

Wir haben unſere Wanderung durch die erſte Hälfte des Jahrhunderts mit drei Idealfiguren begonnen, mit Shakeſpeare, dem Moſes der Ethik, Kepler, dem erſten Naturphiloſophen, und Comenius, dem Begründer der Pädagogik. Vergegenwärtigen wir uns jetzt das höchſte und kühnſte Streben des Jahrhunderts noch einmal durch eine vierte Idealfigur, ehe wir der Reſtauration, der Reaction und der Staatsraiſon gänzlich verfallen. Es handelt ſich um den großen Publiciſten der engliſchen Rebellion, der zugleich ein großer Dichter war, um den Dante und Machiavelli Englands, den Vorgänger J. J. Rouſſeau's und Fichte's. Solche Heroen, in denen ſich alle Einzelſtrahlen des Empfindens und Denkens wie in einem ruhigen Focus vereinigen und von dort wieder auf alle Folgezeiten zündend wirken; privilegirte Naturen, in denen die jedesmalige Menſchheit ihr Adelsdiplom und ſich ſelbſt frei von den Schlacken der Begierde und der Ichſucht erblickt: ſie ſind die wahren Träger des geſchichtlichen Geſetzes, die zuverläſſigen Wegweiſer auf den Kreuz- und Querbahnen der Ereigniſſe.

John Milton iſt die ganze engliſche Rebellion in ihrer idealen Berechtigung, in all' ihrer Conſequenz, aber frei von Sektirerei und Engherzigkeit, frei von dem Blute, welches den Handelnden anklebt. Seine volle Werthſchätzung iſt das Reſultat neueſter Forſchung, bienenhaften Fleißes und ſtreng

sachlicher Prüfung.*) Vielleicht wird der Gegenwart einst solches Verdienst gutgeschrieben werden, wenn man ihr auf der andern Seite zum Vorwurf macht, daß sie im innern Staatsleben unsicher hin- und hergetappt und nichts Gründliches geleistet habe.

John Milton wurde geboren zu London, am 9. Dec. 1608, 9 Jahre nach Cromwell, 8 Jahre nach Karl Stuart; er zählte 17 Jahre, als König Karl den Thron bestieg, und begriff mindestens von dieser Zeit an die sich vor ihm entwickelnden Dinge.

Sein Vater, gleichfalls John genannt, war Notar; er musicirte und componirte. In seinen Compositionen repräsentirt er das damals zwieschlächtige England: theils setzte er Madrigale, die den Engländern so homogene Form weltlicher Musik, theils geistliche Lieder, als Ausdruck der frommen Stimmung. Der Sohn sang, spielte und schätzte die Musik stets als Bildungs- und Erziehungsmittel, und zwar nicht blos im kirchlichen Sinne.

Mit 15 Jahren sehen wir ihn ergriffen von dem ernstreligiösen Geist, der bei der Beschaffenheit der Stuarts einen Ausbruch in Thätlichkeiten ankündigte. Er dichtete zwei Psalmen in englische Verse um. Aber schon im folgenden Jahre mischt sich das Studium der Antike, der Geist der Renaissance, in seine religiösen Anschauungen; in einer Elegie auf seinen Lehrer Thomas Young verbindet sich die Mythologie mit der Theologie.

Im Jahre 1625, mit 17 Jahren, tritt er als Pensionär in das Christ-College zu Cambridge. Hier verräth sich schon der ganze künftige Milton: die gediegene Verbindung von Renaissance und Reformation; in ihm endlich lernten sich Luther

*) Wir verweisen auf die Biographie des Engländers Masson, auf das fleißige, tüchtige, leider allzu ausführliche Werk von Alfred Stern und auf W. Bernhardi's Uebertragung der „Politischen Kampfschriften" Miltons nebst Biographie. Die beste Uebersetzung der beiden „Paradiese" ist von Bernhard Schuhmann, den wir jedoch nicht immer benutzt haben.

und Erasmus vertragen, wie in Cromwell Luther und Hutten. Dieſe Renaiſſance war davor geſichert, egoiſtiſche Betrachtung und unfruchtbare Gelehrſamkeit zu bleiben; dieſer Puritanismus ließ den Seufzer nicht aufkommen: „Da Ihr noch die ſchöne Welt regiertet!“ Die Sprache des jungen Milton gewinnt ſchon jetzt eine bezaubernde Friſche, ſeine Proſa ein claſſiſches Maß.

Die geiſtige Freiheit, die ſich der fromme Studioſus bewahrte, äußerte ſich auch rein ſachlich. Der Kepler'ſche Zug zur Natur und ihrer Erkenntniß, die Fleming'ſche Reiſeluſt, der Drang nach Länder- und Völkerkunde, pulſirten mächtig in ihm. Das himmliſche Jenſeits hielt ihn nicht ab, die Erforſchung des irdiſchen Diesſeits ſtark zu betonen: „Beſſer als die Scholaſtik, das Quod sit, Quid sit, das Quotupler zu betreiben, iſt es, die Länder der Erde zu durchforſchen, die Stätten der alten Heroen, Kriege und Geſänge, die Adria zu durchſchiffen, den Aetna zu beſteigen, Verfaſſungszuſtände der Völker zu ſtudiren, die natürliche Beſchaffenheit aller lebenden Weſen zu unterſuchen, den Geiſt auf die geheimen Kräfte von Steinen und Kräutern hinzuwenden, am Himmel die vielgeſtaltigen Erſcheinungen der Wolken, die zuſammengepreßte Kraft des Schnees, den Urſprung der Thauthränen am Morgen, die Behältniſſe des Hagels, die Geräthe der Blitze kennen zu lernen: und es ſollte Euch die Abſicht Jupiters *oder der Natur* nicht verborgen ſein, wenn ein grauſiger ungeheurer Komet dem Himmel Brand androht! In all' Dieſem ſei Euch der geliebte Ariſtoteles Meiſter, welcher uns ſolches größtentheils als Lehre hinterlaſſen hat.“

So ſprach John Milton zu ſeinen Commilitonen in Cambridge, ehe er noch den Magiſtertitel erlangt hatte. Das Letztere geſchah in ſeinem 24. Jahre. Und jetzt redet er durchaus baconiſch, eigentlich aber ſpinoziſch: „Wiſſen iſt der Grund alles Großen und Herrlichen. Das Wiſſen ſoll der Führer des Willens ſein.“ Baco, der 1625 geſtorben war, hatte gleichfalls in Cambridge ſtudirt und der Univerſität ſpäter e

Prachtexemplar von der „Weisheit der Alten", sowie von der Instauratio Magna gewidmet. Diese Werke hat John Milton sichtlich studirt.

Führen wir aus Sterns erstem Bande noch ein Wort des herrlichen Jünglings an, das sich heute nicht mehr an die Ignoranten und Verächter der Wissenschaft, sondern an die vom Detail Uebersättigten, an die Blasirten des Realismus richtet: „Kein Tag verstreiche ohne Arbeit, den schwarzsichtigen Zweiflern zum Trotz, welche prophezeien, daß ja doch alle Arbeit durch die Zerstörung der Jahrhunderte, durch den endlichen Weltbrand vergeblich gemacht werde. — Recht handeln, ohne des Ruhmes zu achten, ist über allen Ruhm erhaben." Den letzten Satz könnte Kant geschrieben haben.

„Studirt Geschichte und Natur!" ruft der junge Magister wie Einer der Heutigen seinen Genossen zu — „die Natur, und wenn es möglich ist, das Empfinden der lebenden Wesen zu verstehen, sodann den Bau und die Pathologie des menschlichen Körpers, und zuletzt die göttliche Kraft und Gewalt des Geistes!"

Den Universitäts-Schlendrian hat der junge Titan schon damals gegeißelt, wie wir bei Gelegenheit des Comenius bereits erfuhren. Hören wir jetzt blos den Abschluß seiner Paräneſe. Also Geschichte und Natur! Wer sich zu dieser Höhe emporgeschwungen hat, „für den fällt das Zufällige, Unvorhergesehene im Leben weg; seinen Geboten scheinen die Sterne zu gehorchen, ihm dienen Erde und Meer, Wind und Stürme sind ihm unterthan: Mutter Natur hat sich ihm selbst zu eigen gegeben, als wenn ein Gott der Weltherrschaft entsagt, und ihm Recht, Gesetze, Verwaltung wie seinem Statthalter überlassen hätte!"

So groß und kühn hat erst wieder Herder geschrieben. Läse das Einer unserer spiritualistischen Cardinäle von einem Heutigen, so wäre des Geschreies von humanistischem Uebermuth, verderblicher Selbstvergötterung, trostlosem Materialismus kein Ende. Man sieht aber zugleich, wie tief der religiös-politische

Kampf der engliſchen Rebellion alle Geiſter ergreifen mußte, daß ein Feuergeiſt wie Milton von jenen Anſchauungen und Formen des Ausdrucks gebannt werden konnte. Oder vielmehr, man gewahrt, daß hinter dem Subjectivismus des Independententhums die Knospe der klaren Vernunft ſich im Stillen ausbildete.

Ein Amt hat der hochbegabte junge Mann nicht antreten wollen; der Vater zwang ihn auch nicht, die praktiſche Juriſtenlaufbahn einzuſchlagen; er ließ ihn ruhig zu Horton, weſtlich von London, in der grünen Natur ſinnen und poetiſch planen.

Im Frühjahr 1638 machte er ſich auf zu den „Stätten der alten Heroen, Kriege und Geſänge". Der Weg ging über Paris, wo er Hugo Grotius, damals Geſandten der Königin Chriſtine, kennen lernte. In Florenz war Galilei ſoeben mit Erlaubniß der Inquiſition zurückgekehrt, als Milton, offenbar mit Verletzung der Vorſchrift, ihn beſuchte. Im „Verlorenen Paradieſe" wird deutlich auf Galilei hingewieſen, da wo Satan den Schild auf dem Rücken trägt gleich einem Mond:

„Deß Rund
Durch optiſch Glas Toskaniens Künſtler ſchaut,
Am Abend von der Höh' Fieſoles."

Das Rollen aller Geſtirne um die Erde, „der Dienſt der Großen, dem Atom geweiht", erregt im 8. Buche Scrupel bei Adam; er möchte von Rafael Auskunft haben und dieſer, der ihn zunächſt auf das Anſtaunen des Unbegreiflichen verwieſen hatte, bringt ihn zuletzt auf den richtigen Weg:

„Wie, wenn die Sonn'
Das Centrum wär' der Welt, und andre Sterne,
Durch ihre Anziehung und eigne Kraft
Erregt, um ſie verſchiedne Runden tanzten?
Den Wanderlauf, jetzt hoch, jetzt tief, verborgen,
Fortſchreitend oder rückwärts, ſtille ſtehend,
Siehſt Du an Sechs, wie, wenn der Siebte auch,
Der Erdplanet, ſo ſtockeſtill er ſcheint,
Unmerklich ſich dreifacher Art bewegte?"

Dieſe Stelle beweiſt, daß der Baconianer Milton feſten

Fußes über des Meisters Beschränktheit hinausgegangen war: Die starre Orthodoxie der Josuahgläubigen erhielt da einen harten Stoß; noch undogmatischer aber ist die Aeußerung Miltons aus dieser Zeit der italienischen Reise: der Sündenfall sei ein „Riesenschritt in der Geschichte der Menschheit".

Der Vorfahr Lord Byrons wollte grade von Neapel nach Sicilien und von da nach Griechenland reisen, um sich an den classischen Stätten die Seele völlig zu befreien, als er Nachricht aus der Heimath erhielt, der Sturm sei in Schottland ausgebrochen. Da kehrte Milton um, seinem Vaterlande gewärtig zu sein. Die in Italien überall gefeierte englische Renaissance, die auch in Petrarca's Sprache zu sonettiren verstand, begab sich zunächst nach Genf, zum Sitze der calvinischen Reformation, um des Gegenpols nicht verlustig zu werden; und dann gings von Genf nach London, wo der Calvinismus sich anschickte, in Thaten auszuschlagen. Am 19. August 1639 war Milton wieder zu Hause.

Jetzt ließ der Dichter seine sämmtlichen dramatischen und epischen Pläne ruhen, er wurde ganz Politiker. Sehr lehrreich und die beste Einleitung zum Verständniß der Rebellion ist die Schrift vom Juni 1641: „Von der Reformation in Betreff der Kirchenverfassung in England und von den Ursachen, welche sie bisher gehindert haben" in zwei Büchern, an einen Freund. In klarster und gründlichster Weise wird der Verlauf der Reformation von Heinrich VIII. an dargestellt, der ursprüngliche Mangel derselben bloßgelegt, dem Protector Edw. Somerset unter Edward VI. alle verdiente Ehre angethan, die Regierung der Elisabeth als der Ausgangspunkt des gegenwärtigen Streites betrachtet. „Von dieser Zeit an folgten nichts als Einkerkerungen, Wirren, Ungnade gegen alle diejenigen, welche die Beschlüsse der Convocation (des anglicanisch-geistlichen Parlaments) tadelten, und diese wurden sogleich mit dem Namen Puritaner gebrandmarkt."

Der Verfasser redet nicht vom Dogma, polemisirt aber um so stärker gegen die bischöfliche Kirchenverfassung, gegen

den „irreligiösen Stolz und die hassenswerthe Tyrannei der Prälaten", und erklärt, wenn man diese Angelegenheit jetzt „der reinen Religion oder der gesunden Vernunft gemäß" ordnen wolle, so müsse man damit anfangen, „die schädliche und krankhafte Geschwulst des Prälatenthums ohne Scheu vom Staatskörper abzuschneiden, und aus dem Schisma heraus zur Uebereinstimmung mit unsrer nachbarlichen reformirten Schwesterkirche kommen". Wobei er glaubt versichern zu können, daß die neue Kirchenzucht „eben so gut zur Monarchie passen wird, wenn auch die ganze Zunft der Aphorismenschreiber und Afterpolitiker uns überreden möchte, daß es geheime und mysteriöse Gründe gegen dieselbe gebe". Natürlich konnte Milton nicht wissen, daß Karl Stuart für die Existenz der Bischöfe seinen Kopf einsetzen würde.

In heftigster und geistreichster Weise wird gegen die Jäger auf Bisthümer, Diakonate, Präbenden und Canonicate losgezogen. „Sie möchten von uns erbitten, daß wir das Rauschen ihrer seidenen Obergewänder beständig ertragen und lieber unser Zwerchfell zersprengen als lachen sollen, wenn wir sie in all' ihrem Linnen und Tafft, in ihrem Tau- und Takelwerk, mit einem geometrischen Rhomboid auf dem Kopfe, daher segeln sehen." — Nur eine frei gewählte Kirchenversammlung, eine Landessynode, kann nach Miltons Meinung dem Unfug steuern.

Im selben Jahre 1641 trat er gegen den Bischof Usher von Armagh (Irland) mit der Schrift auf: „Ueber prälatisches Bisthum und ob dasselbe aus den apostolischen Zeiten hergeleitet werden kann". Hier verräth sich der gründliche Kenner der Kirchengeschichte, der den Wust falscher Traditionen und absichtlicher Geschichtsverderbniß wegfegt.

Zu Anfang 1642, als die Dinge in Fluß geriethen, als jeder Ehrenmann es für seine Pflicht halten mußte, für seine Meinung einzustehen, veröffentlichte Milton mit vollem Namen die Schrift: „Das Wesen der Kirchenverfassung klargestellt gegen das Prälatenthum". Milton gab aber nicht blos seinen

John Milton.

Wir haben unſere Wanderung durch die erſte Hälfte des Jahrhunderts mit drei Idealfiguren begonnen, mit Shakeſpeare, dem Moſes der Ethik, Kepler, dem erſten Naturphiloſophen, und Comenius, dem Begründer der Pädagogik. Vergegenwärtigen wir uns jetzt das höchſte und kühnſte Streben des Jahrhunderts noch einmal durch eine vierte Idealfigur, ehe wir der Reſtauration, der Reaction und der Staatsraiſon gänzlich verfallen. Es handelt ſich um den großen Publiciſten der engliſchen Rebellion, der zugleich ein großer Dichter war, um den Dante und Macchiavelli Englands, den Vorgänger J. J. Rouſſeau's und Fichte's. Solche Heroen, in denen ſich alle Einzelſtrahlen des Empfindens und Denkens wie in einem ruhigen Focus vereinigen und von dort wieder auf alle Folgezeiten zündend wirken; privilegirte Naturen, in denen die jedesmalige Menſchheit ihr Adelsdiplom und ſich ſelbſt frei von den Schlacken der Begierde und der Ichſucht erblickt: ſie ſind die wahren Träger des geſchichtlichen Geſetzes, die zuverläſſigen Wegweiſer auf den Kreuz- und Querbahnen der Ereigniſſe.

John Milton iſt die ganze engliſche Rebellion in ihrer idealen Berechtigung, in all' ihrer Conſequenz, aber frei von Sektirerei und Engherzigkeit, frei von dem Blute, welches den Handelnden anklebt. Seine volle Werthſchätzung iſt das Reſultat neueſter Forſchung, bienenhaften Fleißes und ſtreng

ſachlicher Prüfung.*) Vielleicht wird der Gegenwart einſt ſolches Verdienſt gutgeſchrieben werden, wenn man ihr auf der andern Seite zum Vorwurf macht, daß ſie im innern Staatsleben unſicher hin- und hergetappt und nichts Gründliches geleiſtet habe.

John Milton wurde geboren zu London, am 9. Dec. 1608, 9 Jahre nach Cromwell, 8 Jahre nach Karl Stuart; er zählte 17 Jahre, als König Karl den Thron beſtieg, und begriff mindeſtens von dieſer Zeit an die ſich vor ihm entwickelnden Dinge.

Sein Vater, gleichfalls John genannt, war Notar; er muſicirte und componirte. In ſeinen Compoſitionen repräſentirt er das damals zwieſchlächtige England: theils ſetzte er Madrigale, die den Engländern ſo homogene Form weltlicher Muſik, theils geiſtliche Lieder, als Ausdruck der frommen Stimmung. Der Sohn ſang, ſpielte und ſchätzte die Muſik ſtets als Bildungs- und Erziehungsmittel, und zwar nicht blos im kirchlichen Sinne.

Mit 15 Jahren ſehen wir ihn ergriffen von dem ernſt-religiöſen Geiſt, der bei der Beſchaffenheit der Stuarts einen Ausbruch in Thätlichkeiten ankündigte. Er dichtete zwei Pſalmen in engliſche Verſe um. Aber ſchon im folgenden Jahre miſcht ſich das Studium der Antike, der Geiſt der Renaiſſance, in ſeine religiöſen Anſchauungen; in einer Elegie auf ſeinen Lehrer Thomas Young verbindet ſich die Mythologie mit der Theologie.

Im Jahre 1625, mit 17 Jahren, tritt er als Penſionär in das Chriſt-College zu Cambridge. Hier verräth ſich ſchon der ganze künftige Milton: die gediegene Verbindung von Renaiſſance und Reformation; in ihm endlich lernten ſich Luther

*) Wir verweiſen auf die Biographie des Engländers Maſſon, auf das fleißige, tüchtige, leider allzu ausführliche Werk von Alfred Stern und auf W. Bernhardi's Uebertragung der „Politiſchen Kampfſchriften" Miltons nebſt Biographie. Die beſte Ueberſetzung der beiden „Parabieſe" iſt von Bernhard Schuhmann, den wir jedoch nicht immer benutzt haben.

und Erasmus vertragen, wie in Cromwell Luther und Hutten. Dieſe Renaiſſance war davor geſichert, egoiſtiſche Betrachtung und unfruchtbare Gelehrſamkeit zu bleiben; dieſer Puritanismus ließ den Seufzer nicht aufkommen: „Da Ihr noch die ſchöne Welt regiertet!“ Die Sprache des jungen Milton gewinnt ſchon jetzt eine bezaubernde Friſche, ſeine Proſa ein claſſiſches Maß.

Die geiſtige Freiheit, die ſich der fromme Studioſus bewahrte, äußerte ſich auch rein ſachlich. Der Kepler'ſche Zug zur Natur und ihrer Erkenntniß, die Fleming'ſche Reiſeluſt, der Drang nach Länder- und Völkerkunde, pulſirten mächtig in ihm. Das himmliſche Jenſeits hielt ihn nicht ab, die Erforſchung des irdiſchen Diesſeits ſtark zu betonen: „Beſſer als die Scholaſtik, das Quod sit, Quid sit, das Quotuplex zu betreiben, iſt es, die Länder der Erde zu durchforſchen, die Stätten der alten Heroen, Kriege und Geſänge, die Adria zu durchſchiffen, den Aetna zu beſteigen, Verfaſſungszuſtände der Völker zu ſtudiren, die natürliche Beſchaffenheit aller lebenden Weſen zu unterſuchen, den Geiſt auf die geheimen Kräfte von Steinen und Kräutern hinzuwenden, am Himmel die vielgeſtaltigen Erſcheinungen der Wolken, die zuſammengepreßte Kraft des Schnees, den Urſprung der Thauthränen am Morgen, die Behältniſſe des Hagels, die Geräthe der Blitze kennen zu lernen: und es ſollte Euch die Abſicht Jupiters *oder der Natur* nicht verborgen ſein, wenn ein grauſiger ungeheurer Komet dem Himmel Brand androht! In all' Dieſem ſei Euch der gelieble Ariſtoteles Meiſter, welcher uns ſolches größtentheils als Lehre hinterlaſſen hat.“

So ſprach John Milton zu ſeinen Commilitonen in Cambridge, ehe er noch den Magiſtertitel erlangt hatte. Das Letztere geſchah in ſeinem 24. Jahre. Und jetzt redet er durchaus baconiſch, eigentlich aber ſpinoziſch: „Wiſſen iſt der Grund alles Großen und Herrlichen. Das Wiſſen ſoll der Führer des Willens ſein.“ Baco, der 1625 geſtorben war, hatte gleichfalls in Cambridge ſtudirt und der Univerſität ſpäter ein

Prachtexemplar von der „Weisheit der Alten", sowie von der Instauratio Magna gewidmet. Diese Werke hat John Milton sichtlich studirt.

Führen wir aus Sterns erstem Bande noch ein Wort des herrlichen Jünglings an, das sich heute nicht mehr an die Ignoranten und Verächter der Wissenschaft, sondern an die vom Detail Uebersättigten, an die Blasirten des Realismus richtet: „Kein Tag verstreiche ohne Arbeit, den schwarzsichtigen Zweiflern zum Trotz, welche prophezeien, daß ja doch alle Arbeit durch die Zerstörung der Jahrhunderte, durch den endlichen Weltbrand vergeblich gemacht werde. — Recht handeln, ohne des Ruhmes zu achten, ist über allen Ruhm erhaben." Den letzten Satz könnte Kant geschrieben haben.

„Studirt Geschichte und Natur!" ruft der junge Magister wie Einer der Heutigen seinen Genossen zu — „die Natur, und wenn es möglich ist, das Empfinden der lebenden Wesen zu verstehen, sodann den Bau und die Pathologie des menschlichen Körpers, und zuletzt die göttliche Kraft und Gewalt des Geistes!"

Den Universitäts-Schlendrian hat der junge Titan schon damals gegeißelt, wie wir bei Gelegenheit des Comenius bereits erfuhren. Hören wir jetzt blos den Abschluß seiner Paräneſe. Also Geschichte und Natur! Wer sich zu dieser Höhe emporgeschwungen hat, „für den fällt das Zufällige, Unvorhergesehene im Leben weg; seinen Geboten scheinen die Sterne zu gehorchen, ihm dienen Erde und Meer, Wind und Stürme sind ihm unterthan: Mutter Natur hat sich ihm selbst zu eigen gegeben, als wenn ein Gott der Weltherrschaft entsagt, und ihm Recht, Gesetze, Verwaltung wie seinem Statthalter überlassen hätte!"

So groß und kühn hat erst wieder Herder geschrieben. Läse das Einer unserer spiritualistischen Cardinäle von einem Heutigen, so wäre des Geschreies von humanistischem Uebermuth, verderblicher Selbstvergötterung, trostlosem Materialismus kein Ende. Man sieht aber zugleich, wie tief der religiös-politische

Kampf der engliſchen Rebellion alle Geiſter ergreifen mußte, daß ein Feuergeiſt wie Milton von jenen Anſchauungen und Formen des Ausdrucks gebannt werden konnte. Oder vielmehr, man gewahrt, daß hinter dem Subjectivismus des Independententhums die Knospe der klaren Vernunft ſich im Stillen ausbildete.

Ein Amt hat der hochbegabte junge Mann nicht antreten wollen; der Vater zwang ihn auch nicht, die praktiſche Juriſtenlaufbahn einzuſchlagen; er ließ ihn ruhig zu Horton, weſtlich von London, in der grünen Natur ſinnen und poetiſch planen.

Im Frühjahr 1638 machte er ſich auf zu den „Stätten der alten Heroen, Kriege und Geſänge". Der Weg ging über Paris, wo er Hugo Grotius, damals Geſandten der Königin Chriſtine, kennen lernte. In Florenz war Galilei ſoeben mit Erlaubniß der Inquiſition zurückgekehrt, als Milton, offenbar mit Verletzung der Vorſchrift, ihn beſuchte. Im „Verlorenen Paradieſe" wird deutlich auf Galilei hingewieſen, da wo Satan den Schild auf dem Rücken trägt gleich einem Mond:

„Deß Rund
Durch optiſch Glas Toskaniens Künſtler ſchaut,
Am Abend von der Höh' Fieſoles."

Das Rollen aller Geſtirne um die Erde, „der Dienſt der Großen, dem Atom geweiht", erregt im 8. Buche Scrupel bei Adam; er möchte von Rafael Auskunft haben und dieſer, der ihn zunächſt auf das Anſtaunen des Unbegreiflichen verwieſen hatte, bringt ihn zuletzt auf den richtigen Weg:

„Wie, wenn die Sonn'
Das Centrum wär' der Welt, und andre Sterne,
Durch ihre Anziehung und eigne Kraft
Erregt, um ſie verſchiedne Runden tanzten?
Den Wanderlauf, jetzt hoch, jetzt tief, verborgen,
Fortſchreitend oder rückwärts, ſtille ſtehend,
Siehſt Du an Sechs, wie, wenn der Siebte auch,
Der Erdplanet, ſo ſtockeſtill er ſcheint,
Unmerklich ſich dreifacher Art bewegte?"

Dieſe Stelle beweiſt, daß der Baconianer Milton feſten

Fußes über des Meisters Beschränktheit hinausgegangen war: Die starre Orthodoxie der Josuahgläubigen erhielt da einen harten Stoß; noch undogmatischer aber ist die Aeußerung Miltons aus dieser Zeit der italienischen Reise: der Sündenfall sei ein „Riesenschritt in der Geschichte der Menschheit".

Der Vorfahr Lord Byrons wollte grade von Neapel nach Sicilien und von da nach Griechenland reisen, um sich an den classischen Stätten die Seele völlig zu befreien, als er Nachricht aus der Heimath erhielt, der Sturm sei in Schottland ausgebrochen. Da kehrte Milton um, seinem Vaterlande gewärtig zu sein. Die in Italien überall gefeierte englische Renaissance, die auch in Petrarca's Sprache zu sonettiren verstand, begab sich zunächst nach Genf, zum Sitze der calvinischen Reformation, um des Gegenpols nicht verlustig zu werden; und dann gings von Genf nach London, wo der Calvinismus sich anschickte, in Thaten auszuschlagen. Am 19. August 1639 war Milton wieder zu Hause.

Jetzt ließ der Dichter seine sämmtlichen dramatischen und epischen Pläne ruhen, er wurde ganz Politiker. Sehr lehrreich und die beste Einleitung zum Verständniß der Rebellion ist die Schrift vom Juni 1641: „Von der Reformation in Betreff der Kirchenverfassung in England und von den Ursachen, welche sie bisher gehindert haben" in zwei Büchern, an einen Freund. In klarster und gründlichster Weise wird der Verlauf der Reformation von Heinrich VIII. an dargestellt, der ursprüngliche Mangel derselben bloßgelegt, dem Protector Edw. Somerset unter Edward VI. alle verdiente Ehre angethan, die Regierung der Elisabeth als der Ausgangspunkt des gegenwärtigen Streites betrachtet. „Von dieser Zeit an folgten nichts als Einkerkerungen, Wirren, Ungnade gegen alle diejenigen, welche die Beschlüsse der Convocation (des anglicanisch-geistlichen Parlaments) tadelten, und diese wurden sogleich mit dem Namen Puritaner gebrandmarkt."

Der Verfasser redet nicht vom Dogma, polemisirt aber um so stärker gegen die bischöfliche Kirchenverfassung, gegen

den „irreligiösen Stolz und die hassenswerthe Tyrannei der Prälaten", und erklärt, wenn man diese Angelegenheit jetzt „der reinen Religion oder der gesunden Vernunft gemäß" ordnen wolle, so müsse man damit anfangen, „die schädliche und krankhafte Geschwulst des Prälatenthums ohne Scheu vom Staatskörper abzuschneiden, und aus dem Schisma heraus zur Uebereinstimmung mit unsrer nachbarlichen reformirten Schwesterkirche kommen". Wobei er glaubt versichern zu können, daß die neue Kirchenzucht „eben so gut zur Monarchie passen wird, wenn auch die ganze Zunft der Aphorismenschreiber und Afterpolitiker uns überreden möchte, daß es geheime und mysteriöse Gründe gegen dieselbe gebe". Natürlich konnte Milton nicht wissen, daß Karl Stuart für die Existenz der Bischöfe seinen Kopf einsetzen würde.

In heftigster und geistreichster Weise wird gegen die Jäger auf Bisthümer, Diakonate, Präbenden und Canonicate losgezogen. „Sie möchten von uns erbitten, daß wir das Rauschen ihrer seidenen Obergewänder beständig ertragen und lieber unser Zwerchfell zersprengen als lachen sollen, wenn wir sie in all' ihrem Linnen und Tafft, in ihrem Tau- und Takelwerk, mit einem geometrischen Rhomboid auf dem Kopfe, daher segeln sehen." — Nur eine frei gewählte Kirchenversammlung, eine Landessynode, kann nach Miltons Meinung dem Unfug steuern.

Im selben Jahre 1641 trat er gegen den Bischof Usher von Armagh (Irland) mit der Schrift auf: „Ueber prälatisches Bisthum und ob dasselbe aus den apostolischen Zeiten hergeleitet werden kann". Hier verräth sich der gründliche Kenner der Kirchengeschichte, der den Wust falscher Traditionen und absichtlicher Geschichtsverderbniß wegfegt.

Zu Anfang 1642, als die Dinge in Fluß geriethen, als jeder Ehrenmann es für seine Pflicht halten mußte, für seine Meinung einzustehen, veröffentlichte Milton mit vollem Namen die Schrift: „Das Wesen der Kirchenverfassung klargestellt gegen das Prälatenthum". Milton gab aber nicht blos seinen

Namen, sondern zugleich eine Art Selbstbiographie, damit das Publicum wisse, mit welchem Manne es da zu thun habe.

Wir schalten hier eine interessante Abhandlung ein, die zwar erst 1659 gedruckt wurde, jedenfalls aber schon zehn Jahre früher bei dem „Parlament der Republik England und deren Provinzen" eingereicht worden war, und dem gedanklichen Inhalte nach ihren besten Platz um das Jahr 1643 findet, weil die sich damals vollziehende Scheidung von Presbyterianern und Independenten hier in aller Schärfe zum Ausdruck kommt. Es ist Miltons „Theologisch-politischer Tractat" und führt den Titel: „Von der weltlichen Macht in kirchlichen Angelegenheiten".

Der Verfasser stellt sich auf den historisch-protestantischen Standpunkt: Schrift gegen Kirche; aber, fügt er sofort hinzu: Keiner hat das Recht, die Schrift für Andere auszulegen. Ein solcher „überhebt sich nicht allein über die Kirche, sondern auch über die Schrift und über die Gewissen anderer Menschen, — eine allzu großer Vermessenheit für einen Sterblichen, da jeder wahrhafte Christ das Wort Gottes vor sich, den verheißenen heiligen Geist und den Sinn Christi in sich hat", 1. Korinth. 2, 15: „Der geistliche Mensch richtet Alles, aber er selbst wird von Niemand gerichtet".

Dieser Individualismus der Independenten wird für Milton auch nicht durch den Einwurf getroffen: er zerstöre alle Kirchenzucht. „Meine Antwort ist, daß das Vernommene die ungefälschte Schrift ist, welche kirchliche Urtheilssprüche und Entscheidungen nicht verbietet, außer wenn sie in Gewaltthätigkeit gegen ein nicht überführtes Gewissen auslaufen." Er steht, wie Luther, auf der Schrift; aber er hält und erklärt den Geist der Schrift für discutirbar, dafern nur Schrift gegen Schrift in's Feld geführt werde.

In derselben Abhandlung befindet sich die Antwort auf eine Frage, die wir schon bei Cromwell in Irland berühren mußten, die aber erst hier eine kritische Antwort erhält: Warum, wenn alle Christen die Schrift frei auslegen und

in ihrem Gewiſſen nicht gezwungen werden dürfen, kommt dies den Katholiken nicht zu gute? Der Katholicismus, ganz abgeſehen davon, daß er die Prüfung der Schrift nicht geſtattet, kann nach Milton gar nicht als Religion angeſehen werden, „ſondern vielmehr für ein römiſches Fürſtenthum, welches darnach ſtrebt, ſeine alte Weltherrſchaft unter einem neuen Namen und dem leeren Schatten einer katholiſchen Religion aufrecht zu erhalten, die fürwahr eine katholiſche Ketzerei gegen die Schrift genannt und mit Recht daher außerhalb Roms als verdächtig von der Obrigkeit nicht geduldet wird". Uebrigens mache der Katholicismus das Gewiſſen blind und dieſes verwirke ſeine chriſtliche Freiheit. — So lag die Sache allerdings ſeit den Tagen Philipps II.; die engliſche Nation ſtand in Waffen gegen die Uſurpation der prätendirten römiſchen Weltherrſchaft. Man vergeſſe nicht, daß Reformation und Nationalſtaat Zeitgenoſſen waren.

Milton zählte 34 Jahre, als er ſich verheirathete. Marie Powell, die Tochter eines Friedensrichters zu Foreſtill in Oxfordſhire, zählte erſt 18 Jahre, als ſie im Juni 1643 dem durchaus unpraktiſchen Manne angetraut wurde. Ihre Familie war ſtreng royaliſtiſch. In Miltons Hauſe fand ſich nichts vorbereitet. Die Illuſion verflog in ſehr kurzer Zeit, denn am 1. Auguſt 1643 war Miltons „Tractat über die Eheſcheidung" ſchon fertig. Wie gröblich ſich der hochfliegende Idealiſt getäuſcht ſah, das lieſt man klärlich aus dieſer Abhandlung heraus.

Seine ganze ſittliche Reinheit und Freiheit, aber auch zugleich die ganze Energie ſeines edlen Willens treten da hervor. Nicht um „Vertheidigung von Leichtfertigkeit und Ausſchweifung oder des nicht zu billigenden Treubruchs" handelt es ſich ihm, wenn er das Recht auf Eheſcheidung vertritt, „ſondern nur, daß gegen Diejenigen, welche ſich unbedachtſam in einer vorher von ihnen niemals verſuchten Sache zu Sklaven einer unglücklichen und elenden Ehe gemacht haben, ein billiges und liebevolles Mitleid geübt werde". „Abnei-

gung, Nichtübereinstimmung oder Unvereinbarkeit der Gemüther, welche die Hauptwohlthaten des ehelichen Zusammenseins — Trost und Frieden — hindern", sind ihm ein stärkerer Grund zur Ehescheidung als alles Andere. Daß die erste Einsetzung der Ehe Untrennbarkeit angeordnet habe, bezweifelt er vorab deßhalb, „weil die Einrichtung nicht so rebellisch gegen Natur und Vernunft sein konnte, daß sie sich über den Zweck und die Person, für welche sie eingesetzt war, weggesetzt hätte". Natur und Vernunft!

Hochpoetisch bringt er die antike Parabel von Eros und Anteros zur Geltung, wie Eros sich in falschen Begegnungen täuscht, seine Kraft und Schönheit verliert, bis ihn Anteros mit gleichem und ebenbürtigem Feuer entzündet. „Es ist ein geringerer Bruch der Ehe, bei Zeiten sich in ruhiger und kluger Uebereinstimmung zu trennen, als das Geheimniß der Freude und Vereinigung beständig durch eine befleckende Traurigkeit und stete Mißlaune zu vernichten und zu entweihen."

Natürlich waren solche tiefe und feine Gründe nur für die Philosophen bestimmt; die Zeit des Verfassers aber war theologisch, und da mußte sich denn Milton durch die Mäander der Bibel hindurchwinden, Autorität mit Autorität bekämpfen. Das Alte Testament widerspricht dem Neuen, und der puritanische Christ war genöthigt, sich auf Moses zu stützen, der wider Christus und die Apostel ist. Deuteron 24, 1: „Wenn Jemand ein Weib nimmt und sie ehelicht, und sie findet nicht Wohlgefallen in seinen Augen, weil er einige Unreinheiten an ihr gefunden hat, so möge er ihr einen Scheidebrief schreiben und ihn ihr in die Hand geben und sie aus dem Hause schicken." Wie plump und wie tyrannisch gegen die sittlichen Motive, die oben angeführt wurden!

Nach erledigter Theologie kommt wieder der Mensch zum Vorschein: „Erzwungene Tugend ist wie ein über das Ziel hinausgeschossener Bolzen. Das ganze Uebel stammt von den kanonischen Doctoren, die aus der Ehe ein Sacrament gemacht haben. In der That sind die Papisten, welche die

Scheidung am ſtrengſten verbieten, die leichtfertigſten Wüſtlinge in Zulaſſung der gröbſten Unkeuſchheit.“ „Was gegen die Natur iſt, iſt gegen das Geſetz.“ Wir aber, „abergläubiſch am Buchſtaben klebend, indem wir nicht wagen, mit unſern freien Gedanken in den ganzen Umfang der Natur und der Religion einzudringen, geben uns dazu her, unter der Tyrannei angemaßter Meinungen zu dienen. Zwiſchen einem Abgrund von unnöthigem Unheil auf jeder Seite, und bei jedem falſchen Lärm zuſammenfahrend, wiſſen wir vor dem verworrenen Getön paniſcher Schrecken in unſern Ohren nicht, wohin wir unſern Fuß mit männlichem Vertrauen und chriſtlicher Entſchloſſenheit ſetzen ſollen“.

Natur und Religion — männliches Vertrauen und chriſtliche Entſchloſſenheit — Vernunft und Bibel: man hat ſich wohl hinlänglich überzeugt, wie mühſam Milton ſie zuſammenhält und auf welcher Seite ſeine Stärke liegt.

Man erwäge jetzt folgende Stellen aus der Abhandlung über „Das Lehensrecht der Könige und Obrigkeiten“, welche gleichfalls noch vor der Hinrichtung des Königs begonnen war, und man wird ſehen, wohin das Zünglein der Wage, trotz aller abziehenden Strömung der Zeit, neigt. Wenn man annehme, daß das Volk ganz für den König und er nicht für das Volk geſchaffen ſei, und das Volk, in ſeiner Geſammtheit genommen, geringer als er, der Einzelne, gedacht werden müßte, ſo ſei eine ſolche Behauptung „eine Art von Verrath gegen die Würde des Menſchengeſchlechts“. Dann ſpricht Milton von einem „wechſelſeitigen Bund der Freundſchaft und Bruderſchaft zwiſchen Menſch und Menſch über die ganze Welt hin, und daß uns auch das engliſche Meer nicht von dieſer Pflicht und Verbindung trennen kann“, obwohl „ein engeres Band zwiſchen Mitunterthanen, Nachbarn und Freunden beſteht“. Endlich da, wo er von dem hiſtoriſchen und kirchlichen Rechte ſpricht, die Könige abzuſetzen, zu bannen und zu tödten, fragt er, was das weltliche Geſetz hindere, „auch ohne beſondere Schriftſtelle ſeine Befugniß zur Hinrichtung Deſſen aus-

zudehnen, der sich eines peinlichen Verbrechens schuldig gemacht — da doch Gerechtigkeit und Religion von einem und demselben Gotte stammen, und die Werke der Gerechtigkeit oftmals annehmbarer sind?"

Die Frömmigkeit Miltons in Ehren, aber der Geist der Antike und der Renaissance tritt ihr sehr oft auf die Ferse; Macchiavelli tönt oft stärker aus seinen Argumentationen heraus als Bibelerklärer und Bekenntnißredactoren; der Humanismus siegt alsdann über Martin Luther. Wie Oliver Cromwell sich durch die That von gemüthlicher Befangenheit befreite, so rettete sich John Milton an der Hand der Alten aus nebuloser Contemplation.

Daß Milton die erste Stufe der Opposition, den Presbyterianismus, mit dem Ausbruche des Bürgerkrieges überschritt, haben wir bereits angedeutet. Sehen wir jetzt näher zu, wie es mit dieser Wandlung beschaffen war. Wenn wir unsere Anführungen zum Theil aus noch nicht erwähnten Schriften nehmen, so verschlägt das um so weniger, als gerade diese Schriften vollendete Entwicklungsphasen bezeichnen.

Als das Presbyterthum staatlich durchgeführt war, erklärte Milton in der Abhandlung „von der weltlichen Macht in kirchlichen Angelegenheiten": „Es herrscht ein allgemeines Murren, man glaubt sich wieder vor Inquisition und Büchercensur zu befinden; jedes Buch und das Rauschen jedes Blattes wird gefürchtet; Menschen, denen vor kurzem noch das Predigen untersagt wurde, verbieten uns jetzt das Lesen alles dessen, was ihnen nicht beliebt. Es droht eine abermalige Zwingherrschaft über die Wissenschaft; kein Zweifel, daß Bischof und Presbyter für uns dasselbe bedeuten."

In der „zweiten Vertheidigung für das englische Volk" spricht er von den presbyterianischen Geistlichen, die „erst drei oder vier Pfründen an sich gerissen, aus denen sie die Episkopalen weggedonnert," dann aber ihre Pfründen ebenso verlassen und sich derselben Sünde schuldig gemacht hätten, gegen welche sie früher losgefahren. „Sie haben auch nicht mehr einen Funken Scham.

Sie sind nun eifrige Vertheidiger des göttlichen Rechtes der Zehnten geworden, und wahrlich, da ihr Durst nach Zehnten so unersättlich ist, sollten sie mit dieser Waare ganz vollgestopft werden und nicht nur den zehnten Theil von den Früchten der Erde, sondern auch von den Wellen der See erhalten." „Erst haben sie den König als Urheber so vielen Elends und Blutvergießens für schuldig erklärt und dann sich angestellt, als bemitleideten sie seine Lage."

Im „Oberlehensrecht der Könige und Obrigkeiten" heißt es: „Als es sich um ihren Geldbeutel handelte, waren die Presbyterianer gute Patrioten und schienen die bessere Sache unterstützen zu wollen; als aber die Uebrigen auch die Wurzeln und Ursachen des Elends und der Knechtschaft entfernen wollten, da verwandelten sich Jene, die gegen ihren König geeifert und die Waffen getragen, ihn entsetzt, der Weihe beraubt, auf ihren Kanzeln verflucht hatten, in Rebellen gegen ihre eigenen Grundsätze und brandmarkten als treulos, was nur die Folge ihrer eigenen früheren Handlungen war." — Zustimmend sagt ein Erklärer von Butlers „Hudibras", dem massiven Spottgedicht über die Puritaner: „Es ist völlig ausgemacht, daß viele der Königsmörder durch die schrecklichen Verfluchungen aufrührerischer Prediger von der Kanzel herab in die große Rebellion hineingezogen wurden." Die presbyterianische Kanzel hatte den Brand entzündet, den sie nachher mit Lästerungen zu löschen suchte.

Diese Pfaffentaktik wird weiterhin höchst anschaulich also charakterisirt: „Die Geistlichen machen nicht weniger geschickte Stellungen und Bewegungen und von nicht geringerer Mannigfaltigkeit als diejenigen, welche auf dem Artillerieplatze Kunststücke treiben. Manchmal scheinen sie wüthend vorwärts zu marschiren, und marschiren augenblicklich entgegengesetzt; dann und wann stehen sie still und ziehen sich sodann zurück, oder spähen umher, oder schwenken mit unmerklicher Schlauheit und Geschicklichkeit in ganzer Masse, um sich durch Terrainwechsel in vortheilhafte Lagen hineinzuwinden. Die Vorsehung allein

aber ist die Trommel, die Vorsehung allein das Commandowort, welches sie von oben herab ruft — immer zu einer reicheren Pfründe, zu dieser und jener Beförderung."

Nach der Kritik das Glaubensbekenntniß: „Die meisten Menschen sind zu Bürgerkriegen und Empörungen als zu etwas Neuem im aufregenden Moment geneigt; aber sie werden träge, unbeständig, geistesschwach, bevor ihre gerechtesten Forderungen nur halb erfüllt sind, und aus angeborener Feigheit und Schlechtigkeit verrathen sie, oft zu ihrem eigenen Verderben, Menschen von edelstem Charakter, die mit ihnen zu Zwecken verbunden waren, deren jene Unbesonnenen gar nicht fähig sind. Wenn Gott und eine gute Sache den Sieg verliehen, dessen Consequenz Aenderung der Gesetze, Wechsel der Regierung, Sturz der Fürsten und ihrer Familien ist: dann kommt die Reihe an die Helden, die Arbeit auf sich zu nehmen, welche im Schweiß des Antlitzes, mitten unter Gedränge und Lärm gemeiner Menschen gethan werden muß."

Milton tritt offen als Independent auf. Er trug wie Cromwell das Princip der vom Staate gänzlich unabhängigen Gewissensfreiheit in sich; er war entschieden für die freie Vereinigung von Glaubensgenossenschaften. Er sagt ausdrücklich: Man müsse die Kirche ihrer eigenen Verwaltung überlassen, den Staat von diesem lästigen Dienst befreien. Beide Gewalten dürften nicht länger „Unzucht miteinander treiben". Der Kirche seien die Staatsbesoldungen, d. h. die Macht zu verfolgen zu nehmen. Da seien die Wechsler, welche nicht nur mit Tauben, sondern auch mit der Taube des heiligen Geistes schacherten.

Die letzte Consequenz dieses independentischen Kirchenrechts wurde in der Praxis nicht gezogen. Der englische Staat der Revolution blieb zwischen dem officiellen Presbyterthum und der Toleranz stecken; er mischte sich ein und mischte sich nicht ein. Und doch war der Gedanke einer gänzlichen Trennung des Geistlichen vom Weltlichen schon mehr als ein Decennium vor Milton kategorisch gefordert worden. Im Jahre 1631 hatte Roger Williams den Begriff des confessions-

losen Staates aufgestellt. Dieser damals und in Europa heute noch verlorene Posten behauptete, der Staat hat weder eine Confession, noch hat er von den Bürgern eine solche zu verlangen; es kommt ihm nicht zu, einen Eid aufzulegen; er hat nur als Polizei Blasphemie, Idolatrie und Störung des kirchlichen Lebens zu verhüten und zu strafen. Williams mußte selbst aus Neuengland zu den Indianern fliehen, die er als Eigenthümer des Bodens und als Menschen behandelte. Unter den Rothhäuten legte er den Grund zur Stadt Providence.

Auf der englisch-schottischen Synode, die in Folge von „Ligue und Covenant" zu London tagte, befanden sich fünf Männer, die ebenfalls wider den Strom schwammen. Goodwin war ihr Haupt. Sie verlangten Gewissensfreiheit auch für Türken, Juden und Papisten. Die Majorität der Presbyterianer aber beharrte bei der Unduldsamkeit: London solle kein Amsterdam werden!

Miltons hochwichtige Schrift „über Erziehung", in welcher voll und ganz der Flügelschlag des Humanismus rauscht, hat ihre Besprechung in dem Abschnitt über Amos Comenius gefunden, wohin wir den Leser verweisen. Nur das Eine sei hinzugefügt, daß Milton zu den Pädagogen gehört, welche die Erziehung sich nicht ohne Einwirkung des Staates denken können. Er verlangt von der Obrigkeit, daß sie „nach Muster der berühmten Regierungen des Alterthums" sich um „die Einrichtung der öffentlichen Feste und Lustbarkeiten" kümmere, damit diese nicht wie bisher „als Reizmittel der Trunkenheit und Wollust" dienen, sondern zur Stärkung von „Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit". Die Kanzel allein reiche nicht aus, man müsse das Volk „bei bestimmten Festen in den Theatern und Hallen, oder wo es sich sonst Erholung und Bildung suche — erziehen."

Was über und für die Preßfreiheit zu sagen ist, das enthält scharfsinnig und begeistert zugleich Miltons „Areopagitica, eine Rede für die Preßfreiheit. An das Parlament von England." Und zwar ist dieses Höchste und Beste im Jahre 1644

gesagt worden, als der Verfasser das Parlament zur Revision eines Gesetzes aufforderte, welches den ominösen Titel führte: „zur Regulirung der Presse" und verordnete, „daß kein Buch, Pamphlet oder Zeitungsblatt hinfort gedruckt werden soll, wenn es nicht von Denjenigen oder Einem Derjenigen, die dazu ernannt sind, zuvor gebilligt und censirt ist. Es ist heutzutage obsolet von der „Preßfreiheit" zu reden. Jedermann weiß, was sie sein sollte und nicht ist. Wo sie dem Namen nach existirt, da zerstören Inspiration und Corruption selbst diesen Schein. Ein besonderer Strafcodex für Preßvergehen ist nun gar die directe Aufhebung dessen, was gegeben worden. Auch Milton theilte noch das Vorurtheil der Nothwendigkeit einer besonderen Preßjurisdiction. Er leugnet nicht, daß es von der größten Wichtigkeit für Kirche und Staat sei, ein wachsames Auge auf Bücher und Menschen zu haben, die Uebelthäter zu strafen und einzukerkern. Er beruft sich auf Athen, wo zwei Arten von Schriften die Aufmerksamkeit der Obrigkeit in Anspruch nahmen, einmal die gotteslästerlichen und atheistischen, sodann die verleumderischen. Er sieht aber nicht, daß nur die letzte Kategorie Stich hält und daß diese einfach dem gemeinen Rechte verfällt.

Was wir aber an Milton zu verehren haben, das ist seine Darstellung des Wesens der Preßerzeugnisse, die Offenbarung, die er zuerst der Welt über die Bedeutung einer Geistesthat machte. „Bücher sind nicht unbedingt todte Dinge, sondern enthalten eine Nachkommenschaft von Leben in sich, die eben so thätig sein wird wie die Seele, aus der sie entsprangen; ja sie bewahren wie in einer Phiole die reinste Wirksamkeit, das reinste Extract des lebendigen Geistes, der sie erzeugte. Ich weiß, daß sie so lebendig und kraftvoll productiv sind wie die fabelhaften Drachenzähne, und daß aus ihnen möglicherweise bewaffnete Männer hervorwachsen. — Es ist fast eben dasselbe, einen Menschen oder ein gutes Buch zu tödten. Wer einen Menschen tödtet, der tödtet ein vernünftiges Wesen, ein Ebenbild Gottes; wer aber ein gutes Buch vernichtet, tödtet die

Vernunft selbst, tödtet Gottes Ebenbild im Keime. . . . Es wird ein Mord begangen, und wenn dies auf die ganze Auflage ausgedehnt wird, eine Art von Gemetzel, dessen Ausführung die ätherische und feinste Essenz, den Athem der Vernunft selbst trifft und mehr eine Unsterblichkeit als ein Leben erschlägt." —

Ein kleines Intermezzo in großen Dingen. Miltons Gattin, die sich nach den Flitterwochen wieder in ihre Heimath begeben hatte, erschien im Jahre 1645 wie durch einen Theatercoup vor ihrem erstaunten Manne, bereitete ihm eine Rührungsscene, die mit Versöhnung endigte und verdrängte so eine Andere, auf die Miltons Augen mittlerweile gefallen waren und die er sogar heimzuführen gedachte. Das Jahr darauf wurde dem versöhnten Paare eine Tochter geboren, die elend genug aufwuchs; 1648 folgte ein zweites Mädchen.

Ein zukunftsvolleres Ereigniß war die Grundlegung der künftigen Akademie, der Royal Society, die ebenfalls in das Jahr 1645 fällt. Milton, der vermeintliche Schwärmer, den die Meisten nach Klopstock beurtheilen, ohne beide recht zu kennen, war der Erbe des Baconischen Traumes, die strengen Wissenschaften corporativ zu pflegen. Milton und sein Freund Hartlieb traten sammt ihren Bekannten im Jahre 1645 zu naturwissenschaftlichen Zwecken in London periodisch zusammen. Sie bildeten in der That die Säulen des Invisible College, welches Bacon zu gründen beabsichtigte, und die Restauration drückte das Siegel auf die Bestrebungen ihres größten Gegners.

Die Publicistik, die Milton so meisterhaft handhabte, erfüllte sein vastes Ingenium durchaus nicht. Immer kam er in großen Momenten auf sie zurück, stets bereit, ihr seine gewaltige Schlachtfeder zu leihen; aber nie ging er einseitig in ihr auf, stets beschäftigten ihn große literarische Pläne. Er stand bereits in Diensten des Langen Parlaments, als der Proceß des Königs begann; die Schrift „Vom Oberlehensrecht der Könige und Obrigkeiten" war nahezu fertig. Als die Republik proclamirt wurde, trug er sich mit einem lateinischen

Wörterbuche, einem System der Theologie und einer Geschichte des englischen Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Alles dies mußte zurückgeschoben werden, als ihn der Staatsrath der Republik zum Secretär für die fremden Sprachen ernannte. Da gab es Anderes und viel zu thun. Milton eröffnete seine Thätigkeit mit einer Ankündigung der neuen Lage der Dinge in England an die Stadt Hamburg. Bald wurde ihm eine größere Aufgabe gestellt.

Ein französischer Gelehrter und Grammatiker, Claude de Saumaise, Salmasius, der in Heidelberg Protestant, dann Professor an der Universität Leyden geworden war, schrieb im Jahre 1649, im Solde des Prinzen von Wales (sumptibus regiis) eine Defensio regia pro Carolo primo ad Carolum II., „Königliche Vertheidigung für Karl I., an Karl II." Der Staatsrath der Republik beauftragte seinen Secretär mit der Beantwortung dieser Schrift.

1651 erschien John Miltons Pro populo anglico, „Vertheidigung des englischen Volkes," wohl die bedeutendste, schneidigste, witzigste, erbarmungsloseste Abführung eines politischen Gegners in den Annalen der Weltliteratur.

Wie feierlich ist gleich der Eingang! „Die bedeutendsten Männer unserer Republik haben es durch ihr Ansehen dahin gebracht, daß ich dieses Werk unternahm, damit ich dasjenige, was sie unter Gottes Führung mit großem Ruhme vollbrachten, wider Mißgunst und Verleumdung, wogegen Schwert und Kriegsrüstung nichts vermögen, mit einer anderen Art von Waffe vertheidigen möchte."

Die Verbrechen des Königs werden in knappster Form aufgezählt und erörtert: Karl war ein „Tyrann", denn er hat ungerechte Steuern eingetrieben und den Besitz dreier Nationen vergeudet; er hat das Parlament, den Zügel seiner Gier, beseitigt und deutsche Reiter und irländisches Fußvolk in die Städte und Ortschaften gelegt; er hat Ceremonien und Gebräuche aus dem Papstthum in die Kirche eingeführt, die Widerstrebenden in Kerker und Verbannung geschickt, die Schotten zweimal be-

kriegt. Er war ein „Verräther“: Papisten in Irland hat er ausgehoben, den König von Dänemark mit Geschenken zur Absendung von Hülfstruppen bestochen, dem englischen Heere die Plünderung Londons, dem schottischen vier neue Provinzen versprochen. Er war ein „Mörder“: auf seinen Befehl haben die Irländer zu den Waffen gegriffen und die Protestanten massenhaft umgebracht. Der König ist mithin als „Tyrann, Verräther und Mörder“ mit Recht verurtheilt worden.

Schlagender ist wohl die patriarchalische Theorie von der göttlichen Gewalt der Könige, wie sie Robert Filmer nach der Enthauptung Karls im Manuscript niedergelegt hatte, obgleich das Buch erst 1680 im Druck erschien, nicht widerlegt worden, als hier von Milton. Man muß annehmen, auch er habe das Manuscript des Patriarcha or the national power of kings in Händen gehabt, wenn man folgende Stelle liest: „König und Vater sind völlig von einander verschieden. Der Vater hat uns erzeugt, nicht aber der König; wir brachten vielmehr den König hervor. Den Vater gab die Natur dem Volke, den König gab das Volk sich selbst. Also ist das Volk nicht des Königs wegen, sondern der König des Volkes halber da. Wir ertragen auch einen mürrischen, harten Vater, ebenso ertragen wir den König; aber wir ertragen nicht einmal einen tyrannischen Vater. Wenn der Vater den Sohn tödtet, wird er am Leben gestraft; warum soll der König nicht auch an dieses höchst gerechte Gesetz gebunden sein, zumal der Vater nicht im Stande ist zu bewirken, daß er nicht Vater, der König aber sehr leicht, daß er weder Vater noch König ist.“

Man nehme dazu eine Stelle aus dem „Iconoklastes“ („Bilderzertrümmerer“, einer gegen das „Königliche Bild“ gerichteten Schrift Miltons), worin er den König als den bloßen Ausdruck der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt betrachtet, der als König nichts Uebles thun könne, weil Parlament und Gerichtshöfe eigentlich die Handelnden seien, der aber, sobald er Uebles thue, nicht mehr König, sondern Tyrann sei: so hat man das Staatsrecht der kommenden liberalen Opposition,

eines Algernon Sidney und W. Russell, ja die ganze Staatslehre John Locke's im gedrängten Auszuge vor sich.

Angesichts des Processes aber erhebt sich Milton's Anschauung von der Souveränität des Volkes zum Republicanismus, wenn es („Oberlehnsrecht" u. s. w.) heißt: „Diejenigen, welche, wie wir es thun, eine freie Nation zu sein sich rühmen, und dennoch nicht die Kraft in sich haben sollten, einen obersten oder untergeordneten Regenten aus dringenden Ursachen zu entfernen oder abzuschaffen, mögen ihre Phantasie an einer lächerlichen und gemalten Freiheit ergötzen, gut um Kinder zu hintergehen; in Wirklichkeit aber lebten wir alsdann unter Tyrannei und Knechtschaft, weil der Macht entbehrend, der Wurzel und Quelle aller Freiheit. Ohne diese natürliche und wesentliche Macht einer freien Nation können wir, wenn wir auch den Kopf hoch tragen, bei richtiger Schätzung für nichts besseres als für geborne Sklaven und Vasallen unter der Lehnshoheit und als Besitz eines erblichen Herren gehalten werden."

„Es ist nicht, noch soll es sein, der Ruhm eines protestantischen Staates, niemals einen König hingerichtet zu haben; es ist vielmehr der Ruhm eines protestantischen Königs, den Tod niemals verdient zu haben."

Das Exempel wird Andern zur Lehre, den Völkern zum Segen, „damit kein zügelloser Herrscher oder Tyrann sich künftighin solche große und unverantwortliche Frechheit gegen das Menschengeschlecht herausnehme, ganze Königreiche zu verwüsten und das Oberste zu unterst zu kehren, als ob die Menschen vor seinem verderbten Willen nicht mehr wären als ein Haufen Ameisen."

Unerschöpflich ist zugleich die Ader des Witzes bei diesem gestrengen Staats- und Kirchenrechtslehrer. Wer sich das Independententhum als nothwendig verbunden mit pietistischer Kopfhängerei gedacht hat, der lasse sich rasch durch John Miltons ausbündigen Humor und seine göttliche Grobheit bekehren. Wenn Shakespeare's derbes Sylbenstechen und sein sich selbst überschlagender Witz mit der Bühne versunken und verschwunden

war, in Miltons Polemik lebte etwas Aehnliches wieder auf. Dieſer Anführer aller republicaniſchen Geiſter war ſo kreuzfidel in ſeinem Herrn, daß er die Klinge Samuel Butlers ſchärfer und vernichtender als dieſer ſelbſt führte. Auf der Höhe der Reformation durchwehte ihn auch hier wieder der Geiſt der Renaiſſance, wiederhallte das Echo der alten claſſiſchen Komödie. Das hat der unglückliche Salmaſius erfahren, der wie ein geſchundener Marſyas aus den Händen des richtig treffenden Apollo entkam; das hat auch jener Schotte Morus erprobt, den Milton im Verdacht hatte, die zweite Schmähſchrift gegen die Republik, den Clamor regii sanguinis, den „Schrei des königlichen Blutes", verfaßt zu haben, zu dem allerdings Morus nur die Vorrede geliefert hatte, während der Verfaſſer ein gewiſſer Molinaeus, Dumoulin, war.

Laſſen wir uns an Salmaſius genügen, der für Alle erkauften Sünder Buße gethan. Geben wir ein Pröbchen von der Milton'ſchen Polemik und entſchuldigen wir die allzuſtarken Doſen mit der Zeit und den Umſtänden, mit einer tief erregten und offenherzigen Menſchheit. Es iſt nöthig, den Dichter des „Verlornen Paradieſes" auch einmal in Hemdsärmeln zu ſehen, wie er in groben Klotz den gröberen Keil hineintreibt.

‚Defensio regia, Königliche Vertheidigung!' „was will das ſagen, Du Grammatiker? Was in aller Welt hat die ‚Vertheidigung' mit ‚Königlich' zu thun? Wie denn, wenn Einer nachwieſe, daß die Vertheidigung erbärmlich iſt, was wird dann aus Regia, Königlich? Oder iſt ſie Königlich, weil ſie Dir ein König bezahlt hat?"

Sehen wir uns die „Faſeleien und Lügen dieſes ausländiſchen Schreihalſes" näher an! Betrachten wir die „Unverſchämtheit dieſes ungeleckten Literaten, den Wolkenbruch des Profeſſoren-Jargons"! ‚Parricidium in persona regis admittere', Vatermord an der Perſon des Königs begehen: „wegen derartiger franzöſiſch-lateiniſcher Verbrechen, von denen es bei Dir wimmelt, wirſt Du nicht von mir, der ich keine Zeit dazu habe, wohl aber von Deinen Mitmagiſtern abge-

ſtraft werden, denen ich auf das Gelächter und die Maulſchellen, die Dir gewiß ſind, zutrinke.“ — „Du Hundsfott ... mit Recht haben die Generalſtaaten Hollands, die Nachkommen der ehemaligen Befreier des Vaterlandes, dieſe tyranniſche, der Freiheit der Völker gefährliche Vertheidigungsſchrift durch ihr Edict zu Nacht und Finſterniß verdammt.“ (Salmaſius mußte in Leyden quittiren und ging nach Schweden, wo aber die Königin Chriſtine wieder Partei für Milton ergriff und er ſeines Bleibens nicht fand)

„Die Verleumdungen und Lügen eines einzelnen unverſchämten Schlingels, der von den Feinden des Vaterlands für Geld gedungen, nicht anſtand, das Falſcheſte zuſammenzuraffen.“ Der Apoſtat, der in ſeinem Apparatus contra primatum Papae früher ſelbſt gelehrt hatte: „Die Kirche müſſe vom Epiſkopat zu der apoſtoliſchen Einrichtung der Presbyter zurückkehren.“ Und jetzt klagt er England dafür an, daß es ſolches durchgeführt!

„Du Kohlkopf, was gehen Dich unſere Geſetze an?“ „Nichtsnutziger Menſch und ſtroherner Ritter.“ — „Allergrößter Dummkopf ... Nichtsnutzigſter aller Zweifüßler.“ „Obgleich Du ein Schmutzfleck und ein Schandfleck aller Sprachmeiſter biſt, wirſt Du doch nicht im Stande ſein, den ewigen Ruhm der Engländer zu beflecken.“ — „Du Kornwürmchen, auf jeder Seite gedreht und gewunden.“ — „Ein Jeder aus der Hefe des Volkes, der nur die Ueberzeugung hat, daß er nicht für die Könige, ſondern für Gott und das Vaterland geboren, iſt viel gelehrter, weiſer, redlicher, nützlicher als Du. Denn Jener iſt gelehrt ohne Bücher. Du biſt ein Bücherwurm ohne Gelehrſamkeit, der Du ſo viele Sprachen verſtehſt, ſo viele Bände durchlieſt und doch ein Pecus biſt.“

„Du Beſtie! Denn wie kann ich Dich einen Menſchen nennen, der Du gegen das ganze Menſchengeſchlecht ſo ungerecht und unmenſchlich biſt?“

„Früher haſt Du geſchrieben: ‚Die Spaltungen, Zwiſte und Uneinigkeiten des Adels und des Volkes ſeien ein bei wei-

tem geringeres Uebel als das gewiſſe Elend und Verderben unter einem tyranniſchen Monarchen.' Damals warſt Du noch nicht mit den Jakobäern Karls beſchmiert und übergoldet, noch nicht der königlichen Krankheit (Gelbſucht) verfallen."

„Du Erzſchurke! . . ſagſt: der römiſche Senat ſei eine Verſammlung von Königen geweſen. Was ſteht nun entgegen, daß die Könige Sklaven in Staatskleidern ſind? Die glücklichen Könige, ſolche Lobhudler zu haben! Es giebt nichts Schlechteres unter den Menſchen, unter den Thieren nichts Dummeres als ihn, ich müßte denn ſagen, Niemand erhebe gelehrteres Eſelsgeſchrei."

„Du ſagſt: ‚Wie einſt viele Privatleute ſich einem Andern zur Knechtſchaft verkauften, ſo kann es auch ein ganzes Volk.' — O Du Zuchthausritter und Sklavenhändler, den auch der niedrigſte Sklave eines jeden Sklavenmarktes als einen ſcheußlichen Makler und öffentlichen Kuppler anſpucken müßte!"

„Siehe, da kommt aus einer elenden Kneipe ein Menſch ohne jegliches Anſehen, ohne Glaubwürdigkeit und Werth, ein burgundiſcher Sklave, der den hohen Senat Englands, welcher ſich und das Recht des Landes öffentlich vertheidigte, ‚eines ſchrecklichen, verabſcheuungswerthen Betrugs' beſchuldigt. Wahrlich, Dein Vaterland, Du Lümmel, muß ſich ſchämen, daß es einen ſo frechen Lumpen hervorgebracht hat." —

Das iſt wie aus dem Plautus; aber derſelbe Mann handhabte auch den großen elegiſch-heroiſchen Ton, der, grade wie bei Macchiavell, aus der echten claſſiſchen Bildung ſtammt und des Herzens tiefinnerſte Gefühle ſo ſchwungvoll hinausträgt. Zu dem Erhabenſten, was je in Proſa geſchrieben worden, gehört wohl die Stelle in der zweiten Vertheidigung, wo Milton die Völker Europas um ſich verſammelt ſieht, die ihr Verdict über England abgeben ſollen. „Hier erblicke ich die kraftvolle und mannhafte Tapferkeit der Deutſchen, welche Knechtſchaft verachten; dort das edle und lebhafte Ungeſtüm der Franzoſen; auf dieſer Seite den ruhigen ſtattlichen Muth der Spanier,

auf jener die bedächtige Großherzigkeit der Italiener. Von den Edlen und Weisen unter den Freunden der Weisheit und Tugend, in welchem Himmelsstrich sie sich immer finden, sind uns die Einen insgeheim günstig, Andere billigen unser Handeln öffentlich, und wieder Andere, die lange standhaft gegen die Ueberzeugung blieben, ergaben sich zuletzt als Gefangene der mächtigen Wahrheit. Umringt von den versammelten Massen, glaube ich zu sehen, wie die Völker der Erde ihre Freiheit wiedergewinnen, die sie so lange verloren hatten, und wie das Volk dieser Insel im Begriffe steht, in andere Länder eine Pflanze von wohlthätigern Eigenschaften einzuführen, als die, welche nach der Sage Triptolemus von einem Lande zum andern brachte; wie es den Samen der Sittigung und Freiheit über Städte, Reiche und Völker ausstreut."

Und wie ergreifend ist die Paräneſe an das Volk von England, am Schlusse der ersten Vertheidigung!

„Wie viel herrlicher und Eurer würdiger wäre es, wenn Ihr Reichthum, Freiheit, Frieden, Macht wollt, dies Alles von Eurer Tugend, Rührigkeit, Klugheit, Tapferkeit zu erwarten, als es unter königlicher Herrschaft vergebens zu erhoffen. Es ist nicht zu sagen, wie niedrig und unehrenhaft, zu geschweigen wie unwürdig, diejenigen über sich selbst entscheiden, welche nicht glauben, daß dies ohne einen König und Herrn zu beschaffen sei; denn was bekennen sie damit anders, als daß sie träge, schwächlich, ohnmächtigen Sinnes und Rathes, mit Leib und Seele zur Sklaverei geboren sind? Und alle Dienstbarkeit ist für einen freien Menschen schmachvoll. Für Euch aber wäre es, nach der unter Gottes Schutz und durch Euren Sieg wiedererrungenen Freiheit, nach so vielen tapferen Thaten und dem an dem mächtigen Könige so denkwürdig statuirten Beispiele, nicht allein das Allerschmachvollste, sondern gottlos und verbrecherisch, wolltet Ihr, sogar dem Schicksal entgegen, wieder zur Dienstbarkeit zurückkehren; und Euer Verbrechen würde dem Verbrechen derer gleich sein, welche einst, von der Sehnsucht nach der ägyptischen Sklaverei er-

griffen, durch mannigfaches Unglück und göttliche Schickung heimgesucht, für einen so knechtischen Geist bestraft wurden." —

Nach Abfassung seiner gewaltigsten polemischen Schrift, in welcher weniger Karl I. als das Königthum selbst im Gegensatze zur Nation hingerichtet wurde, erlosch Miltons Augenlicht für immer. Er, der schon als 12jähriger Knabe mit schwachen Augen nie vor Mitternacht seine Bücher verlassen hatte, dessen ganzes Leben dem Studium gewidmet war, erblindete an einer sog. Gutta serena, dem schwarzen Staar. Der furchtbare Schlag dröhnt vernehmlich durch das „Verlorne Paradies" hin, wie Melchthals Licht-Hymnus durch den „Tell". War nicht dem Dichter selbst die „Paradieseshelle" der Welt genommen, hatte er ohne den „farbigen Abglanz" noch das Leben?

„Heil, heilig Licht, des Himmels Erstgeborner,
Du mit dem Ewigen gleich ew'ger Strahl!"

„— Doch mir kehrt nicht der Tag,
Das süße Nah'n des Abends und des Morgens,
Des Blüthenfrühlings und der Sommer-Rosen,
Der Heerden, noch des Menschenangesichts.
Nur Wolf' und immerwähr'nde Finsterniß
Umgiebt mich, der von frohen Menschenbahnen
Ich abgeschnitten . . . ."

„So scheine um so mehr, du himmlisch Licht,
Nach innen, und den Geist mit aller Kraft
Durchleuchte, da pflanz' Augen, allen Nebel
Zerstreue dort, daß ich mag sehn und sagen,
Von Dingen, unsichtbar sterblichem Blick!"

Sollte der Verlust des Augenlichts eine homerische Mahnung sein, so blieb diese vor der Hand noch unbeachtet. Auch der Lord-Protector behielt Milton als „lateinischen Secretär" im Amte; bis zu Cromwells Tode bezog er ein Gehalt von 200 Pfd. Sterl. Miltons Verhältniß zu Cromwell ist uns offen und verständlich dargelegt in der „Zweiten Vertheidigung des englischen Volkes". Vorab heißt es da gegen jenen Morus, den vermeintlichen Verfasser des „Königlichen Blutschreies": „Bemühst Du Dich, mich schlechter als Cromwell zu schelten,

da Du mir doch kein größeres Compliment machen kannst?" Weiterhin folgt dann eine ganze Biographie des Gewaltigen, der deßhalb ein so großer Kriegsheld geworden, weil „er das ganze Heer eitler Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften, welche die Seele feindlich anfallen, entweder ausgerottet, oder durch Gewöhnung zu unterjochen gelernt". Wie er den Gehorsam seiner Truppen durch seine alleinige Autorität und die Regelmäßigkeit ihrer Besoldung aufrecht erhielt und erhält: „in diesem Punkte vermag sein Ruhm mit dem des Cyrus und des Epaminondas zu wetteifern".

Drogheda, Dunbar und Worcester strahlen im reinsten Ruhmesglanze. Vom Barbone-Parlament heißt es: „das Wahlrecht wird denen gegeben, für die es nützlich war." „Da bleibst Du, o Cromwell, allein übrig, die Regierung zu führen und das Land zu retten. Wir alle reichen Deiner unvergleichlichen Geschicklichkeit und Tugend willig die Palme der Souveränität, ausgenommen die Wenigen, welche . . . . . nicht wissen, daß nichts in der Welt Gott wohlgefälliger, der Vernunft gemäßer, politisch gerechter und überhaupt nützlicher ist, als daß die höchste Gewalt dem Besten und Weisesten unter den Menschen zukomme. Ein solcher, o Cromwell, bist Du, das erkennen Alle an . . . Du weisest verdientermaßen den Pomp von Titel von Dir . . . Thaten wie die Deinigen überschreiten unsere Bewunderung und schweben wie die Spitzen der Pyramiden, die sich in den Wolken verlieren, über der Möglichkeit eines Lobes durch Titel. Der Titel „König" war der Majestät Deines Charakters unwürdig; denn wenn Dich ein Name gefesselt hätte, den Du zu Staub zerrieben hattest, so wäre es gewesen, als ob Du ein götzendienerisches Volk mit Hülfe des wahren Gottes unterworfen hättest und nachher vor den besiegten Göttern niedergefallen wärest."

So nimmt sich der Yeoman aus Huntingdon im classischen Umwurfe Milton'scher Beredtsamkeit aus. Man würde jedoch sehr fehlgehen, wollte man glauben, der Secretär habe kein Wort der Mahnung für den Lord-Protector gehabt.

Milton erkennt allerdings die Nothwendigkeit des Protectorats an, aber doch mit einer Clauſel: „Da nach dem vorausgegangenen Sturme, von dem die Wellen noch aufgewühlt ſind, beim Gegenſatze der Parteien ein wünſchenswerther, vollkommener Zuſtand ſich noch nicht verwirklichen läßt". Den neuen Lord-Protector apoſtrophirt er folgendermaßen: „Denke oft daran, welch' theures Pfand das Land Deiner Geburt Dir anvertraut hat, und daß es jene Freiheit, welche es einſt von der erwählten Blüthe ſeiner Talente und Tugenden erwartete, jetzt von Dir allein erwartet! Ehre die Wunden Deiner Waffengefährten .... und endlich ehre Dich ſelbſt und dulde nicht, daß die Freiheit jetzt, wo ſie errungen iſt, entweder durch Dich ſelbſt verletzt oder in irgend einem Punkte durch Andere gemindert werde. Du kannſt nicht wahrhaft frei ſein, wenn wir nicht auch frei ſind .... Das Werk, welches Du unternommen, muß deutlich ausweiſen, ob Du wirklich jene großen Eigenſchaften der Frömmigkeit, Treue, Gerechtigkeit und Selbſtverleugnung beſitzeſt, die uns die Zuverſicht einflößten, daß Du durch beſondere Leitung der Gottheit zum Gipfel der Macht erhoben worden ſeieſt."

Indem Milton die Männer namhaft macht, auf deren Rath Cromwell hören ſolle, begeht er den entſchiedenſten Akt des Freimuths, der in ſeiner Stellung denkbar war. Er nennt die Namen Fleetwood, Lambert, Desborough, Hawley und „Deinen, o Overton, der Du mir ſeit langen Jahren durch die Aehnlichkeit unſerer Studien, durch die Anmuth Deiner Sitten und die mehr als brüderliche Sympathie unſerer Herzen theuer geworden biſt; der Du in der denkwürdigen Schlacht bei Marſton Moor, als unſer linker Flügel in die Flucht geſchlagen war, zu unſerer Bewunderung dem Feinde die Stirn boteſt und ſeinen Angriff mitten im dichteſten Gemetzel zurückſchlugſt; Du, der Du im ſchottiſchen Kriege unter dem Oberbefehl Cromwells die Küſte von Fife beſetzteſt, einen Durchgang über Stirling öffneteſt, die Schotten des Weſtens und des Nordens, bis zu den entfernteſten Orkney-Inſeln, zwangeſt,

Deine Menſchlichkeit anzuerkennen und ſich Deiner Macht zu unterwerfen!“ Auf welches Gerechtigkeitsgefühl mußte der kühne Mann zählen, der einen Unterfeldherrn Cromwells ſo begeiſtert hervorhob!

Von den reinen Politikern legte er dem Lord-Protector die entſchiedenen Republicaner Sydenham und Algernon Sidney an's Herz. Dann ſchlug er ihm vor, die Kirche aus dem Staate herauszuſetzen, die Beſoldungen der Geiſtlichen abzuſchaffen, durch welche dieſe nur „zum Predigen des Evangeliums beſtochen“ würden; mehr Geſetze aufzuheben, als neue zu machen; den Schulunterricht zu organiſiren und die Wiſſenſchaft vollkommen frei zu laſſen. Wenn Ihr, Du und Deine Berather, das thut, „ſo werdet Ihr immer allen denen theuer ſein, welche nicht blos ihre eigene Secte oder Partei, ſondern alle Bürger aller Richtungen zu dem Genuſſe aller Rechte und Geſetze zulaſſen möchten“. Gleich einem Propheten warnt Milton die „Bürger“, den Krieg in den Frieden hineinzutragen, ſo daß „der Frieden und die Freiheit ein Zuſtand des Kriegführens“ werde, weil dann, „was Ihr Freiheit wähntet, ſich als die ſchlimmſte Sklaverei erweiſen wird“. Macht Euch frei von den Feſſeln des Aberglaubens, ſonſt werden ſich Leute finden, die Euch, „trotz aller Eurer Triumphe, an den Meiſtbietenden verkaufen! Ertödtet den Tyrannen der Habſucht und der Sinnlichkeit in Euch: das bilde jetzt den Feldzug des Friedens!“ „Unbefleckte Gerechtigkeit im Volke handhaben“ iſt beſſer als „ſchlaue Mittel zur Vermehrung des Einkommens zu erſinnen, unſre See- und Landmacht zu vergrößern, an Liſt mit den Geſandten auswärtiger Staaten zu wetteifern, geſchickte Verträge und Bündniſſe abzuſchließen“. Wenn Ihr werdet wie die Königlichgeſinnten, „dann wird man ſehen, daß Ihr das Feuer durchſchritten habt, um im Rauch umzukommen“. Wer hier unter den „Bürgern“ mit gemeint iſt, wird Niemanden entgehen. Wer aber eine ſolche Sprache führt, der ſtellt ſich, hocherhaben über jedes Feigenaeſſen, dem Höchſten ebenbürtig zur Seite.

In der zweiten Vertheidigung des englischen Volkes giebt uns Milton auch sein eigenes Porträt. Der nunmehr 44jährige Mann, dem das reine Götterblut noch durch alle Adern rann, die herrliche Gestalt mit den langen über den weißen Kragen auf das schwarze Gewand herabwallenden Locken, sagt von sich selbst: „Der Häßlichkeit hat mich Niemand beschuldigt, das Lob der Schönheit begehre ich nicht. Ich bin eher mittelgroß als klein. Muth und Kraft haben mir niemals gefehlt; beständig übte ich mich im Gebrauch des Schwertes, so lange es mein Zustand erlaubte. Kraft und Muth habe ich noch, aber nicht mehr dieselben Augen. Doch verrathen diese äußerlich keine Beschädigung, sie sind so unumwölkt und glänzend wie die scharfblickendsten. Nur in diesem einzigen Punkte bin ich ein Heuchler, gegen meinen Willen (Ein vorhandenes Porträt bestätigt vollkommen die Wahrheit des Gesagten). Mein Gesicht ist nicht so blutlos wie man sagt; es hat eine Farbe, die mich um zehn Jahre jünger erscheinen läßt; die Glätte meiner Haut ist von keinen Runzeln verfehrt".

Mit diesem Bilde vor Augen wollen wir jetzt Miltons poetische Bedeutung in Betracht ziehen. — Der puritanische Charakter der Zeit duldete fürder weder Shakespeare'sche Romantik noch katholische Weltlichkeit; aber die Einflüsse der Renaissance blieben nicht nur wirksam, sondern machten sich mehr und mehr bemerklich. Galt doch der blinde Milton für Denjenigen, der die correctesten und elegantesten lateinischen Verse machte. Das Spiel der Phantasie, ohne welches natürlich kein Dichter besteht, theilte sich bei ihm zwischen biblisch-religiösen und classisch-mythologischen Bildern und Sinnbildern. Je mehr classische Bildung und je mehr Geschick in ihrer Verwendung, um so größer die Beeinträchtigung der emphatischen, unplastischen Bibelei. Nicht Milton war es, der zuerst den geistlichen, speciell den evangelischen Ton in England anschlug, und nicht England griff in Europa zuerst nach Psalter und Harfe. Schon Giles Fletcher († 1623) war von der weltlichen Bahn der Waller und Cleveland, der Davenant und

John Webſter abgewichen. Er hatte ein Epos in vier Geſängen: „Chriſti Sieg und Triumph“ verfaßt, in welchem er Menſchwerdung, Verſuchung, Kreuzigung und Auferſtehung Chriſti beſang, Dinge, die ſich bei allem Schwunge oft ſchlecht genug mit den zahlloſen mythologiſchen Einſtreuungen vertrugen. Ja, dem Bruder des Giles, Phineas Fletcher und deſſen anatomiſcher „Purpurinſel“ verdankt unſer Poet vielleicht die Figur des Satans. Ebenſo ſtudirte der 15jährige Milton die Ueberſetzung eines berühmten franzöſiſchen religiöſen Gedichtes, welches unter Heinrich IV. 30 Auflagen erlebt hatte, nämlich der Semaines et Oeuvres divines, von Guillaume du Bartas, einem Haupt-Hugenotten. In dieſem Gedichte war auch ſchon vom verlorenen Paradieſe die Rede. Aber mehr als alles das. Der berühmteſte Dichter jener Zeit war unſtreitig der Holländer Jooſt van den Vondel, und der Secretär des Staatsraths wie des Protectors verſtand holländiſch. Einer literarhiſtoriſchen Vermuthung zufolge wäre Milton ſogar in ſeinen zwanziger Jahren in Leyden geweſen. Nun hat aber Jooſt van den Vondel auch ein Drama „Lucifer“ geſchrieben, welches unſerm Dichter jedenfalls bekannt war.

So hatte denn der Dichter Milton ſeine Vorläufer wie Shakeſpeare. Aber Milton, und das erhebt ihn weit über alle ſeine puritaniſchen Dichtergenoſſen, erblickte in der Renaiſſance nicht blos die Lieferantin claſſiſcher Bilder und Gleichniſſe, gleichſam der Stuckfiguren, mit denen ſich auch chriſtliche Tempel-Hallen und Wände zieren ließen; ſondern die antike Welt ging ihm voll und ganz auf, er fühlte antik und beſtrebte ſich, die chriſtliche Weltanſchauung in dieſe Form zu gießen. In den kürzlich herausgegebenen Collectaneen aus des Dichters Manuſcripten findet ſich der goldene Satz: „Im ganzen Bereich der Philoſophie kenne ich nichts Würdigeres, Heiligeres oder Erhabeneres, als eine richtig angelegte Tragödie“. Die Wahrheit dieſes Satzes wird durch den Umſtand nicht aufgehoben, daß Miltons eigene Tragödie, der „Simſon Antagoniſtes“, bei allen einzelnen Schönheiten, dem Ideal der Tragödie nicht

entſpricht. Aber Milton vergaß ſicherlich nicht das dramatiſche Element in der Epik. Daß die Muſik, auch die weltliche, ſich mit der ernſtgemeinten Frömmigkeit vertrug, ſahen wir bei Cromwell, der ſich eine Capelle hielt und ihren Weiſen gerne lauſchte. Miltons Collectaneen beſtärken uns in dieſer Anſicht, und ſeine Auffaſſung der Muſik iſt geradezu weſentlich zum Verſtändniß ſeiner Poeſie, die auf den Schwingen des wohllautenden Rhythmus einherſchwebt und echt muſikaliſch genannt werden muß.

Wenn Miltons Zeitgenoſſen mit wenigen Ausnahmen, zu denen Karl I. gehörte, den Shakeſpeare vergeſſen hatten, ſo hat ſich Milton dieſer Sünde der Unterlaſſung nicht ſchuldig gemacht. Er nennt ihn den „ſüßeſten Shakeſpeare, den Sohn der Phantaſie, der des heimiſchen Waldes freie Lieder ſingt". Karl Stuart und John Milton theilten ſich gewiſſermaßen in das Gefieder des Schwans vom Avon: der König nahm ſich die hiſtoriſchen Dramen, Milton die Schauſpiele mit ihrer duftenden Landſchaftlichkeit. Das ſelige Naturleben, die beſchreibende Beſchaulichkeit bezauberten den muſikaliſch-deſcriptiven Poeten.

Der 22jährige Milton dichtete „ein Epitaph auf den bewunderungswürdigen dramatiſchen Dichter William Shakeſpeare," das die Shakeſpeare-Ausgabe von 1632 einleitete:

„Wozu braucht Shakeſpeare's heiliges Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?" ꝛc.

Mehr aber als Shakeſpeare diente ihm Spenſer zum Muſter, „der weiſe und ernſte," der „Lehrer moraliſcher Größe". Denn die Moral im höchſten und beſten Sinne, die praktiſche Conſequenz der richtigen Weltanſchauung, das ethiſche Handeln war Miltons Leitſtern, ſelbſt wo er der Phantaſie reizendſtes Spiel betrieb. Und er ſtellte ſich ſelbſt das Ideal des Dichters ſo hoch, daß er ſagte: „Wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu beſingen, muß vorher ſelbſt ein wahres Gedicht ſein, d. h. ein harmoniſches Urbild der beſten und rühmlichſten Züge."

Allerdings leidet die freie Schöpfung des Schönen auch unter der höchstgespannten Ethik, da die Kunst nun einmal nicht vom Lehrzweck ausgehen darf; aber wir wollen auch von Milton nicht behaupten, was die Lectüre seiner Werke nicht bewahrheitet. Dieses aber sind die constituirenden Elemente seiner Poesie: Ethischer Grundzug, Naturmalerei und musikalischer Ton. Der Grundzug stammte aus den Tiefen der religiösen Bewegung, die Naturmalerei entsprach dem zeitgenössischen Werden der Landschaft als Stimmungsbild, und die „Stimmung" selbst war nur ein Bild derjenigen Kunst, die sich anschickte, aus der unaussprechlichen Empfindung hervorzubrechen, um Poesie wie Malerei mit ihren sonnigen Wellen zu überfluthen.

Im Jahre 1645 erschienen: l'Allegro und il Penseroso. „Der Heitere" und „der Nachdenkliche", die poetische Darstellung des Gegensatzes im Menschen überhaupt, die Krystallisirung der beiden Tendenzen, die, ungleich vertheilt, in jedes Sterblichen Brust wohnen. Daß dem Melancholischen der Vorzug gebührt, lag nicht nur in der Richtung der Zeit und dem Charakter des Dichters, sondern ist überhaupt poetischer, weil die tragische Saite rührend. Vierzig Jahre später erst wurde Händel geboren und noch viel länger dauerte es, bis der große Meister die Gedichte in Musik setzte. Aber die musikalische Stimmung Miltons kam zu ihrer Anerkennung, und es ist nur zu bedauern, daß die Componisten sich nicht mehr an ähnliche Texte gehalten haben und lange Zeit ausschließlich dem Abgrund der italienischen Oper verfielen. Wenn je Poesie und Musik sich in größerem Rahmen als dem des einfachen Liedes harmonisch und ebenbürtig verbinden sollen, so liegen die Muster einer solchen Verbindung vor in Händel und Milton, in Händel und Dryden (Alexanderfest).

Natürlich machte der größte englische Dichter jener Zeit den Uebergang zur Natur- und musikalischen Malerei nicht für sich allein; er kam vielmehr dem Drange nach rhythmisch-melodischer Behandlung des Textes nur entgegen. Es vollzog sich hier auf

künſtleriſchem Gebiete ein ähnlicher und verwandter Umſchwung wie in der Denkweiſe. Dem königlichen Ritter Will. Davenant, der in Cowes Caſtle ſeine Hinrichtung erwartete, erwirkte Milton Leben und Freiheit. Davenant nun ſammelte, nach ſeiner Rückkehr aus dem Exil, von 1656 an die letzten zerſtreuten Reſte der Schauſpieler um ſich. In der City errichtete er eine beſcheidene Bühne, auf welcher Declamation und Muſik „nach der Manier der Alten" producirt wurden. „Komödie" oder „Trauerſpiel" durfte es bei dem herrſchenden Verbot nicht heißen, und es war auch in der That weder das Eine noch das Andere. Die damals aufgeführte „Belagerung von Rhodus" war vielmehr eine Oper nach italieniſchen Muſtern, welche Davenant in Paris kennen gelernt hatte. Und ſo ſehen wir die neue Kunſtart von Italien einerſeits nach Deutſchland, andererſeits über Frankreich nach England wandern, mithin die vier großen Kulturländer erobern.

Milton harrte auf ſeinem Poſten als „lateiniſcher Secretär" bis zuletzt aus. Er waltete ſeines Amtes unter Richard Cromwell, ja unter Monk. Wie verzweifelt klammerte ſich der Republicaner an die letzte trügeriſche Hoffnung. Er verfaßte eine Schrift: „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinweſen herzuſtellen" und richtete an den perfiden Monk die Bitte, die niederländiſche Verfaſſung, d. h. die föderative Republik mit einem Statthalter in England einzuführen! Alle ſeine politiſchen Ideale wurden im Kothe der Reſtauration erſtickt.

Seiner größten Schöpfung, dem „Verlorenen Paradieſe", widmete ſich der Dichter erſt nach dem Sturze der Republik. Eine Weile mußte er ſich vor der blutſchnaubenden Reaction verbergen. Seine „Vertheidigung des engliſchen Volkes" wurde ſammt Goodwin's „Verſtopfer der Gerechtigkeit" öffentlich verbrannt. Davenant, der bei Karl II. in hoher Gunſt ſtand, erwirkte dem Collegen Milton jetzt dieſelbe Gnade, der er ſein eigenes Leben verdankte: als die Frage über Miltons Haupt ſchwebte, ob er in der Amneſtie für diejenigen, die nicht un-

mittelbar bei des Königs Hinrichtung mitgewirkt, einbegriffen sei oder nicht, erfolgte auf Davenants Fürsprache die Antwort: „einbegriffen". Man sagt sogar dem restaurirten Könige nach, er habe Miltons Blindheit für hinreichende Buße erklärt.

1665 vollendete der einsame, obgleich in dritter Ehe verheirathete Dichter zu Chalfont in Buckinghamshire sein „Verlorenes Paradies", welches er vier Jahre später um 5 Pf. St. verkaufte. Vor seinem Tode, im Jahre 1674, erhielt er nochmals 5 Pf. für die zweite Auflage. 1680 verkaufte die Wittwe das Eigenthumsrecht für 8 Pf. an Symmons, der es wieder zu 25 Pf. losschlug. Das „Wiedergewonnene Paradies" war schon 1667, zwei Jahre vor der Veröffentlichung des „Verlorenen" fertig.

Wer von dieser letztern Dichtung etwas rein Biblisches oder gar Dogmatisches erwartet, der wird durch die Lectüre sehr enttäuscht werden. Biblisch ist darin nichts als die Sage vom Paradiese und den ersten Menschen, denen alles zu genießen gestattet war, außer vom Baume der Erkenntniß. Die Schlange verführte Eva und Eva den Adam, und der Herr vertrieb sie aus dem Paradiese. Das entnahm Milton der Genesis; von dem Doppelfluche: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!" und: „Mit Schmerzen sollst du gebären!" weiß unser Dichter nichts.

Milton tritt von vorn herein der banalen und doch so pikant gefundenen Ansicht entgegen, als ob der Sündenfall sich auf das geschlechtliche Verhältniß beziehe. Die Liebe zwischen Mann und Weib entzündet sich vielmehr sofort beim ersten Anblick und Adam erzählt:

— „Zur hochzeitlichen Laube
Führt' ich die morgengleich Erröthende.
Auf diese Stunde sandten die Gestirne
Den segensreichsten Strahl; die Erde rief
Von jedem Hügel unserm Bunde Heil,
Die Vögel jubelten; gelinde Lüfte,
Im Haine flüsternd, streuten Rosenduft
Und würz'gen Balsamhauch von ihren Schwingen,

Bis uns die Nachtigall das Brautlied ſang
Und eilen hieß den nahen Abendſtern,
Damit er unſ're Hochzeitfackel zünde."
(Ueberſetzung von Bernhard Schuhmann).

Das erſte Menſchenpaar lebte dabei im Stande der vollſten Unſchuld und obige Verſe erinnern weit eher an Juliens: „Hinab, du flammenhufiges Geſpann!" als an die bibliſche Erzählung. Immer noch vor dem „Fall" nennt Adam ſeine Hälfte: „Mutter des Menſchengeſchlechts." Die vollſte Renaiſſance quillt in den Verſen:

Half her swelling breast
Naked met his, under the flowing gold
Of her loose tresses hid.

Der ſchönſte Albrecht Dürer oder Lukas Kranach.
Und noch einmal am Abend vor dem „Fall":

Straight side by side were laid etc.

Was iſt denn der Urfehl des Menſchen? Das Wiſſen. Der Baum der Erkenntniß iſt im Wortverſtande zu nehmen: Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum, Ihr werdet ſein wie Gott, das Gute und das Böſe wiſſend. Mit dieſer Erkenntniß findet ſich dann die böſe Fleiſchesluſt, die ſchuldvolle Wolluſt ein, von der die früheren keuſchen Umarmungen frei geweſen waren.

Die ganze Hölle hatte ſich wider die Schöpfung verſchworen; ſeitdem aber die Geiſter der Verneinung und Zerſtörung im kosmiſchen Kampfe unterlegen ſind, reſignirt Satan:

„Im Großen kann er nichts vernichten,
Und fängt es nun im Kleinen an."

Der Menſch, die Zierde und Krone der Erde, ſoll zu Grunde gerichtet werden; der Teufel baut auf ſeine Wißbegierde. Das iſt durchaus Fauſtiſch, und Milton geht vielmehr auf Marlow zurück, als auf das Dogma. Es iſt echt Fauſtiſch, wenn Satan zur Hölle ſagt:

„Du Höll', empfange Deinen Herrn! Er bringt
Dir ein Gemüth, das Ort und Zeit nicht beugt;
Denn das Gemüth iſt ſelbſt ſein Ort, es ſchafft
Aus Himmel Höll', aus Hölle Himmel ſich."

Durch dieſe metaphyſiſche Erklärung hebt ſich eigentlich die Fabel der Dichtung ſelbſt auf, gerade wie bei Marlow und Goethe; aber das des Räthſels entkleidete Bild bleibt ſchön und wir betrachten es mit ſteigendem Wohlgefallen.

Milton hat ſich das Weben der Hölle unendlich ſchwerer gemacht, als irgend ein Fauſtdichter; aber er beſiegt die Schwierigkeiten ganz anders als Klopſtock, der aus der athemloſen Erhabenheit, aus dem Hiatus der Ewigkeit und Unendlichkeit und Unſäglichkeit gar nicht herauskommt. Die Perſonificationen des böſen Princips bei Milton gewinnen Geſtalt, die verſchiedenen Teufel bleiben geſonderte Individualitäten, und nur im Himmel verblaſen ſich natürlich die Formen, gerade wie bei Dante. Der chriſtliche Himmel iſt nun einmal, je ſeliger, deſto unpoetiſcher. Und wieder taucht der Publiciſt und Politiker aus der dichteriſchen Fluth empor. Die Schlacht zwiſchen den guten Geiſtern und den Dämonen iſt Michel-Angelesk: man denkt an Zeus und die Titanen, aber auch an Rundköpfe und Cavaliere. Es iſt als hörte man die Cromwell'ſchen Eiſenrippen in die Königlichen hineinraſſeln. Die Bilder aus der Natur ſind durch das ganze Gedicht hin von ausgeſuchter Zartheit oder packender Größe. Die Viſion Adams vom höchſten Berge des Paradieſes aus, die künftigen Geſchicke der Menſchheit enthüllend, beſteht aus einer Reihe großartiger Fresken: Abels Ermordung durch Kain, der Luxus einer induſtriellen Stadt, die Sintfluth.

„Der Süd erhob ſich und die ſchwarzen Flügel
Weitſpreitend, trieb er das Gewölk zuſammen
All' unterm Himmel; Hügel dampfen drein
Und athmen düſtern, feuchten Dunſt empor
Mit Macht; gleich einer finſtern Decke wuchtet
Der Himmel, und herniederſtürzt der Regen
Mit Ungeſtüm; fortrauſcht' er, bis die Erde
Unſichtbar ward; geflößet ſchwamm das Schiff
Hoch oben . . . .“

Nach der Sintfluth, ſo erzählt uns der Erzengel Michael weiter, kommt die Tyrannei; die Sklaverei iſt aber ein Er-

ziehungsmittel, der Tyrann der Schulmeister des Geschlechts. Christus erfüllt Gottes Gebot ganz durch Liebe und Gehorsam, obwohl die Liebe allein genügt.

„Dafür wird er gehaßt, wird er gelästert,
Ins Tribunal geschleppt, zum Tod verdammt,
Mit Schmach und Fluch belegt, ans Kreuz genagelt
Vom eignen Volk, weil Leben er gebracht —
Doch deine Feinde sind's, die fest er nagelt . . ."

Und wieder bedeckt Aberglaube die Wahrheit, die Hüter des Glaubens maßen sich weltliche Macht an, bis der Tag der Rettung kommt für die Guten, der Strafe für die Bösen. Und es wird sein ein neuer Himmel und eine neue Erde, eine verjüngte Welt.

Der Schluß kündigt dann Fausts Erdenwallen an. Ueber dem Paradiese schlagen die Flammen zusammen. Adam und Eva vergießen beim Abzuge Thränen, trocknen sie jedoch bald. Die Welt steht ihnen offen, und Hand in Hand wandern sie langsam von dannen. Der Sündenfall ist das größte Ereigniß in der Menschengeschichte: sie beginnt erst mit ihm.

Mit Unrecht wird das „Wiedergewonnene Paradies" fast immer ganz übersehen. An poetischer Kraft kommt es dem „Verlorenen" allerdings nicht gleich, wiewohl Milton es diesem vorzog. Aber kulturgeschichtlich giebt es uns einen bedeutenden Wink; es ist nämlich der Ausgang aus der orthodoxen Christologie. Nicht die Kreuzigung und nicht die Auferstehung bilden das Heilswerk, sondern der Sieg über den Versucher in der Wüste. Der Mensch Jesus, der sich durch nichts von seiner Selbstbestimmung abbringen läßt, der Alles von sich weist, um bei sich zu bleiben: der ist das Ideal, der Typus des sich befreienden Geschlechts.

So sehen wir John Milton allenthalben die puritanische Engherzigkeit und Beschränktheit durchbrechen, an der Hand der Vernunft das Dogma überwinden, die protestantisch-kirchliche Clausur sprengen, und nur noch den Protestantismus bekennen, der als Kriegs- und Siegesfahne der selbstbewußten

Menſchheit aus dem Religionsſtreit des 16. Jahrhunderts hervorgehen ſollte. Er braucht hinfort nicht mehr Proteſtantismus, er kann auch Philoſophie genannt werden.

Hören wir die Quinteſſenz des Milton'ſchen Proteſtantismus, das hohe Lied von der geiſtigen Freiheit. In der „Areopagitica" beginnt es folgendermaßen: „Zu meinem Zwecke fehlt noch die Darlegung des unglaublichen Verluſtes und Schadens, den uns der Plan einer Büchercenſur zufügt, und der größer iſt, als wenn ein Feind zur See alle unſere Häfen, Rheden und Buchten ſperren ſollte, weil die Einführung unſerer koſtbarſten Handelswaare verhindert wird — der Wahrheit. Ja, dieſer Plan wurde im Anfang durch widerchriſtliche Bosheit und Geheimthuerei oder mit der vorbedachten Abſicht ins Werk geſetzt, womöglich das Licht der Reformation auszulöſchen und die Unwahrheit zu befeſtigen, was kaum von der Politik zu unterſcheiden iſt, durch welche der Türke ſeinen Alkoran aufrecht erhält, indem er das Drucken verbietet. Wir leugnen nicht, ſondern bekennen fröhlich, daß wir für das hohe Maß der Wahrheit, deſſen wir uns namentlich in den Hauptſtreitpunkten zwiſchen uns und dem Papſte ſammt ſeinem Schweife, den hochkirchlichen Prälaten, erfreuen, unſern frommen Dank lauter als die meiſten Nationen gen Himmel ſenden; aber wer da glauben wollte, daß wir hier unſere Zelte aufſchlagen würden und den höchſten Inbegriff der Reformation für erreicht hielten, den uns der Spiegel der Welt zurückſtrahlen kann, bis wir zum ſeligen Anſchauen gelangen: der erklärt grade durch eine ſolche Meinung, daß er noch weit von der Wahrheit entfernt iſt.

„Allerdings kam die Wahrheit einmal mit ihrem göttlichen Meiſter in die Welt und war eine vollkommene Geſtalt, höchſt herrlich anzuſchauen; als er aber gen Himmel fuhr und ſeine Apoſtel nach ihm ſich ſchlafen legten, da erhob ſich ſo-

gleich ein arges Geſchlecht von Betrügern, welches die jungfräuliche Wahrheit ergriff, und wie der Sage nach der ägyptiſche Typhon und ſeine Mitverſchwörer den jungen Oſiris mißhandelten, ihre liebliche Geſtalt in tauſend Stücke zerhieb und dieſe in alle vier Winde zerſtreute. Von dieſer Zeit an wanderten, nach dem Vorbilde der kummervollen Iſis, die dem verſtümmelten Leibe des Oſiris nachforſchte, die betrübten Freunde der Wahrheit, welche noch den Muth hatten, hin und her, beſtändig Glied für Glied aufleſend, wo ſie eins finden mochten. Wir haben ſie noch nicht alle gefunden, Lords und Gemeine, und werden ſie auch nicht finden bis zur Wiederkunft des Meiſters. — Er wird jedes Gelenk und Glied zuſammenbringen und aus ihnen eine unſterbliche Geſtalt voll Anmuth und Harmonie bilden. Duldet nicht, daß dieſe Cenſur-Verbote auf jedem geeigneten Platze lauern, um uns, die wir zu ſuchen fortfahren, die wir das Leichenbegängniß der zerſtückelten Glieder der gemarterten Wahrheit begehen, zu hindern und zu ſtören."

Stehen wir einen Augenblick ſtille vor dieſem Leichenzuge und betrachten wir, den Hut in der Hand, das impoſante Bild, welches der große Brite ein Jahrhundert lang auf ſeiner Schulter daher trug, bis es ihm unſer Leſſing ehrfurchtsvoll abnahm! Denn kein Anderer als Leſſing wurde zum Milton des 18. Jahrhunderts, wie Milton der Leſſing des 17. Jahrhunderts genannt werden kann. Um beide webt der reine Opferduft des Wahrheits-Cultus, die Morgenluft eines — dermaleinſtigen Sonnenaufgangs.

Und jetzt noch einen Schritt vorwärts. „Das Licht, welches wir gewonnen haben, ward uns nicht gegeben zum beſtändigen Anſtarren, ſondern, daß wir mit ſeiner Hülfe anderweitige Dinge entdecken, die unſerer Erkenntniß ferner liegen. Nicht die Entkleidung eines Prieſters, die einem Biſchof abgenommene Inful iſt es, was uns zu einer glücklichen Nation machen wird; wenn nicht andere eben ſo wichtige Dinge in der Kirche und in

der Anordnung des ökonomiſchen und politiſchen Lebens geprüft und verbeſſert werden, ſo haben wir ſolange in die von Zwingli und Calvin angezündete Flamme geblickt, bis wir ſtockblind davon geworden ſind."

„Es giebt Menſchen, die ſich beſtändig über Secten und Schismen beklagen und ein großes Unglück daraus machen, wenn irgend Jemand von ihren Maximen abweicht . . . Diejenigen ſind die Unruhſtifter, die Zerſtörer der Einigkeit, welche es verſäumen und bei Andern nicht dulden, zerſtückte Theile an den defecten Leib der Wahrheit anzufügen. Vermittels deſſen, was wir wiſſen, beſtändig das zu ſuchen, was wir nicht wiſſen, eine neue Wahrheit, die wir finden, der alten Wahrheit anzureihen (ihr Leib iſt homogen und proportional): Das iſt die goldene Regel."

„Sogar bis zur Reformation der Reformation" . .

„Da eine große Reformation erwartet wird" . . .

Das Ziel ſchien ihm alſo noch nicht erreicht, trotz der Beſeitigung der Hochkirche und des Königs, trotz der Souveränität des Parlaments und der Unüberwindlichkeit des Heeres. Als Alles das verwirklicht war, ſprach Milton von den kommenden, noch zu erſtrebenden Dingen, von der „Reformation der Reformation". —

„Betrachtet nun dieſe weit ausgedehnte Stadt, eine Stätte der Zuflucht, den Wohnſitz der Freiheit! Die Werkſtatt des Krieges ſetzt nicht zahlreichere Ambosze und Hände in Bewegung, um die Rüſtungen und Werkzeuge der bewaffneten Gerechtigkeit zum Schutze der belagerten Wahrheit zu ſchmieden, als es hier Federn und Köpfe gibt, die beim Schein ihrer ewigen Lampen neue Vorſtellungen und Gedanken prüfen und erwägen, um ſie als Huldigung und Lehenstribut der herannahenden Reformation darzubringen, während Andre eifrigſt leſen, nachdenken und der Gewalt der Vernunft überzeugt ſich ergeben."

Die engliſche Reſtauration und die „glorreiche Revolution“.

Die Reſtauration unter Karl II. — Jacob II. und die „glorreiche Revolution“. — Wilhelm und Marie. — Staatsrecht, Religion, Literatur.

Die engliſche Reſtauration unter Karl II.

Auf dem Strome der reactionären Stimmung ſchwamm der Prinz von Wales behaglich in das Reich ſeines Vaters zurück. Die Zeit ſchien gänzlich ſeinem Leichtſinn und ſeiner Genußſucht zu entſprechen. Mit der Krone auf dem Kopfe eröffnete er, ein richtiger Paradekönig, im Mai 1661 ſein königliches Parlament. Der Rückſchlag des religiöſen Uebereifers trug ihn bis an die Schwelle des bequemen Katholicismus, die er ſogar im Geheimen überſchritt; ſeine energieloſe Natur aber lagerte ſich eigentlich auf das Faulbett eines ungläubigen Indifferentismus, der gegen jede Störung im Genuſſe der erſehnten Herrlichkeit ſchützte. Karl II. war bei weitem nicht ſo fanatiſch wie die Reaction, deren Fahne er trug.

Wenn bei ſeinem Vater wie bei Cromwell die Parlamente die Nägel bildeten, welche die Epochen ihrer Regierungszeit markirten, ſo leiſteten ihm dieſen Dienſt ſeine Mätreſſen. Er regierte 18 Jahre mit demſelben Parlament; ſeine Mätreſſen wechſelten raſcher. Königin von England wurde im Jahre 1662 die Prinzeſſin Katharina von Portugal; aber neben ihr werden fünf namhafte Favoritinnen aufgezählt: Lucy Walters oder Mrs. Barlow, ein Anhängſel aus der Prätendentenzeit; dann Barbara Villiers, Nell Gwynne, Lady Caſtlemain oder die Herzogin von Cleveland, die bei Hofe empfangen werden mußte wie die Montespan bei der Königin

von Frankreich; Mlle. de Quéroualle oder die Herzogin von Portsmouth; als Zugabe eine Mancini, eine der vielverwendeten Nichten des Cardinals Mazarin.

Ein hoher Adel wurde durch diese Verbindungen um fünf Herzoge bereichert: Buccleuch, Grafton, St. Albans, Richmond und Cleveland. Das war freilich kein Ersatz für die Kinderlosigkeit der Königin Katharina, und Lord Clarendon wurde von den Hochkirchlern später beschuldigt, dem Könige absichtlich die unfruchtbare Portugiesin als legitime Gattin zugeführt zu haben, damit der Herzog von York, des Königs Bruder, der mit einer Tochter Clarendons in erster Ehe vermählt war, den Thron erbe. Eine um so gravirendere Beschuldigung, als York öffentlich zum Katholicismus übergetreten war.

Des schwachen und schwankenden Königs Ideal war, eine Uniformität der anglicanischen Kirche anzubahnen, wie Ludwig XIV. eine katholische Uniformität in Frankreich durchsetzte. In seiner Hochkirche sollten Anglicaner mit Katholiken und zahmen Presbyterianern sich vereinigen, und diese sämmtlichen Gewissenscapitulanten mit Rom in Verbindung treten. England sollte wieder einmal werden wie Frankreich. Schon 1662 erließ der König die Uniformitätsakte; die widerborstigen Puritaner opferte er der Hochkirche, indem er 1664 die Conventikelakte genehmigte, welche jede religiöse Zusammenkunft von mehr als 5 Personen strengstens verbot, wenn nicht das allgemeine Gebetbuch zu Grunde gelegt würde. Bei dieser Gelegenheit verloren 2000 Geistliche Amt und Brod.

Zwei schwere Unglücksschläge trafen die Hauptstadt London bald nach der Restauration: im Jahre 1665 raffte eine pestähnliche Seuche 100,000 Einwohner hin und das Jahr darauf brach ein furchtbares Feuer aus, welches 13,000 Häuser und 89 Kirchen in Asche legte. Das waren, bei einer halben Million Einwohner, ein Fünftel der Bevölkerung und, bei der noch geringen Ausdehnung der Stadt außerhalb der City, fast zwei Drittel aller Gebäude! Jetzt erst entstanden solide,

zum Theil prächtige Häuser aus Ziegelstein, während früher, mit Ausnahme der Paläste der Großen, alles Holz und Mörtel gewesen war.

Grade während dieser Unglücksfälle wüthete ein neuer Krieg zwischen England und Holland. Karl hatte an Frankreich das glorreich erworbene Dünkirchen verkauft, die 5 Mill. französische Livres verjubelt, und führte dann Krieg im französischen Interesse; das einzige Motiv, welches er selbst haben konnte, war ein persönliches, die Rache wegen seiner Ausweisung aus der Republik in Folge des Friedens von 1654.

Die Herzoge von York und Albemarle kämpften in Gemeinschaft mit den Cromwellianern Penn und Lawson gegen die Opdam-Wassenaar, de Ruyter, Evertson und den jüngern van Tromp. Im Juni 1665 wurde die holländische Flotte bei Harwich geschlagen; die nordamerikanischen Besitzungen waren für Holland verloren, Neu-Amsterdam hieß fortan New-York. Die ostindische Geldflotte aber, mit einem Schatz von 12 Millionen Pfd. Sterl., entging den Engländern bei Bergen in Norwegen. In einer 4tägigen Seeschlacht vom 11. bis 15. Juni 1666 verlor England dagegen 23 Schiffe, 6000 Todte und 3000 Gefangene. Auf holländischer Seite fiel der tapfere Admiral Cornelis Evertson. Am 4. August wurden wiederum die Holländer geschlagen. Nunmehr entsandte der Großpensionär Jan de Witt seinen Bruder Cornelis und den Admiral de Ruyter in den Canal; da er zugleich den französischen König lau gegen England zu stimmen wußte, so begannen Friedensverhandlungen. Aber noch während der Verhandlungen verbrannten die Holländer die englischen Schiffe in der Themse und blokirten die Mündung des Stromes. Surinam mußte an Holland abgetreten, die Navigationsakte gemildert werden. Der Frieden von Breda (1667) riß abermals ein Stück der Cromwell'schen Errungenschaften nieder.

Einen Augenblick schien sich Karl auf das wahre Interesse Englands zu besinnen. Ludwig XIV. führte im Jahre 1668 seinen ersten Krieg wider Spanien und drang in Bel-

von Frankreich; Mlle. de Quéroualle oder die Herzogin von Portsmouth; als Zugabe eine Mancini, eine der vielverwendeten Nichten des Cardinals Mazarin.

Ein hoher Adel wurde durch diese Verbindungen um fünf Herzoge bereichert: Buccleuch, Grafton, St. Albans, Richmond und Cleveland. Das war freilich kein Ersatz für die Kinderlosigkeit der Königin Katharina, und Lord Clarendon wurde von den Hochkirchlern später beschuldigt, dem Könige absichtlich die unfruchtbare Portugiesin als legitime Gattin zugeführt zu haben, damit der Herzog von York, des Königs Bruder, der mit einer Tochter Clarendons in erster Ehe vermählt war, den Thron erbe. Eine um so gravirendere Beschuldigung, als York öffentlich zum Katholicismus übergetreten war.

Des schwachen und schwankenden Königs Ideal war, eine Uniformität der anglicanischen Kirche anzubahnen, wie Ludwig XIV. eine katholische Uniformität in Frankreich durchsetzte. In seiner Hochkirche sollten Anglicaner mit Katholiken und zahmen Presbyterianern sich vereinigen, und diese sämmtlichen Gewissenscapitulanten mit Rom in Verbindung treten. England sollte wieder einmal werden wie Frankreich. Schon 1662 erließ der König die Uniformitätsakte; die widerborstigen Puritaner opferte er der Hochkirche, indem er 1664 die Conventikelakte genehmigte, welche jede religiöse Zusammenkunft von mehr als 5 Personen strengstens verbot, wenn nicht das allgemeine Gebetbuch zu Grunde gelegt würde. Bei dieser Gelegenheit verloren 2000 Geistliche Amt und Brod.

Zwei schwere Unglücksschläge trafen die Hauptstadt London bald nach der Restauration: im Jahre 1665 raffte eine pestähnliche Seuche 100,000 Einwohner hin und das Jahr darauf brach ein furchtbares Feuer aus, welches 13,000 Häuser und 89 Kirchen in Asche legte. Das waren, bei einer halben Million Einwohner, ein Fünftel der Bevölkerung und, bei der noch geringen Ausdehnung der Stadt außerhalb der City, fast zwei Drittel aller Gebäude! Jetzt erst entstanden solide,

zum Theil prächtige Häuser aus Ziegelstein, während früher, mit Ausnahme der Paläste der Großen, alles Holz und Mörtel gewesen war.

Grade während dieser Unglücksfälle wüthete ein neuer Krieg zwischen England und Holland. Karl hatte an Frankreich das glorreich erworbene Dünkirchen verkauft, die 5 Mill. französische Livres verjubelt, und führte dann Krieg im französischen Interesse; das einzige Motiv, welches er selbst haben konnte, war ein persönliches, die Rache wegen seiner Ausweisung aus der Republik in Folge des Friedens von 1654.

Die Herzoge von York und Albemarle kämpften in Gemeinschaft mit den Cromwellianern Penn und Lawson gegen die Opdam-Wassenaar, de Ruyter, Evertson und den jüngern van Tromp. Im Juni 1665 wurde die holländische Flotte bei Harwich geschlagen; die nordamerikanischen Besitzungen waren für Holland verloren, Neu-Amsterdam hieß fortan New-York. Die ostindische Geldflotte aber, mit einem Schatz von 12 Millionen Pfd. Sterl., entging den Engländern bei Bergen in Norwegen. In einer 4tägigen Seeschlacht vom 11. bis 15. Juni 1666 verlor England dagegen 23 Schiffe, 6000 Todte und 3000 Gefangene. Auf holländischer Seite fiel der tapfere Admiral Cornelis Evertson. Am 4. August wurden wiederum die Holländer geschlagen. Nunmehr entsandte der Großpensionär Jan de Witt seinen Bruder Cornelis und den Admiral de Ruyter in den Canal; da er zugleich den französischen König lau gegen England zu stimmen wußte, so begannen Friedensverhandlungen. Aber noch während der Verhandlungen verbrannten die Holländer die englischen Schiffe in der Themse und blokirten die Mündung des Stromes. Surinam mußte an Holland abgetreten, die Navigationsakte gemildert werden. Der Frieden von Breda (1667) riß abermals ein Stück der Cromwell'schen Errungenschaften nieder.

Einen Augenblick schien sich Karl auf das wahre Interesse Englands zu besinnen. Ludwig XIV. führte im Jahre 1668 seinen ersten Krieg wider Spanien und drang in Bel-

gien ein. Die holländiſche Republik wurde beſorgt und ſchloß mit England (Will. Temple) und Schweden, nicht ohne Zuthun des kaiſerlichen Geſandten Liſola, die Tripelallianz, welche den franzöſiſchen Eroberungen Halt gebot und den König Ludwig zum Frieden nöthigte. Der Zorn Ludwigs richtete ſich gegen Holland, ſeine Kunſt auf die Verführung Karls.

Lord Clarendon, der Feind der Republicaner und aller Diſſenters, hatte es nachgerade mit allen Parteien verdorben; er legte in Folge des Friedens von Breda ſein Amt als Staatskanzler nieder und mußte bald darauf, um nicht Strafords Loos zu erfahren, ins Ausland flüchten; er ſtarb im December 1674 zu Rouen. Der König, der die Uniformitäts-Akte wohl nach Unten, aber nicht nach Oben, gegen die Katholiken, ausgeführt ſehen wollte, ließ ihn fallen, um ſeinen Endzielen näher zu rücken.

Jetzt (1669) bildete er das berüchtigte „Cabal"-Miniſterium, nach den Anfangsbuchſtaben der fünf Miniſter ſo genannt. Clifford und Arlington waren katholiſch; Buckingham, der Sohn des Günſtlings Karls I., leichtſinnig und liederlich, übrigens den Presbyterianern nicht abhold, als Freidenker zur Toleranz hinneigend; Aſhley Cooper, aus Cromwells Zeit bekannt, der ſpätere Lord Shaftesbury, charakterlos, intrigant, war ein geiſtreicher Roué und dachte wie Buckingham; Lauderdale, ein gelehrter, ſtramm monarchiſcher Schotte, gehörte zu den Presbyterianern. Dieſes Miniſterium ſpiegelte die Zeit vollkommen wieder: presbyterianiſche Nachklänge der Vergangenheit, Toleranz auf Grund und zu Gunſten des Katholicismus, und als Leuchte im allgemeinen Dunkel der Strömungen — der frivole Indifferentismus.

Im Jahre 1670 fuhr die Schwägerin Ludwigs XIV., die Tochter Karls I., Henriette von Orleans, kurzweg Madame genannt, von Frankreich über den Canal, nicht allein, ſondern in Begleitung der ſchönen Yolanthe von Quéroualle, von den Engländern in Kerwal verdreht, und vieler koſtbaren Geſchenke. Sie brachte den Vertrag von Dover zu Stande,

nach welchem Karl II. für eine Mätreſſe und ein Jahresgeld von 200,000 Pfd. Sterl. die Religionsveränderung zuſagte und ſich zum Kriege wider die holländiſche Republik verpflichtete. Von dem erſtern Punkte wußten nur Clifford und Arlington, die Spitzen des Cabal-Miniſteriums; die übrigen drei erfuhren nichts, die Cabale war in der Cabale. Ja, die zwei Spitzen waren wieder unter ſich uneins; denn während Clifford den König öffentlich katholiſch werden laſſen wollte, rieth Arlington behutſam vor der Hand zu einem Concordat. Ludwig XIV. trat auf die Seite Arlingtons, damit nicht die engliſche Krone aufs Spiel geſetzt würde.

Denn etwas von dem alten engliſchen Oppoſitionsgeiſte regte ſich wieder; die Hochkirche fühlte ſich in ihrem großen Beſitz und Einfluß, ſo wie in dem ſo gelehrt demonſtrirten Glauben bedroht, und die große Mehrzahl des engliſchen Volkes empörte ſich gegen den Krieg mit Holland, obgleich Revanchegelüſte und Handelsintereſſen ſich geltend machen wollten. Die Miniſter jedoch, die jetzt völlig Cabinetspolitik trieben, ein in England ſchwieriges Unterfangen, gingen trotz ihrer entgegengeſetzten Anſichten darüber hinweg. Die Rollen wurden unter ihnen theatermäßig vergeben: Buckingham und Aſhley Cooper erhielten die Toleranz zugetheilt und veröffentlichten 1672 das königl. Indulgenz-Edict, welches ohne Beachtung des Parlamentes die Strafgeſetze gegen die Katholiken aufhob, religiöſe Verſammlungen erlaubte und die Diſſenters unter den Schutz des Königs ſtellte. Das erregte einen zweiten, noch heftigeren Sturm. Auch die Schotten erhielten ein Gnadengeſchenk, mit dem ſie ſchon eher zufrieden ſein konnten: Toleranz für die Presbyterianer. Aber der ſtets eifrige calviniſtiſche Geiſt dieſes Landes witterte Unrath und verwünſchte laut die „ſchwarze Indulgenz“, welche die Seele verderbe. Karls Getreue hetzten Soldaten und Banditen gegen dieſe Eiferer.

Das engliſche Parlament gerieth in höchſte Aufregung, es ſah das Werk Heinrichs VIII. ſelbſt bedroht. Es bean-

tragte, daß Niemand ein bürgerliches oder ein militärisches Amt bekleiden dürfe, der nicht den anglicanischen Eid der Treue dem König-Bischof leiste, das Abendmahl nach dem Ritus der Hochkirche nehme und eine Erklärung gegen die Transsubstantiation unterzeichne. Die Bewegung wurde so stark, daß Karl die Test- oder Zeugniß-Akte bestätigte. Der Herzog von York verweigerte den Eid und mußte seine Stelle als Großadmiral niederlegen. Wie zum Trotz heirathete er in zweiter Ehe die katholische Prinzessin Maria von Modena.

Unterdessen war der französisch-englische Krieg gegen Holland ausgebrochen, den Karl mit französischem Gelde führte. Die französische Flotte wurde 1672 bei Southwoldsbay zurückgedrängt. Ruprecht von der Pfalz, jetzt Admiral, ließ sich vor dem Texel im August 1673 schlagen. Das Mißtrauen gegen das französische Bündniß wuchs in England. Das Parlament verlangte nachdrücklich den Frieden.

Karl schloß 1674 wirklich Frieden mit Holland, ließ jedoch, um die Subsidien weiter zu beziehen, seine Landtruppen unter seinem natürlichen Sohne, dem Herzog von Monmouth, in französischen Diensten. Vergebens remonstrirte das Parlament gegen diese indirecte Fortsetzung des Krieges. Karl verpflichtete sich sogar durch einen neuen Vertrag, ohne Einwilligung Ludwigs kein Bündniß mit Holland zu schließen! Denn allerdings, mitten in dieser englischen Corruption hatte die englische Diplomatie bereits ihr Auge auf den Prinzen Wilhelm von Oranien, jetzt Statthalter, Generalcapitän und Admiral der Republik Holland, geworfen, der als eine passende Partie für die protestantisch gebliebene Marie, Tochter Jakobs, erschien. Schon im November 1677 fand die Vermählung statt. Ludwig aber schloß schon im folgenden Jahre den Frieden von Nimwegen.

Shaftesbury, Clifford, Arlington und Buckingham waren vor dem Unwillen des Parlaments gewichen. Graf Danby, ein frivoler Royalist, aber nicht ohne nationales Ehrgefühl, war der vertraute Minister des Königs geworden. Er schien

die wahre Gefahr zu wittern, indem er die Non-resisting-bill, das Gelöbniß, niemals dem Könige Widerſtand zu leiſten, vor das Oberhaus brachte; alle Peers mußten ſchwören. Das Unterhaus war vertagt und konnte nicht auf die Probe geſtellt werden.

Die Oppoſition hatte ſich unter der Fahne der „Whigs", die Königiſchen unter der Bezeichnung „Tories" gruppirt. Es war die Scheidungin Volks- und Hofpartei, auch Petitioners (um Recht Bittende) und Abhorrers (ſolches Verabſcheuende) genannt. Shaftesbury und Buckingham gingen zu den Whigs.

Am Hofe ging es luſtig zu. Vier Mätreſſen regierten faſt zu gleicher Zeit: die Cleveland wurde von der Portsmouth in Schatten geſtellt; die Schauſpielerin Nell Gwynne und noch mehr die Mancini traten in Concurrenz mit der Kerwal.

König Karl lag ganz im franzöſiſchen Netz. Er überbot den Prachtkönig in Verſailles noch in der Größe der Perücke. Sein unbedeutendes Geſicht ſetzte nach unten ſchwammiges Fleiſch an, er gewann das Ausſehen einer alten Frau. Der moraliſche Zuſtand ſeines Hofes erhellt am beſten aus den Aufzeichnungen Sir John Reresby's. Dieſer erwähnt der königlichen Couchées, bei denen Karl, tändelnd in ſatter Behaglichkeit, ſich zu Bette trollte. Die Oppoſition im Lande und Parlamente, ſagt unſer Gewährsmann, ſei dem König nicht zum Gegenſtand politiſchen Nachdenkens, ſondern nur zur widerwärtigen Störung geworden. Dabei erklärt Sir John, daß er ſeine Frau und Tochter nicht zu Hofe gehen laſſe, da er dieſen Aufenthalt für anſtändige Frauen unzuträglich finde! Charakteriſtiſch aber iſt vollends die Bemerkung, daß die Entſittlichung ſich auf die Hofkreiſe beſchränkt und keine Nachahmung im Bürgerthum gefunden habe.

Mit dem franzöſiſchen König vertrug ſich Karl jetzt dahin, daß keiner von ihnen ohne Zuſtimmung des andern in eine politiſche Verbindung treten dürfe. Die engliſche Cabinetspolitik friſtete ihr Daſein mit einer halben Million Louisd'or weiter.

Der König ſchwamm entſchieden wider den Strom. Was ihm mit der Teſtakte begegnet war, drohte ihm auch in der auswärtigen Politik. Das Unterhaus war und blieb vertagt, weil es an die Bewilligung des Flottenbudgets läſtige Forderungen knüpfte und weil es der Coalition gegen Frankreich zuneigte. Ihre wahre Richtung aber erlangte die engliſche Politik durch einen der größten Diplomaten im hohen Styl, durch den Bahnbrecher und Vorgänger Wilhelms von Oranien, Sir William Temple. Er war es, der die ſchlauen Agentſchaften Richelieu's in ein ſelbſtändiges Amt, die Miſſionen eines herrſchenden Königs oder Miniſters in eine hiſtoriſche Miſſion verwandelte. Zu wiederholten malen repräſentirte er in ſeiner Perſon die auswärtige Politik Englands.

Schon im erſten Kriege Ludwig's XIV. hatte William Temple den jungen Bourbon durch die im Haag geſchloſſene Tripelallianz zwiſchen England, Holland und Schweden zum Aachener Frieden von 1668 gezwungen. Temple war es ferner, der die Vermählung des holländiſchen Statthalters mit der Prinzeſſin Marie ernſtlich ins Auge faßte, die dann wirklich zum großen Aerger Ludwigs erfolgte. Sodann betrieb er eine Allianz zwiſchen England und Holland zur Pacification Europas, die im Jahre 1679 zum Frieden von Nimwegen führte, in welchem zwar Spanien und der Kaiſer ſchlecht genug wegkamen, Holland aber wenig Schaden erlitt.

Zu gleicher Zeit (1678) feierte die engliſche Handelspolitik einen neuen großen Triumph. Die Navigationsakte wurde durch eine Akte zum Schutze der Induſtrie weſentlich ergänzt. Man hatte gefunden, daß zu viele franzöſiſche Waaren, für mehr als eine Million Pfd. St. jährlich, ins Land kämen, während Frankreich durch Zolltarife die engliſchen Waaren faſt völlig ausſchließe. Die Akte verbot daher auf drei Jahre jede Einfuhr franzöſiſcher Producte: Wein, Branntwein, Leinwand, Papier, Salz, alle Putz- und Galanteriewaaren. Das Collectiv-Individuum England wehrte ſich eben, ſeiner Beſtimmung gemäß, mit allen Waffen gegen die andern Collectiv-

Individuen, und die Aufhebung der französischen Uebermacht befriedigte zugleich den nationalen Egoismus.

Der König Karl war keineswegs einverstanden mit solcher Handelspolitik; aber bedeutsame Ereignisse im Innern zwangen ihm seine Zustimmung ab. Hier spielte der verschlagene Shaftesbury die Vorsehung Karls II. Das englische Volk war heftig erregt durch die Alternative: ob französisch-katholisch oder holländisch-protestantisch. Da genügte ein geringfügiger Anlaß, von geschickter Denunciation ausgebeutet, um im Nebel der Befürchtungen ein Nilpferd von Religionsgefahr aufsteigen zu lassen. Hatten doch nach dem Volksglauben die Jesuiten vorlängst die Pest in London eingeschleppt und das große Feuer angelegt. Wie sollte jetzt nicht an ein großes Jesuiten-Complott geglaubt werden, welches das Leben des Königs und den Bestand der englischen Kirche bedrohte! Es kam wenig darauf an, daß die Jesuiten Narren gewesen wären, sich an ihrem kinderlosen Freunde zu vergreifen und die Gefahr von Jakobs Thronbesteigung an die Wand zu malen; noch weniger darauf, daß die Denuncianten des Complotts, Titus Oates, Bedloe und Carstairs die anrüchigsten Personen in England waren, die bereits mit der Criminaljustiz ernstliche Händel gehabt hatten. Es fehlte grade noch, daß der untersuchende Friedensrichter ermordet wurde. Shaftesbury rieb sich die Hände und trieb den König weiter.

Vier Jesuiten bestiegen das Schaffott; das Unterhaus stieß seine katholischen Mitglieder aus und gab den katholischen Peers den deutlichen Wink das Oberhaus zu verlassen. Im Kerker saßen an 2000 Personen, eine noch größere Zahl wurde aus London verwiesen. Der König erhielt die Weisung, seinen Hof und seine Küche von Papisten zu säubern.

Der König, vom Complott grade so überzeugt wie von irgend einer Religion, duckte sich vor dem heraufbeschworenen Sturme und gab achselzuckend nach. Er willigte sogar in eine Verschärfung der Testakte. Endlich wurde er jedoch des

Geschreies wider den Hof überdrüssig und löste — nach 18 Jahren zum ersten male — das Parlament auf (1679).

Es half nichts, aus den Neuwahlen gingen die Whigs siegreich hervor und die Opposition wurde wieder methodisch. William Russell, zum letzten Racheakt der Stuarts bestimmt, stand an der Spitze. Heftig wurden Graf Danby als Minister, der Herzog von York als Katholik angegriffen. Danby ging auf 5 Jahre in den Tower; seinen eigenen Bruder verwies der König aus Vorsicht nach Brüssel. Im Parlamente handelte es sich um seine Ausschließung vom Throne.

Der Mann der Situation war Will. Temple; unumgänglich hatte sich Lord Shaftesbury gemacht. Temple schob als Minister einen erweiterten Staatsrath zwischen Krone und Parlament und stellte Shaftesbury an dessen Spitze. Temple selbst leitete das engere Cabinet mit dem geistreichen Halifax und Robert Spencer, dem Grafen Sunderland.

Trotz der Gefügigkeit des Königs war die Anerkennung Yorks als berechtigten Thronfolgers beim Parlamente nicht durchzusetzen. Shaftesbury selbst blieb ihr erbittertster Gegner. Das Parlament erklärte: Die nächstberechtigte Person protestantischen Glaubens solle folgen. Shaftesbury hatte wahrscheinlich den Herzog von Monmouth, den Sohn der Lucy Walters, im Auge.

Vor der Auflösung des Unterhauses machte sich Ministerium und Parlament unsterblich durch die Habeas-Corpus-Akte: Niemand kann verhaftet werden ohne schriftlichen richterlichen Befehl mit Angabe des Grundes; der Gefangene muß in seiner Grafschaft bleiben; in 3mal 24 Stunden ist er vor seinen Richter zu stellen; die Fälle der möglichen Bürgschaft sind genau angegeben. Das Gesetz steht noch jetzt aufrecht, damals konnte es Bedenken erregen. Angebliches und wirkliches Complottiren gingen ihren Weg weiter; Monmouth betrieb seine Pläne auf eigene Faust, die parlamentarische Opposition hatte Verbindungen mit dem Auslande. Der französische Gesandte Barillon hatte die Hände überall im Spiel,

im Unterhaus durch Algernon Sidney, den spätern Leidensgenossen Will. Russells, der auf eine friedliche Handelsrepublik ausging und England vor auswärtigen Verwickelungen zu bewahren dachte; im Oberhause durch den Herzog von Buckingham, beim Könige durch die Portsmouth. Shaftesbury wurde aus dem Staatsrath entlassen.

Im October 1680 beschloß das Unterhaus mit großer Majorität die Ausschließung Yorks von der Thronfolge. Die Peers verwarfen die Bill mit Zweidrittel-Majorität, forderten aber den Testeid. Darob neue Verfolgung der Papisten, der 70jährige Lord Howard wurde leichtfertigst enthauptet. War England nicht auf dem Wege zum Langen Parlament?

Nicht so ganz, König Karl ließ sich von Frankreich 2 Mill. Livres aussetzen und berief das Parlament nach York. Hier blieb er fest; als die Opposition wieder nicht nachgab, löste er das Haus auf. Vergeblich kam der Oranier herüber, auf die drohende Lage des Continents hinzuweisen; England blieb gelähmt und Ludwig XIV. nahm Straßburg.

Die „Ehrenwerthen" hatten in ihrer übergroßen Mehrzahl Furcht vor der Republik und ließen sich von der Universität Cambridge beweisen, daß das uralte Thronfolgerecht nichts mit der Religion zu thun habe.

Es regnete Flugschriften von Whigs und Tories; der royalistische Dryden schrieb seine Satire: „Absalon und Ahitophel" (Monmouth und Shaftesbury). Shaftesbury wurde peinlich angeklagt, gegen die Freiheit des Königs, für Einführung der Republik conspirirt zu haben. Die große Jury verwarf die Anklage; die Gemeinde London machte den Grafen zum Bürger und Zunftgenossen. Aber der Gegenschlag ließ nicht auf sich warten. Auf Betreiben des Oberrichters Jefferies blutigen Andenkens vergriff sich der König an der altsächsischen Gemeindefreiheit und decretirte, daß Magistrat und Sheriffs von Seiten der Regierung bestätigt werden müßten.

Während Jakob es wagte, nach London zurückzukehren, leitete der in der City versteckte Shaftesbury die Agitation

gegen ihn. „York müſſe wie Kain auf dem Erdboden ſchweifen", war die Parole. Der Ausbruch ſollte überall zugleich ſtattfinden, der König gefangen genommen werden. Will. Ruſſell, der darum wußte, erklärte ſich gegen Anwendung der Gewalt. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob Shaftesbury damals auf Monmouth oder auf den Oranier zielte. Was aber hatte Algernon Sidney, der Republikaner, damit zu thun?

Als Shaftesbury an ſeinem Plane verzweifelte, begab er ſich nach Holland, wo er bald nachher ſtarb. Die Desperados gingen für ſich los, um König und Thronfolger zu beſeitigen. Dieſe Verſchwörung heißt das Rye-House-Complott. Die große feierliche Rebellion der Independenten war zu einem nächtlichen Attentat zuſammengeſchrumpft. Will. Ruſſell hatte Recht, dieſe Gewalt nicht zu wollen, und Algernon Sidney konnte von ihr nicht die Verwirklichung ſeines Ideals hoffen.

Einer der Verſchwörer wurde hingerichtet, die Sache war erledigt, wenn nicht die Spürnaſe Jefferies' herausgebracht hätte, daß die Whigs dahinter geſteckt. William Ruſſell, Algernon Sidney, ein Hampden, der Enkel des großen John, die Lords Howard und Eſſex, der Sohn des vom republikaniſchen Parlament hingerichteten Capel, wanderten in den Tower. Monmouth, der immer halb geweſen, entkam. Keinen von den Gefangenen traf die geringſte Schuld; aber, ſagte Jefferies, ſie würden das geglückte Attentat benutzt haben!

Graf Eſſex brachte ſich ſelbſt um, Howard rettete ſich durch Angeberei. Will. Ruſſell, der makelloſe, ſchrieb ſeinen „Triumph über den Tod", und feierte ihn ſodann durch Standhaftigkeit auf dem Schaffott. Seine vortreffliche Gattin, Rachel Wriothesley, die Tochter des Grafen Southampton, damals ſchon berühmt durch ihre „Briefe", die eigentliche Erzieherin ihres Gemahls, begleitete ihn auf ſeinem letzten Gange. Ihre Stärke tröſtete ihn und er ſchied mit den Worten: „Die Bitterniß des Todes iſt vorüber." Es war im December 1683.

In Algernon Sidney wurde der letzte Republikaner geköpft; ſein einziger Belaſtungszeuge war — Lord Howard!

Das war jedoch nur Ein Zeuge, und das Gesetz verlangte deren zwei. Die Frivolität Jefferies' half aus. Bei Sidney hatte sich das Manuscript der denkwürdigen Discourses concerning government gefunden. Dieses Manuscript erklärte Jefferies für den „zweiten Zeugen". Algernon Sidney starb als Stoiker, wie Russell als Christ.

Zu gleicher Zeit verdammte die zweite Caserne serviler Gelehrsamkeit, die Universität Orford, das politische System des Whiggismus. Englische Kaufleute errichteten auf der Londoner Börse die Bildsäule Karls II. Und Alles war gut.

Karl überlebte jedoch seinen Triumph nicht lange. Am 11. Februar 1685 traf ihn der Schlag. Die anglicanische Absolution nahm er hin, wies aber das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zurück. Da ließ Jakob auf einer jener Hintertreppen, die sonst nur für gewisse Priesterinnen der Lust bestimmt gewesen, einen verkleideten katholischen Priester in des Königs Gemach kommen. Jetzt communicirte Karl ohne Kelch und fuhr, wie man gesagt hat, auf zwei Wegen zum Himmel, am 16. Februar 1685. Er zählte 55 Jahre und hinterließ 9 anerkannte uneheliche Kinder, für England aber einen katholischen König, eine Umkehr weit über das Zeichen hinaus. Karl I., Jakob I., die Elisabeth waren übersprungen; England stand wieder bei der blutigen Maria, nicht einmal Heinrich VIII. hatte existirt.

So war es dem Scheine nach, in der Wirklichkeit lagen die Dinge anders. Wir bemerkten bereits bei Cromwell, daß unter der religiösen Hochfluth ein vorläufig ruhiger Gegenstrom sich kenntlich machte. Harrington und die Rota, die Freidenker, zu denen auch Ludlow zählte, der Keim zu dem heranreifenden Locke, kündigten einen Umschlag des pathetischen und zum Theil fanatischen Glaubenseifers in verständige Reflection an, die zunächst das Gewand des Indifferentismus, ja der geistigen Frivolität umwerfen mochte. Man nehme dazu das durch Francis Bacon in Mode gebrachte inductive Denken, das Verlangen nach Beobachtung der Thatsachen und Experimente,

denen sich die „Royal Society“ von 1662 gleich nach der Wiederkehr der Stuarts hingab; die allgemeine Theilnahme selbst der weiblichen Welt an den sensationellen Ergebnissen der Physik und Chemie; kurz den Aufgang und Aufschwung der Naturwissenschaft, und man wird begreifen, daß die politisch-religiösen Streitigkeiten unter Karl II. gar nicht die Hauptsache bildeten, daß der kleinliche und oft schäbige Hader lediglich die Maske der Zeit war, deren wahres Gesicht ganz anders aussah, sollte sich dieses Gesicht auch erst im folgenden Jahrhundert ganz enthüllen.

Mit dem König Karl II. begann im Grunde eine Periode der Auflösung, der wissenschaftlichen und praktischen Analyse, bei welcher das herrische Gebahren und die schnöden Ungesetzlichkeiten nur Handlangerdienste verrichteten, und der zur Herrschaft aufstrebende Verstand sich vorläufig als diplomatische Kunst bethätigte. Die Cabinetspolitik, von Heinrich IV. und Richelieu aufgebracht, ergriff jetzt auch das Land des letzten idealistischen Pathos, England, welches sich nach schmählichem Lehrgeld an die Spitze des europäischen Areopags schwingen sollte.

Wenn alle Kraft der Völker nach Außen gedrängt wurde, so verloren die innern politischen Kämpfe den größten Theil ihrer Wichtigkeit; die tyrannischen Gelüste begingen wohlfeile Orgien, und die letzte Orgie feierte der katholische Jakob, bis ihn die neue Bestimmung Englands am Schopfe ergriff und jenseits des Canals zur Ruhe setzte.

Jakob II. und die „glorreiche Revolution“.

Im Februar 1685 begann der ehemalige Herzog von York als Jakob II. seine Regierungs-Orgie mit kaltem Trotze. Ein höfliches, aber unwahres Lächeln diente seinem Starrsinn als Flagge. Der später als Herzog von Marlborough so berühmte John Churchill sagte von ihm: „Sein Herz sei härter als der Marmor seines Kamins.“ Bei weit geöffneten Flügelthüren ließ er die Messe lesen. Es erfolgten Bekehrungen im Interesse der Carrière, feile Ueberläufer blinzelten zur neuen Sonne auf; doch waren die Episkopalen und besonders ihr Klerus zu hart gesotten, um ein massenhaftes Katholisiren aufkommen zu lassen.

Jakob liebäugelte mit den Extremen, mit allen Gegnern des Episkopalsystems. Will. Penn, der Quäker, der die Toleranz für die Seinigen, selbst mit Hülfe des Katholicismus erstrebte, cultivirte eine von politischen Parteimännern stets verdächtigte Freundschaft mit dem Könige. Wer diesen aber am Gängelbande führte, das waren die Jesuiten, worüber sich die selbst katholisch gewordene Ex-Königin von Schweden scharf genug aussließ.

Steuern wurden ohne Bewilligung des Parlaments erhoben, und als Jakob ein Parlament berief, entschuldigte er sich beim französischen Gesandten: „der König möge ihm solches nicht übelnehmen.“ England schien sich selbst total entfremdet, religiös wie politisch.

Die Botschaft ans Parlament überbrachte jener John Churchill, der Typus der herrschenden Corruption, dem sogar die Weiber Geld eintragen mußten. Das Haus war toryistisch gesinnt und bewilligte Alles. Jakob wurde immer protziger.

Schottland wurde mit der äußersten Brutalität regiert. Deßhalb conspirirte der Herzog von Argyle im Haag mit dem Herzog von Monmouth, dem Halbbruder Jakobs, von dem der letztere glaubte, er sei der Sohn Sidney's und gleiche ihm selbst. Argyle wurde ergriffen und am 30. Juni 1685 enthauptet. Monmouth, eigentlich ohne Soldaten und Waffen, erlitt am 6. Juli eine leicht begreifliche Niederlage bei Sedgemore, unweit von Bridgewater. Das Treffen wurde entschieden durch den reisigen Bischof Mew von Winchester, der schon für Karl I. im Felde gewesen und der jetzt mit 4 Kanonen anlangte. Die ganze Gegend, in der heutzutage Weizen und Obst bestens gedeihen, war damals nur Moor und Haide. Noch jetzt gedenkt die dortige Bevölkerung der an den Besiegten verübten barbarischen Grausamkeit. Dazu paßt es vollkommen, daß der königliche Feldherr, Lord Feversham, während des Treffens im Bette lag. Monmouth flüchtete sich in einen mit Farnkraut und Gestrüpp bedeckten Graben, aus dem er halb verhungert und mit Koth bedeckt hervorgezogen und nach London gebracht wurde.

Dann erfolgte des Großhenkers Jefferies Blutgericht über die Verschwörer im westlichen England. Mehr als 300 Männer und Weiber wurden hingerichtet, über 800 deportirt und zur Zwangsarbeit verkauft; die übrigen kauften sich los. Das waren nicht mehr die Opfer einer selbstbewußten großen Politik, sondern einer gemeinen tyrannischen Rache. Die westlichen Assisen nannte Jakob den „Feldzug seines Lord Oberrichters", den er zum Großsiegelbewahrer ernannte.

Als Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob, verfiel Jakob in den Irrthum seines Bruders, als sei England identisch mit Frankreich. Ein französischer Bischof bestärkte ihn in diesem Wahne, indem er in seiner Dankrede an den

französischen Despoten diesen ersuchte, dem Könige von England starke Hand bei der Ausrottung der Ketzerei zu leisten. Aber die englische Hochkirche selbst nahm die flüchtigen Hugenotten gastlich auf.

Noch stand die Testakte von 1673 aufrecht. Zunächst half sich Jakob mit zahlreichen Dispensationen vom Testeide und ernannte Offiziere unter dem großen Siegel, indem er behauptete, der König stehe über den Reichsgesetzen. Das hat in England noch niemals gut gethan. In Schottland suspendirte und abrogirte Jakob alle unter der Minderjährigkeit Jakobs I. gegen die Katholiken erlassenen Gesetze. Selbst das torystische Unterhaus beschwerte sich, desgleichen die Peers. Von den Kanzeln herab erscholl die Mahnung, fest am protestantischen Glauben zu halten und sich nicht von den Irrthümern des Papstthums umgarnen zu lassen. Die Schotten, nicht einmal hochkirchlich gesinnt — der Erzbischof Sharg von Edinburgh, der in diesem Sinne wirkte, war ermordet worden — erklärten: „Toleranz zu gewähren sei nicht das Recht der Obrigkeit; sie diene nur zur Einführung der Tyrannei und öffne dem Papismus die Herzen, d. h. der Ketzerei, Gotteslästerung und Abgötterei.“ Die schottischen Minister schwuren den Protestantismus ab, die Katholiken machten sich breit im Lande des John Knox. Aber das Parlament in Edinburgh erklärte: „Keinen Dispens für die von der römischen Genossenschaft“ (nicht einmal „Kirche“)!

Selbst ein Jesuit kann unter Umständen auf thörichte Gedanken verfallen. Jakob säuberte jetzt sein Ministerium im Sinne des Großsiegelbewahrers. Der gut royalistische Lord Halifax mußte ausscheiden; selbst Monk-Albemarle taugte nicht mehr zum Obercommando der Truppen; Rochester-Hyde, der zweite Sohn Clarendons, des Königs Schwager, wurde entlassen; ja selbst die protestantische Mätresse Kath. Sedley bekam ihren Abschied. Der Herzog von Sunderland, mit 25,000 Kronen Rente dotirt, der rabiateste Gegner Hollands, regierte mit Jefferies und dem P. Petre Soc. Jesu. Und dieser

P. Petre träumte sich als Cardinalminister von England, à la Richelieu!

Aus Irland wurde Graf Ormond abberufen. Die Civilverwaltung kam an den jüngeren Lord Clarendon, das Militär an Talbot von Tyrconnel, einen normannischen Convertiten, der den milderen Clarendon bald verdrängte, irische Katholiken in die Verwaltung brachte und eine neue Gütervertheilung vornahm. Zu Anfang 1687 dachte Talbot, für den Fall einer protestantischen Thronfolge in England, an die Losreißung Irlands — das alte Stuart'sche Spiel.

Capellen und Klöster entstanden in ganz England. 13,000 Mann Soldaten, die zu Hounslow campirten, sollten für die Ruhe im Lande bürgen. Aber das Murren begann unter den Soldaten selbst. Der Geistliche Samuel Johnston wurde zu Pranger und Geißelung verurtheilt. Fing nicht alles wieder von vorne an?

Den schlimmsten Dienst leistete dem Könige das jetzt so mächtig begünstigte und beförderte katholische Personal. Es war als ob der Papismus die Unsittlichkeit erpreß belohnte. Aber äußerlich siegte die Reaction; berühmte aristokratische Namen traten zur katholischen Kirche über; auch der Dichter Dryden scheute sich nicht vor dieser Makel. Sein brillantes Talent vergeudete er an die Allegorie „Hindin und Panther," worin alle Thiere sich gegen die milchweiße römische Kirche verschwören: der socinianische Fuchs, der presbyterianische Wolf, der independentische Bär, der wiedertäuferische Eber und ganz besonders der anglicanische Panther. Jakob fand Richter wie sein Vater, und diese Richter erkannten das Dispensationsrecht an.

Das Höchste, freilich auch die höchste Selbstironie war es, daß der katholische König in seinem Bekehrungseifer sich auf seine Würde als Summus Episcopus der Hochkirche berief, um diese aus der Welt zu schaffen; daß er es eine besondere Fügung Gottes nannte, die Usurpationen Heinrichs VIII. und der Elisabeth wieder gut machen zu können! Der Summus

Episcopus bedeutete doch den Bruch mit dem Papſtthum; das Recht, das aus dieſer Würde erwuchs, war ein Schlag ins Geſicht der römiſchen Curie! Jakob aber ernannte eine Hohe Commiſſion der anglicaniſchen Kirche, ein Inquiſitionstribunal, den Lordkanzler Jefferies an der Spitze. Dieſes Tribunal entſetzte den Biſchof Crompton von London, der jetzt botaniſiren ging.

Das Dispenſationsrecht ſollte jedoch nur der Vorbote einer radicaleren Maßregel ſein. Jakob erließ am 17. Februar 1687 auf eigene Fauſt eine Toleranz- oder Indulgenz-Erklärung für Schottland: Katholiken und Quäker dürfen ihren Cultus frei üben und ſind zu allen Aemtern fähig; auch gemäßigte Presbyterianer ſind zugelaſſen, nur die Covenanters ſind auf den Privatgottesdienſt beſchränkt. Im Monat April erfolgte eine ähnliche Erklärung für England, die den Teſteid abſchaffte.

Die Quäker hatten als voreilige Hebammen der Geſchichte die Hand im Spiele; ſie gedachten auf dem Rücken der Katholiken durchzuſchlüpfen. Den König Jakob zum Befreier der Gewiſſen zu machen, war doch ein ganz unhiſtoriſcher Einfall. Jakob ließ ſich die Freundſchaft Will. Penns gefallen, der Hof kokettirte mit Quäkern und Diſſenters; die auf Jakobs Wink ſchmählich verurtheilten Puritaner Rich. Baxter und Howe und der noch berühmtere Wiedertäufer und Keſſelflicker John Bunyan, der praktiſche Jakob Böhme, wurden aus ihren Gefängniſſen entlaſſen. Dagegen empfing Jakob im Palaſte von Whitehall feierlichſt einen päpſtlichen Nuntius, da doch päpſtliche Geſandte geſetzlich verboten waren. Vier katholiſche Biſchöfe wurden geweiht.

Und nun reiſte Jakob ſelbſt im Lande umher, die Neuwahlen zum Parlament zu betreiben, die Quäker Penn und Barclay an der Seite des Jeſuitenkönigs. Penn unterzog ſich ſogar der Mühe, die Tochter Jakobs und deren Gemahl im Haag für die „Toleranz“ gewinnen zu wollen; beide aber wußten beſſer wie es in England ausſah und erließen eine gedruckte

P. Petre träumte ſich als Cardinalminiſter von England, à la Richelieu!

Aus Irland wurde Graf Ormond abberufen. Die Civilverwaltung kam an den jüngeren Lord Clarendon, das Militär an Talbot von Tyrconnel, einen normanniſchen Convertiten, der den milderen Clarendon bald verdrängte, iriſche Katholiken in die Verwaltung brachte und eine neue Gütervertheilung vornahm. Zu Anfang 1687 dachte Talbot, für den Fall einer proteſtantiſchen Thronfolge in England, an die Losreißung Irlands — das alte Stuart'ſche Spiel.

Capellen und Klöſter entſtanden in ganz England. 13,000 Mann Soldaten, die zu Hounslow campirten, ſollten für die Ruhe im Lande bürgen. Aber das Murren begann unter den Soldaten ſelbſt. Der Geiſtliche Samuel Johnſton wurde zu Pranger und Geißelung verurtheilt. Fing nicht alles wieder von vorne an?

Den ſchlimmſten Dienſt leiſtete dem Könige das jetzt ſo mächtig begünſtigte und beförderte katholiſche Perſonal. Es war als ob der Papismus die Unſittlichkeit erpreß belohnte. Aber äußerlich ſiegte die Reaction; berühmte ariſtokratiſche Namen traten zur katholiſchen Kirche über; auch der Dichter Dryden ſcheute ſich nicht vor dieſer Makel. Sein brillantes Talent vergeudete er an die Allegorie „Hindin und Panther," worin alle Thiere ſich gegen die milchweiße römiſche Kirche verſchwören: der ſocinianiſche Fuchs, der presbyterianiſche Wolf, der independentiſche Bär, der wiedertäuferiſche Eber und ganz beſonders der anglicaniſche Panther. Jakob fand Richter wie ſein Vater, und dieſe Richter erkannten das Dispenſationsrecht an.

Das Höchſte, freilich auch die höchſte Selbſtironie war es, daß der katholiſche König in ſeinem Bekehrungseifer ſich auf ſeine Würde als Summus Episcopus der Hochkirche berief, um dieſe aus der Welt zu ſchaffen; daß er es eine beſondere Fügung Gottes nannte, die Uſurpationen Heinrichs VIII. und der Eliſabeth wieder gut machen zu können! Der Summus

Episcopus bedeutete doch den Bruch mit dem Papſtthum; das Recht, das aus dieſer Würde erwuchs, war ein Schlag ins Geſicht der römiſchen Curie! Jakob aber ernannte eine Hohe Commiſſion der anglicaniſchen Kirche, ein Inquiſitionstribunal, den Lordkanzler Jefferies an der Spitze. Dieſes Tribunal entſetzte den Biſchof Crompton von London, der jetzt botaniſiren ging.

Das Dispenſationsrecht ſollte jedoch nur der Vorbote einer radicaleren Maßregel ſein. Jakob erließ am 17. Februar 1687 auf eigene Fauſt eine Toleranz- oder Indulgenz-Erklärung für Schottland: Katholiken und Quäker dürfen ihren Cultus frei üben und ſind zu allen Aemtern fähig; auch gemäßigte Presbyterianer ſind zugelaſſen, nur die Covenanters ſind auf den Privatgottesdienſt beſchränkt. Im Monat April erfolgte eine ähnliche Erklärung für England, die den Teſteid abſchaffte.

Die Quäker hatten als voreilige Hebammen der Geſchichte die Hand im Spiele; ſie gedachten auf dem Rücken der Katholiken durchzuſchlüpfen. Den König Jakob zum Befreier der Gewiſſen zu machen, war doch ein ganz unhiſtoriſcher Einfall. Jakob ließ ſich die Freundſchaft Will. Penns gefallen, der Hof cokettirte mit Quäkern und Diſſenters; die auf Jakobs Wink ſchmählich verurtheilten Puritaner Rich. Baxter und Howe und der noch berühmtere Wiedertäufer und Keſſelflicker John Bunyan, der praktiſche Jakob Böhme, wurden aus ihren Gefängniſſen entlaſſen. Dagegen empfing Jakob im Palaſte von Whitehall feierlichſt einen päpſtlichen Nuntius, da doch päpſtliche Geſandte geſetzlich verboten waren. Vier katholiſche Biſchöfe wurden geweiht.

Und nun reiſte Jakob ſelbſt im Lande umher, die Neuwahlen zum Parlament zu betreiben, die Quäker Penn und Barclay an der Seite des Jeſuitenkönigs. Penn unterzog ſich ſogar der Mühe, die Tochter Jakobs und deren Gemahl im Haag für die „Toleranz“ gewinnen zu wollen; beide aber wußten beſſer wie es in England ausſah und erließen eine gedruckte

Erklärung durch das ganze Land, daß sie an der Testakte festhielten, so sehr sie sonst der Toleranz zugeneigt seien.

Im Mai 1688 ließ Jakob sein Indulgenz-Edict zum andernmale verkündigen, mit der Weisung, es in allen Kirchen zu verlesen. In beiden Häusern des Parlaments erfolgte der Beschluß, daß die Verlesung nicht statthaben solle und daß eine Adresse an den König zu richten sei. Sieben Bischöfe widersetzten sich der Verlesung in ihren Sprengeln. Jakob schickte sie wegen Verachtung des Königs als Friedensbrecher in den Tower. Die escortirenden Soldaten aber beugten die Knie vor ihnen.

Die Krisis nahte. Die Königin sollte sich in gesegneten Umständen befinden; Jakob schien es eilig zu haben mit einem Thronfolger. Am 11. Juni schon kam die Königin, wie man sagt, plötzlich und in aller Eile mit einem Prinzen nieder. Wichtige Persönlichkeiten, die bei dem Akte zu assistiren hatten, waren zufällig nicht zur Hand; böse Zungen zischelten, das Kind sei in einem Bettwärmer ins Schlafzimmer der Königin und unter die Decke gebracht worden. Der Papst wurde Pathe.

Die Geschwornen, die über die sieben Bischöfe zu urtheilen hatten, sprachen die Angeklagten am Tage vor der Geburt des Prinzen von Wales frei; das Volk von London zündete in den Straßen große Freudenfeuer an, in denen das Bild des Papstes verbrannt wurde, und erhob lauten Jubel, in welchen die Soldaten einstimmten. Man beeilte sich von beiden Seiten.

Den wirklichen Anlaß zur Katastrophe gaben jedoch die auswärtigen Angelegenheiten. Der Kaiser, Holland, Brandenburg, Spanien und Schweden hatten schon zwei Jahre vorher den Augsburger Bund gegen die despotischen Uebergriffe Ludwigs XIV. geschlossen, und der Oranier war als Statthalter der holländischen Republik die Seele dieses Bundes. Jakob aber, der Vasall Ludwigs, berief die in Holland stehenden englischen Truppen zurück. Diese Truppen gehorchten mit ge-

ringen Ausnahmen nicht. Wilhelm von Oranien, ganz der Mann seiner diplomatischen Zeit, der sich bereits zum Anwalt der Testakte aufgeworfen hatte, durch die Geburt eines Prinzen von Wales im Erbrecht seiner Gemahlin bedroht, folgte begierig der Einladung des whiggistischen Adels, England vor dem drohenden Joche des Papstthums zu bewahren und seinem persönlichen Verlangen, das Königreich in die Wagschale gegen Ludwig XIV. zu werfen.

Wilhelm von Oranien, der nachgeborene Sohn Wilhelms II., war durch die Staatischen schon als 4jähriges Kind von aller Macht der Executive ausgeschlossen worden; aber der erste Krieg der Republik mit Karl II. hatte dieses Edict außer Kraft gesetzt. Das „Ewige Edict" von 1667 trennte sodann strengstens den Oberbefehl über die Land- und Seemacht von der Statthalterwürde, und der 27jährige Prinz mußte dieses Edict beschwören. So war der Widerstreit zwischen Staatlich und Staatisch abermals gegeben, und diesmal endigte er noch schimpflicher als zu Oldenbarnevelds Zeiten.

Der Hauptgegner Wilhelms war der Sohn jenes de Witt, den Wilhelm II. einst ins Gefängniß geworfen, Jan de Witt, Rathspensionär der wichtigsten Provinz Holland, in den Generalstaaten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, befreundet mit Baruch Spinoza; ihm zur Seite sein Bruder Cornelis de Witt, der wider Robert Blake gekämpft, der Rivale des oranischen van Tromp.

Im Jahre 1672 überzog Ludwig XIV. die „veruneinigte Republik der vereinigten Provinzen" mit Krieg. Die festen Plätze öffneten dem Feinde die Thore, der Kurfürst von Brandenburg rückte an den Rhein. Da rief der holländische Demos:

„Oranien boven, de Witten onder,
Wer't anders meent, den sla de Donder!"

Das „Ewige Edict" ward aufgehoben, Oranien trat an die Spitze der Armee und der Flotte. Das fanatische Volk aber zerriß den edlen Jan de Witt und seinen tapfern Bruder.

Erklärung durch das ganze Land, daß sie an der Testakte festhielten, so sehr sie sonst der Toleranz zugeneigt seien.

Im Mai 1688 ließ Jakob sein Indulgenz-Edict zum andernmale verkündigen, mit der Weisung, es in allen Kirchen zu verlesen. In beiden Häusern des Parlaments erfolgte der Beschluß, daß die Verlesung nicht statthaben solle und daß eine Adresse an den König zu richten sei. Sieben Bischöfe widersetzten sich der Verlesung in ihren Sprengeln. Jakob schickte sie wegen Verachtung des Königs als Friedensbrecher in den Tower. Die escortirenden Soldaten aber beugten die Knie vor ihnen.

Die Krisis nahte. Die Königin sollte sich in gesegneten Umständen befinden; Jakob schien es eilig zu haben mit einem Thronfolger. Am 11. Juni schon kam die Königin, wie man sagt, plötzlich und in aller Eile mit einem Prinzen nieder. Wichtige Persönlichkeiten, die bei dem Akte zu assistiren hatten, waren zufällig nicht zur Hand; böse Zungen zischelten, das Kind sei in einem Bettwärmer ins Schlafzimmer der Königin und unter die Decke gebracht worden. Der Papst wurde Pathe.

Die Geschwornen, die über die sieben Bischöfe zu urtheilen hatten, sprachen die Angeklagten am Tage vor der Geburt des Prinzen von Wales frei; das Volk von London zündete in den Straßen große Freudenfeuer an, in denen das Bild des Papstes verbrannt wurde, und erhob lauten Jubel, in welchen die Soldaten einstimmten. Man beeilte sich von beiden Seiten.

Den wirklichen Anlaß zur Katastrophe gaben jedoch die auswärtigen Angelegenheiten. Der Kaiser, Holland, Brandenburg, Spanien und Schweden hatten schon zwei Jahre vorher den Augsburger Bund gegen die despotischen Uebergriffe Ludwigs XIV. geschlossen, und der Oranier war als Statthalter der holländischen Republik die Seele dieses Bundes. Jakob aber, der Vasall Ludwigs, berief die in Holland stehenden englischen Truppen zurück. Diese Truppen gehorchten mit ge-

ringen Ausnahmen nicht. Wilhelm von Oranien, ganz der Mann seiner diplomatischen Zeit, der sich bereits zum Anwalt der Testakte aufgeworfen hatte, durch die Geburt eines Prinzen von Wales im Erbrecht seiner Gemahlin bedroht, folgte begierig der Einladung des whiggistischen Adels, England vor dem drohenden Joche des Papstthums zu bewahren und seinem persönlichen Verlangen, das Königreich in die Wagschale gegen Ludwig XIV. zu werfen.

Wilhelm von Oranien, der nachgeborene Sohn Wilhelms II., war durch die Staatischen schon als 4jähriges Kind von aller Macht der Executive ausgeschlossen worden; aber der erste Krieg der Republik mit Karl II. hatte dieses Edict außer Kraft gesetzt. Das „Ewige Edict" von 1667 trennte sodann strengstens den Oberbefehl über die Land- und Seemacht von der Statthalterwürde, und der 27jährige Prinz mußte dieses Edict beschwören. So war der Widerstreit zwischen Staatlich und Staatisch abermals gegeben, und diesmal endigte er noch schimpflicher als zu Oldenbarnevelds Zeiten.

Der Hauptgegner Wilhelms war der Sohn jenes de Witt, den Wilhelm II. einst ins Gefängniß geworfen, Jan de Witt, Rathspensionär der wichtigsten Provinz Holland, in den Generalstaaten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, befreundet mit Baruch Spinoza; ihm zur Seite sein Bruder Cornelis de Witt, der wider Robert Blake gekämpft, der Rivale des oranischen van Tromp.

Im Jahre 1672 überzog Ludwig XIV. die „veruneinigte Republik der vereinigten Provinzen" mit Krieg. Die festen Plätze öffneten dem Feinde die Thore, der Kurfürst von Brandenburg rückte an den Rhein. Da rief der holländische Demos:

„Oranien boven, de Witten onder,
Wer't anders meent, den sla de Donder!"

Das „Ewige Edict" ward aufgehoben, Oranien trat an die Spitze der Armee und der Flotte. Das fanatische Volk aber zerriß den edlen Jan de Witt und seinen tapfern Bruder.

Seitdem war Wilhelm die Seele der europäischen Coalition gegen Frankreich.

Im Sommer 1688 war die Verschwörung zwischen London und dem Haag in vollem Zuge, als Jakob noch Zeit fand, die Richter im Bischofsproceß mit seiner königlichen Ungnade zu bedenken, den widerspenstigen Klerus, dem er die Audienz verweigerte, mit gerichtlicher Verfolgung zu bedrohen und irische Regimenter nach London zu beordern. Den englischen war allerdings nicht zu trauen. In der Vereinbarung zwischen den Grafen Shrewsbury und Devonshire, dem Bischof Crompton, Lord Lumbey, Henry Sidney (dem Bruder des Enthaupteten), dem Admiral Russell und dem Oranier figurirte auch Lord Churchill, der die Armee überzuführen versprach.

Endlich — zu spät — suchte Jakob einzulenken; aber alles, was er that, war halb. Das Bündniß mit Frankreich abzuschließen hatte er jetzt keinen Muth mehr; im Innern nahm er vieles zurück, nur nicht das Dispensationsrecht. Das Manifest des Oraniers an die englische Nation, worin der kleine Prinz ein Bastard genannt war, lag schon fertig, und Jakob berief nicht einmal das Parlament.

Endlich siegte der kalte Trotz in ihm, er wollte es darauf ankommen lassen. Aber es bereitete sich ein protestantischer Kreuzzug gegen ihn vor. Die holländischen Generalstaaten hatten nach vielem Zaudern ihrem Statthalter Hülfe zugesagt; im October 1688 regte es sich auf den Werften Niederlands. Der französische Marschall Schomberg, seit 1685 landflüchtig, hatte in Brandenburg die Armee reorganisirt und wurde jetzt vom Kurfürsten Friedrich III. an den Oranier abgetreten; er führte die brandenburgische Hülfsmannschaft, französische Hugenotten und freiwillige deutsche Landsknechte.

Am 13. November lichteten 40 Kriegsschiffe mit 14,000 Mann Landtruppen zu Helvoetsluys die Anker; sie führten 30 Kanonen mit sich. Am Hauptmast des Admiralschiffes wehte die Devise: „Für die protestantische Religion und die

Freiheit Englands"; oder wie es auf dem Kupferstiche von Romeyn de Hooghe heißt: Voor de Herstelling van de Grond Wetten en ware Godsdienst in Engelant, Schotlant en Irelant. Darüber stand die oranische Devise: Je maintiendray. Am 15. und 16. Nov. 1688, hundert Jahre nach der spanischen Armada, wurden die Truppen, unbehelligt von Lord Dartmouth, der Jakobs Flotte befehligte, in der Bucht von Torbay (Devonshire) ausgeschifft. Wilhelm zog mit seinen Truppen landeinwärts.

Den Moment hatte er mit überlegener Klugheit gewählt. Der Orleanskrieg war ausgebrochen, Ludwig XIV. im Kampfe mit ganz Europa beschäftigt. Wilhelm hatte die ganze continentale Coalition, sogar den Papst, auf seiner Seite, der, wie einst sein Vorgänger die Uebermacht Habsburgs gefürchtet hatte, jetzt besorgten Blickes auf Frankreich schaute. Dem Kaiser zur Beruhigung meldete Wilhelm nach Wien, er wolle nicht den legitimen Herrscher vom Throne stoßen, das Parlament werde entscheiden. Der störrische Jakob aber berief kein Parlament.

Es war kein Heldenstück, was da aufgeführt wurde, sondern ein diplomatisches Cabinetsstück in Waffen. Das Volk wurde nirgends aufgeboten, alles spielte in den oberen Regionen. Die „Revolution" war nur dadurch „glorreich", daß sie kein Blut vergoß. Unter Edw. Seymour bildete sich eine „Association" zu dem Zwecke, „mit Oranien zusammenzuhalten, bis Religion, Gesetze und Freiheiten im freien Parlamente befestigt" seien. Jakob zog aufs andere Ufer der Themse, die Hauptstadt und sein 5monatliches Söhnchen zu decken. Da ritten Churchill und Grafton ins oranische Lager und der Abfall war allgemein. Prinzessin Anna folgte der Sarah Churchill. Prinz Georg von Dänemark, der Gemahl Anna's, berühmt durch sein stetes: Est-il possible? ging gleichfalls mit; diesmal war sein Motto berechtigt. Jakob aber seufzte: „Meine eigenen Kinder haben mich verlassen!" Die Volkswuth richtete sich gegen den Henker Jefferies, der

mit Peitschenhieben in den Tower gejagt wurde, wo ihn ein gütiges Geschick durch den Tod erlöste.

Sonst aber, wie zahm und lahm ging alles vor sich! Jakob berief ein Parlament, ließ aber seinem Schwiegersohn sagen, er möge nicht durch das Getöse der Waffen die Berathungen stören; alle Beschwerden sollten abgestellt werden. Ein hoher whiggistischer Adel meldete dem Oranier: Man könne dem König Titel und Rang lassen, während Wilhelm regiere! Der König selbst half den „glorreichen" Revolutionären aus der Verlegenheit; er ließ in der eiskalten Nacht des 9. December die Königin sammt dem Säugling nach Calais bringen. Am folgenden Tage schickte er sich selbst zur Flucht an und verbrannte die Wahlausschreiben. Das Reichssiegel warf er in die Themse. Dann zog er längs der Küste, um sich nach Frankreich einzuschiffen.

Die „Glorreichen" aber gingen auf Socken umher, um keinen Lärm zu machen. Wilhelm von Oranien rückte nach London vor, im Interesse der „Ordnung". Plötzlich brachten einige Fischer den König Jakob zurück, den sie am Strande aufgefunden und ausgeplündert hatten. Der Schwiegersohn wünschte ihn ins Pfefferland; er mochte ihn nicht gefangen nehmen und verwies ihn vorsichtig aus London. Der König begab sich nach Rochester. Wilhelm und seine Marie quartirten sich im Palast von St. James ein, die Tochter in der Behausung des entthronten Vaters!

Waren sie König und Königin? Noch nicht. Wer konnte sie dazu machen? Das Parlament. Aber wer hatte das Parlament einzuberufen? Das war der kitzliche Punkt. Wilhelm meinte in aller Bescheidenheit: die Peers. Was thun die Peers? Sie senden eine Deputation nach Rochester, der König möge ihnen den Gefallen thun, ein Parlament zu berufen. Jakob aber schüttelte die Birnen nicht, sondern begab sich mit geheimer Beihülfe Wilhelms nach Frankreich. Seine Wohnung im Schlosse zu Saint-Germain en Laye bei Paris wurde prächtig ausgestattet; sein Gönner und Verderber Ludwig setzte

ihm eine Penſion von 50,000 Thlr. monatlich aus und ſchürte eine ſtets trügeriſche Hoffnung in ihm.

Karl II. war von der bürgerlichen Angſt vor dem Schrecken der Rebellion zurückberufen worden. Dieſe Angſt war jetzt überflüſſig. Wilhelm von Oranien ſetzte ſich behutſam zwiſchen Republik und Reſtauration und befriedigte alle „gemäßigten" Anſprüche. Der Prätendent war nur noch gut für die Oper.

Wilhelm und Marie.

Ein neuer König war in England, wenn man ſich einmal an den Buchſtaben hielt, nicht ſo leicht gemacht. Die Peers wagten auch jetzt nicht, das Parlament einzuberufen — es fehlte ja auch das Reichsſiegel. Sie beriefen eine „parlamentariſche Convention", beſtehend aus allen Mitgliedern von Karls II. letztem Parlament, ſammt Lordmayor und Aldermen von London. Dieſe wieder beſchloſſen, daß der Prinz ſie einberufe. Zu Anfang Februar 1689 trat die „Convention" zuſammen. Der Prinz hatte bis dahin regiert, und zwar recht zweckmäßig; die katholiſchen Elemente hatte er aus den Aemtern und der Armee entfernt. Die „Convention" dankte dem Prinzen und erſuchte ihn, vorläufig die Regierung weiter zu führen.

Jetzt folgte die abgründliche Debatte des improviſirten Hauſes über die ſtaatsrechtliche Preisfrage: Iſt die Krone freiwillig niedergelegt oder der König entſetzt worden? Das Juſte-Milieu ſiegte mit der gewohnten Doppelſinnigkeit: „Der Thron iſt durch Abdication vacant" — niemals hat Jakob abdicirt, der legitime König von England lebte in Saint-Germain. Nein, ſagte das Juſte-Milieu, es iſt eine „Vacanz" vorhanden, „die regelmäßige Erbfolge iſt durch Vacanz unterbrochen". Wenn aber eine Vacanz vorhanden iſt, ſo tritt grade die Erbfolge ein. Endlich beſchloß das Haus, ganz mit

der Logik des „Von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes“: Der Thron ist erledigt durch Bruch des Vertrags — das genügte doch für sich allein — und durch Entweichung des Königs — die doch keinen neuen Rechtsgrund abgab, wenn der König den Vertrag gebrochen hatte. Und dann kam das große Desiderium, welches fünf Jahre vorher geltend zu machen war: Kein papistischer König!

Einzig logisch waren die hochtoryistischen Lords, welche den König nominell beibehalten wollten, den König, der durch „Entweichung“ verhindert war zu herrschen, und dem Oranier den Titel eines „Prinz-Regenten-Stellvertreters“ antrugen. Das aber war dem leisetretenden Prinzen doch zu viel; er drohte, nach Holland zurückzukehren. Nicht einmal als „König-Gemahl“ wollte er bleiben, was doch nach der Theorie von der rechtmäßigen Erbfolge die höchste Concession sein konnte. Da thaten die staatsrechtlichen Splitterrichter ein Uebriges: die beiden Eheleute William und Mary sind zusammen „König von England“, William aber herrscht bis zu seinem Tode. Wenn der Halbkönig Mary keine Kinder hinterläßt, so folgt ihre Schwester, die Prinzessin Anna, und deren Nachkommenschaft. Die Krönung von „Wilhelm und Marie“ fand am 29. April 1691 statt.

Endlich regte sich der Rest von Freiheitsdrang, der die Väter einst so gewaltig beseelt hatte. Der Enkel Hampdens und der Neffe W. Temple's riefen den Juristen der Convention zu: Sichert Eure Rechte! In der „Bill of Rights“ wurden die Rechte des Volkes gegen die Rechte der Krone abgewogen, das Dispensationsrecht abgeschafft, die Minister für verantwortlich erklärt, das königliche Begnadigungsrecht für sie beseitigt. Die Uniformität aber und die Testakte blieben, trotz Wilhelms besserer Neigung, in Kraft. Selbst das war noch Vielen zu viel; manche Geistliche verweigerten dem calvinistischen König den Huldigungseid. Die Jakobiten wurden gleichfalls als Nonconformisten behandelt; da sie den Eid verweigerten, entsetzte man sie ihrer Aemter. Nur die Schotten

waren durch die Abschaffung des Episkopats und die Herstellung der Synodalverfassung befriedigt.

So tolerant wie der neue Herrscher dachten die Wenigsten im Lande; das Confessionelle und Ausschließliche war viel zu fest an die frühern politischen Parteiungen gekittet. Es bedurfte noch einer langen „Aufklärung", ehe der politische Mensch sich vom religiösen losrang. Das größte Hinderniß für die Emancipation des Gedankens war in England von jeher die anglicanische Geistlichkeit. Sie hatte den „leidenden Gehorsam" zum Dogma erhoben und unter Karl II. zum Gesetz zu machen gesucht. Sie wagte kaum gegen Jakob zu opponiren; gegen Wilhelms Toleranzbestrebungen erklärten sich neun Zehntel ihrer Mitglieder.

Zur offenen Widersetzlichkeit kam es jedoch nur in Irland. Tyrconnell erklärte sich für König Jakob und erneuerte das alte Schisma. Ludwig XIV. unterstützte den Aufruhr mit Schiffen, Mannschaften und Geld. Die Bewegung machte Fortschritte. In England agitirte sogar Penn, im Namen der einäugigen Toleranz, für Jakob! In der allgemeinen Principlosigkeit eifersüchtelten die Handelsinteressen gegen die Holländer, deren Statthalter jetzt König von England war.

1690 rückte Wilhelm ins Feld und marschirte mit 60,000 Mann auf Dublin. Jakob zog sich auf das Cromwell'sche Drogheda jenseits des Boynefluſſes zurück. Am 30. Juli 1691 schlug Wilhelm die feindliche Armee zum ewigen Gedächtniß der Orangisten und Jakobiten. Jakob floh in sein Asyl zurück und Irland erkannte nothgedrungen die neue Herrschaft an.

Wilhelms Politik, im Innern vielfach gehemmt, warf sich desto ungehinderter auf das auswärtige Departement. Von England aus bekriegte er jetzt Frankreich. Ludwig aber plante eine Invasion Englands vom Cap la Hogue aus. Da schlug am 29. Mai 1692 Admiral Russell in der Seeschlacht bei dem erwähnten Cap den französischen Admiral Tourville. Dann wandte sich die englische Flotte nach Holland zur Unterstützung

r dortigen Landarmee. Ludwig XIV. hatte endlich ſeinen ann gefunden, ſein bisheriges Glück neigte ſich abwärts.

Die geſchäftlichen Intereſſen Englands erhielten unter m Statthalter der Handelsrepublik die kräftigſte Förderung. s entſtand die Bank von England, zugleich Circulations- d Regierungs-Anſtalt. Während ſie die Tauſchwerthe durch echſel vermittelte, gab ſie zugleich Schuldſcheine auf Regie- ngsanleihen aus. Als Depoſitenbank wurde ſie das Re- voir des müßigen Capitals, welches von dort in die Rinn- le des Verkehrs eindrang. Das Geld, welches Ludwig XIV. rch Religionsverfolgungen aus dem Lande trieb, kam Eng- nds Induſtrie und Handel zu gute. Die oſtindiſche Com- gnie wurde auf breiterer Baſis erneuert. Die Mathematik hielt ihre praktiſche Verwerthung: Newtons hohe Wiſſenſchaft zte ſich in der Perſon ſeines Freundes Montague an den echentiſch der Bank. Er ſelbſt wurde Münzwardein. Die anzielle Ordnung ſicherte die politiſche, während Frankreich ſeinen ſchlechten Finanzen ſiechte. In Frankreich war die ndescaſſe zugleich königliche Caſſe; in England wurde der taatshaushalt ſtreng von der Civilliſte geſchieden.

Die Marine kam in Aufſchwung, der Handel mit den olonien blühte, das Geld rollte. War auch Wilhelm in ngland nicht beliebt, ſo ließ man ſich doch die neue Ordnung r Dinge gefallen.

Niemals war Wilhelm in England populär, ſeine dortige ge blieb ſtets eine verdrießliche. Seine Doppelſtellung wie n Charakter machen das begreiflich. In Holland ſtützte er h auf die Maſſe; die höhern Kreiſe, beſonders die Hoch- ögenden, waren ihm feind. Nicht mit Unrecht ſagten ſie: „In Holland iſt er König, in England Statthalter!“ In ngland blieb die Maſſe kalt gegen ihn und die, deren In- reſſen und Geſchäfte er beſorgte, an die er die Staatsdomänen d confiscirten Güter verſchleuderte, mißtrauten ihm bis zuletzt.

Wilhelms äußere Erſcheinung hatte nichts Reſolutes, Im- nirendes, Heldenhaftes. Sein langes Geſicht trotzte der un-

Erklärung durch das ganze Land, daß sie an der Testakte festhielten, so sehr sie sonst der Toleranz zugeneigt seien.

Im Mai 1688 ließ Jakob sein Indulgenz-Edict zum andernmale verkündigen, mit der Weisung, es in allen Kirchen zu verlesen. In beiden Häusern des Parlaments erfolgte der Beschluß, daß die Verlesung nicht statthaben solle und daß eine Adresse an den König zu richten sei. Sieben Bischöfe widersetzten sich der Verlesung in ihren Sprengeln. Jakob schickte sie wegen Verachtung des Königs als Friedensbrecher in den Tower. Die escortirenden Soldaten aber beugten die Knie vor ihnen.

Die Krisis nahte. Die Königin sollte sich in gesegneten Umständen befinden; Jakob schien es eilig zu haben mit einem Thronfolger. Am 11. Juni schon kam die Königin, wie man sagt, plötzlich und in aller Eile mit einem Prinzen nieder. Wichtige Persönlichkeiten, die bei dem Akte zu assistiren hatten, waren zufällig nicht zur Hand; böse Zungen zischelten, das Kind sei in einem Bettwärmer ins Schlafzimmer der Königin und unter die Decke gebracht worden. Der Papst wurde Pathe.

Die Geschwornen, die über die sieben Bischöfe zu urtheilen hatten, sprachen die Angeklagten am Tage vor der Geburt des Prinzen von Wales frei; das Volk von London zündete in den Straßen große Freudenfeuer an, in denen das Bild des Papstes verbrannt wurde, und erhob lauten Jubel, in welchen die Soldaten einstimmten. Man beeilte sich von beiden Seiten.

Den wirklichen Anlaß zur Katastrophe gaben jedoch die auswärtigen Angelegenheiten. Der Kaiser, Holland, Brandenburg, Spanien und Schweden hatten schon zwei Jahre vorher den Augsburger Bund gegen die despotischen Uebergriffe Ludwigs XIV. geschlossen, und der Oranier war als Statthalter der holländischen Republik die Seele dieses Bundes. Jakob aber, der Vasall Ludwigs, berief die in Holland stehenden englischen Truppen zurück. Diese Truppen gehorchten mit ge-

ringen Ausnahmen nicht. Wilhelm von Oranien, ganz der Mann seiner diplomatischen Zeit, der sich bereits zum Anwalt der Testakte aufgeworfen hatte, durch die Geburt eines Prinzen von Wales im Erbrecht seiner Gemahlin bedroht, folgte begierig der Einladung des whiggistischen Adels, England vor dem drohenden Joche des Papstthums zu bewahren und seinem persönlichen Verlangen, das Königreich in die Wagschale gegen Ludwig XIV. zu werfen.

Wilhelm von Oranien, der nachgeborene Sohn Wilhelms II., war durch die Staatischen schon als 4jähriges Kind von aller Macht der Executive ausgeschlossen worden; aber der erste Krieg der Republik mit Karl II. hatte dieses Edict außer Kraft gesetzt. Das „Ewige Edict" von 1667 trennte sodann strengstens den Oberbefehl über die Land- und Seemacht von der Statthalterwürde, und der 27jährige Prinz mußte dieses Edict beschwören. So war der Widerstreit zwischen Staatlich und Staatisch abermals gegeben, und diesmal endigte er noch schimpflicher als zu Oldenbarnevelds Zeiten.

Der Hauptgegner Wilhelms war der Sohn jenes de Witt, den Wilhelm II. einst ins Gefängniß geworfen, Jan de Witt, Rathspensionär der wichtigsten Provinz Holland, in den Generalstaaten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, befreundet mit Baruch Spinoza; ihm zur Seite sein Bruder Cornelis de Witt, der wider Robert Blake gekämpft, der Rivale des oranischen van Tromp.

Im Jahre 1672 überzog Ludwig XIV. die „veruneinigte Republik der vereinigten Provinzen" mit Krieg. Die festen Plätze öffneten dem Feinde die Thore, der Kurfürst von Brandenburg rückte an den Rhein. Da rief der holländische Demos:

„Oranien boven, de Witten onder,
Wer't anders meent, den sla de Donder!"

Das „Ewige Edict" ward aufgehoben, Oranien trat an die Spitze der Armee und der Flotte. Das fanatische Volk aber zerriß den edlen Jan de Witt und seinen tapfern Bruder.

Seitdem war Wilhelm die Seele der europäischen Coalition gegen Frankreich.

Im Sommer 1688 war die Verschwörung zwischen London und dem Haag in vollem Zuge, als Jakob noch Zeit fand, die Richter im Bischofsproceß mit seiner königlichen Ungnade zu bedenken, den widerspenstigen Klerus, dem er die Audienz verweigerte, mit gerichtlicher Verfolgung zu bedrohen und irische Regimenter nach London zu beordern. Den englischen war allerdings nicht zu trauen. In der Vereinbarung zwischen den Grafen Shrewsbury und Devonshire, dem Bischof Crompton, Lord Lumbey, Henry Sidney (dem Bruder des Enthaupteten), dem Admiral Russell und dem Oranier figurirte auch Lord Churchill, der die Armee überzuführen versprach.

Endlich — zu spät — suchte Jakob einzulenken; aber alles, was er that, war halb. Das Bündniß mit Frankreich abzuschließen hatte er jetzt keinen Muth mehr; im Innern nahm er vieles zurück, nur nicht das Dispensationsrecht. Das Manifest des Oraniers an die englische Nation, worin der kleine Prinz ein Bastard genannt war, lag schon fertig, und Jakob berief nicht einmal das Parlament.

Endlich siegte der kalte Trotz in ihm, er wollte es darauf ankommen lassen. Aber es bereitete sich ein protestantischer Kreuzzug gegen ihn vor. Die holländischen Generalstaaten hatten nach vielem Zaudern ihrem Statthalter Hülfe zugesagt; im October 1688 regte es sich auf den Werften Niederlands. Der französische Marschall Schomberg, seit 1685 landflüchtig, hatte in Brandenburg die Armee reorganisirt und wurde jetzt vom Kurfürsten Friedrich III. an den Oranier abgetreten; er führte die brandenburgische Hülfsmannschaft, französische Hugenotten und freiwillige deutsche Landsknechte.

Am 13. November lichteten 40 Kriegsschiffe mit 14,000 Mann Landtruppen zu Helvoetsluys die Anker; sie führten 30 Kanonen mit sich. Am Hauptmast des Admiralschiffes wehte die Devise: „Für die protestantische Religion und die

Freiheit Englands"; oder wie es auf dem Kupferstiche von Romeyn de Hooghe heißt: Voor de Herstelling van de Grond Wetten en ware Godsdienst in Engelant, Schotlant en Irelant. Darüber stand die oranische Devise: Je maintiendray. Am 15. und 16. Nov. 1688, hundert Jahre nach der spanischen Armada, wurden die Truppen, unbehelligt von Lord Dartmouth, der Jakobs Flotte befehligte, in der Bucht von Torbay (Devonshire) ausgeschifft. Wilhelm zog mit seinen Truppen landeinwärts.

Den Moment hatte er mit überlegener Klugheit gewählt. Der Orleanskrieg war ausgebrochen, Ludwig XIV. im Kampfe mit ganz Europa beschäftigt. Wilhelm hatte die ganze continentale Coalition, sogar den Papst, auf seiner Seite, der, wie einst sein Vorgänger die Uebermacht Habsburgs gefürchtet hatte, jetzt besorgten Blickes auf Frankreich schaute. Dem Kaiser zur Beruhigung meldete Wilhelm nach Wien, er wolle nicht den legitimen Herrscher vom Throne stoßen, das Parlament werde entscheiden. Der störrische Jakob aber berief kein Parlament.

Es war kein Heldenstück, was da aufgeführt wurde, sondern ein diplomatisches Cabinetsstück in Waffen. Das Volk wurde nirgends aufgeboten, alles spielte in den oberen Regionen. Die „Revolution" war nur dadurch „glorreich", daß sie kein Blut vergoß. Unter Edw. Seymour bildete sich eine „Association" zu dem Zwecke, „mit Oranien zusammenzuhalten, bis Religion, Gesetze und Freiheiten im freien Parlamente befestigt" seien. Jakob zog aufs andere Ufer der Themse, die Hauptstadt und sein 5 monatliches Söhnchen zu decken. Da ritten Churchill und Grafton ins oranische Lager und der Abfall war allgemein. Prinzessin Anna folgte der Sarah Churchill. Prinz Georg von Dänemark, der Gemahl Anna's, berühmt durch sein stetes: Est-il possible? ging gleichfalls mit; diesmal war sein Motto berechtigt. Jakob aber seufzte: „Meine eigenen Kinder haben mich verlassen!" Die Volkswuth richtete sich gegen den Henker Jefferies, der

mit Peitſchenhieben in den Tower gejagt wurde, wo ihn ein gütiges Geſchick durch den Tod erlöſte.

Sonſt aber, wie zahm und lahm ging alles vor ſich! Jakob berief ein Parlament, ließ aber ſeinem Schwiegerſohn ſagen, er möge nicht durch das Getöſe der Waffen die Berathungen ſtören; alle Beſchwerden ſollten abgeſtellt werden. Ein hoher whiggiſtiſcher Adel meldete dem Oranier: Man könne dem König Titel und Rang laſſen, während Wilhelm regiere! Der König ſelbſt half den „glorreichen" Revolutionären aus der Verlegenheit; er ließ in der eiskalten Nacht des 9. December die Königin ſammt dem Säugling nach Calais bringen. Am folgenden Tage ſchickte er ſich ſelbſt zur Flucht an und verbrannte die Wahlausſchreiben. Das Reichsſiegel warf er in die Themſe. Dann zog er längs der Küſte, um ſich nach Frankreich einzuſchiffen.

Die „Glorreichen" aber gingen auf Socken umher, um keinen Lärm zu machen. Wilhelm von Oranien rückte nach London vor, im Intereſſe der „Ordnung". Plötzlich brachten einige Fiſcher den König Jakob zurück, den ſie am Strande aufgefunden und ausgeplündert hatten. Der Schwiegerſohn wünſchte ihn ins Pfefferland; er mochte ihn nicht gefangen nehmen und verwies ihn vorſichtig aus London. Der König begab ſich nach Rocheſter. Wilhelm und ſeine Marie quartirten ſich im Palaſt von St. James ein, die Tochter in der Behauſung des entthronten Vaters!

Waren ſie König und Königin? Noch nicht. Wer konnte ſie dazu machen? Das Parlament. Aber wer hatte das Parlament einzuberufen? Das war der kitzliche Punkt. Wilhelm meinte in aller Beſcheidenheit: die Peers. Was thun die Peers? Sie ſenden eine Deputation nach Rocheſter, der König möge ihnen den Gefallen thun, ein Parlament zu berufen. Jakob aber ſchüttelte die Birnen nicht, ſondern begab ſich mit geheimer Beihülfe Wilhelms nach Frankreich. Seine Wohnung im Schloſſe zu Saint-Germain en Laye bei Paris wurde prächtig ausgeſtattet; ſein Gönner und Verderber Ludwig ſetzte

ihm eine Penſion von 50,000 Thlr. monatlich aus und ſchürte eine ſtets trügeriſche Hoffnung in ihm.

Karl II. war von der bürgerlichen Angſt vor dem Schrecken der Rebellion zurückberufen worden. Dieſe Angſt war jetzt überflüſſig. Wilhelm von Oranien ſetzte ſich behutſam zwiſchen Republik und Reſtauration und befriedigte alle „gemäßigten“ Anſprüche. Der Prätendent war nur noch gut für die Oper.

Wilhelm und Marie.

Ein neuer König war in England, wenn man sich einmal an den Buchstaben hielt, nicht so leicht gemacht. Die Peers wagten auch jetzt nicht, das Parlament einzuberufen — es fehlte ja auch das Reichssiegel. Sie beriefen eine „parlamentarische Convention", bestehend aus allen Mitgliedern von Karls II. letztem Parlament, sammt Lordmayor und Aldermen von London. Diese wieder beschlossen, daß der Prinz sie einberufe. Zu Anfang Februar 1689 trat die „Convention" zusammen. Der Prinz hatte bis dahin regiert, und zwar recht zweckmäßig; die katholischen Elemente hatte er aus den Aemtern und der Armee entfernt. Die „Convention" dankte dem Prinzen und ersuchte ihn, vorläufig die Regierung weiter zu führen.

Jetzt folgte die abgründliche Debatte des improvisirten Hauses über die staatsrechtliche Preisfrage: Ist die Krone freiwillig niedergelegt oder der König entsetzt worden? Das Juste-Milieu siegte mit der gewohnten Doppelsinnigkeit: „Der Thron ist durch Abdication vacant" — niemals hat Jakob abdicirt, der legitime König von England lebte in Saint-Germain. Nein, sagte das Juste-Milieu, es ist eine „Vacanz" vorhanden, „die regelmäßige Erbfolge ist durch Vacanz unterbrochen". Wenn aber eine Vacanz vorhanden ist, so tritt grade die Erbfolge ein. Endlich beschloß das Haus, ganz mit

der Logik des „Von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes“: Der Thron ist erledigt durch Bruch des Vertrags — das genügte doch für sich allein — und durch Entweichung des Königs — die doch keinen neuen Rechtsgrund abgab, wenn der König den Vertrag gebrochen hatte. Und dann kam das große Desiderium, welches fünf Jahre vorher geltend zu machen war: Kein papistischer König!

Einzig logisch waren die hochtoryistischen Lords, welche den König nominell beibehalten wollten, den König, der durch „Entweichung“ verhindert war zu herrschen, und dem Oranier den Titel eines „Prinz-Regenten-Stellvertreters“ antrugen. Das aber war dem leisetretenden Prinzen doch zu viel; er drohte, nach Holland zurückzukehren. Nicht einmal als „König-Gemahl“ wollte er bleiben, was doch nach der Theorie von der rechtmäßigen Erbfolge die höchste Concession sein konnte. Da thaten die staatsrechtlichen Splitterrichter ein Uebriges: die beiden Eheleute William und Mary sind zusammen „König von England“, William aber herrscht bis zu seinem Tode. Wenn der Halbkönig Mary keine Kinder hinterläßt, so folgt ihre Schwester, die Prinzessin Anna, und deren Nachkommenschaft. Die Krönung von „Wilhelm und Marie“ fand am 29. April 1691 statt.

Endlich regte sich der Rest von Freiheitsdrang, der die Väter einst so gewaltig beseelt hatte. Der Enkel Hampdens und der Neffe W. Temple's riefen den Juristen der Convention zu: Sichert Eure Rechte! In der „Bill of Rights“ wurden die Rechte des Volkes gegen die Rechte der Krone abgewogen, das Dispensationsrecht abgeschafft, die Minister für verantwortlich erklärt, das königliche Begnadigungsrecht für sie beseitigt. Die Uniformität aber und die Testakte blieben, trotz Wilhelms besserer Neigung, in Kraft. Selbst das war noch Vielen zu viel; manche Geistliche verweigerten dem calvinistischen König den Huldigungseid. Die Jakobiten wurden gleichfalls als Nonconformisten behandelt; da sie den Eid verweigerten, entsetzte man sie ihrer Aemter. Nur die Schotten

waren durch die Abschaffung des Episkopats und die Herstellung der Synodalverfassung befriedigt.

So tolerant wie der neue Herrscher dachten die Wenigsten im Lande; das Confessionelle und Ausschließliche war viel zu fest an die frühern politischen Parteiungen gekittet. Es bedurfte noch einer langen „Aufklärung", ehe der politische Mensch sich vom religiösen losrang. Das größte Hinderniß für die Emancipation des Gedankens war in England von jeher die anglicanische Geistlichkeit. Sie hatte den „leidenden Gehorsam" zum Dogma erhoben und unter Karl II. zum Gesetz zu machen gesucht. Sie wagte kaum gegen Jakob zu opponiren; gegen Wilhelms Toleranzbestrebungen erklärten sich neun Zehntel ihrer Mitglieder.

Zur offenen Widersetzlichkeit kam es jedoch nur in Irland. Tyrconnell erklärte sich für König Jakob und erneuerte das alte Schisma. Ludwig XIV. unterstützte den Aufruhr mit Schiffen, Mannschaften und Geld. Die Bewegung machte Fortschritte. In England agitirte sogar Penn, im Namen der einäugigen Toleranz, für Jakob! In der allgemeinen Principlosigkeit eifersüchtelten die Handelsinteressen gegen die Holländer, deren Statthalter jetzt König von England war.

1690 rückte Wilhelm ins Feld und marschirte mit 60,000 Mann auf Dublin. Jakob zog sich auf das Cromwell'sche Drogheda jenseits des Boynefusses zurück. Am 30. Juli 1691 schlug Wilhelm die feindliche Armee zum ewigen Gedächtniß der Orangisten und Jakobiten. Jakob floh in sein Asyl zurück und Irland erkannte nothgedrungen die neue Herrschaft an.

Wilhelms Politik, im Innern vielfach gehemmt, warf sich desto ungehinderter auf das auswärtige Departement. Von England aus bekriegte er jetzt Frankreich. Ludwig aber plante eine Invasion Englands vom Cap la Hogue aus. Da schlug am 29. Mai 1692 Admiral Russell in der Seeschlacht bei dem erwähnten Cap den französischen Admiral Tourville. Dann wandte sich die englische Flotte nach Holland zur Unterstützung

der dortigen Landarmee. Ludwig XIV. hatte endlich seinen Mann gefunden, sein bisheriges Glück neigte sich abwärts.

Die geschäftlichen Interessen Englands erhielten unter dem Statthalter der Handelsrepublik die kräftigste Förderung. Es entstand die Bank von England, zugleich Circulations- und Regierungs-Anstalt. Während sie die Tauschwerthe durch Wechsel vermittelte, gab sie zugleich Schuldscheine auf Regierungsanleihen aus. Als Depositenbank wurde sie das Reservoir des müßigen Capitals, welches von dort in die Rinnsale des Verkehrs eindrang. Das Geld, welches Ludwig XIV. durch Religionsverfolgungen aus dem Lande trieb, kam Englands Industrie und Handel zu gute. Die ostindische Compagnie wurde auf breiterer Basis erneuert. Die Mathematik erhielt ihre praktische Verwerthung: Newtons hohe Wissenschaft setzte sich in der Person seines Freundes Montague an den Rechentisch der Bank. Er selbst wurde Münzwardein. Die finanzielle Ordnung sicherte die politische, während Frankreich an seinen schlechten Finanzen siechte. In Frankreich war die Landescasse zugleich königliche Casse; in England wurde der Staatshaushalt streng von der Civilliste geschieden.

Die Marine kam in Aufschwung, der Handel mit den Colonien blühte, das Geld rollte. War auch Wilhelm in England nicht beliebt, so ließ man sich doch die neue Ordnung der Dinge gefallen.

Niemals war Wilhelm in England populär, seine dortige Lage blieb stets eine verdrießliche. Seine Doppelstellung wie sein Charakter machen das begreiflich. In Holland stützte er sich auf die Masse; die höhern Kreise, besonders die Hochmögenden, waren ihm feind. Nicht mit Unrecht sagten sie: „In Holland ist er König, in England Statthalter!“ In England blieb die Masse kalt gegen ihn und die, deren Interessen und Geschäfte er besorgte, an die er die Staatsdomänen und confiscirten Güter verschleuderte, mißtrauten ihm bis zuletzt.

Wilhelms äußere Erscheinung hatte nichts Resolutes, Imponirendes, Heldenhaftes. Sein langes Gesicht trotzte der un-

gepuderten Allongeperücke; in seinem Blicke lag etwas Lauerndes; sein Nasenhügel war von semitischer Schwingung; seine ganze Haltung drückte Berechnung und Vorsicht aus. Er war ein politischer Geschäftsmann.

In Saint-Germain ruhte die Cabale gleichfalls nicht; unter Mitwissen der beiden Könige reifte ein Mordplan gegen Wilhelm. Der Mörder, ein gewisser Grandval, wurde in Holland ergriffen und hingerichtet. Sein Geständniß lastete schwer auf den beiden katholischen Majestäten.

Ende December 1694 starb die Königin Marie, aber die eventuelle Thronfolgerin Anna hielt zu Wilhelms Politik. Ein letzter Invasionsversuch mußte abgeschlagen werden; Jakob befand sich bereits in Calais. Ein letztes Complott wurde entdeckt; wenn Wilhelm die Jagd nicht absagte, war er verloren. Er konnte sein Schloß nur noch mit bewaffnetem Gefolge verlassen. Und doch zwang ihn das parteiische Mißtrauen zur Entwaffnung des Landes und zur Auflösung seiner holländischen Garde.

Im Jahre 1697 erlangte er im Frieden zu Ryswik die Anerkennung Europas als König von England. Jakob hatte alle Hoffnung aufgegeben und war zu den Trappisten gegangen, welche den Rückschlag gegen die vornehme Liederlichkeit in Frankreich vollzogen.

Wilhelm III. starb schon 1701, von Sorgen erdrückt. Alles was er für England gethan, machte ihn in Holland unpopulär; jeder commerzielle und finanzielle Fortschritt in dem einen Lande erschien dem anderen als Beeinträchtigung. Henry Vane's Wort erfüllte sich: „Die beiden Länder müssen entweder eins sein, oder Holland muß unsere Magd werden.“ Friedrich II. von Preußen nannte später die beiden Seemächte: „Das englische Kriegsschiff mit der holländischen Schaluppe im Schleptau.“

Nicht nur Holland wurde durch den nationalen Egoismus Englands geschädigt; Englands Maßregeln trafen ganz Europa. Unter diesen Maßregeln war eine der radicalsten und

einſchneidendſten die Verordnung von 1700: „Daß oſtindiſche Baumwollen- und Seidenwaaren in England weder zu Kleidern noch zum Hausſchmuck gebraucht werden ſollten, bei Strafe der Confiscation und einer Geldbuße von 200 Pf. St. für den Beſitzer oder Verkäufer.“ Nur die Wiederausfuhr auf den Continent war unter ſtrenger Garantie geſtattet. England vermochte die betreffenden Waaren bei weitem nicht ſo billig herzuſtellen; viele ſeiner Fabricanten waren „den Kirchſpielen zur Laſt gefallen.“ Als Export aber dienten jene Waaren dazu, die continentalen Manufacturen zu ruiniren, während England produciren lernte.

Natürlich mußten die Steuerträger für die mangelnden Eingangszölle aufkommen. Die indirecten Abgaben wuchſen, namentlich unter Wilhelm und Anna, allerdings unter Mithülfe des Kriegs, gewaltig.*)

Was der Oranier in ſeiner fatalen Doppelſtellung für Europa gethan, kann erſt bei der Geſchichte Ludwig XIV. klar werden. Er ſelbſt drückte es in ſeiner letzten engliſchen Thronrede alſo aus: „An der rechten Benutzung des gegenwärtigen Augenblickes wird man erkennen, ob Ihr ernſtlich wollt, daß dieſes England die Wage der Welt in ſeinen Händen halte und an der Spitze der proteſtantiſchen Chriſtenheit ſtehe.“

Es handelte ſich um die große Coalition gegen Frankreich in der ſpaniſchen Erbfolge-Sache.

Addiſon beſang den Oranier als the World's great patriot, den großen Weltbürger.

*) Die Salzſteuer wurde erſt 1825 aufgehoben. Das Bier zahlte dreifach: Accise, Malz- und Hopfenſteuer — bis 1830.

Staatsrecht, Religion, Literatur.

Wir sahen nicht ohne einiges Ergötzen, wie die englische Verfassungsfrage durch ein Compromiß der beiden Gewalten, der legislativen und executiven, zur Ruhe gebracht wurde. Der Streit war gegen Karl I. mit dem Beile durchhauen worden. Nach der Enthauptung des Königs hatte Robert Filmer seine Rechtfertigung der absoluten Königsmacht unter dem Titel: Patriarcha or the natural power of kings geschrieben, von der wir vermuthen mußten, daß Milton sie im Manuscript gelesen. Gedruckt wurde sie erst 1680, als es galt dem whiggistischen Drängen auf Ausschließung Jakobs vom Throne einen Damm entgegenzustellen. Gegen den „Patriarchen" schrieb Algernon Sidney seine Discourses concerning government, die in seinem Todesjahre 1683 noch nicht im Druck erschienen waren. Filmer hatte sich apodiktisch gegen die Lehre vom Vertrage erklärt, den ersten Menschen, Adam, zum gebornen Oberhaupte der Welt gemacht und so eine biblische Erbfolge erfunden. Höchstens gab er zu, daß einmal eine Vacanz eintreten könne, welche dann die Aeltesten des Volkes durch Wahl auszufüllen hätten, ohne daß der Gewählte deßhalb weniger von Gottes Gnaden wäre. Von der königlichen Machtvollkommenheit ging nach Filmer jede andere Gewalt als Delegation aus; das Parlament war ihm nur von Königs Gnaden. Sollte einmal der König gegen das Gesetz handeln, so sei er dafür nur Gott verantwortlich, aber keiner menschlichen Instanz. Diese höchst kindliche Fassung des Staatsrechts war die Leibtheorie Karls I. Gegen diese Naivität wandte sich der

principielle Demokrat Algernon Sidney, widerlegte Schritt für Schritt die Filmer'ſche Theorie und gelangte, ohne ſich für die Republik zu erklären, zu dem Reſultat: Regieren iſt nichts dem Menſchen Angeborenes, es iſt ein Amt. Am Königthum iſt nichts Göttliches.

Algernon Sidney war 1617 als Sohn des Herzogs von Leiceſter geboren. Den königlichen Dienſt verließ er, um parlamentariſcher Offizier und Beamter zu werden. Seine Discourses ſchrieb er während des Protectorats. In der Kriſe von 1659 war er Geſandter des Parlaments in Kopenhagen, wo er den Frieden zwiſchen Dänemark und Schweden vermitteln ſollte. Dort ſchrieb er in ein Album:

Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placida cum libertate quietem.

„Hier dieſe Hand, Feindin der Tyrannen,
Ringt mit dem Schwerte nach Ruh' im Schatten lieblicher Freiheit."

Unter Karl II. blieb er landflüchtig bis 1677. Er ſoll einmal nicht uneigennützig den Krieg gegen Frankreich widerrathen haben.

Der wahre Begründer der Theorie des Compromiſſes, der conſtitutionellen Staatslehre, wurde John Locke, zugleich der Philoſoph, welcher dem ganzen folgenden Jahrhundert die Directive gab. Als analytiſcher Denker, als Gegner der angebornen Ideen und Vertheidiger der tabula rasa, gehört Locke nicht in unſern gegenwärtigen Rahmen; hierher gehört nur der Politiker, der Syſtematiker, welcher die engliſche Revolution theoretiſch abſchloß. John Locke iſt geboren im Jahre 1632 und ſtarb 1704. Er gehörte einer der beiden Hauptſtrömungen ſeines Jahrhunderts, nämlich der naturwiſſenſchaftlichen, ganz und voll an. Gegner jedes ſcholaſtiſchen oder metaphyſiſchen Denkens, warf er ſich früh auf die Thatſachen der Beobachtung und Erfahrung, um ſich hier das Material zu den einzig ſtichhaltigen anthropologiſchen Schlüſſen zu holen. Er war Mediciner im umfaſſendſten Sinne des Worts. Als Freidenker befreundete er ſich mit dem Grafen Shaftesbury und

folgte dieſem nach Holland ins Exil. In Holland legte Locke den Grund zu ſeinen „Briefen über Toleranz“ und entwarf ſeinen berühmten Essay on human understanding, „Unterſuchung des menſchlichen Erkenntnißvermögens.“ Die Toleranz, welche Locke meinte, war eine andere als diejenige Karls II. und Jakobs II., kein politiſcher Köder, keine Maske des Abſolutismus und der Reaction, ſondern die Behauptung, daß im Rechtsſtaate die verſchiedenen Confeſſionen des Chriſtenthums zu dulden ſeien, der elementare Anfang von der Trennung des Staates und der Kirche. Einen Auszug aus dieſen Briefen brachte in franzöſiſcher Sprache die Bibliothèque universelle des Hugenotten Leclerc, des Archivars der in Frankreich unmöglichen Aufklärungsliteratur, der im Haag 81 Bände ſchweres Geſchütz anlegte.

Erſt nach dem Sturze Jakobs kehrte Locke nach England zurück, wo er ſeine beiden Werke ausarbeitete. Ein drittes kam noch im Jahre 1689 dazu, die Treatises on Government, „Tractate über die Regierung.“ Scharf ging er der patriarchaliſchen oder abſolutiſtiſchen Doctrin an den Leib und zerſtörte mit ſchlagenden Gründen die bequeme Naivität: der Staat ſei ein Familienverhältniß. Er lieferte die beſte Begründung des Satzes: der Staat beruhe auf Vertrag. Wenn die neue hiſtoriſche Schule den Staat wieder zu einem Naturgewächs gemacht hat, ſo vergißt ſie, daß dieſes Gewächs von jeher, beſonders in neueren Zeiten, der Gartenkunſt verfallen, durch unbarmherzige Beſchneidung und durch Oculation verwandelt worden iſt. Die Frage allerdings, wie der Streit zwiſchen den beiden Gewalten zu ſchlichten ſei, iſt nie theorethiſch entſchieden worden. Locke neigt ſich auf die Seite der Legislative, von der die Executive nur ein Ausfluß ſei. Das aber iſt nicht mehr conſtitutionell, ſondern demokratiſch; das heißt die Volksſouveränität lehren. Was Locke im Auge hatte, war der in England vorliegende Fall, die Entthronung Jakobs und die Erwählung Wilhelms. Da allerdings hatte die Legislative, wenn auch ziemlich verſchämt, entſchieden. Der

Tractat war die Vertheidigung der whiggistischen Politik. Und historische Thatsache ist es, daß das englische Parlament, einige ephemere Verdunkelungen abgerechnet, der Hauptfactor im Staatsleben geblieben ist bis auf unsere Tage.

Gesund wie der Kern dieser Schrift sind auch Locke's Auslassungen über „Erziehung". Was Milton vorgearbeitet hatte, das findet sich bei Locke in der ruhigen verstandesmäßigen Sprache, die alle seine Schriften auszeichnet, des Breiteren erörtert: naturgemäße Behandlung des Kindes an Leib und Geist, psychologische Entwickelung der Anschauungen und Vorstellungen. Hier hat J. J. Rousseau, hier haben sich die deutschen Pädagogen das Wesentliche ihrer Kritik und Lehre geholt. Die vorzügliche körperliche Ausbildung der heutigen englischen Knaben und auch Mädchen ist auf Locke's pädagogische Grundlehren zurückzuführen.

Die religiöse Gährung, welche von der humanitären Aufklärung allmählich niedergeschlagen wurde, erfuhr, wie schon angedeutet, auf ihrem eigenen Gebiete eine Wandlung. Wir haben der Quäker mehrmals Erwähnung gethan, die Gründung der Secte durch George Fox unter Cromwell erzählt, sodann die unbefugte Einmischung William Penns in die jakobitische Politik getadelt. Es wird daher am Platze sein, auch dem Heldenhaften und Großartigen in der Erscheinung des Gründers von Pennsylvanien gerecht zu werden und die Correctur an den Mann zu bringen, welche Hepworth Dixon der entstellenden Zeichnung Macaulay's angedeihen läßt.

Der Indifferentismus begann das religiöse Pathos zu neutralisiren, während das bon plaisir den Republicanismus verfolgte. Die Demokraten aber waren keine Independenten mehr, und die religiösen Ultras verstanden nicht die reinweltliche bürgerliche Freiheit. Den Quäkern gebührt die historische Ehre, die letzte Vereinigung der beiden Elemente versucht zu haben.

Cromwell war mit den Quäkern nicht fertig geworden. Sie ließen sich strafen und schlagen, ohne zu murren; sie gedachten den Protector zu überdauern. George Fox (1624—1690),

der bei seiner Schafheerde Visionen gehabt hatte, zog in Extase durch das Land und predigte seine Heilslehre von der subjectiven innerlichen Erleuchtung; er zwang den Dictator, ihn lehren und predigen zu lassen.

Die Quäker verstanden sehr fein zu diplomatisiren; dennoch waren sie im Grunde Demokraten, sie forderten nach beiden Seiten hin die persönliche Freiheit, das Recht, sich das Christenthum nach ihrem Gewissen auszulegen, und die bürgerliche Unabhängigkeit des alten Sachsenrechtes.*) Man kann sagen, sie zuerst betonten die Freiheit des Gewissens auf praktischem Boden, während Baruch Spinoza diese Freiheit theoretisch vertheidigte. Ueber die gewöhnliche Toleranz, welche nur die Duldung der Andersgläubigen bedeutet, waren sie hinaus, sie verlangten das Recht. Welche Grundsätze predigte z. B. Penn in seiner Schrift: „Englands großes Interesse bei der Wahl eines neuen Parlaments" (1678)! „In erster Linie unter den Irrthümern der Politik steht das Streben, sich in die Gedanken der Menschen zu mischen. Eines Menschen Auffassung von solchen Abstractionen, wie Schickung, freier Wille, Gnadenwahl und Aehnliches, ist kein Gegenstand der Bestrafung."

„Nicht minder unheilvoll ist die Täuschung, das Betragen nach dem Glauben zu beurtheilen. Die Probe auf den Glauben ist das Handeln. Wer gut handelt, glaubt richtig. Die Moralität wird erniedrigt, wenn man sie von oben herab prüft. Die Tugend mag nöthig sein zum Stande der Gnade, aber die Gnade ist nicht unerläßlich zur Tugend." Das macht es durchaus begreiflich, wie die Demokraten Lord Will. Russell und Algernon Sidney mit Penn und den Quäkern Fühlung hatten. Die Demokraten verstanden das freiheitliche Element; Jakob II. fühlte sich durch die religiöse Toleranz angeheimelt.

In den Quäkern also vereinigte sich wiederum das Streben nach Gewissensfreiheit mit der Verfolgung politischer Ideale

*) Dieses alte Recht war keineswegs ganz vergessen. Als das Parlament zauderte dem Oranier die Mittel zum Kriege zu gewähren, erklärten mehrere Wahlkreise: „Wir, die Freisassen von England, sind Eure Herren".

und darin liegt die hohe Bedeutung Penns und seiner Gründung eines Freistaates in Nordamerika. Nur die Quäker haben auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt jenes Princip in seiner Reinheit angepflanzt, welches die Puritaner dort noch so häufig durch Gewissenszwang und Glaubenstyrannei verletzten. Die gesunde Wurzel der vereinigten Staaten liegt in Pennsylvanien.

William Penn wurde geboren am 14. October 1644, als Sohn des Admirals Giles (Julius) Penn. Der Vater war ein tüchtiger Seemann, aber ein unsicherer Politiker. Mit 25 Jahren avancirte er zum Viceadmiral. Das Steuer des Staates war in der festen Hand Olivers; die Spanier, Franzosen und Holländer sollten das bald erfahren. Cromwell rüstete 1655 zwei Expeditionen gegen Spanien aus, eine für die europäischen Küsten, die andere für das spanische Amerika. Giles Penn, der einzige professionelle Seemann, wurde „Flottengeneral" wie Blake. Als Penn die Anker lichtete, sandte er geheime Botschaft an Karl Stuart zu Köln, daß er zum Abfall bereit sei. Leider besaß Karl keinen Hafen. — Der Angriff auf S. Domingo schlug fehl, aber Admiral Penn nahm Jamaika. Als er zurückkam, schickte ihn Cromwell, der Alles erfahren, in den Tower, später ins Exil, auf seine irischen Güter bei Cork.

„Onkel George", der Bruder des Admirals, hatte zu S. Lucar in Spanien die Strenge der Inquisition erfahren; der Feuertod war dem Ketzer schon sicher gewesen, als der damalige Capitän Penn das spanische Schiff „St. Patrick" aufbrachte, welches den Secretär des spanischen Vicekönigs der Niederlande, Don Juan de Urbina an Bord führte. Capitän Giles ließ den Don Juan nackt in den Kielraum werfen. Als der Secretär in Freiheit gesetzt wurde, war „Onkel George" gerettet; nur mußte er warten, bis seine gefolterten Beine ihn zu tragen vermochten! William Penn wußte also, was Glaubenstyrannei zu bedeuten hatte.

Im Jahr 1660 ging der Admiral zu sofort Karl II. über

und ward dafür zum Ritter geschlagen. William aber zerfiel das Jahr darauf mit der Staatskirche. Mit 11 Jahren hatte er schon die übliche Vision gehabt. Später kam er nach Oxford und bezog das Christ-Curch-College. Hier predigte Thomas Loe die Lehre des George Fox. William fühlte sich angezogen. Gegen die katholisirende Richtung der wieder hergestellten Hochkirche opponirten die Studenten, Penn an der Spitze. Ein neues obligates Gewand zerrissen sie im Hofe des Collegs; Penn wurde relegirt, 1661.

Der Vater will ihn schlechterdings weltlich machen, zwingt ihn ins Theater zu gehen, wo die saloppen Komödien der Restauration gegeben wurden, u. A. the jovial Crew („die fröhliche Bande"). Selbst Züchtigungen fruchteten nicht, der Sohn schwieg, der Vater haßte ihn. Noch weltlicher als der Vater war die Mutter, eine kreuzfidele Frau, von deren Narrheiten und Mummenschanzen das classische Tagebuch des weltbekannten Philisters Pepys unglaubliches Zeugniß ablegt.

Zu Saumur in der Nieder-Loire besuchte der Thunichtgut zwei Jahre lang die gelehrte Schule und lernte tüchtig die Classiker, die Theologie und die französische Literatur. Sein Sprachtalent ist überhaupt merkwürdig: außer Griechisch und Lateinisch verstand er Italienisch, Französisch, Holländisch, Hochdeutsch, später sogar mehrere Dialekte der Rothhäute. Von berühmten Zeitgenossen hatte er zu Oxford den 12 Jahre älteren John Locke gesehen; auf einer Reise durch die Schweiz und Deutschland machte der 19jährige die Bekanntschaft Algernon Sidney's.

Der 20jährige William kehrt modisch-französisch heim; der literarische Kleinkrämer Pepys ermangelt nicht, ihn in französischen Hosen, mit französischem Rappier, in langem Haar, den Scheitel in der Mitte, ganz comme il faut, zu schildern. William war ein kräftiger junger Mann, von fast weiblicher Schönheit, doch mit festen Zügen um den Mund. Als die große Pest 1666 London verwüstete, wurde er ganz ernst. Der Vater schickt ihn auf die Familiengüter nach Irland, Thomas

Loe predigt in Cork, William wird Quäker; er nimmt den Hut vor niemanden mehr ab, er duzt jedermann.

Die Familie Penn hatte Anſpruch auf einen Baronetstitel und eine Peerſchaft. William war der Erwählte; aber was ſollte ihm die Adelskrone und der Sitz im Oberhauſe? Er hatte ſich ſein „beſtes Theil“ erwählt.

Sein Kampf mit der weltlichen und geiſtlichen Macht beginnt im großen Maßſtabe. 1668 erſcheint ſeine erſte Schrift: „Die erhöhte Wahrheit,“ ein feierlicher Aufruf an Fürſten, Prieſter und Volk. Er fordert perſönlich Toleranz bei dem geiſtreichen unſtäten Buckingham. Gegen einen Hochkirchler ſchreibt er die Sandy foundation, den „Bau auf Sand“. Arlington, der geadelte Harry Bennet, ein Komödiant, der bei Karls geſchminkten Kebſen und Seidenhunden die ernſten Leute traveſtirte, ſchickt ihn wider Recht und Geſetz in den Tower und bewegt den König zur nachträglichen Sanction dieſes Gewaltſchrittes. Penn, der durch ein Gnadengeſuch die Freiheit erlangen konnte, weigert ſich deſſen und veröffentlicht das energiſche Pamphlet: no cross, no crown, „keine Krone ohne Kreuz.“ Wie ſtand der einzelne junge Mann ſo reckenhaft da, während in den Gemächern von Whitehall, wo Cromwell ſeine Seele im Gebet ergoſſen und Milton ſeine Orgeltöne angeſchlagen hatte, eine Bande von Courtiſanen und Duellanten die liebe lange Nacht würfelte und zechte!

Am 28. Juli 1669 mußte er doch freigelaſſen werden. 1670 wurde die Conventikel-Akte erneut. Penn predigte öffentlich und wanderte ins Gefängniß. Er kam vor die Geſchwornen; da die ganze Akte gegen die angebornen Freiheitsrechte, gegen das Common law verſtieß, ſo plaidirte Penn auf „Nichtſchuldig.“ Alle Gemeinheiten und Gewaltthätigkeiten des vorſitzenden Gerichtshofes ſcheitern an der Ehrenfeſtigkeit der zwölf Männer aus dem Volke. Präſident Howell erkennt öffentlich die Vorzüglichkeit der Inquiſition an. Aber die Zwölf ſprachen frei. Der Gerichtshof läßt ſie ſammt Penn nach Newgate bringen, ihre Geldſtrafen abzuſitzen. Eine

unbekannte Hand zahlt für Penn, der sich mit seinem sterbenden Vater versöhnt. Von da an datirt die Freundschaft W:Liams mit dem Thronfolger Jakob, dem der Vater den Sohn empfahl.

Seine Frau holte sich William in dem reizenden Chalfont, wo sie unter Miltons Augen aufgewachsen war. Wieder predigte Penn, zum dritten Male wanderte er ins Gefängniß. Man wollte arglistiger Weise dem Quäker einen Eid zuschieben. Penn focht sich aber gut juristisch heraus und ging auf Reisen an den Nieder-Rhein, nach Holland, an den Ober-Rhein, nach Frankfurt. Die Idee, die er schon dunkel in Oxford gehegt hatte, in Amerika einen freien Staat zu gründen, tönte ihm allenthalben als Echo entgegen. 1672 heirathete er, 1673 erschien die Test-Akte, die Gewissensfessel für Alle, die irgend ein Amt antreten wollten, und Penn schrieb sein hochpolitisches „Englands present interest.“ Er verlangte Gewissensfreiheit, denn die Rechte der Nation seien älter als der Protestantismus.

Von 1673 bis 1676 geht er an sein „heiliges Experiment“, die Gründung einer Colonie. Schon mehrmals waren Colonien ins Privateigenthum gegeben worden; Karl II. hatte seinem Bruder Neu-Niederland vom Delaware bis zum Connecticut verliehen; Jakob wieder das Land zwischen dem Delaware und dem Hudson an Lord Berkeley und Sir George Carteret. Berkeley verkaufte jetzt seinen Antheil an die Quäker, der Bezirk hieß West-New-Jersey. Für diese Provinz entwarf Penn seine ideale Verfassung. Thomas More und Harrington, die Utopisten, wirkten zugleich mit den Liberalen Sidney und Locke auf ihn ein. Die Basis der Constitution war: freie Religionsübung, allgemeines Stimmrecht, zehn Regierungscommissäre, Geschwornengericht, Erziehung der Waisen auf Staatskosten, Abschaffung der Schuldhaft.

Penn reiste noch in Europa umher. Die Sache der Non-Conformisten schien sich in England günstiger zu gestalten. Da fuhr der Scandal des Titus Oates, die erlogene katho-

liſche Verſchwörung, wie eine Brandfackel dazwiſchen. Die Anglicaner geriethen in wüthende Angſt. Als bei der Neuwahl des Parlaments Penn ſeinem Bundesgenoſſen Sidney keinen Sitz verſchaffen konnte, trieb es ihn über den Ocean. Er faßte jetzt das große Gebiet weſtlich von New-Jerſey, über die Alleghanen hinaus, bis zu den oberen Seen, 300 engliſche Meilen lang, 160 breit, mit ergiebigem Boden und natürlichen Hülfsmitteln ausgeſtattet, ins Auge. Penn verzichtete auf alle Forderungen an die Krone, 16,000 Pfd. Sterl. und die Peerſchaft, gegen die Abtretung dieſes Landes, und Karl II. glaubte im Februar 1681 ein „Geſchäft“ zu machen, als er Pennſylvania abtrat. Sidney war ſchuld, daß nicht gleich ein vollſtändiges Geſetzbuch, ſondern blos Grundrechte aufgeſtellt wurden; Sidney verſchaffte dem jungen Amerika die Entwicklungsfreiheit. Am 1. September 1682 fuhr Penn in ſeine Colonie ab; der Empfang war enthuſiaſtiſch, das Verhältniß zu den Indianern geſtaltete ſich menſchlich billig, ja freundſchaftlich.

Die Stadt Philadelphia entſtand by the book, nach fertigem Plane, ſie ging aus Penns Haupte hervor. Die im engliſchen Geſetz förmlich wüthende Todesſtrafe wurde auf Mord und Landesverrath beſchränkt. Der erſte Schulmeiſter, Keith mit Namen, erhielt 50 Pfd. Sterl. jährlich, ein Haus, eine Reihe Schulzimmer und das Schulgeld. 120 Pfd. Sterl. wurden ihm garantirt, heute ſicherlich das Vierfache! Ein Buchdrucker kam gleich mit Penn in der Colonie an, 1686 wurde der „Almanach“ gedruckt. — In England ging derweilen Alles hinter ſich; Sidney wurde enthauptet, Shaftesbury und Eſſex ſahen ſich verfolgt, die Non-Conformiſten waren bedrängt, Orford lehrte den paſſiven Gehorſam gegen den König. Penn rechnete aus, daß 15,000 Familien wegen ihrer Meinungen zu Grunde gerichtet und 4000 Perſonen im Gefängniß geſtorben waren. Mit Jakob, der erklärter Katholik war, ließ ſich reden, er bedurfte ſelbſt der Toleranz. Alle, die den Kroneid verweigert hatten, gab er frei. 1200 Quäker

verließen die Gefängnisse. Penn wirkte anfänglich viel Gutes durch sein Verhältniß zu Jakob. Locke, der im Haag im Exil lebte, erhielt Pardon, schlug ihn jedoch aus; Buckingham selbst schrieb für Toleranz. Die Hochkirchlichen aber wurden besorgt um ihre staatliche Gewalt und schielten zum Oranier hinüber. Penn verkehrte persönlich mit dem Statthalter im Haag, fand jedoch ihn wie seine Umgebung für die Test-Akte eingenommen.

Jakob II. beging den groben Fehler, die Toleranz ohne das Parlament durchsetzen zu wollen, und verrieth dabei seine unehrliche Absicht. 1687 erfolgte die „Declaration der Gewissensfreiheit," von den Gegnern geringschätzig „Indulgenz" genannt, die Aufhebung der Strafgesetze und der Test-Akte. Die Quäker nahmen zu früh den Hut ab. Jakob fiel und der Oranier kam.

Doch blieb Penn als Freund des gestürzten Jakob nicht unbehelligt, und als er am Grabe von George Fox 1691 gesprochen hatte, wurde er wegen Hochverraths verfolgt. Seine offene Redlichkeit bewahrte ihn vor dem Gefängniß; aber der Orleans-Krieg brachte auch die englischen Colonien in Gefahr; König Wilhelm ging damit um, ganz Neu-England unter Eine militärische Hand zu bringen. Penns Ideal stand auf dem Spiele. Er bekam Pennsylvanien zurück und verpflichtete sich zur Stellung eines Contingents von 80 Soldaten.

Er heirathet zum zweiten Male, 1696; 1697 erfolgt der Frieden von Ryswik; aber in der Colonie bricht der innere Conflict aus. Zwei unvereinbare Principien standen sich dort gegenüber: ein demokratisches Volk und ein feudaler Lehnsherr. Auch Sidney hatte das übersehen. Penn reiste von England ab, brachte rasch Alles ins Gleiche, richtete sich mit seiner Familie hübsch und comfortable zu Pennsbury ein, sogar ein Fußteppich war in seiner Behausung, ein damals selbst in fürstlichen Palästen seltener Luxus! Die Quäker erklärten sich feierlich gegen die Einfuhr von Negern; die englische Re-

gierung aber caſſirte den Beſchluß, da Englands Größe auf der Sklaverei beruhe!

Ohne Eigenſinn, immer bereit, die Anſichten des Volkes zu ehren, gab Penn zu Anfang des neuen Jahrhunderts im Streite mit ſeiner Legislatur nach. Es wurde die Reviſion der Verfaſſung vorgenommen. Die geſetzgebende Verſammlung erhielt die bisher vorenthaltene Initiative bewilligt. Und zum letzten Male ſegelte der Held der Gewiſſensfreiheit zu den Geſtaden des Mutterlandes.

Wilhelm III. ſtarb. Penn ſah ſich von ſeinem Quäkerbruder Ford ſchrecklich betrogen; der ungetreue Haushalter drohte ſogar mit dem Verkaufe der Colonie. Der Betrug Fords wurde entdeckt und nachgewieſen; aber Penn war am Ende ſeiner Bahn faſt mittellos. Er hatte Hab und Gut an ſeinen Idealſtaat verwendet, der ihm jetzt ein geringes Jahrgehalt abſchlug. In politiſchen Dingen iſt Dankbarkeit die größte Chimäre.

Ende Juli 1718 ſtarb der große und gute Mann in Folge von wiederholten Schlaganfällen. Er war wieder zum Kinde geworden und ſpielte mit Kindern. Sein Leben war hart, aber ſein Ende war ihm leicht. Und unſterblich iſt gewiß derjenige, der ein neues Princip in die Wirklichkeit eingeführt hat. Wo immer von „Gewiſſensfreiheit" geſprochen, wo „Gewiſſensfreiheit" erobert wird, da muß W. Penns Name genannt und geſegnet werden.

Noch eine andre höchſt merkwürdige Perſönlichkeit müſſen wir hervorheben. John Bunyan, der Verfaſſer der „Pilgerfahrt" (Pilgrim's Progress), eines Buches, das für den engliſchen Proteſtantismus die Wichtigkeit erlangte, welche die „Nachfolge Chriſti" für die katholiſche Welt hatte, ging als letztes Treibreis aus dem Independententhum hervor. Er war geboren zu Elton (Bedfordſhire) und lebte bis zum Vorabend der „glorreichen Revolution," bis zum Jahre 1688.

Wie John Lilburn diente er in einer Cromwell'schen Reiterschaar, suchte kämpfend und betend den Herrn und dachte mit Harrison die fünfte Monarchie oder das tausendjährige Reich zu erstreiten. Als die Restauration eintrat, zählte er erst 32 Jahre und hatte das „Suchen" noch lange nicht aufgegeben. Als Fuhrmann verkleidet, schlich er sich in eine verbotene Dissenter-Versammlung und predigte dort gewaltig. Er ging auf 12 Jahre ins Gefängniß und verfaßte hier seine berühmte Allegorie über des Christen Wandel auf Erden.

Hören wir über diesen populären und energischen Jakob Böhme Englands den Historiker Macaulay, der ihm gerechter wird als dem Quäker Will. Penn. „Er war von Profession ein Kesselflicker und hatte als gemeiner Soldat im Parlamentsheere gedient. In früher Jugend schon hatte ihn sein Gewissen furchtbar gequält wegen seiner Sünden, deren schlimmste jedoch wohl zu der Gattung gehörten, welche die Welt erläßliche nennt. Sein reizbares Empfindungsvermögen aber und seine mächtige Einbildungskraft machten seine innern Conflicte seltsam schrecklich. Er bildete sich ein, unter der Verdammniß zu stehen, Blasphemie gegen den heiligen Geist begangen, Christus verkauft zu haben, von einem Dämon besessen zu sein. Oft hatten laute Stimmen vom Himmel gerufen, ihn zu warnen. Er hatte Gesichte von fernen Bergspitzen, auf welchen die Sonne glänzte, von denen er aber durch eine Schneewüste getrennt war. Er fühlte den Teufel hinter sich, der ihn am Rocke zupfte. Er wähnte das Brandmal Kains zu tragen. Er fürchtete zu platzen wie Judas. Sein seelisches Leiden zerstörte seine Gesundheit. Eines Tages fuhr er zusammen wie beim Schlagfluß. Ein andermal fühlte er ein Feuer in seiner Brust. Es ist schwer zu begreifen, wie er so intensiven und andauernden Leiden widerstand. Zuletzt lichteten sich die Tiefen der Verzweiflung; der Büßer ging in einen Zustand heitern Glückes über. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn jetzt, Andern die Segnungen mitzutheilen, die er selbst erfahren. Er ging zu den Wiedertäufern, pre-

digte und ſchrieb. Er kannte von Sprachen nur das Engliſch des gemeinen Volkes. Er hatte kein großes Muſter der Schriftſtellerei ſtudirt, mit der unzweifelhaft ſehr wichtigen Ausnahme der edlen Bibelüberſetzung. Seine Orthographie war ſchlecht. Oft ſündigte er gegen die Grammatik. Aber ſeine angeborne geniale Kraft und ſeine erfahrungsgemäße Kenntniß aller religiöſen Affecte, von der Verzweiflung bis zur Verzückung, erſetzten ihm reichlich den Mangel des Wiſſens.

„Seine reiche Beredſamkeit entzündete und ſchmelzte Zuhörer, die ohne Intereſſe den ausgearbeiteten Reden großer Logiker und Hebraiſten anwohnten. Seine Werke ſind weit verbreitet unter den niedern Klaſſen. Eins von ihnen, die „Pilgerfahrt," wurde bei ſeinen Lebzeiten in ſieben verſchiedene Sprachen überſetzt. . . Es war jedoch den Gelehrten und Gebildeten kaum bekannt; faſt ein Jahrhundert lang war es das Entzücken frommer Köther und Handwerker geweſen, ehe es durch irgend einen Mann von literariſcher Bedeutung öffentlich empfohlen wurde. Endlich ließ ſich die Kritik herbei zu unterſuchen, worin das Geheimniß einer ſo großen und dauerhaften Popularität liege. Sie mußte geſtehen, daß die unwiſſende Menge correcter geurtheilt hatte, als die Gelehrten, und daß das verachtete kleine Buch wirklich ein Meiſterwerk ſei. Bunyan iſt in der That eben ſo entſchieden der erſte Allegoriker, wie Demoſthenes der erſte Redner, oder Shakeſpeare der erſte Dramatiker. Andere Allegoriker haben eine gleiche Erfindungsgabe bewieſen; aber keiner iſt je ſo geſchickt geweſen, das Herz zu rühren und aus Abſtractionen Gegenſtände des Schreckens, des Mitleids und der Liebe zu machen.

„Von den 27 Jahren der Reſtauration hat er zwölf im Kerker zugebracht. Und doch fuhr er immer fort zu predigen. Oft wurde er in religiöſe Verſammlungen durch Hinterthüren eingeführt, mit einem Kittel am Leibe und einer Peitſche in der Hand. Hätte er nur an ſeine Ruhe und Sicherheit gedacht, ſo würde er die „Indulgenz" mit Jubel begrüßt haben.

der bei seiner Schafheerde Visionen gehabt hatte, zog in Extase durch das Land und predigte seine Heilslehre von der subjectiven innerlichen Erleuchtung; er zwang den Dictator, ihn lehren und predigen zu lassen.

Die Quäker verstanden sehr fein zu diplomatisiren; dennoch waren sie im Grunde Demokraten, sie forderten nach beiden Seiten hin die persönliche Freiheit, das Recht, sich das Christenthum nach ihrem Gewissen auszulegen, und die bürgerliche Unabhängigkeit des alten Sachsenrechtes.*) Man kann sagen, sie zuerst betonten die Freiheit des Gewissens auf praktischem Boden, während Baruch Spinoza diese Freiheit theoretisch vertheidigte. Ueber die gewöhnliche Toleranz, welche nur die Duldung der Andersgläubigen bedeutet, waren sie hinaus, sie verlangten das Recht. Welche Grundsätze predigte z. B. Penn in seiner Schrift: „Englands großes Interesse bei der Wahl eines neuen Parlaments" (1678)! „In erster Linie unter den Irrthümern der Politik steht das Streben, sich in die Gedanken der Menschen zu mischen. Eines Menschen Auffassung von solchen Abstractionen, wie Schickung, freier Wille, Gnadenwahl und Aehnliches, ist kein Gegenstand der Bestrafung."

„Nicht minder unheilvoll ist die Täuschung, das Betragen nach dem Glauben zu beurtheilen. Die Probe auf den Glauben ist das Handeln. Wer gut handelt, glaubt richtig. Die Moralität wird erniedrigt, wenn man sie von oben herab prüft. Die Tugend mag nöthig sein zum Stande der Gnade, aber die Gnade ist nicht unerläßlich zur Tugend." Das macht es durchaus begreiflich, wie die Demokraten Lord Will. Russell und Algernon Sidney mit Penn und den Quäkern Fühlung hatten. Die Demokraten verstanden das freiheitliche Element; Jakob II. fühlte sich durch die religiöse Toleranz angeheimelt.

In den Quäkern also vereinigte sich wiederum das Streben nach Gewissensfreiheit mit der Verfolgung politischer Ideale

*) Dieses alte Recht war keineswegs ganz vergessen. Als das Parlament zauderte dem Oranier die Mittel zum Kriege zu gewähren, erklärten mehrere Wahlkreise: „Wir, die Freisassen von England, sind Eure Herren".

und darin liegt die hohe Bedeutung Penns und seiner Gründung eines Freistaates in Nordamerika. Nur die Quäker haben auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt jenes Princip in seiner Reinheit angepflanzt, welches die Puritaner dort noch so häufig durch Gewissenszwang und Glaubenstyrannei verletzten. Die gesunde Wurzel der vereinigten Staaten liegt in Pennsylvanien.

William Penn wurde geboren am 14. October 1644, als Sohn des Admirals Giles (Julius) Penn. Der Vater war ein tüchtiger Seemann, aber ein unsicherer Politiker. Mit 25 Jahren avancirte er zum Viceadmiral. Das Steuer des Staates war in der festen Hand Olivers; die Spanier, Franzosen und Holländer sollten das bald erfahren. Cromwell rüstete 1655 zwei Expeditionen gegen Spanien aus, eine für die europäischen Küsten, die andere für das spanische Amerika. Giles Penn, der einzige professionelle Seemann, wurde „Flottengeneral" wie Blake. Als Penn die Anker lichtete, sandte er geheime Botschaft an Karl Stuart zu Köln, daß er zum Abfall bereit sei. Leider besaß Karl keinen Hafen. — Der Angriff auf S. Domingo schlug fehl, aber Admiral Penn nahm Jamaika. Als er zurückkam, schickte ihn Cromwell, der Alles erfahren, in den Tower, später ins Exil, auf seine irischen Güter bei Cork.

„Onkel George", der Bruder des Admirals, hatte zu S. Lucar in Spanien die Strenge der Inquisition erfahren; der Feuertod war dem Ketzer schon sicher gewesen, als der damalige Capitän Penn das spanische Schiff „St. Patrick" aufbrachte, welches den Secretär des spanischen Vicekönigs der Niederlande, Don Juan de Urbina an Bord führte. Capitän Giles ließ den Don Juan nackt in den Kielraum werfen. Als der Secretär in Freiheit gesetzt wurde, war „Onkel George" gerettet; nur mußte er warten, bis seine gefolterten Beine ihn zu tragen vermochten! William Penn wußte also, was Glaubenstyrannei zu bedeuten hatte.

Im Jahr 1660 ging der Admiral zu sofort Karl II. über

und ward dafür zum Ritter geschlagen. William aber zerfiel das Jahr darauf mit der Staatskirche. Mit 11 Jahren hatte er schon die übliche Vision gehabt. Später kam er nach Oxford und bezog das Christ-Curch-College. Hier predigte Thomas Loe die Lehre des George Fox. William fühlte sich angezogen. Gegen die katholisirende Richtung der wieder hergestellten Hochkirche opponirten die Studenten, Penn an der Spitze. Ein neues obligates Gewand zerrissen sie im Hofe des Collegs; Penn wurde relegirt, 1661.

Der Vater will ihn schlechterdings weltlich machen, zwingt ihn ins Theater zu gehen, wo die saloppen Komödien der Restauration gegeben wurden, u. A. the jovial Crew („die fröhliche Bande"). Selbst Züchtigungen fruchteten nicht, der Sohn schwieg, der Vater haßte ihn. Noch weltlicher als der Vater war die Mutter, eine kreuzfidele Frau, von deren Narrheiten und Mummenschanzen das classische Tagebuch des weltbekannten Philisters Pepys unglaubliches Zeugniß ablegt.

Zu Saumur in der Nieder-Loire besuchte der Thunichtgut zwei Jahre lang die gelehrte Schule und lernte tüchtig die Classiker, die Theologie und die französische Literatur. Sein Sprachtalent ist überhaupt merkwürdig: außer Griechisch und Lateinisch verstand er Italienisch, Französisch, Holländisch, Hochdeutsch, später sogar mehrere Dialekte der Rothhäute. Von berühmten Zeitgenossen hatte er zu Oxford den 12 Jahre älteren John Locke gesehen; auf einer Reise durch die Schweiz und Deutschland machte der 19jährige die Bekanntschaft Algernon Sidney's.

Der 20jährige William kehrt modisch-französisch heim; der literarische Kleinkrämer Pepys ermangelt nicht, ihn in französischen Hosen, mit französischem Rappier, in langem Haar, den Scheitel in der Mitte, ganz comme il faut, zu schildern. William war ein kräftiger junger Mann, von fast weiblicher Schönheit, doch mit festen Zügen um den Mund. Als die große Pest 1666 London verwüstete, wurde er ganz ernst. Der Vater schickt ihn auf die Familiengüter nach Irland, Thomas

Loe predigt in Cork, William wird Quäker; er nimmt den Hut vor niemanden mehr ab, er duzt jedermann.

Die Familie Penn hatte Anſpruch auf einen Baronetstitel und eine Peerſchaft. William war der Erwählte; aber was ſollte ihm die Adelskrone und der Sitz im Oberhauſe? Er hatte ſich ſein „beſtes Theil“ erwählt.

Sein Kampf mit der weltlichen und geiſtlichen Macht beginnt im großen Maßſtabe. 1668 erſcheint ſeine erſte Schrift: „Die erhöhte Wahrheit,“ ein feierlicher Aufruf an Fürſten, Prieſter und Volk. Er fordert perſönlich Toleranz bei dem geiſtreichen unſtäten Buckingham. Gegen einen Hochkirchler ſchreibt er die Sandy foundation, den „Bau auf Sand“. Arlington, der geadelte Harry Bennet, ein Komödiant, der bei Karls geſchminkten Kebſen und Seidenhunden die ernſten Leute traveſtirte, ſchickt ihn wider Recht und Geſetz in den Tower und bewegt den König zur nachträglichen Sanction dieſes Gewaltſchrittes. Penn, der durch ein Gnadengeſuch die Freiheit erlangen konnte, weigert ſich deſſen und veröffentlicht das energiſche Pamphlet: no cross, no crown, „keine Krone ohne Kreuz.“ Wie ſtand der einzelne junge Mann ſo reckenhaft da, während in den Gemächern von Whitehall, wo Cromwell ſeine Seele im Gebet ergoſſen und Milton ſeine Orgeltöne angeſchlagen hatte, eine Bande von Courtiſanen und Duellanten die liebe lange Nacht würfelte und zechte!

Am 28. Juli 1669 mußte er doch freigelaſſen werden. 1670 wurde die Conventikel-Akte erneut. Penn predigte öffentlich und wanderte ins Gefängniß. Er kam vor die Geſchwornen; da die ganze Akte gegen die angebornen Freiheitsrechte, gegen das Common law verſtieß, ſo plaidirte Penn auf „Nichtſchuldig.“ Alle Gemeinheiten und Gewaltthätigkeiten des vorſitzenden Gerichtshofes ſcheitern an der Ehrenfeſtigkeit der zwölf Männer aus dem Volke. Präſident Howell erkennt öffentlich die Vorzüglichkeit der Inquiſition an. Aber die Zwölf ſprachen frei. Der Gerichtshof läßt ſie ſammt Penn nach Newgate bringen, ihre Geldſtrafen abzuſitzen. Eine

unbekannte Hand zahlt für Penn, der sich mit seinem sterbenden Vater versöhnt. Von da an datirt die Freundschaft Williams mit dem Thronfolger Jakob, dem der Vater den Sohn empfahl.

Seine Frau holte sich William in dem reizenden Chalfont, wo sie unter Miltons Augen aufgewachsen war. Wieder predigte Penn, zum dritten Male wanderte er ins Gefängniß. Man wollte arglistiger Weise dem Quäker einen Eid zuschieben. Penn focht sich aber gut juristisch heraus und ging auf Reisen an den Nieder-Rhein, nach Holland, an den Ober-Rhein, nach Frankfurt. Die Idee, die er schon dunkel in Oxford gehegt hatte, in Amerika einen freien Staat zu gründen, tönte ihm allenthalben als Echo entgegen. 1672 heirathete er, 1673 erschien die Test-Akte, die Gewissensfessel für Alle, die irgend ein Amt antreten wollten, und Penn schrieb sein hochpolitisches „Englands present interest.“ Er verlangte Gewissensfreiheit, denn die Rechte der Nation seien älter als der Protestantismus.

Von 1673 bis 1676 geht er an sein „heiliges Experiment“, die Gründung einer Colonie. Schon mehrmals waren Colonien ins Privateigenthum gegeben worden; Karl II. hatte seinem Bruder Neu-Niederland vom Delaware bis zum Connecticut verliehen; Jakob wieder das Land zwischen dem Delaware und dem Hudson an Lord Berkeley und Sir George Carteret. Berkeley verkaufte jetzt seinen Antheil an die Quäker, der Bezirk hieß West-New-Jersey. Für diese Provinz entwarf Penn seine ideale Verfassung. Thomas More und Harrington, die Utopisten, wirkten zugleich mit den Liberalen Sidney und Locke auf ihn ein. Die Basis der Constitution war: freie Religionsübung, allgemeines Stimmrecht, zehn Regierungscommissäre, Geschwornengericht, Erziehung der Waisen auf Staatskosten, Abschaffung der Schuldhaft.

Penn reiste noch in Europa umher. Die Sache der Non-Conformisten schien sich in England günstiger zu gestalten. Da fuhr der Scandal des Titus Oates, die erlogene katho-

liſche Verſchwörung, wie eine Brandfackel dazwiſchen. Die Anglicaner geriethen in wüthende Angſt. Als bei der Neuwahl des Parlaments Penn ſeinem Bundesgenoſſen Sidney keinen Sitz verſchaffen konnte, trieb es ihn über den Ocean. Er faßte jetzt das große Gebiet weſtlich von New-Jerſey, über die Alleghanen hinaus, bis zu den oberen Seen, 300 engliſche Meilen lang, 160 breit, mit ergiebigem Boden und natürlichen Hülfsmitteln ausgeſtattet, ins Auge. Penn verzichtete auf alle Forderungen an die Krone, 16,000 Pfd. Sterl. und die Peerſchaft, gegen die Abtretung dieſes Landes, und Karl II. glaubte im Februar 1681 ein „Geſchäft" zu machen, als er Pennſylvania abtrat. Sidney war ſchuld, daß nicht gleich ein vollſtändiges Geſetzbuch, ſondern blos Grundrechte aufgeſtellt wurden; Sidney verſchaffte dem jungen Amerika die Entwicklungsfreiheit. Am 1. September 1682 fuhr Penn in ſeine Colonie ab; der Empfang war enthuſiaſtiſch, das Verhältniß zu den Indianern geſtaltete ſich menſchlich billig, ja freundſchaftlich.

Die Stadt Philadelphia entſtand by the book, nach fertigem Plane, ſie ging aus Penns Haupte hervor. Die im engliſchen Geſetz förmlich wüthende Todesſtrafe wurde auf Mord und Landesverrath beſchränkt. Der erſte Schulmeiſter, Keith mit Namen, erhielt 50 Pfd. Sterl. jährlich, ein Haus, eine Reihe Schulzimmer und das Schulgeld. 120 Pfd. Sterl. wurden ihm garantirt, heute ſicherlich das Vierfache! Ein Buchdrucker kam gleich mit Penn in der Colonie an, 1686 wurde der „Almanach" gedruckt. — In England ging derweilen Alles hinter ſich; Sidney wurde enthauptet, Shaftesbury und Eſſex ſahen ſich verfolgt, die Non-Conformiſten waren bedrängt, Oxford lehrte den paſſiven Gehorſam gegen den König. Penn rechnete aus, daß 15,000 Familien wegen ihrer Meinungen zu Grunde gerichtet und 4000 Perſonen im Gefängniß geſtorben waren. Mit Jakob, der erklärter Katholik war, ließ ſich reden, er bedurfte ſelbſt der Toleranz. Alle, die den Kroneid verweigert hatten, gab er frei. 1200 Quäker

verließen die Gefängnisse. Penn wirkte anfänglich viel Gutes durch sein Verhältniß zu Jakob. Locke, der im Haag im Exil lebte, erhielt Pardon, schlug ihn jedoch aus; Buckingham selbst schrieb für Toleranz. Die Hochkirchlichen aber wurden besorgt um ihre staatliche Gewalt und schielten zum Oranier hinüber. Penn verkehrte persönlich mit dem Statthalter im Haag, fand jedoch ihn wie seine Umgebung für die Test-Akte eingenommen.

Jakob II. beging den groben Fehler, die Toleranz ohne das Parlament durchsetzen zu wollen, und verrieth dabei seine unehrliche Absicht. 1687 erfolgte die „Declaration der Gewissensfreiheit," von den Gegnern geringschätzig „Indulgenz" genannt, die Aufhebung der Strafgesetze und der Test-Akte. Die Quäker nahmen zu früh den Hut ab. Jakob fiel und der Oranier kam.

Doch blieb Penn als Freund des gestürzten Jakob nicht unbehelligt, und als er am Grabe von George Fox 1691 gesprochen hatte, wurde er wegen Hochverraths verfolgt. Seine offene Redlichkeit bewahrte ihn vor dem Gefängniß; aber der Orleans-Krieg brachte auch die englischen Colonien in Gefahr; König Wilhelm ging damit um, ganz Neu-England unter Eine militärische Hand zu bringen. Penns Ideal stand auf dem Spiele. Er bekam Pennsylvanien zurück und verpflichtete sich zur Stellung eines Contingents von 80 Soldaten.

Er heirathet zum zweiten Male, 1696; 1697 erfolgt der Frieden von Ryswik; aber in der Colonie bricht der innere Conflict aus. Zwei unvereinbare Principien standen sich dort gegenüber: ein demokratisches Volk und ein feudaler Lehnsherr. Auch Sidney hatte das übersehen. Penn reiste von England ab, brachte rasch Alles ins Gleiche, richtete sich mit seiner Familie hübsch und comfortable zu Pennsbury ein, sogar ein Fußteppich war in seiner Behausung, ein damals selbst in fürstlichen Palästen seltener Luxus! Die Quäker erklärten sich feierlich gegen die Einfuhr von Negern; die englische Re-

gierung aber caſſirte den Beſchluß, da Englands Größe auf der Sklaverei beruhe!

Ohne Eigenſinn, immer bereit, die Anſichten des Volkes zu ehren, gab Penn zu Anfang des neuen Jahrhunderts im Streite mit ſeiner Legislatur nach. Es wurde die Reviſion der Verfaſſung vorgenommen. Die geſetzgebende Verſammlung erhielt die bisher vorenthaltene Initiative bewilligt. Und zum letzten Male ſegelte der Held der Gewiſſensfreiheit zu den Geſtaden des Mutterlandes.

Wilhelm III. ſtarb. Penn ſah ſich von ſeinem Quäkerbruder Ford ſchrecklich betrogen; der ungetreue Haushalter drohte ſogar mit dem Verkaufe der Colonie. Der Betrug Fords wurde entdeckt und nachgewieſen; aber Penn war am Ende ſeiner Bahn faſt mittellos. Er hatte Hab und Gut an ſeinen Idealſtaat verwendet, der ihm jetzt ein geringes Jahrgehalt abſchlug. In politiſchen Dingen iſt Dankbarkeit die größte Chimäre.

Ende Juli 1718 ſtarb der große und gute Mann in Folge von wiederholten Schlaganfällen. Er war wieder zum Kinde geworden und ſpielte mit Kindern. Sein Leben war hart, aber ſein Ende war ihm leicht. Und unſterblich iſt gewiß derjenige, der ein neues Princip in die Wirklichkeit eingeführt hat. Wo immer von „Gewiſſensfreiheit“ geſprochen, wo „Gewiſſensfreiheit“ erobert wird, da muß W. Penns Name genannt und geſegnet werden.

Noch eine andre höchſt merkwürdige Perſönlichkeit müſſen wir hervorheben. John Bunyan, der Verfaſſer der „Pilgerfahrt“ (Pilgrim's Progress), eines Buches, das für den engliſchen Proteſtantismus die Wichtigkeit erlangte, welche die „Nachfolge Chriſti“ für die katholiſche Welt hatte, ging als letztes Treibreis aus dem Independententhum hervor. Er war geboren zu Elton (Bedfordſhire) und lebte bis zum Vorabend der „glorreichen Revolution,“ bis zum Jahre 1688.

Wie John Lilburn diente er in einer Cromwell'schen Reiterschaar, suchte kämpfend und betend den Herrn und dachte mit Harrison die fünfte Monarchie oder das tausendjährige Reich zu erstreiten. Als die Restauration eintrat, zählte er erst 32 Jahre und hatte das „Suchen" noch lange nicht aufgegeben. Als Fuhrmann verkleidet, schlich er sich in eine verbotene Dissenter-Versammlung und predigte dort gewaltig. Er ging auf 12 Jahre ins Gefängniß und verfaßte hier seine berühmte Allegorie über des Christen Wandel auf Erden.

Hören wir über diesen populären und energischen Jakob Böhme Englands den Historiker Macaulay, der ihm gerechter wird als dem Quäker Will. Penn. „Er war von Profession ein Kesselflicker und hatte als gemeiner Soldat im Parlamentsheere gedient. In früher Jugend schon hatte ihn sein Gewissen furchtbar gequält wegen seiner Sünden, deren schlimmste jedoch wohl zu der Gattung gehörten, welche die Welt erläßliche nennt. Sein reizbares Empfindungsvermögen aber und seine mächtige Einbildungskraft machten seine innern Conflicte seltsam schrecklich. Er bildete sich ein, unter der Verdammniß zu stehen, Blasphemie gegen den heiligen Geist begangen, Christus verkauft zu haben, von einem Dämon besessen zu sein. Oft hatten laute Stimmen vom Himmel gerufen, ihn zu warnen. Er hatte Gesichte von fernen Bergspitzen, auf welchen die Sonne glänzte, von denen er aber durch eine Schneewüste getrennt war. Er fühlte den Teufel hinter sich, der ihn am Rocke zupfte. Er wähnte das Brandmal Kains zu tragen. Er fürchtete zu platzen wie Judas. Sein seelisches Leiden zerstörte seine Gesundheit. Eines Tages fuhr er zusammen wie beim Schlagfluß. Ein andermal fühlte er ein Feuer in seiner Brust. Es ist schwer zu begreifen, wie er so intensiven und andauernden Leiden widerstand. Zuletzt lichteten sich die Tiefen der Verzweiflung; der Büßer ging in einen Zustand heitern Glückes über. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn jetzt, Andern die Segnungen mitzutheilen, die er selbst erfahren. Er ging zu den Wiedertäufern, pre-

digte und ſchrieb. Er kannte von Sprachen nur das Engliſch des gemeinen Volkes. Er hatte kein großes Muſter der Schriftſtellerei ſtudirt, mit der unzweifelhaft ſehr wichtigen Ausnahme der edlen Bibelüberſetzung. Seine Orthographie war ſchlecht. Oft ſündigte er gegen die Grammatik. Aber ſeine angeborne geniale Kraft und ſeine erfahrungsgemäße Kenntniß aller religiöſen Affecte, von der Verzweiflung bis zur Verzückung, erſetzten ihm reichlich den Mangel des Wiſſens.

„Seine reiche Beredſamkeit entzündete und ſchmelzte Zuhörer, die ohne Intereſſe den ausgearbeiteten Reden großer Logiker und Hebraiſten anwohnten. Seine Werke ſind weit verbreitet unter den niedern Klaſſen. Eins von ihnen, die „Pilgerfahrt," wurde bei ſeinen Lebzeiten in ſieben verſchiedene Sprachen überſetzt. . . Es war jedoch den Gelehrten und Gebildeten kaum bekannt; faſt ein Jahrhundert lang war es das Entzücken frommer Köther und Handwerker geweſen, ehe es durch irgend einen Mann von literariſcher Bedeutung öffentlich empfohlen wurde. Endlich ließ ſich die Kritik herbei zu unterſuchen, worin das Geheimniß einer ſo großen und dauerhaften Popularität liege. Sie mußte geſtehen, daß die unwiſſende Menge correcter geurtheilt hatte, als die Gelehrten, und daß das verachtete kleine Buch wirklich ein Meiſterwerk ſei. Bunyan iſt in der That eben ſo entſchieden der erſte Allegoriker, wie Demoſthenes der erſte Redner, oder Shakeſpeare der erſte Dramatiker. Andere Allegoriker haben eine gleiche Erfindungsgabe bewieſen; aber keiner iſt je ſo geſchickt geweſen, das Herz zu rühren und aus Abſtractionen Gegenſtände des Schreckens, des Mitleids und der Liebe zu machen.

„Von den 27 Jahren der Reſtauration hat er zwölf im Kerker zugebracht. Und doch fuhr er immer fort zu predigen. Oft wurde er in religiöſe Verſammlungen durch Hinterthüren eingeführt, mit einem Kittel am Leibe und einer Peitſche in der Hand. Hätte er nur an ſeine Ruhe und Sicherheit gedacht, ſo würde er die „Indulgenz" mit Jubel begrüßt haben.

Jetzt endlich hatte er die Freiheit, am offnen Tage zu lehren und zu predigen. Seine Gemeinde wuchs rasch, Tausende hingen an seinen Lippen, und zu Bedford, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, floß das Geld reichlich zum Bau eines Predigthauses für ihn. Sein Einfluß auf das gemeine Volk war so groß, daß die Regierung ihm bereitwillig ein Gemeindeamt übertragen hätte; aber sein kräftiger Verstand und sein mannhaft englisches Herz schützten ihn vor jeder Täuschung und Versuchung. Er war sicher, daß die angebotene Toleranz nur ein Köder war, die puritanische Partei ins Verderben zu locken; noch mochte er durch Annahme einer Stelle, zu der er nicht legal befähigt war, die Befugniß der dispensirenden Gewalt anerkennen. Einer der letzten Akte seines tugendsamen Lebens war die Ablehnung einer Zusammenkunft, zu welcher ihn ein Regierungsbeamter eingeladen hatte."

Der Kesselflicker John Bunyan war der letzte Cromwellianer.

Nach diesem letzten Aufleuchten des independentischen Feuers blieb nichts übrig als die Neutralisation des religiösen Geistes und die Verweltlichung der Politik. Anglicanismus und Dissenterthum gingen allmählich nicht mehr in die Tiefe, sondern in die Breite und Weite. Das Missionswesen trat an die Stelle des internen Haders. Schon 1646 wirkte John Eliot unter den Indianern als „Apostel." Im Jahre 1647 hatte sich eine „Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums im Auslande" gebildet, welche durch Parlamentsakte bestätigt wurde. Es galt wesentlich die nordamerikanischen Colonien zu calviniſiren. Neben den Presbyterianern thaten dort die Puritaner und schließlich die Quäker das Ihrige.

Im Jahre 1698 entstand die „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß." Aus demselben Geiste gingen die Missionen Christians IV. von Dänemark nach Trankebar hervor, zu denen Herm. Francke in Halle die Bekehrer lieferte, welche in Sirampur die große Druckerei für Bibeln

in verſchiedenen morgenländiſchen Sprachen gründeten. Im 18. Jahrhundert bildeten ſich gar Brüdergemeinden in Weſtindien, in Grönland und bei den Hottentotten. Der evangeliſche Geiſt begab ſich auf Reiſen.

Ein erſter Markſtein des Umſchwungs in der Stimmung Englands iſt ein komiſches Heldengedicht, der „Hudibras“ von Samuel Butler. Butler lebte von 1612 bis 1680, war alſo völlig der Zeitgenoſſe John Bunyans. Und welcher Gegenſatz! Man glaubt ſich in ein anderes Zeitalter und auf einen ganz andern Boden verſetzt. Und doch war Butler nur die Kehrſeite, die Caricatur des Independenten- und Anabaptiſtenthums, der grobe, oft unfläthige Spott auf die dort mit untergelaufene Heuchelei. Von dem Kern jenes Weſens ahnte der Hofmeiſter bei Sir Samuel Luke, einem hohen Cromwell'ſchen Beamten, der ſpätere Secretär des Grafen von Carbery, nicht das Mindeſte. Ein Vermögensverluſt trieb ihn zur ſchriftſtelleriſchen Verwerthung ſeines komiſchen Talentes. Es erſchien 1663 der erſte, 1664 der zweite, 1678 der dritte Theil der gut verſificirten Perſifflage des Puritanismus, die burleske Geſchichte des Ritters Hudibras und ſeines Knappen Ralph. Lehnt ſich dieſes edle Paar, welches gegen Hochkirche und Sündhaftigkeit auszieht, ſichtlich an Don Quichote und Sancho Panſa an, ſo iſt dieſe Anlehnung eben rein äußerlich und jede weitere Parallele eine Beleidigung des genialen Cervantes. Der claſſiſche Gegenſatz zwiſchen dem ſchwärmeriſchen Ritter und dem realiſtiſchen Knappen iſt bei Butler in identiſcher Gemeinheit verwiſcht. Die beiden Helden ſind gleich verlogen, heuchleriſch, gleich niederträchtige Windbeutel. Sie werden überall und von Allen gehänſelt, gedroſchen und verhöhnt. Die Satire verliert durch Plumpheit und ſtete Wiederholung derſelben Erbärmlichkeit auf die Dauer jede Würze, und das Intereſſe heftet ſich bald nur noch an die ſchwierigen und überraſchenden Reime.

Wie wohlgefällig aber mußte es hochkirchlichen Ohren klingen, wenn die ganze Periode von 1640 bis 1660 als eitel Faſchingspoſſe dargeſtellt wurde; wenn Keſſelflicker — auch John Bunyan war einer — nach Kirchenzucht ſchrieen, das Auſternweib die Fiſche einſchloß und dann zeterte: No bishop! wenn die Rattenfänger gegen ſchlechte Regierung tobten und die Flickſchneider an der Kirche flicken wollten!

Es war das ein Buch für Karl II., der oft aus ihm citirte, dabei aber für den Autor, der doch ſo wirkſam in ſein Horn blies, außer einem einmaligen Geſchenk von 300 Pfd. Sterl. nichts that — wieder ganz in ſeiner Weiſe — ſo daß Butler in größter Armuth ſtarb und auf Freundeskoſten begraben wurde.

Das Ernſte an der Sache war die Möglichkeit eines ſolchen Buches, die Befreiung der Gemüther, welche ſich den Polichinell zum Herold erkoren hatte. Unter dem rohen Spotte wichen allmählich die ſataniſchen Einflüſſe, der Glaube an das Hexenthum, den der Puritanismus ſo eifrig begünſtigt hatte. Wenn Butler im „Hudibras“ ſagen läßt:

„Hat nicht das jetz'ge Parlament
Boten zum Teufel ſelbſt geſendt,
Mit Vollmacht, dort zu ſtipuliren,
Wie wilde Hexen aufzuſpüren?
Und hat es nicht in einem Jahr
Ein ganzes Schock gehängt ſogar?“

ſo ſpürt man doch, daß der craſſe Aberglauben ſeinen Zenith überſchritten hat. Ganz vom Horizonte verſchwunden war er — von Schottland ganz abgeſehen, wo er weiter raſte — nicht. Wurde doch die beginnende Skepſis ſelbſt im Intereſſe des Hexenglaubens verwerthet! Der Hochkirchler Joſeph Glanvil ſchrieb ein intereſſantes Buch: „Von der Nichtigkeit des Dogmatiſirens oder die Zuverläſſigkeit der Meinungen,“ in welchem faſt im Geiſte David Hume's ausgeführt wird: wie wenig wir wiſſen, wie werthlos der gelehrte Univerſitätskram ſei, welche große Rolle die Einbildungskraft und welche Poſſen ſie unſerm Verſtande ſpiele. Aber Glanvil übertrug dieſes

ſtarke Deficit der Vernunft aufs active Conto des Glaubens und machte in Betreff des Hexenthums den ſchlauen Schluß: Wenn wir es mit der Vernunft nicht begreifen, können wir es deßhalb leugnen, da jene ſo wenig zu leiſten vermag?!

Die zunehmende Aufklärung überſprang jedoch auch dieſen verzweifelten Schluß. Mit dem Jahre 1677 hörte die Todesſtrafe für Ketzer auf. 1682 brannten noch drei Hexen in England nach den alten Regeln, aber die letzte von 1712 ſchon nicht mehr; nur die Geſchwornen glaubten noch, die Richter nicht. In das Jahr 1718 ſetzt Lecky das Erlöſchen des Wahns. —

Auf dem Gebiete der eigentlich poetiſchen Literatur drückt ſich der Gegenſatz zur vorhergegangenen Periode in den beiden Namen Dryden und Milton aus. Bei Milton unerſchütterlicher Charakter, feſte Weltanſchauung, erhabene Phantaſie, Verbindung von Reformation und Renaiſſance; bei Dryden charakterloſes Schwanken, Aufgebung des reformatoriſchen Princips, glänzendes Talent im Dienſte franzöſiſcher Spätrenaiſſance. Nur Eines band die polaren Gegenſätze an einander: das muſikaliſche Element.

Das charakterloſe Schwanken begann natürlich ſchon vor Dryden; das Muſter war der mehrfach genannte Edm. Waller (1605—1687), der die Regierungen Jakobs I., Karls I., Cromwells, Karls II. und Jakobs II. durchlebte und ſeine fließende Diction ſammt angenehmer Versbildung in den Dienſt jedweder Sache ſtellte. Den Protector feierte er am Beſten, gehoben durch die mächtige Erſcheinung. Als Karl II. das zu ſeiner „glücklichen Heimkehr" verfaßte Gedicht weniger gut fand, bemerkte ihm Waller: „Die Dichter haben mehr Erfolg in Fictionen als in der Wahrheit." Der „Witz", welcher unter der Königin Anna die Literatur beherrſchen ſollte, war alſo ſchon vorhanden.

John Dryden (1631—1701), um ein Menſchenalter ſpäter, machte noch ſtärkere Wandlungen durch. Auf eine begeiſterte Ode an Cromwell folgte die Astraea redux, die „wiederkehrende Gerechtigkeit", auf Karl II., der „Panegyrikus

auf die geheiligte Majestät" bei der Krönung; unter Jakob II. wurde der Poet katholisch, wie unser schlesischer Opitz, und schrieb „Hindin und Panther". An Talent überragte Dryden seine sämmtlichen zeitgenössischen Brüder in Apollo: sein Vers ist pompös, seine Sprache reich, oft überreich und schweift dann bis zum Abgeschmackten aus; seine Kenntnisse waren ausgedehnt. Vortreffliche Schilderungen enthält sein Annus Mirabilis, das „wunderbare Jahr" 1666 mit der Pest und der Feuersbrunst. Herrlich ist seine Cantate auf den Cäcilientag, auch „Alexanderfest" genannt. Hier begegnet er sich mit Milton im musikalischen Klange, in einer Tertirung, die des großen Händel würdig war. Kaum je haben sich Poesie und Musik so innig und ebenbürtig umarmt. Auch als Uebersetzer hat Dryden große Verdienste; er übertrug das Lehrgedicht Boileau's von der „poetischen Kunst" und substituirte den französischen Beispielen englische; er machte England bekannt mit Virgil und Ovid, theilweise mit Lucrez, Theokrit und Horaz. Im Ganzen jedoch ging er auf gallischer Spur und erzeugte den Pope.

Die Nachahmung der Franzosen wurde sogar zum poetischen Gegenstande. Wentworth Dillon, Graf von Roscommon (1608—1674), pries die Franzosen wegen ihres Uebersetzertalents. Selbst dichten, heißt es da, sei das edlere Theil, aber gut übersetzen sei keine leichte Kunst. Das Urtheil gewinne dabei mehr! England habe den Franzosen nachgeahmt, sei ihnen aber jetzt voraus. Das Englische sei männlicher als das Französische. So sang die gereimte Prosa.

Die Frivolität des Zeitalters drückte sich typisch aus in dem höchstbegabten, aber der schändlichsten Völlerei verfallenen John Willmot, Earl of Rochester, der es nur auf 33 Jahre (1647—1680) brachte, von denen, nach eigenem Geständniß, fünf in permanenter Betrunkenheit vergingen. Dann hatte Bischof Burnet, der Freund des Oraniers, leichte Mühe mit der Bekehrung. Rochester hatte sich nach Abraham Cowley, dem poetischen „Metaphysiker" und eleganten Prosaiker, ge-

bildet; ſchon darin liegt ſeine Hinneigung zu franzöſiſcher Reflection ausgedrückt. Aber allerdings iſt ſein Engliſch im Gedanken und Ausdruck kühner, als das Franzöſiſch Boileau's. In ſeiner „Satire auf die Menſchheit" erdröhnen Byron'ſche Keulenſchläge: Wenn ich die Freiheit hätte, mir Fleiſch und Blut zu wählen, ſo möchte ich ein Hund, ein Affe oder ein Bär ſein, Alles, nur nicht das eitle Thier, das ſo ſtolz auf ſeine Vernunft iſt. Vernunft — ein Irrlicht! — die ehrwürdigen Narrenhäuſer — Collegien und Schulen!

„Und da giebts neue Stutzer jetzt, die denken
In Einſamkeit, weil nichts zu thun ſie haben.
Gedanken ſind jedoch des Handelns Leiter,
Unthätig iſt das Denken unverſchämt.
Die Sphäre unſres Thuns iſt Lebensglück,
Wer weiter denkt, der denkt ſo wie ein Eſel."

Der Cynismus biegt hier in praktiſche Philoſophie ein. Der Poet lobt die Vernunft, welche ſinnvoll unterſcheidet und uns Regeln über Gut und Böſe giebt, die Wünſche durch einſchreitenden Willen begränzt.

„Euch hindert ſie, mir hilft ſie zu genießen.
Der Hunger ruft, mich heißt Vernunft dann eſſen,
Euch ruft Vernunft zu: Wie viel Uhr iſt es?"

Die Reflection in Verſen, dieſe Verſandung aller Lyrik, verlor ſo jeden Anſpruch auf den Namen der Poeſie. Wer noch an Eingebungen der Phantaſie und an Bilderreichthum litt, der wandte ſich der Beſchreibung zu, die eng verwandt mit dem landſchaftlichen Zuge in der Malerei war. Wunderbares hatte Milton in Schilderungen geleiſtet, ohne damit ein deſcriptives Genre ſchaffen zu wollen. Bei Dryden war ſchon viel mehr Abſicht. Das Muſter des neuen Genre gab aber erſt John Denham (1615—1668) in dem Gedichte „Cooper's Hill", einer detaillirten Zeichnung aller Schönheiten, die man von dieſem bei London gelegenen Hügel aus erblicken ſollte. Das ſchlug bei den Gebildeten eines Volkes ein, deſſen Hauptpaſſionen im

Reiten, Fahren, Jagen und Fischen bestehen und dessen nächsten Gesichtskreis keine Berge umschließen.

Nun aber müssen wir von der Rache reden, welche die leichtsinnige Restauration an der trüben Puritanerzeit nahm, an der theaterlosen, der schrecklichen Zeit seit 1642, am goldnen Zeitalter der „Gauklergeißel". Mit der Restauration öffneten sich die eigentlichen Theater wieder; seit 1662 wurden gleich zwei Gesellschaften in London privilegirt, die von Davenant, den schon Cromwell geduldet hatte, und die von Killegrew. Aber das war nicht mehr die altenglische Bühne, die sich da aufthat, das war ein Gemisch von Erinnerungen mit dem Modegeschmack. Shakespeare, Fletcher, Massinger, ja Ben Jonson mußten „verbessert" werden, damit das neue Publicum sie goutire. Daneben gab es „heroische Stücke" nach französischem Schnitt, Götter und Helden mit Perücke und Degen, Göttinnen und Heldinnen mit Reifrock und Fächer.

Dryden, der sich auch um das Theater bekümmerte, schrieb einen eigenen „Essay über dramatische Poesie", worin er sich zwischen den Stühlen Shakespeare's und Racine's niedersetzte. Er bekämpfte die nüchterne Fabel des Hofdramas und die fatalen drei Einheiten; er lobte Shakespeare mit vollen Backen. Dennoch suchte er den gereimten Vers à la française durchzusetzen. In seinen eigenen Dramen reimte er frisch darauf los, erkannte jedoch zuletzt seinen Fehlgriff. Er brachte es nur zu Wunder- und Zauber-Dramen, in denen die Geister sich wacker tummelten, wofür ihn der Erminister Buckingham, das geistreiche Chamäleon, in seinem Lustspiel Rehearsal oder die „Theaterprobe" weidlich hänselte. Es gelang Dryden nicht, ein einziges dramatisches Gefüge zu Stande zu bringen; er half sich mit Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten. Wie er den Shakespeare mißhandelte, dafür zeugt hinreichend die Verwandlung der Kleopatra in eine verkannte Unschuld!

Viel bedeutender als dramatisches Talent war Thomas Otway (1651—1685), der schon mit 34 Jahren starb. Seine Dramen haben organischen Bau; seine Stoffe: Alcibiades,

Titus und Berenice, Marius, Don Carlos, erregen lebhaftes Intereſſe; ſeine Sprache iſt kräftig, ſein Jambus ohne Reim. Für ſeine beſten Stücke gelten: „die Waiſe“ und „die Rettung Venedigs“. Doch erſcheint die an ihm gerühmte Kraft der Sprache häufig forcirt und ſchier athemlos; ſeine Antitheſen verrathen den franzöſiſchen Urſprung und gerade das „gerettete Venedig“ kündigt vernehmlich die froſtige Geſpreiztheit des „Cato“ von Addiſon an.

Recht widerwärtig breit machte ſich das Franzöſiren im Luſtſpiel. Hier gewannen Lascivität und Obſcönität bald die Oberhand. Wie es unter den heimgekehrten Stuarts Mode wurde, ausſchweifend, liederlich und cokett zu ſein, um nicht für einen Puritaner zu gelten, ſo warf die komiſche Bühne jeden Anſtand von ſich und erging ſich in Zweideutigkeiten, die keine mehr waren. Die Unzucht im Leben wie auf der Bühne ſtand den Engländern am übelſten zu Geſichte, weil ſie importirt war; gerade wie gewiſſe Pariſer Stücke auf deutſchen Bühnen erſt eine ungeahnte Gemeinheit enthüllen. Dazu kam noch, daß jetzt in England Frauen auf den Brettern erſchienen, Frauen, die mit Zoten um ſich warfen!

Schon Dryden ſchlug den frivolen Ton in ſeinen Luſtſpielen an, ihm aber war er nicht natürlich. Shadwell, der mit Karl II. aus Frankreich zurückkehrte, brachte das freche Luſtſpiel auf. Otway reüſſirte beſſer in „Freundſchaft nach der Mode“, „Soldatenglück“, „der Atheiſt“. Glänzend von Schmutz waren Wycherley und Etherege. Etherege, ſelbſt ein Wüſtling, der Freund Buckinghams und Rocheſters, ſchrieb: „die komiſche Rache“, „Sie möchte wenn ſie könnte“, den „Mann nach der Mode“. Will. Wycherley war der Liebling der Herzogin von Cleveland und verfaßte „das Landmädchen“ und den „Gradaus“, beides Stücke von unſagbarem Inhalt. Wahres Talent ſpricht ſich in den Luſtſpielen Congreve's aus: im „Alten Junggeſellen“, der „Argliſtigen“, in „Liebe um Liebe“; aber Congreve beſudelt ſeinen Witz im Dialog und ſeine lebendige Inſcenirung gleichfalls durch Frivolität und

Zuchtlosigkeit. Dem Congreve zur Seite steht endlich George Farquhar (1678—1707), dessen großes Talent denselben herben Tadel verdient. Schade um die hohen Begabungen, die durch die Restauration und durch die von Frankreich eingeschleppte Sittenlosigkeit zu Verderbern des heiteren Soccus wurden! —

Daß mit der Theatermode auch die Kleidermode über den Canal kam, versteht sich am Rande. Doch erhielt sich zu Anfang der Restauration, trotz aller Aefferei, bei den englischen Damen noch eine gewisse elegante Nachlässigkeit. Erst unter Jakob II. und Wilhelm III. überboten die Weiber selbst die französischen Moden. Wie Karl II. zuletzt die Perücke Ludwigs XIV. übertrumpft hatte, so erhoben sich jetzt die Fontangen zu einem wahren tower und pinner, zu einem Thurm mit Flügelhaube. Starke Falbeln grassirten, die Hacken wuchsen zu Stelzen, die Mouche oder patch verregnete die Gesichter. Verständiger in der Kleidung hielten sich die Männer: sie trugen einen geschlossenen Oberrock zum Knöpfen, Aermelumschläge und eine lange Weste. Es war offenbar die Nachwirkung der langen puritanischen Zucht und Einfachheit, welche das männliche Geschlecht vor der Narrheit bewahrte.

Von der englischen Zeitungspresse reden, heißt zugleich der Kunst der Prosa überhaupt gedenken. Auf Miltons hochpathetischen Styl, der jedoch der Präcision keineswegs entbehrte, folgte Dryden, auch hier wieder sein Gegensatz. Drydens Prosa ist immer so gedrängt wie klar, die Phantasie darf den Dienst der Logik nie verlassen. Man hat ihn den „Vater der Kritik" genannt. Den historisch-diplomatischen Styl brachte Will. Temple (1628—1698) gleich im ersten Anlauf zu großer Vollkommenheit. Seine Schriften „Ueber antike und moderne Gelehrsamkeit oder Bildung", sein „Versuch über die Poesie" zeichnen sich durch geschulte Correctheit aus. Aphra Behn, geb. Johnson, leitete durch ihre Novellen den bürgerlichen oder sogenannten socialen Roman ein, der mit dem bür-

gerlichen Drama die Proſazeit ankündigte. Ihr „Orinoko“ wurde der Stammvater von „Bug Jargal“ und nach langem Generationswechſel von „Onkel Tom“. Es nahten die gewandten Erzähler und Aufklärer Addiſon und Steele. Das Alte war vergangen, in Vergeſſenheit begraben; dunkel erinnerte man ſich der Tragödie „Gorboduc“ oder „Ferrex und Porrex“ von Sackville aus dem 16. Jahrhundert. Der Name Shakeſpeare war verflogen.

Die Zeitungspreſſe, dieſes namentlich in England ſo bedeutſame Vehikel der öffentlichen Meinung, iſt einem langen Martyrium und einem ſteten Schwanken der Rechtsbegriffe unterworfen geweſen, und bis auf dieſen Tag beruht ihre Exiſtenz mehr auf Gewohnheit und Compromiß, als auf verbrieftem Recht.

Lord Burleigh, der große Staatsmann des Eliſabethiſchen Zeitalters, ließ 1588 gedruckte Nachrichten über die Armada verbreiten, um falſche Gerüchte niederzuſchlagen. Die älteſten periodiſchen Nachrichten kamen von 1589 bis 1604 ans Tageslicht. Regelmäßig trat zuerſt Nathan. Butler 1622 mit ſeinen „Weekly News“ auf. Im 17. Jahrhundert erſchienen auf braunem Dütenpapier allerlei Allotria, Geſchichten von Meerjungfern, ganze Capitel aus der Bibel. Der „Mercurius Civicus“ illuſtrirte ſogar — ſchaudervoll genug. Karl I. ließ in dem „Oeffentlichen Anzeiger“ von 1644 — die „Londoner Gazette“ kam erſt unter Karl II. auf — die Tage anzeigen, an denen er die Heilung des „Königsübels“, der Scrofeln, vornehmen würde; dieſe Ordinationsſtunden dauerten bis zum Ende der Königin Anna, 1714. 1652 erfolgte die erſte Buchanzeige, es erſchien ein Gedicht auf Cromwell; 1658 wurde der Thee annoncirt.

In der großen „Rebellion“ nahm ſich das Parlament die Preßfreiheit, hielt aber, trotz Miltons wunderbarer „Areopagitica“, das Volk unter Cenſur. Die beiden letzten Stuarts wütheten gegen die Preſſe mit Pranger, Verſtümmelung und Tod; der berüchtigſte Gedankenhenker oder Cenſor war Roger

l'Estrange. Von 1679 bis 1685 bestand Preßfreiheit, weil Karl II. das Parlament heimgeschickt hatte, ehe das Censurgesetz erneuert worden war. Jeder druckte auf eigene Gefahr, nur die Zeitungen ließ die Regierung nicht aufkommen. 1685 bis 1693 Erneuerung der Censur; dann schamhafte Verlängerung auf zwei Jahre. 1695 erlag die Censur den Wirkungen der glorious revolution. Edward Clarke setzte bei seiner Conferenz mit den widerstrebenden Peers die Nachtheile und Unzuträglichkeiten des Instituts auseinander; dieses fiel aus Nützlichkeitsgründen, nicht vor dem Milton'schen Princip des persönlichen Rechtes. Das Recht auf Zeitungsherausgabe wurde niemals untersucht, man hütete sich auf beiden Seiten. Die Praxis entschied: das Jahr 1688 zählte plötzlich mehr als 70 Zeitungen. Das Jahr 1702 brachte den „Daily Courant", das erste täglich erscheinende Blatt.

Das Recht zur parlamentarischen Berichterstattung ist in England heute noch nicht verbrieft. Im 17. Jahrhundert verlautete kein Wort aus beiden Häusern. Erst im 18. wurden die Sitzungen ausspionirt. An Schreiben war lange kein Gedanke, das Gedächtniß mußte aushelfen. Woodfall berichtete im „Diary" die längsten Reden, Dr. Johnson erfand sie gar, wie Livius oder Thucydides gethan. Noch O'Connell ließ, um sich an den Reportern zu rächen, die „Fremden auf der Galerie" ausräumen.

Ludwig XIV.

Erſte oder Glanzperiode (1661 — 1685). — Zweite Periode, Rückgang, bis zum Schluß des Jahrhunderts.

Ludwig XIV.

Mit dem Tode Cromwells trat das durch Richelieu und Mazarin vorbereitete Frankreich in den Vordergrund der politischen Bühne Europas. Spanien, mit Hülfe englischer Rothröcke in den Niederlanden gedemüthigt, suchte den Frieden mit Frankreich und fand ihn 1659. Derselbe Frieden bescheerte dem jungen König Ludwig in der Person der Infantin Maria Theresia eine legitime Gemahlin.

Ludwig XIV., an dessen Existenz der schöne feurige Italiener Mazarin nicht unschuldig gewesen sein soll, kam im 22. Jahre der Ehe seines Vaters mit der spanischen Anna, am 5. Sept. 1638, auf die Welt, zählte also beim Tode des Königs 5 Jahre. 1651, als er mündig erklärt wurde, war er 13, bei seiner Krönung in Rheims 1654 16, bei seiner Vermählung 1660 22, beim Tode Mazarins, 1661, 23 Jahre alt.

Man kann die Geschichte dieses Staatskönigs nicht besser beginnen, als mit einem Blick auf diejenige Kulturerscheinung, welche eigentlich von ihm herdatirt, nämlich die Mode. Periodische Tracht oder Costüm (coutume, Gewohnheit) sind etwas Solides, relativ Dauerndes, gegen die beliebige, von einer Einzelphantasie beliebte wechselnde Art und Weise der Bekleidung, welche grade die Mode ausmacht.

Schon unter Ludwig XIII. war das Haar immer länger getragen worden, so daß viele den natürlichen Mangel durch künstlichen Ersatz zu decken hatten. Es kamen Perücken auf,

die mit Seidenfäden durchzogen waren. Ludwig XIV., der häßliche Warzen im Gesicht zu verbergen hatte, trug in seiner Jugend dieses lange Flatterhaar und schon in den 50er Jahren eine Perücke, darauf einen runden Hut mit großen blauen Federn, weißblaue Bausch-Aermel, trichterförmig nach den Knieen sich zuspitzende und dort zusammengebundene Pluderhosen, einen schwarzen Ueberwurf, schwarze Strümpfe, rothe Schuhe mit blauen Schleifen.

Die Schuhe gehörten indeß zur Toilette. Als Reiter trug der König Stiefel, entweder bis zum Knie oder auf der halben Wade umgeschlagen, oder auch trichterförmig kurz. Der Stoßdegen am Bandelier und der kurze Spazierstock gehörten gleichfalls zur Toilette; mit dem Stiefel aber paarte sich die Reitpeitsche. In Stiefeln und die Reitpeitsche in der Hand soll der 17jährige König 1655 ins Pariser Parlament gekommen sein, um seine Befehle registriren zu lassen. Wenn dieser Vorfall von der historischen Kritik mit Recht angezweifelt wird, so bezeichnet er nichts desto weniger vollkommen den jungen, frühernsten, studirt gravitätischen Monarchen.

Der Pariser Bourgeois trug das Haar lang, braune breite Hosen bis ans Knie, hier rothe Flügelschlupfen, Schuhe mit Bändern auf der Leiste. Sein Ueberwurf war von blauer Farbe mit weißen Streifen. Das Wams verlängerte sich durch Schooßklappen über den Unterleib; es ging allmählich in die Weste über.

Der Schnitt der Frauenkleidung datirte ebenfalls aus der Zeit Ludwigs XIII. Die Vertugalles oder Vertugardiens kamen ab, die Taille spitzte sich, nur die Aermel blieben bauschig und geschlitzt. Der Stuartkragen legte sich nieder, das Corset mit dem Blankscheit hob die Brüste gewaltsam hervor; die Verschämten legten hohe steife Tücher auf. Die junge Königin sah sehr bunt aus, doch befleißigte sie sich der Discretion.

Der Cardinal Mazarin hatte die letzten acht Jahre seines Lebens unumschränkt regiert und das Land wie eine Citrone

ausgepreßt, ſich und ſeine Nichten, die Mancini, in frevelhafter Weiſe bereichert. Seine Haupt-Blutegel waren die Finanz-Intendanten Emery und Fouquet.

Als der neue König die Zügel der Gewalt ſelbſt ergriff, ſollte ſeine „Gerechtigkeit" vor allem Volke leuchten, und Fouquet wurde zum Opfer für alle Sünden der Vergangenheit auserleſen. Fouquet, der Sohn eines reichen Rhebers in der Bretagne, war ſchon von Richelieu in den Marinerath aufgenommen worden; dann wurde er Requêten-Meiſter, der alle Geſuche und Einſprüche zu begutachten hatte; hierauf General-Procurator beim Pariſer Parlament. Er nahm die Miene einer würdevollen Ueberlegenheit an. Als Edelmann von der Robe frondirte er mit gegen Mazarin und gehörte zur Partei des Cardinals Retz. In der Vendée erwarb er zwei feſte Plätze, die ihm im Nothfalle zum Aſyl dienen ſollten. Nach der Verſöhnung machte ihn Mazarin zum Ober-Intendanten der Finanzen, und der ſehr intelligente, geriebene Mann benutzte das Durcheinander in der Finanzverwaltung zu ſeinem und der Freunde Vortheil. Seine Ausgaben waren enorm, aber der gute Geſchmack leitete ſie. Fouquet hatte aus ſeinem ſchönen Landſitze Vaux-le-Villars in der Nieder-Loire ein kleines Verſailles vor Verſailles gemacht. Dort umgaben ihn die anerkannten und die werdenden Berühmtheiten Frankreichs: Corneille, den er zur Abfaſſung des „Oedipus" beſtimmte, Molière und Lafontaine waren ſeine Gäſte; Lenôtre legte ſeine Gärten an, Lebrun malte ſeine Gemächer aus. Es war der künftige Ludwig XIV. im kleinen Vorbilde; er ſchien ſich auf die Nachfolge der beiden Cardinäle einzurichten.

Am 17. Auguſt 1661 gab Fouquet zu Vaux ein prachtvolles Feſt. Bereits hatte Colbert dem Könige den Urſprung all' dieſer Magnificenz ins Ohr geraunt; auf ein Haar hätte der königliche Gaſt mitten in den Feſtlichkeiten jede Rückſicht bei Seite geſetzt und den Finanzminiſter arretiren laſſen. Die Königin-Mutter redete es ihm aus. Erſt einige Wochen ſpäter fand die Verhaftung in Nantes ſtatt. Fouquet kam ins Ge-

fängniß der Baſtille und ſah ſeinem Proceß entgegen. Colbert aber trat als „Commis“ im Finanzrathe an die Stelle des Oberintendanten. Erſt ſpäter wurde er General-Controleur, und noch ſpäter Staatsminiſter.

Aus den Archiven der Baſtille hat es ſich ergeben, daß nicht Fouquet's faſt königliche Feſte, ſondern deren Urſprung den Anklagegrund bildeten, daß auch ſeine Bewerbung um die Lavallière vielleicht ein Motiv der Härte, aber nicht ein Grund der Verurtheilung ſein konnte. Fouquet hatte thatſächlich, wie ſo viele Andere vor ihm, Mazarin und Emery mit ihm und Hunderte nach ihm, den Staat beſtohlen. Die Staatsgläubiger zahlte er mit werthloſen Obligationen, mit Papier, das er auf heftiges Drängen ſpottbillig einlöſte, während er den Vollbetrag aus der Staatscaſſe entnahm.

In dem Proceſſe gegen Fouquet, deſſen Vertheidigung in jeder Beziehung eine gewagte Sache war, ſetzte ſich der Advocat Peliſſon ſelbſt ein Denkmal der Ehrenhaftigkeit und Beredtſamkeit durch ſein Plaidoyer. Der Appell an die königliche Gnade am Schluſſe zeichnet ebenſo wohl die Zeitverhältniſſe als die bereits erſtiegene Höhe jener „Eloquence“ welche Richelieu bei der Gründung der Akademie als die höchſte Kunſt proclamiren ließ.

„Ich laſſe mich nicht abſchrecken, denn ich will durchaus nicht vor Ew. Majeſtät bezweifeln, daß er ſchuldig ſei; aber ich kann eben ſo wenig bezweifeln, daß er unglücklich iſt. Ich will gar nicht wiſſen, was man ſagt, wenn er beſtraft wird; aber ich höre bereits hoffnungsvoll, freudig, was die Welt von Ew. Majeſtät ſagen muß, wenn Sie Gnade übt. Ich weiß nicht, was diejenigen fordern und verlangen, ſo offen allerdings, daß Jedermann es wiſſen muß, diejenigen, die ein ſo großes Unglück nicht zufrieden ſtellt; aber eben ſo gut muß ich wiſſen, Sire, was diejenigen wünſchen, die nur auf Ew. Majeſtät blicken, deren ganzes Intereſſe, deren ganze Leidenſchaft Ihrem Ruhme gilt. Sogar die Geſetze, Sire — ein großer Heiliger hat es geſagt — ſogar die Geſetze, die von

Natur unempfindlichen, unerbittlichen, freuen ſich, da ſie ſelbſt ſich nicht beugen können, wenn ſie ſich von einer allmächtigen Hand wie die Ew. Majeſtät gebeugt fühlen zu Gunſten von Menſchen, deren Heil ſie immer anſtreben, ſelbſt wenn ſie ihr Verderben zu fördern ſcheinen. Der weiſeſte, ja der gerechteſte der Könige ruft Ew. Majeſtät wie allen Königen der Erde zu: Seid nicht zu gerecht!"

Das Urtheil lautete auf ewige Verbannung aus Frankreich. Der König aber, nicht ohne Colberts Zuthun, änderte das Urtheil dahin ab, daß Fouquet lebenslänglich in das Schloß Pignerol auf der italieniſchen Gränze eingeſperrt werde. Hier ſtarb der Gefangene nach 19 Jahren, 1680. Die „Gerechtigkeit" war durch einen oſtentativen Cabinetsbefehl überboten worden.

Mazarin hatte dem Könige zwei Haupt-Miniſter vermacht: Letellier für das Innere, Lyonne für das Auswärtige. Lyonne war eine gewaltige Arbeitskraft, ein unermüdlicher und geſchickter Diplomat. Auch Letellier war fleißig, aber beſchränkten Geiſtes. Was aber der Vater nicht leiſtete, das wurde dem Könige der Sohn. Dieſer Sohn war der berühmte Marquis von Louvois, den Letellier dem Könige mit den Worten vorſtellte: „Nehmen Sie ihn, machen Sie ihn zum Zögling und Abglanz Ihrer Weisheit!" Louvois arbeitete zunächſt mit dem Vater in der Polizei- und der Heeresverwaltung; 1668 dirigirte er das Kriegsminiſterium.

Zu den Genannten geſellte ſich nun Colbert. Colbert hatte vortreffliche Ideen über Finanzen und Verwaltung; er war der Mann der Ordnung und der Induſtrie. Colbert und Louvois wurden die zwei Seelen Ludwigs. Was aber die eine Seele aufbaute, das riß die andere zuſammen. Die eine brachte Frankreich in Blüthe, legte den Grund zu ſeinem induſtriellen Reichthum; die andere athmete Krieg und Verwüſtung, die Militär-Gloire auf Trümmern und Elend. Colbert pflegte die Henne, daß ſie auch für den Staatsſäckel gol-

dene Eier legte; Louvois forderte mehr Gold, als die Henne legen konnte und schlachtete sie endlich selbst.

Dem Könige war Colbert mehr Mittel als Zweck, Mittel zur Befriedigung des ästhetischen Luxustriebes, den Mazarin in ihn gepflanzt, Mittel zur Befriedigung jenes Gelüstes nach der europäischen Dictatur, welches Louvois meisterhaft zu nähren verstand.

Jean Baptiste Colbert war am 29. August 1619 zu Rheims geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Tuchmacher. Die Wiege des Kleinen stand also neben dem Webstuhl seines Vaters. Seine Erziehung daheim war eine bürgerlich tüchtige; den eigentlichen Unterricht scheint er, nach einem Briefe seines Bruders, des Bischofs von Luçon, bei den Jesuiten empfangen zu haben. Sie wurde vervollständigt durch Reisen, welche die Beobachtungsgabe des jungen Mannes schärften. Mit 29 Jahren trat er, auf Empfehlung seines Verwandten Letellier, der Secretär im Kriegsdepartement war, als Commissär in dieses Departement; da er sich sehr fähig erwies, wurde er bald dem Secretär persönlich attachirt und war 1649, mit 30 Jahren, schon Staatsrath. Von Letellier an Mazarin bestens empfohlen, begleitete er den Cardinal 1650 auf einer Reise durch die Normandie. Aus derzeitigen Briefen geht hervor, daß der junge Staatsrath den allmächtigen Minister vollständig übersah: „Eine Eigenschaft habe ich an ihm herausgefunden, die Unentschlossenheit, die ihm im höchsten Grade eigen ist. Sie muß wohl daher rühren, daß nicht zwei Dinge zugleich in seinem Kopfe Platz finden; wenn das eine etwas drängt, so verwischt sich das andere, und was auch das Gedächtniß thue, um es ihm wieder vorzuführen, es kann höchstens den Fuß auf die Schwelle setzen, von wo es sofort wieder vertrieben wird."

Aus derselben Zeit rührt eine frappante Aeußerung, die vernehmlich das „große Jahrhundert" ankündigt: „die französische Sprache muß in Europa allgemein werden, die fran-

zösische Mode alle Völker Frankreich geneigt machen." Das Letztere wurde gerade seine Sache.

Mazarin hatte ihn würdigen gelernt und nahm ihn in sein Cabinet. Hier verfügte Colbert bald unter dem Namen des Ministers ziemlich souverän; seine Verwandten, die übrigens tüchtig waren, placirte er im Staatsdienste. Sein Bruder Charles Colbert-Croissy wurde später Gesandter in London. Sein Sohn wurde der Marquis von Seignelai.

Herrisch und eigenmächtig, wie Richelieu, wie Mazarin, wie der junge König, war auch Colbert. Bei einer Grundsteuererhebung hatten die Bauern revoltirt und etliche Soldaten erschlagen. Darob schrieb Colbert an seinen Vetter: „Mir scheint, Sie könnten nach Ordnung und Gerechtigkeit den Bauern leicht den Proceß machen. Sie sind Ihre Gefangenen und mit der Waffe in der Hand ergriffen worden; wenn Sie einen davon hängen ließen, das würde mehr Effect machen als Ihre ganze Bauernfehde."

Im Jahre 1659 beschloß die „Revolte der Edelleute" die Unruhen der „Fronde": die Anführer sollten in effigie an den Galgen geschlagen, ihre Schlösser und Güter rasirt werden. Colbert aber erwirkte einen königlichen Befehl, welcher das Urtheil rectificirte und den Rädelsführer, einen Herrn v. Boneſſon, sofort an den Galgen brachte.

Mazarin starb 1661; in seinem Testamente hieß es von Colbert: „Ich bitte den König sich seiner zu bedienen, da er sehr treu ist." Jetzt verfolgte Colbert den Oberintendanten Fouquet auf den Tod, und als der Gerichtshof blos die ewige Verbannung aussprach, erwirkte wieder Colbert die Reformirung des Urtheils zu ewiger Gefangenschaft. Am liebsten hätte er ihn hinrichten sehen.

Als General-Controleur der Finanzen war er ernstlich bestrebt, zunächst das wieder gut zu machen, was Emery und Fouquet verdorben hatten. Er suchte die Steuer gerechter zu vertheilen und verbesserte die bedenkliche Erhebung durch Partisans oder Finanzpächter wesentlich.

Die Grundsteuer, welche ein hoher Adel sammt dem Klerus auf Bürger und Bauern abgewälzt hatte und welche von 20 auf 53 Mill. Livres gestiegen war, reducirte er allmählich auf 35 Millionen. Die Partisans legte er wie die vollgesogenen Egel in Salz und nahm ihnen mehr ab, als sie zu opfern bereit waren, in Summa über 100 Mill. Das Exempel Fouquets blieb nicht ohne Nachfolge.

Er confiscirte für 100 Millionen früher verschleuderter und angemaßter Staatsgüter gegen Erstattung des dermaleinstigen niedrigen Ankaufspreises. Er reducirte den Zinsfuß der Staatsrenten, schaffte die überflüssigen Aemter ab, cassirte Adelsbriefe wegen der damit verbundenen Steuerfreiheit und milderte die Taille oder Kopfsteuer im Interesse der kleinen Leute. Er schaffte zahlreiche Zwischenzölle im Lande ab, um einen allgemeinen Zolltarif zu ermöglichen. Er brachte die Privatcolonien am Lorenzostrom, in Canada, an den Staat, gründete eine Ostindische Compagnie auf Actien, machte Marseille zum Freihafen, baute Landstraßen und zog den Canal vom mittelländischen zum atlantischen Meer durch Languedoc.

Seine großartige Thätigkeit, durch keine Scheidung der ministeriellen Ressorts beeinträchtigt, erstreckte sich auch auf die Verwaltung, das Gerichtswesen und die Rechtspflege. Er verdrängte, nach Richelieus Vorgang, die adligen Provinz-Gouverneure durch königliche Intendanten. Er setzte außerordentliche Tribunale als Appellinstanzen ein, um die Macht der Parlamente zu brechen.

Der König selbst fuhr fort, seine Autorität in der Justiz wie in den Finanzen ostentativ zu bekunden: zu Clermont in der Auvergne ließ er 1665 durch seine große Commission Gericht halten über den des Mordes beschuldigten Vicomte de la Mothe de Canaillac, der zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde. Keine Adelsburg sollte ferner dem Gerichtsboten und der Maréchaussée (Gendarmerie) mehr verschlossen sein. Hunderte von Adligen, zum Tode verurtheilt, entflohen ins Ausland; schaarenweise wurden sie verbannt.

Wenn es zum Gemeinplatze geworden iſt, daß Ludwig XIV. die große Revolution vorbereitet hat, ſo muß man dieſe Behauptung doch auch dahin ergänzen, daß ſeine Maßregeln und Regierungsakte, namentlich in finanzieller Beziehung, durchaus revolutionärer Natur waren und daß Colbert's Walten ſtark nach dem Convent ſchmeckt.

Seinem Collegen Louvois arbeitete Colbert in die Hände, indem er auch den Reſt von feudaler Kriegsverfaſſung abtrug, das Aufgebot des Adels immer mehr beſeitigte und den König zum oberſten Kriegsherrn machte, in deſſen Sold Offiziere wie Gemeine ſtanden. Im holländiſchen Kriege in den 70er Jahren wurde der Adel zum letzten male zur Heeresfolge entboten; es ſtellten ſich 4000 Mann Ritter und Knechte.

Raſch zeigte ſich auch dem Auslande gegenüber der abſolute königliche Willen. In London beſtand Ludwig auf dem Vortritt ſeines Geſandten, des Grafen von Eſtrades, vor dem Geſandten Spaniens, dem Herrn de Vatteville. Als dieſer dennoch ſeinem Collegen vorfahren wollte, ließ Eſtrades die Stränge an den ſpaniſchen Maulthieren durchſchneiden. Als ſich fand, daß noch Ketten vorhanden waren, wurden die Maulthiere erſtochen. Der ſpaniſche Schwiegervater gab dem hochfahrenden Eidam nach.

Noch ärger ging es in Rom, und zwar gegen Se. Heiligkeit Alexander VII. ſelbſt zu. Die corſiſche Leibwache des Papſtes verletzte die Immunität des franzöſiſchen Geſandtſchafts-Hotels. Der Geſandte, Herzog von Créqui, forderte eclatante Genugthuung. Der Papſt machte Ausflüchte. Ludwig wurde brutal, er miſchte ſogar die „Unfehlbarkeit" in den Streit, die ſchon damals, 1662, von Jeſuiten und Doctoren der Sorbonne vertheidigt wurde. In Paris erfolgte ein Decret des Parlaments, des Inhalts: daß eine ſolche Meinung zu verfechten verboten und vielmehr das Gegentheil zu behaupten ſei, wozu der Gerichtshof die Beweiſe ſchaffen werde. Das Parlament zu Aix erklärte auf königlichen Wink: Avignon, die päpſtliche Reſidenz während der „babyloniſchen Ge-

fangenschaft," und die Grafschaft Venaissin gehörten zur Provence, d. i. zu Frankreich. Der Conflict wurde so heftig, daß der König Truppen marschiren ließ. Da erst gab der Vatican nach, unter folgenden schmählichen Bedingungen: Der Cardinal Chigi soll den Papst zu Paris entschuldigen; Don Mario, der Stadthauptmann von Rom, hat sich auf Cavaliers-Parole von der Mitschuld zu reinigen; der Vetter des Papstes muß dem französischen Gesandten zur Ehrenbezeugung entgegengehen; jeder Corse wird dienstunfähig im Kirchenstaate; bei der Wache der Corsen wird zum ewigen Angedenken eine Schandsäule errichtet. So fügte sich Alexander VII. im Februar 1664! Dagegen bekam er Avignon zurück.

Im selben Jahre begab sich etwas mindestens eben so Unerhörtes. Zwei französische Armeen zogen mit fliegenden Fahnen mitten durch Deutschland. 6000 Mann marschirten nach Ungarn, dem Kaiser gegen die Türken beizustehn. Die zweite Armee marschirte nach Erfurt, deutsche Händel zu schlichten. Kaiser Leopold hatte nämlich ein Edict erlassen, welches die Stadt Erfurt dem Kurfürsten von Mainz zuerkannte und Sachsen mit der Execution beauftragte. Sachsen übertrug diese Mission an Frankreich.

Der „Rheinbund," den Mazarin 1658 geschlossen, 1660 und 1663 erneuert hatte,*) zeigte seine Kralle und das Gelüst des französischen Herrschers nach — der deutschen Kaiserkrone! Maskirt wurde dieses Gelüst durch die Hülfe, welche Ludwig damals dem Kaiser in der Schlacht bei St. Gotthard leistete.

Das Ausland war gewarnt; aber wo war die Macht in Europa, die sich französischer Anmaßung hätte entgegenstellen

*) Schon im August 1658 war ein Bündniß zwischen Frankreich, den geistlichen Kurfürsten, dem Bischof von Münster, dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem König von Schweden zu Stande gekommen, welches den König von Frankreich zum Schutzherrn über einen großen Theil Deutschlands erklärte! Verabredungen über eine gemeinsame Armee waren getroffen!

können? Von Karl II. von England wissen wir genug; er hatte den französischen Flaggengruß aufgegeben und Dünkirchen verkauft. Ludwig nöthigte ihn zu einem Schifffahrts- und Freundschaftsvertrag mit der Republik Holland, mit der er selbst im nämlichen Jahre 1662 ein Bündniß schloß, welches den Niederländern Handelsvortheile eintrug, wogegen sie zu Gunsten Portugals auf Brasilien verzichteten. Mit Schweden wurde ein Bündniß im Interesse der Candidatur des Herzogs von Enghien auf den polnischen Thron, im Gegensatz zu dem Herzog Karl von Lothringen, geschlossen. Der Kaiser war über und über mit Ungarn und Türken beschäftigt. Spanien stand vollkommen isolirt — des nächsten Schusses erstes Ziel.

1665 starb Philipp IV. von Spanien und hinterließ ein armseliges 4jähriges Kind, Karl II., über den seine österreichische Mutter die Vormundschaft führte. Schon jetzt handelte es sich um die spanische Erbschaft. Es begann die Jagd nach den „natürlichen Gränzen". Das Herzogthum Lothringen war zwar im Pyrenäenfrieden nominell seinem Eigenthümer zurückgegeben worden; aber Frankreich besaß das Besatzungsrecht in der Festung Marsal und somit die Etappenstraße nach den Niederlanden. Ludwig begehrte Flandern, mit größerem Rechte die Freigrafschaft Burgund, die seinem Gebiete wie ein fremder Pfahl im Fleische steckte und dazu dem fernen Spanien gehörte. Allerdings hatte die Infantin Marie Thereſe in den Ehepacten jedem Anspruch auf spanisches Gebiet feierlich entsagt. Allein Ludwig berief sich nicht auf die dynastische Erbfolge, sondern auf das niederländische Civilrecht, nach welchem die Kinder erster Ehe erbten, und forderte das Erbe seiner Frau als „Devolution". Ein Majorat, behauptete er, könne nicht aufgegeben werden. Flandern und Franche-Comté gehörten der Marie Thereſe als Erbin ihrer Mutter, der Elisabeth Bourbon, Tochter Heinrichs IV. Karl II. sei erst ein

Kind zweiter Ehe. Zudem sei dem Könige der Brautschatz von Spanien nicht geliefert worden.

Die Staatischen in Holland neigten zu Ludwig hin, der sie an die frühere Gemeinschaft gegen Spanien erinnerte. Ludwig verhandelte sogar mit dem Rathspensionär Jan de Witt wegen Herstellung einer belgischen Republik; zu einem Vertrage kam es jedoch nicht, da sich Ludwig vorab St. Omer und Cambrai ausbedang. Holland wurde deßhalb 1665 in den Seekrieg mit England verwickelt, der erst 1667 mit dem Frieden von Breda abschloß.

Frankreich schloß ein Bündniß mit Portugal, das noch immer im Kriege mit Spanien war. Im Pyrenäenfrieden war das Land nicht berücksichtigt worden, obgleich es grade zu Anfang des Jahres 1659 sich der Freiheit würdig gezeigt hatte. Antonio Luiz de Menezes führte ein wahres Volksheer gegen die Spanier und schlug sie bei Elvas. Später lieh der König Ludwig den Portugiesen vortreffliche Generale, Turenne, Schomberg u. A., die mit privater Heeresfolge den Krieg führten, während das officielle Frankreich sich nicht einmischte. Schomberg (ein Pfälzer aus der Familie Schönberg) schlug die Spanier zweimal entschieden: bei Amexial, am 3. Juni 1663 und bei Montes Claros, am 17. Juni 1665.

Ludwig, der doch offenbar die Hand im Spiele hatte, bot in Madrid seine Hülfe wider Portugal an, wenn die Entsagungsakte cassirt würde. Als die Regierung Karls II. dieses Begehren zurückwies, brach der Krieg aus.

Eine ungeahnte Heeresmacht, in nie gesehener Organisation, stand bereit. Unter Heinrich IV. hatten 7000 Mann den stehenden Kern der französischen Armee gebildet, um die sich im Kriegsfalle die ausgehobenen Massen gliedern mußten. Ludwig XIII., d. h. Richelieu, erhöhte diesen Kern auf 30,000 Mann; mit seinem Plane, aus Bürgern und Bauern eine Reserve oder die heutige „Territorial-Armee" zu bilden, scheiterte jedoch der kühne Cardinal. Er mußte zum „racolement" d. h. zur sog. freiwilligen Werbung, der schnöden Seelenver-

käuferei, auch noch des 18. Jahrhunderts, zurückgreifen. Daraus gingen die ungestümen Scharen Condé's und Turenne's hervor, die unter den folgenden Marschällen nicht gesitteter wurden. Schon 1666 hatte Ludwig XIV. 140,000 Mann, Kern und geworbene Milizbataillone, auf den Beinen.

Geschütz- und Belagerungswesen waren bedeutend verbessert; der geniale Vauban stand schon auf dem Plane. Belohnungen, Auszeichnungen, ein neuer Orden befeuerten die strebsamen Offiziere. Neue Marschälle wuchsen heran. Regelmäßiger Sold, gute Verköstigung und strenge Disciplin hielten den „Soldaten" willig, der nicht mehr „Knecht" genannt werden durfte. So war die Schöpfung, welche Louvois dem König zur Verfügung stellte. Dieser aber decretirte Alles von oben herab, er ernannte zu allen Chargen, vom Marschall bis zum Fähnrich.

Das Reglement schrieb an erster Stelle vor: „dem Soldaten bei jeder Gelegenheit das Gefühl für Ehre und Ruhm einzuschärfen." Waren die Soldaten aber erst draußen, in Feindes- wie in Freundesland, so galt das Lied:

„Wegelag'rer sind wir hier;
Schlägt uns nicht der Bauer todt,
Plündern, stehlen, schänden wir,
Jeder kriegt die Schwerenoth."

Als ein Oberst dem Marschall Turenne sein Regiment mit den Worten vorführte, es sei schön und gut, antwortete der Marschall: „Schön, das ist möglich; aber gut, das werden wir sehen. Wenn erst ein Viertel des Regiments die andern drei Viertel hat zusammenhauen sehen — dann ist es möglich, daß der Rest passabel wird."

Turenne zog am 2. Juni 1667 in Charleroi ein und erstürmte am 29. August Lille.

Europa spitzte jetzt wirklich die Ohren. England und Holland schlossen rasch Frieden: Neu-Amsterdam (fortan New-York) und New-Jersey kamen an England, Surinam nebst den üblichen Handelsvortheilen an Holland. Ludwig mäßigte

seine Ansprüche fast eben so plötzlich: außer der Franche-Comté verlangte er nur noch Luxemburg, Cambrai und etliche belgische Gränzplätze. Jan de Witt aber schloß mit dem englischen Residenten zu Brüssel, Will. Temple, den er in Breda kennen gelernt hatte, und dem schwedischen Gesandten zu London, dem Grafen Dohna, die Tripelallianz. Die drei Mächte kamen überein, daß der Frieden auf Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes abzuschließen sei. Das war eine große Concession. In den geheimen Artikeln jedoch stand die gegenseitige Verpflichtung, den König Ludwig im Falle der Weigerung mit vereinter Macht beim Pyrenäenfrieden festzuhalten. Ludwig besann sich, behielt in Flandern, was er erobert hatte, nämlich Charleroi, Ath, Douay, Doornik (Tournay), Kortryk (Courtray), Lille, Oudenaarde und Furnes, gab Hochburgund auf und schloß den Frieden von Aachen, 1668. Mit Mühe barg er seine Wuth gegen die holländische Republik.

Im selben Jahre schloß auch Portugal Frieden mit Spanien. Der Prinzregent Don Pedro, Bruder des unglücklichen Affonso VI., hatte beim Ausbruch des Krieges, im Einverständniß mit der Königin Elisabeth von Savoyen, den König in das Schloß zu Cintra gesteckt, wo Affonso erst 1683 im Stumpfsinn starb, und sich mit der Schwägerin verehelicht. Don Pedro schloß jetzt den Frieden von Lissabon auf Grund der Unabhängigkeit Portugals.

Im Jahre 1669 kam der Frieden zwischen Portugal und Holland zu Stande, welch' letzteres die ehemaligen portugiesischen, dann spanischen Colonien weggenommen hatte. Portugal erhielt Brasilien und seinen ostindischen Besitz zurück. Als es unabhängig war, stellte es die Inquisition wieder her.

Kurz nach Abschluß des Aachener Friedens ließ Ludwig in seinem Cabinett die Ansprüche auf folgende Länder zusammenstellen: Sicilien, Neapel, Genua, Nizza, Piemont, Lucca, Mailand, Aragonien, Castilien, Navarra, Avignon, Venaissin, Flandern, Deutschland und England!!

Die Hand Frankreichs war bald überall. Während Schomberg in Portugal unterstützt wurde, kämpften französische Ritter mit ihren Knechten auf Candia neben den Venetianern gegen den Halbmond. Und während der Frieden mit Spanien geschlossen wurde, war schon der Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Frankreich und dem Kaiser in Bezug auf Spanien fertig. Vergebens waren alle Anstrengungen Lisola's, des kaiserlichen Gesandten im Haag gewesen, den Kaiser zur Theilnahme an der Coalition zu bewegen. Der Kaiser schloß den Theilungsvertrag mit dem königlichen Agenten Grémonville ab, welcher seinem Herrn schrieb: „Der große Plan ist gelungen, die Trennung des Kaiserhauses von Spanien." Alle Mittel der sog. Staatskunst waren dazu verwendet worden: den Fürsten Auersperg köderte man mit dem Cardinalshute, den Fürsten Wenzel Lobkowitz bezahlte man baar; die drei Fürstenberge zu Köln, Straßburg und München, die sog. „Egonisten," waren französisch gesinnt. Die französisch-österreichischen Würfel, die über das Erbe des armseligen Karl II. geschüttelt wurden, lagen so: der Kaiser Leopold I. erhält Spanien, die amerikanischen Besitzungen, Mailand und Sardinien; der König Ludwig XIV. die Franche-Comté, Belgien, Neapel, Sicilien, Navarra, die Philippinen und die Besitzungen auf der afrikanischen Küste. Bekanntlich zerschlug sich das Alles.

Das nächste Augenmerk des Königs war die Republik der Vereinigten Provinzen. Schon als Republik war ihm Holland verhaßt, und die „Gazettiers", d. h. die Presse dieser Republik, welche sich erdreistete, Flecken an der Versailler Sonne zu entdecken und das Privatleben des Königs in grelles Licht zu setzen, ein Dorn in seinem Auge. Die Holländer travestirten seine goldenen Siegesmedaillen durch groteske Bronzen. Und hatte der stolze Patricier Jan de Witt sich nicht erdreistet, den Josua zu spielen und der „Sonne" Stillstand geboten?

War denn nicht mit diesem frechen Handelsstaat, der 30mal so viel Schiffe auf der See hatte, als das große Frankreich, mit diesem Schwemmlande des Rheindeltas, diesem „Hohlland" unseres Zeitgenossen Le Masson aufzuräumen?

Zuvörderst galt es, die Tripelallianz aufzulösen. Madame Henriette, Herzogin von Orleans, die Schwester Karls II., ging 1670 mit der Quéroualle nach Dover und schloß einen Subsidien-Vertrag mit England ab. Im selben Jahre wurde Lothringen besetzt, der Herzog Karl IV. entfloh. 1672 wurde Schweden losgebröckelt und durch den Kanzler La Gardie mit Frankreich verbündet; es sollte mit 16,000 Mann in Vorpommern Wache stehen gegen ungefügige deutsche Reichsfürsten; die Kosten zahlte Frankreich. Ein neuer Rheinbund ward geschlossen: der Kurfürst von Köln, Maximilian Heinrich von Bayern, verpfändete die Festung Neuß; Bernhard von Galen, Bischof von Münster, verpflichtete sich zur Offensive; der Herzog von Hannover und der Bischof von Osnabrück gewährten freien Durchzug. Nur der Kurfürst von Brandenburg war nicht zum Abfall zu bewegen; er schloß bereits am 1. Mai 1672 ein Bündniß mit Holland.

Der Kaiser war allerdings für Ludwig zweifelhaft geworden. Seine Fürsprache für den Herzog von Lothringen hatte Ludwig beleidigend zurückgewiesen. Grémonville aber brachte es in Wien durch Drohungen dahin, daß ein Vertrag vom Nov. 1671 stipulirte wurde: der Kaiser werde sich in keinen Krieg mischen, der das Reich nicht direct betreffe.

Auf einen Wink Ludwigs pflückte der elende Karl Stuart einen Krieg mit Holland vom Zaune. Die Hochmögenden, von Frankreich schwer bedroht, suchten England durch Nachgiebigkeit zu begütigen. Den jungen Oranier, den Neffen Karls, machten sie sogar zum nominellen Generalcapitän. Scheinbar wurde so das „Ewige Edict" sammt der „Harmonie-Akte" aufgehoben, durch welche Jan de Witt den Statthalter vom Commando der Land- und Seemacht feierlich ausgeschlossen hatte. Alles umsonst.

Louvois hatte das Heer auf 180,000 Mann gebracht; drei Armeecorps von zusammen 120,000 Mann setzten sich im Frühjahre 1672 in Marsch. Alles fungirte mit der Genauigkeit einer Maschine.

Das stolze Patricierthum in Holland, dem überseeischen Handel und der Börse dienstbar, hatte seine ganze Aufmerksamkeit der Marine gewidmet, die Landarmee und die Festungen dagegen vernachlässigt.

Es war vorauszusehen was geschah. Der König Ludwig selbst drang noch im Juni durch das verbündete Kur-Köln, zu dem auch Lüttich gehörte, an den Rhein, überschritt denselben beim Tolhuis und fiel in Holland ein. Die Cleve'schen festen Plätze, den Holländern verpfändet, wurden sämmtlich genommen. Der Bischof von Münster fiel in Groningen ein, der Marschall Luxemburg in Over-Yssel, der Marschall Turenne in Geldern. Ohne Schwertstreich ergaben sich die faulen Festungen, zuletzt Utrecht. Der Seesieg de Ruyters über die französisch-englische Flotte fiel nicht ins Gewicht. Die französische Cavallerie schwärmte bis in die Nähe von Amsterdam. Die Eroberung des Landes wäre noch rascher vor sich gegangen, hätte nicht Louvois nach seiner Neigung Bravourstücke gegen sämmtliche Festungen aufführen wollen, wobei ihm Condé vergebens widersprach.

Indessen war der Stolz der Patricier oder Staatischen völlig gebrochen; sie unterhandelten und boten in ihrer Herzensangst im französischen Lager bei Doesburg die Abtretung der „Generalitätslande" (der „zugetheilten Orte" nach dem Schweizer Ausdruck), d. i. den ganzen Gränzstreifen am linken Maasufer von Mastricht bis Breda, sammt 12 Mill. Gulden. Ludwig verlangte, auf Louvois' Betreiben, viel mehr, Nimwegen, Südgeldern, Mörs, freie Einfuhr der französischen Waaren, jährliche Lehenshuldigung! In Deutschland sagte man: „Die Union läßt sich beißen wie eine Maus."

In diesem Zeitpunkte erhob die oranische Partei zornmüthig ihr Haupt. Jan de Witt war bereits einmal von

vier Meuchelmördern angefallen worden, doch glücklich davon gekommen. Die Mörder flohen zu Wilhelm von Oranien, der ihnen ein Jahrgehalt aussetzte. Im Haag brach jetzt ein Aufstand los. Der 21jährige Wilhelm wurde zum Statthalter von Holland und Seeland ausgerufen und zum Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht ernannt. Das Volk ertrotzte die Durchstechung der Dämme. Das Land stand im Meere. Die Verhandlungen mit Frankreich hatten ihr Ende erreicht.

Cornelis de Witt saß im Gefängniß; er war beschuldigt einen Chirurgen zum Morde des Prinzen Wilhelm gedungen zu haben und zur Verbannung aus den Provinzen Holland und Westfriesland verurtheilt. In dem Augenblicke als Jan de Witt seinen Bruder aus dem Gefängniß abholte, am 20. August 1672, zerriß das wüthende Volk im Haag die beiden Brüder de Witt, Jan, den Staatsmann, und Cornelis, den Admiral. Der rasende Mob zerschnitt die edlen Männer in Stücke und verkaufte die einzelnen Glieder um schweres Geld.

Wilhelm war Parteihaupt, konnte und wollte als solches nicht strafen; das Vaterland aber wollte er retten: „Den Untergang des Vaterlandes nicht zu sehen, laßt uns in der letzten Schanze sterben!“

Unterdessen rührten sich auch andere Mächte. Noch vor Ablauf des Jahres 1671 hatte der spanische Gesandte im Haag erklärt, daß Spanien sich einem Angriff Frankreichs auf die Republik widersetzen werde. Das war nun freilich weniger erfolgreich als hochpolitisch: Spanien für seine abgefallenen Provinzen! Doch rettete der Statthalter der Niederlande Breda und Herzogenbusch vor den Franzosen.

Unermüdlich thätig und voll der redlichsten Einsicht war der kaiserliche Gesandte Franz von Lisola, ein geborner Hochburgunder. Dieser begabte Mann verfocht neben dem Oranier die conservative Solidarität Aller gegen Frankreich. Damals schrieb er in einer Broschüre: „Die Republik Holland kann nicht untergehen, als mit Rückwirkung auf Alle. Wie ihr

Untergang ein allgemeiner Schaden sein würde, so ist ihre Erhaltung die allgemeine Erhaltung." Am 27. Mai 1672 meldete er nach Wien: „Die Franzosen überschreiten jetzt die Gränzen der Republik. Bereits sind der Rhein, die Mosel, die Lippe, das Erzstift Köln, das Stift Lüttich in ihrer Gewalt. Bisher zielen ihre Schritte mehr auf das Reich als gegen die Republik. Ich erinnere an mein altes Wort, daß das Streben Frankreichs auf die Herrschaft am Rhein und auf die Wahl zum römischen Könige gerichtet ist. Um so dringender geht die Forderung an uns, das was wir thun wollen, bald zu thun." Dann war Lisola eiligst vom Haag nach Amsterdam geeilt und hatte die Behörden auf eigene Faust zum Widerstande ermuntert.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war der Onkel des jungen Statthalters und zudem in seinen Cleve'schen Besitzungen selbst angegriffen. Er verlangte vom Kaiser die Garantie für diese letzteren. Leopold, durch den fatalen Theilungsakt von 1668 gebunden, fügte sich endlich den Anforderungen des Augenblicks und schloß mit Brandenburg den Vertrag zur Sicherung der Reichsgränzen ab. Das Abkommen mit Frankreich vom Jahre 1671 erklärte er für erledigt.

Das war nun wenig genug, der Oranier forderte für die gezahlten Subsidien einen Krieg auf dem linken Rheinufer und das active Einschreiten. Holland war wirklich in Noth, dafür machte es aber auch verzweifelten Ernst, und der alte Muth versagte nicht. Der Admiral de Ruyter wehrte der französischen Flotte hartnäckig die Einfahrt in die Zuyderse. Der Marschall Luxemburg wich vor den Fluthen aus der Provinz Holland zurück. Lisola trieb in Wien fort und fort zur Action.

Leider hatte der Vertrag zwischen dem Kaiser und Brandenburg, für dessen Zustandekommen der brave Montecuccoli als Präsident des Hofkriegsraths eifrigst gewirkt, keine wesentlichen Folgen. Es standen nominell 20,000 Brandenburger und 16,000 Oesterreicher im Felde, aber sie leisteten nichts,

außer daß die Franzosen einen Theil ihrer Armee aus Holland zurückziehen mußten. Montecuccoli, der sich dem Ende seiner Laufbahn näherte, dachte gerade wie Lisola: die Absicht der Franzosen gehe mehr auf Deutschland als auf Holland. Nicht umsonst seien 30,000 Pferde bei ihrer Armee, die offenbar für die deutsche Ebene bestimmt wären. Wenn Holland so federleicht zu bezwingen gewesen, was sollte es erst in Deutschland geben? Der König Ludwig gehe auf die Alleinherrschaft, auf die „Monarchie" aus. Man müsse ihn mit Muth, Entschlossenheit und Macht bekämpfen. Eines Tages würden auch die Schweden in Brandenburg einfallen, sagte der prophetische Kriegsheld.

Sein Plan bestand darin, den Rhein zu sperren und so den Franzosen Lebensmittel und Rückzug abzuschneiden. Aber es gelang ihm nicht, definitive Instruction für seinen Feldzug zu erhalten; auch fand er bald die verbündete Armee zu schwach und ohne Aussicht auf Nachschub. Er mußte daher nothgedrungen temporisiren. Zudem kannte Ludwig seinen Lobkowitz und die phlegmatische Natur des Kaisers. Er trug diesem brieflich Frieden und Freundschaft an und Lobkowitz meldete dem Montecuccoli, jede „Ruptur" zu vermeiden! Montecuccoli machte dem Kurfürsten kein Geheimniß aus seinen Ordres, überredete ihn zum Rückzuge vom Mittelrhein nach Westfalen und gab, dieses Treibens müde, seine Entlassung ein. Der Kaiser nahm sie nicht an, forderte ihn vielmehr auf zu bleiben, „per regolar Brandenburg", um Brandenburg zu gängeln! Am 25. Januar 1673 nahm der Kaiser die Entlassung an. Der Kurfürst aber, seinerseits des Gängelns müde, suchte den Frieden mit Frankreich, der auch am 10. Juli 1673 zu Vossem (zwischen Antwerpen und Lüttich) zu Stande kam. Der Cleve'sche Besitz blieb dem Kurfürsten gesichert, er aber wollte Frieden halten, „mit Vorbehalt seiner Reichspflichten."

Als das Kriegstheater sich zu verschieben drohte, war König Ludwig in aller Eile nach Paris gereist, um dort die noch frischen Lorbeern zu ärnten und in der Anbetung seiner

Getreuen die Feigheit zu vergeſſen, die er perſönlich beim Rheinübergange bewieſen.

Seine Armee hat in Holland getreulich nach jenem obigen Soldatenliede gehauſt. Der herzloſe, unerbittliche Louvois hatte ſelbſt die Parole ausgegeben: Manger le pays! Der Marſchall Luxemburg ſtahl wie ein Rabe, die Soldaten ſtahlen, und dennoch blieb für den König noch ein guter Diebsantheil übrig.

Die öſterreichiſch-brandenburgiſche Diverſion löſte ſich in nichts auf; die Franzoſen gewannen allenthalben die Oberhand. Vauban hatte das feſte Maſtricht nach den Regeln der Kunſt erobert; Turenne war in Weſtfalen eingebrochen, die Wetterau war von ihm verwüſtet. Da regte ſich in Deutſchland ſo etwas wie patriotiſcher Unwillen, der auch nach Wien rückwirkte. Am 30. Auguſt 1673 kam der Tripelvertrag zwiſchen dem Kaiſer und Holland, Spanien und Holland, zwiſchen allen dreien und dem Herzog von Lothringen zu Stande. Der Kaiſer ſtellte 30,000 Mann ins Feld, wofür er 45,000 Thaler monatliche Subſidien von Holland bezog. Und jetzt richtete er an Frankreich die Forderung: Räumung des Reichsbodens, Herſtellung des Status quo ante, Herausgabe Lothringens und Schadenerſatz. Es wehte in Wien ein anderer Wind, Lobkowitz war in Ungnade gefallen, Montecuccoli die Seele der kaiſerlichen Politik geworden. Jetzt zeigte er was er konnte, wenn er wollen durfte. Seinen alten Plan führte er ſo genial wie energiſch durch: er täuſchte den Marſchall Turenne ins Elſaß zurück und eroberte in Gemeinſchaft mit Oranien die kurfürſtliche Reſidenz Bonn. Der Reichsverräther Wilhelm von Fürſtenberg wurde als Vaſall des Kaiſers gefangen nach Wien gebracht, Köln und Münſter zum Frieden gezwungen.

De Ruyter und Tromp ſiegten derweilen zur See. Condé wich bei Maſtricht zurück. Als Ludwig ſich über die Zähigkeit der Holländer ärgerlich wunderte, ſagte ihm Colbert: „Weil die Holländer ſo fleißig, nüchtern und energiſch ſind, wird es Ew. Majeſtät ſo ſchwer ſie zu überwinden.“

In England zwangen das Parlament und die öffentliche Meinung den König Karl 1674 zum Frieden mit Holland. Im Mai desselben Jahres erklärte das Reich den Krieg an Ludwig; der Kurfürst von Brandenburg, eingedenk seiner „Reichspflicht", schloß sich an. Lisola, der grade jetzt starb, sah seinen Herzenswunsch erfüllt; ein Mächtigerer war an seine Stelle im Kampfe gegen den französischen Gewaltherrscher getreten. Der Krieg hieß fortan: Oranien contra Bourbon!

Indessen hielten die französischen Marschälle Stand, und was diese nicht leisteten, das vollbrachten des Königs Hetzereien. Vauban rückte in Hochburgund ein und bemächtigte sich so des diesmaligen Hauptobjectes. Condé siegte im August 1674 bei Senef in der blutigsten Schlacht des Kriegs über Oranien und die Spanier. Turenne drang über den oberen Rhein, siegte bei Sinsheim über den kaiserlichen Hofgeneral Bournonville und besetzte die Unterpfalz; dann verwüstete er die links-rheinische Pfalz methodisch, um den Verbündeten den Einmarsch unmöglich zu machen, und warf 1675 die Deutschen aus dem Elsaß. Vergeblich hatte der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz den Marschall Turenne zum Duell gefordert, vergeblich der Kurfürst von Brandenburg alle Tapferkeit seines Derfflinger aufgeboten. Wiederum beklagte er sich über mangelnde Unterstützung von Seiten der Kaiserlichen.

Mittlerweile war Ludwig bemüht gewesen, jede der coalirten Mächte anderwärts zu beschäftigen: die Spanier auf Sicilien, in Oberitalien durch den Savoyer; den Kaiser durch Ungarn und Türken; den Kurfürsten von Brandenburg durch die Schweden. Die mit Frankreich verbündeten Schweden fielen aus ihren pommerschen Besitzungen unter General Wrangel in die Kurmark ein. Der Kurfürst zog daher in gewaltigen Märschen vom Rhein ab, sein eigenes Land zu vertheidigen. Am 28. Juni 1675 schlug er die siegreiche Schlacht bei Fehrbellin, die ihm schlecht genug vergolten wurde.

Im Westen drang Turenne wieder über den Rhein, vergewaltigte das Land von Freiburg bis Heidelberg, fiel dann

aber am 27. Juli 1675 im Kampfe gegen Montecuccoli bei Saßbach, unweit Renchen, dem Wohnſitz Grimmelshauſens, durch eine Kanonenkugel: ein brillantes Thema für die franzöſiſche Rhetorik. Man ſagt, daß Ludwig bei dieſer Todesnachricht zum erſtenmale die würdevolle Haltung verlor. Auch Condé verſchwand bald nachher vom Schauplatz; die Gicht ertheilte ihm den Abſchied und quälte ihn dann noch 10 Jahre lang auf ſeinem Landſitze zu Chantilly.

Es war die letzte Waffenthat Montecuccoli's geweſen. Todkrank nahm er mit 66 Jahren ſeinen Abſchied und begab ſich nach Wien. Und wiederum wurde der Anprall der franzöſiſchen Heere ſehr bedrohlich.

Einen Augenblick ſchienen die Verbündeten Luft zu bekommen. Der Herzog Karl von Lothringen ſchlug bei Conz am Zuſammenfluß der Saar und Moſel den Marſchall Créqui, der, immer auf Louvois' Befehl, das Land zwiſchen Moſel und Rhein in Aſche legte, und nahm ihn ſogar gefangen. Aber im Jahre 1677 ſetzte Créqui ſein Handwerk fort und eroberte ſogar Freiburg i. Br. Der Oranier wurde bei Saint-Omer geſchlagen, was im nächſten Jahr die Eroberung von Gent und Ypern durch den Marſchall Humières zur Folge hatte.

Da verlangte Colbert, die andere Seele Ludwigs, energiſch den Frieden. Es war kein Geld mehr aufzutreiben. Montecuccoli hatte ſogar für den Sieger wahr geſprochen, als er die drei Bedingungen des Krieges: Geld, Geld und noch einmal Geld nannte.

Die neu aufgelegte Stempeltaxe hatte einen Aufruhr verurſacht; das Tabakmonopol war eingeführt worden und hatte die Anforderungen des Staatsſäckels nur noch höher geſpannt. Solche Monopoleinnahmen gelten bald als ſelbſtverſtändlich und ſtillen den Appetit nicht. Der im Anfang der Regierung Ludwigs abgeſchaffte Aemterverkauf war noch viel ſchwunghafter erneuert worden. Anleihen hatte man zu $7\frac{1}{2}$ Procent, im Ganzen an 300 Millionen aufgenommen. Im Jahre 1675

meldete der Gouverneur der Dauphiné, Herzog von Lesdiguières: der größte Theil der Bevölkerung esse Brod aus Eicheln und Wurzeln und beginne sich von Gras und Baumrinde zu nähren. Der Engländer Locke sah auf seiner Reise durch Südfrankreich ganze Strecken Landes unangebaut, viele Häuser in Trümmern. Das Landvolk wurde überhaupt, ganz nach Colberts Principien, weit mehr gedrückt als die industrielle Bevölkerung der Städte. Das Budget des Königreiches stieg von 1670—1679 von 70 auf 131 Mill. Livres. Und dabei führte man einen eleganten, ja pomphaften Krieg und verwüstete draußen, was daheim von selbst zerfiel.

Colbert würde jedoch wahrscheinlich umsonst gepredigt haben, wenn sich am politischen Horizonte nicht für den König „schwarze Punkte" gezeigt hätten. In England wurde die Volksstimmung immer drohender. Sie verlangte, der König solle den Krieg an Frankreich erklären, um den Frieden herzustellen. Karl Stuart weigerte sich deß, ließ sich vielmehr durch neue französische Jahrgelder bestechen, um die er freilich geprellt wurde. Daneben verursachte es dem König Ludwig großen Aerger und ernstliches Bedenken, daß die Tochter Jakobs von York sich mit dem Oranier verlobte und rasch (im October 1677) vermählte.

Der Statthalter der Niederlande, immer tapfer und fast beständig geschlagen, war wieder um einen Schritt weiter auf seiner Bahn gelangt, deren Ziel darin bestand: Holland, trotz der widerstrebenden Staatischen, mit England, trotz der Stuarts, zu vereinigen wider den europäischen Störenfried und Europa um beide zu scharen. Die Regenten von Amsterdam hatten ihm einst gesagt: die Erniedrigung von Frankreich, ja die Eroberung der Welt seien ihnen nicht so theuer als ihre Privilegien. Sie waren durch blutige Gewalt zu Boden geworfen. Karl II. hatte zwei Kriege gegen Holland geführt und die Politik Frankreichs gegen klingende Münze unterstützt: zuletzt siegten die Whigs und England ging mit dem Statthalter.

Ludwig war nicht nur der Mann der Gewalt, er war auch der geriebenſte Diplomat ſeiner Zeit. Vielfach beſorgte er das Auswärtige ſelbſt, ſeine umfaſſende Correſpondenz legt Zeugniß dafür ab. Bis zu Lyonne's Tod (1671) hatte er dieſen Meiſter ausgelernt; Pomponne, der an ſeine Stelle im auswärtigen Amte trat, war dem König zu „ſchwach", weil er ſich nicht über jedes Bedenken wegſetzen wollte. Jetzt behandelte er meiſtens den Fachminiſter und deſſen Agenten wie ſeine Commis; correſpondirte und cabalirte direct mit den Barillon Torcy und Grémonville, deren höchſtes Lob darin beſtand, des Königs Aufträge glücklich beſorgt zu haben.

Als er die Nothwendigkeit des Friedens einſah, trennte er abermals die Verbündeten und fing Holland ſchon im Auguſt 1678 ab: er ſicherte ihm ſeinen ganzen früheren Beſitzſtand zu. Spanien und Deutſchland mochten die Zeche bezahlen. Im allgemeinen Frieden von Nimwegen (1679) erhielt Frankreich Hochburgund und die belgiſchen Gränzfeſtungen Valenciennes, Condé, Maubeuge, dazu Ypern und Saint-Omer. Der Kaiſer gab Freiburg und den gefangenen Fürſtenberg heraus und gewährte Frankreich die Etappenſtraße durch das Reich behufs der Kriegführung gegen Brandenburg, welches ſich eben in Oſtpreußen der von Livland aus eingefallenen Schweden kräftigſt erwehrte. Bereits rückten die Franzoſen in Cleve ein und Marſchall Créqui kam bis Minden! Da ſah ſich der Kurfürſt Friedrich Wilhelm gleichfalls zum Frieden genöthigt, den er Ende Juni 1679 zu St. Germain en laye abſchloß. Schweren Herzens mußte er den Schweden alle Eroberungen herausgeben.

Lothringen, ſtrategiſch den Franzoſen zur Verfügung geſtellt, wurde von dem neuen Herzog Karl V. gar nicht betreten. Ludwig XIV. ging mit großen Vortheilen und vollen Ehren aus dem Kampfe mit der Coalition hervor.

In Holland trug sich während dieses Krieges etwas ganz Neues zu; die Signatur der modernen Börsenwelt ging am Horizont auf. Daß civilisirte Völker, eben weil sie reicher sind, unverhältnißmäßig mehr durch den Krieg leiden, als ungebildete und ärmere, diese Beobachtung wiederholte sich nur in Holland. Aber mit der Anhäufung des sogenannten Nationalcapitals wachsen auch die bösen Chancen für den Theilhaber an diesem Capital, und wo erst der Credit den Canal des Geldes bildet, da wirken Hoffnung und Furcht eben so stark wie Sieg und Niederlage. Holland war durch seine Befreiung von Spanien rasch in die Capitalwirthschaft hineingetrieben worden. 1608, ein Jahr vor dem Waffenstillstande, wurde die Börse von Amsterdam eröffnet; 1609, wie zur Feier des provisorischen Friedens, die Bank gegründet. Der Capitalhandel stand in höchster Blüthe, als Ludwig XIV. den Krieg begann.

Als im Juni 1672 die Franzosen tief im Lande standen und nur noch die Provinzen Seeland und Holland frei waren, wurden die Curse, namentlich der Staatsschuldscheine, von einer wahren Panik ergriffen. Bis zum März 1673 sprangen sie dann wieder auf Pari.

Da die Bundesgenossenschaften in Europa nur durch Subsidien zu erhalten waren, so hatte männiglich die Augen auf die Amsterdamer Börse geheftet. Es frug sich ja, was die erhaltenen Obligationen im gegebenen Moment werth sein würden. Baares Geld wurde nicht gezahlt, weder dem Kurfürsten von Brandenburg, noch dem Kaiser Leopold. Mit dem Amsterdamer Curse schwankte auch der Barometer der Freundschaft. Das Betragen Dänemarks ließ sich z. B. mit großer Sicherheit nach dem Curszettel berechnen. Verschiedene Gesandte, namentlich der österreichische Lisola, lernten förmlich das „Inkostgeben", indem sie gegen Verpfändung der Obligationen baares Geld aufnahmen. Umgekehrt dienten aber auch die Creditverhältnisse zum Sporn für die Bundesgenossen; im besonderen trifft dies wieder den Kaiser, der durch thätigeres Eingreifen in den Krieg auf Besserung der Curse hinarbeitete,

um ein beſſeres Geſchäft zu machen. Endlich wurden die Agenten des Kaiſers ſo klug, die Schuldſcheine nur noch nach dem augenblicklichen Curswerthe zu nehmen.

So kam, wie man richtig bemerkt hat, durch den Krieg von 1672—1679 ein neuer Factor in die europäiſche Potitik: der Handel mit Werthpapieren oder kurz geſagt die Börſe.

Wir haben jetzt ein Wort von den Hetzereien und Zettelungen der franzöſiſchen Politik im Auslande zu ſagen. Die zunehmende Kälte Englands, die Coalition des Kaiſers mit Spanien, Holland und Brandenburg (1674) boten die Veranlaſſung. Der Grundſatz: der Feind meines Feindes iſt mein Freund, der ſo unzählige Düpirungen zuwege gebracht, iſt in der neueren Geſchichte am häufigſten von Frankreich angewandt worden. Andere haben ihn dort abgeguckt und für eigene Erfindung ausgegeben.

Frankreich hetzte lange Zeit in Schottland, ſchürte in Irland, unterſtützte ſogar die Aufrührer in beiden Ländern. Wir haben ferner erzählt, wie der Cardinal Richelieu den rebelliſchen Catalanen gegen die Regierung zu Madrid beiſprang, wie Ludwig XIII. Graf von Barcelona wurde und wie Mazarin das „glorreiche" Catalonien im Jahre 1652 — preis gab. Jetzt, im Jahre 1675, 23 Jahre nach der letzten Fopperei, ging Meſſina in die Falle. Die Stadt empörte ſich gegen die drückende ſpaniſche Herrſchaft, der franzöſiſche Admiral Duquesne kam ihr zu Hülfe, traf aber in den ſiciliſchen Gewäſſern auf den holländiſchen Seehelden de Ruyter, der für Spanien focht. Es kam zur glänzenden Seeſchlacht bei Catania (1676), de Ruyter ſelbſt fiel angeſichts des Aetna; Frankreich ſchien die ſpaniſche Herrſchaft zu brechen. Was aber mit Bravour, zur See wie zu Lande, erobert wurde, das verdarben die Muscadins vom Pariſer Hofe. Es erſchien in Meſſina der alberne Vivonne, der Bruder der Montespan. Als man ſich auf einen beſſern Mann beſonnen, ſchiffte ſich

d'Aubuiſſon de Lafeuillade nur aus, um ſich wieder einzuſchiffen. Es war ja doch Alles blos Spiel, „Meſſina hatte ſeine Schuldigkeit gethan. Zu Nimwegen wurde eine kleine Komödie aufgeführt, als ob das Schickſal Meſſinas Frankreich am Herzen liege. In der That ließ es ſogar die Flüchtigen im Stich, 500 Heimkehrende wurden gehängt.

Derſelbe Lafeuillade, in dem ein Stück Condé ſteckte, war auch in Candia geweſen, welches Venedig gegen die furchtbare türkiſche Belagerung zu vertheidigen hatte. Mit der Reitpeitſche in der Hand hatte er einen Ausfall commandirt. Auf ihn war der Herzog von Noailles gefolgt, der auf allerhöchſtes Commando die Venetianer in der gefährdetſten Lage verließ. Niemand durfte unter dem herriſchen Könige ſich unterſtehen, auf eigene Fauſt tapfer zu ſein; die diplomatiſche Cabale beherrſchte die Feldherren und die Schlachten. Ludwigs Regierung war ein Uhrwerk, in welchem jede Perſönlichkeit zum Rädchen oder Stiftchen degradirt wurde.

Mit dem Frieden von Nimwegen („Nimm weg!" ſpottete man mit deutſchem Galgenhumor) näherte ſich Ludwig der Höhe ſeiner Macht, wenn auch noch lange nicht ſeiner Vergewaltigungen. Mit knapper Noth hielt Colbert bis dahin dem Dämon des Krieges das Gleichgewicht. Aber der geſpreizte und eitele Hochmuth des Königs trug kein Maß in ſich ſelbſt. Wenn Colbert erſt ging, ſo verwüſtete Louvois Frankreich und überlieferte den Namen des Königs dem Fluche der Völker und des eigenen Volkes.

Bald nach dem Frieden trat der König mit einer unerhörten Prätenſion auf. Nicht zufrieden mit dem völkerrechtlich Zugeſicherten, verlangte er die Abtretung aller Dependenzen, die jemals zu den eroberten Gebieten und Städten gehört hatten, oder die er Luſt hatte, dazu zu ſchlagen. Den Plan zu dieſen „Reunionen" hatte ſein Hofjuriſt Roland de Revault ausgeheckt. Der König ſetzte 1680/81 „Reunionskammern" zu

Metz, Besançon, Tournay und Breisach ein, die ihm natürlich aufs bereitwilligste zusprachen, was er verlangte. Die Kammer zu Metz erklärte die drei Bischöfe von Metz, Toul und Verdun einfach zu französischen Lehensträgern, welche alle Städte, Dörfer, Mühlen u. s. w. zu verzeichnen hätten, die ihren Sprengeln im Laufe der Zeit abgegangen wären. Die Kammer zu Besançon verfügte über die Franche-Comté, die von Tournay über Flandern, die Breisacher über den Elsaß. So wurden dem deutschen Reiche die zehn elsässischen Städte, die sogenannte Dekapolis, den Schweden ihre Souveränität über ihre Pfalz-Zweibrücken'schen Besitzungen, dem Herzog von Würtemberg die über Montbéliard oder Mömpelgard, dem Statthalter der Niederlande die über Chiny, den Spaniern die über Luxemburg abgesprochen. Es handelte sich im Ganzen um 80 Lehen, um 600 Städte, Dörfer, Weiler und Mühlen. Vauban war auf der ganzen Gränzlinie mit Festungsbauten beschäftigt.

Am 30. September 1681 wurde das alte deutsche Straßburg, die freie Reichsstadt, die Burg der Reformation und des Kunstfleißes, durch einen Handstreich Louvois' genommen. Der Bischof Egon von Fürstenberg hatte den Verrath eingeleitet. Als die Franzosen in der Nacht stürmten, bliesen die Stadttrompeter vom Münsterthurme herab: „Wenn wir in höchsten Nöthen sind." Das Volkslied aber zürnte und spottete zugleich:

„Straßburg, Straßburg, schäme dich
Mit deinem Zeughausprahlen!
Bist dich, wie liederlich,
Ist deine Ehr' gefallen!
Hier liegt sie in dem Koth.
Ist das nit Schand und Spott!

Straßburg, Straßburg, o der Schand,
Daß du dich hast übergeben
Jetzt in der Franzosen Hand! — —

Meine Stimme mir erbebt,
Und die Wangen thun erbleichen,

Daß man dieſes noch erlebt
In den edlen deutſchen Reichen!
Warſt eine unbefleckte Magd,
Jetzt zu dir man Hure ſagt."

Vauban baute ſofort die Citadelle, von der er behauptete, keine Macht Europas ſolle ſie nehmen.

Die Macht Deutſchlands aber lag in den Banden des Dualismus; Oeſterreich hatte mit den Ungarn und Türken zu ſchaffen, und Brandenburg konnte nicht vergeſſen, daß es zu Nimwegen leer ausgegangen war — es hielt ſich zu Frankreich.

Gerade in dem Türkenkriege ſpielte Ludwig ſein perfideſtes Spiel. Er unterſtützte den Emmerich Tököli in Ungarn gegen Oeſterreich, er hetzte die Osmanen herbei. Und dann ließ er zur Scheinhülfe für Oeſterreich 1681 Tripolis, 1684 Algier bombardiren, während er Straßburg nahm und ſich mit dem Reiche abfand.

Der Krieg gegen den Bedränger war unmöglich — die Türken lagen 1683 unter Kara Muſtapha vor Wien — es wurde ein Waffenſtillſtand mit Frankreich geſchloſſen, der im folgenden Jahre zu Regensburg die allgemeine Ratification erlangte: Frankreich behielt „auf 20 Jahre" Alles was es zuſammengeraubt hatte. Der Raub ſollte ſich zwar nur bis zum Datum des 1. Auguſt 1681 erſtrecken, aber Straßburg wurde ausdrücklich einbegriffen.

Im Jahre 1684 ließ Ludwig noch die Stadt Genua bombardiren und wegen ihrer Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus züchtigen. Auch das ging ungeſtraft hin.

Die Selbſtherrlichkeit des immer gut katholiſchen, nunmehr frömmelnden Königs fand nach innen ihren beredten Ausdruck in der Aufhebung des Edicts von Nantes. Die Bedrückungen der Hugenotten, die beſonders ſüdlich von der Loire ſehr zahlreich waren, hatten zwar ſchon längſt, gleichzeitig mit dem holländiſchen Kriege begonnen; Verfolgungen und Corruption waren am Werke geweſen. Colbert, der ein weſentliches In-

tereſſe an dieſer ruhigen und fleißigen Bevölkerung hatte, ſchützte ſie eine Weile nach Kräften im Languedoc. Seit dem Nimweger Frieden aber gaben die Maintenon und der P. Letellier die Parole aus: „Ausrottung". Boſſuet ertheilte als franzöſiſcher Papſt ſeinen Segen dazu und Louvois, der gerade nach außen keinen Krieg zu führen hatte, lieh ſeine Dragoner — die „beſpornten Bekehrer". Dem ſelbſtgefälligen Könige ſchmeichelte die Idee, daß in ſeinem Reiche Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden müſſe.

So ging denn 1681 die Bekehrungs-Campagne gen Süden. Dragoner wurden den „Ketzern" ins Quartier gelegt, auf ihre Koſten, auch auf Koſten der Hausehre. Familien und ganze Gemeinden wurden mürbe gemacht und zur Kirche getrieben. „Rückfällige", die eine erzwungene Handlung bereuten, wurden ſchwer geſtraft. Der tapferſte Bekehrungs-General war Foucauld, der ſich im Béarn für ewig brandmarkte.

Bekehrungen gegen baares Geld gewährten kindiſche Genugthuung und entſittlichten die ſchwachen Gemüther. Unglaubliche Willkür vertagte die Schuldzahlungen der Katholiken an die Proteſtanten — ein Moratorium für Rechtgläubigkeit!

Endlich wurde den Proteſtanten jegliche Duldung verſagt: der dritte Bourbon caſſirte am 23. October 1685 mit einem Federzug die Großthat des erſten. Die proteſtantiſchen Kirchen wurden geſchloſſen, es gab nur noch katholiſche. Die Auswanderung war bei Galeerenſtrafe verboten. Die Kinder wurden mit 7 Jahren gewaltſam den Aeltern entriſſen und in katholiſche Schulen geſteckt. Kinder von Katholiken und Hugenotten wurden für unehelich erklärt. Für offenen Uebertritt zahlte man 6 Livres per Kopf. Von den Millionen, nach denen die Hugenotten noch immer zählten, entflohen 500,000 ins Ausland, nach England, Holland, Deutſchland. Die Berliner Colonie ſtammt aus jener Zeit. Eine Maſſe franzöſiſcher Namen in Deutſchland rührt von jener Hegira her: eine Colomb gebar Alexander von Humboldt. Capital, Kunſtfertigkeit und Genie ſuchten ſich wohnlichere Stätten. Wir werden den Bedeutendſten

unter den Réfugiés noch begegnen. Ludwig aber ſchickte ſich an, auf der andern Seite des Bergs hinabzugehen. Colbert war 1684 geſtorben; er mußte bei Nacht und Nebel begraben werden, damit ſich das Volk von Paris nicht an ſeiner Leiche vergriffe.

Der genialſte Mann Frankreichs ſah noch bei Lebzeiten ſein Werk an der Wurzel angegriffen; ein Jahr nach ſeinem Tode ſollten die Wurzeln ausgegraben werden. Colbert, von deſſen Verwaltungs-Reformen bereits die Rede war, iſt auch der Begründer des ſogenannten Mercantilſyſtems. Gegen dieſe Bezeichnung iſt, wie gegen Windmühlen, viel gekämpft worden. Man hat ſpäter aufgekommene Begriffe, Principien, die jener Zeit völlig fremd waren, gegen Colbert ins Feld geführt und namentlich mit Abſtractionen dabei operirt.

Die Völker von damals, inſofern ſie Bildung und Bewußtſein beſaßen, traten als national-ſtaatliche Individualitäten auf und ſetzten ihr Ich jedem andern Ich entgegen. So machte es England ſeit der Eliſabeth und insbeſondere ſeit dem Langen Parlament und Cromwell. So machte es die holländiſche Republik, oft in frevelhafter Weiſe. Richelieu hatte den Grund zur ſtaatlichen Einheit Frankreichs gelegt, Louvois bildete die königliche Kriegsmacht aus; um ſtark zu ſein, muß man Geld haben, das Geld im Lande behalten und, was die Bedingung des Geldhabens iſt, nichts von den Andern kaufen, was man ſelbſt produciren kann, vielmehr an die Andern möglichſt viel verkaufen. Um das letztere zu können, iſt es erforderlich, daß man gute und ſchöne Waare liefert.

Colbert, der als diplomatiſcher Agent in Venedig Handelspolitik ſtudirt hatte, entwarf ſeinen Plan als Finanz- und Handelsminiſter. Die Zolltarife von 1664 und 1667 beſagen: niedrige Ausfuhrzölle, niedrige Zölle auf eingeführte Rohſtoffe, hohe Zölle auf fremde Manufacte. Das konnte Spanien auch; aber Colbert that mehr, er pflanzte die Induſtrien des Auslandes, gegen die er hohe Zölle errichtete, mit Energie und

Sachkenntniß in Frankreich ſelbſt an. Von draußen ließ er die beſten Arbeiter als Lehrmeiſter kommen und bildete eine zahlreiche, gewandte Generation von Kunſthandwerkern heran. So verdrängte er die flandriſchen Arazzi durch die Gobelins und die Tapeten von Beauvais; die Spiegel und Gläſer des venetianiſchen Murano durch die Producte von St. Gobin und Eiren. Das Porcellan von Sèvres und die Seidenwaaren des Südens erſtiegen die höchſte Stufe der Vollendung. Die engliſchen gewirkten Strümpfe, die niederländiſchen Tuche, die deutſchen Blech- und Meſſingwaaren wurden ausgeſtochen. Unübertreffliches leiſtete Frankreich an Juwelier- und Goldſchmied-Arbeiten.

In den Dienſt der Tapeten- und Porcellan-Manufactur ſtellte er die erſten Künſtler des Landes: einen Lebrun, Champaigne, Mignard. Die königlichen Inſtitute ſahen von jedem Reinertrag ab, ſie dienten blos zu Muſteranſtalten. Die betreffenden Koſten verzinſten ſich reichlich durch die erhöhte Steuerfähigkeit der privaten Induſtrie. Die Unterſtützung dieſer Induſtrie war aber auch mit dem Schutze des Abnehmers verbunden: Colbert ließ die Erzeugniſſe der Privaten controliren und nöthigenfalls zurückweiſen. Er ſetzte an die Stelle der mittelalterlichen Zunft die Aufſicht des Staates.

Eine Hauptinduſtrie der luxuriöſen Zeit bildeten noch die Spitzen. In Italien war der erſte Sitz der Spitzenkunſt geweſen; von dort wanderte dieſelbe nach den Niederlanden, wo der prachtliebende burgundiſche Hof ſie beſchützte. Zuerſt wog hier die Klöppelei vor, bis nach der Trennung von Nord und Süd in dem heutigen Belgien die Nadelarbeit aufkam, die ſich in den producirenden Städten Gent, Brüſſel, Brügge, Ypern, Antwerpen, Mecheln zu verſchiedenen Species ausbildete. Durch Colbert wurde dann Frankreich das claſſiſche Spitzenland. Im 16. Jahrhundert war, trotz der Prachtliebe und dem Geſchmack des Hofes unter den Nachfolgern Franz' I. noch keine Concurrenz mit Italien und Belgien möglich geweſen; als aber der raffinirte Luxus unter Ludwig XIV. die Anforderungen

steigerte und Colbert die Nationalindustrie durch Muster, Zeichner, fremde Arbeiter und Schutzzoll sicherte, da entstanden jene unvergleichlichen Nadelwerke, in ihrer Art vollkommener als die Werke der gleichzeitigen bildenden Kunst. 22,000 Arbeiterinnen wurden in diesem Kunstgewerbe beschäftigt. Gegen 1666 entstand der point de France, der sich später in die Unterarten: point de Valenciennes, d'Alençon und d'Argenteau gliederte. Kostbare Spitzen durchzogen die hohen Fontanges, zitterten am décolleté, schwebten an den Aermeln, hüllten die Damen bei den Levers ein, parabirten am Degenkorb, an Schuhen und Stiefeln, flatterten in der Schlacht bei Steenkerken an der Cravatte der Offiziere. Vom Alkoven bis zur Feldschlacht, vom Parfüm des Boudoirs bis zum Pulverdampf, überall war die Spitze das Symbol der leichtlebigen und verschwenderischen Gesellschaft.

Als friedliche Kriegswaffe gegen bedenklichen Import diente das System der Differentialzölle; wo dieses nicht ausreichte, sollte die Kriegsflotte nachhelfen, und die beste Vorschule zu dieser erblickte Colbert in der Handelsmarine. Hier gab es zu thun, Holland zählte 16,000 Handelsschiffe, Frankreich 600! Die französische Kriegsmarine traf Colbert im erbärmlichsten Zustande: 30 fast unbrauchbare Fahrzeuge! Die Kriegsflotte wurde im Laufe der Zeit auf 60 Linienschiffe und 40 Fregatten gebracht. Bei Colbert's Tode behauptete sie den ersten Rang.

Vielen ist es aufgefallen, auch von uns schon erwähnt worden, daß Colbert die Landwirthschaft vernachlässigte. Sully hatte seiner Zeit die Industrie hintangesetzt, dagegen Ackerbau und Viehzucht die „Nährbrüste des Staates" genannt. Die Bodenkultur eines wesentlich ackerbauenden Landes hätte sich auch füglich selbst überlassen werden können, wären die Productiv-Kräfte vom feudalen und finanziellen Druck befreit worden. Hier liegt der Fehler, genauer gesagt der Mangel der Colbert'schen Zeit; selbst die besten Absichten der Finanzminister werden von den gebieterischen Kriegsministern durchkreuzt. Colbert wurde durch Louvois gelähmt. Und so herrisch auch

Ludwig XIV. den Adel aus ſeiner politiſchen Stellung herabdrückte, ſo ſehr es ihm behagte, daß die Großen ſich durch Luxus und Verſchwendung zu Grunde richteten: ihre ſociale Stellung ließ er unbehelligt; was ſie vergeudeten, war aber immer des Bauern Mark. So konnten denn auch die großen Maßregeln und Verkehrsmittel Colberts: das Fällen der Schlagbäume im Innern, die neuen Landſtraßen und Canäle, die Schaffung eines größeren Abſatzgebietes, dem Landvolk wenig helfen. Den Gegenſatz zu Colbert, der den Ackerbau für weniger „productiv“ halten mochte, bildeten erſt die Phyſiokraten des folgenden Jahrhunderts, welche nur den Ackerbau für „productiv“ erklärten.

Uebrigens hielt Colbert ſein Mercantil-Syſtem weder für abſolut noch für ewig. Ein bedeutſames Wort von ihm iſt dieſes: „Schutzzölle ſind Krücken, die man wegwirft, ſobald man gehen kann.“

Daß Kunſt und Kunſtgewerbe nicht ohne Wiſſenſchaft gedeihen können, wußte niemand beſſer als Colbert. Er gründete noch vier Akademien. Richelieu hatte 1635 mit der Académie française angefangen, Mazarin 1648 die Académie des Beaux-arts hinzugefügt, welche Colbert vollſtändig reorganiſirte. Sodann ſchuf Colbert 1663 die Académie des Inscriptions (hiſtoriſche Inſchriften); 1666 die Académie des Sciences, in welche der Holländer Chriſtian Huygens berufen ward; 1671 die Bauakademie, 1672 die Akademie der Muſik. Er gründete 1665 das Journal des Savants, als Organ der Akademie und der Forſchung, die franzöſiſche Maler-Akademie zu Rom und die orientaliſche Gelehrtengeſellſchaft. Die Gemäldeſammlung des Louvre, die unter Ludwig XIII. 250 Nummern gezählt hatte, erhob er auf das Zehnfache. Er erbaute 1667 die Sternwarte, entſandte gelehrte Phyſiker auf Weltreiſen, begann den Bau des neuen Louvre, errichtete das Invalidenhotel und legte den botaniſchen Garten an.

Natürlich geſchah Alles das zu Ehre und Ruhm des

großen Königs, den Colbert stets voranstellte. Aber der König, der den Ruhm mit Behagen einstrich, war so wenig dankbar, wie es Colbert bisweilen zu sein wußte. Wie Colbert das hohe Verdienst Riquet's, der eigentlich den großen Canal durch Languedoc gezogen, in Schatten stellte, so wurde er selbst gegen das Ende seines Lebens durch das wachsende Ansehen des Kriegsministers Louvois bitter gekränkt. Kurz vor seinem Tode äußerte er über den König: „Wenn ich für unsern Herrgott gethan hätte, was ich für den Menschen da gethan habe, so würde ich zweimal zu Gnaden angenommen, und jetzt weiß ich nicht, was mit mir geschehen wird."

Regte sich das Gewissen in dem Vir marmoreus, dem Mann von Marmor? Im Anfang seiner Laufbahn hatte er die Matrosenpresse abgeschafft; als er aber seine Galeeren bemannen wollte, war ihm kein Mittel zu schlecht, kein Zwang zu grausam, um seinen Zweck zu erreichen. Sich selbst schonte er freilich eben so wenig; er arbeitete täglich 16 Stunden.

Colbert, der die französische Industrie und Mode zur Weltherrschaft erhob, der Hunderttausenden zu Arbeit und Einkommen verhalf, war dennoch nichts weniger als populär in seinem Lande. Sein ganzes Wesen war zu hart und schroff, seine Ziele waren zu wenig ersichtlich. Bei all' seinen Verordnungen und Einrichtungen trat das fiscalische Motiv zu sehr in den Vordergrund, und mehr als er selbst wollte, drängten der König und Louvois auf dieses Ziel hin. Insofern opferte er sich für den König, der sein Gedächtniß dadurch ehrte, daß er ihn in stiller Nacht begraben ließ, um einen Straßenscandal zu vermeiden.

Und wofür hatte Colbert sich 22 Jahre lang abgeplagt, wenn der König alles Geld für Hof, Mätressen, Armee, Kriegsflotte und Festungen ausgab? Daß Colbert dennoch die unvergängliche Grundlage zum Nationalwohlstande gelegt hat, die sogar des Königs Verwüstungen überdauerte, das ist doch nicht des Königs Verdienst.

Von 1661—1685 hatte Ludwig die Zügel der Regierung selbst geführt; es blieben ihm noch 30 Jahre bis zu seinem Tode. Sehen wir uns jetzt die internen Verhältnisse in der Periode des Aufschwungs etwas näher an und beginnen wir mit dem Hofe.

Die Liebesverhältnisse des Königs spielen eine große Rolle in seiner Geschichte. Schon Mazarin hatte gesagt: „Wer das Herz hat, der hat Alles."

Die erste Flamme des kaum gekrönten Königs war Olympia Mancini, eine Nichte Mazarins, später Prinzessin von Savoyen-Carignan und Mutter des Prinzen Eugen. Sie wurde im Herzen Ludwigs ersetzt durch ihre Schwester Marie, die den König leidenschaftlich liebte und die er geheirathet hätte, wäre nicht der diplomatische Onkel störend dazwischengetreten. Im Jahre 1660 verheirathete ihn der Cardinal mit der spanischen Infantin. Marie Therese war klein von Person, hochblond, sanften Blickes, aber unbedeutend. Die Schwägerin des Königs, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, welche freilich die Königin nicht mehr in ihrer Jugendblüthe sah, charakterisirt sie folgendermaßen: „Die Königin ist die beste und tugendhafteste Frau, aber bluteinfältig. Sie hat häßliche, zerbrochene, schwarze Zähne und ißt viel Knoblauch."

Das konnte freilich für den eleganten jungen Mann der Spätrenaissance nicht wohl ausreichen; er warf seine Blicke im Kreise des Hofes umher und fand reichlichen Ersatz.

Und so begann der Reigen der maîtresses en titre. Zunächst fiel das Auge des Königs auf „ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee," die kleine, magere, pockennarbige Louise Françoise de la Beaume le Blanc, welche die aufgelösten Haare à l'enfant trug und sich sterblich in die Majestät verliebte. Der König machte sie zur Herzogin von Lavallière, und die natürlichen Locken wurden von der Staatsfrisur verdrängt.

Zur Lavallière kam die Marquise de Montespan, die verheirathet war. Sie löste die Staatsfrisur auf, zog eine

Locke hinter jedes Ohr und ließ eine dritte auf den Busen herabfallen. Der König erblickte sie so auf der Jagd im grünen Forste im Jahre 1667 und war besonders entzückt über die „Schmachtlocke". Die Ehe der Montespan bot kein wesentliches Hinderniß, denn in der Bastille war Raum und Zeit für den Mann, die Scheidungsgründe plausibel zu finden. Der Marquis entfloh und wurde später auf seine Güter verbannt. Bei Molière heißt er „Amphitryon", während Ludwig den Zeus spielt. Elisabeth Charlotte, seit 1671 Herzogin von Orleans, sagte von ihr: „Sie ist ein lebendiger Teufel, aber so interessant und possirlich, daß Einem bei ihr die Zeit nicht lang werden kann." Später sollte die Geduld der Liselotte sehr kurz angebunden werden, als es sich um eine Doppelheirath ihres Sohnes Philipp mit einer Tochter der Marquise de Montespan, der Mademoiselle de Blois, und ihrer eigenen Tochter mit dem Herzog du Maine, dem Bruder der Blois, handelte. Sie schrieb darüber: „Wenn der Duc du Maine kein Kind von doppeltem Ehebruch, sondern ein rechtmäßiger Prinz wäre, so möchte ich ihn doch nicht zum Schwiegersohn, noch seine Schwester zur Schwiegertochter haben; denn er ist abscheulich häßlich, karg wie der Teufel und hat kein gut Gemüth; seine Schwester hat wohl ein gut Gemüth, ist aber erschrecklich kränklich, und überdies sind sie Bastarde von doppeltem Ehebruch und Kinder von dem bösesten und verzweifeltsten Weib, so die Erde tragen mag." Der Sohn entging nicht seinem Geschicke, wohl aber die Tochter.

Die Montespan war allerdings ein „verzweifeltes Weib;" sie maßte sich die verwegensten Dinge an, drückte gebieterisch auf Colbert und Louvois und hielt den König wie mit Klammern an sich gefesselt. Sie machte sich zahlreiche Feinde, ein Geistlicher verweigerte ihr sogar das Abendmahl. Man stürmte auf den König ein sie zu entlassen. Sie mußte sich vom Hofe entfernen und wurde — zurückgerufen, leider wesentlich durch Colberts Vermittelung.

Eine kleine Tragikomödie trug sich während des holländ-

diſchen Krieges zu. Die Lavallière, von Herzen die beſte aller Mätreſſen des Königs, erlag unter der Laſt ihres Sündenbewußtſeins und entſchloß ſich im Kloſter der Carmeliterinnen Buße zu thun. Feierlich wurde das Opfer der königlichen Luſt von der Montespan und der in Sünde und Buße — ſie liebte zuletzt den Herzog von Larochefoucauld — gleich erfahrenen Herzogin von Longueville, der Schweſter Condés, zum Altare geleitet, wo ihre Haare abgeſchnitten wurden. Sie hieß fortan die soeur Louise de la miséricorde. Ihre Tochter heirathete den Prinzen von Conti, wie denn der König ſeine Baſtarde ſämmtlich an vornehmſtes Geblüt brachte.

Das Volk hatte die Königin, die Montespan und die Lavallière die „drei Königinnen“ genannt. Jetzt fehlte eine Königin, aber ſchon war eine neue Wahl getroffen. Das Fräulein Marie Angélique Scoraille de Rouſelle kam an die Reihe, ein übernaives Weſen. Sie wurde die Herzogin von Fontanges und berühmt durch ihren Kopfputz. Sie thürmte ſich ein babyloniſches Gebäude von Eiſendraht, 2—3 Fuß hoch, auf den Kopf und bäumte das Haar, von Muſſelinkrauſen, Bändern, Schnecken, Perlen, Blumen und Federn durchzogen, durch dieſes Geſtell empor. Die Liſelotte ſagt von ihr: „Sie iſt beſchränkt und hat nicht mehr Verſtand als ein Kätzchen.“ 1681 ſtarb ſie mit 20 Jahren und hinterließ der Damenwelt die „Fontangen.“ Eine Dame von Geblüt, die Herzogin du Maine, ſank ſogar unter der Laſt dieſes Friſur-Ungethüms zu Boden, welches nach einer boshaften Aeußerung ſchwerer als ſie ſelbſt war.

Der weibliche Luxus nahm überhaupt ſeit den 70er Jahren den Charakter maſſivſter Schwerfälligkeit an. Die wuchtigſten Seidenſtoffe mit eckigen und ſteifen Falten bauſchten ſich auf den Hüften hoch auf und fielen von da bis zur langen läſtigen Schleppe ab, die einen beſondern Diener zum Nachtragen erforderte. So trug die Dauphine, Marie Anne Victoire de Bavière, die Gemahlin des 1661 gebornen Kronprinzen Louis, ein Goldbrokatkleid, die Elle zu 20 Louisdor,

das in eine lange blaue Schleppe auslief. Sie verband die Fontange mit den Schmachtlocken über den Hals hinab. Die Tochter Colberts trug an ihrem Hochzeitstage ein Kleid von 100,000 Livres.

Labruyère, der als Erzieher des Herzogs von Burgund Gelegenheit genug zur Beobachtung hatte, erzählt, wie sich die Weiber durch Schminke und kosmetische Mittel zu Grunde richteten. Sie malen, sagt er, Lippen und Backen, Augenbrauen und Schultern, dazu die offene Brust. Der Puder kam damals mehr auf die Haut als auf den Kopf, wohin ihn erst das 18. Jahrhundert verwies. Des Nachts wurden Masquins mit beizenden Stoffen zur Herstellung des Teints auf dem Gesicht getragen. Zu der Schminke kam die Mouche oder das Schönpflästerchen, welches in seiner bunten Mannigfaltigkeit förmlich Gegenstand der Literatur wurde. Die Mouche war zwar älteren Datums, denn schon im Jahre 1634 erhob ein „angesehener Mann" die wichtige Frage: ob die Weiber mehr als drei Mouchen tragen dürften. Im Jahre 1661 hieß es in der „Faiseuse de mouches" von den Schönheitspflästerchen, daß sie „die Augen schmachtend machen und das Gesicht schmücken." Sie machen, nach der Versicherung des Autors, sogar unwiderstehlich; „mag der Galan noch so gleichgültig und noch so stolz sein, zuletzt sticht ihn doch die Fliege, la mouche le pique." Recht in Blüthe kam jedoch die Mouche erst zur Zeit der Allonge-Perücke. Möglich daß ein ähnlicher Defect wie die Warzen Ludwigs XIV. auch bei der Mouche einmal mit im Spiele gewesen war; jedenfalls diente sie zur Hervorhebung des geschminkten Teints. Die Uebertreibung kam bei der Mouche eben so wohl in Mode wie bei der Perücke. Wie der König sich immer gravitätischer verunstaltete und die berühmte gelockte Binette in der Mitte der 70er Jahre aufbrachte, welche unter 1000 Livres nicht zu haben war, so daß Unbemittelte sich das Kopfpolster von Pferde- oder Ziegenhaar machen ließen: so stieg die Zahl der Mouches in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf sechs, zwölf, ja fünfzehn

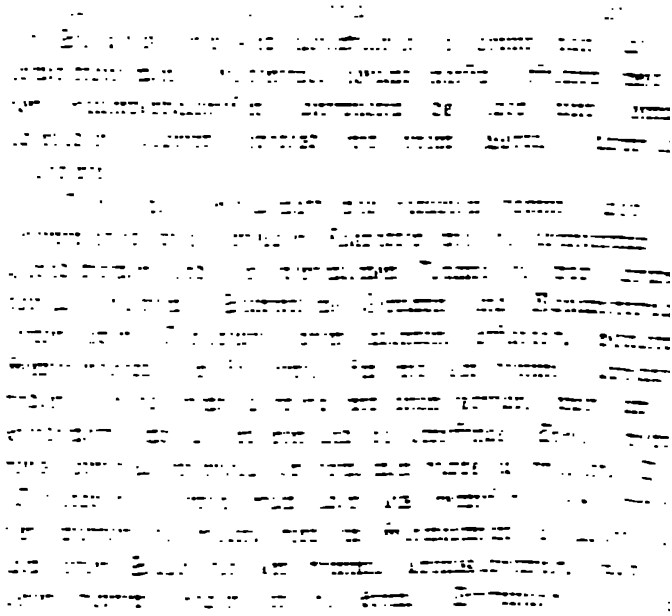
Stück. Auch die Geſtalt der Mouche variirte: auf dem Kinn rund, auf der linken Wange ſternförmig, unter den beiden Augen ein Halbmond, auf der Stirn ein Wagen ſammt Pferden, Kutſcher und Reitknecht. Es kamen auch vollſtändige Silhouetten vor. Und die Form war nichts Gleichgültiges, jede Form hatte ihren ſpeciellen Zweck, eine ſchickte ſich nicht für alle Gelegenheiten. Die lange war für den Ball, die große breite für den Hof, auf Piſtolenſchußweite trefffähig; die kleine cokette für die Straße, das tête-à-tête oder das Bankett. Die vollendetſte Mouche aber, die wichtigſte von allen, war der auf der Naſe getragene „Aſſaſſin," der die Schmachtlocke noch überbot.

„Du magſt friſirt ſein wie du willſt,
Die Ringellocke auf der Bruſt,
Nur der verliebte Aſſaſſin
Erweckt des Mannes Liebesluſt."

Es iſt klar, daß dieſe befleckſten Pagoden ſich aufs Verführen legten, daß die Coketterie allgemein und zur Modeſache wurde, und ſehr begreiflich, daß aus dieſer Saat die Heroinen des eleganten Laſters entſproßten, eine Marion Delorme und eine Ninon de l'Enclos, welche letztere ſogar Schule machte und hielt und die Töchter vornehmer Kreiſe in der frivolen Gefall-Kunſt unterrichtete.

Am Hofe zählte man noch drei anſtändige Damen: die Königin, die Dauphine und die Liſelotte, auch die Palatine genannt. Ernſtere Frauen zogen ſich zurück, verlegten ſich auf Studium und Bildung, ſo die Marquiſe de Sablé und die Marquiſe de Rambouillet. Die Sévigné war demi-vertueuse.

Die männliche Pagode der Zeit ſah nach dem Vorgange des Königs folgendergeſtalt aus: Brauner ſteifer enger Oberrock, an den Rändern mit Stickereien oder Edelſteinen beſetzt; darunter rothe, blaue oder grüne vollgeſtickte Weſte mit Klappen auf den Oberſchenkeln; Stoßdegen mit großem Handkorb. Die Perücke war de rigueur. mußte ſich doch der große Condé zur Hochzeit ſeines Sohnes Haar und Bart à la perruque



König grollte, wenn der Einsatz nicht gehalten wurde. Einst setzte sie 150,000 Pistolen auf drei Karten. Die Montespan hatte gut riskiren, der König stellte ihr die Staatscasse zur Verfügung und schenkte ihr einmal ein vollständig ausgerüstetes Schiff. Daß sich ein hoher Adel durch Spiel und Luxus ruinirte, machte dem Könige nebenbei ein Hauptvergnügen.

Die Völlerei, auch bei den Weibern, gesellte sich zu den übrigen Verirrungen. Die junge Herzogin von Burgund, eine savoyische Prinzessin, war dem Branntwein ergeben und ließ sich nach starken Libationen von ihren Bedienten an den Füßen herumziehen. Die Prinzessinnen am Hofe rauchten Tabak aus Thonpfeifen, die von der Hauptwache herübergeholt wurden.

Die abscheulichsten Verbrechen wurden förmlich Mode. Die Marquise de Brinvilliers vergiftete Vater, Brüder und Schwestern, um das Vermögen zu bekommen. Sie gab ihrem Manne Gift, um ihren Liebhaber, einen Herrn von St. Croix, zu heirathen. Dieser gab erschrocken Gegengift, um sich vor dem drohenden Glücke zu retten. Bei allem dem ging die Marquise regelmäßig fromm zur Kirche. Sie wurde 1676 hingerichtet.

Zwei Frauen, die La Vigoureux und die La Voisin, verkauften gewerbsmäßig Gift zur Beschleunigung von bürgerlichen Erbschaften, und dieses Gift erhielt den schaurigen Namen poudre de succession. Die Voisin schaffte nach und nach 2500 Kinder, die den Müttern zur Last oder Schande gereichten, durch das Feuer aus der Welt. Sie trieb dabei den abscheulichsten Hokuspokus: das Zimmer wurde schwarz ausgeschlagen, auf einem schwarzen Altar brannten schwarze Kerzen und ein Priester — natürlich nur eine Maske — parodirte dabei die Messe. Währenddessen wurden die Kinder abgethan. Unsagbare Scheußlichkeiten kamen in dem Ceremoniell vor. Die wirkliche Hexe — Colbert hatte schon seit 1672 die Anklagen wider angebliche Hexen zurückweisen lassen — machte sich ein Vermögen von 100,000 Kronen und wollte eben das Land verlassen, als sie in die Bastille gesteckt

wurde. Im Jahre 1680 wurden die La Vigoureux und die La Voiſin verbrannt.

Auch die Giftmiſcherei war Mode geworden, wie die Binette, wie die Fontange, wie die Mouche, wie das Gebetbuch à la pucelle, wie die öffentliche geheime Krankheit, welche die Franzoſen nach Neapel benannten. Giftmorde wurden förmlich gedungen, in den niedern Schichten bis zu 30 Sous hinab. Man trank nicht mehr aus Bechern, nur noch aus durchſichtigen Gläſern. Zu Gaſtmählern brachten die Eingeladenen ihre Teller mit. Die Wäſche ließ man vor ſeinen eigenen Augen waſchen. Blumenſträuße waren verdächtig; hieß es doch, die Montespan habe die Fontanges mit einem Blumenſtrauß vergiftet. Jedermann galt des Giftmordes für fähig. Kam doch der Dichter Racine in den Verdacht der Giftmiſcherei. Hat man doch den Marſchall von Luxemburg ſcharf ins Verhör genommen, weil er mit dem Teufel pactirt haben ſollte!

Im Jahre 1679 mußte die Chambre ardente, ein eigener Gerichtshof gegen die Giftmiſcher errichtet werden. In der Unterſuchung ergaben ſich die unglaublichſten Dinge. Die ältere Geliebte des Königs, Marie Mancini, hatte ſich bei der Voiſin Gift geholt, um die Lavallière umzubringen. Auf einen Wink des Königs entfloh die Mancini. Bald häuften ſich die Inzichten gegen die vornehmſten Kreiſe; die Chambre ardente hätte 147 Perſonen arretiren müſſen, als der Unterſuchungsrichter de la Reynie die Frage ſtellte: „ob es zu Gottes Ehre und im Intereſſe des Staates oder ſelbſt der Gerechtigkeit geſchehen könne, daß ſo ungeheure Verbrechen allgemein bekannt würden.“

Endlich ſchritt der König ein, und um dem Scandal ein Ende zu machen, in welchem Mitglieder ſeines eigenen Hauſes namhaft gemacht wurden, zugleich um die unauslöſchliche Makel von der Kirche und der Religion zu entfernen, gebot er der ferneren Unterſuchung Einhalt. Auf königlichen Befehl hatte es keine weiteren Verbrechen gegeben!

Die Ninon, die Brinvilliers, die La Vigoureux und La Voiſin riefen ihren Gegenſatz hervor. Die Zeit gebar das andere Extrem. Jean Boutiller de Rancé, ein ausgelebter Wüſtling, ſchlug mit 38 Jahren an ſeine Bruſt und begab ſich 1664 in das Kloſter La Trappe im Orléanais, wo die Mönche bis dahin ein wahres Raubleben geführt hatten. Er nahm ſie in die Zucht und ſtellte unter dem Namen der Trappiſten die geſtrengen Ciſtercienſer her. Die Ordensregel gebot: Um 2 Uhr aufſtehen, 11 Stunden Meſſe und Gebet, dann arbeiten und ſein eigenes Grab graben. Außer dem Gruß — ſchweigen. Die Kleidung: grobe rauhe Kutte und Holzſchuhe. Die Nahrung: Waſſer, Früchte, Gemüſe. — So beging die Liederlichkeit mit krummem Rücken ihre Andacht zum Kreuz. Entweder — oder. Entweder ganz in der Welt, oder ganz für die Welt verloren!

Auch Verſailles, das prachtfunkelnde, verwandelte ſich allgemach in ein graues Kloſter. Der König gab ſelbſt das Signal. Er hatte ſich müde gelebt und richtete die Augen zum Himmel. Wieder war es eine Franciſca, die ihm dieſen Weg zeigte.

Franciſca d'Aubigné, aus echt hugenottiſchem Blut, früh verwaiſt, dann katholiſch gemacht, mit der Ninon de l'Enclos befreundet, der ſie einen Anbeter abſpenſtig machte, heirathete aus Noth den kranken, lahmen Dichter Scarron, den witzigſten und bäßlichſten Mann von Frankreich, den man allgemein einen Cul-de-jatte nannte. Nach deſſen Tode wurde ſie Erzieherin bei den Kindern der Montespan. Die Montespan ſchien ein unüberwindlicher Standpunkt zu ſein; aber die d'Aubigné oder Wittwe Scarron ſchmeichelte ſich in der feinſten Weiſe in die königliche Gunſt ein. Sie war nicht wie die Andern, ſie reizte und lockte nicht, zählte ſie doch drei Jahre mehr als der König. Sie beſaß Geiſt, gebildete Umgangsformen, ſie war ſo mild, ſo weiſe und ſo überzeugt fromm — dem Könige durchaus überlegen. Sie nahm die Wohlthaten des Monarchen ehrfurchtsvoll hin, überdauerte

die Montespan, überdauerte auch die Fontanges, ließ sich zur Marquise de Maintenon ernennen und setzte ihrer edlen Gesinnung die Krone auf, indem sie den König seiner Gemahlin näher brachte. Als Marie Thereſe im Jahre 1683 starb, beherrschte die Maintenon den König ganz. Sie fühlte deutlich die Bestimmung, den 45jährigen Sünder „zu Gott zurückzuführen", und um dieses Ziel sicher zu erreichen, erlaubte sie ihm zwei Jahre nachher, ihr bei nächtlicher Weile die Hand zum Ehebunde zu reichen und diese „Gewissensehe" durch den Erzbischof von Paris einsegnen zu lassen. Der „Director" des königlichen Gewissens, der berühmte Jesuit P. La Chaise, stand zustimmend dabei, er acceptirte seinerseits die „Directrice". Die zähe Montespan mußte jetzt natürlich weichen; sie zog sich zurück, bis in's Kloster, wo sie sich in trautem Verkehr mit ihrer Freudens- und Leidensgenossin Lavallière kasteite und geißelte.

Jetzt war Frau von Maintenon Königin von Frankreich; bei ihr mußten die Minister antichambriren; sie saß im Cabinetsrath neben dem König. Aber sie herrschte nicht, sie verhielt sich meist schweigend, ließ sich ehrerbietigst um Rath fragen; sie regierte blos.

Der König wurde immer frömmer, ging nicht mehr ins Theater und gründete auf Wunsch seiner Gemahlin und zur Buße für seine frühern Verführungen das Institut für arme Edelfräulein zu St. Cyr, für welches Racine religiöse Dramen zu dichten hatte.

In diesem Zusammenhang werden, trotz aller Vorsicht und Leisetreterei gewisser Historiker, die Widerrufung des Edicts von Nantes, die Dragonnaden und der spätere Cevennenkrieg klar. Mögen diejenigen, welche es der Maintenon zum hohen Verdienst anrechnen, daß sie den liebesmüden König auf solide Bahnen gelenkt habe, die Frage ehrlich beantworten: was besser sei, Tartuffe oder Don Juan? Wenn die Maintenon aber alle täuschte, so gewiß nicht die Palatine. Diesem echten deutschen Michel war Lady Tartuffe in innerster Seele

zuwider, und wenn ſie in der Wahl ihrer Ausdrücke ſich ebenſo rückſichtslos und derb zeigt, wie die Maintenon rückſichtsvoll und diplomatiſch, ſo hat man die Wahl zwiſchen ehrlicher Ungeſchlachtheit und erkünſtelter Fineſſe. Die Palatine nennt die Maintenon in ihren Briefen kurzweg „die alte Zot", oder ausführlicher „die alte Hutzel, die Hexe, die alte Zot" .. Sie ſagt: „Man kann nicht erſinnen wie boshaft dieſes alte Weib iſt, und das Alles unter dem Schein der Demuth und Gottesfurcht."

Die Maintenon überlebte den König um 4 Jahre, die ſie in Saint-Cyr mit frommen Uebungen und Unterweiſungen der edeln Fräulein verbrachte. Die Liſelotte lebte noch drei Jahre länger und ſchrieb 1719 die grimmigen Worte: „Die alte Schump iſt verreckt."

Sie ſtand nicht allein mit ihrer Anſicht über Lady Tartuffe. Als dieſe einſt von ihrem nahenden Ende ſprach, dem ſie freudig entgegenſehe, frug ſie ihr eigener Bruder: „Hat Gott Vater Dir ſchon die Ehe verſprochen?" Als ſie geſtorben war, lautete die öffentliche Meinung aller Nichtjeſuiten dahin: „Gott habe Frankreich von einem wilden wüthenden Thier erlöſt!"

Ludwig XIV. war „devot" geworden, aber er trennte ſorgfältig die Frömmigkeit vom Papismus. Er nahm in dieſer ſelben Periode ſeine Oppoſition gegen die päpſtliche Curie wieder auf. Der erſte Anſtoß ſcheint von Colbert gekommen zu ſein. Dem Autokraten war es ein unleidlicher Gedanke, Alles für den Katholicismus gethan zu haben, über dieſen ſelbſt aber nicht Herr zu ſein. Daß es eine traditionelle Gewalt über die Gemüther geben ſolle, die draußen ſtehe und aus eigenen Motiven handle: das hat dem ſtaatlichen Despotismus nie eingehen wollen, weder Philipp II., noch Ludwig XIV., noch dem Czarenthum. Zur großen Herzenserleichterung Ludwigs bewies ihm der Biſchof von Tournay, du Pleſſis, daß die Kirche im Staate ſei, nicht über dem Staate.

Im Spätjahre 1681 verſammelte daher der König ein

das in eine lange blaue Schleppe auslief. Sie verband die Fontange mit den Schmachtlocken über den Hals hinab. Die Tochter Colberts trug an ihrem Hochzeitstage ein Kleid von 100,000 Livres.

Labruyère, der als Erzieher des Herzogs von Burgund Gelegenheit genug zur Beobachtung hatte, erzählt, wie sich die Weiber durch Schminke und kosmetische Mittel zu Grunde richteten. Sie malen, sagt er, Lippen und Backen, Augenbrauen und Schultern, dazu die offene Brust. Der Puder kam damals mehr auf die Haut als auf den Kopf, wohin ihn erst das 18. Jahrhundert verwies. Des Nachts wurden Masquins mit beizenden Stoffen zur Herstellung des Teints auf dem Gesicht getragen. Zu der Schminke kam die Mouche oder das Schönpflästerchen, welches in seiner bunten Mannigfaltigkeit förmlich Gegenstand der Literatur wurde. Die Mouche war zwar älteren Datums, denn schon im Jahre 1634 erhob ein „angesehener Mann" die wichtige Frage: ob die Weiber mehr als drei Mouchen tragen dürften. Im Jahre 1661 hieß es in der „Faiseuse de mouches" von den Schönheitspflästerchen, daß sie „die Augen schmachtend machen und das Gesicht schmücken." Sie machen, nach der Versicherung des Autors, sogar unwiderstehlich; „mag der Galan noch so gleichgültig und noch so stolz sein, zuletzt sticht ihn doch die Fliege, la mouche le pique." Recht in Blüthe kam jedoch die Mouche erst zur Zeit der Allonge-Perücke. Möglich daß ein ähnlicher Defect wie die Warzen Ludwigs XIV. auch bei der Mouche einmal mit im Spiele gewesen war; jedenfalls diente sie zur Hervorhebung des geschminkten Teints. Die Uebertreibung kam bei der Mouche eben so wohl in Mode wie bei der Perücke. Wie der König sich immer gravitätischer verunstaltete und die berühmte gelockte Binette in der Mitte der 70er Jahre aufbrachte, welche unter 1000 Livres nicht zu haben war, so daß Unbemittelte sich das Kopfpolster von Pferde- oder Ziegenhaar machen ließen: so stieg die Zahl der Mouches in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf sechs, zwölf, ja fünfzehn

Stück. Auch die Geſtalt der Mouche variirte: auf dem Kinn rund, auf der linken Wange ſternförmig, unter den beiden Augen ein Halbmond, auf der Stirn ein Wagen ſammt Pferden, Kutſcher und Reitknecht. Es kamen auch vollſtändige Silhouetten vor. Und die Form war nichts Gleichgültiges, jede Form hatte ihren ſpeciellen Zweck, eine ſchickte ſich nicht für alle Gelegenheiten. Die lange war für den Ball, die große breite für den Hof, auf Piſtolenſchußweite trefffähig; die kleine cokette für die Straße, das tête-à-tête oder das Bankett. Die vollendetſte Mouche aber, die wichtigſte von allen, war der auf der Naſe getragene „Aſſaſſin," der die Schmachtlocke noch überbot.

„Du magſt friſirt ſein wie du willſt,
Die Ringellocke auf der Bruſt,
Nur der verliebte Aſſaſſin
Erweckt des Mannes Liebesluſt."

Es iſt klar, daß dieſe beklecksten Pagoden ſich aufs Verführen legten, daß die Coketterie allgemein und zur Modeſache wurde, und ſehr begreiflich, daß aus dieſer Saat die Heroinen des eleganten Laſters entſproßten, eine Marion Delorme und eine Ninon de l'Enclos, welche letztere ſogar Schule machte und hielt und die Töchter vornehmer Kreiſe in der frivolen Gefall-Kunſt unterrichtete.

Am Hofe zählte man noch drei anſtändige Damen: die Königin, die Dauphine und die Liſelotte, auch die Palatine genannt. Ernſtere Frauen zogen ſich zurück, verlegten ſich auf Studium und Bildung, ſo die Marquiſe de Sablé und die Marquiſe de Rambouillet. Die Sévigné war demi-vertueuse.

Die männliche Pagode der Zeit ſah nach dem Vorgange des Königs folgendergeſtalt aus: Brauner ſteifer enger Oberrock, an den Rändern mit Stickereien oder Edelſteinen beſetzt; darunter rothe, blaue oder grüne vollgeſtickte Weſte mit Klappen auf den Oberſchenkeln; Stoßdegen mit großem Handkorb. Die Perücke war de rigueur. mußte ſich doch der große Condé zur Hochzeit ſeines Sohnes Haar und Bart à la perruque

friſiren laſſen. Der König trug bei gewöhnlichen Feſtlichkeiten ein Ordensband mit Edelſteinen im Werthe von 8 Mill. Livres. Im feierlichen Ornat war er weiß gekleidet, hatte einen Hermelinmantel auf der Schulter, in der Hand das Scepter, auf der ungeheuern Perücke die Krone.

Der Prinz von Conti wird uns geſchildert in einem Rock von ſtrohgelbem Sammt, deſſen Ränder mit Diamanten garnirt waren. Darüber trug er einen ſchwarzen Atlasmantel mit Sternen von Brillanten.

Will man die äußere Erſcheinung beider Geſchlechter auf ein Stylgeſetz ihrer Zeit zurückführen, ſo kommt man auf den architektoniſchen Jeſuitenſtyl: geſucht maſſiv, affectirt weit in den Raumverhältniſſen, conſtructiv öde, aber bunt bemalt, überladen decorirt, grotesk mit einem Worte. Armſelige Flunkerei!

Dieſe ganze Geſellſchaft war natürlich fromm, aber ihre Frömmigkeit trug denſelben Charakter wie die Architektur der Paradekirchen und der menſchlichen Tracht: ſie war conventionell, jeſuitiſch. Sämmtliche Perücken- und Mouchenträger hatten ihren „Directeur", ihren galanten, gefügigen, bequemen Gewiſſensrath, der ſie lehrte, „ſich mit dem Himmel zurechtzufinden", beileibe nicht zu ſtreng mit ihnen verfuhr, ſchon um die Kundſchaft nicht zu verlieren und die betreffende „Seele" wenigſtens nominell innerhalb der kirchlichen Hürde zu erhalten. Dieſe „Directoren" führten Buch über das Gewiſſen jedes Einzelnen, wußten die Bilanz ſtets im Gleichgewicht zu halten und noch einen Saldo für den Himmel herauszurechnen, natürlich gegen fromme Gaben an die Kirche, Stiftungen u. dergl. Bei wichtigen Händeln gaben ſie auch die politiſchen Makler ab und markteten um Gefälligkeit, Treubruch, Infamie gegen die ewige Seligkeit.

So waren nicht nur Frivolität, Lüſternheit, Ehebruch gedeckt, ſondern auch alle ſonſtigen Ausſchweifungen und Laſter. Am Hofe wurde furchtbar geſpielt, die Montespan ſetzte mehr als einmal eine Million Livres auf einen Wurf, und der

König grollte, wenn der Einsatz nicht gehalten wurde. Einst setzte sie 150,000 Pistolen auf drei Karten. Die Montespan hatte gut riskiren, der König stellte ihr die Staatscasse zur Verfügung und schenkte ihr einmal ein vollständig ausgerüstetes Schiff. Daß sich ein hoher Adel durch Spiel und Luxus ruinirte, machte dem Könige nebenbei ein Hauptvergnügen.

Die Völlerei, auch bei den Weibern, gesellte sich zu den übrigen Verirrungen. Die junge Herzogin von Burgund, eine savoyische Prinzessin, war dem Branntwein ergeben und ließ sich nach starken Libationen von ihren Bedienten an den Füßen herumziehen. Die Prinzessinnen am Hofe rauchten Tabak aus Thonpfeifen, die von der Hauptwache herübergeholt wurden.

Die abscheulichsten Verbrechen wurden förmlich Mode. Die Marquise de Brinvilliers vergiftete Vater, Brüder und Schwestern, um das Vermögen zu bekommen. Sie gab ihrem Manne Gift, um ihren Liebhaber, einen Herrn von St. Croix, zu heirathen. Dieser gab erschrocken Gegengift, um sich vor dem drohenden Glücke zu retten. Bei allem dem ging die Marquise regelmäßig fromm zur Kirche. Sie wurde 1676 hingerichtet.

Zwei Frauen, die La Vigoureux und die La Voisin, verkauften gewerbsmäßig Gift zur Beschleunigung von bürgerlichen Erbschaften, und dieses Gift erhielt den schaurigen Namen poudre de succession. Die Voisin schaffte nach und nach 2500 Kinder, die den Müttern zur Last oder Schande gereichten, durch das Feuer aus der Welt. Sie trieb dabei den abscheulichsten Hokuspokus: das Zimmer wurde schwarz ausgeschlagen, auf einem schwarzen Altar brannten schwarze Kerzen und ein Priester — natürlich nur eine Maske — parodirte dabei die Messe. Währenddessen wurden die Kinder abgethan. Unsagbare Scheußlichkeiten kamen in dem Ceremoniell vor. Die wirkliche Hexe — Colbert hatte schon seit 1672 die Anklagen wider angebliche Hexen zurückweisen lassen — machte sich ein Vermögen von 100,000 Kronen und wollte eben das Land verlassen, als sie in die Bastille gesteckt

wurde. Im Jahre 1680 wurden die La Vigoureux und die La Voiſin verbrannt.

Auch die Giftmiſcherei war Mode geworden, wie die Binette, wie die Fontange, wie die Mouche, wie das Gebetbuch à la pucelle, wie die öffentliche geheime Krankheit, welche die Franzoſen nach Neapel benannten. Giftmorde wurden förmlich gedungen, in den niedern Schichten bis zu 30 Sous hinab. Man trank nicht mehr aus Bechern, nur noch aus durchſichtigen Gläſern. Zu Gaſtmählern brachten die Eingeladenen ihre Teller mit. Die Wäſche ließ man vor ſeinen eigenen Augen waſchen. Blumenſträuße waren verdächtig; hieß es doch, die Montespan habe die Fontanges mit einem Blumenſtrauß vergiftet. Jedermann galt des Giftmordes für fähig. Kam doch der Dichter Racine in den Verdacht der Giftmiſcherei. Hat man doch den Marſchall von Luxemburg ſcharf ins Verhör genommen, weil er mit dem Teufel pactirt haben ſollte!

Im Jahre 1679 mußte die Chambre ardente, ein eigener Gerichtshof gegen die Giftmiſcher errichtet werden. In der Unterſuchung ergaben ſich die unglaublichſten Dinge. Die ältere Geliebte des Königs, Marie Mancini, hatte ſich bei der Voiſin Gift geholt, um die Lavallière umzubringen. Auf einen Wink des Königs entfloh die Mancini. Bald häuften ſich die Inzichten gegen die vornehmſten Kreiſe; die Chambre ardente hätte 147 Perſonen arretiren müſſen, als der Unterſuchungsrichter de la Reynie die Frage ſtellte: „ob es zu Gottes Ehre und im Intereſſe des Staates oder ſelbſt der Gerechtigkeit geſchehen könne, daß ſo ungeheure Verbrechen allgemein bekannt würden.“

Endlich ſchritt der König ein, und um dem Scandal ein Ende zu machen, in welchem Mitglieder ſeines eigenen Hauſes namhaft gemacht wurden, zugleich um die unauslöſchliche Makel von der Kirche und der Religion zu entfernen, gebot er der ferneren Unterſuchung Einhalt. Auf königlichen Befehl hatte es keine weiteren Verbrechen gegeben!

Die Ninon, die Brinvilliers, die La Vigoureux und La Voiſin riefen ihren Gegenſatz hervor. Die Zeit gebar das andere Extrem. Jean Boutiller de Rancé, ein ausgelebter Wüſtling, ſchlug mit 38 Jahren an ſeine Bruſt und begab ſich 1664 in das Kloſter La Trappe im Orléanais, wo die Mönche bis dahin ein wahres Raubleben geführt hatten. Er nahm ſie in die Zucht und ſtellte unter dem Namen der Trappiſten die geſtrengen Ciſtercienſer her. Die Ordensregel gebot: Um 2 Uhr aufſtehen, 11 Stunden Meſſe und Gebet, dann arbeiten und ſein eigenes Grab graben. Außer dem Gruß — ſchweigen. Die Kleidung: grobe rauhe Kutte und Holzſchuhe. Die Nahrung: Waſſer, Früchte, Gemüſe. — So beging die Liederlichkeit mit krummem Rücken ihre Andacht zum Kreuz. Entweder — oder. Entweder ganz in der Welt, oder ganz für die Welt verloren!

Auch Verſailles, das prachtfunkelnde, verwandelte ſich allgemach in ein graues Kloſter. Der König gab ſelbſt das Signal. Er hatte ſich müde gelebt und richtete die Augen zum Himmel. Wieder war es eine Franciſca, die ihm dieſen Weg zeigte.

Franciſca d'Aubigné, aus echt hugenottiſchem Blut, früh verwaiſt, dann katholiſch gemacht, mit der Ninon de l'Enclos befreundet, der ſie einen Anbeter abſpenſtig machte, heirathete aus Noth den kranken, lahmen Dichter Scarron, den witzigſten und häßlichſten Mann von Frankreich, den man allgemein einen Cul-de-jatte nannte. Nach deſſen Tode wurde ſie Erzieherin bei den Kindern der Montespan. Die Montespan ſchien ein unüberwindlicher Standpunkt zu ſein; aber die d'Aubigné oder Wittwe Scarron ſchmeichelte ſich in der feinſten Weiſe in die königliche Gunſt ein. Sie war nicht wie die Andern, ſie reizte und lockte nicht, zählte ſie doch drei Jahre mehr als der König. Sie beſaß Geiſt, gebildete Umgangsformen, ſie war ſo mild, ſo weiſe und ſo überzeugt fromm — dem Könige durchaus überlegen. Sie nahm die Wohlthaten des Monarchen ehrfurchtsvoll hin, überdauerte

die Montespan, überdauerte auch die Fontanges, ließ sich zur Marquise de Maintenon ernennen und setzte ihrer edlen Gesinnung die Krone auf, indem sie den König seiner Gemahlin näher brachte. Als Marie Thereſe im Jahre 1683 starb, beherrschte die Maintenon den König ganz. Sie fühlte deutlich die Bestimmung, den 45jährigen Sünder „zu Gott zurückzuführen", und um dieses Ziel sicher zu erreichen, erlaubte sie ihm zwei Jahre nachher, ihr bei nächtlicher Weile die Hand zum Ehebunde zu reichen und diese „Gewissensehe" durch den Erzbischof von Paris einsegnen zu lassen. Der „Director" des königlichen Gewissens, der berühmte Jesuit P. La Chaise, stand zustimmend dabei, er acceptirte seinerseits die „Directrice". Die zähe Montespan mußte jetzt natürlich weichen; sie zog sich zurück, bis in's Kloster, wo sie sich in trautem Verkehr mit ihrer Freudens- und Leidensgenossin Lavallière kasteite und geißelte.

Jetzt war Frau von Maintenon Königin von Frankreich; bei ihr mußten die Minister antichambriren; sie saß im Cabinetsrath neben dem König. Aber sie herrschte nicht, sie verhielt sich meist schweigend, ließ sich ehrerbietigst um Rath fragen; sie regierte blos.

Der König wurde immer frömmer, ging nicht mehr ins Theater und gründete auf Wunsch seiner Gemahlin und zur Buße für seine frühern Verführungen das Institut für arme Edelfräulein zu St. Cyr, für welches Racine religiöse Dramen zu dichten hatte.

In diesem Zusammenhang werden, trotz aller Vorsicht und Leisetreterei gewisser Historiker, die Widerrufung des Edicts von Nantes, die Dragonnaden und der spätere Cevennenkrieg klar. Mögen diejenigen, welche es der Maintenon zum hohen Verdienst anrechnen, daß sie den liebesmüden König auf solide Bahnen gelenkt habe, die Frage ehrlich beantworten: was besser sei, Tartuffe oder Don Juan? Wenn die Maintenon aber alle täuschte, so gewiß nicht die Palatine. Diesem echten deutschen Michel war Lady Tartuffe in innerster Seele

zuwider, und wenn ſie in der Wahl ihrer Ausdrücke ſich ebenſo rückſichtslos und derb zeigt, wie die Maintenon rückſichtsvoll und diplomatiſch, ſo hat man die Wahl zwiſchen ehrlicher Ungeſchlachtheit und erkünſtelter Fineſſe. Die Palatine nennt die Maintenon in ihren Briefen kurzweg „die alte Zot", oder ausführlicher „die alte Hutzel, die Hexe, die alte Zot" .. Sie ſagt: „Man kann nicht erſinnen wie boshaft dieſes alte Weib iſt, und das Alles unter dem Schein der Demuth und Gottesfurcht."

Die Maintenon überlebte den König um 4 Jahre, die ſie in Saint-Cyr mit frommen Uebungen und Unterweiſungen der edeln Fräulein verbrachte. Die Liſelotte lebte noch drei Jahre länger und ſchrieb 1719 die grimmigen Worte: „Die alte Schump iſt verreckt."

Sie ſtand nicht allein mit ihrer Anſicht über Lady Tartuffe. Als dieſe einſt von ihrem nahenden Ende ſprach, dem ſie freudig entgegenſehe, frug ſie ihr eigener Bruder: „Hat Gott Vater Dir ſchon die Ehe verſprochen?" Als ſie geſtorben war, lautete die öffentliche Meinung aller Nichtjeſuiten dahin: „Gott habe Frankreich von einem wilden wüthenden Thier erlöſt!"

Ludwig XIV. war „devot" geworden, aber er trennte ſorgfältig die Frömmigkeit vom Papismus. Er nahm in dieſer ſelben Periode ſeine Oppoſition gegen die päpſtliche Curie wieder auf. Der erſte Anſtoß ſcheint von Colbert gekommen zu ſein. Dem Autokraten war es ein unleidlicher Gedanke, Alles für den Katholicismus gethan zu haben, über dieſen ſelbſt aber nicht Herr zu ſein. Daß es eine traditionelle Gewalt über die Gemüther geben ſolle, die draußen ſtehe und aus eigenen Motiven handle: das hat dem ſtaatlichen Despotismus nie eingehen wollen, weder Philipp II, noch Ludwig XIV., noch dem Czarenthum. Zur großen Herzenserleichterung Ludwigs bewies ihm der Biſchof von Tournay, du Pleſſis, daß die Kirche im Staate ſei, nicht über dem Staate.

Im Spätjahre 1681 verſammelte daher der König ein

National-Concil, dem der beredte Biſchof Boſſuet die vier gallicaniſchen Artikel eingab. Ihr Inhalt war im Weſen folgender: die weltliche Macht iſt unabhängig von der geiſtlichen, der Klerus iſt an die Beobachtung der Reichsgeſetze gebunden; die Concilien ſtehen über dem Papſte. Man braucht dieſe Beſchlüſſe nur genau zu betrachten, um zu erkennen, daß ſie eine lediglich politiſche Tragweite haben, daß ſie die Souveränität des abſoluten Königs in den Dingen circum sacra ſtabiliren, daß aber der gewiſſenhaften Ueberzeugung der Einzelnen nicht die geringſte Conceſſion gemacht iſt. Im Gegentheil, der König feſſelte die Gewiſſen, indem er das Concil erklären ließ: nur auf Grund der ausdrücklichen Anerkennung dieſer Beſchlüſſe können der juriſtiſche und theologiſche Doctorgrad und die Beſtallung zum Biſchof erlangt werden. Der König band die Lehrkörper, die Prieſter und geiſtlichen Würdenträger an ſeine Perſon. 44 Biſchöfe folgten ihrem Meiſter Boſſuet und fungirten ohne päpſtliche Inveſtitur. Der Papſt Innocenz XI. (Odeſcalchi), dem es um ſein pontificales Anſehen ging, verweigerte allen neuen Biſchöfen die canoniſche Beſtätigung. Die Jeſuiten aber, unter der Führung des P. Lachaiſe, gingen mit dem König. Die ſtaatliche Uniformität auf kirchlichem Gebiete: das war die königliche Abſicht.

Die wahre Natur der Rivalität zwiſchen Krone und Tiara war ja ſchon 7 Jahre vorher deutlich hervorgetreten. Die franzöſiſchen Jeſuiten hatten 1675 ein „nationales“ Wunder zu Wege gebracht: der Nonne Maria Alacoque im Kloſter zu Paray-le-Monial war der Heiland erſchienen, hatte ihr ſein heiliges Herz gezeigt und ſie aufgefordert, das ihrige hineinzulegen. Das betrachtete Ludwig als einen Triumph über den Papſt Clemens X., der im holländiſchen Kriege auf öſterreichiſcher Seite ſtand! Es war ihm ſo viel als: Wir haben in Frankreich ſelbſt Wunder, wir brauchen die Eurigen nicht! Clemens' Nachfolger, Innocenz XI., war eben ſo entſchieden gegen den Gallicanismus, was ihm als Papſt zukam, als gegen die Dragonnaden Louvois' und der Maintenon,

was ihm perſönlich Ehre macht. Er erklärte: mit „bewaffneten Apoſteln“ habe er nichts zu ſchaffen. „Man müſſe die Menſchen in die Tempel führen, nicht ſchleifen.“ Derſelbe Innocenz ſtand vor Ausbruch des nächſten, des Orleans-Kriegs, auf Seite der Verbündeten, gegen den franzöſiſchen König; er wußte um den Plan des Oraniers, nach England zu gehen, um Machtmittel wider den franzöſiſchen Despoten zu ſammeln, grade wie Urban VIII. einſt um die Landung Guſtav Adolfs gewußt hatte. Innocenz XII. zwang den bedenklich gewordenen König im Jahre 1693, wo nicht die 4 Artikel ſelbſt, ſo doch die auf deren Nichtachtung geſetzten Strafandrohungen zurückzunehmen. Ludwig löſte den liberalen Schein ſelbſt wieder auf, wie es alle thun müſſen, die kein ethiſches Moment in den Staat hineinpflanzen.

Die theologiſche Oppoſition der Janſeniſten war der Hauptſache nach unter Mazarin erledigt; dem König machten ſie wenig Kopfzerbrechen mehr, ſeitdem der „Kirchenfrieden“ im Jahre 1668 mit ihnen abgeſchloſſen war. Bei dem gallicaniſchen Streit ärgerten ſie ihn noch einmal, indem ſie von der Nationalkirche unter dem König-Papſt nichts wiſſen wollten, ſich vielmehr auf die Seite der Curie ſtellten. Er verjagte ſie aus dem Staatsdienſt und theilweiſe aus dem Lande.

Anders ſah es mit dem knorrigen Eichenholz der Hugenotten, beſonders mit den bürgerlichen aus. Zu Anfang der Regierung wurden ſie wegen ihrer Fähigkeit und Bildung begünſtigt: der Admiral Duquesne, der Sieger von Catania, war Hugenott; der Marſchall Schomberg ein pfälziſcher Calviniſt; der große Chriſtian Huygens, der an Bedeutung dicht vor Newton ſteht, war Holländer und Calviniſt. Man bot beim Beginn des holländiſchen Kriegs den Hugenotten eine ſog. „Reunion“ an, ſie ſollten „unirte Katholiken“ werden. Sie wieſen das zurück; der katholiſche Klerus dagegen, der während desſelben Kriegs Steuern zahlen mußte, bat um „Ausrottung der Ketzerei“, was bis in die Ohren Karls II. von England drang.

Nach dem Frieden von Nimwegen gewann die Maintenon den bekannten Einfluß. Alkoven und Cabinett gingen Hand in Hand. Die erkauften und gewaltsamen Bekehrungen nahmen ihren Anfang. Die Dragonnaden fanden statt, es erfolgte das Revocations-Edict (1685).

Da erhob sich eine andere Stimme als die des Bischofs Bossuet, nicht für die „nationale", sondern für die individuelle Freiheit; nicht für die königliche Präponderanz, sondern für das Recht des menschlichen Gewissens. Pierre Bayle war schon im Anfange der Verfolgungen von Sedan nach Amsterdam gegangen. Als sein Bruder, für ihn eingekerkert, im Gefängniß gestorben war, brandmarkte er die scheußliche Hugenotten-Verfolgung mit der glühenden Schrift: „Was das katholische Frankreich unter Ludwig dem Großen bedeutet" und dem „Philosophischen Commentar über die Worte Jesu Christi: Compelle intrare (Zwing' sie herein!), worin man mit den schlagendsten Gründen beweist, daß es nichts Abscheulicheres giebt als gewaltsame Bekehrungen und worin man alle Trugschlüsse der gewaltsamen Bekehrer, sammt der Vertheidigung der Verfolgungen durch den hl. Augustin, widerlegt. Aus dem Englischen übersetzt", 1686. Zum ersten male erscholl im continentalen Protestantismus die Forderung der Duldung auch für Nichtchristen, für Juden, Türken und selbst Atheisten, da der Unglaube besser sei als der Aberglaube. Und über den Zwang zum Glauben hinweg fuhr das zischende Eisen des Gewaltigen also auf den großen Ludwig herab: „Was soll man bei derartigen Gewaltthaten vom Christenthum urtheilen? Muß man nicht meinen, daß es die Religion des Blutdurstes sei, die, um ihren Gewissenszwang auszuüben, weder Lug und Trug, noch Dragonnaden, Henker und Inquisition verschmäht?"

Der Marschall Schomberg verließ Frankreich, der große Huygens kehrte ihm den Rücken; Dionysius Papin, der Erfinder der Dampfmaschine, irrte durch England und die Niederlande nach Deutschland, wo er Professor zu Marburg wurde.

Der französische Kunstfleiß floh nach England, in die Schweiz, in die Pfalz, nach Brandenburg. Daher der Aufschwung der Glas-, Hut-, Papier- und Seidenmanufactur in London. Colbert hatte sich viel zu schwächlich gewehrt, bis zu seinem Tode viel zu viel machen und geschehen lassen; auf seinem Grabe wurde die französische Industrie geopfert. Die Hunderttausende, welche den Weg ins Ausland zwischen Bekehrung und Galeere fanden, nahmen das Beste der Colbert'schen Schöpfungen und noch 60 Millionen Livres mit sich.

Was bedeutete nun alle Machtentfaltung nach außen, die Eroberung der „natürlichen Gränzen", was die imposante Kriegsmarine und die Ausdehnung des Colonialbesitzes, wenn der Nationalwohlstand freventlich ruinirt wurde? Seefahrende und colonisirende Völker bedürfen namentlich des freien Flügelschlags der Individualität; um das Vaterland in der Ferne, im kalten Norden wie unter den Tropen anzusiedeln, dazu gehört Spontaneität jedes Einzelnen. Nicht sowohl die Franzosen als Nation sind unfähig zur Colonisation, als vielmehr die durch Bigotterie und Despotie zum Ducken und trägen Beharren gezüchteten Franzosen.

Frankreich zählte damals 100 Kriegsschiffe, England nur 60. Erobern konnte Frankreich: es nahm Pondichéry in Ostindien, die Isle Bourbon bei Madagaskar; es besaß Martinique, Guadeloupe, St. Barthélémy und hatte festen Fuß auf St. Domingo. Der tapfere Duquesne hatte gegen die spanische Macht auf Sicilien siegreich gekämpft, derselbe Duquesne züchtigte 1681 die Barbaresken und befreite eine Anzahl von Christensklaven. 1682 und noch 1683, zwei Jahre vor der Verdammung seines Glaubens, führte er den diplomatischen Seekrieg gegen Algier und Tunis, scheinbar gegen die allgemeine Türkengefahr, während Ludwig in Konstantinopel beschwichtigende Erklärungen abgeben ließ. Was ist aus dieser französischen Seemacht geworden, als Wilhelm der Oranier den Fuß nach England gesetzt hatte?

Holland hatte die Erbschaft der Hansa angetreten, die

Nach dem Frieden von Nimwegen gewann die Maintenon den bekannten Einfluß. Alkoven und Cabinett gingen Hand in Hand. Die erkauften und gewaltsamen Bekehrungen nahmen ihren Anfang. Die Dragonnaden fanden statt, es erfolgte das Revocations-Edict (1685).

Da erhob sich eine andere Stimme als die des Bischofs Bossuet, nicht für die „nationale", sondern für die individuelle Freiheit; nicht für die königliche Präponderanz, sondern für das Recht des menschlichen Gewissens. Pierre Bayle war schon im Anfange der Verfolgungen von Sedan nach Amsterdam gegangen. Als sein Bruder, für ihn eingekerkert, im Gefängniß gestorben war, brandmarkte er die scheußliche Hugenotten-Verfolgung mit der glühenden Schrift: „Was das katholische Frankreich unter Ludwig dem Großen bedeutet" und dem „Philosophischen Commentar über die Worte Jesu Christi: Compelle intrare (Zwing' sie herein!), worin man mit den schlagendsten Gründen beweist, daß es nichts Abscheulicheres giebt als gewaltsame Bekehrungen und worin man alle Trugschlüsse der gewaltsamen Bekehrer, sammt der Vertheidigung der Verfolgungen durch den hl. Augustin, widerlegt. Aus dem Englischen übersetzt", 1686. Zum ersten male erscholl im continentalen Protestantismus die Forderung der Duldung auch für Nichtchristen, für Juden, Türken und selbst Atheisten, da der Unglaube besser sei als der Aberglaube. Und über den Zwang zum Glauben hinweg fuhr das zischende Eisen des Gewaltigen also auf den großen Ludwig herab: „Was soll man bei derartigen Gewaltthaten vom Christenthum urtheilen? Muß man nicht meinen, daß es die Religion des Blutdurstes sei, die, um ihren Gewissenszwang auszuüben, weder Lug und Trug, noch Dragonnaden, Henker und Inquisition verschmäht?"

Der Marschall Schomberg verließ Frankreich, der große Huygens kehrte ihm den Rücken; Dionysius Papin, der Erfinder der Dampfmaschine, irrte durch England und die Niederlande nach Deutschland, wo er Professor zu Marburg wurde.

Der französische Kunstfleiß floh nach England, in die Schweiz, in die Pfalz, nach Brandenburg. Daher der Aufschwung der Glas-, Hut-, Papier- und Seidenmanufactur in London. Colbert hatte sich viel zu schwächlich gewehrt, bis zu seinem Tode viel zu viel machen und geschehen lassen; auf seinem Grabe wurde die französische Industrie geopfert. Die Hunderttausende, welche den Weg ins Ausland zwischen Bekehrung und Galeere fanden, nahmen das Beste der Colbert'schen Schöpfungen und noch 60 Millionen Livres mit sich.

Was bedeutete nun alle Machtentfaltung nach außen, die Eroberung der „natürlichen Gränzen", was die imposante Kriegsmarine und die Ausdehnung des Colonialbesitzes, wenn der Nationalwohlstand freventlich ruinirt wurde? Seefahrende und colonisirende Völker bedürfen namentlich des freien Flügelschlags der Individualität; um das Vaterland in der Ferne, im kalten Norden wie unter den Tropen anzusiedeln, dazu gehört Spontaneität jedes Einzelnen. Nicht sowohl die Franzosen als Nation sind unfähig zur Colonisation, als vielmehr die durch Bigotterie und Despotie zum Ducken und trägen Beharren gezüchteten Franzosen.

Frankreich zählte damals 100 Kriegsschiffe, England nur 60. Erobern konnte Frankreich: es nahm Pondichéry in Ostindien, die Isle Bourbon bei Madagaskar; es besaß Martinique, Guadeloupe, St. Barthélémy und hatte festen Fuß auf St. Domingo. Der tapfere Duquesne hatte gegen die spanische Macht auf Sicilien siegreich gekämpft, derselbe Duquesne züchtigte 1681 die Barbaresken und befreite eine Anzahl von Christensklaven. 1682 und noch 1683, zwei Jahre vor der Verdammung seines Glaubens, führte er den diplomatischen Seekrieg gegen Algier und Tunis, scheinbar gegen die allgemeine Türkengefahr, während Ludwig in Konstantinopel beschwichtigende Erklärungen abgeben ließ. Was ist aus dieser französischen Seemacht geworden, als Wilhelm der Oranier den Fuß nach England gesetzt hatte?

Holland hatte die Erbschaft der Hansa angetreten, die

Handelsstädte waren Handelsstaat geworden. England und Frankreich erhoben Anwartschaft auf die Nachfolge. Elisabeth und Cromwell hatten kühne Anläufe gemacht, die rückkehrenden Stuarts hemmten den Fortschritt. Colbert nahm den Gedanken Heinrichs IV. wieder auf, schuf Flotte, Arsenale, Matrosen, Privilegien und Capital. Ludwig XIV. dämmte die Bewegung ein. Am Lorenzstrom wirthschafteten die Jesuiten und ebneten England den Weg. Was wurde aus Canada und Louisiana? In Amerika blieb Cayenne. Die englischen Pilgerväter und Quäker gründeten eine neue, eine angelsächsische Welt.

Es ist ein oft gehörter Satz: Jedes Volk hat diejenige Regierung, die es verdient. Dieser Satz ist bei dem monarchischen Erbrecht entschieden falsch. Revolutionen gegen den angestammten Herrn, Absetzung und Verjagung des Dynasten sind keine Kleinigkeit, verlangen Zeit und günstige Umstände. Die Engländer waren unter Jakob I. nicht schlechter als unter Karl I., unter Karl II. eben so viel werth wie unter Jakob II. Das Richtige an jenem Axiom besteht darin, daß jede Despotie sich auf gewisse Nationaleigenschaften des Volkes stützt und gerade die negativen Eigenschaften wesentlich hervorlockt und zur Blüthe treibt. Mit je größerer Kunst sich diese Züchtung negativer Eigenschaften vollzieht, mit je größerem Erfolge sie dem bösen Dämon, der in jedem Volke lauert, zum Siege über den guten Genius verhilft, um so nachdrücklicher und unerbittlicher hallt ihr der Fluch der Geschichte und die empörte Erinnerung des eigenen Volkes nach.

Waren denn die Franzosen zu Anfang des 17. Jahrhunderts das, wozu sie Ludwig XIV. gemacht hat? Sie besaßen nicht einmal ein Nationalgefühl, das man auch den Deutschen so lange abgesprochen hat, theils mit Bedauern, theils mit kosmopolitischem Stolze. Die französische Ligue fand es durchaus angemessen, Philipp II. zu Hülfe wider die

Hugenotten und den eigenen König zu rufen; ja sie verhandelten wegen einer spanischen Secundo-Genitur. Der Béarner mußte die französische Nationalität erst retten, um dann das Gefühl für sie wachzurufen. Richelieu brachte den Gedanken der Einheit des königlichen Frankreichs und seiner Arrondirung auf. Aber wo war damals der Chauvinismus, die nationale Selbstbespiegelung, das geckenhafte Bamarbasiren? Man sagt: das steckte im gallischen Blute, die Umstände trieben es auf die Haut, wo es als Aussatz 200 Jahre lang geblieben ist. Die „Umstände" sind eine Maske, hinter der sich Ludwig XIV. verbirgt.

Der König erbte tüchtige Feldherren von der Vergangenheit, organisirte ein furchtbares Kriegsheer, begünstigte die militärische Laufbahn, so daß bald eine Schar neuer Marschälle, großer Strategen und Ingenieure dastand; dann stürzte er sich in den Krieg, besiegte die unebenbürtigen Feinde, wob sich die Alexander-Gloriole um die Binette und proclamirte das „unbesiegbare" Frankreich. Frankreich war entzückt und glaubte ihm. Der Chauvinismus war geboren.

„Französische Mode!" lautet die Verwünschung manches ehrlichen Deutschen noch heutzutage. Wo war denn die Mode im 16. Jahrhundert? In Italien und Spanien, nicht in Paris. Im 16. Jahrhundert kamen der Anstand, die Eleganz, der „gute Ton" in der Tracht wie in der Kunst von jenseit der Alpen. Erst unter Richelieu thaten sich in Paris die Salons auf, und erst Ludwig XIV. ließ Frankreich und die Welt seine Perücke und seinen steifen Rock nebst der Toilette seiner Hofdamen bewundern. Auch in dieser äußerlichen Beziehung hieß es: „Der Staat, das bin ich!"

„Der Hof und die Stadt," sagte man unter Ludwig dem Prächtigen, wie „die Stadt und der Erdkreis" bei den Päpsten. Aber der Hof tyrannisirte die Stadt und die Städte. Was am Hofe geschah, was der König sagte und dachte, das war unfehlbar, maßgebend, ein Dictat für Alle. Man war nur etwas als hundertster Nesler der Königssonne, Nesler in der

entfernteſten Provinzial-Lache. Die Regierungs-Centraliſation war Kinderſpiel neben der Centraliſation der Meinung, der Anſicht, des Geſchmackes. Den Muth einer eigenen Meinung hatten immer wenigere, am Ende der Periode nur noch die Exulanten. Es war nicht mehr franzöſiſch, unköniglich zu ſein. Das Frondiren verſteckte ſich im hinterſten Winkel des Parnaſſes. Man leſe das Tagebuch und die Briefe des Advocaten Marais, eines Repräſentanten des Bürgerſtandes. Er beſucht einen Abbé, der wegen janſeniſtiſcher Anſichten in die Provinz relegirt worden war. „Es iſt häßlich, exilirt zu ſein," ſchreibt Marais. Nicht: es iſt traurig, oder: es iſt ein Unglück, noch weniger: es iſt grauſam, ſondern: es iſt häßlich, es ziemt ſich nicht, es iſt unſchön, aus dem Bereich der Sonne in das Dunkel des Schattens vertrieben zu ſein. Auch nicht „internirt" heißt es, ſondern „exilirt". Außer Paris giebt es kein Frankreich. Was mußte der Mann erſt über die Exulanten in Holland, über Pierre Bayle denken oder doch ſagen? Er war mit dieſem befreundet geweſen, er ſchätzte alſo gewiß ſeinen Geiſt, ſeine Kenntniſſe. Aber dieſer Geiſt, dieſe Kenntniſſe wurden Contrebande, wenn ſie nicht unter königlicher Flagge ſegelten; ſie trieben Piraterie, wenn ſie die rothe Fahne der Oppoſition aufhißten. „Man ſoll nicht gegen diejenigen ſchreiben, welche unſere Verbannung unterſchreiben können," ſagt derſelbe Marais. Der Zwillingsbruder des Chauvinismus war der Servilismus, und der wahre Servilismus trägt den Gendarm in der eigenen Bruſt.

Ludwig XIV. war galant, was aus dem Zweideutigen ins Verſtändliche überſetzt lautet: er war liederlich mit Anſtand, üppig mit Grazie, würdevoll unſittlich. Er führte jenen Ton in die Geſellſchaft, d. h. bei den Privilegirten ein, der gleich der Schminke die Mängel und Auswüchſe verdeckte und neue erzeugte; gleich der Perücke Warzen verbarg und Höcker von Laſtern ungeſehen aufkommen ließ. Er cokettirte mit der Religion und machte die Geiſtlichkeit zur Mitſchuldigen und Helfershelferin der Lüſternheit und Verführung. So ent-

ſtanden jene wundervollen Abbés, die zugleich Herolde des Himmels, Muſter der Eleganz und Reigenführer des Ehebruchs waren. Unter dem Deckmantel des alleinſeligmachenden Glaubens, der die Etikette für Hof- und Staatsfähigkeit wurde, bohrte ſich der Wurm der Verderbniß immer tiefer in die „gute Geſellſchaft“ ein, bis dieſe als Leichnam in Staub zerfiel.

Wir haben die Baſtille erwähnt, die ſchon unter Richelieu zum Regierungs-Inſtrument geworden war, unter Ludwig XIV. als Temperament der Widerſetzlichkeit und Organ der Despotie diente, um unter Ludwig XV. die Bedeutung eines franzöſiſchen Sibiriens zu erlangen. Die Pariſer Baſtille iſt der Barometer der königlichen Willkür wie der Geduld des Volkes geworden. Als beide nicht mehr weiter getrieben werden konnten, fiel das Zwing-Paris in Trümmer.

Die Baſtille war unter Karl V. im engliſch-franzöſiſchen Kriege 1369 zur Vertheidigung der Hauptſtadt nach der Seite der Vorſtadt St. Antoine erbaut worden. Sie verrieth ſofort ihre wahre Beſtimmung, als der Erbauer ſelbſt, der Stadtpräfect Aubriot, ſie als Gefangener bezog. Während der Fronde unter Mazarin bediente ſich ihrer, wie bereits erzählt, Mlle. de Montpenſier zur Rettung Condé's. Ludwig XIV. herrſchte noch abſoluter als Richelieu mit der Lettre de cachet, dem Siegelbrief; ein ſolcher Brief war eine einfache Anweiſung auf die Baſtille: „N. N. einzuſtecken und bis auf Weiteres in Gewahrſam zu halten.“

Wie ſich die damalige franzöſiſche Welt in Hof und Stadt, in Adelig und Bürgerlich theilte — von den manants da draußen, von der Canaille gar nicht zu reden — ſo war auch die Anweiſung auf die Baſtille und der Aufenthalt daſelbſt gründlich verſchieden. Perſonen von hoher Stellung erhielten den Siegelbrief als höfliche Einladung, ſich in das königliche Gefängniß zu begeben. Wer nicht eines Staatsverbrechens beſchuldigt oder durchaus persona ingrata war,

lebte dort ganz flott auf des Königs, d. i. des Staates Kosten, bekam Suppe, Entrée, Braten, Dessert und drei Flaschen Wein zum Diner, oder aber er ließ sich gewöhnliche Kost geben und theilte die Ersparniß mit dem Gouverneur, so daß das Gefängniß zugleich eine recht einträgliche Sparcasse wurde.

Duelle waren streng verboten; wir sahen wie Richelieu die Duellanten behandelte. Unter dem Könige gingen sie in die Bastille, bis das Gericht einen Ausweg gefunden hatte. Auch wurde ein hoher Adel zur Vorsicht in das königliche Gefängniß gesetzt, um ihn vor schweren Verfolgungen Geschädigter und sogar vor der Anklage auf Todtschlag und Mord sicherzustellen.

Den Bürgerlichen ward es nicht so wohl. Zunächst trat gewaltsame Arrestation ein. Mit dem Siegelbriefe bewaffnet, fingen die Archers du Roi Nachts den Bezeichneten ab, berührten ihn mit dem weißen Stabe und führten ihn in die Bastille. Bürger ließen ihre Söhne wegen Ungehorsams so einsperren. Bittsteller wurden vom König huldvollst beschieden und dann hineingesendet.

Noch schlimmer erging es den peinlich Angeklagten. Man verhörte sie nach Belieben, oft nach langen Jahren einmal; je nach Befund wandte man die Folter an, um ein Geständniß zu erpressen. Unter Anderem legte man den Inculpaten auf eine Matratze und trichterte ihm ein halbes Dutzend Maß Wasser ein, schob dann die Matratze ans offene Feuer und ließ den Gefolterten in dieser Lage unterschreiben. Das Todesurtheil lautete auf Verbrennen oder Hängen; bei ersterem war die vorhergehende Erdrosselung eine besondere Gnade.

Die Bastille war auch noch Münzhotel oder eigentlich schwarze Küche für unfreiwillige Adepten. Hatte der König kein Geld, so ließ er Alchemisten aufgreifen und in der Bastille „arbeiten". Sie bekamen Schwefel, Antimon und Arsenik und sollten Gold dafür liefern. Sie entdeckten aber nicht wie der in Sachsen gefangene Böttticher das Porcellan, welches in Sèvres bereits gemacht wurde; dagegen entdeckte die Polizei

der Baſtille nicht ſelten, daß die angeblichen Goldmacher Giftmiſcher waren. Der König ſuchte Gold und fand, daß die Geſellſchaft aus allen Poren Verweſung duftete, daß ſein Paris ein hölliſcher Abgrund war.

In der Baſtille, und zwar im Thurm La Bertaudière, beſchloß im Jahre 1703, während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs, mitten im Cevennen-Aufruhr, jener mythiſche Unbekannte ſein ödes Leben, der als „Mann mit der eiſernen Maske" ſo viele Hiſtoriker und Kritiker beſchäftigt und noch im Jahre 1831 im Odéontheater zu Paris ſo viele Thränen gekoſtet hat.

Das Geheimniß lockt zum Enträthſeln, und das Geheimniß des Despotismus entſchuldigt die ſchlimmſten Auslegungen. Im Volksglauben gilt Philipp II. noch immer für der Mörder ſeines Sohnes Karl. Warum ſollte Voltaire, der indiscrete Enthüller ſo vieler Juſtizmorde, nicht Recht behalten, wenn er im Siècle de Louis quatorze drucken ließ: Jener lebenslänglich Gefangene ſei ein unehelicher Bruder des großen Königs geweſen, den ſeine Mutter als Wittwe zur Welt gebracht? Machte doch Voltaire auch die Maske aus Eiſen, die doch nur aus Sammt beſtanden hatte, wie ſie die Republik Venedig ihren Staatsgefangenen vorzubinden pflegte. Noch einleuchtender war allerdings die Verſion, nach welcher der Mann mit der eiſernen Maske ein bereits 1631 gebornes, alſo älteres, gleichfalls uneheliches Kind der ſpaniſchen Anna geweſen wäre; am pikanteſten und folglich am glaubwürdigſten war es aber, wenn es ſich gar um einen Zwillingsbruder des Königs handelte.

Außerdem wurden noch mit dem grauſen Geſchick bedacht: der Graf von Vermandois, ein Baſtard des Königs, der Herzog von Beaufort, ein Sohn Cromwells, der Oberintendant Fouquet. Minder wahrſcheinlich, aber verſtändlicher war die Vermuthung, hinter der Maske habe der Agent des Herzogs von Mantua, der Graf Mattioli geſteckt, den die Franzoſen bei der Beſetzung von Caſale im Jahre 1683 erwiſchten. Aber

Mattioli ſtarb ſpäteſtens im Jahre 1687 im Fort Exiles und gelangte gar nicht in die Baſtille. Der Mann mit der Maske dagegen ſtarb im dritten Stock des Thurmes La Bertaudière, dem Verließ für Spione, und wurde auf dem Kirchhofe der Pfarrei St. Paul unter dem Namen Marchiali begraben, wie der vorhandene Todtenſchein beſagt.

Mit dieſer Entdeckung, welche Loiſeleur, Bibliothekar zu Orleans, in der „Revue Contemporaine" (Jahrgang 1867) bekannt machte, wurde der Glorienſchein von dem Haupte eines vornehmen oder gar prinzlichen Märtyrers abgeſtreift. Die Infamie des Despotismus aber blieb beſtehen.

Endlich im Jahre 1873 machte ſich ein franzöſiſcher Stabsoffizier mit dem deutſchen Namen Th. Jung über die franzöſiſchen Kriegs- und ſonſtigen Archive her und combinirte mit großem Scharfſinn Folgendes*):

Als ſich Ludwig XIV. zum Kriege gegen die holländiſche Republik anſchickte, vertrieb er den Herzog von Lothringen, der es mit den Holländern hielt, aus ſeinem Lande. Da erhielten Letellier und ſein Sohn Louvois Kunde von einem neuen Complott gegen das Leben des Königs. Ein junger Lothringer, namens Marchiel, früher Hauptmann in der kaiſerlichen Armee, habe ſich, von Spanien und Holland aufgereizt, mit zehn Andern in Verbindung geſetzt, um den König zu ermorden. Ende März 1673 bekam Louvois den Marchiel und deſſen ſehr wichtige Papiere in ſeine Hände. In den Papieren waren hochſtehende Perſonen compromittirt. Louvois wurde durch den Beſitz des Geheimniſſes unantaſtbar. Den Marchiel beſchloß er aufzuheben, nicht hinrichten zu laſſen, damit er ſich ſeiner im Nothfalle bedienen könnte; aber er mußte ihn ſtreng iſoliren, damit kein Anderer etwas von ihm erführe. So ſchickte er ihn ſeinem Vertrauten Saint-Mars, dem Gouverneur von Pignerol, der auch den Fouquet und Lauzun

*) La vérité sur le Masque de fer, d'après des documents inédits des archives de la guerre et autres dépôts publics, par Th. Jung, officier d'état-major. Paris, 1873.

zu hüten hatte, mit dem gemeſſenen Befehl: den Gefangenen mit Niemandem ſprechen zu laſſen. Es ſei ein Gefangener „von geringem Anſehen, aber doch wichtig.“ Saint-Mars gehorchte pünktlich, er nahm den Gefangenen mit ſich nach Exiles, von dort nach der Inſel St. Marguerite, Cannes gegenüber, endlich 1698 nach Paris in die Baſtille. Louvois war 1691 geſtorben, aber Marchiel blieb Gefangener. Bei einem Umzuge war Marchiel ſo feſt in das Wachstuch der Sänfte eingenäht worden, daß er eine Krankheit davon trug. Deßhalb griff man zur venetianiſchen Sammtmaske, welche der Gefangene auch im Hofe der Baſtille tragen mußte.

Wenn etwas in dieſer Darſtellung Zweifel erregt, ſo iſt es der Umſtand, daß Louvois' Tod keine Klärung in die Sache brachte, daß noch 12 Jahre lang dieſes entſetzlich ſtille Foltern andauerte. Aber der Orleanskrieg wüthete bis 1697 und der ſpaniſche Krieg wurde vorbereitet. Wie ſoll der Despotismus inmitten ſeiner Cabalen und Nöthen Zeit finden, ſich um die verborgenen Seufzer eines Einzelnen zu kümmern? wurden doch ſo Viele in der Baſtille — vergeſſen.

Ludwig XIV. hat Unheil und Verderbniß über Frankreich gebracht; er hat jene negativen Eigenſchaften des Gallierthums hervorgelockt und mit Treibhauswärme gepflegt, von denen erſt das heutige Frankreich ſich zu reinigen beſtrebt ſcheint; aber er hat dafür ſein Land groß gemacht — geographiſch und äſthetiſch; er hat Provinzen erobert, an der Gränze und auf geiſtigem Gebiet: Hochburgund und Flandern, Elſaß, eine neue Literatur und eine neue Kunſt. Er hat für Frankreich ein Zeitalter des Perikles und Auguſtus geſchaffen.

So lautet die Gegenrede auf alles bisher Vorgebrachte, welches ſich füglich nicht leugnen läßt.

Eroberungen auf äſthetiſchem Gebiet, eine neue Literatur und Kunſt? Ein Perikleiſches Zeitalter oder ein Auguſtiſches?

Perikles, der tadelfreieſte unter den Dreien, hat durch

Staatsschutz die Plastik gefördert. Phidias, Iktinos, Alkamenes, Skopas blühten unter ihm und sie brachten die Plastik in Blüthe. Was die Dichter und Denker betrifft, so gehen sie seinem 15jährigen Protectorate über Athen voraus oder sie folgen ihm nach. Homer, Hesiod, Pindar, Herodot und Aschylus lebten vor ihm; Thukydides, Xenophon, Aristophanes und Demosthenes kamen nachher. Sophokles glänzte als zweiter tragischer Stern, als noch Niemand an Perikles dachte; Euripides wurde 23 Jahre nach seinem Tode zuerst gekrönt.

Die Aehnlichkeit mit Augustus ist viel größer, aber zum entschiedenen Nachtheile Ludwigs. Mit Augustus war die Freiheit Roms zu Ende und die Folgezeit hat den Tyrannen sozusagen entschuldigt. Frankreich raffte sich ein Jahrhundert nach Ludwig auf und strafte seinen Tyrannen lügen. Er selbst sah zwei revolutionäre Regierungen in England am Steuer und erlebte die verfassungsmäßige Freiheit unter dem Oranier. In Rom waren dem Augustus und seinem „goldenen Zeitalter" zuvorgekommen: Nävius, Ennius, Plautus, Terenz, Cicero, Varro, Sallust, Cäsar, Lucrez und Catull; Livius, Cornelius Nepos, Horaz und Virgil waren bereits reif für ihre Leistungen, und Virgil und Horaz hätten nicht nöthig gehabt, sich durch Schmeicheleien zu erniedrigen — von Ovid gar nicht zu reden.

Der Vergleich paßt um so besser, als Literatur und Kunst in Rom wie in Frankreich von außen angeregt wurden, im Wesentlichen auf Nachahmung beruhten; als ohne Griechenland nicht Rom, ohne Italien, Spanien, Rom und wieder Griechenland nicht Frankreich ästhetisch existiren würde.

Nun aber nehmen wir einmal die Chronologie zur Hand und sehen zu, welche Männer der Literatur und Kunst gar nicht auf Ludwigs Regierung gewartet haben; welche ferner unter dieser Regierung sich lediglich auswuchsen; welche sodann von dieser Regierung beeinflußt wurden, und welche endlich zwar unter dieser Regierung bereits lebten, aber unabhängig ihre Krone entfalteten oder erst später ihre große Bedeutung erhielten.

Corneille (1606—1684) gehört zu Richelieu und Mazarin und beſchloß ſeine claſſiſche Laufbahn ſchon in den 60er Jahren, als der König anfing maßgebend zu werden. Sein Doppelgänger in der Malerei iſt Nikol. Pouſſin (1594—1665), der übrigens in Rom lebte und den der Kunſt-Intendant Richelieu's, Sublet de Noyer, von dort nach Paris kommen ließ, damit er die Galerie des Louvre ausmale. Pouſſin übte durch ſeinen Corneille'ſchen Ernſt, durch die Herbe ſeiner Darſtellung, nicht geringen Einfluß auf den Mönchsmaler Euſtache Leſueur (1617—1655), der den Aufgang der Verſailler Sonne gar nicht erlebte. Auch der große Coloriſt und Porträt-Maler Philippe Champaigne, der eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Pouſſin zeigt, war durchaus deſſen Zeitgenoſſe.

Daraus folgt zugleich, daß die großartige Einwirkung Pouſſins auf das Kunſtgewerbe, die Folge ſeines decorativen Genie's, nicht auf die Rechnung des Königs kam.

Scarron, der Verfaſſer des Roman comique, ſtarb 1660 und hinterließ die Maintenon. Pierre Pujet, der Bildhauer (1622—1694), war ſchon 1661 was er werden konnte und lebte zudem meiſt in Genua. So bleiben für das „große Jahrhundert" der Maler P. Mignard und der Bildhauer François Girardon. Der erſtere iſt auf Simon Vouet, der letztere auf den Italiener Bernini zurückzuführen. In letzter Inſtanz bleibt nur der Hof- und Decorationsmaler Charles Lebrun (1619—1690) als das eigenſte Product der glorreichen Regierung übrig. Mit andern Worten, in der bildenden Kunſt hat der König nichts Bedeutendes inſpirirt, nichts Neues und Großes angeregt; im Gegentheil, er hat Mehlthau auf verſprechende Befähigung geſtreut.

Aber das laſſen wir gelten, daß die hohe Kunſt der jüngſten Vergangenheit, daß die Empfindung für Form und Farbe in ſämmtlichen Gewerben ſich unter Colbert wiederſpiegelte, daß der angeſammelte Goldblock künſtleriſcher Leiſtung unter ihm in tauſend Facetten zerſchlagen, in Kleingeld für Manufactur und Handwerk ausgeprägt und ſo in Wahrheit

unter die Menge gebracht wurde. Es ist richtig, der damals ausgestreute Samen hat unaufhaltsam fortgewuchert und hat die Franzosen noch über die jüngste furchtbare Krise mit staunenswerther Leichtigkeit weggetragen. Nur muß man in dieser Anerkennung des Guten auch nicht zu viel thun und sich doch ein wenig davor hüten, die Kultur eines Volkes, die Bedeutung einer Geschichtsperiode ausschließlich nach der Blüthe des Kunsthandwerkes zu beurtheilen. Geschieht nichts Neues und Großes auf idealem Gebiete, so wird auch das Kunsthandwerk versauern, Manier werden und auf keinen Fall ein Volk vor dem Untergange retten. Wenn alles Geräth zur Schaustellung dient und kein Inhalt in den Töpfen ist, so wird das Kunstgewerbe einen manierirten, verschrobenen Charakter annehmen und zum tönenden Erz ohne Seele werden. —

Molière (1620—1673), der echte und große Komöde, gehört zu denen, die sich unter Ludwig ausgewirkt haben. Er fällt zuerst in die Mazarin'sche und dann ausschließlich in die Colbert'sche Periode Ludwigs XIV. Zehn Jahre später hätte er den „Tartuffe" nicht auf die Bretter gebracht. Die Gunst des Königs hat ihm wenig genützt und ihn nicht einmal vor unehrlichem Begräbnisse bewahrt.

Racine erst (1639—1699) gehört durchaus der Regierungszeit Ludwigs an. Die Maintenon hat einen frommen Dichter aus ihm gemacht, der König ihn zu Tode geärgert. Boileau, (1636—1711), der saubere Reflectirer, der correcte Aristarch, der ästhetisirende Horaz der Periode, ist der wahre Ausdruck der poetischen Literatur unter einem Ludwig.

Die vier Hofprediger: Bossuet (1617—1704), Bourdaloue (1632—1704), Fléchier (1632—1710) und Massillon (1667 bis 1743) verstehen sich von selbst, und doch war Massillon nicht durchaus capitelfest. Den Fénélon (1651—1715) mochte der König nicht, sobald er dessen Wahrheitsliebe entdeckte. Fénélon ist historisch geworden im Gegensatz zum Hofe; er starb in verdienter Ungnade. Lafontaine (1621—1695) mochte den König und das Régime nicht, und der König zahlte ihm

mit gleicher Münze. Der Charakterzeichner La Bruyère (1644—1699) war nur zur Hälfte höfisch gesinnt; sein besseres Selbst rächte sich in scharfen Lakonismen.

Der Humorist Lesage kam im Jahre des Aachener Friedens 1668 auf die Welt und starb 1747, 32 Jahre nach dem Könige. Die großen Männer des 18. Jahrhunderts zeigen schon durch ihre Geburtsjahre: Montesquieu 1689, Voltaire und Quesnay 1694, Rousseau 1702, Diderot 1713, daß sie ganz außer Frage stehen.

— —

Gehen wir nunmehr zur näheren Betrachtung der einzelnen Dichter über.

Pierre Corneille wurde 1606 zu Rouen geboren. Seine Erziehung erhielt er bei den Jesuiten, denen er stets hold geblieben ist. Er studirte dann Jurisprudenz, man erzählt, mit Widerwillen, und doch hat es nie einen geschickteren Generaladvocaten beim Parlament der Leidenschaften gegeben, als ihn; nie einen, der beide Parteien so beredt, so dialektisch, so pathetisch vertreten hätte. Allerdings paßte er nicht zum öffentlichen und mündlichen Verfahren; er sprach schlecht, nicht ohne Accent; sein Aeußeres vernachlässigte er sehr. Schon dieser Umstand hätte ihn verhindert, hoffähig zu werden, wäre ihm nicht die Hofluft überhaupt zuwider gewesen. Wenn Richelieu im „Cid" noch zu viel Individualität entdeckte, wie sollte Ludwig XIV. Gefallen an jenen spanischen und römischen Charakteren finden, die zwar wenig ihrem fremden Namen, desto mehr aber dem Geiste einer Vergangenheit entsprachen, in welcher der Einzelne noch etwas gegolten hatte.

Es ist richtig, die Corneille'schen Charaktere verhalten sich zu den Shakespeare'schen wie Gedankengerüste zu denkenden Menschen, wie Empfindungs-Skelette zu fühlendem Fleisch und Blut. Es ist wahr, Corneille ist der Begründer der Convention im Inhalt wie in der Sprache; bei ihm bestehen die Schicksalsmächte in der Macht der Ehre, des Vaterlandes, so-

gar in der äußerlichen Macht des Despoten; seine Sprache begründete den akademischen Classicismus. Aber unter allem dem glomm doch noch die Asche eines natürlichen Pathos, arbeitete noch die Leidenschaft für's Erhabene, und neben aller Gesuchtheit der Antithese rauscht nicht selten ein hinreißender Strom prachtvoller Diction.

Corneille war die Krystallisation dreier Elemente: er ist ein Normanne, kein Pariser; er bildete sich nach Rom, nicht nach Griechenland; seine Hauptmuster waren die Spanier. Von seiner Heimath hat er das Herbe, von den Römern die oft schwülstige Erhabenheit und die überspannten Gegensätze, von den Spaniern die Majestät der Sprache, den Mangel der Charakterentwicklung und die Tragik wie die Komik der Situation. Nicht der Katholicismus des französischen Papst-Königs hat ihn angekränkelt, sondern der Mysticismus der spanischen Autos. Corneille's Verherrlichung der katholischen Religion, so wie seine Devotion vor dem absoluten Könige sind auf spanischem Holze gewachsen.

Das spanische Theater eroberte von den 20er Jahren an die gebildete Welt. Von den spanischen Besitzungen Neapel und Mailand aus drang es nach Rom. Durch die Heirath der spanischen Anna mit Ludwig XIII. gelangte das spanische Drama nach Frankreich. 1635 zahlte Karl I. Stuart 10 Pfd. Sterl. für eine spanische Truppe. Lope de Vega dominirte alle Bretter, Uebersetzungen und Bearbeitungen seiner Stücke waren überall auf der Tagesordnung.

Corneille's Jugendkomödien sind ganz nach spanischem Muster geschnitten; der Menteur von 1642 ist nichts anderes als die sospechosa verdad des Ruiz de Alarcon. Der brillante „Cid" basirt durchaus auf Guillen de Castro. Auch der „Polyeucte" von 1640 ist das Resultat spanischer Studien, nämlich der geistlichen Dramen. Höchst bezeichnend ist es auch der spanischen Anna in tiefster Demuth zugeeignet. In mehreren Wendungen, und grade im ältesten Text, verräth sich jedoch der Nordfranzose.

Lateiniſchen Urſprungs ſind die „Medea“ (1636), nach Seneca; „Horaz“ (1639), nach dem Livius; „Cinna“ (1639), nach dem Philoſophen Seneca de clementia; „Pompejus“ (1641), nach Lucan, dem Dichter der „Pharſalia“, Corneille's rhetoriſchem Liebling; „Sertorius“ bildet das Vorſpiel zu „Pompejus“.

Auf den „Cid“ kommen wir nur deßhalb zurück, um die berühmten drei Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung mit des Dichters eigenen Worten in das wahre Licht ihrer Nichtigkeit zu ſtellen. Der durchaus reflectirende, ſtets ſich ſelbſt kritiſirende Dichter hängte jedem ſeiner Stücke im Druck ein „Examen“ an, und im Examen du Cid leſen wir: „Ich kann nicht leugnen, daß die Regel der 24 Stunden die Vorfälle in dieſem Stücke allzuſehr zuſammendrängt. Der Tod des Grafen und die Ankunft der Mauren mochten ſich gleich hinter einander ereignen .... aber ſo ſteht es nicht mit dem Zweikampf des Don Sancho, über den der König verfügen und für den er eine andere Zeit beſtimmen konnte, als zwei Stunden nach der Flucht der Mauren. Ihre Niederlage hatte den Cid die ganze Nacht ſo ermüdet, daß ihm zwei bis drei Tage Ruhe zu gönnen waren! Wahrſcheinlich war er auch nicht ohne Wunden davongekommen, obgleich ich nichts davon geſagt habe, weil das dem Abſchluß der Handlung nur hätte ſchaden können“!!

„Dieſelbe Regel drängt auch die Chimene zu ſehr, zum zweiten male Gerechtigkeit vom Könige zu verlangen. Sie hatte es den Abend vorher gethan ... Sie konnte nicht ſagen, daß der König ihr ein Verſprechen nicht gehalten habe. Ein Roman hätte ihr 7 bis 8 Tage Zeit gelaſſen ... Unbequemlichkeit der Regel“!!

„Den Ort habe ich nach Sevilla verlegt, obgleich der König dieſes nie beſeſſen hat; zu dieſer Fälſchung bin ich gezwungen worden, um den Einfall der Mauren ... zu Waſſer irgend wahrſcheinlich zu machen! Jedoch will ich nicht

behaupten, daß die Meeresfluth gerade bis dahin steigt . . ."!! „Die Ankunft der Mauren hat auch noch den Fehler, daß kein Schauspieler im ersten Akt sie direct oder indirect gerufen hat! In dem irregulären spanischen Stücke sind sie berechtigter! Dort bekämpft sie Rodrigue an der Gränze; hier machen sie sich das Vergnügen, expreß zu kommen, um geschlagen zu werden und dem Cid Gnade zu erwirken"!!

„Das Begräbniß des Grafen hätte große Verlegenheit bereitet, wenn es vor dem Ende des Stückes stattgefunden hätte, oder wenn der Leichnam einstweilen in seinem Palast ausgestellt gewesen wäre. Das geringste Wort, das ich darüber hätte äußern lassen, würde die gespannte Aufmerksamkeit des Hörers unterbrochen und seinem Geiste eine widerwärtige Vorstellung zugetragen haben . . . Ich bin sicher, daß dieser Kunstgriff mir vollständig gelungen ist . . ."!!

Der König muß als Ober-Ceremonienmeister dafür sorgen, daß die Hochzeit der Tochter nicht am Sarge des Vaters stattfinde. Er schickt den glücklichen Bräutigam mit der Armee ins Land der Mauren,

Et par tes grands exploits fais-toi si bien priser,
Qu'il lui soit glorieux alors de t'épouser.

Die „liebenswürdige Furie" ist losgesprochen, und zwar durch den König:

Ta gloire est dégagée, et ton devoir est quitte.

„Pflicht" und „Ruhm" sind die einzigen Triebfedern, die Angeln der Charaktere. Hatte doch Chimene dem Cid nach der Blutthat gesagt:

Tu n'as fait que le devoir d'un homme de bien.

Als er die Mauren und Don Sancho besiegt hat, überflügelt sein „Ruhm" die „Pflicht" der Geliebten. Aber der König muß als Preisrichter das Urtheil fällen. —

Das war echt spanisch und zwar im Geiste Calderons, mehr als im Sinne Guillens de Castro oder Lope's de Vega.

War es doch dem Calderon vorbehalten, den Schattenkönig Karl II. mit Scipio und Alexander dem Großen zu vergleichen! Auch der Götzendienſt der abſoluten Ehre, die brutale Rache für einen Schein, den die Frau auf ſich geladen, feiern bei Calderon ihre Triumphe im „Letzten Duell in Spanien“, im „Arzt ſeiner Ehre“ und in dem abſcheulichen „Auf geheime Unbill geheime Rache.“ —

„Horace“ iſt dem Cardinal Richelieu gewidmet. Der Stoff iſt allbekannt: Römer und Albaner machen ihren Streit durch den Einzelkampf der drei Horatier gegen die drei Curiatier aus. Um ein tragiſches Moment zu erhalten, geſtaltet Corneille den Kampf zu einem brudermörderiſchen: ein Horatier hat die Albanerin Sabina zur Frau und ſeine Schweſter Camilla liebt einen Curiatier. Der ganze Conflict zwiſchen Patriotismus und Familie, Krieg, Zweikampf, Schweſternmord, ſpielt ſich jedoch in einem Saale des alten Horatius zu Rom ab. Aus Patriotismus erſticht der Horatier ſeine Schweſter Camilla, welche einem ſo grauſen Vaterlande flucht. Aber die „Pflicht“ gegen die Schweſter wird in Schatten geſtellt durch den für das Vaterland erworbenen „Ruhm“. Wer ſoll entſcheiden in dieſem Kriege der Pflichten? Ein Areopag, wie bei Aeſchylus? Oder doch die römiſchen Duumvirn? Oder die Standesgenoſſen in der Curie? Mit Nichten, ſondern ein ſpaniſcher König in der Toga des Tullus Hoſtilius. An die Erzählung im Livius darf man gar nicht denken.

Man höre den Uebermenſchen Horace, wie er dem Gegner zuruft, für's Vaterland könne Jeder ſterben, mais

Vouloir au public immoler ce qu'on aime. . .
Attaquer un parti qui prend pour défenseur
Le frère d'une femme et l'amant d'une soeur. . .
Une telle vertu n'appartenait qu'à nous.
L'éclat de son grand nom lui fait peu de jaloux.
Et peu d'hommes au coeur l'ont assez imprimée
Pour oser à aspirer à tant de renommée!

Damit vergleiche man die politiſche Doctrin der Schweſter

Camilla, die den Filmer und Hobbes auswendig zu wiſſen ſcheint: Die Götter haben dem Könige die Wahl der Kämpfer eingegeben,

Et la voix du public n'est pas toujours leur voix;
Ils descendent bien moins dans de si bas étages
Que dans l'âme des rois, leurs vivantes images,
De qui l'indépendante et sainte autorité*)
Est un rayon secret de leur divinité.

So ſprach wahrlich nicht im Entfernteſten der ſtolze römiſche Bauernadel unter ſeinen Herzogen, von denen einer hier mit Sire, Votre Majesté angeredet wird! —

„Cinna oder die Gnade des Auguſtus" iſt wohl das widerwärtigſte von Corneille's römiſchen Dramen. Am Hofe Ludwigs XIII. und XIV. gefiel es natürlich am beſten. Corneille widmete es einem Herrn von Montfaucon als le poëme que j'ai choisi comme le plus durable des miens. Man weiß wie das Soyons amis, Cinna! bis in unſer Jahrhundert nachgedröhnt hat, wie namentlich Talma es zur Verherrlichung der Freundſchaft zwiſchen Napoleon I. und Alexander von Rußland declamiren mußte.

Cinna, der Enkel des Pompejus, iſt ſelbſt nach Corneille's Darſtellung ein triſter Burſche. Er wird Verſchwörer der Emilie zuliebe, iſt aber im Grunde für die Alleinherrſchaft und ſpeculirt nebenbei für ſich ſelbſt. Maximus iſt ein Verräther aus Eiferſucht. Sollte geſagt werden, daß es mit der Freiheit Roms vorbei ſei, ſo mußte die Freiheit wenigſtens einen Repräſentanten haben. Es iſt völlig abſurd, wenn Emilie den redſeligen Cinna zum Tyrannenmorde auffordert, nachdem ſie von Brutus und Caſſius geſagt:

Ne les compte-t-on plus pour les derniers Romains?

Wie läppiſch nimmt es ſich danach aus:

Va marcher sur leurs pas où l'honneur te convie,
Mais ne prends pas le soin de conserver ta vie (!)

*) Früher hatte es gar geheißen:

De qui l'absolue et sainte autorité.

Souviens-toi du beau feu dont nous sommes épris,
Qu'aussi bien que la gloire Emilie est ton prix,
Que tu me dois ton coeur, que mes faveurs t'attendent . . . .

Wenn der Edle ſein Leben in die Schanze geſchlagen hat!

Für ſolche politiſche Pickelhäringe taugt nichts als die abſolute Gewalt. Der Staatsſtreich iſt hier Wohlthat, und er wird auch richtig im Munde der Livia glorificirt:

Tous ces crimes d'Etat qu'on fait pour la couronne,
Le ciel nous en absout alors qu'il nous la donne,
Et dans le sacré rang où sa faveur l'a mis,
Le passé devient juste et l'avenir permis.
Qui peut y parvenir, ne peut être coupable;
Quoi qu'il ait fait ou fasse, il est inviolable:
Nous lui devons nos biens, nos jours sont en sa main,
Et jamais on n'a droit sur ceux du souverain. —

„Pompée" entſtand 1641 und wurde dem Cardinal Mazarin gewidmet. Die Wahrheit der Geſchichte wird der Einheit des Ortes und der Zeit geopfert. Alles muß in Einem Palaſt zu Alexandrien vor ſich gehen. Die Gattin des Pompejus, Cornelia, wird vom Dichter aus Rom in die Hauptſtadt des Ptolemäus citirt, damit ſie dort mit der Kleopatra auf dem Vorplatz des Palaſtes disputiren kann. Der Aufruhr in Alexandrien dauerte nach Plutarch ein ganzes Jahr; denn Cäſar war kaum abgereiſt, als Cäſarion geboren wurde. Bei Corneille iſt Alles in 24 Stunden abgethan. Pompejus wurde gar nicht in Alexandria ermordet, ſondern vor Peluſium. Endlich kommt der Titelheld des Stückes gar nicht zu Worte, weil er todt iſt.

Den Styl dieſes Stückes nennt Corneille ſelbſt „erhabener als in irgend einem andern"; doch will er dieſen Ruhm mit Lucan theilen, dem er Alles entnommen habe, was ihm dienlich geweſen, ſo daß auch der Reſt „nach ſeinem Genie ſchmecke".

Von Lucan ſtammt allerdings auch hier der Schwulſt, von Lucan rühren die weiſen Maximen her, die uns der ägyptiſche Premier (chef du conseil) Photin debitirt:

Laissez nommer sa mort un injuste attentat:
La justice n'est pas une vertu d'Etat. —
Le droit des rois consiste à ne rien épargner,
La timide équité détruit l'art de régner.
Quand on craint d'être injuste, on a toujours à craindre,
Et qui veut tout pouvoir doit oser tout enfreindre,
Fuir comme un déshonneur la vertu qui le perd
Et voler sans scrupule au crime qui le sert.

Man ſoll ſich doch nicht wundern, wenn ſolche Ausſprüche der „claſſiſchen" Dichter auf ein Jahrhundert und länger das Volksbewußtſein vergiften. Und dabei muß Julius Cäſar den verliebten Modeton des galanten 17. Jahrhunderts girren: il soupire, il gémit.

Die Antitheſe und das Bewußtſein von derſelben, die Reflection über ein Doppelgefühl in der Bruſt des Redenden, dieſe proſaiſch-rhetoriſche Bloslegung des ganzen dramatiſchen Apparats, macht ſich im Munde der tiefgeſchlagenen Cornelia geltend, wenn ſie alſo zu Cäſar ſpricht:

Je t'avouerai pourtant, comme vraiment Romaine,
Que pour toi mon estime est égale à ma haine;
Que l'une et l'autre est juste, et montre le pouvoir,
L'une de la vertu, l'autre de mon devoir,
Que l'une est généreuse, et l'autre intéressée, —
Tu vois que ta vertu . . .
Me force de priser ce que je dois haïr;
Juge ainsi de la haine où mon devoir me lie,
La veuve de Pompée y force Cornélie.

Das lieſt ſich wie das Recept zu einem Drama, aber nicht wie eine dramatiſche Anrede.

Die Liebe, welche bei Corneille ſtets Convention, mechaniſches Vehikel, bei keinem ſeiner Helden wahre Empfindung iſt, lüftet im „Sertorius" die Maske. Ariſtia ſpricht das Geheimniß aus, welches wir ſchon im „Cinna" durchſchauten, indem ſie zu Sertorius ſagt:

Laissons, seigneur, laissons pour les petites âmes
Le commerce rampant de soupirs et de flammes.

Sertorius:

Que c'est un sort cruel d'aimer par politique.

Die Raison d'Etat wird in ſeinem Munde bühnenfähig. Sertorius ſtreitet mit der vom Dichter erfundenen Viriata von Luſitanien, was politiſcher ſei, ſie oder die Ariſtia zu lieben! Viriata ſelbſt will nichts von Leidenſchaft wiſſen, ſie liebt blos den Helden im Manne. „Wer Alles kann iſt liebenswerth.“ Die Froſtigkeit der Staatsraiſon im Gebiete der Empfindung!

Nur noch ein Wort über den „Polyeucte“. Er iſt ein chriſtliches Märtyrerdrama, welches dem Dichter gerade wegen ſeiner klaffenden Antitheſen einleuchtete. Als es fertig war, bekannte Corneille ſelbſt, daß er gegen die Regel des Ariſtoteles geſündigt, welche nur „mittlere Vollkommenheiten“ geſtatte. Weſſen Auge den Himmel offen ſieht, in den er nach kurzer Qual zur ewigen Herrlichkeit einziehen wird, der iſt kein tragiſcher Held. Polyeucte „ſucht“ auch förmlich den Tod:

La palme au ciel,
Mes crimes, en vivant, me la pourraient ôter.

Wie künſtlich, wie gemacht, wie unwahr iſt der ganze „Polyeucte“, wenn man ihn mit dem „Standhaften Prinzen“ des Calderon vergleicht, der jenem vorausgegangen war. Mit dieſem Martyrium des Prinzen Fernando zu Fez iſt es heiliger und bitterer Ernſt; der tritt die Welt in triumphirender Qual hinter ſich zurück.

Polyeucte muß obendrein noch der höfiſchen Liebe pflegen, wie alle Helden Corneille's. Und doch iſt hier die Liebe, die ſüße Entſchädigung des Lebens, grabezu unmöglich. In der That bewegt ſich der Dialog zwiſchen Polyeucte und der Pauline nach den Regeln eines Complimentirbuches.

An Edelmuth überſpringen ſich die Hauptcharaktere. Severus, der Heide, will ſeinen chriſtlichen Nebenbuhler Polyeucte vor dem Scheiterhaufen retten, macht aber dabei allerhand „weit übergebogene“ Bemerkungen über das Chriſtenthum, die unter dem Kaiſer Decius jedenfalls für ſtaatsgefährlich galten:

Les chrétiens n'ont qu'un Dieu, maître absolu de tout —
Mais si, entre nous, j'ose dire ce qui me semble,
Les nôtres, bien souvent, s'accordent mal ensemble;
Et me dût leur colère écraser à tes yeux,
Nous en avons beaucoup pour être de vrais Dieux.

Darauf lobt er die Sitten der Chriſten, preiſt ihre Tapferkeit als Soldaten:

Furieux dans la guerre, ils souffrent nos bourreaux:
Et, lions au combat, ils meurent en agneaux.

Pauline hat ihre Leidenſchaft für Severus mühſam niedergekämpft; nach dem Tode ihres Gatten wird ſie Chriſtin, um ihm nachzufolgen. Ja ſelbſt der ſchlaue Senator Felix, der Statthalter in Armenien, wird Chriſt — Corneille ſagt, um zu Ende zu kommen und die Neugier zu befriedigen! Sever aber ſchließt mit dem Worte des alten Fritz ab, deſſen Urſprung alſo hier zu ſuchen iſt:

J'approuve cependant que chacun ait ses Dieux,
Qu'il les serve à sa mode et sans peur de la peine.

Das Auto ſacramental löſt ſich hier vor Carteſiſchem Licht auf; ja es hatte in ſeinen erſten Auflagen bis zum Jahre 1648 Verſe enthalten, die den ſpäteren Herausgeber Voltaire wunderbar anheimeln mußten. Sever ging damals noch viel weiter:

Peut-être qu'après tout les croyances publiques
Ne sont qu'inventions de sages politiques,
Pour contenir un peuple ou bien pour l'émouvoir,
Et dessus sa faiblesse affermir leur pouvoir.

Auch die chriſtliche Moral war in jenen früheren Ausgaben viel ſtärker betont:

Jamais un adultère, un traître, un assasin;
Jamais d'ivrognerie et jamais de larcin.

Wie bei uns, mußte man zu Corneille's Zeit ſuppliren.

Wie ſtark auch die ſpaniſche Dramatik auf Frankreich eingewirkt, dem dunkelglühenden Myſticismus des Calderon konnten es weder Corneille noch ſeine Nachfolger gleichthun. Das war heimiſch in Iberien, wie der Murillo. In den Dos amantes del Cielo bekehrt ein Bekehrter eine reine

Prieſterin der Minerva. Im Purgatorio de S. Patricio iſt der Böſewicht, der Mörder Ludovico, ſtreng katholiſch; ein paar Tage Fegefeuer entſündigen ihn vollkommen. In den „Ketten des Teufels“ verſchreibt ſich die Prinzeſſin Irene dem Teufel und wird durch ihr katholiſches Gewiſſen verrückt. Der Apoſtel Bartholomäus ſtellt ſie her und löſt den Pact. In der „Andacht zum Kreuz“ wird ein blutſchänderiſches Geſchwiſterpaar durch Auflegung des rothen Kreuzes auf die Bruſt ſelig. — Das war für die klare Reflection der Franzoſen unerreichbar.

Corneille hatte über dreißig Jahre lang die Bühne beherrſcht, faſt ſo lange wie Richelieu und Mazarin zuſammen den Staat. Erſt in den 60er Jahren meldete ſich ſein Nachahmer und Nachfolger Racine, und erſt mit der „Andromaque“, im Jahre 1667, trat Racine an die Stelle Corneille's, der mit keinem Drama mehr aufkommen konnte und auch nicht aufzukommen verdiente. Er lebte jedoch noch bis zum Jahre 1684.

Jean Racine wurde am 21. December 1639, ein Jahr nach dem Könige, zu La Ferté-Milon im Valois geboren. Sein Urgroßvater Jean Racine war Einnehmer der königlichen Gefälle im Herzogthum Valois geweſen. Sein Großvater wie ſein Vater waren dort Controleure des Salzmagazins. Sie führten ein Wappen, auf dem Ratte und Schwan (rat und cygne) abgebildet waren. Zwei Großtanten des Dichters hatten zu Port-Royal bei den Janſeniſten gelebt; ſeine Tante Agnes war dort ſogar Aebtiſſin. Der Dichter ſelbſt verbrachte 3 Jahre, von 1655—1658, in jener klöſterlichen Abgeſchiedenheit, die zugleich der Sitz ernſter und tüchtiger Studien war.

Racine wurde ein ausgezeichneter Helleniſt, las den Plato und Plutarch wie franzöſiſche Bücher, wußte den Sophokles und Euripides auswendig und verſtand den Ariſtophanes. Der Aufenthalt in Port-Royal ſchlägt uns zugleich die Brücke zu ſeinen letzten, den geiſtlichen Dramen, zu „Athalie“ und

„Esther"; denn bibelfest war man in Port-Royal und der Dichter hatte dort mit geistlichen Oden debütirt.

In die Welt zurückgekehrt, verfaßte Racine, zum heftigen Aerger von Port-Royal, ein Sonett auf den Pyrenäenfrieden zu Ehren Mazarins. Diesem Verrath folgte im Jahre 1660 die Nymphe de la Seine, ein Hochzeitscarmen für den jungen König und die spanische Infantin. Die „Nymphe" brachte dem Verfasser 100 Louisdor ein und 1664 fügte Colbert eine Pension von 600 Livres hinzu. Racine war damit Hofdichter geworden. Er gehörte ganz der neuen Aera an, während Corneille eine Pension Richelieus mit halbem Unmuth ertragen hatte.

Früh befreundete sich Racine mit dem drei Jahre älteren Boileau und bald reichte er dramatische Arbeiten bei dem neunzehn Jahre älteren Molière ein, Arbeiten, die noch ganz auf Corneille'schen Stelzen einhergingen, welche der ganz anders geartete Dichterbestieg.

Der Jansenist Nicole von Port-Royal donnerte gegen diese Ausartung eines Zöglings und Genossen: Romane und Komödien schreiben nannte er „Eigenschaften, die nach der Meinung der anständigen Leute nicht ehrenvoll sind, und scheußlich, wenn man sie nach den Grundsätzen der christlichen Religion betrachtet ..." „Ein Romanschreiber und Theaterdichter," fuhr der katholische Pietist fort, „ist ein öffentlicher Vergifter, nicht der Körper, sondern der Seelen. Er muß sich als einer Unzahl von geistigen Todtschlägen schuldig betrachten, die er wirklich vollbracht hat oder verursachen konnte."

Racine wehrte sich, aber ohne Erfolg. Seine eigene Tante, die Aebtissin Agnes, zeigte ihm seine Excommunication aus dem Verbande von Port-Royal an.

Da sehen wir Prynne und die „Gauklergeißel" sammt den Parlamentsbeschlüssen gegen das Theater — in Frankreich! Es war jedoch nur ein matter Nachschlag, gerade wie die Fronde nur die Travestie der mächtigen englischen Bewegung war.

1664 trat Racine mit der „Thebaide oder die feindlichen Brüder“ auf. Das Stück war auch ein Nachklang, nämlich des dröhnenden Corneille'schen Kothurnschrittes. Nicht besser stand es mit „Alexander“ von 1666. Erst 1667 machte die „Andromaque“ eine Sensation, wie sie 21 Jahre früher der „Cid“ gemacht hatte. Das neue Gestirn war aufgegangen; der König erhöhte Racine's Pension auf 1200 Livres.

Dann erfolgte der Wettstreit zwischen dem französischen Aeschylus und seinem Nebenbuhler Euripides, ein Wettstreit, den Madame Henriette veranlaßte und dessen Gegenstand die „Bérénice“ war. Racine ließ den bisher immer gekrönten Sieger weit hinter sich. Die „Bérénice“ (1670) eroberte alle Herzen; die Sensation erreichte ihren Gipfel, da man seine Vermuthung darüber hatte, wer Titus, wer Bérénice sein sollte.

1672 folgte „Bajazet“, nicht ohne Bezug auf die Monaldeschi-Affaire in Fontainebleau. 1673 kam „Mithridate“, ein echt Corneille'scher Stoff, später das Entzücken Karls XII. von Schweden. Racine rückte unter die 40 Unsterblichen der Akademie. „Iphigenie in Aulis“ ist von 1675, die „Phädra“ von 1677. Der Dichter zählte 38 Jahre und hielt seine Laufbahn für abgeschlossen. Der alte Jansenist regte sich wieder mächtig in ihm. Nicht die körperliche Vergiftung, deren man ihn einige Jahre nachher schändlicher Weise beschuldigte, gestand er ein, wohl aber die seelische, deren ihn Nicole angeklagt hatte. Er wollte Karthäuser werden. Aus Tugend heirathete er noch im Jahre der „Phädra“ die Catherine de Romanet, die ihm seinen Sohn Louis schenkte, der sich als Poet, mehr noch durch den Commentar zu des Vaters Werken einen Namen gemacht hat.

Aeußerlich ging es dem Zerknirschten ganz wohl. Die Pension stieg auf 1500, später auf 2000 L. Noch 1677 wurde er mit Boileau zum Hofhistoriographen ernannt und bezog dafür 4000 L. Gehalt. In den Feldzügen, auf denen er den König begleitete, erhielt er nach und nach an Equipirungs-

und Entschädigungsgeldern die Summe von 43,000 L. Mit Port-Royal versöhnte er sich auch, Arnauld gab zu, daß die „Phädra" moralisch sei.

Die Maintenon wünschte für ihr Fräulein-Institut zu St. Cyr biblische Stücke, und Racine schrieb 1689 die „Esther", welche ihm 1000 Louisdor einbrachte; 1691 die „Athalie", wohl das formvollendetste Drama des Dichters.

Den stillen anspruchslosen Lafontaine machten die beiden Hofhistoriographen Racine und Boileau gar noch fromm, wie Bossuet den großen Condé und den Marschall Turenne bekehrt hatte, obwohl Lafontaine außer literarischen Bosheiten gar nichts auf dem Gewissen hatte.

Und doch! — Der schmieg- und biegsame Racine sah mit Grauen den Abgrund, in welchen der König sein Land stürzte; sein Ohr war nicht taub gegen die Jammerrufe des Volkes. Er wagte seine Stimme zu erheben wie Fénélon, wie später der Marschall Vauban — ihn traf wie jene die Ungnade des Imperators. Das Mémoire, welches Racine der Maintenon überreicht hatte, fiel dem König in die Hände. Ludwig rief hocherstaunt: „In was mischt sich Racine!" und verbot ihm im Zorne den Hof.

Der Dichter, von Jovis Blitz getroffen, erkrankte, siechte hin und starb am 21. April 1699 an einem Lebergeschwür. Er zählte 59 Jahre. Der König war anständig genug, der Wittwe und ihren sieben Kindern eine Pension von 2000 L. auf den letzten Ueberlebenden anzuweisen.

Was nun die Dramen Racines im Einzelnen betrifft, so bezeichnen sie einen wesentlichen Fortschritt gegen Corneille durch die Einführung einer menschlichen, nichtpolitischen Leidenschaft, der Liebe, als eines tragischen Vehikels. Nicht zwar als ob hier Shakespeare'sche Flammen sprühten, als ob das Mysterium der Herzen er- und verklärt würde. Die Liebe bleibt auch bei Racine höfisch, hält sich in den Gränzen des conventionell Erlaubten; aber innerhalb dieser Schranken werden doch Töne der Empfindung laut, von denen wir bei Corneille

keinen einzigen vernahmen. Dieſe Töne verlangen zugleich ein anderes Inſtrument als die ewige Poſaune Corneille's; die Viola d'amour oder das ſingende Cello laſſen ſich hören und ſchmeicheln ſich ein. Es verſteht ſich nicht mehr von ſelbſt, daß der Held eine Geliebte hat, dieſe Geliebte iſt nicht mehr ein Theaterrequiſit, damit „Ehre" und „Ruhm" ſich daran hinaufranken; ſondern die Liebe wird Motiv. Was die akademiſche Sprache Frankreichs, dieſe Etikette des Ausdruckes, in welche Racine dem Geſchmacksdespoten Ludwig ſogar den Plutarch des Amyot transponiren mußte, an Tiefe der Empfindung zu leiſten vermochte, das hat Racine geleiſtet. Die Etikette freilich konnte er weder materiell noch formell durchbrechen; die Frauen in der „Andromaque", ja die Phädra ſelbſt bleiben „adorable Furien".

Wie bei den Nachahmern die Fehler der Vorbilder ſtets viel greller zum Vorſchein kommen als bei letzteren ſelbſt, ſo iſt auch Racine's „Thebaide", die Geſchichte der blutigen Feindſchaft zwiſchen Eteokles und Polynikes zu Theben, bei deren Bearbeitung er mehr ſeinem Vorgänger Rotrou als dem Euripides folgte, überſpannt erhaben. Die beiden Söhne des Oedipus ſind natürlich „Prinzen"; Jokaſte wird mit „Madame" angeredet. Hämon zur Antigone:

Quoi! mon amour, Madame? Et qu'a-t-il de funeste?

Antigone ſagt von ſich ſelbſt in den Stanzen eines Monologs:

A quoi te résous-tu, princesse infortunée?

Doch das iſt conſtant und bereits Fontenelle, der Neffe Corneille's, äußerte treffend über dieſen „antiken" Spuk: Man lache blos deßhalb nicht über dieſe Helden, weil man die Sitten der Griechen und Römer nicht kenne; die Sache ſei lächerlich genug, nur fehle es an Lachern. — Das Charakteriſtiſche des Stücks beſteht darin, daß alle Gräuel der Oedipusſage: Blutſchande, Mord, Brudermord, Selbſtmord, hier zuſammengedrängt ſind. Eteokles, Polynikes, Hämon, Jokaſte, Antigone und Kreon fallen gleichſam in eine gemeinſame

Grube. Wäre nicht die zahme Sprache, man könnte sich an Shakespeare's Erstlinge erinnert glauben.

Im „Alexander" stand Racine auf dem Scheidewege. Während der Gegenstand laut nach Corneille ruft, tritt in seiner Behandlung eine Milde hervor, die bis ans Süße streift und schier an die zeitgenössischen Romane erinnert, in welchen modernste Galanterie und höfisches Schönthun in heroisch-antiker Maske umgingen. Daß von dieser Coketterie ein gut Theil sich ins Drama überhaupt einschleichen mußte, ist selbstverständlich. Beim „Alexander" aber wurde es dem Boileau, der jene Romane so elegant gezüchtigt hat, denn doch zu arg; er protestirte im Namen des Alterthums. Das Alterthum selbst, wäre es zu Worte gekommen, würde noch viel lauter und gegen viel mehr protestirt haben.

Vom schönsten Helden des Alterthums tröpfelt bei Racine das Zuckerwasser herab:

sentir quelque heureuse faiblesse. —
Le coeur
Contre tant de soupirs peut-il bien se défendre?

Nach dem Tode des Porus girrt der große Alexander mit seinen charmes hinter den divins appas der Cleophile her! —

1667 erschien die „Andromaque", der Henriette d'Angleterre gewidmet. Unbestreitbar ist hier viel mehr dramatische Bewegung als bei Corneille. Die Liebe der Hermione ist nicht blos ein vom Dichter angewendetes Reflectionsmobil; sie ist Pathos geworden und steigert sich bis zur Raserei; sie treibt den Pyrrhus zum Verrath am Vaterlande. Die Leidenschaft ist vollblütig und die Sprache oft wahrhaft congenial der Empfindung; die Metapher wird sogar nicht selten gewagt. Es sind noch Spuren romanhafter Galanterie vorhanden; wenn z. B. Orest für die schönen Augen der Hermione mordet, so erinnert das an Cinna und Emilie. Daneben aber herrscht eine so hohe Milde und ein so feines Psychologisiren, daß selbst Goethes Orest der „Andromaque" Einiges zu verdanken haben dürfte.

Wunderbar iſt bei Oreſt die Ironie des verzweiflungsvollen Schmerzes, als ihm Pylades das Ende der Hermione berichtet:

Grâce aux Dieux, mon malheur passe mon espérance!
Oui, je te loue, ô ciel, de ta persévérance. —
Ta haine a pris plaisir à former ma misère;
J'étais né pour servir d'exemple à ta colère. — —
Mais quelle épaisse nuit tout-à-coup m'environne?
De quel côté sortir? . . . d'où vient que je frissonne?
Quelle horreur me saisit? Grâce au ciel, j'entrevoi . . .
Dieux! quels ruisseaux de sang coulent autour de moi? —
Hé bien, filles d'enfer, vos mains sont-elles prêtes?
Pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes?

Hier ergreifen ihn die Furien. — Offenbar war der Janſeniſt von Port-Royal, der Nachahmer Corneille's, ein ganzer Menſch und ein durch die Antike gebildeter bedeutender Dichter geworden. Seine Verſe fließen trotz einiger gelegentlicher Härten vortrefflich.

Die vielſeitige Begabung Racine's zeigte ſich im folgenden Jahre, als der Dichter mit einer Komödie auftrat. Er kannte auch ſeinen Ariſtophanes und namentlich deſſen „Weſpen". Das Sujet paßte ihm zu einem Präbenden-Proceß, den er ſelbſt wegen der Primatie von Epinay zu führen hatte, und er ſchrieb les Plaideurs, welche leider das Einzige ihrer Art geblieben ſind.

„Britannicus" war kein Stück für die Zeit Ludwigs XIV. Dem Geiſte nach war er der ältere Bruder des Voltaire'ſchen „Brutus". Racine folgte dem Tacitus genau in der Geſchichte Nero's. Der junge Wütherich und Lüſtling begehrte die Junia, die Verlobte des Britannicus; das Werkzeug des Verderbens iſt Narciß, ein Shakeſpeare'ſcher Böſewicht. In der Verſöhnungsſcene wird Britannicus vergiftet. Das Drama iſt ein Fluch auf den lüſternen Despotismus. Es zog nicht. Wer wird einen despotiſchen Hof ſo liederlich, ſo verbrecheriſch darſtellen! Die Anhänger Corneille's krittelten und freuten ſich; ſie machten dem empfindlichen Racine überhaupt das Leben ſauer.

Im Jahre 1670 wurde Racine's Triumph über Corneille endgültig. „Bérénice oder die Liebe des Titus" ging über die Bretter. Im Vorwort zu dem bereits aufgeführten Stück citirt Racine den Terenz: „Kaum geht der Vorhang auf, so schreit er." Corneille war mit seiner „Bérénice" unterlegen; die Racine'sche wurde dreißigmal gegeben.

Das Drama könnte auch heißen: „Titus und die schöne Jüdin oder die Entsagenden," oder „Herz und Herrschaft," oder „Liebe und Kaiserthum". Ob die blasse Lavallière unter der Bérénice zu verstehen sei oder die Herzogin von Orleans, mag dahingestellt bleiben; zu verwundern wäre es nur, oder auch als „ländlich sittlich" nicht, wenn die Herzogin sich darin gefallen hätte, das Unglück ihres Herzens auf die Bühne zu bringen.

Voltaire traf das Richtige, als er von dem Stücke sagte: „Sehr schön, aber keine Tragödie." Er, der doch von der „Reinigung der Leidenschaften" des Aristoteles spöttisch äußerte: Je ne connais pas cette médecine, scheint hier durchgefühlt zu haben, daß „Bérénice" nur tragisch enden kann, wenn ihr und zugleich dem Titus das Herz bricht, wenn die Quadern des Kaiserpalastes auf dem Palatin über ihnen zusammen stürzen. Daß die Liebe der Raison d'Etat weicht, das war freilich das Zeitgemäße.

„Bajazet" von 1672 ist ein Serail-, Liebes- und Mordstück. Von Tragik keine Spur, selbst die Sprache läßt zu wünschen.

Im „Mithridate" von 1673 thut Racine des Guten, nämlich der Liebe, zu viel. Der alte Löwe vom Pontus hat eine Braut, in welche sich seine beiden Söhne Pharnaces und Xiphorus verlieben. Zweifache Liebe geht an, Zeuge „Don Carlos"; aber Eifersucht über's Kreuz wird fade. Der polyglotte Haudegen hätte einen hinlänglichen Gegensatz an seinem römerfreundlichen Sohne Pharnaces, der noch dazu eine Römerin liebte. Alte Männer verliebt darzustellen, reizt überhaupt den Komus im Nebenzimmer.

„Iphigenie in Aulis“ (1674) iſt ein hochpoetiſches Drama und leicht das bedeutendſte Kunſtwerk aus der Zeit Ludwigs XIV. Es wäre geeignet zum erſten Theile einer Trilogie; aber der Dichter zog vor, durch eine mythologiſche Zuthat den Abſchluß herbeizuführen. Er läßt nämlich den Achilleus eine Eriphile, die auch Iphigenie heißt, das Kind einer früheren Begegnung der Helena mit Theſeus, von Lesbos nach Aulis bringen. Dieſe Pſeudo-Iphigenie wird als „Blut der Helena“ im entſcheidenden Augenblicke der echten Iphigenie untergeſchoben. Sie ermordet ſich ſelbſt, da Achill, den ſie liebt, ſie nicht wieder liebt. Achill aber liebt die Tochter Agamemnons. — Der innere Kampf des Vaters iſt vortrefflich dargeſtellt, der leidenſchaftliche Achill iſt herrlich, der ſchlaue Odyſſeus ſcharf geſchnitten, Klytemnäſtra großartig. Auch dieſes Drama wußte Goethe zu würdigen.

„Phädra“ iſt das letzte der weltlichen Stücke, bezaubernd in der Sprache, claſſiſch in der Erzählung, von hinreißendem Pathos in der Kriſe. Unwiderſtehlich war die Rachel als Phädra, der Dämon in ihr wirkte gleich einer Naturgewalt. Vor einer ſolchen Darſtellung vergaß man willig das Hélas, Madame! das Monseigneur und im Perſonenverzeichniß die Aricie, Princesse du sang royal d'Athènes. Beim ruhigen Leſen kann man ſich allerdings des böſen Gedankens nicht erwehren, daß dem Theſeus alle mythologiſchen Licenzen ruhig hingehen, während die Phädra dem Liebeshofe von Paris verfällt. Ueber die Erzählung des Théramène allein ſind Bände geſchrieben worden und kein echter Franzoſe geht bedeckten Hauptes vor der Stelle vorüber:

Le flot qui l'apporta recule épouvanté,

obgleich der Vers nur eine geſchickte Ueberſetzung eines Virgilſchen Herameters iſt.

Ein ganzes Jahrzehnt ſpäter bewog die Maintenon den Dichter zur Abfaſſung der „Eſther, Tragödie aus der hl. Schrift gezogen“, welche in St. Cyr aufgeführt wurde. 1685 war das Edict von Nantes aufgehoben worden; man kann daher

dem Muth Racine's die Anerkennung nicht versagen, wenn er von Ahasverus, dem persischen Könige, sagt:

On peut des plus grands rois surprendre la justice.

Ja, der Nagel wird noch schärfer auf den Kopf getroffen, wenn es heißt:

Le roi trop crédule a signé cet édit.

In dem Günstling Haman, dem das délire de l'orgueil nachgesagt wird, erkannte Jeder — Louvois. In der „Esther", welche zur race proscrite gehörte, mußte die frühere Protestantin d'Aubigné sich selbst erblicken, um so mehr als Racine die Vasthy, eine frühere Geliebte des Perserkönigs, im Stücke fallen ließ und so den Sieg der Maintenon über die Montespan förmlich proclamirte. Leider durfte Racine nicht sagen, daß die moderne Esther selbst Andersgläubige verfolgte.

Die „Esther" ist theils Drama, theils Oratorium, mit vielen gesungenen Chören. Die Reinheit der Diction und die Cadenz der Strophen wird nur übertroffen durch die gleichartige „Athalie", das Monument des sprachlichen Classicismus.

Die Anspielungen in der „Athalie" sind eben so verborgen wie grausam. Es handelt sich um den Kampf zwischen Weltlich und Geistlich: Athalie ist das weltliche Princip, der Hohepriester Joab das geistliche; aber Athalie hat nur die Kraft auf ihrer Seite, Joab kämpft für das göttliche Recht. Er vertheidigt den kleinen Joas, den er nach seinem Bilde gedrillt hat. Wo bleibt da die Legitimität des weltlichen Princips, des Königs? — Vom ganzen Hause Davids ist nur ein neunjähriger Knabe übrig, der Messias der Juden. Dieser Einzige, Joas, entgeht dem Morden der Athalie und dem ganzen Greuel der Verwüstung. Und Racine kann wenigstens in der Vorrede nicht umhin, die Anspielung zu verdeutlichen: „Ich darf hier nicht sagen — er sagt es aber doch — daß Frankreich in der Person eines Prinzen von $8^1/_2$ Jahren, der heute seine höchste Lust ist, ein Beispiel davon sieht, was bei einem Kinde ein glückliches Naturell, verbunden mit einer

trefflichen Erziehung vermag.“ Dieser Prinz war der Herzog von Burgund, der Sohn des bereits verstorbenen unbedeutenden Dauphins Louis, der Enkel des Königs und der muthmaßliche Thronfolger, den Fénélon erzog, und dem er die Weisheit Mentors nebst verfassungsmäßigen Grundsätzen beibrachte. Der Prinz starb jung und die Hoffnung einer Morgenröthe nach der despotischen Nacht, die Hoffnung Racine's und Fénélons und gar vieler Andern war geknickt. — Den Feldherrn Abner aber sehe man sich genau an, ob er nicht die Physiognomie eines Staatsstreichs-Generals trägt?

Racine's gewaltige Begabung hat, trotz des bedeutenden Fortschritts über Corneille hinaus, zwei Hauptfehler des Letzteren nicht überwunden. Der erste ist wirklich ein Fehler, der zweite mehr ein Mangel. Auch bei Racine entwickelt sich kein Charakter vor unsern Augen; sie sind alle von vornherein fertig, festgeronnen; sie sind eigentlich nur die Sprechmaschinen, welche über eine gegebene Situation declamiren. Es geht keine Handlung vor sich, sondern nur eine Recitation mit vertheilten Rollen. Deßhalb kommt auf die Sprache Alles an; das Publicum sitzt im Meistersänger-Gericht und urtheilt nach der Tabulatur. Das Vergnügen ist akademisch, nicht dramatisch, nicht tragisch. Es handelt sich nicht um „Reinigung der Leidenschaften“, sondern um Reinheit und Angemessenheit der Diction.

Der Mangel der französischen Hofbühne des 17. Jahrhunderts ist, daß sie keine Nationalbühne war noch sein konnte. Sämmtliche von uns erwähnte Dramen haben mit dem französischen Volke, mit seiner Geschichte, seinem Auf- und Niedergehen, nicht das Geringste zu schaffen. Dagegen wurden die Zuschauer auf die entlegensten Gebiete versetzt, mußten die alte Mythologie und Geschichte, wenn auch noch so oberflächlich, lernen, um sich in „Horace“, „Cinna“, „Bérénice“, „Mithridate“, „Iphigénie“ und „Phèdre“ zurecht zu finden. Oder sie gaben sich, wie das so Theatergebrauch ist, urtheilslos der Fabel und Erzählung hin, die sie dem Dichter aufs

[illegible] nimmer. [illegible] [illegible] [illegible]

hatte als Racine, um ſich die nothdürftige Freiheit der Bewegung zu verſchaffen. Wir ſind bei Molière angekommen.

Von La Ferté-Milon rücken wir nach Paris. Hier wurde am 15. Januar 1622 dem Königlichen Tapezirer und Kammerdiener Poquelin ein Sohn geboren, der den Namen Jean Baptiſte erhielt. Schon der Großvater hatte dieſelbe Stelle am Hofe bekleidet, welche übrigens mit einem kaufmänniſchen Geſchäft und einem Laden verbunden war. Mehrere Verwandte waren ſtädtiſche Conſuln oder Gildemeiſter geweſen. Auf eine ſolche Stelle war auch der Vater für ſeinen Jean Baptiſte bedacht. Dieſer aber wurde nur der Kammerdiener des Königs und lieferte als ſolcher den Beweis, daß es auch in einem andern Sinne für den Kammerdiener keine Helden giebt. Der Blitz des Witzes fährt gemeiniglich aus den niedern Schichten der Dienſtbarkeit und Sklaverei empor. Livius Andronicus und Terenz waren Sklaven, Plautus ein armer Bauer; Morolf belehrt den weiſen Salomo, wie ſpäter ſo viele Hofnarren ſo viele Fürſten; Figaro raſirt den Grafen Almaviva; Molière geißelt die Tollheiten und Thorheiten der bevorzugten Claſſen, des Adels, der Kirche und des Hofes.

Der Großvater Poquelin führte den Enkel zuerſt ins Theater, und zwar ins Hotel de Bourgogne. Hier entzündete ſich in dem Knaben die Leidenſchaft für das Schauſpiel, welche dem Vater ſpäter ſehr unbequem wurde. Fünf Jahre war er bei den Jeſuiten im Collége de Clermont; Gaſſendi, der Mathematiker und Phyſiker, der Mann der Atome, wurde ſein Lehrer. Im Geiſte Gaſſendi's vertiefte er ſich in den Lucrez, in die Weltbibel aller Naturaliſten: „Von der Natur der Dinge", die er ſogar in Verſen zu überſetzen begann. Eine Stelle aus dieſer Ueberſetzung iſt uns geblieben; ſie findet ſich im „Miſanthrope" II. 5 im Munde der Eliante:

L'amour, pour l'ordinaire, est peu fait à ces lois,
Et l'on voit les amants vanter toujours leur choix. —
La pâle est au jasmin en blancheur comparable,

La noire à faire peur, une brune adorable,
La maigre a de la taille et de la liberté,
La grosse est dans son port pleine de majesté. —
La trop grande parleuse est d'agréable humeur,
Et la muette garde une honnête pudeur.

Im Collége ſchloß Jean Poquelin eine dauernde Freundſchaft mit Armand Bourbon, Prinzen von Conti, der ihn ſpäter mit ſeiner Truppe zu ſich lud und ihm auch die Stelle eines Secretärs antrug, welche der Freund ausſchlug.

Als der junge Poquelin im Jahre 1640 an akademiſche Studien dachte, reiſte der König Ludwig XIII. nach dem Süden zum ſpaniſchen Kriege. Der Vater benutzte die Gelegenheit, den Sohn ſtatt ſeiner als Kammerdiener beizugeben. Jean Baptiſte kam nach Perpignan, wo er den todtkranken Richelieu ſah, der eben die Verſchwörung des Cinq-Mars erſtickt hatte. Hierauf begab ſich der junge Mann nach Orleans zu juriſtiſchen Studien. Nach Paris zurückgekehrt, verließ er im Jahre 1645 plötzlich den gelehrten Beruf und ſchloß ſich der Schauſpielertruppe der Geſchwiſter Béjart an, welche ſich friſchweg als Théâtre illustre aufthat. Jean Poquelin nannte ſich jetzt nach einem Dorfe im ſüdlichen Frankreich Molière.

Der 23jährige Acteur, dem noch alles zu ſeinem Berufe fehlte, ließ ſich in der Mimik von dem Italiener Tiberio Fiurelli, genannt Scaramouche, unterrichten, und verliebte ſich ſtandesgemäß in die ſchöne, hochbegabte, aber leichtſinnige Madeleine Béjart. Das Unglück ſeines Lebens hatte begonnen, und gar bald geſtaltete er die Tragik ſeines Daſeins zu wundervollen Komödien.

Da das „berühmte Theater" ſich in Paris nicht halten konnte, ſo zog Molière mit der Truppe in die Provinz. Von ſeinen erſten dramatiſchen Verſuchen iſt nichts auf uns gekommen; es waren meiſt Skizzen oder Gerippe, die nach Art der commedia dell' arte von den Schauſpielern ausgeführt und ausgefüllt wurden. Aus andern Stücken iſt Einzelnes in ſpätere Arbeiten aufgenommen worden.

Zu Lyon wurde im Jahre 1653 — der Dichter zählte 31 Jahre — der Etourdi gegeben, das erſte Stück, welches uns in ſeiner urſprünglichen Geſtalt geblieben iſt. Es war jedoch keineswegs Original, ſondern eine Copie nach dem Italieniſchen. Die erſte ſelbſtändige Arbeit iſt der Dépit amoureux von 1656, deſſen urſprüngliche fünf Akte der Dichter jedoch wohlweislich in zwei zuſammenzog.

1657 war Molière wieder in Paris; hier erwarb er ſich die Gunſt des Herzogs von Orleans, der ihn dem Könige vorſtellte. Am 24. October 1658 ſpielte er im Louvre nach dem „Nicomède“ des Corneille den „verliebten Doctor“, im November den Dépit amoureux und das neue Luſtſpiel: les Précieuses ridicules. Ludwig XIV. verlieh der Geſellſchaft den Titel: troupe de Monsieur mit einer nie bezahlten jährlichen Subvention von 300 Livres. Molière erhielt als Schauſpielhaus das Petit-Bourbon angewieſen, wo er zuerſt abwechſelnd mit den Italienern, ſeit 1659 allein ſpielte, bis er 1661 das Palais-Royal bezog und das Théâtre français gründete.

Der kranke Mazarin ſah noch am 26. October 1660 im Louvre den Dépit amoureux und die Précieuses ridicules von ſeinem Armſtuhl aus, auf deſſen Lehne ſich der König ſtützte.

Von Madeleine Béjart hatte ſich der Dichter enttäuſcht zurückgezogen; eine Weile tröſteten ihn ſeine Freundinnen Duparc und Debrie, gleichfalls Schauſpielerinnen. Dann aber faßte er eine verderbliche Neigung zu einem jungen Mädchen, das nach dem Kirchenbuch die um 27 Jahre jüngere Schweſter der Madeleine, nach kritiſchen Angaben aber die Frucht einer frühern Verbindung der Madeleine, alſo deren Tochter geweſen wäre. Molière hatte lange Zeit der kleinen Armande eine väterliche Liebe und Sorgfalt gewidmet. Als jedoch das cokette Mädchen heranwuchs, ſchlug die väterliche Empfindung in glühende Leidenſchaft um. Es wird erzählt, daß Armande bei einer Vorſtellung der Fâcheux auf Fouquets Luſtſchloß

Vaux-le-Villars so bezaubernd geglänzt habe, daß Molière den Entschluß faßte, ihr seine Hand zu geben.

Die Heirath wurde 1662 vollzogen; er zählte 46, sie 16 Jahre. Noch im selben Jahre verrieth die Ecole des maris Molières bitteres Schicksal und die darauf folgende Ecole des femmes die vollkommene Enttäuschung des Dichters.

Die leichtsinnige, wetterwendische Armande, jetzt Mademoiselle Molière, wie die Frauen damals hießen, flog von Herzen zu Herzen; erst munkelte man von einem zärtlichen Verhältniß mit dem Abbé de Richelieu, einem jener Muscadins in der Soutane, die ein Métier aus der Galanterie machten; dann kam die Reihe an den Herzenstürmer und Weiber-Nimrod Lauzun; hierauf wurde der Marquis de Guiche, ein unwiderstehlicher Großhanns, mit ihr ins Gerede gebracht. Molière, zuerst unachtsam, dann überführt von der schmählichen Untreue seiner Frau, seufzte, jammerte, stöhnte. Scheinbare Versöhnungen verklebten den schmerzlichen Riß nur auf Augenblicke. Armande blieb unverbesserlich, und Molière konnte sich nicht zu dem Gedanken erheben, daß eine untreue Frau weder der Liebe noch des Kummers werth ist. Im „Misanthrope" hat er seinem Schmerze ein unvergängliches Denkmal errichtet, dessen Basreliefs freilich auch noch andere Verdammungen darstellen als die der betrogenen Liebe.

Der Schmerz über dieses unglückselige Verhältniß wurde noch erhöht durch die giftige Natter der Verleumdung, welche sich nicht entblödete, Armande für Molières eigenes Kind auszugeben! Und mitten in dieser Hölle der grimmigsten moralischen Peinigungen schreibt und spielt man die vortrefflichste Komödie!

Gerade in der Leidenszeit seines letzten Jahrzehnts schuf Molière seine größten Meisterwerke: den „Tartuffe" 1660, „Don Juan" 1665, den „Misanthrope" 1666, den „Geizhals" und „Georges Dandin" 1668, den Bourgeois Gentilhomme 1670, die Femmes savantes 1672 und den Malade imaginaire 1673.

Brustkrank seit 1667, schleppte er sich noch 6 Jahre hin,

ſich ſelbſt und Andere täuſchend, ſich aufreibend als Schauſpieler, väterlich für ſeine Truppe ſorgend. 1672 kam Boileau zu ihm, eine Stelle in der Akademie anbietend, wenn ſich Molière auf die Darſtellung gewiſſer höherer Charaktere zu beſchränken verſpräche. Der Dichter ſchlug aus, weil er treu zu ſeiner Truppe halten wollte.

Am 16. Februar 1673, nach der dritten Aufführung des Malade imaginaire, wurde er vom Fieberfroſt geſchüttelt und verſchied am andern Tage, 51 Jahre alt.

Was hat Ludwig XIV. für den großen Charaktermaler gethan, der ſeine Zeitgenoſſen ſchärfer gezeichnet hat als irgend ein Anderer? Er hat ſich von ihm amuſiren laſſen und ſeine Truppe mit 7000 Livres jährlich dotirt. Molière blieb ſein Leben lang Kammerdiener und machte das königliche Bett. Dem Kammerdiener gab der König einmal Genugthuung. Als ſich das übrige Geſinde darüber beſchwerte, mit einem „Komödianten" zu dienen, lud der König ſeinen Kammerdiener zum Abendeſſen ein und legte ihm den Flügel eines Poulet vor. Dann ließ er die Audienzen beginnen.

Nicht die großen Werke Molières liebte der König, nicht die Gewitterſchläge in die ſtickige Atmoſphäre der Zeit. Allenfalls mochten die faden Marquis, der gezähmte Adel geſtriegelt werden, die Pedanten beiderlei Geſchlechts, der verrückte Epicier ihre Züchtigung erfahren. Aber die Juvenal'ſche und Ariſtophaniſche Ader hätte er ihm am liebſten unterbunden. Es ſteht feſt, daß er ihn beſtändig auf luſtige Intermèdes verwies und ihm Stücke wie le Mariage forcé und la princesse d'Elide lebhaft empfahl. Gewaltigen Anſtoß erregte der „Don Juan"; fünf Jahre lang hat der „Tartuffe" auf die königliche Erlaubniß zur öffentlichen Darſtellung warten müſſen!

Nicht einmal ein ehrliches Begräbniß hat ihm der König geſichert. Als der Klerus ſich weigerte, dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen, eilte die Wittwe nach Verſailles und ſagte erregt dem Könige: „Wenn mein Mann ein Verbrecher

dem Muth Racine's die Anerkennung nicht versagen, wenn er von Ahasverus, dem persischen Könige, sagt:

On peut des plus grands rois surprendre la justice.

Ja, der Nagel wird noch schärfer auf den Kopf getroffen, wenn es heißt:

Le roi trop crédule a signé cet édit.

In dem Günstling Haman, dem das délire de l'orgueil nachgesagt wird, erkannte Jeder — Louvois. In der „Esther", welche zur race proscrite gehörte, mußte die frühere Protestantin d'Aubigné sich selbst erblicken, um so mehr als Racine die Vasthy, eine frühere Geliebte des Perserkönigs, im Stücke fallen ließ und so den Sieg der Maintenon über die Montespan förmlich proclamirte. Leider durfte Racine nicht sagen, daß die moderne Esther selbst Andersgläubige verfolgte.

Die „Esther" ist theils Drama, theils Oratorium, mit vielen gesungenen Chören. Die Reinheit der Diction und die Cadenz der Strophen wird nur übertroffen durch die gleichartige „Athalie", das Monument des sprachlichen Classicismus.

Die Anspielungen in der „Athalie" sind eben so verborgen wie grausam. Es handelt sich um den Kampf zwischen Weltlich und Geistlich: Athalie ist das weltliche Princip, der Hohepriester Joab das geistliche; aber Athalie hat nur die Kraft auf ihrer Seite, Joab kämpft für das göttliche Recht. Er vertheidigt den kleinen Joas, den er nach seinem Bilde gedrillt hat. Wo bleibt da die Legitimität des weltlichen Princips, des Königs? — Vom ganzen Hause Davids ist nur ein neunjähriger Knabe übrig, der Messias der Juden. Dieser Einzige, Joas, entgeht dem Morden der Athalie und dem ganzen Greuel der Verwüstung. Und Racine kann wenigstens in der Vorrede nicht umhin, die Anspielung zu verdeutlichen: „Ich darf hier nicht sagen — er sagt es aber doch — daß Frankreich in der Person eines Prinzen von $8^1/_2$ Jahren, der heute seine höchste Lust ist, ein Beispiel davon sieht, was bei einem Kinde ein glückliches Naturell, verbunden mit einer

trefflichen Erziehung vermag." Dieser Prinz war der Herzog von Burgund, der Sohn des bereits verstorbenen unbedeutenden Dauphins Louis, der Enkel des Königs und der muthmaßliche Thronfolger, den Fénélon erzog, und dem er die Weisheit Mentors nebst verfassungsmäßigen Grundsätzen beibrachte. Der Prinz starb jung und die Hoffnung einer Morgenröthe nach der despotischen Nacht, die Hoffnung Racine's und Fénélons und gar vieler Andern war geknickt. — Den Feldherrn Abner aber sehe man sich genau an, ob er nicht die Physiognomie eines Staatsstreichs-Generals trägt?

Racine's gewaltige Begabung hat, trotz des bedeutenden Fortschritts über Corneille hinaus, zwei Hauptfehler des Letzteren nicht überwunden. Der erste ist wirklich ein Fehler, der zweite mehr ein Mangel. Auch bei Racine entwickelt sich kein Charakter vor unsern Augen; sie sind alle von vornherein fertig, festgeronnen; sie sind eigentlich nur die Sprechmaschinen, welche über eine gegebene Situation declamiren. Es geht keine Handlung vor sich, sondern nur eine Recitation mit vertheilten Rollen. Deßhalb kommt auf die Sprache Alles an; das Publicum sitzt im Meistersänger-Gericht und urtheilt nach der Tabulatur. Das Vergnügen ist akademisch, nicht dramatisch, nicht tragisch. Es handelt sich nicht um „Reinigung der Leidenschaften", sondern um Reinheit und Angemessenheit der Diction.

Der Mangel der französischen Hofbühne des 17. Jahrhunderts ist, daß sie keine Nationalbühne war noch sein konnte. Sämmtliche von uns erwähnte Dramen haben mit dem französischen Volke, mit seiner Geschichte, seinem Auf- und Niedergehen, nicht das Geringste zu schaffen. Dagegen wurden die Zuschauer auf die entlegensten Gebiete versetzt, mußten die alte Mythologie und Geschichte, wenn auch noch so oberflächlich, lernen, um sich in „Horace", „Cinna", „Bérénice", „Mithridate", „Iphigénie" und „Phèdre" zurecht zu finden. Oder sie gaben sich, wie das so Theatergebrauch ist, urtheilslos der Fabel und Erzählung hin, die sie da

Wort glaubten, ohne nur die dunkelste Vorstellung davon zu haben, wo der Pontus, Persien, Aulis und Trözene in der Welt liegen mögen.

Dieser Mangel an aller Volkssubstanz in der dramatischen Literatur, an allem Zusammenhang zwischen Volk und Bühne, hat die Spaltung der Nation in zwei entgegengesetzte Classen, in beau-monde und roture noch verschärft und in der oberen Welt jene exclusive „Bildung" verstreut, welche die nationalen Interessen als nicht bühnengerecht, als unter der Würde der Privilegirten erscheinen ließ.

Die Zerklüftung der Gesellschaft und die Entfremdung vom nationalen Gehalt, die Vornehmigkeit der Literatur sind bis tief ins 18. Jahrhundert hinein wirksam gewesen, haben sogar das Revolutions-Zeitalter noch inficirt, spukten bis ins Kaiserreich hinein und wurden erst von der Romantik demolirt.

Gewiß spielte — wir haben das beständig geltend gemacht — die zeitgenössische Politik in das zeit- und volksfremde Drama hinein. Vom „Cid" an, in dem man den großen Condé zu erkennen glaubte, bis auf den kleinen Joas, den Herzog von Burgund, wurden lebende Personen von dem glatten spanischen, antiken oder hebräischen Spiegel zurückgeworfen; aber welches Raffinement des Verständnisses, welche gesellschaftliche Stellung gehörten dazu, um hinter diese Coulissen-Geheimnisse zu kommen, und wie gering war der Procentsatz der Nation, welcher in die Bedeutung dieser Nadelstiche und Nasenstüber eingeweiht wurde? Endlich aber war nie vom Volke, stets vom Hofe und vom Könige die Rede.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man einen dritten Dichter betrachten, der mitten ins Leben der Gegenwart hineingriff, an Begabung den andern beiden mehr überlegen als gleich, aber ganz anders, unmittelbar, tief ins Volk hinein wirkend; ein Naturgenie, dessen kühne Flügel sich gar oft an den gemalten Salondecken des herrischen Königthums wundstießen und das noch ganz andere Hindernisse zu bekämpfen

hatte als Racine, um ſich die nothdürftige Freiheit der Bewegung zu verſchaffen. Wir ſind bei Molière angekommen.

Von La Ferté-Milon rücken wir nach Paris. Hier wurde am 15. Januar 1622 dem Königlichen Tapezirer und Kammerdiener Poquelin ein Sohn geboren, der den Namen Jean Baptiſte erhielt. Schon der Großvater hatte dieſelbe Stelle am Hofe bekleidet, welche übrigens mit einem kaufmänniſchen Geſchäft und einem Laden verbunden war. Mehrere Verwandte waren ſtädtiſche Conſuln oder Gildemeiſter geweſen. Auf eine ſolche Stelle war auch der Vater für ſeinen Jean Baptiſte bedacht. Dieſer aber wurde nur der Kammerdiener des Königs und lieferte als ſolcher den Beweis, daß es auch in einem andern Sinne für den Kammerdiener keine Helden giebt. Der Blitz des Witzes fährt gemeiniglich aus den niedern Schichten der Dienſtbarkeit und Sklaverei empor. Livius Andronicus und Terenz waren Sklaven, Plautus ein armer Bauer; Morolf belehrt den weiſen Salomo, wie ſpäter ſo viele Hofnarren ſo viele Fürſten; Figaro raſirt den Grafen Almaviva; Molière geißelt die Tollheiten und Thorheiten der bevorzugten Claſſen, des Adels, der Kirche und des Hofes.

Der Großvater Poquelin führte den Enkel zuerſt ins Theater, und zwar ins Hotel de Bourgogne. Hier entzündete ſich in dem Knaben die Leidenſchaft für das Schauſpiel, welche dem Vater ſpäter ſehr unbequem wurde. Fünf Jahre war er bei den Jeſuiten im Collége de Clermont; Gaſſendi, der Mathematiker und Phyſiker, der Mann der Atome, wurde ſein Lehrer. Im Geiſte Gaſſendi's vertiefte er ſich in den Lucrez, in die Weltbibel aller Naturaliſten: „Von der Natur der Dinge", die er ſogar in Verſen zu überſetzen begann. Eine Stelle aus dieſer Ueberſetzung iſt uns geblieben; ſie findet ſich im „Miſanthrope" II. 5 im Munde der Eliante:

L'amour, pour l'ordinaire, est peu fait à ces lois,
Et l'on voit les amants vanter toujours leur choix. —
La pâle est au jasmin en blancheur comparable,

La noire à faire peur, une brune adorable,
La maigre a de la taille et de la liberté,
La grosse est dans son port pleine de majesté. —
La trop grande parleuse est d'agréable humeur,
Et la muette garde une honnête pudeur.

Im Collége ſchloß Jean Poquelin eine dauernde Freundſchaft mit Armand Bourbon, Prinzen von Conti, der ihn ſpäter mit ſeiner Truppe zu ſich lud und ihm auch die Stelle eines Secretärs antrug, welche der Freund ausſchlug.

Als der junge Poquelin im Jahre 1640 an akademiſche Studien dachte, reiſte der König Ludwig XIII. nach dem Süden zum ſpaniſchen Kriege. Der Vater benutzte die Gelegenheit, den Sohn ſtatt ſeiner als Kammerdiener beizugeben. Jean Baptiſte kam nach Perpignan, wo er den todtkranken Richelieu ſah, der eben die Verſchwörung des Cinq-Mars erſtickt hatte. Hierauf begab ſich der junge Mann nach Orleans zu juriſtiſchen Studien. Nach Paris zurückgekehrt, verließ er im Jahre 1645 plötzlich den gelehrten Beruf und ſchloß ſich der Schauſpielertruppe der Geſchwiſter Béjart an, welche ſich friſchweg als Théâtre illustre aufthat. Jean Poquelin nannte ſich jetzt nach einem Dorfe im ſüdlichen Frankreich Molière.

Der 23jährige Acteur, dem noch alles zu ſeinem Berufe fehlte, ließ ſich in der Mimik von dem Italiener Tiberio Fiurelli, genannt Scaramouche, unterrichten, und verliebte ſich ſtandesgemäß in die ſchöne, hochbegabte, aber leichtſinnige Madeleine Béjart. Das Unglück ſeines Lebens hatte begonnen, und gar bald geſtaltete er die Tragik ſeines Daſeins zu wundervollen Komödien.

Da das „berühmte Theater" ſich in Paris nicht halten konnte, ſo zog Molière mit der Truppe in die Provinz. Von ſeinen erſten dramatiſchen Verſuchen iſt nichts auf uns gekommen; es waren meiſt Skizzen oder Gerippe, die nach Art der commedia dell' arte von den Schauſpielern ausgeführt und ausgefüllt wurden. Aus andern Stücken iſt Einzelnes in ſpätere Arbeiten aufgenommen worden.

Zu Lyon wurde im Jahre 1653 — der Dichter zählte 31 Jahre — der Etourdi gegeben, das erſte Stück, welches uns in ſeiner urſprünglichen Geſtalt geblieben iſt. Es war jedoch keineswegs Original, ſondern eine Copie nach dem Italieniſchen. Die erſte ſelbſtändige Arbeit iſt der Dépit amoureux von 1656, deſſen urſprüngliche fünf Akte der Dichter jedoch wohlweislich in zwei zuſammenzog.

1657 war Molière wieder in Paris; hier erwarb er ſich die Gunſt des Herzogs von Orleans, der ihn dem Könige vorſtellte. Am 24. October 1658 ſpielte er im Louvre nach dem „Nicomède“ des Corneille den „verliebten Doctor“, im November den Dépit amoureux und das neue Luſtſpiel: les Précieuses ridicules. Ludwig XIV. verlieh der Geſellſchaft den Titel: troupe de Monsieur mit einer nie bezahlten jährlichen Subvention von 300 Livres. Molière erhielt als Schauſpielhaus das Petit-Bourbon angewieſen, wo er zuerſt abwechſelnd mit den Italienern, ſeit 1659 allein ſpielte, bis er 1661 das Palais-Royal bezog und das Théâtre français gründete.

Der kranke Mazarin ſah noch am 26. October 1660 im Louvre den Dépit amoureux und die Précieuses ridicules von ſeinem Armſtuhl aus, auf deſſen Lehne ſich der König ſtützte.

Von Madeleine Béjart hatte ſich der Dichter enttäuſcht zurückgezogen; eine Weile tröſteten ihn ſeine Freundinnen Duparc und Debrie, gleichfalls Schauſpielerinnen. Dann aber faßte er eine verderbliche Neigung zu einem jungen Mädchen, das nach dem Kirchenbuch die um 27 Jahre jüngere Schweſter der Madeleine, nach kritiſchen Angaben aber die Frucht einer frühern Verbindung der Madeleine, alſo deren Tochter geweſen wäre. Molière hatte lange Zeit der kleinen Armande eine väterliche Liebe und Sorgfalt gewidmet. Als jedoch das cokette Mädchen heranwuchs, ſchlug die väterliche Empfindung in glühende Leidenſchaft um. Es wird erzählt, daß Armande bei einer Vorſtellung der Fâcheux auf Fouquets Luſtſchloß

Vaux-le-Villars so bezaubernd geglänzt habe, daß Molière den Entschluß faßte, ihr seine Hand zu geben.

Die Heirath wurde 1662 vollzogen; er zählte 46, sie 16 Jahre. Noch im selben Jahre verrieth die Ecole des maris Molières bitteres Schicksal und die darauf folgende Ecole des femmes die vollkommene Enttäuschung des Dichters.

Die leichtsinnige, wetterwendische Armande, jetzt Mademoiselle Molière, wie die Frauen damals hießen, flog von Herzen zu Herzen; erst munkelte man von einem zärtlichen Verhältniß mit dem Abbé de Richelieu, einem jener Muscadins in der Soutane, die ein Métier aus der Galanterie machten; dann kam die Reihe an den Herzenstürmer und Weiber-Nimrod Lauzun; hierauf wurde der Marquis de Guiche, ein unwiderstehlicher Großhanns, mit ihr ins Gerede gebracht. Molière, zuerst unachtsam, dann überführt von der schmählichen Untreue seiner Frau, seufzte, jammerte, stöhnte. Scheinbare Versöhnungen verklebten den schmerzlichen Riß nur auf Augenblicke. Armande blieb unverbesserlich, und Molière konnte sich nicht zu dem Gedanken erheben, daß eine untreue Frau weder der Liebe noch des Kummers werth ist. Im „Misanthrope" hat er seinem Schmerze ein unvergängliches Denkmal errichtet, dessen Basreliefs freilich auch noch andere Verdammungen darstellen als die der betrogenen Liebe.

Der Schmerz über dieses unglückselige Verhältniß wurde noch erhöht durch die giftige Natter der Verleumdung, welche sich nicht entblödete, Armande für Molières eigenes Kind auszugeben! Und mitten in dieser Hölle der grimmigsten moralischen Peinigungen schreibt und spielt man die vortrefflichste Komödie!

Gerade in der Leidenszeit seines letzten Jahrzehnts schuf Molière seine größten Meisterwerke: den „Tartuffe" 1660, „Don Juan" 1665, den „Misanthrope" 1666, den „Geizhals" und „Georges Dandin" 1668, den Bourgeois Gentilhomme 1670, die Femmes savantes 1672 und den Malade imaginaire 1673.

Brustkrank seit 1667, schleppte er sich noch 6 Jahre hin,

ſich ſelbſt und Andere täuſchend, ſich aufreibend als Schauſpieler, väterlich für ſeine Truppe ſorgend. 1672 kam Boileau zu ihm, eine Stelle in der Akademie anbietend, wenn ſich Molière auf die Darſtellung gewiſſer höherer Charaktere zu beſchränken verſpräche. Der Dichter ſchlug aus, weil er treu zu ſeiner Truppe halten wollte.

Am 16. Februar 1673, nach der dritten Aufführung des Malade imaginaire, wurde er vom Fieberfroſt geſchüttelt und verſchied am andern Tage, 51 Jahre alt.

Was hat Ludwig XIV. für den großen Charaktermaler gethan, der ſeine Zeitgenoſſen ſchärfer gezeichnet hat als irgend ein Anderer? Er hat ſich von ihm amuſiren laſſen und ſeine Truppe mit 7000 Livres jährlich dotirt. Molière blieb ſein Leben lang Kammerdiener und machte das königliche Bett. Dem Kammerdiener gab der König einmal Genugthuung. Als ſich das übrige Geſinde darüber beſchwerte, mit einem „Komödianten" zu dienen, lud der König ſeinen Kammerdiener zum Abendeſſen ein und legte ihm den Flügel eines Poulet vor. Dann ließ er die Audienzen beginnen.

Nicht die großen Werke Molières liebte der König, nicht die Gewitterſchläge in die ſtickige Atmoſphäre der Zeit. Allenfalls mochten die faden Marquis, der gezähmte Adel geſtriegelt werden, die Pedanten beiderlei Geſchlechts, der verrückte Epicier ihre Züchtigung erfahren. Aber die Juvenal'ſche und Ariſtophaniſche Ader hätte er ihm am liebſten unterbunden. Es ſteht feſt, daß er ihn beſtändig auf luſtige Intermèdes verwies und ihm Stücke wie le Mariage forcé und la princesse d'Elide lebhaft empfahl. Gewaltigen Anſtoß erregte der „Don Juan"; fünf Jahre lang hat der „Tartuffe" auf die königliche Erlaubniß zur öffentlichen Darſtellung warten müſſen!

Nicht einmal ein ehrliches Begräbniß hat ihm der König geſichert. Als der Klerus ſich weigerte, dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen, eilte die Wittwe nach Verſailles und ſagte erregt dem Könige: „Wenn mein Mann ein Verbrecher

ist, so sind seine Verbrechen von Ew. Majestät autorisirt worden!" Der König versprach Nichts. Ein Gesuch der Wittwe an den Erzbischof von Paris erwirkte die Begleitung von zwei Geistlichen, unter der Bedingung eines einfachen Begräbnisses zur Nachtzeit und ohne Todtenamt. Den Pöbel, der sich am Abend in der Rue Richelieu ansammelte, um den Verfasser des „Tartuffe" noch im Sarge zu beschimpfen, beschwichtigte Mademoiselle Molière mit 1000 Livres, die sie zum Fenster hinauswarf.

Molière läßt seinen Vertheidiger in der Critique de l'Ecole des femmes sagen: „Ich finde es viel leichter, sich in schwülstigen Empfindungen zu ergehen, dem Schicksal in Versen zu trotzen, das Geschick anzuklagen und den Göttern Grobheiten zu machen, als gründlich auf die Lächerlichkeiten der Menschen einzugehen und Jedermanns Fehler anmuthig auf dem Theater wiederzugeben. Wenn Ihr Helden malt, so macht Ihr was Ihr wollt; das sind Porträte nach Laune, in denen man keine Aehnlichkeit sieht; Ihr braucht nur der Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen, die zuweilen das Wahre bei Seite läßt, um das Wunderbare zu finden. Wenn Ihr aber Menschen darstellt, so müßt Ihr nach der Natur zeichnen; diese Porträte müssen ähnlich sein, und Ihr habt nichts gethan, wenn man die Leute Eures Jahrhunderts nicht wieder erkennt."

Wem fällt da nicht die Theorie des Dänenprinzen ein: Zweck des Schauspiels ist, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten — und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen?" Hat die französische Poesie diese Aufgabe auf ernstem Gebiet nur wenig und höchstens indirect erfüllt, so im Lustspiel desto vollständiger und gelungener, und zwar vornehmlich durch Molière.

Wir können nicht behaupten, Molière sei durchweg Original — wer wäre das seit der Antike gewesen? Molière hat wie Shakespeare sein Gut genommen wo er es fand: er

hat wie Corneille die Spanier ſtudirt und benutzt, doch ohne ſie zu verderben; er hat die Italiener gekannt, die italieniſchen Lazzi der Arlechino, Pulcinella und Scaramuzza aufgenommen, nachgeahmt und verarbeitet; er iſt zu den Alten gegangen, wie Racine, und kannte ſeinen Terenz und Plautus, wie jener den Sophokles und Euripides. Er hat aber auch, was die Andern verſäumten, aus der Urquelle des galliſchen Esprit, aus Rabelais reichlich getrunken.

Seine Erſtlinge, l'Etourdi und le Dépit amoureux, verdankt er Italien, den Etourdi dem Inavvertito des Niccolò Barbieri, zu dem ſich eine Novelle des Cervantes geſellte; den ſchon ſelbſtändigern Dépit amoureux dem Niccolò Secco. Die Ecole des maris entſtammt dem Stoffe nach der Discreta enamorada des Lope de Vega, die im ſelben Jahre zu Paris franzöſiſch aufgeführt wurde; doch ſpürt man auch etwas von den „Adelphi" des Terenz und ein wenig Boccaccio. Die Ecole des femmes iſt auf Scarron, Cervantes und einen Italiener zurückzuführen, natürlich als auf „zerſtreute Glieder". Der Médecin malgré lui iſt dem Lope de Vega entlehnt. l'Amour médecin hat ein Stück des Tirſo de Molina benutzt. Der „Amphitryon" ſtammt von Plautus, ſo wie auch Einzelnes aus dem Avare; der „Don Juan" von dem Spanier Tirſo de Molina; Georges Dandin von Boccaccio; die Fourberies de Scapin lehnen ſich an den „Phormion" des Terenz. Daß Molière Spaniſch und Italieniſch verſtand, ſieht man klärlich im Bourgeois Gentilhomme.

Molière fand lauter Situations-Komödien vor, d. h. Luſtſpiele, in denen die Komik aus der Lage entſprang, in welche gewiſſe typiſche Figuren verſetzt waren. Kein Wunder daß auch bei ihm die Situation, der künſtlich herbeigeführte Zufall, vielfach das Beſte that und daß häufig nicht der Charakter die Ereigniſſe ſchuf, ſondern der Zufall dem Charakter Relief verlieh. Es iſt daher erlaubt, gewiſſe zum Voraus fertige Typen, z. B. den Avare, den Malade imaginaire zu bekritteln; aber um ſo glorreicher geht der Dichter aus die-

ſem Kampf mit der Routine hervor, wenn er den „Tartuffe“, die Ecole des femmes und den Misanthrope ſchreibt, welches Sitten- und Charakterſtücke für ewige Zeiten ſind. Da tritt das kritiſche Genie des Jahrhunderts in poetiſcher Form auf.

Die vorſtehenden Bemerkungen gehören der Literaturgeſchichte an. Sehen wir jetzt mit geſchärfter Aufmerkſamkeit dem Manne zu, der in ſchwierigſter Stellung ſeiner Zeit den Spiegel vorhält und der, angeſichts der Cabale ſeiner Neider und Feinde und ſeines perſönlichen Mißgeſchicks, niemals den Muth verlor, eine unauslöſchliche Lache über den Jammer der damaligen franzöſiſchen Welt zu erregen.

Den erſten Klapps erhielt das Hotel Rambouillet. Dieſe hohe Schule des Geſchmacks aus der Zeit Richelieus hatte ſich allmählich der Feinſchmeckerei und zuletzt der Abgeſchmacktheit ergeben. Der immer fadere, geſpreiztere, preciöſere Ton, der ſich im Kreiſe der Chapelain, Benſerade, Cotin ꝛc. ausbildete, wurde durch Mademoiſelle de Scudéry in zehn Bänden „Cyrus“ und weitern zehn Bänden „Clélia“ über Stadt und Land ausgeſchüttet und verdarb Geſchichte, Sprache und Sitte zugleich. Es entſtand da ein Jargon, von dem La Bruyère ſagte, die Eingeweihten hätten ſich zuletzt nur noch unter einander verſtanden. Da brachte Molière ſeine Précieuses ridicules aufs Theater: zwei Gänschen aus der Provinz kommen nach Paris und werden von dem Bedienten Mascarille, der ſich für einen Marquis à la mode ausgiebt, in der ergötzlichſten Weiſe düpirt. Einen ehrlichen Heirathsantrag finden ſie plump: „wo bliebe der Roman, wenn Cyrus gleich die Mandane heirathete“? — Stühle ſind bei dieſen Leuten „Bequemlichkeiten der Unterhaltung“. Riechen Sie an dieſen Handſchuhen! heißt: „Heften Sie ein wenig auf dieſe Handſchuhe die Reflection Ihres Geruchſinnes!“ Endlich iſt das Landconfect gründlich beſchämt.

Die Précieuses waren eine einaktige Poſſe in Proſa. Zehn Jahre ſpäter nahm der Dichter dasſelbe Thema wieder

auf und ſchuf die fünfaktige Komödie: les femmes savantes in Verſen. Hier griff er tiefer, perſifflirte nicht nur die ewigen Sonette, Madrigals, Gedichte nach gegebenen Reimen, Epigramme und Vierzeilen, die ohne Talent, geſchraubt und platt von modiſchen Schöngeiſtern fabricirt und als Tagesereigniß in Curs geſetzt wurden; nicht nur das eitle und ekle Treiben pedantiſcher Abbés, die in den Hotels Rambouillet und Longueville als apolliniſche Pfauen einherſtolzirten und angebetet wurden: er brachte echt ariſtophaniſch die Modephiloſophie auf die Bretter und geißelte den hochmüthig-heuchleriſchen Dualismus, den ſich die Précieuses aus einigen Brocken vom Tiſche des Descartes zurecht gemacht hatten.

Jener obenerwähnte Abbé Cotin, den Molière zuerſt Tricotin nannte und dann als Triſſotin unſterblich machte, wurde nicht nur als jämmerlicher Reimſchmied, ſondern auch als Speculant auf ein reiches, unverbildetes Mädchen blosgeſtellt. Die Damen des Hauſes aber, die in der Wirthſchaft alles drunter und drüber gehen ließen, machten Tiraden über „Geiſt und Materie", rabotirten von der Herrſchaft des „Geiſtes" über den „Lump" von Körper, ſchwatzten von der Philoſophie, welche

Donne à la raison l'empire souverain,
Soumettant à ses lois la partie animale
Dont l'appétit grossier aux bêtes nous ravale.

Und dann zeigt ſich, was das keuſche Ohr der Armande nicht hören, ihr keuſches Herz aber nicht entbehren kann. Als den alten und jungen Närrinnen die Wahrheit über ihr verrücktes Weſen geſagt wird, vergießt die perfecte alte Jungfer Béliſe einen Tropfen Gaſſendi:

Est-il de petits corps un plus lourd assemblage,
Un esprit composé d'atomes plus bourgeois?
Et de ce même sang se peut-il que je sois!

Dann kommt wieder Carteſius:

Descartes, pour l'aimant, donne fort dans mon sens.
— J'aime ses tourbillons.
— Moi ses mondes tombants.

Und die unvergleichliche Béliſe definirt, damit nichts fehle,

une espèce d'amour
Qui doit être épuré comme l'astre du jour.
La substance qui pense y peut être reçue,
Mais nous en bannissons la substance étendue.

Als dieſer geiſtige Janhagel ſeine Akademie gründet, ſpricht er das Motto aller verſchworenen Coterien aus:

Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis. —

Ein Schlag, der das läppiſche Bürgerthum zugleich mit dem geckenhaften Adel traf, wurde im Bourgeois Gentilhomme ausgeführt. Denn nicht nur wird der reiche, einfältige Mr. Jourdain grimmig lächerlich gemacht, daß er in allen Gewohnheiten, Fertigkeiten und Sportarten den gens de qualité nachäfft; ſondern auch die Muſter, die er ſich nimmt, und ſpeciell der Graf Dorante, der Schmarotzer, ewige Borger und Lügner von Profeſſion, erhält ſein redlich Theil. Ein hoher Adel merkte das ſo gut, daß er eine Cabale gegen das Stück anſpann, welche erſt an dem Worte des Königs zu Molière: „Sie haben nichts Beſſeres gemacht" ſcheiterte.

Das Motto des Stücks liegt in den Worten Mr. Jourdains: „Wenn ich mit dem Adel umgehe, ſo zeige ich mein Urtheil, und das iſt ſchöner als mit Eurer Bourgeoiſie verkehren," worauf Mme. Jourdain, der geſunde Menſchenverſtand: „Wahrhaftig, ein großer Gewinn, mit Euren Adeligen umzugehen; Ihr habt es gut gemacht mit dem ſchönen Herrn Grafen, in den Ihr vernarrt ſeid!" Das Stück endigt mit Ballet, Geſang und „ungeheurer Heiterkeit", als Mr. Jourdain zum „Mamamouchi" gemacht wird und dem Sohne des Großtürken die Hand ſeiner Tochter geben will!

In der Ecole des femmes wird uns ausdrücklich erzählt, wie die Adelsſucht ſich der damaligen bürgerlichen Strohköpfe bemächtigt hatte:

Qui diable vous a fait aussi vous aviser,
A quarante-deux ans de vous faire débaptiser,
Et d'un vieux tronc pourri de votre métairie
Vous faire dans le monde un nom de seigneurie?

oder:

Je sais un paysan qu'on appelait Gros-Pierre,
Qui, n'ayant pour tout bien qu'un seul quartier de terre,
Y fit tout alentour faire un fossé bourbeux,
Et de monsieur de l'Jle en prit le nom pompeux.

Und wie verhöhnt Molière die Geſchmackloſigkeit des Adels, der das Vorrecht hatte, auf der Bühne ſelbſt zu ſitzen: „Wiſſe denn Marquis, und Ihr Anderen auch, daß der geſunde Verſtand keinen beſtimmten Platz im Theater hat; daß der Unterſchied zwiſchen einem halben Louisdor und 15 Sous nichts für den guten Geſchmack bedeutet; daß man ſtehend wie ſitzend ein ſchlechtes Urtheil fällen kann und daß ich mich im Allgemeinen lieber auf das Parterre verlaſſe, weil dort Leute ſind, die nach den Regeln urtheilen . . . Ich werde wüthend über die Menſchen, die im Theater bei ſchlechten Stellen Lärm machen und ſich bei guten nicht rühren; die vor einem Gemälde und im Concert Alles widerſinnig tadeln und loben, techniſche Ausdrücke aus der Luft ſchnappen und ſie regelmäßig verhunzen. Zum Teufel, Ihr Herren, ſchweigt!“ (Critique de l'Ecole des femmes.)

Das bedeutendſte politiſche Stück Molières, nicht der Form, wohl aber dem Gedanken nach, iſt der „Don Juan“. Mit Ausnahme der Précieuses hat er hier alle ſeine Themata angeſchlagen: Liederlichkeit und Gewiſſenloſigkeit des Adels, Leichtgläubigkeit und Dienſtwilligkeit des gemeinen Volkes, knechtiſche Unterwürfigkeit unter den Willen des Monarchen, infame Heuchelei als Freibrief des Laſters. Sogar die Aerzte bekommen ihre Seitenhiebe.

Der Franciscaner Gabriel Tellez, ein Spanier, hatte als Tirſo de Molina den Burlador de Sevilla geſchrieben, welcher 1658 in franzöſiſcher Ueberſetzung zu Lyon aufgeführt wurde, wo ihn Molière ſah. 1661 kam er in Paris aufs Theater. Der franzöſiſche Bearbeiter Dorimon hatte den ſpaniſchen Untertitel: el Convidado de piedra (der „ſteinerne Gaſt“) in Festin de Pierre („Gaſtmahl Peters“) verwandelt, was leider auch auf Molière überging.

Allerdings ist der „Don Juan“ flüchtig in Prosa hingeschrieben; aber Don Juan selbst ist eine mächtige Charakterfigur, und die Spitzen und Stacheln bohren sich von allen Seiten her tief ins Fleisch der Zeit.

Gusman: „Aber die heiligen Bande der Ehe halten ihn fest.“
Sganarelle: „Ach, mein armer Gusman, Du weißt noch nicht, welch' ein Mensch Don Juan ist.“ — „Der größte Verbrecher, den die Erde je getragen, ein Rasender, ein Hund, ein Dämon, ein Türke, ein Ketzer, der weder an Himmel noch Hölle und Teufel glaubt, der dieses Leben als wahrhafte Bestie verbringt, ein Schwein Epikurs, ein wahrer Sardanapal, der sein Ohr gegen alle Vorstellungen schließt und Alles, was wir glauben, Alfanzereien nennt. — C'est un épouseur à toutes mains.“ Später: „l'épouseur du genre humain.“

Don Juan ist natürlich Cavalier, Edelmann; er vergleicht seine zahllosen Verführungen mit Eroberungen. „In diesem Punkte habe ich die Ambition der Eroberer, die beständig von Sieg zu Sieg fliegen wollen und sich nicht entschließen können, ihre Wünsche zu beschränken. — Wie Alexander möchte ich wünschen, daß es noch andere Welten gäbe, um dorthin meine Liebes-Eroberungen auszudehnen.“

Treubruch und Mord, leichtsinniges Schuldenmachen und Verhöhnung der Gläubiger sind die Devise dieses Edelmanns.

Sein Vater Don Luis sagt ihm: „Errötest Du nicht, so wenig Deine Geburt zu verdienen? Hast Du das Recht eitel auf sie zu sein? Was hast Du in der Welt gethan, um Edelmann zu sein? Glaubst Du, man brauche nur Namen und Wappen zu führen und es sei ruhmvoll, aus edlem Blut entsprossen zu sein, wenn man infam lebt? Nein, nein! Geburt ist nichts, wo die Tugend nicht ist. Wisse daß ich weit weniger auf den Namen sehe, den man unterschreibt, als auf die Handlungen, die man verrichtet, und daß ich mehr auf den

Sohn eines Lumpenſammlers gebe, der ein ehrlicher Mann iſt, als auf den Sohn eines Monarchen, der ſo lebt wie Du".

Die knechtiſche Unterwürfigkeit des Volks und der Anſpruch darauf von Seiten der Hochgeſtellten ſpiegelt ſich in dem Satze Don Juans: „Glückſelig iſt der Diener, der den Ruhm haben kann, für ſeinen Herrn zu ſterben".

Und erſt die geſchlechtliche Frivolität dieſer adligen Schnapphähne! Don Juan verläßt die edle Elvire, die ihm Alles geopfert, jagt einer eben Vermählten nach, verſpricht den beiden Landmädchen zugleich die Ehe, und das Alles aus Verehrung des ſchönen Geſchlechts, dem man nicht genug huldigen könne, deſſen Reize ihn zum permanenten Treubruch zwingen! Das war das Porträt eines Herzogs von Gramont, deſſen bunte Perücke aus lauter Locken ſeiner zahlreichen Geliebten beſtand; eines Marquis de Puygelhem, der als Herzog von Lauzun mit 90 Jahren, ein Vorfahr des Königs Jérome, ſtarb. Er war Raufbold, ſogar tapferer Offizier unter Mazarin, lebte von den Damen, die er beglückte, und trug eine Kette von Ringen der verſchiedenſten Schönen um ſeinen Hals. Er ſtahl ſich in die Gunſt Ludwigs XIV., der ihn förmlich liebte. Das Bild der Fürſtin von Monaco, mit einem Heiligenſchein umgeben, lag in ſeinem Gebetbuch; er entdeckte und ſtörte ein Rendez-vous zwiſchen dem Könige und der Fürſtin und trat der letztern dafür barſch auf die Hand. Mlle. de Montpenſier, die Enkelin Heinrichs IV., verliebte ſich in ihn und wollte ihn heirathen. Der König widerſetzte ſich, wofür die Montespan tödtlich beleidigt wurde. Lauzun ging auf 10 Jahre in die Feſtung Pignerol, dann heirathete er die Montpenſier wirklich mit ihren 53 Jahren. Sie prügelten ſich, die Montpenſier ging davon, Lauzun aber lebte noch ein Menſchenalter lang von Intriguen und Bosheiten. St. Simon hat ihn geſchildert. —

Don Juan greift in der äußerſten Noth zur Heuchelei: „Warum nicht? Es giebt ſo viele Andere gleich mir, welche ſich derſelben Maske bedienen, um die Welt hinters Licht zu führen. — Man braucht ſich nicht mehr zu ſchämen. Die

Heuchelei ist ein Laster in der Mode, und alle Laster in der Mode gelten für Tugenden. Entdeckt man sie auch, so wagt man doch nichts gegen sie zu sagen. Man bildet unter lauter Grimassen einen engen Bund mit allen Leuten von der Partei. Wer Einen stößt, hat sie Alle auf dem Halse, und selbst die ehrlichen Frommen gehen gutmüthig ins Netz der Grimassenschneider und unterstützen blind die Affen ihrer Handlungen. Wie viele glaubst Du daß ich ihrer kenne, die durch solchen Kunstgriff die Unordnungen ihrer Jugend geschickt gutgemacht haben und die unter geachtetem Aeußern sich erlauben dürfen, die schlechtesten Menschen zu bleiben? Irgend ein Senken des Kopfes, ein reuiger Seufzer, zwei Augenverdrehungen bringen alles Gethane in Ordnung. — Ich werde den Rächer der unterdrückten Tugend machen und unter diesem bequemen Vorwande meine Feinde verfolgen, sie der Gottlosigkeit anklagen und gegen sie die indiscreten Eiferer loslassen, die ohne Weiteres gegen sie schreien und sie auf eigene Faust verdammen. So muß man die Schwächen der Menschen benutzen und so findet sich der Kluge mit den Lastern seines Jahrhunderts ab".

Sganarelle: „Es fehlte Euch nur noch Heuchler zu sein, um vollkommen zu werden. Das ist der Gipfel der Abscheulichkeiten". Dieser Zug übertrifft an Tiefe den ganzen „Tartuffe".

Die Hypokriten und der Adel stürzten sich auf den Verräther ihrer Geheimnisse. Ein Herr von Rochemont, Advocat am Parlement, schrieb in seinen „Bemerkungen über eine Komödie Molière's: „Theodosius ließ die Possenreißer, welche unsern Cultus in Theaterstücken verhöhnten, den wilden Thieren vorwerfen, und jene Stücke erreichten nicht die Leidenschaftlichkeit des jetzigen". „Don Juan" mußte von der Affiche verschwinden und kam erst 1677, ganz entstellt durch Thomas Corneille, wieder auf die Bühne. Da er immer wahrer wurde, mußte er sich nach Holland flüchten, wo er 1688 zuerst vollständig gedruckt wurde.

Der „Tartuffe", ursprünglich dreiaktig und vor dem Könige aufgeführt, erhielt nicht den königlichen Beifall. Lud-

wig erblickte darin, nach den Aufzeichnungen des Hofhiſtoriographen, eine ſolche Gleichſtellung der wahren und falſchen Frommen, daß „ſein Zartgefühl eine derartige Aehnlichkeit des Laſters und der Tugend nicht billigen konnte“. Das Stück wurde für die Oeffentlichkeit verboten, was noch in unſerm Jahrhundert der ſachkundige erſte Napoleon guthieß. Der große Condé ließ es jedoch zu Chantilly fünfaktig aufführen.

Als der König in den ſpaniſchen Krieg zog, geſtattete er dem Dichter mündlich die Aufführung im Théâtre français, wenn gewiſſe Stellen wegfielen, der Titel in l'Imposteur und der Held in „Panulphe“ umgetauft würde. Auch der Imposteur konnte nur einmal gegeben werden, da der Präſident des Pariſer Parlaments, Lamoignon, jede weitere Aufführung verbot. Zugleich bedrohte der Erzbiſchof Hardouin von Paris Schauſpieler wie Zuſchauer mit dem Kirchenbann. Molière richtete drei motivirte Geſuche an den König und endlich 1669, nach fünfjährigem Harren, wurde die Erlaubniß ertheilt.

Aus dieſen Widerwärtigkeiten und ſchier unbeſiegbaren Hinderniſſen geht wohl zur Genüge hervor, wie nothwendig es für den Dichter war, ſeine wahre Abſicht zu verclauſuliren. In der That wird denn auch der Unterſchied zwiſchen wahrer und falſcher Frömmigkeit und das Verdienſt der erſteren auffallend ſtark in dem Stücke betont. Sorgfältigſt iſt dem leiſeſten Verdacht aus dem Wege gegangen, als handle es ſich um Glauben und Religion, und nicht ausſchließlich um die Schufterei der Frömmlinge, um ihre Heuchelei und die weltlichen Zwecke, die ſie bei der himmliſchen Komödie verfolgen. Aber jeder konnte durchfühlen, daß hier das Ideal Don Juans porträtirt ſei, und die Zuthat, daß er abgeſeimte Modefrömmling ſeine politiſche Denunciation damit rechtfertigt:

Mais l'intérêt du prince est mon premier devoir.
De ce devoir sacré la juste violence
Etouffe dans mon coeur toute reconnaissance:
Et je sacrifierais à de si puissants noeuds
Ami, femme, parents, et moi-même avec eux,

ist wahrlich nicht geeignet, den Mohren weiß zu waschen. Dieser letzte Stich wird kaum wieder gutgemacht durch den Theatercoup am Schlusse, vermöge dessen die Weisheit und Allmacht des Königs —

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude,
Un prince dont les yeux se font jour dans les coeurs,
Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs. —
D'un souverain pouvoir il brise les liens
Du contrat qui lui fait don de tous vos biens.

einen rechtsgültigen Vertrag cassirt und den gordischen Knoten zerhaut. Für immer haftet auf Tartuffe das niedliche Brandmal, wie er sich anklagt:

D'avoir pris une puce, en faisant sa prière,
Et de l'avoir tuée avec trop de colère.

Für immer flattert das Schnupftuch in seiner Hand, das er der Dorine mit den Worten entgegen hält:

Couvrez ce sein que je ne saurais voir.

Für immer geilt er vor Elmire:

Je tâte votre habit, l'étoffe en est moelleuse.

Dieses Stück war 10 Jahre später eine bare Unmöglichkeit. Was aber Molière wagte, das that er als Mann, mit vollem Bewußtsein. In der Vorrede sagt er: „Hier ist eine Komödie, welche lange verfolgt worden ist, und die Leute, welche sie spielt, haben gezeigt, daß sie mächtiger in Frankreich waren als alle diejenigen, welche ich bis dahin gespielt hatte. Die Marquis, die Précieuses, die Hahnreie und die Aerzte haben ruhig gelitten, daß man sie dargestellt. Aber die Heuchler haben keinen Spaß verstanden".

Dem Könige selbst sagt sein Kammerdiener in der ersten Vorstellung gegen das Verbot des Stückes: „Die Tartuffes haben unter der Hand die Geschicklichkeit besessen, Gnade vor Ew. Majestät zu finden und die Originale haben endlich die Copie unterdrücken lassen, so unschuldig sie auch war und so ähnlich man sie finden mochte".

Was schließlich den „Misanthrope" betrifft, diese wahre

Tragikomödie der Zeit, voll Lebenskenntniß und herber Kritik, ein Stück eher zum Todtſchießen als zum Todtlachen, ſo kann man nur ſagen: Wehe dem Geſchlechte, welches ſich in dieſem Spiegel wiedererkennen mußte!

Wir bedürfen wahrlich nicht der leichtſinnigen Armande Béjart, um die Miſanthropie dieſes Dramas zu verſtehen. Es iſt im höhern moraliſchen Sinne ein „A la mode Kehraus", der da geſpielt wird, und von der ganzen Herrlichkeit des vierzehnten Ludwig bleibt ſchon jetzt, 1666, nichts anders übrig als Lüge, Hohlheit und Fäulniß. — Die Geſellſchaft iſt verrottet, Jeder lügt dem Andern Artigkeiten ins Geſicht, die er hintennach für leere Form erklärt oder ins Gegentheil verwandelt. Wer da verlangt, alles müſſe von Herzen gehn, iſt ſchon dadurch der Narr der Geſellſchaft. Alceſte iſt nur im philoſophiſchen Sinne hochkomiſch. Er mag tauſendmal Recht haben, wenn er ſagt:

Mes yeux sont trop blessés, et la cour et la ville
Ne m'offrent rien qu'objets à me chauffer la bile. —
Je ne trouve partout que lâche flatterie,
Qu'injustice, intérêt, trahison, fourberie —:

was hat er in dieſer Welt zu lieben, wie kommt er dazu, ſein Herz an ein Weib zu hängen? Seine Célimène iſt doch gerade ſo gut eine Schwätzerin, die über Alles Phraſen dreht, ſich in der Médiſance gefällt, wie alle Andern.

Nicht einmal der Hof findet Gnade vor Alceſte:

Le ciel ne m'a point fait, en me donnant le jour,
Une ame compatible avec l'air de la cour.

Ganz Frankreich iſt keinen Schuß Pulver werth:

Et qui n'a pas le don de cacher ce qu'il pense,
Doit faire en ce pays fort peu de résidence.

So daß es wie die bitterſte Ironie lautet, wenn Alceſte von einem ſchlechten Gedicht ſagt:

Hors qu'un commandement exprès du roi me vienne,
De trouver bons les vers dont on se met en peine,
Je soutiendrai toujours, morbleu, qu'ils sont mauvais,
Et qu'un homme est pendable après les avoir faits.

Die Justiz ist wurmstichig, Gerechtigkeit ist Gefälligkeit, der Ungefällige verliert seinen Proceß. Um eine Partei zu discreditiren, schiebt man ihr die Urheberschaft von anrüchigen Büchern unter (wie es dem Dichter selbst passirte). Kurz, dem Misanthropen bleibt nichts übrig, als die Lüge der Freundschaft, die Falschheit der Liebe, die Verkehrung aller Sitte, die Käuflichkeit des Rechts, die totale Corruption der Gesellschaft zu constatiren, um — seinen Haß gegen diese Gesellschaft gerechtfertigt zu sehen.

Nach allem dem aber wird es verständlich, wenn Racine, mit dem sich Molière eine Weile verfeindet hatte, unserm Dichter den ersten Platz unter den Zeitgenossen einräumte. „Welches ist der beste Schriftsteller meiner Zeit?" frug Ludwig XIV. Racine. „Sire, das ist Molière," antwortete ohne Zögern Racine. Und der König: „Ich glaubte es nicht, aber Sie verstehen sich besser darauf als ich." —

Und Boileau, freimüthiger als er im Bedientenrock seiner Zeit aussieht: „Ich weiß keinen, der ihm an Geist und Naturgabe überlegen wäre. Dieser große Mann ragt weit über Corneille, Racine und mich hinaus; denn," fügte er lächelnd hinzu, „ich muß mich auch wohl mitzählen".

Dem Könige wäre so etwas sicher nicht eingefallen — sein Kammerdiener ein „großer Mann"! Der schlaue Diplomat und raffinirte Depeschenschreiber war in Sachen des Geschmackes auf das Pompöse und Emphatische und auf die Posse beschränkt. Es liegt darin kein Widerspruch; die ausbündigsten „Staatsmänner" können gleichwohl ungebildete, ja rohe Naturen sein.

Boileau-Despréaux (1636—1711), auch ein Pariser, der Zeitgenosse Racines, den er überlebte, der Freund Racines und Molières, entstammte gleich ihnen dem bürgerlichen Mittelstande. Er kannte das Alterthum gründlich, wie Racine, und beobachtete scharf wie Molière. Seine poetische Anlage war gering, wie namentlich seine „Oden" beweisen; er war

von kritiſcher Natur bis in die angeblich poetiſchen Schöpfungen hinein. Seine „Satiren“ und „Epiſteln“, ſowie ſein komiſches Epos le Lutrin, ſind elegant gereimte und correct verſificirte Proſa. Seine dichteriſche Fähigkeit wird am beſten ausgedrückt durch die Art poétique, der Ars poetica des Horaz nachgebildet. Er war der franzöſiſche Ariſtoteles, ſoweit Frankreich den Ariſtoteles verſtand; weit mehr der franzöſiſche Horaz und Longinus. Kein größerer Feind und glücklicherer Verſpötter des Schwulſtes als Boileau:

Tout doit tendre au bon sens. —
Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.

Der Vers und die klare Diction bilden in den „Satiren“ wie in der „Poetik“ ſein Hauptaugenmerk; er verwirft die reimloſe Poeſie, eben ſo ſehr die phrase insipide, welche des Reimes wegen herbeigeholt wird. Er preiſt den „Wort- und Sylben-Tyrannen“ Malherbe, mit dem die franzöſiſche Literatur angefangen habe:

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans les vers une juste cadence,
D'un mot mis à sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit la muse aux règles du devoir.

Der Pegaſus iſt ein Schulpferd und muß zugeritten werden. Boileau iſt zugleich Carteſianer, und die carteſiſche Philoſophie giebt ihm die Regel für den Inhalt der Poeſie:

Aimez donc la raison. Que toujours vos écrits
Empruntent d'elle seule et leur lustre et leur prix!

Wer den Pegaſus beſteigt, muß Carteſianer ſein! Mit dieſer Äſthetik kommt man nicht weit, und als die großen Dichter todt waren, mühte ſich die franzöſiſche Poeſie in der Reitſchule ab.

Gäbe es in der Poeſie, in der Kunſt überhaupt, eine goldene Mittelſtraße, Boileau hätte ſie für immer gezeigt und abgeſteckt. Er erhob einſeitig die Correctheit und Nüchternheit zur Regel. Man vergeſſe aber nicht, mit welchen Ungeheuerlichkeiten und Extravaganzen, mit welchen Fadaiſen und

Geschmacklosigkeiten der Kritiker zu kämpfen hatte; wie wohlthätig seine Stachelruthe auf die Romane und Poetastereien des Hotel Rambouillet niederschlug, wie er neben Molière die Precisen fuchtelte und die Chapelain, die Cotin und Trissotin züchtigte.

Es ist doch nicht wenig gesagt, wenn man behaupten darf, Boileau habe sich, mit Ausnahme Lafontaine's, an nichts Bedeutendem und Großem vergriffen, sondern diesem nur die Wege offen gehalten. Den Corneille, welchen der König vernachlässigte, vertheidigte Boileau vor ihm. Molières „Ecole des femmes," die so gehässig angegriffen wurde, besang er in eigenen Stanzen. Die „Phädra" Racines lobte er entschieden und warm. Aber gegen die Nachtreter der großen Dramatiker, gegen die Thomas Corneille, Pradon und Montfleury, legte er seine kritische Lanze ein.

Boileaus strenges Regelthum, seine Correctheit in der Kritik wie im Umgang machten ihn dem König angenehm. Vor seiner Gelehrsamkeit, die sich nicht aufdrängte, beugte sich die königliche Unwissenheit. Boileau fügte sich ohne Anstrengung dem Hofton und pries als Hofhistoriograph mit 2000 Livres Gehalt gelegentlich den „Unüberwindlichen" in Versen.

Doch kommen schon in der ersten Regierungsperiode des Königs auch Warnungen vor. 1668 sagt er dem jungen Triumphator:

Mais quelques vains lauriers que promette la guerre.
On peut être héros, sans ravager la terre.

Aber einen König,

Qui du bonheur public ait cimenté sa gloire,
Il faut pour le trouver courir toute l'histoire.

Nach dem Rheinübergang von 1672, bei dem sich der König feige betragen hatte, huldigte allerdings Boileau dem allgemeinen Schwindel:

Je t'attends dans deux ans aux bords de l'Hellespont!

Ganz ohne Ironie vermochte aber doch der tief ver-

ſtändige Satiriker nicht zu bleiben, und gewiß hat er zu dem Verſe gelächelt:

Grand roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire.

Repräſentirte Boileau die franzöſiſche Poeſie ſeiner Zeit durch den „Lutrin“ (Chorpult), ſo hätte ſich Frankreich nicht über das damalige Italien erhoben, wo von Taſſo noch der Taſſoni übrig war und ein dem Arioſt „geraubter Eimer“ (la secchia rapita) die Inhaltsleere des Epos ausdrückte. Der „Lutrin“ iſt dem Taſſoni nachgebildet, ging ſpäter nach England über, wo Pope's „Lockenraub“ daraus wurde und endigte bei uns als Zachariäſches „Schnupftuch“.

Wenn je ein Mann von der Literatur- und Kulturgeſchichte verkannt, wenn je ein Werk des Talents verkehrt betrachtet und angewendet worden iſt, ſo war dies das Loos Lafontaine's und ſeiner „Fabeln“. Er hätte ſeit 200 Jahren Gelegenheit genug gehabt, ſeinen kauſtiſchen Witz an ſeinen Lobern und an den meiſten ſeiner Tadler, ſo wie an ſämmtlichen Schulmeiſtern der Erde zu üben.

Jean de Lafontaine (1621—95) war ein Landedelmann aus Château-Thierry in der ſprühenden Champagne. Sein Vater war Forſtmeiſter und der Sohn folgte ihm eine Weile im Amte, das ihn wenigſtens mit der Thierwelt vertraut machte. Mit 26 Jahren heirathete er ein Mädchen von 15 Jahren. Sie war keine Hausfrau, er zerſtreut. Sie ſchieden ohne Hader von einander und Lafontaine ging von dannen. Wir treffen ihn bald auf dem Schloſſe Vaux bei Fouquet, dem er auch im Unglück treu verblieb. Stets der Protection bedürftig, ſchloß er ſich eng an die geiſtreiche Herzogin von Bouillon an und reſidirte mit ihr ſeit 1664 in Paris. Für ſie veröffentlichte er 1665 ſeine Contes. In Paris lebte er in innigſter Freundſchaft mit dem gleichalterigen Molière (1622) und den jungen Koryphäen Boileau (1636) und Racine (1639). Nach dem Tode der Herzogin von Bouillon war er verwaiſt; mit einer Rolle unter dem Arme begegnete er der Marquiſe de La Sablière; als dieſe ihn frug, warum er nicht

zu ihr komme, erwiderte er: Madame, j'y allai. Fortan bewohnte er das Haus der Marquise. Er wurde Mitglied der Akademie, obgleich der König mit der Bestätigung gezögert hatte. 1692 erkrankte er und die La Sablière drang in Gemeinschaft mit Racine auf eine sog. Bekehrung, auf eine demüthige Anerkennung des officiellen Kirchenthums, dem der Poet stets fern gestanden hatte. Lafontaine ließ machen und bekundete nach der Genesung seinen religiösen Wandel durch Kirchenlieder und ein Gedicht: Dies irae. Am 13. April 1695 starb er mit 74 Jahren.

Lafontaine war in seiner besten Zeit ein schöner, kräftiger, nur stets gebeugter Mann; er hatte große Augen und einen feinen Mund, wie uns das Bild Mignard's verräth. Sein Wesen war eine Mischung von Gutmüthigkeit und Schalkheit, von steter Zerstreuung und aufmerksamer Beobachtung. In dem Vierblatt: Lafontaine, Molière, Racine und Boileau stand er zu Molière als Sitten- und Charakterzeichner, besonders aber in seiner Vorliebe für die ältere französische Literatur und die realistische Darstellung in naiver Form. Auch die späte Entwickelung hat er mit Molière gemein; mit 20 Jahren hatte er noch kein Zeichen geistigen Lebens von sich gegeben; er zählte 34, als die Contes erschienen.

Lafontaine liebte den Boccaccio und die Erzählungen der Königin von Navarra; er war zu Hause in den Contes und Fabliaux des Mittelalters; er studirte den Terenz und den Rabelais, wie Molière. Er warf sich auf die Fabeln des Braminen Bilpay, welche 1644 in einer französischen Bearbeitung erschienen, und lernte darin, wie man einem Tyrannen durch den Mund der Thiere Weisheit lehrt. Aeußerst congenial waren ihm die Fabeln von Corrozes aus dem 16. Jahrhundert, in denen sich der alte Roman du Renart in einzelne Episoden zersetzte. Aesop und Phädrus verstanden sich von selbst.

Der Inhalt bestimmte zugleich die Form. Von Malherbe, den er für ein Muster gehalten hatte, wandte er sich mit den Worten ab: „Er war drauf und dran mich zu verderben."

Gedrungene, oft archaistische Sprache, malerischer Ausdruck, poetische Einkleidung des Gedankens wurde sein Ideal. So konnte ihm Boileau nie ganz gerecht werden, und so blieb er mitten in dem modernen Paris ein Einsiedler aus einer frühern Welt, daneben ein Sonderling, der sich über die gesellschaftliche Etikette wegsetzte, der schweigend seine Beobachtungen machte, stets sich der Faulenzerei anklagte, wenig producirte, aber seine Verse feilte wie Keiner. Trotz seiner literarischen Bosheit war er gutmüthig wie ein Kind, wohlthätig bis zum Exceß, und weil die Wenigsten ihn verstanden, glaubte man ihn mit dem Ehrentitel le Bonhomme abzuthun. Seine Krankenwärterin, die den ewigen Sermonen des Abbé Pouget beiwohnte, sagte zu diesem: Dieu n'aura jamais le courage de le damner.

Die Contes oder „Erzählungen" Lafontaines erregten wegen ihrer unverschleierten Natürlichkeit Scandal bei Hofe. Der Verfasser verrieth jedoch in seinen Darstellungen von Liebesabenteuern durchaus nicht persönliche Gelüste, sondern einfach seine Vorliebe für Boccaccio und die französischen Contes, im Gegensatz zu allem, was in der neufranzösischen Literatur mignard, guindé, ampoulé und coquet zu nennen war.

Die berühmten „Fabeln" Lafontaines, in denen sich orientalische, äsopische und altfranzösische Elemente und Einflüsse verbinden, sind meistens der allerverkehrtesten Beurtheilung verfallen. Wenn die Thierfabel ein Niederschlag des Thierepos ist, so kann man unmöglich die Forderung an sie stellen, stets mit einem moralischen fabula docet zu schließen. Wenn Aesop und Phädrus sich dieser Forderung fügten, so thuen es die Orientalen und die französischen Fabliaux nicht. Bei ihnen hängt der Fabel noch ein Stück Epos an, und das Epos von Reinecke dem Fuchs ist wahrlich kein Text für erbauliche Predigten, vielmehr die poetische Darstellung des bösen Weltlaufs, die „unheilige Weltbibel". Nun aber sagt uns Lafontaine ausdrücklich, er bringe une ample comédie en cent actes divers, und anderswo: Je me sers d'animaux

pour instruire les hommes, keineswegs pour prêcher oder moraliser les hommes.

Damit erledigt sich auch der Vorwurf Lessings, Lafontaine habe die Fabel nicht einfach und schmucklos gelassen. Lessing nahm die Fabel im strengen antik-classischen Sinn, Lafontaine dagegen als ausgeführte episch-dramatische Dichtung im kleinen Rahmen.

Instruire les hommes, hatte Lafontaine gesagt, aber nicht les enfants. Wenn er die Thiere als Sprachrohre menschlichen Handelns und Leidens, menschlicher Tücke und Bosheit, menschlicher Rache und Polemik gebraucht; wenn er mit seinen versteckten Angriffen die siegreichen Großen und Mächtigen nicht schont: so wird häufig die scheinbare Moral der Fabel nur die Unmoral des Weltlaufs ausdrücken. Er taugt daher für den Jugendunterricht durchaus nicht, es sei denn daß man superkluge, rechthaberische, herzlose Kinder erziehen wolle. Er hat das selbst sehr genau gewußt, indem er für den Enkel des Königs, den Herzog von Burgund, eine strenge Auswahl traf. In diesem Betracht hat Lamartine vollkommen Recht, wenn er sagt: „die Fabeln Lafontaines taugen nicht für Kinder, das ist Gift und nicht Milch für die Lippen und Herzen dieses Alters." Nur dagegen muß man protestiren, daß Lamartine den Grund seines wegwerfenden Urtheils in der Person des Dichters sucht und diesen „weder sittsam noch naiv" nennt. Die „Sittsamkeit" wollen wir auf sich beruhen lassen, da sie mit der Erzählung des Weltlaufs gar nichts zu schaffen hat; jedenfalls aber hat die naive und stets discrete Form der Darstellung Lafontaines keine solche moralische Herzenserweichung oder vielmehr unmoralische Verweichlichung hervorgebracht, wie die Sentimentalität und krankhafte Selbstberäucherung Lamartines.

Der wirkliche Verlauf der Dinge in der Welt gewährt höchst selten ein ganz untadelhaftes moralisches Axiom; die Gegensätze sind bei weitem nicht immer die von Schwarz und

Weiß, und ſehr häufig iſt die vom Dichter ausgeſprochene Moral die allerbitterſte Ironie.

Gerade bei den bekannteſten Fabeln unſres Dichters kommt die geſtrenge Moral mit Quetſchungen davon: ſo bei „Grille und Ameiſe", wo das Schlußwort: Eh bien, dansez maintenant! eine boshafte Hartherzigkeit ausdrückt; bei „Rabe und Fuchs", wo man lernt, den Vortheil von der Eitelkeit Anderer ziehen; bei „Fuchs und Storch", wo Böſes mit Böſem vergolten wird; bei „Fuchs und Bock", wo niederträchtige Hinterliſt den Preis erhält. Vorausgeſetzt, daß eine Moral für Kinder in dieſen Fabeln zu ſuchen ſei. Denkt man ſich jedoch den Dichter in der Rolle des „Alceſte" bei Molière, geht man davon aus, daß Lafontaine die Ereigniſſe und Sitten ſeiner Zeit vor ſich hat und in den Fabelſtoffen paſſende Illuſtrationen dazu findet, ſo gewinnt die Sache ein anderes Anſehen.

Dann verſteht man „Habicht und Nachtigall" mit dem grauſen Schluß: Ventre affamé n'a point d'oreilles; dann auch „Wolf und Lamm" mit der Impertinenz gleich an der Spitze: La raison du plus fort est toujours la meilleure, was doch dem Dichter ſeit der Cabinettsjuſtiz gegen Fouquet ſehr zuwider war.

Alles das paßt nicht für die kindliche Anſchauung; es vergiftet ſie grabezu. Eben ſo wenig paſſen die „Fröſche, die einen König haben wollen" und die, nicht zufrieden mit dem Klotz, einen Storch bekamen,

Qui les croque, qui les tue,
Qui les gobe à son plaisir,

und denen Jupiter, um ihren Beſchwerden ein Ende zu machen, zuruft:

De celui-ci contentez-vous,
De peur d'en rencontrer un pire.

Ganz unbrauchbar für pädagogiſche Zwecke, wenn auch ſonſt vorzüglich, ſind die „Peſtkranken Thiere". König Löwe ſucht ein Opfer, um die Götter zu beſchwichtigen; er erkennt zunächſt ſeine eigenen Verbrechen an. Aber der Fuchs wirft ihm ein:

Sire . . . vous êtes trop bon roi, —
Eh bien, manger moutons, canaille, sotte espèce,
Est-ce un péché? Non, non. Vous leur fîtes, seigneur,
En les croquant, beaucoup d'honneur.

Endlich bekennt der Esel, daß er auf einer Mönchswiese eine Zunge voll Gras genommen. Alle finden ihn schuldig des größten Verbrechens:

Quel crime abominable!
Rien que la mort n'était capable
D'expier son forfait: on le lui fit bien voir.
Selon que vous serez puissant ou misérable,
Les jugements de cour vous rendront blanc ou noir.

Das ist „Alceste" in anderer, noch spitzerer Form. — So wird uns Lafontaine in seinen „Fabeln" zu einer Quelle kulturgeschichtlicher Erkenntniß seiner Zeit; er bildet neben Molière den Anfang einer Opposition, die erst in der zweiten Regierungsperiode des Königs durch directen Angriff und genauere Formulirung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte.

Da ging die schöne und spirituelle Marquise de Sévigné (1626—1696) ganz anders auf in der goldglitzernden, parfümirten Atmosphäre von Versailles. Sie spiegelt so recht die Eleganz der schönen Welt — ohne deren frivole Genußsucht, ihren Esprit — ohne die Fadaisen, ihre Sprache — aber wie von Boileau geschult, wieder. Sie hat natürliches Gefühl, aber sie faßt es beständig in Brillanten; sie hat Verstand, aber sie läßt ihn auch mit Selbstbewußtsein leuchten. Und vor und über Allem ist sie trunken vom Glanz des Hofes, von der Pracht und der Glorie des Königs: sie kann es gar nicht glauben, daß die Feinde des großen Louis auch tüchtige Soldaten haben; eine Niederlage der Franzosen erscheint ihr wie ein Bruch in der Weltordnung.

Das Werk, an welches sich ihr Name und ihre Bedeutung knüpfen, sind die „Briefe" an ihre Tochter Madame de Grignan, die sie in der Ferne ebenso abgöttisch liebte, wie sie

ſich in der Nähe keine Minute mit ihr vertrug. Der Ton dieſer Briefe iſt uns heutzutage vielfach unverſtändlich; um ſo beſſer charakteriſirt er die überſpannte Art der Zeit, welche alle natürlichen Gefühle im Ausdruck outrirte.

Sieht man genau zu, ſo hat die Sévigné aus ihrer Tochter eine herzloſe Egoiſtin gemacht: auf die Adoration der Mutter folgte faſt regelmäßig ein Bettelbrief der Tochter. Ihr Herr Gemahl, mit dem ſie nur auf dem Fuße der Höflichkeit gelebt, hatte ſeiner Zeit der jungen Ninon de l'Enclos den Hof gemacht; ihr Herr Sohn nahm dieſe Bewerbung bei der 65jährigen Courtiſane wieder auf. Derſelbe Charles hatte eine Liaiſon mit einer Schauſpielerin; die Mama ließ machen und geſchehen und nannte die Actrice gar ihre „Schwiegertochter".

Sie ſelbſt hat Anbeter genug gehabt, zuerſt den Herzog von Rohan, dann den Oberintendanten Fouquet, hierauf einen Vetter, Marquis de Raſſi, endlich den Prinzen von Conti, der in ihrem Schlafzimmer (dans la ruelle) ſpazieren ging. Aber wie ſie aus dem Hotel Rambouillet hervorging, ohne preciös zu ſein, ſo trieb ſie die Galanterie, ohne die janſeniſtiſchen Eindrücke ihrer erſten Erziehung gänzlich zu verlieren. Sie war eine Art Célimène.

Der berühmte Charaktermaler Jean de la Bruyère (1644—99) hielt ſich den Kopf freier als die Sévigné. Er lebte beſtändig am Hofe, wie die Sévigné, wie Boileau, und bewahrte ſich doch ein ziemlich freies Urtheil. Seine „Charaktere Theophraſts, aus dem Griechiſchen, nebſt den Charakteren und Sitten dieſes Jahrhunderts" erſchienen grade in der Kriſis 1688, als der Orleanskrieg ausbrach und Ludwig XIV. abwärts zu ſteigen begann. Das Revolutions-Edict und die Dragonnaden waren bereits erlebt, als La Bruyère drucken ließ: „Ein Devoter (Frömmling) iſt derjenige, welcher unter einem atheiſtiſchen Könige Atheiſt ſein würde". Ein kurzer Commentar zu „Tartuffe".

Die ganze Schwierigkeit ſeiner Poſition als Sittenmaler war ihm nicht nur zum Bewußtſein gekommen, er drückte ſie

auch freimüthig dahin aus: „Ein Mann, der als Christ und Franzose geboren wurde, findet sich bei der Satire eingeengt; die großen Themata sind ihm verboten. Er greift sie bisweilen an, dann wendet er sich ab zu kleinern Gegenständen, die er durch sein Talent und seinen schönen Styl zu heben sucht".

Zwei Jahre vorher war der Entretien sur la pluralité des mondes, die praktische Erläuterung des wahren kosmischen Systems, von Fontenelle erschienen. Damit rührte sich in Frankreich selbst die Aufklärung, welche die Erulanten im Haag so kräftig von Außen betrieben, und zugleich war die pikante und geistreiche Form des Dialogs auf die Tagesordnung gesetzt, welche die Bewegung der Geister so mächtig fördern sollte.

Es ist Pflicht und Verlegenheit zugleich, der großen Kanzelredner unter Ludwig XIV. zu gedenken. Die officielle Theologie hat überall einen so bestimmten Typus, daß man bei ihr immer an das Wort La Bruyère's über die „Devoten" erinnert wird und daß sich in ihren Leistungen nur ein Unterschied im Talent bemerklich macht. In einer Periode, die ganz der Form lebte, mit der sie den vorgeschriebenen Inhalt verbrämte; zu einer Zeit, als die Talente Alles galten, das Genie stets Quarantäne halten mußte, gewinnt allerdings auch die Form der geistlichen Beredtsamkeit und des theologischen Styles Interesse.

Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), ein Jesuitenzögling aus Burgund, war der eigentliche Leibtheologe Ludwigs und das geistliche Orakel seiner Regierung, der glücklichere Laud Frankreichs. Als profunder Theologe, gewaltiger Redner und scharfsinniger Kopf wurde er zur Erziehung des ältern Herzogs von Burgund, des ersten Dauphins, berufen und später zum Bischof von Meaux ernannt. Er hieß der „Bischof (auch „der Adler") von Meaux", wie Rabelais der „Pfarrer von Meudon" geheißen hatte. In dieser Stellung leitete er das französische National-Concil und setzte die vier

gallicaniſchen Artikel durch. Strengkatholiſch, aber nationalfranzöſiſch: das war ſeine Deviſe, weil es die des Königs war. Strengkatholiſch war ſeine ſehr geſchickte Schrift über die Variations des églises réformées, gegen Calviniſten und Lutheraner. Daß die Reformation in die unterſte Hölle zu verdammen ſei, verſtand ſich am Hofe Ludwigs ſo ſehr von ſelbſt, daß ſogar der Carteſianer Boileau nicht umhin konnte, gegen den

Fougueux moine, auteur des troubles germaniques,

zu donnern. Boſſuet überſetzte dann ſeine theoretiſchen Diatriben in die praktiſche Verfolgung der Ketzer.

Nationalfranzöſiſch bekämpfte er die politiſche Anmaßung Roms, und als echter Hofprediger des großen Königs gab er den geiſtlichen Schauſpieler mit ganz erleſenem Talent bei den Begräbniſſen hoher Perſönlichkeiten ab. Der Sermon funèbre war ſeine Force. Da die gerichtliche Beredtſamkeit nur engen Spielraum hatte, die politiſche ganz geſtrichen war, ſo ſetzte Boſſuet die chriſtliche oben an und ſeine ſechs Trauerreden wurden Staatsangelegenheiten, öffentliche Ereigniſſe. Er begrub die Königin von England, deren Tochter, die Herzogin von Orleans, den großen Condé, die Königin Marie Thereſe, die Pfalzgräfin Anna und den Kanzler Letellier, den er wegen der Widerrufung des Edicts von Nantes und der Proteſtantenverfolgung in den Himmel erhob.

Soll man ihn mit Jemandem aus einer andern Branche der Kunſt vergleichen, ſo ſteht er dem Corneille am nächſten, wegen der beſtändigen Erhabenheit des Ausdrucks, die auch er bis zur Ueberſpannung trieb. Will man dem Manne, der ſich einen Gregor von Nazianz, einen Gregor von Niſſa, einen Ambroſius von Mailand zu Muſtern genommen und der ſich mit Wohlgefallen den „zweiten St. Bernhard“ nennen hörte, Herz und Nieren prüfen, ſo leſe man ſeine Maximes et Réflexions sur la Comédie, und namentlich den bigotten Unverſtand, die theologiſche Bosheit, die er über Molière auskramt:

„Wir müſſen alſo die Gottloſigkeiten und Infamien, von

denen die Komödien Molières strotzen, als ehrbar gelten lassen, oder man darf die Stücke eines Autors, der sozusagen unter unsern Augen verschieden ist und der noch jetzt alle Theater mit den gröbsten Zweideutigkeiten erfüllt, von denen jemals die Ohren der Christen inficirt wurden, nicht mehr unter die heutigen Theaterstücke zählen . . . Bedenkt doch nur, ob Ihr es wagt, angesichts des Himmels Stücke zu vertheidigen, worin Tugend und Frömmigkeit beständig lächerlich sind, die Corruption beständig entschuldigt und beständig angenehm dargestellt wird! ... Die Nachwelt wird vielleicht einst das Ende dieses Poeten erfahren, der bei der Aufführung seines Malade imaginiare den letzten Angriff der Krankheit erlitt, an welcher er wenige Stunden darauf starb, um sich von den Späßen des Theaters, unter denen er fast den letzten Seufzer ausstieß, vor das Gericht dessen zu begeben, der da gesagt hat: „Wehe Euch, die Ihr lacht, denn Ihr werdet weinen!"

Diese Verdammung bildet den Edelstein in der Krone Molières. Guarda e passa! — Wie ganz anders zeigt sich uns der hohe und milde Fénélon, wenn er von Molière sagt: Ich muß es stets von Neuem wiederholen: „Ich finde ihn groß!" —

Bourdaloue (1632—1704), ein Jesuitenpater, ersetzte häufig Bossuet im Predigtamte. Weit entfernt von hochtrabender Emphase, klar-verständig, wirkte er auf die Ueberzeugung seiner Zuhörer. Die „raison" wiegt so sehr bei ihm vor, daß er sie sogar in seinen Sermons sur les mystères einbürgert. Er erinnert an Boileau in dessen Verhältniß zu Corneille. Man kann sogar sagen: es war ein jansenistisches Element in ihm, er streift an Pascal in dessen Pensées. Ganz ähnlich wie dort lautet es in dem Sermon sur la Trinité Bourdaloue's: „Wenn ich an einen Gott in drei Personen glaube, so bringe ich ihm ein Opfer, und welches! Das Opfer des edelsten Theils meiner selbst, meiner Vernunft".

Esprit Fléchier (1632—1710), Bischof von Nîmes, hatte sich offenbar den Bossuet zum Muster genommen; wo er diesen nicht erreichte, wurde er gemacht. Attische Eleganz zeichnet

ihn wieder vor dem gründlichern Bourdaloue aus. Er glänzte wie Boſſuet in der Trauerrede und begrub ſenſationell den bekehrten Turenne, den Tartuffe-Verfolger Lamoignon, die Herzogin von Montauſier, eine Tochter der Rambouillet, die Herzogin von Aiguillon, eine Nichte Richelieus, eine eifrige Mitarbeiterin am Barmherzigkeitswerke des heiligen Vincenz von Paula; endlich die bayeriſche Dauphine, die Mutter des hoffnungsvollen Herzogs von Burgund und des ſpaniſchen Königs Philipps V.

J. B. Maſſillon (1665—1742), Biſchof von Clermont, wächſt aus unſerer Periode heraus, in die folgende hinein, und ſchließt ſich, ſo ſeltſam es klingt, an die Lafontaine und La Bruyère an. Er war der größte Kanzelredner unter den Vieren, und zeichnete ſich durch eine graciöſe Milde aus, die ihn mit Racine vergleichen ließ. Seine wahre Bedeutung, und zwar eine politiſche, erlangte er jedoch erſt durch den großartigen Freimuth, den er in ſeinen Predigten des Mi-Carême vor dem jungen Ludwig XV. offenbarte.

Die herrliche Geſtalt Fénélons wird uns weiterhin in Anſpruch nehmen; er tritt erſt in der zweiten Periode des Königs in volle Beleuchtung.

Den vier katholiſchen Rednern gegenüber iſt es Pflicht, auch an den gewaltigen calviniſchen Kanzelhelden Jacques Saurin zu erinnern.

Daß in der Verſailler Luft keine Geſchichtſchreibung aufkommen konnte, iſt ſelbſtverſtändlich. Höchſtens wurde diplomatiſches Material geſammelt. Wo das religiöſe und das politiſche Credo ſo ſtreng vorgeſchrieben waren, da lag auch die hiſtoriſche Wahrheit in Banden. Boſſuet zog auch auf dieſem Gebiet die Gränze. In ſeinem Discours sur l'histoire universelle, der übrigens das hohe Verdienſt hat, das erſte Taſten nach einer Philoſophie der Geſchichte zu bedeuten, erklärte er das katholiſche Reich Gottes für den Inhalt und Zweck der Weltgeſchichte, alles Frühere für Mittel und Durch-

gangspunkte. Der Calviniſt Iſaak de Beauſobre nahm mit demſelben Rechte ſeine Kirche zum Leitſtern im Wirrſal der Geſchichte, ohne mehr damit zu beweiſen.

Der Boſſuet'ſchen Maxime entſprachen in der Behandlung der Profangeſchichte der P. Daniel in ſeiner „Geſchichte Frankreichs“ und der P. d'Orleans in ſeiner Darſtellung der Engliſchen Revolution. Unendlich beſſer und gründlicher war die „Geſchichte Englands“ von dem Calviniſten Rapin de Thoyras, der natürlich im Auslande lebte.

Vertot in ſeinen Révolutions romaines und Saint-Réal in den Conjurations de Venise ſchrieben Romane, und nicht Geſchichte, wie in neuerer Zeit Lamartine und theilweiſe auch Thiers.

Da iſt es gewiß höchlich zu verwundern, daß François de Mézérai (1610—83) in ſeiner „Geſchichte Frankreichs bis zum Ende der Valois“, alſo gerade bis auf Heinrich IV., ſo freimüthig und mitunter ſo ſcharf zu ſchreiben wagte. Unſere Verwunderung ſteigert ſich noch, wenn wir erfahren, daß Mézérai Hofmann war und im Dienſte des Königs, gegen eine Penſion von 4000 L. ſchrieb. Als er jedoch die willkürlichen Beſteuerungen der Vergangenheit rügte, klopfte ihm Colbert auf die Finger: der König wolle keine „Betrachtungen über das Benehmen ſeiner Vorfahren und über eine längſt zu Recht beſtehende Politik“! Wenn Mézérai mehr Moraliſt als Hiſtoriker war, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt, in ſchwüler Zeit zuerſt wieder an das „Naturrecht“, an die Grundlagen der Vergeſellſchaftung erinnert zu haben.

Ludwig XIV. pflegt auch wegen ſeiner Beförderung der bildenden und zierenden Künſte geprieſen zu werden. Leider war die Zeit der großen Meiſter und des großen Styles vorüber. Die Bologneſen verbrauchten die Traditionen ihrer claſſiſchen Vorgänger, vermochten aber ſchon als Eklektiker nicht eine neue Bahn zu öffnen. Die Großkunſt fuhr in den

alten Geleiſen und die Kleinkunſt der Niederländer behagte dem hochfahrenden Sinn des Königs nicht. Hätte er aber auch, gleichwie er Marſchälle und Herzöge machte, einen Lionardo und einen Raffael decretiren können: er würde ſie lediglich zur Verherrlichung ſeiner Perſon und angeblichen Großthaten angehalten haben. Auf ſein Commando rührte ſich die wahre Kunſt nicht; ſie wurde immer ſtiller, und Rococo und Zopf lauerten auf die Erbfolge.

Der Hauptmaler unſerer Periode, der eigentliche Hofkünſtler Ludwigs war Charles Lebrun (1618—90). Lebrun war im höchſten Grade talentvoll, er hatte eine große Begabung zur Compoſition und zur Zeichnung. Um ſich auszubilden, ging er nach Rom, ſtudirte dort den Pouſſin und beſonders den Raffael. Von der Farbe ſah er jedoch nur den matten Abglanz. So wurde aus ihm auf des Königs Geheiß ein phantaſievoller Decorateur, der mit ſeinen geſchraubten Erfindungen ohne Mark und Luſtre die Säle von Verſailles und die Galerie des Louvre füllte, ohne eines geſunden Sterblichen warme Empfindung hervorzulocken. Theatraliſcher Pomp iſt der Charakter ſeiner Darſtellungen aus dem Leben Alexanders des Großen, hohles Schaugepränge ſein Triumph Ludwigs, vor dem ſich der Olymp beugt! Die königliche Großmannſucht hat da einen wirklichen Künſtler zum ſchalen Formaliſten heruntergebracht. Was der Kleinkunſt vom Könige zum Vorwurf gemacht wurde, das producirte der „Claſſiker“ Lebrun — des magots, Zieraffereien, hohles Chineſenthum.

In dem Luſtſchloß Marly unweit von Verſailles hat ſich der König eine ganz private Pagode errichtet: oben in der Kuppel thront der Sonnengott auf goldenem Wagen; 12 kleinere Pavillons im Kreiſe figuriren den Thierkreis. Hier betete Ludwig ſich ſelbſt an als Roi-soleil, als Sonnenkönig!

François Girardon, der Bildhauer, arbeitete nach Lebruns Zeichnungen, ebenfalls für Verſailles, und ſchuf die Decorations-Plaſtik oder die Schnörkelmalerei in Stein. Die Statuen im Schloß und Park von Verſailles haben nichts

mehr von der ruhigen Würde der Plastik; sie scheinen aus Biscuit und für den Salon gemacht.

Versailles war schon unter Ludwig XIII. zu einem königlichen Asyl auserlesen worden; Mazarin hatte hier ein kleines Lustschloß angelegt. Ludwig XIV. führte den Gedanken: in der Wüste einen Olymp für sich und die elyseischen Felder für die auserwählten Seligen, fern von dem profanen Paris, zu schaffen, seit dem Frieden von Nimwegen aus. Arbeiter und Soldaten wurden ans Werk gestellt und kamen massenweise in der Sumpfluft um. Die vergeblich versuchte Ableitung der Eure nach Versailles kostete allein 30,000 Soldaten das Leben. Als der massige Bau des Architekten Mansard mit seiner unarticulirten Façade 1682 bezogen wurde, hatte er 150 Mill. Livres gekostet! Und die Bauern empörten sich gegen Colberts Steuerdruck!

Versailles sollte den großen König nach allen Richtungen darstellen, ganz nach seinem Bilde gemacht sein. Auch die Natur mußte ihre Allongeperücke tragen, auch die Baumwelt hoffähig werden. Der Gartenkünstler Lenôtre war ein Freund Lebruns, und der Park von Versailles wurde das gepflanzte Rococo, der Garten im Jesuitenstyl. Erst im Jahre 1702 wurde das Ganze für vollendet erklärt.

Wie die Perücke ihren Einzug in England, Deutschland und den Niederlanden gehalten hatte, so zog ihr jetzt der Lenôtre'sche Garten mit Baumfrisur, Heckenschnitt, allen Grotten und allem Grotesken nach, und grade Mijnheer leistete das Unglaubliche in Steinhaufen und Muschelbeeten. Der Oranier verpflanzte die Unnatur nach England, wo sie sich überschlug, bis Kent zu Anfang des 18. Jahrhunderts den natürlichen Baum und die schattige Baumgruppe wieder entdeckte.

Merkwürdig ist übrigens, daß der Despotismus nicht zum ersten male die Natur verdarb. Wir finden dieselbe alberne Gewaltthätigkeit unter Augustus; Bäume und Sträucher, besonders der willfährige Buchs, wurde auch damals greulich mißhandelt. Plinius d. J. berichtet in der Beschreibung seiner zwei Villen von Thiergestalten aus Buchs!

In diesem Versailles, nicht zu Paris, thronte majestätisch der Monarch, der sich die Sonne zum Abzeichen gewählt hatte, in prachtvollsten, mit allem Raffinement der Kunst und des Gewerbes ausgestatteten Gemächern, lustwandelte auf den Terrassen zwischen Marmorbildern und Cascaden und sonnte sich in seiner eigenen Herrlichkeit.

Während so das hochfahrende Königthum das Aeußerste leistete, die Natur überall aus der Natur zu vertreiben, schien es gar nicht zu bemerken, daß anderswo die Kunst der Natur ein neues Geheimniß ablauschte, ihr einen neuen Zauber entlieh. Es entstand nämlich zu jener Zeit die Stimmungslandschaft. Nikolaus Poussin hatte die „heroische" oder besser gesagt die „architektonische" Landschaft aufgebracht, in welcher das Werk der Natur und das von Menschenhand wie aus einem Gusse und Style erschienen, das Castell und die Ruine dem Gebirgszug entsprachen; eine Harmonie, die man eben nur in Italien entdecken konnte. Waren seine Bilder noch etwas trocken, reliefartig, so brachte sein Schwager Gaspard Dughet-Poussin (1613—75), angeregt von dem Holländer Paul Bril, Luft und große Perspective in die Landschaft, die wie vom feinsten Fluidum beseelt erscheint und dem entzückten Beschauer den Ausblick in die Unendlichkeit vortäuscht.

Claude Gélée, bekannt als Lorrain (1600—82) sprach: Es werde Licht! und aus diesem Licht tauchten Wald und Fluß, Haus und Berg, Thier und Mensch, wie aus schöpferischem Aether hervor. Das italische Gefilde ist in seinen Bildern wie vom Morgengold eines Pfingsttages angehaucht; die Natur selbst erscheint jetzt in dem Glorienschein, der früher die Köpfe der Asketen und Heiligen umgeben hatte. Es war eine Verklärung aller Creatur, die Heiligsprechung der alma mater.

Alle drei Künstler lebten in Italien, in Rom, des Vaterlandes willig entbehrend. Von ihnen, namentlich von Claude Lorrain, coloristisch auch von Spagnoletto, ging der geniale Neapolitaner Salvator Rosa (1615—73) aus. Ein wunderlicher Heiliger, und ein großer Maler. Anfänglich zum

Geiſtlichen beſtimmt, ergab er ſich mit 18 Jahren der Wanderluſt und theilte kräftigen Armes die Fluth landſchaftlicher Schönheiten der Halbinſel: Venetien, Apulien, Calabrien, Baſilicata; ergab ſich, von der Noth getrieben, eine Weile dem Räuberleben, dichtete, componirte und malte aber immer dabei, malte ganz beſonders, als gründlicher Beobachter der Natur, als glücklichſter Späher nach ihren romantiſchen Geſtaltungen, als Meiſter des Colorits in allen Abtönungen vom hellſten Sonnenblitz bis zum tiefſten Waldesdunkel, und erhöhte durch die gelungenſten Staffagen das Verſtändniß und den Reiz ſeiner wildphantaſtiſchen Einſamkeiten und Felsſchluchten.

Wie die Stimmungsbilder von einem Holländer angeregt worden, ſo wirkten ſie auf Holland zurück. Claude Lorrain wurde der geiſtige Vater der Swanefeld, Both, Pynacker, Zachtleven. Frankreich hat ein Jahrhundert lang warten müſſen, ehe es ſich von der anerzogenen Unnatur, von der verzwickten Künſtelei befreite und den ungetrübten Blick an der ſchönen Erſcheinung der wirklichen Welt erquicken lernte. Während die übrige Welt für den untilgbaren Idealismus neue Bahnen ausfindig machte, verharrte Frankreich ſklaviſch im geſtutzten Park — einer vermeintlichen Claſſicität.

Im Bourgeois Gentilhomme Molière's ſagt der Muſikmeiſter zu ſeinen Leuten: „Allons, vorwärts!“ und dann zu Mr. Jourdain: „Sie müſſen ſich vorſtellen, daß ſie als Schäfer gekleidet ſind“. Mr. Jourdain: „Warum immer Schäfer? Man ſieht nichts Anderes mehr“. Der Tanzmeiſter: „Wenn man Perſonen in Muſik ſprechen läßt, ſo muß man um der Wahrſcheinlichkeit willen zu Schäfern greifen. Der Geſang hat zu jeder Zeit den Schäfern gehört“.

Als Molière das im Jahre 1670 niederſchrieb, war die Paſtorale oder „geſungene Komödie“ ſeit 10 Jahren in Frankreich im Schwange. Die Oper war freilich viel ältern Urſprungs und in Italien zur Welt gekommen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war dort auch das Recitativ der Declama-

tion abgenommen und der Musik zuertheilt worden. 1647 hatte der Cardinal Mazarin den „Orfeo" von Monteverde in Paris aufführen lassen. In Venedig wurden von 1637—1680 350 Opern gegeben; eine von diesen, den „Xerse" des sehr bedeutenden Componisten Cavalli, verschrieb sich der Cardinal im Jahre 1660 gleichfalls nach Paris. Cavalli componirte zwei Jahre später den Ercole amante eigens für Ludwig XIV.

Die Franzosen hatten bis dahin nichts Aehnliches hervorgebracht und waren auch von dem „Orfeo" gar nicht sonderlich erbaut. Ihr ganzes Herz hing seit der Katharina von Medici an jener Mischung von Tanz, Declamation, Decoration, Verwandlung und Gesang, welche das „Ballett" genannt wurde. Die französischen Architekten und Maschinisten thaten es darin mit der Zeit den italienischen gleich, ja zuvor. Man liest Wunderdinge von solchen Balletten vom Ende des 16. und aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Selbst die neueste Zeit hat nichts Wundervolleres aufzuweisen, als was sich in Frankreich schon 1581 auf der Bühne ereignete. Eine Bande Tritonen kam angeschwommen, alle musicirten sie, einer spielte gar Violoncell im Wasser!

Der Cardinal Richelieu, der mit Corneille wetteifern wollte, machte seine langweilige „Mirame" zum Ausstattungsstück und ließ bei der Aufführung im Palais-Cardinal alle Künste des Balletts spielen, die allerdings zu einem succès d'estime für die „Mirame" höchst nöthig waren.

Zum Jahre 1663 wird uns von einem Ballett: „die sieben freien Künste" berichtet, welches vor dem Könige aufgeführt wurde und worin Mademoiselle de Brancas die Rolle der „Geometrie" „hinreißend" gespielt habe. Wie Richelieu dem Corneille auf dem hohen Kothurn gefolgt war, so wetteiferte dann Corneille mit den Ausstattungskünsten des Cardinals: der große Dramatiker verfaßte zwei Ballette, die „Andromeda" und das „goldene Vließ" und übertraf darin Alles, was je an Effect hervorgebracht worden. Das „goldne Vließ" wurde zur Hochzeitsfeier Ludwigs XIV. aufgeführt.

Wie eingewurzelt dieſer Geſchmack war, ſehen wir ein ganzes Jahrhundert ſpäter, als Gluck in Paris ein Ballet „Don Juan“ componirte.

In dasſelbe Bett ballettmäßiger Ausſtattung, in welches Richelieu ſeine lahmen Alexandriner gelegt hatte, mußte ſich auch die Paſtorale legen, um gleichen Schritt mit dem Zeitgeſchmack zu halten. Sie war in der That zu einfach. Der Hauptpoet der geſungenen Schäferei war ein Abbé Perrin, der Tonſetzer ein Organiſt Cambert, die Sänger wurden den Kirchen entlehnt; im Anfang fehlten ſogar die Chöre. Da wurde 1671 die Académie royale de musique in der Rue Guénégaut eröffnet; man berief den florentiniſchen Componiſten Lulli zu ihrem Director, verlegte das Inſtitut in die Rue Vaugirard, und ſo entſtand 1672 für Frankreich die Opera seria, aus Ballett und Paſtorale.

Lulli beſaß das Talent den Textdichter Quinault zu entdecken, deſſen Libretti: „Théſée“, „Atys“, „Armide“, „Iſis“, „Roland“ die Muſik des Maeſtro überdauert haben. Und doch ging Quinault den unterſten Weg, räumte der Muſik die Herrſchaft ein und begnügte ſich mit dem elaſtiſchen Ausdruck von Empfindungen, auf welchem der Componiſt ſeine Töne ausſpinnen konnte, wie das im Parallelismus der hebräiſchen Poeſie und noch vollendeter in den chineſiſchen Liedern geſchieht.

Nach Quinault verſuchten ſich andere Dichter an Operntexten. Wenn Einer dazu untauglich war, ſo gewiß der conciſe, epigrammatiſche Lafontaine; und doch wagte er ſich auch daran, wie er ja auch Tragödien, Komödien und Oden verfaßte. Nicht beſſer machte es Thomas Corneille, der Bruder, Pradon und zuletzt gar der kritiſche Fontenelle, der ſpirituelle Cauſeur.

Was man aber auch von der Muſik Lulli's halte: ſie paßte durchaus zum Verſailler Hofe; ſie war ernſt-langweilig, majeſtätiſch-platt. Je früher die Franzoſen das des psalmodies eunuyeuses nannten, deſto beſſer für ſie.

Ludwigs zweite Regierungsperiode.

Bis zum Schluß des Jahrhunderts.

Die zweite Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. oder der Niedergang der Verſailler Sonne theilt ſich wieder in zwei Perioden: den Orleanskrieg und den ſpaniſchen Erbfolgekrieg. Vorläufig haben wir es nur mit dem erſteren zu thun.

Der Name des Orleanskrieges will kurz erklärt ſein, und zu dieſer Erklärung wird uns eine Perſönlichkeit dienen, die im ſchroffſten Gegenſatz zu dem bisher geſchilderten franzöſiſchen Hofweſen ſteht und deren Exiſtenz in der Verſailler Welt ein wahres Martyrium genannt werden muß. Es handelt ſich um die bereits mehrmals erwähnte Liſelotte.

Eliſabeth Charlotte, die Tochter des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, die Enkelin des Winterkönigs, wurde im Jahre 1652 zu Heidelberg geboren. Der Vater lebte in Unfrieden mit ſeiner heſſiſchen Gemahlin, ließ ſich ſcheiden und heirathete ein Fräulein von Degenfeld. Eliſabeth Charlotte wurde von ihrer Tante, der Kurfürſtin Sophie von Hannover, vortrefflich erzogen, und in Briefen an dieſe Tante ſchüttete ſie ſpäter ihre Beobachtungen, ihren Sarkasmus und ihren Schmerz aus. Es war etwas Männliches in ihrem Weſen, noch in ihrem Alter erzählte ſie, wilde gefährliche Jagd, Degen und Flinten ſeien ihr ſchon in früher Jugend lieber geweſen als Puppen, und als ſie gehört habe, in Frankreich ſei ein

Mädchen durch Springen zum „Mannsmenschen“ geworden, so habe sie sich fast zu Tode gesprungen.

An weiblicher Schönheit war sie allerdings zu kurz gekommen; anstatt jedoch durch die Künste der Toilette und Kosmetik ihren Mängeln abhelfen zu wollen, schildert sie sich selbst: „Ich habe kleine Augen, eine kurze dicke Nase, ein großes Gesicht mit hangenden Backen und bin gar klein von Person, dick und breit: Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen.“

Im Jahre 1670 starb Madame Henriette d'Angleterre, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, Bruders des Königs Ludwig, und dieser warf jetzt die Augen auf die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz für seinen verwittweten Bruder. Karl Ludwig, der sich schon in England beim Ausbruch des Conflicts zwischen seinem Onkel und dem Parlament zweideutig benommen hatte, erwies sich auch jetzt als diplomatischer Speculant; er hoffte, durch die Freundschaft mit Frankreich Ersatz für die verlorene Oberpfalz zu erlangen. Er gab sein Kind hin, wie Victor Emanuel das seinige, und die Prinzessin gehorchte unter Thränen, wie Clotilde.

Es war eine vornehme, glänzende Partie, die der pfälzischen Prinzessin; denn Karl Ludwig gab seiner Tochter 200 Gulden als ganze Mitgift und ließ sich am selben Tage die Stiefel für 8 Kreuzer flicken. Wenn es freilich galt zu Regensburg auf dem Reichstage zu paradiren, so hatte der Kurfürst Geld. Die Liselotte aber seufzte: „So bin ich denn das politische Lamm, das für den Staat und das Land soll geopfert werden!“ „Ich bin wider Willen aus purem Gehorsam gegangen!“ Das geschah im Jahre 1671.

Der kernhafte deutsche Michel fand in dem aufgezwungenen Gemahl schier eine Hofdame, weichlich, cokett, „liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und geputzt sein.“ Er betrug sich auch wie eine Kammerzofe, legte der Gemahlin Roth auf die Backen,

ſchrieb ihr die Toilette vor und behängte ſich zur Entſchädigung mit allen ihren Ringen und Juwelen.

Die Liſelotte war zu gut unterrichtet, um ſich nicht durch die Plejade von bedeutenden Geiſtern in dem damaligen Paris imponiren zu laſſen und Männer wie Corneille, Racine und Molière nicht vollkommen zu würdigen. Sie war zugleich zu überlegen verſtändig, um nicht ihren Gemahl zu einem freundſchaftlichen Verhältniſſe heranzuziehen. Ihr frankes pfälziſches Weſen, ihr durchſchlagendes Urtheil, ihr unumwundener Freimuth imponirten ſogar dem Könige, dem ja auch Molière Reſpect einflößte und der ſich ſpäter vor der Maintenon bis in den Staub beugte.

Dem Klatſch der Marquis und des „Ritterzeugs", dieſer höfiſchen School for scandal, konnte indeſſen nicht einmal das „häßliche Schätzchen" entgehen. Sie wurde bei ihrem ſchwachen Gemahl angeſchwärzt, und da ſie deſſen rückſichtsloſe Behandlung nicht ertragen konnte, wollte ſie ins Kloſter gehn. Der König mußte ſich mit aller Gewalt ins Mittel legen, um die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Er hat ihr ſpäter Herzeleid genug angethan.

Sie mußte mit anſehen, daß ihr Sohn Philipp, der ſpätere Regent, den liederlichen Abbé Dubois zum Hofmeiſter erhielt, der nun den Sohn der braven Pfälzerin zum ärgſten Roué Frankreichs erzog. Sie mußte zugeben, daß dieſer Sohn eine Tochter der Montespan, Mademoiſelle de Blois, heirathete. Bei der Verlobung wußte ſie ſich nur durch eine altdeutſch-mütterliche hiſtoriſche Ohrfeige Genugthuung zu verſchaffen, die ſie dem Bräutigam applicirte. Ihre Tochter rettete ſie vor dem Duc du Maine und bewahrte ſie dadurch für den Herzog von Lothringen auf, deſſen Sohn Franz der Gemahl der Maria Thereſe von Oeſterreich werden ſollte.

1680 ſtarb Karl Ludwig von der Pfalz, den Ludwig XIV. genug „chagrinirt" hatte, und fünf Jahre darauf folgte ihm auch ſchon der Bruder der Liſelotte, Kurfürſt Karl, im Tode. Karl ſtarb kinderlos und die Pfalz ging durch Erbrecht an

den katholischen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg über. Philipp Wilhelm betrug sich in der Pfalz als jesuitischer Reactionär.

Ludwig XIV. rieb sich die Hände, als in England (durch den Regierungsantritt Jakobs II.) und in Deutschland zu gleicher Zeit unabsehbare Wirren entstanden. Er forderte plötzlich für die Frau seines Bruders die Pfalz-Simmern'schen Allode auf der linken Rheinseite und alles Gebiet, welches nicht Mannslehen sei.

Elisabeth Charlotte hatte bei ihrer Verheirathung auf alle Ansprüche verzichtet; das aber focht den König so wenig an wie die Verzichtleistung seiner eigenen Frau auf Niederland und Spanien. Der Herzog von Orleans sollte Pfalzgraf von Simmern und Kaiserslautern werden. Der Liselotte wurde gesagt, man ziehe in ihrem Interesse in den Krieg, wofür sie sich heftig bedankte. Sie fiel gradezu in Ungnade.

Europa war indessen genug gewitzigt worden, um den innern Hader zu vergessen und gemeinsam Front gegen den Störenfried zu machen. Die verschiedensten Interessen convergirten in dem einen Geständniß, daß keiner vor dem französischen Gewaltherrscher sicher sei. Die berühmte Lehre vom „Gleichgewicht", die damals aufkam, hieß ja nichts Anderes, als daß man sich nicht eine einzelne Uebermacht über die Köpfe wachsen lassen dürfe.

Vorauf stand der Oranier, für Holland besorgt und England scharf ins Auge fassend. Im Jahre 1686 brachte er die Ligue von Augsburg zu Stande, zur Aufrechthaltung der Friedensschlüsse von Münster, Nimwegen und Regensburg (des uti possidetis auf 20 Jahre von 1684). Brandenburg trat bei, weil es für Cleve besorgt war; Schweden wegen Zweibrückens und als Antwort auf die dänisch-französische Freundschaft; Spanien wegen Belgiens; der Kaiser Leopold, der endlich türkenfrei geworden, für das Reich und im Sinne Lisola's; Max Emanuel von Bayern, ein tüchtiger Kriegsmann gegen die Türken, wegen der ihm zugesicherten „perpe-

tuirlichen“ Statthalterſchaft in Spaniſch-Niederland, bald auch wegen der Händel um Kur-Köln; endlich Pfalz-Neuburg, aus naheliegenden Gründen. Die Confeſſion war zum erſten male vor den weltlichen Intereſſen gänzlich zurückgetreten: Katholiken, Reformirte und Lutheraner ſtanden zuſammen wider den „allerchriſtlichſten“ König.

Ludwig XIV. ſah dem grollenden Unwetter ſiegesgewiß zu; er verlangte, daß der Regensburger Ausgleich definitiv werde, d. h. daß Straßburg und Luxemburg franzöſiſch blieben. Die Coalition ging nicht darauf ein.

Wie wichtig die Kölner Kur für Ludwig geweſen, haben wir beim holländiſchen Kriege geſehen. Der alte Wittelsbacher Heinrich Max, für den Wilhelm von Fürſtenberg regierte, war durchaus franzöſiſch geſinnt. Auch als Wilhelm von Fürſtenberg ſeinem Bruder Egon im Bisthum Straßburg folgte, blieb er in Bonn wohnhaft und harrte der Wahl in Köln. Im Sommer 1688 ſtarb Heinrich Max. Das Domcapitel wählte zwar den Fürſtenberg; aber der Kaiſer erklärte ſich für Joſeph Clemens von Bayern, und Papſt Innocenz XI. entſchied ſich für dieſen. Wieder einmal war die Curie gegen Ludwig.

Der König, von allen Seiten bedroht, griff zur Gewalt. Ohne jede Kriegserklärung rückten im September zwei Armeen über die Gränze; der Dauphin mit den Marſchällen Vauban und Catinat nahm Philippsburg, während Marſchall Boufflers die Pfalz von Kaiſerslautern bis Mainz beſetzte. Der Dauphin ſchlug ſein Hauptquartier in Heidelberg auf.

Vor Schluß des Jahres kam Jakob II. als Flüchtling nach St. Germain. Brandenburg mit Hannover und Heſſen war zur Vertheidigung Hollands an den Niederrhein gerückt, Wilhelm von Oranien mit deutſchen Hülfstruppen, Hugenotten und dem Marſchall Schomberg nach England hinüber geſegelt. Ludwig hatte der holländiſchen Republik ſchon im November 1688 den Krieg erklärt; die engliſchen Truppen

aber, welche Jakob noch zurückbeorderte, blieben mit geringen Ausnahmen in Holland.

Im Februar 1689 zogen die Kaiserlichen an den Rhein. Die französischen Marschälle fanden, daß sie eine zu große Linie zu vertheidigen hätten und sich concentriren müßten. Da befahl Louvois: de brûler le Palatinat. Charlotte Elisabeth faßte sich ein Herz und bat den König flehentlich um Schonung für ihr Heimathland. In ihren Briefen muß sie es „beweinen, daß ich meines Vaterlandes Untergang bin". Vergebens. General Duras erhielt gemessene Ordre. An der Bergstraße und am Rhein ging Alles in Rauch auf; Mannheims Bürger wurden gezwungen, ihre eigene Stadt in Schutt zu verwandeln. Vom Hardtgebirge bis nach Kreuznach leuchtete das Feuer der Verwüstung. Die Domkirche zu Worms wurde eingeäschert, in Speier trieb man die Bürger aus, warf die Brandfackel in den ehrwürdigen Dom, verunehrte die alten Kaisergräber. Die deutsche Geschichte sollte bis auf „Charlemagne" gestrichen werden. General Mélac ließ den dicken Thurm des herrlichen Heidelberger Schlosses sprengen.

„Alle Nacht, seufzt die Liselotte, kaum daß ich ein wenig eingeschlafen bin, däucht mir ich sei zu Heidelberg oder zu Mannheim und sehe alle die Verwüstung, und dann fahre ich im Schlaf auf und kann in zwei Stunden nicht wieder einschlafen, und dann kann ich mich des Weinens nicht enthalten."

Ganz zur nämlichen Zeit, als Duras und Mélac die Pfalz verbrannten, begründete der Oranier die constitutionelle Freiheit in England.

Die Verbündeten hatten große Mühe, gegen die erprobte Feldherrnkunst und die heroïstratischen Maßregeln der französischen Kriegspolitik aufzukommen. Sehr schwer wurde es den Brandenburgern und Sachsen, Bonn und Mainz zurückzuerobern. Nicht nur die Pfalz, auch Baden-Durlach und der Breisgau litten furchtbar unter der Invasion. In Belgien schlug der Marschall Luxemburg die deutsche Armee durch einen Moltke'schen Flankenmarsch im Juli 1690 bei

Fleurus; der Admiral Tourville ſiegte zur See bei der Inſel Wight über die engliſche Flotte. Auch Victor Amadeus von Savoyen hatte ſich aus Speculation den Verbündeten angeſchloſſen. Aber der Herzog von Savoyen wurde bei Staffarda von Catinat geſchlagen, der jetzt auch Nizza nahm und auf gut Pfälziſch im Lande hauſte. 1691 wurden Mons im Hennegau genommen, Urgel und Barcelona in Spanien belagert. Barcelona nahm jedoch Vendôme erſt im letzten Kriegsjahre.

1692 eroberten die Franzoſen Namur und ſchlugen den Oranier bei Steenkerken. Die Art wie die franzöſiſchen Offiziere ihre Cravatten gebunden hatten hieß ſeitdem à la Steenkerque. Erſt Lord Will. Ruſſell weckte den ſiegestrunkenen König, der ſchon die Welt zu ſeinen Füßen erblickte, aus ſeinen Träumen: er ſchlug die franzöſiſche Flotte bei Harfleur und beim Cap La Hague ganz entſchieden; England war wieder oben zur See.

Im folgenden Jahre eroberte Luxemburg trotz des Sieges bei Neerwinden (unweit von Tirlemont) blos die Stadt Charleroi. Aber aufs Neue begann die Mordbrennerei in der Pfalz. Das zurückeroberte Heidelberg ging durch den kopfloſen kaiſerlichen F.-M.-L. Grafen von Haidersdorf verloren. Die Franzoſen ſprengten die Thore des Schloſſes und äſcherten den Michel-Angeleskeu Otto-Heinrichsbau ein. Es war, als ob der große König, der die beiden Pforten von St. Denis und St. Martin und die Façade des Louvre bauen ließ, keine echte Renaiſſance vertragen könnte. Rex dixit, et factum est, „der König ſprach und ſo geſchahs", ſtand auf der Siegesmedaille. In der That war es bald um ihn geſchehen.

An dem Grafen von Haidersdorf wurde ein nützliches Exempel ſtatuirt. Zu Heilbronn rückte die ganze Armee aus, der General wurde auf dem Schinderkarren vorübergeführt. Vor der Front verlas der Profoß oder Generalgewaltige das Urtheil: Tod durch das Schwert! Während der Henker die Toilette beſorgte, wurde die Begnadigung verkündigt. Der

Henker zerbrach den Degen des Grafen, schlug ihm denselben dreimal ins Gesicht, packte ihn selbst wieder auf den Karren und führte ihn von dannen. Haidersdorf war „auf ewig der österreichischen, rheinländischen und beider Kreise Franken und Schwaben Erbländer verwiesen."

Indessen begann der Triumphzug der Franzosen im Norden zu stocken. Im Jahre 1694 richteten sie nichts weiter aus als noch die Stadt Brüssel zu bombardiren; Namur aber ging verloren. Die verbündeten Heere hatten jetzt gleichfalls große Generale an ihrer Spitze: Wilhelm von Oranien und Ludwig von Baden; außerdem noch den großen Ingenieur Coehorn, den holländischen Vauban. Der frivole Marschall von Luxemburg warnte den König noch kurz vor seinem Tode, 1695; Louvois war ihm um vier Jahre voraufgegangen. Und — schlimmer als Alles — es war kein Geld mehr aufzutreiben. Die finanziellen Quellen Frankreichs hatten eigentlich schon beim Ausbruch des Krieges versagt. Wenn Colbert den fünften Theil der 100 Millionen Einkünfte an Jahresrenten zu zahlen hatte, so mußte der Nachfolger das Doppelte aufbringen; die nichtfundirte Schuld ging auf 400 Mill. los. 1695 wurde eine neue Capitation oder Kopfclassensteuer aufgelegt, die sich in 22 Classen von 20 L. bis zu 2000 L. erhob. Die Grundsteuer war von zahlreichen Besitzern nicht mehr aufzubringen; sie verkauften ihre Güter, um die Steuern zu zahlen! Gold- und Silbermünzen wurden fortwährend „erhöht", d. h. verschlechtert. Fénélon schrieb im Jahre des Friedens: „Der Ackerbau liegt danieder, die Bevölkerung sinkt, die Gewerbe ernähren nicht mehr ihre Arbeiter, der Handel ist vernichtet. Anstatt Steuern zu erheben, müßte man den armen Leuten Almosen geben. Ganz Frankreich ist nichts als ein großes, elendes, unversorgtes Spital."

Was die Armeen nicht mehr vermochten, das mußten abermals Diplomatie und Intrigue thun. Wie nach dem Aachener Frieden und wie am Ende des holländischen Krieges, so ging das Trachten auch jetzt wieder dahin, die Einzelnen von der

Coalition loszubröckeln. Der savoyiſche Marder wurde zuerſt abgefangen. Seit Staffarda und Nizza hatte er die Sache ſatt. Ludwig ſchloß zu Turin mit ihm ab, gab ihm Caſale und Pinerolo, franzöſiſche Eroberungen Richelieus, zurück und verſprach ſeiner Tochter den Herzog von Burgund. Dann kam die Reihe an Holland. Die franzöſiſche Diplomatie begab ſich nach Delft; zwiſchen Delft und dem Haag liegt das Dorf Ryswik, wo die Schweden ſich etablirten. Es war Münſter und Osnabrück im kleinen Maßſtabe. Die deutſchen Geſandten wurden als überflüſſig bei Seite gelaſſen; man bot ihnen ſpäter das Ausgemachte zur Annahme.

Der Congreß wurde am 9. Mai 1697 eröffnet. Holland biß ſeiner Natur gemäß auf einen Handelsvertrag an. Spanien war froh Barcelona herauszubekommen, es erhielt Luxemburg dazu, verlor jedoch etliche belgiſche Anneren und die Inſel St. Domingo. Der Oranier wurde als König von England anerkannt. Dagegen mußte der Hochverraths-Proceß gegen Wilhelm von Fürſtenberg niedergeſchlagen werden. Freiburg, Breiſach, Philippsburg fielen an Deutſchland zurück. Lothringen wurde reſtituirt und der Herzog Leopold heirathete die Tochter der Liſelotte. Schweden erhielt Zweibrücken zurück. Karl XI. von Schweden, der ſchon lange zu vermitteln geſucht, war beſonders thätig beim Abſchluß des Friedens.

Von der Erbſchaft der Pfälzerin, von Simmern und Lautern war keine Rede mehr; dagegen ſetzte Frankreich die Clauſel durch, daß die katholiſche Religion in der Pfalz in jenen Rechten verbleiben müſſe, in welche ſie durch die Occupation gewaltſam eingeſetzt worden, was natürlich dem Kaiſer ganz recht war. So wurde die pfälziſche Reformation „reformirt“ und die Proteſtanten bekamen ſchlimme Tage. Selbſt der Oranier ſah ſich außer Stande ihnen beizuſpringen, aus Rückſicht für den — Kaiſer. Dagegen wurde das Fürſtenthum Orange im Petrarca'ſchen Vaucluſe-Thal dem Stammherrn zurückgegeben; es bildete den Sammelplatz der Hugenotten; von hier aus entzündete ſich der furchtbare Cevennenkrieg.

Ueber Straßburg hatte in den französischen Präliminarien gestanden: Festhaltung der Stadt oder ein Aequivalent. Kaiser Leopolds ganzer Sinn stand jedoch nach Spanien, wo es sich um die Erbfolge handelte. Die Franzosen setzten einen Termin bis Ende August: Annehmen oder es beim Alten lassen. Leopold, der noch 60,000 Mann Reichstruppen auf den Beinen hatte, rührte sich nicht. Am 1. September war der Termin abgelaufen, Straßburg verloren.

Elsaß und Straßburg blieben fortan bei Frankreich. Leibniz ergrimmte und klagte bitter im Namen des deutschen Volkes. Das Volk selbst aber machte sich Luft durch den Witz über den letzten Friedensschluß mit Frankreich: Zuerst „Nimmweg", dann „Reißweg"!

Der aber, welcher „weggenommen" und „weggerissen" hatte, besaß jetzt ein ruinirtes Land. Frankreich war mit 10 Monaten Steuer im Rückstande; Aufstände drohten allenthalben; Epigramme bitterster Natur flogen bis ins königliche Cabinet hinein. Auch der Marschall Luxemburg war gestorben. Der „Staat" war jetzt die Maintenon.

Deutſchland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

Das Kaiſerthum und Oeſterreich. Ungarn, Türken und Polen. — Brandenburg. — Der ſpaniſche Erbfolgekrieg. — Ludwigs XIV. Ausgang. — Skandinavien. — Deutſches Kulturleben: bildende Kunſt und Literatur, die Sprache, der Pietismus, die Muſik, Nahrungs- und Genußmittel.

Das Kaiſerthum und Oeſterreich. Ungarn, Türken und Polen. — Brandenburg.

Unter der Hand hat ſich uns der Schauplatz der Begebenheiten gewaltig erweitert. Indem wir die Geſchichte Ludwigs XIV. zu Ende führen wollten, ſahen wir uns nach Italien, Spanien und Deutſchland geführt, hörten wir den Schlachtendonner aus allen Kulturländern des Continents wiederhallen. Der hölliſche Kreis war diesmal noch größer gezogen als zu Anfang des Jahrhunderts: dem 30jährigen Morden, mit dem ſich das 17. Jahrhundert eröffnete, antwortete zum Scheidegruß das 9jährige Sengen und Brennen des Orleanskrieges, auf welches faſt unmittelbar das 13jährige blutige Ringen des Spaniſchen Succeſſionskrieges folgte.

Und doch ſind damit die martialiſchen Gräuel, welche den Ausgang des alten Jahrhunderts und den Eingang des neuen ſo purpurroth bezeichnen, noch lange nicht erſchöpft. Von den entſetzlichen Türkenkriegen iſt bis dahin nur ſynchroniſtiſch Notiz genommen worden und von den gewaltigen Kämpfen des Nordens nur andeutungsweiſe die Rede geweſen.

Was von dieſen Ereigniſſen noch in den Rahmen unſerer Periode gehört, hat zum Mittelpunkt das deutſche Reich, den Kaiſer und ſeine Erbſtaaten. Es iſt die Geſchichte eines unaufhaltſamen Verfalles, eines vergeblichen Verſuches der Neubildung und einer immer deutlicher hervortretenden Unterminirung des hiſtoriſchen Beſtandes.

Das römisch-deutsche Kaiserthum war eine mittelalterliche Idee und Institution. Es war die Parallele der Weltlichkeit zu dem allgemeinen abendländischen Papstthum. Wie die römische Curie über alle Landesgränzen weg die Einheit der katholischen Christenheit repräsentirte und verfolgte: so galt der wirkliche historische Kaiser für das Schwert dieser Christenheit, für den weltlichen Arm Gottes, für die einzige Majestät des Abendlandes, welche nur der Heiligkeit des Pontifex die Ebenbürtigkeit zuerkannte. Daß sich Majestät und Heiligkeit oft nicht vertrugen, daß die heftigsten Conflicte zwischen beiden ausbrachen, änderte nichts an ihrer Gleichwerthigkeit und an ihrer gemeinsamen Präponderanz über alle andern Gewalten und Autoritäten. Wie es die höchste Ambition des geistlichen Würdenträgers war, sich auf dem Stuhle Petri die Tiara aufs Haupt zu setzen: so trachteten alle ehrgeizigen Fürstlichkeiten, nicht nur in Deutschland, nach der Krone Karls des Großen, Spanier, Engländer, Holländer, Schweizer, Franzosen; sogar bei Schweden fand man diese Ambition glaublich und begreiflich.

In diese mittelalterliche Welt hatten nun zwei gleichzeitige Factoren Bresche gelegt: der Nationalitätsdrang und die Reformation. Sobald die Nationen sich zu constituiren begannen, fing das Kaiserthum an seinen Sinn zu verlieren. Es war ja gegründet auf die Unterschiedslosigkeit der occidentalen Gebietsmassen. Das Papstthum hatte dabei scheinbar leichteres Spiel, der Glaube hängt ja nicht an der politischen Zugehörigkeit des Menschen. Und dennoch sehen wir, daß England und die skandinavischen Staaten sich aus politischen Gründen von Rom absperrten, daß bei ihnen die Reformation als nationales Kräftigungsmittel in Anwendung kam.

Der innere Drang nach Freiheit der Gewissen machte sich namentlich in Deutschland, der Schweiz, Schottland und Holland geltend. Ein Papstthum über Protestanten war dasselbe Unding wie ein Kaiserthum über ausgeprägte Nationalitäten, über geschlossene politische Gemeinschaften. Zum Wenig-

sten mußte sich der Kaiser fortan auf Deutschland beschränken. Aber selbst die Idee eines deutschen Kaiserthums stieß auf die kirchliche Spaltung und Trennung. Auch in Deutschland war ein specifisch katholischer Kaiser, ein Kaiser, der die Interessen des Papstes vertreten wollte, zur Unmöglichkeit geworden. Karl V. gestand das ein, als er seinen Bruder Ferdinand zum römischen König machte und ihm die Reichsverweserschaft in Deutschland übertrug. Die Päpste gestanden es zu, indem sie sich seit Wallensteins Zeit mehrfach gegen den Kaiser erklärten.

Je mehr sich auf Grund der Reformation die Territorialhoheit in Deutschland entwickelte, desto mehr wurde das Habsburgische Kaiserthum zur Fiction. Die mittelalterliche Idee verblaßte bis zum Schemen; es blieb für das Kaiserthum nur noch die Ohnmacht oder die Hegemonie des Stärkern. Daß die Hegemonie nicht einem specifisch katholischen, intoleranten Fürstenhause, welches seine Erbstaaten gegen jeden Hauch des Fortschritts in der Gewissensfreiheit hermetisch verschloß, zu Theil werden würde, stand seit dem 30jährigen Kriege deutlich in den Sternen geschrieben. Daß das Haus Habsburg genug eigene Interessen zu wahren hatte, erschwerte ihm nur die Sisyphusarbeit, zugleich Meister im Reiche bleiben zu wollen.

Mit dem Wachsthum der einheitlichen Hausmacht trat allmählich das kaiserliche Amt in zweite Linie. Bis auf Ferdinand II. besaß der Träger der Krone nur das Erzherzogthum ob und unter der Enns, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitzen. Tirol, Vorderösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain gehörten habsburgischen Nebenlinien. Ungarn war prekärer Besitz. Durch Ferdinand II. kamen nun Steier, Kärnten und Krain an die Hausmacht, wogegen Elsaß an Frankreich, die Lausitz an Sachsen gelangte. 1665 fiel auch Tirol an die Hauptlinie, die jetzt ungleich mächtiger wurde und auf den Gedanken kommen mußte, die Hausmacht zum wesentlichen Mobil ihrer Politik zu machen. Die Aufstände der Ungarn und die Türkengefahr konnten sie nur in diesem Gedanken bestärken.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts lag die übermenschliche Doppelaufgabe, das Reich und die Erbstaaten vor schwerer Schädigung und Vernichtung zu hüten, auf den Schultern Leopolds, des zweiten Sohnes Ferdinands III. Als Leopolds älterer Bruder starb, richtete Mazarin gierige Blicke auf die deutsche Krone, die ihm feil zu sein schien. Leopold kam, ihm selbst sehr unerwartet, 1657 auf den Thron. Er war zum geistlichen Stande bestimmt und erzogen, von Herzen katholisch, wie er denn entscheidende Entschlüsse nur mit Hülfe der Mutter Gottes von Mariazell gefaßt hat; daneben der Astrologie und Alchemie ergeben. Sein wenig einnehmendes Wesen hüllte er in düstre Gravität. Bedächtig und langsam ging er in der steifen spanischen Etikette die dornigen Wege seines Lebens dahin. Jagd und Musik, die Erbleidenschaften seit Ferdinand II., zogen ihn einzig von dem pedantischen irresoluten Grübeln über Staatsangelegenheiten ab. Er componirte selbst Kirchenstücke, Arien, 13 Oratorien und 9 Opern; in seiner langen Regierungszeit wurden 400 neue Opern und Oratorien in Wien aufgeführt. Die auserlesene Hofcapelle kostete 45,000 Fl., grade so viel wie die Hofkammer, doppelt so viel wie der Hofkriegsrath; der Hofstaat mit seinen pompösen Opern und Balletten verschlang große Summen. Dabei war der Kaiser persönlich gutmüthig, milde, zugänglich; er führte ein Jahrhundert vorher das allbekannte „Franzeln“ ein. Als ihm Jemand bemerkte, es sei schade, daß ein so guter Musiker und Flötenbläser sich nicht ganz der Musik gewidmet, erwiderte er: „Wir stehen uns halt so besser“. Drei venetianische Gesandte stellen ihm in ihren Berichten das Zeugniß der Moralität, Besonnenheit und des Fleißes aus.

Die Verwaltung der Erbstaaten war im höchsten Grade mangelhaft: ein überzahlreicher Beamtenstand, weder fähig noch redlich; die Competenz der einzelnen Behörden stets controvers; Geld nirgends. Die Gesammtheit der Staaten war nur in der Person des Fürsten repräsentirt; sonst boten sie ein spa-

niſches Chaos dar. Es gab 20 verſchiedene Provinzen mit eben ſo vielen Caſſen — erſt Maria Thereſia bildete eine Centralcaſſe — die diverſen Stände ſpielten verdecktes Spiel mit ihren Einnahmen. Die allgemeine Hofkammer brachte es nicht fertig, die Länderkammern zu controlliren. Die Untrennbarkeit des Ganzen wurde erſt durch die pragmatiſche Sanction Karls VI. ausgeſprochen. Ungarn, noch für lange Zeit ein prekärer Beſitz, und Böhmen hatten ihren eigenen Hofrath und ihre eigene Hofkanzlei, ſo wie ihren beſondern oberſten Gerichtshof. Der Miniſterrath zu Wien war nur ein Conferenzrath, der in Abtheilungen für die verſchiedenen Separat-Anliegen zerfiel. Die Steuern beliefen ſich Ende des Jahrhunderts auf circa 11 Mill. Fl. Von der Auftreibung der Steuern werden wir Näheres hören.

Der ſchwerfälligſte Regierungsapparat war zur Bewegung der lahmen Maſchine beſtimmt. 25,000 Kronbeamte verſchlangen allein an 5 Mill. Fl. 1678 behalf ſich der Kaiſer noch mit 62 Geheimräthen; bei ſeinem Tode hatte er deren 164! Ferdinand I. hatte 33 Kämmerer, Leopold 400!

Die Parallele zu dieſem finanziellen Wirrſal, eben ſo ſtörend und noch viel verderblicher, bildet der Einfluß der Jeſuiten als Beichtväter am Hofe und als Leiter des öffentlichen Unterrichts. Kein Geringerer als Pascal bietet uns die einſchlägigen Beweiſe. Ferdinand III. war das gehorſame Beichtkind des „ehrwürdigen Pater“ Gans oder Gandius, der erſt 1662 ſtarb; der P. Henri hatte Vater und Sohn erzogen; der „ehrwürdige Pater“ Baſtel war der Beichtvater des Erzherzogs Leopold. Den Töchtern Ferdinands III., alſo den Schweſtern unſres Leopold, wurde der Grundſatz beigebracht: „Es iſt nur eine erlaßliche Sünde (peccatum venale), denjenigen, der Uebles von uns redet, zu verleumden und ihm Verbrechen anzudichten, um den Glauben an ſeine Ausſagen zu untergraben“. Durch Anwendung dieſes Grundſatzes, heißt es, ſei in wenigen Tagen der ganze Hof vergiftet worden. Man mußte den Capuziner-Pater Quiroga zu Hülfe rufen,

der den Frauen diesen Grundsatz als verderblich ausredete, worüber ihn der Jesuit P. Dicastillo heftig auszankte.

Sämmtliche Professoren der Universitäten Wien, Graz und Prag waren damals Jesuiten. Wie sich mit dieser Richtung die Allianz mit England und Holland, das Zusammengehen mit Ketzern überhaupt vertrug, ist eigentlich ein Mysterium, welches nur in der schweren Noth der Zeit seine Erklärung findet.

Daß aber der bigotte finstere Gewissenszwang die Bewegung Oesterreichs nach Osten hin furchtbar erschwerte, wird um so einleuchtender. Dieser wichtige Umstand pflegt von österreichischen Schriftstellern vielfach übergangen oder auf die leichte Achsel genommen zu werden. Man ist schnell fertig mit dem Wort vom ungarischen Adelswesen, von der Nichtigkeit und Willenslosigkeit der ungarischen Volksmasse; man ruft noch nachträglich das christliche Pathos wider die muhamedanischen Türken ins Feld. Aber man verschweigt die Wahrheit, daß die Intoleranz und Verfolgungssucht des österreichischen Jesuitismus den Türken erst die Straße nach Ofen und Wien gebahnt hat.

Oesterreich hat zwei Jahrhunderte in und um Ungarn-Siebenbürgen gekriegt, hauptsächlich weil es dort die Reformation unterdrücken wollte. Die Jesuiten wurden begünstigt und sie verdarben Alles, wie in Polen. Das Lutherthum wie der Calvinismus wären die Mittel zur Germanisirung gewesen — man wollte sie ausrotten. Selbst der gefeierte Erzbischof Pazman von Gran gründete unter Ferdinand II. alle seine Lehranstalten in majorem gloriam der Katholicität. So kam es, daß in Preßburg der Palatin, in Ofen 145 Jahre lang ein türkischer Pascha saß.

Bocskai, der Fürst von Siebenbürgen, wollte sich mit Oesterreich verbinden und schloß mit Rudolf II. den Wiener Frieden auf freie Religionsübung für Adel und Städte. Er brachte auch die Türken zu einem 20jährigen Waffenstillstande. Aber der Wiener Frieden war gleich dem böhmischen Maje-

ſtätsbriefe — eitel Wind. Ferdinand II. konnte gegen Bethlen Gabor nicht aufkommen und wäre noch ſchlimmer gefahren, hätte Bethlen Charakter beſeſſen. Georg Rakoczy I. ging zum Sultan, da „die teutſche Hülf', weil es ein langſam Volk, zu fern liege": Es handelte ſich um Hülfe wider den Jeſuitismus; Bethlen hatte den Schweden die Hand reichen wollen.

Unter dem jungen König von Ungarn (Ferdinand III.) nahmen die katholiſchen Stände zu Preßburg den Proteſtanten alle Rechte. Die Stimmung wurde ſo erbittert, daß der Palatin Eſterhazy an den Kaiſer meldete: Die Unterhanen verlangten ihre Rechte und ſprächen von „Untergang oder ſchrecklicher Aenderung". Rakoczy brach 1644 im Bunde mit Schweden und Franzoſen in Ungarn ein und erlangte im Frieden von Linz 5 Comitate, ſo wie die Rückgabe von 90 Kirchen ſammt ihren Einkünften an die Proteſtanten. Der zweite Rakoczy ſtand in türkiſcher Zinspflicht und wurde ſo gefährlich, daß Oeſterreich auf eine neue „Capitulation" mit ſeinem Vorder-Ungarn eingehen mußte.

Unter Leopold I. wurden die Jeſuiten mächtiger als je; die proteſtantiſchen Beſchwerden wurden auf dem Reichstage zu Preßburg gar nicht mehr zugelaſſen. Die glühenden Kohlen des Haſſes und der Empörung lagen verſtreut umher.

Grade um dieſe Zeit regte ſich neues Leben und neuer Angriffsmuth im türkiſchen Heerlager am Bosporus. 1571 hatte Selim II. den Venetianern die Inſel Cypern genommen; ſeit 1644 handelte es ſich um Candia, wo die Venetianer grade ſo beliebt waren wie die Oeſterreicher in Ungarn. Lange gingen die ſtolzen Herren von S. Marco den unterſten Weg. Sie zahlten ſogar für ein aufgebrachtes Türkenſchiff 250,000 Zechinen Buße in Konſtantinopel. Endlich, als die Johanniterritter auf Malta ein türkiſches Schiff erjagten und ſammt der Beute auf Candia freundlich aufgenommen wurden, trieb der Kapudan Paſcha Juſſuf, ein Renegat aus Dalmatien, den üppigen Sultan Ibrahim zur Rache. Der erſte Krieg auf Candia währte von 1644—46, der zweite unter Muhamed IV.

von 1650—56! Immer noch hielten sich die Venetianer. Da gab die Sultanin Valide dem jungen Padischah den Albanesen Mohammed Köprili zum Großwessier und die Türkei erhob sich mächtig zum Angriff.

Rakoczy II. von Siebenbürgen betrug sich unbotmäßig gegen die Pforte, indem er auf eigene Faust Krieg mit Polen begann, und wurde schwer gezüchtigt. Seine Armee ging 1658 kriegsgefangen nach der Krim, er selbst wurde abgesetzt. Rakoczy sammelte eine neue Armee, aber der 70jährige Köprili schaffte Ruhe und setzte den Barcsay als Lehensfürsten in Siebenbürgen ein. Dann schlug er einen Aufruhr in Kleinasien schonungslos nieder. Als sich Rakoczy abermals rührte, drang der Pascha von Ofen Sidi Achmed mit 25,000 Mann gegen das belagerte Hermannstadt, schlug und tödtete den Rakoczy bei Klausenburg und sandte 4000 Köpfe nach Adrianopel, wo sie Köprili den Hunde nvorwarf (1660). Mohammed Köprili starb das Jahr darauf im Alter von achtzig; sein Sohn Achmed war fast noch bedeutender. Er wollte Siebenbürgen einfach zu einem Paschalik machen.

Dem Kaiser brannte dieser neue Aufschwung der türkischen Macht auf die Finger. Schon bei Lebzeiten Mohammeds Köprili war der große Kriegstheoretiker Raimond von Montecuccoli aus dem Modenesischen sammt dem Fürsten Joh. Richard von Starhemberg mit Heeresmacht an die mittlere Donau und die Theiß entsendet worden, wo ihn jedoch der Hofkriegsrath derart lähmte, daß er mehr Mannschaft durch Zaudern verlor, als eine Schlacht gekostet hätte. Jetzt aber galt es sich gegen den 33jährigen Achmed zur Wehre zu setzen. Dieser zog 1663 mit zwei Armeen von Essek und Belgrad auf Ofen. Montecuccoli hatte schlecht gerüstete Truppen und unzuverlässige ungarische Milizen. Der Wiener Hof flüchtete nach Linz. Bei Gran erlitt Graf Forgacz eine Niederlage; die Gefangenen wurden niedergehauen. Neuhäusel mußte sich ergeben. Die Protestanten erhielten — von den Türken! — freie Religions-

übung. Bis Brünn und Olmütz schweiften und brandschatzten die seldschuckischen Reiter.

Jetzt bot das Reich die Türkenhülfe. Markgraf Wilhelm Leopold von Baden rückte als Reichs-Feldmarschall vor. Neutra wurde zurückerobert (1664). Souches siegte an der Gran, unter 6000 Türkenleichen lagen 3 Paschas. Fahnen, Geschütz und Wagen waren erbeutet. Montecuccoli gewann am 1. August 1664 die Schlacht bei St. Gotthard an der Raab, Tausende wurden erschlagen oder in den Fluß gesprengt. Und jetzt schloß Leopold den Frieden von Vasvar auf 20 Jahre, auf Grund des frühern Besitzstandes und gegen ein „freiwilliges Geschenk" von 200,000 Fl. — an die Türken! Neuhäusel, dicht bei Preßburg, blieb türkisch! Alles war unzufrieden, selbst die Kaiserlichen. Die Ungarn wurden gehöhnt; sie, und die Protestanten am lautesten, erklärten: Lieber türkisch als österreichisch! Es war kein Wunder, wenn sich Complotte gegen diese Herrschaft bildeten, wenn der ungarische Adel sein eigenes Interesse allem Andern vorsetzte.

Wieder war Oesterreich durch Fremde gerettet worden. Wer die Namen überschaut, welche der Kaiser für Krieg und Politik zu verwenden hatte, dem wird schon dadurch der Begriff eines kosmopolitischen oder Allerweltstaates aufgehen. Waren die eingeborenen Lobkowitz und Haidersdorf nichtsnutzig, so brachte der Hochburgunder Lisola die österreichische Diplomatie auf den rechten Weg und der Italiener Montecuccoli, der Vorgänger des Prinzen Eugen, wurde das Schwert der richtigen Politik. Bournonville war freilich keine besondere Gabe des Auslandes; das aber machte der Markgraf Ludwig von Baden vollauf wieder gut. Es war freilich ganz natürlich, daß der österreichische Boden unter dem Bleihimmel des Jesuitismus keine Helden erzeugte. Eine glänzende Ausnahme machte der Vertheidiger Wiens gegen die Türken, Rüdiger von Starhemberg.

Der wichtigste Mann des Augenblicks war Graf Raimondo Montecuccoli, geb. 1609 auf dem gleichnamigen

[redacted]

Schlosse bei Modena. Soldaten-, d. h. Condottiereblut hatte er in den Adern. Gedient hat er von der Pike auf bis zu den höchsten Ehrenstellen der kaiserlichen Armee, ein volles halbes Jahrhundert, 1625—1675. Im 30jährigen Kriege schwang er sich vom gemeinen Soldaten bis zum Armeeführer empor. Im schwedisch-dänischen Kriege drang er von Alsen nach Jütland und Fünen. Im Türkenkriege mußte er zunächst mit schlecht gerüsteten Truppen weichen, nahm dann aber bei St. Gotthard (1664) glänzende Revanche.

Im Jahre 1668 war er als Präsident des Hofkriegsraths eigentlich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde nur nach Westen hin durch den fatalen Lobkowitz gehemmt. In den Jahren 1672—75 sahen wir ihn bereits am Werke. Er war ein Stratege wie Turenne, diesem jedoch überlegen. Seine wissenschaftlichen Schriften sind: Aforismi dell' arte bellica (1668), später fortgesetzt in: Aforismi riflessi alle pratiche delle ultime guerre d'Ungheria („Aphorismen über die Kriegskunst" und „Aphorismen über die letzten Ungarischen Kriege"). Seine Maxime: so wenig als möglich schlagen, den Feind mürbe manövriren. Die politische Lage Europas war ihm ganz gegenwärtig. Nebenbei war er ein freimüthiger und geistreicher Mann. —

Durch den seltsamen Frieden von Vasvar geschah es auch, daß die Venetianer auf Candia keinerlei Erleichterung verspürten. Im Gegentheil, Achmed Köprili zog jetzt selbst nach Candia. Die Gefahr wurde dringend. Das Abendland gerieth in scheinbare oder wirkliche Besorgniß. Ludwig XIV., der schon bei St. Gotthard Hülfe geleistet, ließ seine Ritter ziehen; Kaiser Leopold gab 3000 Mann, Braunschweig und Lauenburg sandten 3 Regimenter unter Josia v. Waldeck. Aber das genügte nicht. Die Türken hatten wieder die Vollkraft ihres Anpralls erlangt. Von den Verbündeten zog Einer nach dem Andern ab. Man kämpfte zuletzt nur noch um und auf Steinhaufen. 4000 Mann der Besatzung waren noch übrig. Am 27. September 1669 empfing Achmed Köprili die 83

Schlüssel der Stadt und der Festung. Venedig hatte 126 Millionen Dukaten vergeblich geopfert.

Eine ungarische Verschwörung war seit 1666 gebildet. Auf der Hochzeit Franz Rakoczy's mit Helene Zriny kamen die Zriny, Wesselenyi, Nadasdy, Frangipan überein, den Kaiser auf seiner spanischen Brautfahrt aufzuheben. Das zerschlug sich, aber in Wien kannte man den Plan. Peter Zriny wollte als türkischer Vasall über Ungarn herrschen, wie einst Zapolya unter Suleiman dem Prächtigen, nach der Schlacht von Mohacs, 1526. Franz Rakoczy, sein Schwiegersohn, sollte Großfürst von Siebenbürgen werden. 1670 wurden die Verschwörer arretirt und nach Wien gebracht, Zriny, Nadasdy und Frangipan 1671 in Wiener-Neustadt hingerichtet. Rakoczy kaufte sich los. Emmerich Tököly erhielt sich für die Zukunft durch die Flucht.

Die Verschwörung war unterdrückt, die Verschwörer hatten gebüßt. Jetzt aber wurde zum Ueberfluß ein förmliches Rachegericht in Preßburg eingesetzt, die Regierung militärisch gehandhabt und der härteste Steuerdruck der ganzen uns so geläufig gewordenen Procedur als Siegel aufgedrückt. Eine inquisitorische Glaubenstyrannei grub nach den Wurzeln des Uebels; Prediger und Lehrer, der Ketzerei überführt, wanderten auf die Ruderbänke von Neapel. War es ein Wunder, wenn in Oberungarn der Aufstand ausbrach, wenn die empörten Gewissen nach dem Großwessier ausschauten? Und wie natürlich reihte sich grade damals, beim Ausbruch des holländischen Kriegs, die Blosstellung des Rheins an die ungarischen Wirren, selbst wenn Fürst Lobkowitz kein Geld von Frankreich bekommen hätte! Die fluchwürdige Intoleranz und Verfolgungssucht im Osten schaffte Ludwig XIV. freie Hand im Westen.

Und er wußte den Moment zu benutzen. Für den polnischen Thron hatten zugleich Johann Sobiesky und Karl von Lothringen candidirt. Sobiesky, mit einer Französin vermählt, bezog eine Pension vom französischen Hofe: er war Ludwigs Candidat. Karl von Lothringen wurde vom Kaiser

patronirt; ihm fehlte, was bei polnischen Königswahlen die Hauptsache war, das Geld. Sobiesky wurde gewählt. Als nun der schöne Emmerich Tököly die Fahne der Empörung in Ungarn erhob, genügte ein Wink von Versailles an Sobiesky, daß er Schaaren von polnischen Kriegsknechten nach Ungarn abziehen ließ, ohne den Krieg zu erklären.

In Siebenbürgen und Ungarn brannte es bald lichterloh. Oesterreich mußte einen Theil seiner Rheinarmee zurückrufen. Kara Mustapha, der Schwager und Nachfolger Achmed Köprili's, ging auf den Plan der Rebellen ein. Tököly nahm mehrere ungarische Bergstädte, bedrohte sogar Preßburg; auf seinen Dukaten stand die Legende: „Für Religion und Freiheit"!

Das überdauerte den Nimwegener Frieden. Endlich, als Ludwig XIV. die Reunionskammern arbeiten ließ und Elsaß überzog, gab Oesterreich auf dem Reichstage zu Oedenburg scheinbar nach. Aber wieder war die bewilligte Religionsfreiheit eine halbe, wohl verclausulirte, so daß Tököly sich weigerte zu erscheinen und von der Pforte den Roßschweif annahm. Den Titel „König von Ungarn" lehnte er jedoch ab. In Gemeinschaft mit den Türken eroberte er die Bergstädte Kaschau, Eperies ꝛc. Ungarn zahlte der Pforte Tribut. Dem Sultan Muhamed und seinem Großwessier schwoll der Kamm, sie stellten an Oesterreich das Ultimatum: Tributpflichtigkeit und Schleifung der Festungen in ganz Ungarn!

Im Frühjahr 1683 hielt der Sultan Muhamed IV. zu Adrianopel eine große Heerschau; in Belgrad übernahm Kara Mustapha den Oberbefehl; in Essek stieß Tököly mit seinen Scharen zu der türkischen Armee. Die allbekannte Zahl von 200,000 Mann ist jedoch übertrieben, dafern man nicht blos Köpfe zählt. Die türkische Armee theilte sich in Janitscharen (zu Fuß) und Sipahis (zu Pferde). Die Janitscharen zählten mit allen Ehrenmitgliedern, zu denen auch der Sultan gehörte, nominell 400,000 Mann, von denen jedoch in diesem ganzen Kriege höchstens 55,000 Mann in der activen Armee ausrückten. Die Sipahis, adelige Gardecavallerie, zählten bis zu

15,000 Mann. Die arnautiſchen Hülfsvölker bezifferten ſich im allerhöchſten Fall auf 20,000 Mann; der Khan der Krim brachte kaum noch 30,000 Mann auf; der Moldau-Walachen waren 9000. Zählt man dieſe ſämmtlichen Truppentheile nach den billigen Abzügen zuſammen, ſo ergiebt ſich eine Armee von 100,000 Mann; 20,000 Ungarn dazu erheben die Geſammtſtärke auf 120,000 Mann. Wenn nun die Einen 144,000, die Andern 300,000 Mann angeben, ſo erwäge man, daß zu einer Armee von 100,000 Mann gehörten: 78,000 Pferde, von denen höchſtens ein Fünftel zur Schlachtordnung gerechnet werden kann; 5000 Kameele und 26,000 Zelte mit ihrer Bedienung, wie denn für die Pferde allein 19,000 Troßknechte erwähnt werden. Dazu der ganze Troß von Dienern, Sklaven, Handwerkern und Handelsleuten. So konnten allerdings aus 100,000 Mann leicht 200,000 Köpfe werden.

Dieſe Armee richtete ihren Marſch auf Wien. Die Vorhut unter Führung des Tataren-Khans brannte Alles nieder. Der Herzog Karl von Lothringen erlitt an der Leitha eine Niederlage und am 12. Juli 1683 zeigten ſich die erſten Sipahi-Schwärme vor Wien. Der Hof war wieder nach Linz geflohen. Rüdiger von Starhemberg vertheidigte mit 17,000 Mann die Stadt; ſämmtliche Vorſtädte legte er in Aſche. Die Türken ſchloſſen einen Halbkreis auf dem rechten Donauufer von der Schwechat über Inzersdorf, Schönbrunn, Hietzing, Hernals, Döbling bis Nußdorf. Die Stadt zählte damals 60,000 Bewohner, von denen viele mit dem Hofe geflohen waren. Die Türken ſtürmten in 60 Tagen 18 mal und wurden jedesmal zurückgeſchlagen. Zahlreiche Feuergarben ſtiegen vom Stephansthurme als Nothſignale in die Luft; Starhemberg bat den Herzog von Lothringen dringend um Hülfe. Hunger und Seuche wütheten in der Stadt. Endlich ſtießen zu Tulln bayeriſche und ſächſiſche, fränkiſche und ſchwäbiſche Reichstruppen zu Karl von Lothringen, 25,000 Mann ſtark; die 12,000 Bayern wurden von dem jungen Kurfürſten Max Emanuel geführt; an der Spitze der Sachſen

war gleichfalls der Kurfürſt erſchienen. Zu ihnen geſellte ſich der tapfere Polenkönig Johann Sobiesky, der ſich ſchon bei Choczim mit den Türken gemeſſen und ihnen den größten Theil von Podolien und Kaminiec entriſſen hatte, mit 20,000 Mann. Raketen ſtiegen vom Hermannskogel auf, Kanonenſchläge folgten: die Hülfe nahte.

Am 12. September 1683 —

Hört an die Tapferkeit!
Der Polenkönig in Perſon
Zum Angriff war bereit,
Herzog von Lothringen desgleich,
Viel brave Helden aus dem Reich,
Es war nun Fechtens Zeit." —

ſtürzte ſich das chriſtliche Heer vom Kahlenberge herab auf den Feind. Auf dem rechten Flügel griff Sobiesky an. Seine Reiter in bunter Uniform, mit hohem Rückenſchilde, von Tigerfellen umflattert, den Stahlhelm auf dem Kopf, die Lanze in der Fauſt, ſprengten gen Dornbach; der Herzog Karl bewegte ſich mit den Kaiſerlichen gegen Nußdorf; die Reichstruppen bildeten das Centrum. Sobiesky brach mit ſeinen Huſaren den rechten türkiſchen Flügel und warf mit Hülfe des Centrums den Feind auf die Vorſtädte zurück. Die Türken widerſtanden vergebens dem wuchtigen Anprall der Polen und Deutſchen. Der Sieg neigte ſich auf die Seite des Abendlandes, 10,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld; das türkiſche Lager wurde erſtürmt, 15,000 Zelte, 300 Kanonen, 9000 Wagen und die Kriegscaſſe fielen den Siegern zur Beute. 30,000 Gefangene aber hatten die Türken bereits niedergemacht, 17,000 ſchleppten ſie auf dem Rückzuge mit fort.

Zu St. Stephan wurde gepredigt über den Text: „Es war ein Mann von Gott geſandt, der hieß Johannes." Kaiſer Leopold aber, der von Linz herbeigekommen war, wußte nicht, wie ein Monarch von Gottes Gnaden einen Wahlkönig empfangen ſollte. Als man ihm ſagte: „Mit offenen Armen,

er hat das Reich gerettet," wich er aus und ließ es bei einer steifen Begrüßung zu Pferde im Freien bewenden.

Kara Mustapha war außer sich vor Wuth und ließ mehrere Paschas als Feiglinge enthaupten. Dann stob er bis Belgrad zurück, wo ihn dasselbe Loos traf.

Bei dem Christenheere aber befand sich ein 19jähriger Jüngling, der sich in der Schlacht bei Wien ausgezeichnet hatte und dessen Name bald die Welt erfüllen sollte.

Der türkische Bann war gebrochen, der Harnisch hatte seine Lücken bekommen und energisch drang das Abendland hinein. Venedig nahm seine Revanche, seine Truppen landeten auf Morea, marschirten auf Athen und Theben. Damals geschah es, daß eine Bombe in den Parthenon schlug und die Akropolis in Trümmer fiel. Die marmornen Löwen des Piräeus stehen noch vor dem Arsenal zu Venedig. Auf österreichischer Seite zog Sobiesky mit Karl von Lothringen nach Ungarn. Waitzen wurde genommen, Ofen widerstand (1684). Im folgenden Jahre eroberte Karl von Lothringen Neuhäusel, die Bergstädte fielen, Tököly entfloh. 1686 erstürmte der Markgraf Ludwig von Baden endlich Ofen. Diesmal war unser junger Ritter sonder Furcht und Tadel sehr dabei.

Und abermals mißbrauchte Oesterreich seinen Sieg im Interesse der Kirche. Der junge Franz Rakoczy wurde in dem ominös gewordenen Munkacz gefangen und nach Wien geschickt, wo ihn die Jesuiten erziehen sollten. Dann wurde 1687 zu Eperies das christliche Blutgericht im Style Albas unter dem spanischen General Caraffa eingesetzt. Daß 1687 das Wahlrecht der Ungarn aufgehoben und die Erblichkeit der Krone decretirt wurde, war das Recht des Eroberers; daß aber nachträglich blutige Rache geübt und dann gewaltthätige und schleichende Bekehrung der Protestanten betrieben wurde: das war das verderbliche Erbübel; dafür hatten Polen und Sachsen, Franken und Schwaben nicht ihr Blut vergossen. Das anhaltende Kriegsglück und die tadellose Tapferkeit der Armee machten den tückischen Jesuitismus jedenfalls überflüssig. Denn

am 12. August 1687 schlugen Herzog Karl und Markgraf Ludwig von Baden die Türken bei Mohacz, 161 Jahre nach dem Ende des letzten ungarischen Stammkönigs. Croatien und Slavonien wurden genommen. Die Siegesnachricht brachte jener junge, jetzt 24jährige Mann nach Wien. 1688 unterwarf sich Siebenbürgen den Oesterreichern. Im September desselben Jahres wurde Belgrad erobert und Ludwig von Baden drang im folgenden Jahre in Serbien ein, schlug die Türken bei Pataſch und Niſſa und eroberte Widdin. Der Halbmond verfinsterte sich zusehends.

Der Horizont der österreichischen Politik hatte sich seit der Zurücktreibung der Türken von Wien mächtig erweitert; eine große Zielstrebigkeit hatte sich selbst der phlegmatischen und pedantischen Seelen bemächtigt. Man warf die Augen begehrend auf das gesammte untere Donaugebiet: Bosnien, Herzegowina, Serbien, ja Bulgarien, selbst Konstantinopel wollte man haben. Noch im Jahre 1688 überlegte Kaiser Leopold, ob es besser sei, Frieden zu schließen, oder ob man nicht auch Dalmatien nehmen, an der Adria festen Fuß fassen, sich der Moldau und Walachei bemächtigen sollte. Augenscheinlich hätte eine solche Expansion nach Osten den Einfluß im Westen ganz in Frage gestellt. Für die Doppelaufgabe reichten Oesterreichs Kräfte nicht aus.

Wer war jener junge Mann, der 1683 vor Wien so tapfer focht und der die Siegesnachricht von Mohacs überbrachte?

„Prinz Eugenius, der edle Ritter", war der jüngste Sohn des Grafen von Soiſſons aus dem Hause Savoyen-Carignan und einer der brillanten vielgeliebten Nichten des Cardinals Mazarin, der Olympia Mancini, die des blutjungen Königs Herz zuerst entflammt hatte. Er wurde geboren zu Versailles am 18. October 1663, präcis $1^1/_2$ Jahrhunderte vor der Schlacht bei Leipzig. Olympia machte nach ihrer Verheirathung ein Haus und gab Feste zu Ehren des Königs;

aber die Montespan stürzte sie und trieb sie sogar aus dem Lande. Die Kinder jedoch blieben in Versailles.

Der kleine magere Eugen mit der großen Nase, den dunkeln Feueraugen und den kurzen Oberlippen, welche zwei hauerartige Zähne hervortreten ließen — wie ihn uns die Palatine beschreibt — sollte Geistlicher werden, trug die Soutane und hieß der petit abbé. Der Prinz aber fühlte sich zu etwas ganz Anderem bestimmt. Die Wahl war freilich nicht groß. Jüngere Söhne mußten sich entweder für den Himmel oder für den Krieg entscheiden. Ein drittes gab es nicht.

Man kam also bei Louvois im Anfang der achtziger Jahre um eine Reitercompagnie für Eugen ein. Wie die Dinge bei Hofe standen, wurde der petit abbé ab- und zur Ruhe verwiesen. Louvois, der doch sonst mit der Vorsehung auf dem besten Fuße zu stehen glaubte, verkannte diesmal deren Absichten völlig. Er trieb den umgekehrten Richelieu durch seinen Bescheid außer Landes.

Der 19jährige Eugen ging 1683 nach Oesterreich und wurde sofort unter dem tüchtigen Herzog Karl von Lothringen gegen die Türken verwendet. Am 7. Juli stand er zum erstenmale bei Petronell im Feuer. In der Schlacht bei Wien vom 12. September zeichnete er sich aus; vor Jahresschluß wurde er Commandeur eines Dragonerregiments. Der streng methodische Markgraf Ludwig von Baden stellte ihn dem Kaiser mit den Worten vor: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit diejenigen erreichen, welche die Welt als große Feldherren betrachtet.“ In der That hat ihn die Kriegsgeschichte unter die 7 großen Helden eingereiht.

Zu Anfang September 1686 war Eugen bei der Belagerung von Ofen. Am 12. August 1687 (Mohacz) ließ er seine Dragoner absitzen und stürmte mit ihnen das feste Lager der Türken. Er wurde mit 24 Jahren Feldmarschall-Lieutnant und erhielt das Bild des Kaisers in Diamanten. 1688 belagerte er mit Max Emanuel die Festung Belgrad. Beide

Heerführer drangen zugleich in die Breſche; Eugen wurde am Fuße ſchwer verwundet.

Der Orleanskrieg ſtand vor der Thür und Eugen wurde als Diplomat nach Turin geſandt. Es gelang dem gewandten Mann, ſeinen Vetter, den Herzog Victor Amadeus, von Ludwig XIV. abzuziehen. Dann ging Eugen zur kaiſerlichen Armee an den Rhein und belagerte Mainz, wo er eine Wunde am Kopfe erhielt. Die Feldherren waren damals immer vorauf und zahlten redlich mit ihrer Perſon.

Unterdeſſen ermannten ſich die Türken. Die Familie der Köprili war noch nicht ausgeſtorben. Muſtapha, ein Bruder Achmeds, wurde Großweſſier. Er ernannte den Tököly zum Beherrſcher Siebenbürgens und marſchirte mit 80,000 Mann nach Serbien, nahm Widdin und Niſſa, zog in das explodirte Belgrad ein und bedrohte von Semlin aus Ungarn. 1691 marſchirte er auf Peterwardein. Ludwig von Baden aber vernichtete am 19. Auguſt bei Szalankemen das türkiſche Heer: 24,000 Türken und Muſtapha ſelbſt fielen. Siebenbürgen unterwarf ſich abermals.

Der Orleanskrieg verhinderte indeß Oeſterreich, dieſen Sieg auszubeuten. Die Türken behaupteten ungeſtört Belgrad. Das gab dem Sultan Muſtapha II. den Muth, ſelbſt das Heil der Waffen zu verſuchen. Er ſchlug die ſchwache öſterreichiſche Armee 1695 bei Lugos und rückte im folgenden Jahr gegen Temesvar. Prinz Eugen, der in Italien weilte und dort den Schmerz erlebte, daß ſein herzoglicher Vetter wieder zu Frankreich abfiel, wurde jetzt nach Ungarn geſchickt.

Hier lagen die Dinge zu Anfang 1697 ſehr verwickelt. Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen führte den Oberbefehl; der Vertrag Oeſterreichs mit dem Reiche ermächtigte ihn ſich ſofort zurückzuziehen, wenn die Stipulationen verletzt würden. Der öſterreichiſche Befehlshaber war nur ein Ablatus des Kurfürſten, der dem letztern aufzupaſſen hatte. Geld war wie gewöhnlich in Wien nicht vorhanden; von den nothwendigen 8 Millionen Gulden war kaum die Hälfte aufzutreiben. Erſt

als Kurfürst August am 27. Juni zum Könige von Polen gewählt worden, bekam Eugen nach dieser Seite hin freie Hand. Immer aber blieb er durch den fatalen Hofkriegsrath in seinen Unternehmungen gehindert.

Mustapha II. hatte es wieder auf 100,000 Combattanten gebracht. Auch Tököly war bei der türkischen Armee. Prinz Eugen verfügte nie über 80,000 Mann, und jetzt hatte er die größte Mühe, die detachirten Truppentheile aus Oberungarn und Siebenbürgen heranzubekommen. Er schrieb an den Kaiser: „Dann erkühne ich mich, Ew. kaiserliche Majestät allerunterthänigst zu versichern, wann fernerhin nicht gleich im Anfang der Campagne Dero Armee beisammen sein wird, daß es allemal für ein Besonderes muß gehalten werden, wenn man ohne Unglück heraus kommt.“ Als endlich die 20,000 Mann aus Siebenbürgen in forcirten Märschen heranrückten, begann Eugen zu manövriren, und griff die türkische Armee, die eben einen Brückenübergang vom rechten auf das linke Theißufer vollzog, bei Zenta am 11. September 1697 an.

„Der Mond verliert den hellen Schein,
Ist ganz von Blut geröthet . . .“

Die Déroute der Türken war jammervoll: 10,000 Mann lagen todt, 10,000 Mann schwammen in der Theiß, kaum 2000 erreichten das andere Ufer. Der Sultan verlor den Großwessier, 4 Paschas, 70 Begs, Agas ꝛc.; 7 Roßschweife, 423 Fahnen, 80 Geschütze und das ganze Lager wurden erbeutet. „Nicht ein Einziger ist insgesammt, schrieb Eugen nach Wien, welcher, so viel ich weiß, nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan hat.“

Und nach dieser glorreichen Waffenthat litt das österreichische Heer die bitterste Noth an den morastigen Ufern der Theiß. Vergebens klagte Eugen zu wiederholten malen nach Wien über die „unglaubliche Miseria“ der Armee. Nicht daran denken konnte er, wie er wohl gemocht, auf Temeswar im Banat vorzurücken. Aber gethan mußte etwas werden. Der kühne Feldmarschall drang mit einem kleinen Theile seiner

Truppen in das unwegsame Bosnien ein und zeigte den Türken wie der Rajah, wer jetzt Herr geworden. Der merkwürdige Zug erstreckte sich bis nach Serajewo.

Der Kaiser, anstatt die Lage auszunutzen, vor allen Dingen das Banat zu säubern und Belgrad zu nehmen, ließ zunächst einen Waffenstillstand und dann im Januar 1699 den Frieden von Carlowitz mit der Pforte schließen. Die spanische Erbschaft war in Sicht.

Oesterreich erhielt ganz Siebenbürgen, das Land zwischen Donau und Theiß, einen großen Theil von Croatien und Slavonien. Den Türken blieb in Ungarn das Land östlich von der Theiß und Maroſch. Venedig behielt Morea nebst den Inseln Maura, Aegina und Zante. Ragusa wurde eine selbständige Republik. Tököly starb als Fürst von Widdin und als guter Lutheraner im Jahre 1704.

So stand es bei Ablauf des Jahrhunderts um die kaiserliche Macht. Mit Hülfe der Fremden — Sobiesky, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, Prinz Eugen — war es gelungen, die Türken zurückzutreiben und des Kaisers Besitz nach Osten zu erweitern und zu sichern, leider unter schmählicher Verletzung der edelsten Principien. Kaiser Leopold hatte allen Grund, das Heil Oesterreichs in einem „Miracle" der Vorsehung zu erblicken. Wenn Alles zu Ende zu gehen schien, so erhoffte er die Rettung von „Gott, der in Allem so übernatürlich vor das Haus Oesterreich operirt." —

Wirft man einen Blick auf die Besitz- und Rechtsverhältnisse im damaligen deutschen Reiche, so darf man sich schier verwundern, daß noch so bedeutende Hülfe vor dem bedrängten Wien anlangte.

Die feierlichen Reichstage hatten mit Ferdinand III. im Jahre 1653, wo der letzte „Abschied" erfolgte, ganz aufgehört; seit dem Jahre 1663 tagte zu Regensburg ein „immerwährender Reichstag", beschickt von den 314 Ständen, die nie

mehr ſelbſt erſchienen, der ſich bis zur Kataſtrophe von 1806 hinſchleppte. Es war nur eine Deputation oder Delegation der Territorialherren, ein wahrer Bundestag mit allen Anzeichen des Marasmus, der letztern ausgezeichnet hat. Und grade auf jenem letzten ordentlichen Reichstage von 1653 war den Fürſten das Recht zuerkannt worden, die Steuern zur Reichsvertheidigung ſelbſt aufzulegen. Das Band zwiſchen dem Reiche und dem Volke war damit gänzlich durchſchnitten. Daß die Laſten der Verträge und Bündniſſe „gehorſamlich und unweigerlich" getragen würden, war die Conditio sine qua non, ohne deren Erfüllung keine „alten Freiheiten" der Landſtände geltend gemacht werden konnten, Beſchwerden beim Kammergericht gar nicht angenommen wurden. Das Reich gab die Landſtände und das Volk der Willkür der Territorialherren preis. Johannes Müller ſagt: „der (nunmehrige) Reichstag beſtand aus Denen, über welche die Nation vorzüglich zu klagen hatte; im Reichskammergericht ſaßen von ebendenſelben unterhaltene Aſſeſſoren". Die Freiheit der Herren war der Inhalt der deutſchen Adelsrepublik geworden.

Die früheren, oft ſo ſchwer einzutreibenden „Römermonate", die auf die 10 Reichskreiſe gelegte Kriegsſteuer des Reichs, waren aus dem Ganzen gefloſſen; als aber dieſe Römermonate 1672 zu Regensburg in „Beiträge der Kreiſe an die Reichsoperationscaſſe" verwandelt wurden, welche die einzelnen Herren erhoben, war es äußerſt ſchwierig geworden, Geldmittel für Gemeinzwecke zu bekommen, da ja die Domanialbeſitzer ihre eigenen Reſſourcen durch ſolche Auflagen beeinträchtigt hätten. Deßhalb zankte man ſich in Regensburg aufs heftigſte, als die Türken bereits in Mähren ihr wüſtes Weſen trieben.

Im Gebiete der Reichsſtände legte man nur Gewicht auf die Reichserlaſſe prohibitiver Natur; dieſe Verbote und Strafandrohungen galten als das Maximum der „Freiheit", über welches gewiß keine Landesregierung hinausging.

Der Weſtfäliſche Frieden hatte zwar die Rechte der Landſtände garantirt. Bald jedoch wurde ihnen unterſagt, über

ordentliche und außerordentliche Steuern zu debattiren; die Fürsten verhinderten das selbständige Zusammentreten ihrer Stände, die allmählich außer Thätigkeit gesetzt wurden.

Seit dem 16. Jahrhundert war die Idee der Volkssouveränität, nicht ohne Einfluß der jesuitischen Literatur, aufgekommen. Diese Idee hatte jedoch nur in England eine Handhabe an den beiden Häusern des Parlaments. In Frankreich suchten sich die Gerichtsparlamente zwischen der unorganisirten Masse und der Krone einzuschieben; denselben Anspruch erhoben in Deutschland die privilegirten feudalen Stände. Parlamente und Stände haben zeitweilig zugleich mit ihrem Rechte das allgemeine Recht vertreten; aber in Frankreich wie in Deutschland waren beide nur noch Reste der Vergangenheit und wurden von dem stärkern Fürstenthum unterdrückt. Der bureaukratische Despotismus hielt den Platz frei für die wahren Berechtigten.

Die Wahlcapitulation verbot den Einzelnen wie den Landständen, sich um Rechtsschutz an den Kaiser zu wenden. Der Reichshofrath, an dem nichts gelegen war, verlor seine Competenz, man brauchte seinen Entscheidungen nicht mehr Folge zu leisten. Das hätte sich ertragen lassen, wäre das Reichskammergericht nur etwas werth gewesen.

Alles ging auf Sonderung, auf Einzelwillkür aus; alle Reichsstände, von den untersten bis zu den obersten, strebten nach Erhöhung ihrer Geltung und Selbständigkeit. Die äußeren Abzeichen der Etikette spielten dabei eine gewaltige Rolle. Wer „durchleuchtig" sei, wer „Durchlaucht", wie viele Maibäume den Gesandten der Fürsten, wie viele denen der Kurfürsten zukommen: das war zu Regensburg die „deutsche Frage". Allenthalben ein eitles Sichrecken und Emporstrecken, ein Wedeln um den Kaiser, der nur in der Verleihung von Titeln noch Macht und Finanzquellen besaß! Die altgräflichen Geschlechter wollten fürstlich werden; Leopold machte zu Fürsten: die Fürstenberg, Schwarzemberg, Öttingen, Waldeck (1667); die Thurn und Taris und Dietrichstein (1689); die Nassau-Saar-

brücken und Usingen (1668); die Schwarzburg-Sondershausen (1697). Das nannte man die „Reputation". Wenn die alten und neuen Fürsten die Landstände nicht mehr um sich liebten, so umgaben sie sich dafür mit Kanzleien, Hofräthen, Geh. Räthen, Consistorien, Kirchenräthen, und Hofkammer-Juristen und Theologen beherrschten die deutsche Kleinwelt.

Der Kaiser, selbst ganz Etikette, zog seinen Vortheil aus der „Reputation"; der Preis für Rangerhöhungen war sein sicherstes Einkommen aus dem Reich. 1672 kostete ein Fürstentitel 12,000 Fl., eine fürstliche Durchlaucht 6000 Fl., ein Marchese eben so viel, ein Graf 4000, ein Ritter 300, Wohlgeboren — sehr heruntergekommen — 200, ein medicinisches Doctordiplom 60, eine Hofhandlung 80, die Gründung einer Universität 2000, eines Gymnasiums 1000, einer Druckerei 400 Fl.

Die Großen im Reiche wollten noch höher hinaus, noch größer werden. Der Kaiser langte mit ihren „Beiträgen zur Reichsoperationscasse" nicht aus; er mußte Subsidien zahlen, wie z. B. dem Kurfürsten von Sachsen, der schwere Rechnungen einreichte. Dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg wurde im Jahre 1692 die neunte Kurwürde (Hannover) verliehen; dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August II., war der Kaiser bei der Erlangung der polnischen Königskrone (1697) behülflich. Friedrich August, der Erbherr des Stammlandes der Reformation, wurde in Baden bei Wien katholisch, um der „Reputation" willen. Hier wuchs ein Reichsfürst völlig aus dem Reichsverbande heraus; glücklicherweise verlieh ihm der Wahlthron zu Warschau keine Machtverstärkung; im Gegentheil, das Kurfürstenthum schwitzte Blut für die polnische „Reputation". Viel bedenklicher für den Kaiser war der brandenburgische Ehrgeiz.

Wie locker die Reichsverhältnisse waren und wie wenig neuere Maßstäbe auf den damaligen „Patriotismus" passen, sahen wir längst bei Gelegenheit der Jülich-Cleve'schen Erbschaft, wo grade Brandenburg dem Bearner die deutsche Kaiser-

krone hinhielt. Nicht anders machte es der Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Anfang der achtziger Jahre, Ludwig XIV. gegenüber. Seine Haltung war in diesem Punkte um nichts besser als die von Kur-Köln und Kur-Mainz. Als Friedrich III. um die preußische Königskrone warb, nahm der Kaiser Leopold Anstand. Ein Wahlkönig in Polen schien ihm noch annehmbar; aber ein erblicher König von Preußen, ein bleibender König in Berlin: das war ihm bedenklich. Als der Kurfürst sich durch diese Zögerung verletzt fühlte, schickte er einen außerordentlichen Gesandten nach Paris. Der spanische Erbfolgekrieg hing über dem Kaiser; die brandenburgische Kriegsmacht war nicht zu verachten; auf eine Bevölkerung von $1^1/_2$ Millionen Seelen 40,000 Mann — am 16. Nov. 1700 gab der Kaiser nach und der Kurfürst wurde — König von Preußen.

Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz innerhalb derselben Nation denken, als der im 17. Jahrhundert mit wachsender Deutlichkeit und Bedeutsamkeit hervortretende zwischen dem Habsburgischen Oesterreich und dem Hohenzollern'schen Brandenburg. Dort ein behagliches, fahrlässiges, spanisch-vornehmes Wesen; hier ein langsames, vorsichtiges, militär-strammes Aufstreben. Dort ein fatalistisches Ausruhen auf der breiten Tradition und ein hartnäckiges Beharren bei dem alten Glauben; hier eine stete Unruhe und kluge Accommodation an die neue Geistesrichtung. Dort die Speculation auf Wiederbelebung der katholischen Weltmonarchie unter dem Aushängeschild des Kaiserthums; hier das consequente Trachten nach Gründung eines neuen Staates und nach Durchbrechung der hergebrachten Reichsschranken. Dort eine ziemlich compacte Ländermasse, die mit Ausnahme von Vorder-Oesterreich geographisch leidlich zusammenhing; hier das unablässige Bestreben, das Entlegenste zu erwerben und durch den bloßen Staatsbegriff zusammenzuschweißen. Zusammenheirathen, Zusammenkaufen

und Zusammenerobern verstanden sie beide, in den Mitteln zum Zwecke war keins wählerisch; aber in der Ausnutzung des Erworbenen unterschieden sie sich himmelweit. Oesterreich verlor sich in lauter Mitteln, und diese waren oft so unpraktisch wie möglich; Brandenburg war durchweg zweckmäßig praktisch. Die Romantik hatten beide abgestreift; aber Oesterreich liebäugelte noch mit abgelebten Traditionen, während Brandenburg absolut nüchtern zu Werke ging. Wie wäre es sonst denkbar, daß die österreichische Hausmacht nicht Herrin über den zerrissenen Länderbesitz Brandenburgs geworden ist!

Die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen, durch eine Doppelheirath gesichert, realisirte sich 1618 beim Tode des blödsinnigen Herzogs Albert Friedrich; Kurfürst Johann Sigismund wurde Herzog. 1609, beim Tode Herzog Johann Wilhelms von Jülich-Cleve-Berg hatte sich eine neue Erbschaft aufgethan, die mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zu theilen war. Johann Sigismund überwarf sich mit dem jungen Pfalzgrafen, der sein Schwiegersohn werden sollte; dieser heirathete die Schwester des bayerischen Maximilian und den Schutz der Liga. Johann Sigismund näherte sich den calvinistischen Holländern und wurde reformirt. Der Erbstreit wurde erst 1666 definitiv ausgeglichen, Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg.

Seit dem Kurfürsten Joachim 1539 war Brandenburg lutherisch gewesen, und zwar nach der strengen Observanz. Crucifixe, Altäre, Weihwasser wurden beibehalten; die lutherische Abendmahlslehre war unerläßlich. Alles reformirte Wesen wurde strengstens verpönt, unter Johann Georg am strengsten. Joachim Friedrich dachte für seine Person milder, mußte sich aber vor den Landständen und der Geistlichkeit hüten. Da wurde nun Johann Sigismund 1619 reformirt, Ranke sagt vorsichtig, „aus Ueberzeugung und aus politischen Gründen". Es wäre nicht allein die Rücksicht auf Holland gewesen, sondern auch das Streben nach Befreiung der landesherrlichen

Macht von den Einflüssen der ständischen und geistlichen Corporationen. Die lutherischen Geistlichen opponirten heftig, organisirten einen wahren Feldzug gegen die Reformirten; es erfolgte ein scharfes Edict wider die Kanzeln — vergebens. Vergebens versicherte auch der Kurfürst, jeden in seinem Gewissen unbehelligt zu lassen. Die Mark und das Herzogthum blieben steif lutherisch.

Am Ende des Jahres 1619 folgte der schwache Georg Wilhelm. Er wurde mit den Landständen nicht fertig und machte den katholischen Grafen Adam Schwarzenberg, der immer gut kaiserlich blieb, zum Kanzler, weil ein Katholik nicht so verhaßt war wie ein Reformirter. Gustav Adolf durchschaute sehr genau den Mißgriff. Der „Hort des Protestantismus" spielte im 30jährigen Kriege eine gar traurige Rolle.

Im schwedisch-polnischen Kriege wurde das Herzogthum Preußen verwüstet; im niederdeutschen Kriege suchten Mannsfeldt und Wallenstein die Mark heim. Gustav Adolf mußte sich den Durchzug mühsam erzwingen. 1635 trat der Kurfürst dem Prager Frieden bei, wofür die Schweden ins Land fielen und 12 Jahre darin hausten. Georg Wilhelm starb auf der Flucht in Ostpreußen, Brandenburg war eine Einöde, Berlin entvölkert.

1640 folgte der tüchtigste aller brandenburg-preußischen Herrscher, der wahre Grundleger der Monarchie, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Gustav Adolf, sein Oheim, hatte ihn schon 1631 erkannt, und der Oheim wurde des Neffen Ideal. Er lag in seiner Jugend emsig dem Studium ob und trieb auf der Universität Leyden ernstlich Geschichte und Sprachen. Im Haag, wo sein späterer Schwiegervater Friedrich Heinrich von Oranien als Erbstatthalter residirte, lernte er neben der holländischen Kriegskunst auch die Feinheiten der damaligen Staatskunst kennen.

Als Kurfürst schloß er Waffenstillstand mit den Schweden und beseitigte den fatalen Schwarzenberg sammt seinem nichtsnutzigen Anhange. Die Armee säuberte er bis auf 3000

Mann, den Kern eines zukünftigen Heeres. Im Jahre 1646 führte er seine Cousine Luise Henriette von Oranien heim, nachdem sich der hochpolitische Plan einer Verbindung mit der schwedischen Christine, zu beiderseitigem Glück, zerschlagen hatte.

Im Westfälischen Frieden drang der Kurfürst auf die Gleichberechtigung der Reformirten. Er strebte die Versöhnung zwischen den protestantischen Confessionen ernstlich an, traf jedoch auf unbeugsamen Widerstand bei den Lutheranern.

Schon seit dem Jahre 1655 hatte Friedrich Wilhelm seine militärisch-diplomatische Bedeutung gezeigt. Karl Gustav von Zweibrücken war der Königin Christine auf dem schwedischen Throne gefolgt. Verdrossen darüber, daß Johann Casimir von Polen, der Nachkomme des schwedischen Sigmund, seine Ansprüche auf die schwedische Krone nicht fahren ließ, vom Kriegs- und Eroberungsgeiste getrieben, überzog er Polen mit einer Armee und rückte bis Krakau vor. Friedrich Wilhelm, der sein Heer auf 26,000 Mann mit 72 Geschützen gebracht hatte, schloß ein Vertheidigungs-Bündniß mit den polnischen Städten in Westpreußen. Karl Gustav aber rückte vor Königsberg und zwang den Kurfürsten zur Lehenspflicht für das Herzogthum Preußen. Als das eine Mittel versagt hatte, warf sich der Kurfürst auf die andere Seite und schloß 1656 ein Bündniß mit Schweden. Die Schlacht bei Warschau wurde von den neuen Verbündeten nach dreitägigem Ringen gewonnen, und zum Dank hob Karl Gustav im Vertrage von Labiau das preußische Lehensverhältniß auf. Der Kurfürst war souveräner Herzog. Aber Polen hatte sein Recht noch nicht aufgegeben. Als daher Karl Gustav mit Dänemark Krieg bekam, warf sich der Kurfürst wieder herum und schloß 1657 mit Polen den Vertrag von Wehlau: Anerkennung der preußischen Souveränität gegen Herausgabe von Ermeland und Verzicht auf Westpreußen. Dann kam die Allianz mit Dänemark und Holland gegen Schweden. Zu Oliva (bei Danzig) erkannte Schweden 1660 auch den Wehlauer Vertrag an. Der Kurfürst hatte auf sa-

rt

seinen Zweck in den trüben Wassern gefischt. Polen entsagte allen Ansprüchen auf Schweden, verlor Esthland und fast ganz Lievland und gab die Kosaken auf. Das Königreich sank zusehends von seiner Höhe herab. 1667, im Frieden von Andrussow, ging Severien und Smolensk an Rußland verloren. Johann Casimir sagte auf dem Reichstage von 1661 die Zukunft fast wörtlich voraus: „Gott wolle, daß ich ein falscher Prophet sei; aber wenn Ihr Euch nicht beeilt dem Unglück abzuhelfen, welches Eure angeblich freien Wahlen über das Land bringen, wenn Ihr Euern persönlichen Privilegien (das liberum Veto eines Einzigen genügte, seit 1652, alle Beschlüsse des Reichstages nichtig zu machen), so wird dieses edle Königreich eine Beute der Völker werden. Der Moskoviter wird Euch Ruthenien und Littauen entreißen, der Brandenburger sich Westpreußens und Posens bemächtigen, und Oesterreich, loyaler als diese beiden Mächte, wird genöthigt sein es ihnen gleichzuthun, es wird Krakau und Polen nehmen." Es giebt eben Völker, bei denen Kassandra die Stelle einer Heroldin einnimmt. Bot doch schon Karl Gustav von Schweden dem Kaiser und dem Kurfürsten von Brandenburg eine Theilung Polens an, bei welcher der Kurfürst statt Hinterpommerns Polnisch-Preußen erhalten sollte.

Das Markten und Feilschen im holländischen Kriege ist uns bereits bekannt. Zuerst Einverständniß mit Holland und Frankreich, dann Frieden von Vossem; hierauf Betheiligung am Reichskriege, Einfall der Schweden in die Kurmark.

In dem Feldzuge gegen Schweden offenbarte sich eine ungeahnte militärische Kraft und Tüchtigkeit. Die in Brandenburg unter der Maske der Freundschaft eingerückten Schweden begannen sich dort häuslich einzurichten, erhoben Steuern und Contributionen. Die Bauern bewaffneten sich und führten einen Guerillakrieg. Die Schweden rückten vor Spandau und Berlin und zogen auf die Elbe zu, wo Hannover gleichfalls französisch gesinnt war. Da machte sich der Kurfürst am Rhein auf, zog durch Franken und den Thüringerwald und

schickte von Magdeburg aus einen Theil der Infanterie auf Wagen, begleitet von der Reiterei, voraus. Der Havelpaß wurde genommen, die beiden schwedischen Flügel waren getrennt. Die eigentliche Infanterie war noch zurück, aber der tapfere Landgraf von Hessen-Homburg griff am 28. Juni 1675 die doppelt starke schwedische Armee bei Fehrbellin an und vernichtete sie. Fast ganz Pommern wurde erobert. Stralsund, welches Wallenstein in Monaten nicht hatte nehmen können, ergab sich nach 14 Stunden. Die Insel Rügen wurde genommen.

Als der Frieden von Nimwegen bereits im Zuge war, fielen die Schweden von Livland aus in Ostpreußen ein. Der Polenkönig Sobiesky war im Einverständniß. Da flog der Kurfürst Friedrich Wilhelm, wie vom Rhein in die Mark, mit 10,000 Mann heran. Er jagte die Schweden mitten im Winter über das Eis vor sich her bis auf zwei Tagmärsche von Riga. Im Februar 1679 war kein Schwede mehr im Lande. Aber zu Nimwegen hatten die „Federfuchser" Alles verdorben: der Kaiser, Braunschweig und Münster waren dem Kurfürsten abgeneigt; die Etappenstraßen standen den Franzosen offen, sie besetzten Cleve und Créqui stand in Minden. Am 29. Juni kam der Frieden von St. Germain en laye zu Stande; der siegreiche Kurfürst mußte den Schweden ganz Vorpommern bis auf einen schmalen Streifen an der Oder herausgeben.

Des Kurfürsten Feldherren waren neben dem Landgrafen von Hessen-Homburg der Generalfeldmarschall Christian Otto von Sparr, sodann der vom einfachen Reisläufer heraufavancirte ehemalige Schneider Derfflinger, General-Feldzeugmeister und Freiherr. Sein Militär-Diplomat war der aus Holland herübergenommene Graf Georg Friedrich von Waldeck. Dieser hatte zuerst die Idee einer preußisch-deutschen Union, die hundert Jahre später als „Fürstenbund" wieder auftauchte und abermals nach hundert Jahren das preußisch-deutsche Reich wurde.

Zu dem auswärtigen Kriege kam der innere, und zwar in doppelter Gestalt, als confessioneller und als ständischer Krieg. Die Lutheraner hielten noch immer keine Ruhe. Der Kurfürst, der die Universität Frankfurt a/O., die specifisch märkische Hochschule, reorganisirte und die reformirte Universität Duisburg gründete, verbot seinen Theologen den Besuch von Wittenberg. Von den Predigern verlangte er im September 1664 einen Revers, in welchem sie sich verpflichteten, auf der Kanzel nicht zu schmähen und keinen Streit über die Gnadenwahl zu erheben. Den Exorcismus bei der Taufe stellte er frei. Der Revers fand heftigen Widerspruch; wer ihm namentlich die Unterschrift verweigerte und sich in Rede und Schrift unbotmäßig äußerte, war kein anderer als der Fürst der geistlichen Liederdichter, Paul Gerhard, Prediger zu Berlin. Der Kurfürst entsetzte ihn seines Amtes. Dagegen petitionirten die Berliner Stadtverordneten und die Vorsteher von sechs Gewerken. Der Kurfürst rescribirte von Cleve aus: von Paul Gerhards „sonderbarer Frömmigkeit" sei ihm nichts bekannt; der Prediger möge den Revers unterschreiben. Später bezeigte sich jedoch der Kurfürst sehr milde, indem er den Widerspenstigen (1667) wieder in sein Amt einsetzte. Der streng orthodoxe Lutheraner wollte aber wissen, wie er die Restitution zu verstehen habe. Da verordnete der Kurfürst die Einladung von Probepredigern für die erledigte Stelle. Paul Gerhard wanderte aus, erhielt jedoch reichliche Unterstützung von vornehmen Glaubensgenossen, so ein Jahrgehalt vom Herzog von Sachsen-Merseburg, und starb 1676 zu Lübben.

Noch heftigere Opposition erhob sich gegen den Absolutismus des Kurfürsten von Seite der Stände, namentlich der zähen ostpreußischen. Die Zeit war, theils in Folge der Reichsverfassung, wie wir schon bemerkten, theils durch die allgemeine politische Constellation, dem ständischen Wesen nicht günstig. Die Restauration in England hatte das Parlament von seiner souveränen Höhe gestürzt; in Frankreich herrschte der Einzelwille; in Dänemark und Schweden wurden die

alten „Freiheiten und Privilegien“ gebrochen; in Holland ſtand den Hochmögenden das Oranierthum beſchränkend gegenüber. Ganz natürlich mußten die Stände mit ihren alten corporativen Rechten der ſtaatsgründenden Tendenz des Kurfürſten im Wege ſtehen, der vor Allem ſeine Souveränität wie einen Rocher de bronze ſtabiliren und die Sorge für das Ganze auf ſich nehmen wollte. Im fertigen Militärſtaate iſt der Parlamentarismus ſtets das Mädchen aus der Fremde; wie unleidlich muß dieſe Erſcheinung erſt im werdenden ſein! Und die Exceſſe der ſtändiſchen Vertretung in dem benachbarten Polen wirkten obendrein als abſchreckendes Beiſpiel.

Fehler wurden in dem oſtpreußiſchen Conflict auf beiden Seiten begangen. Der Kurfürſt trat aus dem herkömmlichen Geſetz heraus, um ſich beim Erfolge die Indemnität zu holen. Er umging die Stände. Dieſe proteſtirten; aber der ſtändiſche Schöppenmeiſter von Königsberg, Hieronymus Rhode, und der Oberſt Chriſtian Ludwig von Kalkſtein vergaßen ſich ſo weit, bei dem Warſchauer Hofe Hülfe zu ſuchen, der doch ſeit dem Frieden von Oliva gar nichts mehr drein zu reden hatte. In Königsberg ſagte man grade wie in Ungarn: „es ſei härter als türkiſch regiert zu werden!“ Es kam zu ſtürmiſchen Debatten, die Drohung mit „Landespreisgebung“ wurde ausgeſtoßen. Rüſtungen fanden ſtatt; der Kurfürſt umzingelte Königsberg, Polen wollte den Ständen zu Hülfe kommen.

Das war 1661. Im folgenden Jahre wurde Rhode gefangen und blieb bis zu ſeinem Tode 1678 im Kerker. Endlich gaben beide Theile nach, die „Aſſecuration“, das Compromiß, die Vereinbarung kam zu Stande. Bei der Huldigung fehlte Kalkſtein, er wurde gefangen genommen, zu ewigem Kerker begnadigt und ein Jahr nachher, 1667, freigelaſſen. Er ſchwur Urfehde. Trotzdem begab er ſich nach Warſchau, wo auch der Sohn des Schöppenmeiſters Rohde weilte. Der Kurfürſt verlangte Kalkſteins Auslieferung und zog ſogar den Reichstag ins Mittel. Da es damit gute Wege hatte, ſo

ließ der preußische Resident in Warschau kurzer Hand den Kalkstein aufgreifen und schickte ihn nach Preußen, machte sich aber zugleich selbst aus dem Staube. Kalkstein wurde 1671 in Memel enthauptet.

Zu der großen Aufregung der Gemüther, welche diese Vorgänge hervorriefen, gesellte sich der steigende Unwillen über die Höhe der eingeforderten Steuern. Der Kurfürst brachte das Staatseinkommen auf $2^1/_2$ Mill. Thaler, bei einer Bevölkerung von $1^1/_2$ Mill. Seelen; die Hälfte ging auf die Armee. Zudem verwandelte sich die Soldatenwerbung allmählich in eine mehr oder minder gewaltsame Conscription, da der Kurfürst nur Soldaten aus dem eigenen Lande wollte und die Offiziersstellen meist mit seinem Adel besetzte. Auch das „Volk in Waffen" schwebte ihm bereits in roher Form vor.

Um den Städten ihre schweren Lasten zu erleichtern, verlieh ihnen der Kurfürst 1667 das Recht der Accise, jene von den Holländern aufgebrachte Ergänzung der directen Abgaben, welche nach dem Product noch einmal die Verzehrung des Productes trifft, und zwar im umgekehrten Verhältniß der Kaufkraft des Verzehrers.

Unermüdlich war im Uebrigen der absolute Herr von Brandenburg und Preußen, die Wunden des 30jährigen und des schwedischen Krieges zu heilen. Er betrieb die Volkswirthschaft als Haus- und Hofwirthschaft. Ackerbau, Gewerbe und Handel zu beleben, ließ er sich unausgesetzt angelegen sein. Sehr zu statten kam ihm dabei seine holländische Erfahrung und die Mitwirkung seiner vortrefflichen Gattin Luise Henriette. Er ordnete die Domänen und holte holländische Colonisten herbei, welche rationelle Agrikultur und Viehzucht einbürgerten. Er ließ desgleichen Baumeister, Zimmerleute, Stempelschneider, Maler und Bildhauer aus Holland kommen. Auch die classischen preußischen Verwaltungsbeamten sehen wir unter dieser Regierung schon auftreten, so in Cleve-Mark den Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen.

Unter Friedrich Wilhelm wurde der Canal zwischen Spree

und Elbe gegraben. Obgleich ihm die Ostsee noch ziemlich versperrt blieb, dachte er doch an die Gründung einer Marine — auch die erste Idee zur preußisch-deutschen Flotte hat er gegeben. In den 70er Jahren erhielt der Holländer Benjamin Raule die Erlaubniß, Kaperschiffe gegen Schweden auszurüsten. An diesen Anfang schloß sich 1681 die Handelsspeculation auf Westafrika. 1682 ließ der Kurfürst zwei Fregatten bauen und sandte den Kammerjunker Otto v. d. Gröben zur Anlegung von Befestigungen an die Goldküste. In der Nähe des Berges Mamfort wurde Groß-Friedrichsburg gegründet, am 2. Januar 1683 die brandenburgische Flagge dort aufgesteckt. Die Eingebornen schwuren Treue und der Commandant gelobte ihnen Schutz. Die feierliche Handlung hieß „Fetisiesaufen". Der „Fetisie" war eine Schale Branntwein mit Schießpulver oder mit Wermuth und Violensaft. — Im Jahre 1720 überließ Friedrich Wilhelm I., der Präsident des Tabaks-Collegiums, den neidischen Holländern die erste und einzige deutsche Colonie. Sie war unglücklich genug gewählt, die Localfieber fraßen die Europäer. —

Der außerordentliche Mann interessirte sich sogar für — China. Ihm verdankt die gelehrte Welt die erste Sammlung chinesischer Werke, welche nach ihm vervollständigt wurde.

Friedrich Wilhelm brachte Berlin von 6000 Einwohnern auf 28,000; er legte die Linden und den Lustgarten an; unter ihm erschien die erste Zeitung in Berlin.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der russische Czar Peter sich den Großen Kurfürsten zum Muster nahm, als er sein barbarisches Volk und Land mit Gewalt zu civilisiren suchte. Sollte denn nicht, wenn ein energischer Einzelwille die Mark Brandenburg in ein gesittetes Land zu verwandeln vermochte, dasselbe in Moskovien möglich sein?

Fest in seinem protestantischen Glauben, fühlte der Kurfürst eine Cromwell'sche Regung in sich, als die Valdesier in Piemont so schmählich verfolgt wurden. Aber er stand ein ganzes Menschenalter höher als der englische Protector, indem

er auch für die bedrückten Katholiken in Livland, Groningen und Westfriesland eintrat. Er nahm die Socinianer, Arianer und Mennoniten aus dem jesuitisch gewordenen Polen auf; er bereitete 7000 hugenottischen Flüchtlingen aus Frankreich ein neues Heim. Das ererbte Jülich-Cleve'sche Gebiet ist nicht mit Unrecht ein „interconfessionelles Kleindeutschland" genannt worden. Nicht einmal vor den Jesuiten fürchtete man sich in Berlin; die PP. Volta und Wolff gingen im Schlosse ein und aus und wurden zu diplomatischen Missionen verwendet. Der Kurfürst ließ auch zum erstenmale seit einem Jahrhundert wieder Juden zu. Wenn er die polnische Krone zweimal „um der ewigen Seligkeit willen" ausschlug, so waltete doch auch berechtigtes irdisches Bedenken gegen den Marterreif ob.

Noch aufgeklärter als der Kurfürst, ja naiv freigeistig zeigten sich die Bauern des Amtes Ragnit, als sie im Jahre 1663 bei der Besitzergreifung den Kurfürsten ersuchten, er möge doch das Kirchengehen und Beten nach der Zahl der Hufen umlegen und den Armen nicht so sehr beschweren wie den Reichen. Also eine progressive Frömmigkeitssteuer! —

Leider starb die Kurfürstin schon sehr früh und ihre Nachfolgerin, Sophie Dorothea von Holstein-Glücksburg, zog sich, wenig populär, in die Potsdamer Abgeschiedenheit zurück.

Der Abschluß des vielbewegten, thatenreichen Lebens des Kurfürsten gestaltete sich trübe. Seinen ältesten Sohn verlor er schon 1674. Mit dem nunmehrigen Kurprinzen, dem spätern Friedrich III., stand er nicht besser als Friedrich Wilhelm I. mit seinem Kronprinzen. Der Kurfürst dachte zuerst an Enterbung; der Kurprinz entfloh, wie später Kronprinz Friedrich. Ja der Kronfürst wurde so verstimmt, daß er fast die Mission seines Hauses aufs Spiel gesetzt hätte: die Bildung eines Sturmbocks gegen das morsche Reich. Trotz der Versöhnung mit dem Kurprinzen testirte er im Jahr 1686 die Theilung des Staates unter der Souveränität des künftigen Kurfürsten. Der Streit mit Oesterreich um die

schlesischen Besitzungen Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, stand grade damals auf der Tagesordnung. Friedrich Wilhelm war müde; er ließ Liegnitz, Brieg und Wohlau von Oesterreich einziehen und schloß am 22. März 1686 einen Vertrag mit dem Kaiser, worin dieser den Kreis Schwiebus gegen Jägerndorf abtrat, Brandenburg aber versprach, einen Erzherzog zum Kaiser zu wählen, in Spanien die Rechte der deutschen Linie Habsburg zu unterstützen und gegen Subsidien Hülfstruppen nach Ungarn zu senden. Das blieb vorläufig geheim, noch geheimer, daß der Kurprinz versprach, Schwiebus zurückzuerstatten, wenn er zur Regierung gelangt sein würde. Der Kurprinz hielt 1695 sein Wort. Das Testament des Vaters aber wurde nicht executirt.

Kurfürst Friedrich Wilhelm starb im Jahre 1688, nach 44jähriger Regierung. Er hatte sein Land von 1444 Quadratmeilen auf 2046 — das östliche Hinterpommern, Halberstadt, Minden, Cammin, Magdeburg, Erzstift und später die Stadt, waren hinzugekommen — die Einkünfte auf das Fünffache gebracht. Auch die Königsidee war in seinem Haupte entsprungen.

Auf ihn folgte Friedrich III., der Prächtige und der Glückliche. Weder im Cabinett noch im Felde zu Hause, wurde er doch Mehrer des Reichs und an seinen Namen knüpft sich die Einführung höherer Bildung, der Wissenschaft und Kunst in Preußen.

Er förderte den liberalen Staatsstreich des Oraniers in England, stand im Orleanskriege zum Kaiser, ärntete aber zu Ryswik Undank, wofür der stolze Minister Eberhard von Dankelmann zehn Jahre im Gefängniß saß. Die Herrschaft über den Kurfürsten und König übte von 1697 an der Pfälzer Karl von Wartenberg, zu dem sich später Wartensleben und Wittgenstein gesellten, so daß das Volk von einem „dreifachen Weh" sprach.

Bei all' den Standeserhöhungen ringsum, von Warschau bis London, wollte der prächtige Friedrich nicht zurückbleiben.

Er verhandelte wegen des Königstitels für das Herzogthum Preußen. Der Sachse meinte, er solle den Papst angehen und dann katholisch werden! Der spanische Erbfolgekrieg und eine Insinuation nach Paris halfen. Der Kaiser gab nach und am 18. Januar 1701 wurde die Krönung zu Königsberg mit unerhörter Pracht vollzogen. Ueber dem rothen Adler erhob sich der schwarze, einst vom Kaiser den Deutschen Ordensrittern in Preußen verliehen. Den tapfern preußischen Truppen, die dem Kaiser reichlichen Dank abstatteten, werden wir demnächst begegnen.

Im Innern wurde die Agrikultur-Politik des Großen Kurfürsten weiter verfolgt. Der einsichtsvolle Christian Friedrich Luben von Wulffen begann mit der größern Parcellirung der Domänen und mit der Einführung der Erbpacht. Er beabsichtigte die Ablösung der sogen. Vorwerke durch die Pächter. Freie Bauern, mehr noch freilich die Vermehrung der Bevölkerung, war sein Ziel. Leider ging man im 18. Jahrhundert wieder auf die Zeitpacht zurück.

War es dem Kurfürsten und Könige mehr um Pracht und Prunk zu thun und hätte er sich zur Noth mit der Ceremonien-Poesie eines Herrn v. Besser begnügt, so glänzte seine Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover — Charlottenburg ist nach ihr benannt — durch tiefere und feine Bildung. Sie hatte von ihrer Mutter Sophie, der Correspondentin der Liselotte, eine vortreffliche Erziehung erhalten und suchte sich im Umgang und brieflichen Verkehr mit den größten Geistern der Zeit beständig weiter zu bilden. Sie darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn es sich von Kunst und Wissenschaft unter Friedrich III. und I. handelt.

1692 entstand zu Halle die wahrhaft preußische Staats-Universität. Sie machte Front gegen Wittenberg und Leipzig, gegen die Orthodoxie des Lutherthums wie gegen die verzopfte Juristerei; sie wurde die hohe Schule für aufgeklärte Geistliche und für staatsbewußte pflichtstramme Beamten. Thomasius und Hermann Franke, beide aus Leipzig vertrieben,

später Christ. Wolf, waren die Koryphäen des Katheders und der Kanzel.

In Berlin wurde eine Akademie der bildenden Künste und durch Leibniz die „Societät der Wissenschaften" gegründet. Mathematik, Physik und Sprachenkunde kamen in Aufnahme. Andreas Schlüter, der letzte Repräsentant des antiken Formenbewußtseins, gleich groß als Bildhauer wie als Architekt, gab dem jungen Königthum die Weihe der Kunst. Er gestaltete das Alte Schloß in großartiger Weise um; er schuf die imposante Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der neuen Langen Brücke; er schmückte das Alte Schloß mit herrlichen Reliefs und das von Nehring erbaute Zeughaus mit den Köpfen der sterbenden Krieger. Hat man noch den etwas spätern Rafael Donner in Wien genannt, so ist vorläufig von der Plastik das letzte Wort gesagt.

Als die Königin 1705 starb, bot der Gemahl alle erdenkliche Pracht zu Ehren der Verstorbenen und zu seinem eigenen Trost auf: 5 Monate lang wurde das Leichenbegängniß vorbereitet, der Katafalk allein kostete 80,000 Thaler.

Friedrich der Prächtige war Mehrer des Reichs. Im Jahre 1697 kaufte er die Schirmvogtei über das Stift Quedlinburg und die Stadt Nordhausen von Sachsen; Elbing, das ihm von Polen als Pfand versetzt war, nahm er 1698 mit Gewalt. Die Souveränität über Neuchâtel und Valengin, die ihm rechtlich nach dem Tode des Oraniers als Erben seiner Mutter zugefallen war, wurde ihm im Frieden von Utrecht förmlich zuerkannt. In Utrecht wurde ihm ferner Obergeldern zugesprochen. 1702 waren aus der Oranischen Erbschaft noch die Grafschaften Mörs, Lingen und Tecklenburg heimgefallen; das Fehlende wurde gekauft. Die Anerkennung der Königswürde endlich erfolgte gleichfalls zu Utrecht von Seiten aller Paciscenten; nur der Papst wartete bis — 1787.

So standen die Dinge in Deutschland, als der Weltkrieg um die spanische Erbschaft ausbrach.

Der ſpaniſche Erbfolgekrieg. Ludwigs XIV. Ausgang.

Der ſpaniſche Erbfolgekrieg iſt von unſerer ſäcularen Periode nicht abzutrennen, obwohl er chronologiſch ganz ins 18. Jahrhundert gehört. Er bildet das Ende der Regierung Ludwigs XIV. und bringt keinen neuen Factor auf die Weltbühne, wie dies der große Nordiſche Krieg that. Uns intereſſirt er nach drei Seiten hin: einmal findet das franzöſiſche Kriegsvirtuoſenthum nicht nur ſeinesgleichen, ſondern ſeine Meiſter; ſodann richtet die abſolute Einherrſchaft das reichſte Land Europas zu Grunde und bereitet durch ihre wahnſinnige Ueberſtürzung auf die Begier nach neuen Dingen vor; endlich kündigen ſich dieſe neuen Dinge, nicht etwa durch Réfugiés im ſichern Auslande, ſondern durch den Mund der loyalſten Männer des Inlandes an; die Kette der Lafontaine, La Bruyère und Fontenelle ſchließt ſich.

Der wahre Grund des 13jährigen, längſten und blutigſten Krieges, den Ludwig XIV. geführt, iſt das Streben nach Uebermacht, nach Präponderanz in Europa, nach Ausdehnung der franzöſiſchen Gewalt bis an die Gränzen Afrikas und über den neuen Continent. Das verſtanden ſchon damals die Börſen als meteorologiſche Stationen der Finanzwerthe. Die geſuchte und gefundene Veranlaſſung zum Ausbruch bot ein verwirrter und langweiliger Erbſchaftsſtreit.

Wir kennen den Heißhunger der Bourbons nach dem

Erbe der Habsburger schon längst. Die Verheirathung des knabenhaften Ludwigs XIII. mit der spanischen Anna, bald nach dem Tode Heinrichs IV., zeigte uns bereits die Richtung des Steuers. Mazarin wiederholte den Curs, als er die Infantin Maria Thereſe im Pyrenäenfrieden für Ludwig XIV. heimbrachte. Oesterreich versuchte vergebens den Schlag zu pariren, indem auch Leopold I. dieselbe Maria Thereſe, die älteste Tochter seiner Schwester, zur Gemahlin begehrte.

Diplomatisch wird berichtet, daß die Verzichtleistung der Infantin auf die spanische Erbfolge nicht den spanischen Cortes vorgelegt worden sei, was ihre Rechtsgültigkeit invalidirt habe — zur Notiznahme für diejenigen, welche solche „Verfassungsmäßigkeiten" geringschätzen.

Kaiser Leopold heirathete im December 1663 die jüngere Infantin Margarethe, und in einem geheimen Vertrage hatte Philipp IV., kurz vor seinem Tode, die Erbschaft auf die Gemahlin des Kaisers übertragen, da auf seines eigenen Sohnes Leben oder gar auf dessen Nachkommenschaft gar nichts gegeben wurde.

Im September 1665 wurde dennoch Karl II. nomineller König von Spanien. Unter ihm hörte die Intrigue um die Erbschaft gar nicht mehr auf. Er lebte zwar bis zum Jahre 1700, aber kaum mehr als ein Scheinleben. Eine wahre Jammergestalt schlich und stolperte der Erbe Karls V. durch ein Vierteljahrhundert dahin. Der ziemlich phrasenhafte Castelar, der viel in Victor Hugo'schen Antitheſen macht, thut hier des Guten oder vielmehr des Schlimmen kaum zu viel, wenn er den letzten Habsburger also malt: „Karl konnte Scepter und Schwert kaum in verwitterten Händen tragen; er hatte eine geisterhafte Bläſſe im Antlitz, todtes Haar auf leerem Haupte, erloschene Augen; er war ein Schatten von Schatten, welche Gräber heimsuchen und von Hexen- und Zauberkraft gequält werden." Man vergleiche dazu das Bild von Juan Careño (Galerie Harrach zu Wien).

Nüchternere Autoren, wie z. B. Gädicke in der „Politik

Oesterreichs und der spanische Erbfolgekrieg" geben mit realistischen Mitteln ein noch packenderes Bild des letzten Habsburgers in Spanien: Geradezu dumm war der König nicht, aber eben so krank wie bigott. Heißhungrig verschlang er Alles; seine beiden Kinnladen paßten nicht auf einander, er kaute also nicht und verdaute nicht. Sein Schlund war so weit, daß er Magen und Leber eines Huhns auf einmal schluckte. Er litt an Kolik, Schwindel und Ohnmacht. Die Aerzte gaben ihm eine Zeit lang Hühner, mit Vipernfleisch gefüttert. Zu Zeiten erhob er sich gewaltsam vom Lager, um eine Procession mitzumachen, und fiel sich blaue Augen. In seinem Todesjahre noch ließ er einen Teufelsbanner aus Deutschland kommen, der ihm den bösen Geist austreiben sollte. Bei der Oeffnung der Leiche fand sich ein Herz groß wie ein Taubenei, die Leber fast verfault, darin ein Stein von der Größe einer gebrannten Kaffeebohne.

Fügen wir noch einzelne Züge aus Buckle's Schilderung hinzu: Mit 35 Jahren hatte Karl Haar und Augenbrauen verloren; er war vom Schlage gelähmt, epileptisch und impotent. Er sah aus wie ein faselnder Idiot. Er kannte die Provinzen und Städte seines Landes nicht einmal dem Namen nach. Er bedauerte die Engländer, daß sie Städte verlören, die doch in seinem Reiche lagen. Er ging nur mit seinem Beichtvater zu Bett, zwei Mönche mußten die ganze Nacht bei ihm wachen. Die Dynastie endete im sterilen Blödsinn.

Gleich nach Philipps IV. Tode machte Ludwig XIV. das „Devolutionsrecht" für Flandern und Brabant geltend, woraus sein erster Krieg entstand, dem die Tripelallianz ein Ziel setzte. Aber gleichzeitig mit dem Aachener Frieden schloß auch Ludwig den Theilungsvertrag mit Oesterreich ab, wodurch sich der Kaiser eine gewaltige Blöße gab.

Als sich Oesterreich, besser berathen, im holländischen Kriege gegen Frankreich erklärte, veröffentlichte Ludwig den Theilungsvertrag, der in Spanien natürlich böses Blut machte.

Durch den Frieden von Nimwegen wurde eine Prinzessin von Orleans die erste Gemahlin Karls II. Die französischen Chancen stiegen wieder; aber die Königin machte sich gründlich verhaßt und wurde vom Nationalhasse der ärgsten Dinge beschuldigt.

Als die „Reunionskammern" ihre Pflicht gethan und die Spanier Luxemburg verloren hatten, heirathete die Tochter des Kaisers, Maria Antonia, im Jahre 1685 den tapfern Max Emanuel von Bayern. Auch sie verzichtete auf die spanische Erbschaft. Max Emanuel aber steckte sich hinter die Königin-Mutter von Spanien und wurde im Jahre 1691 Statthalter der spanischen Niederlande, wo er in pompöser Popularität regierte. König Karl war ihm überaus gewogen.

Unterdeß war der Oranier König von England geworden und der Gedanke seines Lebens: das französische Uebergewicht zu brechen, trieb ihn schon im Jahre 1689 zu einem Vertrage mit Oesterreich, worin dem zweiten Sohn des Kaisers die spanische Erbschaft garantirt wurde. Hätte der Kaiser nur bessere Diplomaten, Truppen, Entschluß und — Geld gehabt!

Im Jahre 1692 gebar die von ihrem Gemahl getrennte Kurfürstin Maria Antonia in Wien einen Sohn, den Kurprinzen Joseph Ferdinand. Sie starb im selben Jahre, verzichtete aber vor ihrem Tode noch einmal feierlich auf alle spanischen Erbansprüche für sich, ihre Kinder und Nachkommen. Sie handelte österreichisch.

Dessen ungeachtet wuchs in Madrid eine bayerische Partei heran; Oesterreich war dort weniger durch seinen Gesandten als durch die zweite Gemahlin des Königs, durch Marie Anna von Pfalz-Neuburg vertreten. Sie war schön und unternehmend, aber ebenso hochfahrend und unstet; sie beherrschte natürlich den König, wurde aber dafür wieder durch die Gräfin Berlepsch und den Tiroler Pater Gabriel geleitet. Ihre Krankheit benutzte die bayerische Partei, um ein Testa-

ment des Königs zu Gunsten des bayerischen Kurprinzen zu erlangen. Als die Königin genesen war, zerriß sie das Testament und verlangte die Zusage ihres Gemahls, daß der Erzherzog Karl mit 10—12,000 Mann nach Madrid kommen dürfe. Es kamen aber keine Truppen, aus guten Gründen.

Während des Orleanskrieges kreuzten sich die Cabalen in Madrid im bunten Wechselspiel. Die Corruption in der spanischen Hauptstadt war aufs Höchste gestiegen. Ein bayerischer Agent schrieb an den Minister Prielmayer nach München, wo der kleine Kurprinz lebte: „Ew. Excellenz haben von Madrid gar keine Wissenschaft; man kann es so schwarz nicht malen, es ist an sich selbst noch viel schwärzer."

Mit dem Ryswiker Frieden bekam Ludwig XIV. freie Hand. Im Frühjahr 1698 erschien zu Madrid der französische Gesandte Marquis d'Harcourt, der jedoch mit seinen 300,000 Livres unter dem Hofpöbel wenig ausrichtete. Aber Ludwig rechnete auf die Fahrlässigkeit und Unentschlossenheit des Kaisers. Leopold that nichts und schickte nicht einmal seinen Sohn Karl, geschweige eine Armee, nach Madrid.

Den Kurfürsten hatte Ludwig schon vorher abzufangen versucht, indem er ihm Neapel und Sicilien anbot, die Länder zwischen Inn und Donau versprach und die deutsche Kaiserkrone in Aussicht stellte. Das wurde vom Kurfürsten zurückgewiesen. Der gekrönte Diplomat sann daher auf eine neue Intrigue.

Am 11. October 1698 ließ sich Ludwig, um die Karten recht zu mischen, zu einem Theilungsvertrag mit England und Holland herbei: der Dauphin bekommt Neapel und Sicilien, sammt den spanischen Pyrenäenabhängen; der Kaiser Mailand, der Kurprinz von Bayern Spanien, Indien und Niederland. Als Karl II. Kunde davon erhielt, machte er im November sein Testament zu Gunsten des Kurprinzen von Bayern als des Universalerben und berief denselben zu sich nach Madrid.

Da erkrankte der sechsjährige Kurprinz Joseph Ferdinand, der bei seinem Vater in Brüssel war, heftig und starb am

6. Februar 1699. Die Sachlage war gänzlich verſchoben und vereinfacht; es konnte ſich nur noch um Frankreich und Oeſterreich handeln. Finſtere Gerüchte gingen um, das abſcheuliche Wort: Poudre de succession wurde laut. Der Verdacht fiel auf den Kaiſer, den erſt die neueſte Quellenforſchung gänzlich davon befreit hat.

Jetzt diplomatiſirte Ludwig mit dem Kaiſer und mit den Seemächten, bot bald dieſen, bald jenen Modus der Vertheilung. Als der Oranier vorſchlug, dem Erzherzog Karl Spanien, die Colonien und die Niederlande, dem Dauphin Neapel und Sicilien zu geben, nahm Ludwig das an, der Kaiſer nicht. Unterdeß arbeitete Ludwig ſtill und nachhaltig zu Madrid an einem letzten Teſtament. Als er dieſes durchgeſetzt hatte und ſein Enkel Philipp von Anjou am 3. October 1700 zum Univerſalerben eingeſetzt war, hatten die Unterhandlungen mit den Mächten natürlich ein Ende, obgleich die Geſandten noch bis zum November 1700 zu Verſailles amuſirt wurden. Das Abkommen mit den Seemächten war in Ludwigs Augen nichtig, da der Kaiſer es verworfen hatte.

Oeſterreich war in Paris ſo ſchlecht bedient wie in Madrid. Der junge Graf Sinzendorff hatte weder Inſtruction noch Inſtructionen und tappte förmlich im Dunkeln. Als Karl II. am 1. November 1700 geſtorben war, wurde Philipp V. unter lautem Jubel in Madrid zum König ausgerufen. Philipp begab ſich ſofort nach Spanien; beim Abſchiede ſagte ihm Ludwig: Dorénavant il n'y a plus de Pyrénées!

Jetzt wollte Oeſterreich unterhandeln — zu ſpät! In London war die Verblüffung ungeheuer. Die Tories hatten die Armee ſo verkürzt, daß Wilhelm alle Luſt verloren, länger in England zu bleiben. Und jetzt wurde der König aufs heftigſte angeklagt, das Intereſſe des Landes verwahrloſt zu haben.

Zum erſtenmale ging ein Papſt mit dem König Ludwig. Dieſer hatte es mittlerweile durch ſeine Kirchenpolitik

wohl verdient, daß Innocenz XII. sich in Madrid für den Herzog von Anjou entschied. Mehr jedoch als auf die geistliche, verließ sich wohl Ludwig auf seine eigene weltliche Macht.

Seine Miliz- oder Provinzialregimenter, 30 an der Zahl, waren so einexercirt, daß sie vollständig in den Rahmen der Feldarmee paßten. Von 1701 an wurde die Loosung allgemein, der Loskauf kostete 75 Livres. Nur die Cavallerie bestand aus Geworbenen. Die französische Armee umfaßte 250,000 Mann Garden, Infanterie und Cavallerie, ein Regiment Royal-Fusiliers, 70 Compagnien Artillerie, 14 Compagnien Royal-Bombardiers, 2 Compagnien Mineurs; dazu 90,000 Mann fremde Truppen: 33,000 Schweizer, 17,000 Irländer, 13,000 Italiener, 12,000 Deutsche, 8000 Wallonen, im Ganzen 340,000 Mann. In diesem Punkte war die neueste Zeit angebrochen!

Madrid jubelte, wie gesagt; es gehörte nicht viel dazu, das Andenken an die letzten Herrscher zu verwischen und den Spaniern den Glauben beizubringen, daß sie jetzt „glücklich gemacht" werden sollten. Elender konnten sie nicht wohl werden.

Alles was wir früher vom spanischen Niedergange erfuhren, war in der letzten Zeit weit überboten worden. Das Land sah ungefähr aus wie Karl II., ein Gespenst ehemaliger Größe. Ein unverhältnißmäßiger Reichthum in wenigen Händen, der unverschämteste und massivste Luxus auf einzelnen Höhepunkten; in der ganzen weiten Ebene der wörtlichste Bettelstolz. Jeder Handwerker wollte ein Hidalgo sein, d. h. keine Steuer bezahlen, und ließ sich als Don Ranudo Colubrados adeln.

Von den 8 Millionen Einwohnern des Jahres 1600 waren noch 5,700,000 übrig. Die ungeheure Anzahl der Bisthümer, Klöster, Bruderschaften, Civildiener und Beamten war seit den Tagen Philipps II. noch bedeutend gestiegen. Ein Drittel der Bevölkerung faulenzte im Dienst der Kirche, ein Drittel des Jahres war Feiertag.

Von Industrie kaum noch die Rede. Die feine Wolle ging aus dem Lande und kam verarbeitet zurück. Der Colonialhandel war fast ganz in fremden Händen; nicht einmal den innern Verkehr besorgte die Nation selbst. Die Silberflotte war beständig zum voraus verschrieben, wie heute die türkischen Staatsgefälle. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse kosteten enorme Summen. In Madrid lebten 60,000 Menschen unter 150,000 von Almosen.

Die Soldaten bettelten, weil sie keine Löhnung erhielten; eine Armee war nicht mehr zusammen zu bringen. Kriegsschiffe gab es eigentlich nicht mehr. Le chapelet d'Espagne défilait. . . .

Kaum hatte sich England zu beruhigen angefangen, weil ja Frankreich selbst nichts von der ungeheuern Beute erhielt, vor Allem nicht Neapel und Sicilien, wie es in dem Theilungsplane gelegen, als Ludwig XIV. diesen Traum zerstörte. Er ließ zur Unterstützung seines Enkels marschiren, zugleich im Norden und im Süden. Der Kurfürst von Bayern lieferte ihm die Niederlande geradezu aus. Ludwig besetzte Belgien, Mantua und Mailand und stipulirte in Madrid große Handelsvortheile für Frankreich, zum Schaden der Seemächte; in Frankreich bildeten sich bereits Handelscompagnien zur Ausbeutung der spanischen Colonien; das Mittelmeer stand in Gefahr ein mare clausum zu werden. Zudem erklärte Ludwig öffentlich: der neue König von Spanien behalte seine Anwartschaft auf den französischen Thron, d. h. die Pyrenäen könnten möglicherweise abgetragen werden!

Da Ludwig zugleich den Exkönig Jakob II. unterstützte, so entstand große Aufregung in England. Energische Petitionen wurden ans Parlament gerichtet; in einer derselben hieß es: „Die Freisassen von England sind Eure Obern!" Auf solche der echten Volkssouveränität entstammende Worte erweichte sich der harte Sinn des Parlaments; es gewährte dem König Wilhelm die Mittel zur Aufrechterhaltung der „Freiheit Europas." Als Ludwig die geringste Entschädigung für den Kaiser

ausschlug, wurde die „große Allianz“ zwischen England, Holland und dem Kaiser geschlossen, 7. September 1701. Preußen, Hannover, Dänemark, Kurmainz, Kurtrier und Pfalz traten bei. Auf Ludwigs Seite standen Bayern, dem Ludwig alles von Oesterreich zu Erobernde sammt der Rheinpfalz versprach, Kurköln, Braunschweig-Wolfenbüttel, Savoyen.

Der ursprüngliche Plan der „großen Allianz“ war gar nicht so gewaltig; er stellte nur die Nothwendigkeit der Abwehr gegen die Weltmonarchie dar. Italien, so wurde stipulirt, müsse dem Kaiser gehören; die spanischen Colonien sollten an die Seemächte fallen. Dabei konnte Philipp V. ganz ruhig König von Spanien und Herr der Niederlande bleiben und noch dazu eines Tages König von Frankreich werden. Erst später nahm der Kaiser Leopold das ganze Erbe für seinen zweiten Sohn Karl in Anspruch.

Wilhelm von Oranien starb schon 1702, im zweiten Jahre des Krieges, nach langem Kränkeln, kinderlos. Fast immer besiegt, stand er dem französischen Willkürherrscher unbesiegt gegenüber, zäh wie sein Vorfahr, der Schweigsame, gegen Philipp, muthig wie Coligny gegen die Medici, principientreu wie Washington.

Der Krieg, welcher sich jetzt eröffnete, zeigte bald, daß es mit der französischen Siegesgewißheit trotz der colossalen Armee und ihrer musterhaften Organisation nicht mehr so stand wie früher; daß die französischen Marschälle kaum noch die Waffenehre aufrecht zu halten vermochten; daß es noch gewaltigere Taktiker und Strategen gab und daß unter solcher Führung auch andere Truppen „Verve“, „Elan“ und die glänzendste „Bravour“ zu entfalten wußten.

Die beiden größten Kriegshelden der Zeit, die Condé und Turenne im Anfang des 18. Jahrhunderts, waren Prinz Eugen und Marlborough, die Verbündeten und Befreundeten. Den Prinzen Eugen haben wir auf einem frühern Kriegstheater kennen gelernt. Der mit Lorbeern bedeckte Held zählte jetzt 37 Jahre, hatte sich auf dem schwierigsten Terrain

wie im Cabinett ausgezeichnet und ſollte bald auch als Organiſator und Adminiſtrator ſeine glänzende Probe ablegen.

Wie mochte Ludwig XIV. es bedauern, daß er das große Genie einſt verächtlich von ſich geſtoßen, daß er dem Habsburgiſchen Gegner alle jene Tugenden und Eigenſchaften zugewieſen hatte, an denen dieſer ſo großen Mangel litt!

Ganz anders geartet war Eugen's Genoſſe und Freund. John Churchill, Herzog von Marlborough, den wir aus der engliſchen Geſchichte kennen, war 13 Jahre älter als der Prinz Eugen und hatte bei Beginn des Erbfolgekrieges ſchon eine große, wenn auch nicht ſchöne politiſche Rolle geſpielt. Er war ſowohl Hofmann als Soldat, genial, von ſchönem Aeußern, mit leuchtenden Radaugen, beredt, das was die Engländer nothgedrungen mit frembem Worte a Beau nennen. Habſüchtig, wie ſo viele franzöſiſche Marſchälle, zeichnete er ſich obendrein durch die rückſichtsloſeſte Undankbarkeit aus. Eine Miſchung von Condé und Luxemburg, führte er den Krieg heldenhaft für ſeinen Ruhm und ſein Intereſſe; er beherrſchte nicht nur das Kriegstheater, ſondern auch das politiſche an der Themſe, und als Wilhelm III. 1702 geſtorben war, dominirte die ihrem Gemahl ebenbürtige Gemahlin, Lady Sarah Marlborough, die befreundete Königin Anna und das Land.

Dem Prinzen Eugen gereicht es zum nicht geringen Ruhme, daß er die guten Seiten Marlboroughs herausfand und ſogar deſſen ſtark gefährdete Privatehre als Freund zu retten bemüht war, daß er den engliſchen Luxemburg mit der Bravheit Vaubans zu decken ſuchte.

Prinz Eugen eröffnete den Krieg mit einem Hannibalszuge über die tridentiniſchen Alpen, ſprengte Felſen, wenn auch mit Pulver, ſtatt mit Eſſig, ſchleppte das ſchwere Geſchütz mit je 20—30 Ochſen über die Berge und ſchob auf der Südſeite der „überſtiegenen Unmöglichkeit" den Marſchall Catinat nach dem Treffen bei Carpi (7. Juli) aus Italien hinaus. Dann ging er über den Mincio, ſchlug den Marſchall

Villeroy am 1. September bei Chiari, nahm ihn zu Cremona gefangen und schickte ihn nach Wien. Das Glück schien die Franzosen zu verlassen; aber auch nur Eugen konnte das möglich machen was geschehen war. Seine Truppen waren niemals in diesem Feldzuge kriegsfähig ausgerüstet. Nach dem Siege bei Carpi flehte der Feldherr förmlich um Mittel. Vergebens. Auch der Sieg von Chiari half zu nichts. Als Eugens Hülferufe nach Wien gelangten, war der Kaiser im Gebet versunken. 18,000 schlecht oder gar nicht genährte Soldaten mit unbezahlten Offizieren standen gegen 80,000 wohlequipirte Franzosen! Alle Wunder erfindungsreicher Defensive mußten aufgeboten werden, und dennoch trug Eugen den Sieg von Luzzara davon.

Jetzt, Ende des Jahres 1702, begab sich der Prinz nach Wien, um persönlich Rath zu schaffen. Es war klar, daß die österreichische Heeresmacht nicht nur bedeutend zu vermehren, sondern gründlich zu reorganisiren sei, und daß die oberste Leitung in eine kundige und feste Hand kommen müsse. Im Juni 1703 wurde Eugen Präsident des Hofkriegsraths. In Italien blieb Starhemberg in der Defensive; Vendôme behauptete Savoyen und die Lombardei.

Die Lage war äußerst kritisch. In Ungarn brach der heftige Aufstand unter Rakoczy aus; auf dem nördlichen Kriegstheater ging alles schief. Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern hatte den Franzosen die spanischen Niederlande ausgeliefert, seine eigene Armee auf 40,000 Mann gebracht und war auf dem Marsche gegen Oesterreich begriffen. Der kaiserliche General Styrum war bei dem bald nachher so berühmten Höchstädt geschlagen. Max Emanuel hätte ohne Beschwerde nach Wien vorrücken können. Glücklicherweise wurde ein anderer Plan beliebt. Der Kurfürst fiel in Tirol ein; Vendôme sollte an der Etsch hinaufrücken und ihm am Brenner die Hand reichen. Schon zog der Kurfürst in Innsbruck ein und schrieb: „dem Hause Oesterreich ist der Todesstoß versetzt.“

Da meldeten sich jene fast elementaren Gewalten der Tiroler Volksnatur und lieferten das ziemlich unbekannte Vorspiel zu der Empörung des Jahres 1809, das eine wie das andere mal gegen Bayern und Franzosen. Es ist das hohe Verdienst der neuesten österreichischen Geschichtsschreibung, daß uns dieser Aufstand des Jahres 1703 in allen Einzelheiten bekannt geworden ist.*)

Ueber den Tiroler Aufstand erfahren wir, daß die Bewegung zuerst sich gegen die lässigen und muthlosen Landesbehörden und kaiserlichen Beamten richtete, ja die Geistlichkeit selbst nicht verschonte, so daß es hieß: „die Bauern sind gefährlicher als die Bayern". Prächtig wird die Feuersbrunst in Kufstein geschildert, wo der Brand in das Schloß gerieth, Bomben, Granaten und Carcassen mit einem Getöse in die Luft prasselten und einen solchen Lärm in den Felsschluchten wachriefen, wie von zwei Kriegsflotten in der ärgsten Seeschlacht.

Max Emanuel war schon von Innsbruck über den Brenner gedrungen, eine Heeresabtheilung Vendômes bis nach Trient. Aber die Brixener Nonne hatte recht gesehen, als ihr in einer Vision ein Schwert erschien, welches vom Himmel herab zwei verbundene Hände trennte. Sie konnten sogar nicht zusammen kommen, der Aufstand hackte sie ab, ehe sie sich verbanden.

Das tapfere Hall am Inn fiel über die fremden Truppen her und erschlug ihrer 3000; 14 Geschütze wurden genommen. Der Kurfürst mußte vom Brenner zurück. Die Franzosen

*) Wir nennen mit wahrer Befriedigung die „Feldzüge des Prinzen Eugen, herausgegeben von der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchivs," in zwei Serien: 1) von 1697—1707, 2) von da bis zum Schlusse der Laufbahn des Prinzen. Diese hochwichtige Publication, die noch bei der ersten Serie steht, enthält im 5. Bande den „Feldzug von 1703, nach den Feldakten bearbeitet" von Alphons Danzer, k. k. Oberlieutnant, Wien 1878. Dieser junge Militärschriftsteller liefert ein plastisches Bild des Tiroler Kriegs.

zogen gleichfalls ab, da Savoyen von Frankreich abzufallen drohte. Nach ihrer Gewohnheit ließen sie um den Gardasee eine Wüste hinter sich; sogar die Oelbäume hieben sie ab. Der Kurfürst aber entwich über Partenkirchen nach Bayern.

Piemont fiel wirklich ab. Vendôme ließ auf der Parade 3400 Piemontesen entwaffnen und behielt 700 Pferde käuflich. Der Herzog von Savoyen ergriff Repressalien zu Turin. In dem Bündnißvertrage mit Oesterreich aber besagte ein geheimer Artikel: die Eroberungen in Franche-Comté und Burgund fallen an das Haus Habsburg, die im Dauphiné und der Provence an Savoyen; Toulon ist für die Engländer. So weit gingen die österreichischen Hoffnungen.

Prinz Eugen, der zu Wien den Kopf und alle Hände voll Arbeit hatte, mochte wohl zu solch' wilden Speculationen lächeln. Italien war in Feindeshand, kaum daß sich Starhemberg mit allen Wundern der Strategik nach Nizza rettete — ein Rückzug, der ihm den „Feldmarschall" eintrug —; in Deutschland richtete der bedächtige Markgraf Ludwig von Baden, trotz der Kriegserklärung des Reichs, nichts aus.

Der Prinz, wie wir aus dem erwähnten gediegenen Werke jetzt genau wissen, arbeitete unaufhörlich an der Organisation der Armee und führte die Anfänge Montecuccolis mit eiserner Consequenz durch. Er schuf die Einheit der Heereskörper, ordnete die taktische gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffengattungen, wies der Cavallerie ihre große Rolle an. Durch ihn wurde der eigentliche Militärgeist, der in Frankreich schon seine Früchte getragen, in der kaiserlichen Armee eingebürgert. Der Soldat lernte sich als etwas Positives und Besonderes fühlen. Allerdings waren auch der Kastengeist, die Anmaßung und der Frevelmuth, selbst in Freundesland, damit verbunden. Mit dem althergebrachten Stellenkauf, selbst in der activen Armee, hatte Eugen große Noth. Unbarmherzig wurde die Disciplin, barbarische Strafen bedrohten die militärischen und die gemeinen Vergehen. Neben Schwert, Galgen,

Rad und Scheiterhaufen blieb die Tortur der „Carolina“ in Geltung; selbst wer ungerecht torquirt worden war, blieb durch die Berührung mit dem Henker ehrlos. Das „Gliederstutzen“ war eine gewöhnliche Operation. Das „Gassenlaufen“ wurde als Milderung eingeführt, da das „Prügeln“, wobei häufig durch Schläge auf den Kopf Blödsinn und Epilepsie hervorgerufen wurden, „zum Herrendienst untauglich mache“.

Hexerei, Zauberei, Amulete waren in hohem Schwange; der Soldat bedurfte ihrer zum Glück im Spiel, in der Schlacht und in der Liebe. Wie niedrig damals noch das Niveau des Offizierberufes stand, geht aus einem Vorschlage zur Bildung einer Militärakademie hervor, wonach der Antragsteller den Rath ertheilte, die verwahrloste und vagabundirende Jugend von der Gasse, hinter Zaun und Hecke wegzuholen und sie zu Cadetten zu machen!

Die neue Disciplin erfuhr der Feldmarschall-Lieutnant Graf Arco, der, als er 1703 die Festung Altbreisach leichtsinnig übergeben hatte, ohne Gnade enthauptet wurde, während man den Vicecommandanten für infam erklärte.

Dazu, daß eine Vermögens- oder Einkommensteuer auf die österreichischen Lande blutwenig eintrug, konnte der Präsident des Hofkriegsraths nichts. War doch ein Steuersystem überhaupt nicht vorhanden, hatte man doch gar keinen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Unterthanen. In dem Erblande zählte man die Feuerstellen, in dem verheerten Ungarn die Hausthore, die deßhalb meist im innern Hofe angebracht wurden. Die Länder der böhmischen Krone mußten allein zwei Drittel der Auflagen aufbringen!

Der aus Tirol vertriebene Kurfürst von Bayern operirte in Süddeutschland, die Franzosen boten ihm von Westen her die Hand. Von Passau aus war Wien bedroht. Ohne englische Hülfe war Deutschland verloren. Marlborough mußte einschreiten. Finanziell hatte er das schon gethan. Vor Ausbruch des Krieges war er in Wien gewesen und hatte durch *seinen* Credit dem Kaiser 100,000 Pfd. Sterl.

bei dortigen Bankiers verschafft! Aus London flossen sodann größere Summen. Jetzt stand der Herzog mit englischen Truppen in Holland; die holländischen Streitkräfte schlossen sich ihm an; in Deutschland konnte er die Kaiserlichen und die Reichstruppen aufnehmen. Aber er mußte den kühnsten und genialsten aller Märsche vor Holland wie vor dem Kaiser geheim halten; schwerlich hätte er von beiden die Zustimmung erlangt.

Von Bedburg im Jülicher Lande marschirte der große Stratege am 19. Mai 1704 auf Bonn und Koblenz. Maastricht blieb seine Operationsbasis. Die Franzosen erwarteten ihn zu Trarbach; sie meinten, er würde moselauf in Frankreich eindringen. Er aber ging über den Main und Neckar nach Stuttgart und weiter nach Ulm. Der Kurfürst zog von dort ab und rückte donauaufwärts nach Donauwörth, wo er sich auf dem Schellenberge verschanzte. Markgraf Ludwig, der neben Marlborough commandirte, zögerte nach seiner Art, den Schellenberg anzugreifen. Da die beiden Feldherren jedoch im Commando abwechselten, nahm Marlborough seinen Tag und stürmte die Position. Der Markgraf wurde zur Belagerung von Ingolstadt detachirt und Marlborough behauptete das Feld allein. Zu gleicher Zeit rückten jetzt Marschall Tallard mit einer französischen Armee durch den Schwarzwald und Eugen mit einer österreichischen zum Succurs heran. Die Vereinigung fand auf beiden Seiten statt. Bei Höchstädt oder bei Blindheim, woraus die Engländer Blenheim machten, in der Nähe von Donauwörth, wurde am 13. August 1704 die entscheidende Schlacht geschlagen. Von 60,000 Franzosen und Bayern lagen 20,000 todt oder verwundet auf dem Platze; Villars selbst mußte sich mit 11,000 Mann ergeben. Unter der Führung Marlboroughs hatte auch das preußische Hülfscorps mannhaft seine Pflicht gethan. Die Franzosen aber wußten jetzt, was es zu bedeuten hatte: Marlbrouck s'en va-t-en guerre.

Der Kurfürst Max Emanuel floh über München nach

Brüſſel. Ganz Bayern ſtand zur Verfügung der Verbündeten. Nur die Bauern thaten es jetzt den Tirolern nach; ſie verſuchten, empört über die Exceſſe der fremden Soldateska, namentlich über die öſterreichiſche Soldatenpreſſe, unter Anführung eines Studenten Meindl eine Weile den Guerillakrieg.

Joſeph I., der im folgenden Jahre Kaiſer wurde, gedachte Bayern in Stücke zu reißen und erklärte den Kurfürſten Max Emanuel ſammt ſeinem Bruder Joſeph Clemens von Kurköln in die Reichsacht.

Das Volk ſang auf die glorreiche Schlacht bei Höchſtädt:

„Der Hahn (Gallus) iſt ſehr frech und trutzig darzu,
Kräht gern auf fremder Miſten;
Eugenius aber legt ihn zur Ruh
Vor ſein raubgier'ges Gelüſten."

Den Tallard aber ließ es in einem Geſpräch zwiſchen dem Kurfürſten, Eugen und Tallard klagen:

„Ach ſeyn ich erſt angekommen
Ibel bei dem dollen Mahl!
Man hat mich gefangen genommen,
Darzu meine Mätreſſen all."

Der Refrain am Schluſſe der Strophen lautet beſtändig mit ironiſcher Bosheit:

„Nudel und Stearz, Nocken und Blünten
Seynd der Bayer vier Elementen."

Wie ſeltſam großartig ſtand da dem franzöſiſchen Marſchall der Prinz Eugen gegenüber, der doch italieniſches Blut in ſich trug und der in Frankreich aufgewachſen war, den aber ſchon die Venetianer „Mars ohne Venus" genannt hatten!

Im ſelben Jahre 1704 begann auch der Krieg in Spanien ſelbſt, zu Lande wie zu Waſſer. Der Thronprätendent Erzherzog Karl landete in Portugal und zog mit portugieſiſchen Truppen nach Spanien. Catalonien und Valencia erkannten ihn als König an. Die engliſche Flotte nahm Gibraltar — für immer. Die Portugieſen beſetzten Madrid, Philipp V. floh nach Burgos.

Unterdeß starb der Kaiser Leopold (1705) und sein Sohn Joseph I. folgte ihm. Joseph, ein Mann von fast weiblicher Schönheit, war durch einen Weltpriester antijesuitisch erzogen und erweckte auch für die Verwaltung seiner Erbstaaten die schönsten Hoffnungen. Leider waren ihm nur sechs Regierungsjahre zugemessen.

Ludwig XIV. bot den Frieden an, aber den Verbündeten war mit seinen Anerbietungen nicht gedient.

Marlborough zog in die Niederlande und schlug am 23. Mai 1706 bei Ramillies, südlich von Löwen, den Marschall Villeroy, der jetzt von beiden Helden gezüchtigt war, mit einem Verlust von 20,000 Mann, so daß Spanisch-Niederland völlig in die Hände der Verbündeten fiel.

Eugen hatte unterdeß in Oberitalien vollauf zu thun. Persönlich erlitt er eine Niederlage bei Cassano, wagte aber dennoch den Sturm auf Turin. Am 7. September 1706 kam es zur grimmigen Schlacht. Auf österreichischer Seite focht auch der Herzog Leopold von Dessau, der später so berühmte „alte Dessauer", ritterlich an der Spitze der preußischen Hülfstruppen. Gegenüber befehligte nominell der Herzog von Orleans, der Sohn der Liselotte, deren geplagtes Herz zwischen Gefühlen der Blutsverwandtschaft und andern Sympathien ein langes Martyrium erduldete. Der glänzende Sieg gehörte dem Prinzen Eugen. Ganz Oberitalien jubelte dem Sieger entgegen; die Franzosen hatten die Halbinsel, mit alleiniger Ausnahme von Neapel, verloren.

In dem ganz verlotterten Spanien, dessen Provinzial-Gegensätze fröhlich unter der Doppel-Invasion gediehen, wurden im Jahre der Schlacht von Turin die Franzosen wieder Meister; im October zog Philipp von Anjou zum andern male in Madrid ein. Als der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, des Erzherzogs kräftigste Stütze, gefallen war, trug im Jahre 1707 der Marschall Berwick den Sieg von Almanza davon; jetzt behielt der Erzherzog nichts mehr als die Stadt Barcelona. In demselben Jahre belagerten Prinz

Eugen und der Herzog von Savoyen Toulon: Frankreich hatte den Krieg im eigenen Lande. Auf eine Drohung Karl XII. von Schweden, der 1706 den Altranstädter Frieden geschlossen, wurde jedoch die Belagerung aufgehoben.

Unerschöpflich schien die waffenfähige französische Bevölkerung zu sein; die Armeen wuchsen aus dem Boden, natürlich auf Kosten desselben Bodens, der ohne Arbeitskraft blieb. Die Finanzschraube ächzte bei diesem kostspieligen Kunststück. Colberts Nachfolger hatten keine Aber von ihm. Zuerst war der leichtsinnige Graf Pontchartrin gekommen, nach diesem Chamillard, endlich Desmarets. Schon Chamillard hatte den Bogen aufs Aeußerste gespannt. Auspressung der Finanzpächter, abermalige Kopf-Classensteuer, Geldverschlechterung, Ausgabe von nichtsnutzigen Staatsbons, die auf ein Viertel ihres Nominalwerths sanken: Alles war versucht. In den ersten 8 Jahren des Erbfolgekrieges hatte Chamillard ein Budget von 1462 Millionen Ausgaben und von 387 Millionen Einnahmen! Er machte Anleihen, die bis 30% Zinsen kosteten. Als er, selbst erschöpft, mit Tode abging, widmete man ihm den bissigen Nachruf:

Ci-git le fameux Chamillard,
De son Roi le Protonotaire,
Qui fut un héros au billard,
Un Zéro dans le ministère.

Nur daß er die Nullen hinten hinsetzte. Als Desmarets ans Ruder kam, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er die spanische Flotte mit 300 Millionen Livres an Gold und Silber wegnahm und die geprägten Münzen obendrein verschlechterte. Dann machte er unter den lockendsten Versprechungen eine letzte Anleihe und erpreßte mit dem äußersten Druck eines Kriegszehnten noch 24 Millionen Livres.

König Ludwig warf noch einmal 100,000 Mann nach den Niederlanden; sie wurden von dem tüchtigsten Marschall, Vendôme unter dem Obercommando des ältesten königlichen Enkels geführt. Aber das Heldenpaar Eugen und Marl-

borough war zur Stelle und ſchlug am 4. Juli 1708 in der Schlacht von Oudenarde an der Schelde das franzöſiſche Heer gründlich. Die Verbündeten rückten zum andern male in Frankreich ein und belagerten Lille. Es war ein großes fürſtliches Rendez-vous vor der Stadt. Die Rollen hatten gänzlich gewechſelt. Lille und Gent wurden genommen.

Dazu kam in Frankreich eine Mißernte; die Zuſtände des Landes waren desperat. Der König bot demüthig den Frieden an. Er verzichtete auf die ganze ſpaniſche Erbſchaft, mit Ausnahme von Neapel und Sicilien. Die Verbündeten forderten nicht nur dieſe, ſondern Elſaß und Straßburg dazu. Als Ludwig ſich auch dazu bereit erklärte, verlangte man, er ſolle helfen ſeinen Enkel aus Spanien verjagen!

Das ging dem königlichen Stolze, der bisher die Welt gemeiſtert hatte, doch zu nahe. Die Marſchälle Villars und Boufflers rückten mit einer neuen Armee in die Niederlande ein. Die Dioskuren faßten ſie am 11. September 1709 bei Malplaquet an der Schelde, unweit Tournai, und ſchlugen ſie in der blutigſten Schlacht des Jahrhunderts. Auf dem Schlachtfelde lagen 42,000 Mann todt oder verwundet. Das Friedensbedürfniß hatte den höchſten Grad erreicht: Ludwig bot eine Million Livres monatlicher Subſidien zum Kriege wider ſeinen Enkel. Wohin war der Mann gekommen, den einſt die Schmeichler angeſungen:

Vous êtes monté si haut,
Que l'éloge et l'encens ne vous sauraient plus joindre!

Draußen wurde das Hahnengeſchrei immer lauter:

„Ein Hähnlein wollen wir rupfen,
Iſt ſtolz und wohlbekannt;
Schneeweiß mit bunten Tupfen,
Es ſoll uns nicht entſchlupfen . . .“

„Eugenius
Tritt auf den Fuß
Dem Hahn,
Damit er nicht —
Wie's ſonſt geſchicht —
So ſchnelle laufen kann.“

Die Verbündeten verloren die politische Fassung, als sie sich auch jetzt nicht befriedigt erklärten. Sie vergaßen ganz, daß ihrer mehrere waren und daß ein Einzelner in solchem Falle immer größere Chancen hat. Prinz Eugen, der sich von allen Siegen nicht zum Uebermuth verleiten ließ, warnte vergeblich vor einer größern Demüthigung des Gegners. So weise wie tapfer bat er, „den Bogen nicht zu straff anzuziehen". Man hörte ihn nicht.

In Spanien wechselten die Loose: zuerst wurde Philipp besiegt und Karl zog in Madrid ein; dann aber siegte Vendôme in der Schlacht bei Villaviciosa am 10. December 1710, und Philipp war oben.

Das Schlimmere aber war der Sturz der Whigs in England. Die Tories waren des Krieges und Sieges müde, besonders aber der hochfahrenden Lady Sarah und ihres Einflusses auf die Königin Anna. Sie setzten alle möglichen Hebel an, sprachen von Gefahr der Hochkirche, lamentirten über die 53 Millionen Pfd. Sterl. Staatsschuld, poussirten die Abigail Hill und verheiratheten sie hinter dem Rücken der Lady Marlborough mit Samuel Masham. Endlich brachte das berühmte „Glas Wasser" die stolze Herzogin sammt ihrer ganzen Politik zu Falle. Robert Harley (Graf Oxford) und Henry Saint-John (Lord Bolingbroke) wurden Minister; sie hatten schon vorher Separatverhandlungen mit Frankreich eingeleitet. Alle Gegenbemühungen des Kaisers und des Prinzen Eugen blieben vergeblich. Die Königin Anna fühlte sich erleichtert; im Herzen war sie gut torystisch-katholisch, sie hoffte auf die Restauration ihres Bruders, Jakob III.

Die Tories, einmal fest im Sattel, griffen jetzt dreist den leider nicht makellosen Privatcharakter Marlboroughs an, bezichtigten den gewaltigen Feldherrn der Erpressung (1711) und entsetzten ihn aller seiner Aemter (1712). Umsonst war Eugen als treuer Freund nach England geeilt; er erzielte nichts als die Niederschlagung des Processes. Marlborough wurde exilirt.

Englands Politik befand sich in anderem Fahrwasser, und in Oesterreich war Kaiser Joseph I. 1711 gestorben.

Dieser Tod war ein großes Unglück für Oesterreich. Kaiser Joseph I. war ein selbständiger Charakter, der auch antipäpstlich zu sein wußte. Clemens XI. hatte den Anjou in Spanien anerkannt; die Kaiserlichen aber besetzten Neapel, Ferrara und Bologna; die preußischen Truppen Parma und Piacenza, zwei Kirchenlehen. Die Geistlichen in den besetzten Ländern mußten Steuern bezahlen. Der Papst that die Steuererheber collectiv in den Bann. Die Kaiserlichen besetzten Comacchio im Kirchenstaate; der päpstliche Legat wurde nach Wiener-Neustadt verwiesen, der österreichische Gesandte von Rom abberufen. Clemens drohte mit dem Banne. Auf das betreffende Breve erwiderte Joseph: „des heil. Vaters Vorgehen sei ein fast des Lachens werthes Beginnen." Der Papst gab nach und erkannte Karl III. als König von Spanien an.

Kaiser Joseph schloß noch in seinem Todesjahre aufrichtig Frieden mit den Ungarn zu Szathmar. Temeswar im Banat nahm jedoch Prinz Eugen erst 1716; es war 165 Jahre in türkischem Besitz gewesen.

Josephs Nachfolger war sein Bruder Karl, als spanischer König Karl III., als deutscher Kaiser Karl VI., der Vater der großen Maria Theresia. Die Idee oder die Maxime des politischen Gleichgewichts wurde auch ihm gegenüber geltend gemacht: ein deutscher Kaiser und Herr der österreichischen Lande, auch noch im Besitz der spanischen Monarchie — das hätte geheißen, die Weltmonarchie Karls von Gent herstellen!

Wie die Interessen sich separirt hatten, so waren jetzt auch die Friedensverhandlungen separat. Zu Utrecht wurde 1713 zwischen Frankreich, England, Holland, Savoyen und Preußen pactirt. Philipp V. blieb König von Spanien und Herr von Indien. Die protestantisch-hannoversche Thronfolge in England wurde anerkannt; England behielt Gibraltar und die Insel Minorka, bekam von Frankreich Neuschottland, Neufundland und die Hudsonsbailänder, und schloß den abscheu-

lichen Asientovertrag, in welchem Spanien der Einführung von jährlich 5000 Negersklaven in seine Colonien „zustimmte". Holland wurde mit Handelsvortheilen abgespeist und erhielt in Gemeinschaft mit Oesterreich das Besatzungsrecht in den belgischen Gränzfestungen (Barrièren). Brandenburg ließ sich die neue preußische Königswürde bestätigen und legte sich Obergeldern, Neuchâtel und Valengin in der Schweiz zu. Der Herzog von Savoyen bekam einen Streifen der Lombardei und die Insel Sicilien, die er jedoch 7 Jahre später mit dem unwirthlichen Sardinien vertauschen mußte, wonach er den Titel König von Sardinien führte.

Der Kaiser befand sich thörichterweise noch im Kriege mit Frankreich, aber ohne Bundesgenossen; die Reichstruppen wollten nicht viel besagen. Eugens Scharfblick durchschaute rasch die Situation, der Frieden war absolut nothwendig. In Rastadt kamen die beiden Kriegsfürsten Eugen und Villars zusammen.

Für seine isolirte Lage trug Oesterreich noch genug davon: es erhielt die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien, statt des letztern später sogar Sicilien. Im selben Jahre 1714 trat das Reich zu Baden im Aargau dem Frieden bei, mußte Landau opfern und abermals unter dem Caudinischen Joch der Ryswiker Clausel hergehen: was die Franzosen gewaltsam katholisch gemacht hatten, blieb katholisch. Hannover wurde als neunte Kur anerkannt; Kurbayern und Kurköln kamen an ihre frühern Herren zurück.

Ludwig XIV. zählte 76 Jahre und Frankreich lag in Ruinen. Ein entsetzliches Sterben in der Königsfamilie verdüsterte noch die letzten Lebensjahre des finstern und devoten Königs. Der Dauphin starb; der hoffnungsvolle Sohn desselben, der Herzog von Burgund, starb; die Herzogin von Burgund starb; der älteste ihrer Söhne, ein Urenkel des Königs, starb. 1715 starb der König selbst, und auf den Trümmern aller Pracht und Herrlichkeit lag ein fünfjähriges, schwäch-

liches Kind, ein zweiter Urenkel, seines Zeichens der fünfzehnte Ludwig, bestimmt zum Könige der Verwesung.

Frankreich aber seufzte unter der Last einer Schuld von einer Milliarde Thaler oder 3 Milliarden Livres — hatten doch nach Lemontey's Berechnung die beiden letzten Kriege allein 4000 Millionen Livres gekostet! Und Fénélon schrieb die Moral dazu nieder: „Allerdings wirkt der Despotismus, so lange er sich im Ueberfluß befindet, mit mehr Schnelligkeit und Nachdruck, als irgend eine gemäßigte Verfassung. Wenn er aber erschöpft, kraftlos, verschuldet, ohne Credit und bankerott ist, werden da wohl die käuflichen Seelen, die er mit dem Blute des Volkes gemästet, sich zu Grunde richten wollen, um ihn aufrecht zu erhalten?" —

Das arme Spanien, um welches der höllische Krieg geführt worden war, gewann blutwenig durch den Thronwechsel. Philipp V. litt ebenfalls unter den Folgen der steten Wechselheirathen zwischen Bourbon und Habsburg; er ging dem Wahnsinn entgegen. Zu seiner Bigotterie gesellten sich früh ein weibischer Eigensinn und eine trostlose Unselbständigkeit. Er wurde Hypochonder und verfiel endlich der irrsinnigen Vorstellung, daß er todt und eine Leiche sei. Er sowie sein Sohn Ferdinand VI. endigten im Blödsinn. Hofdamen und Abenteurer richteten das schöne Land immer weiter zu Grunde; kein Politiker sprach mehr im Ernste von Spanien.

Auch nicht die geringste Aufklärung brachte der Dynastiewechsel in die spanische Finsterniß. Die grausame Inquisition war und blieb dort national. Philipp V. trug von seinem Namen zu viel Phlegma in sich, als daß er sich nicht durch eine Junta von Theologen von der Heiligkeit und Heilsamkeit der Institution hätte überzeugen lassen sollen. Er regierte 40 Jahre und in dieser Zeit verbrannte das heilige Gericht 1554 Opfer leibhaftig, 782 in effigie.

In Frankreich hatte die Maintenon, grade zu Anfang des letzten Krieges, mit den Beichtvätern des Königs in ihrer Weise die Ketzerei ausgerottet. Was in Spanien der Holzstoß that, das verrichteten in Frankreich Musketen, Kanonen, Rad und Galgen. Von 1702—1705 tobte in den Cevennen der wilde Rache- und Vertilgungskampf mit den Camisarden. Die Bewohner jenes Gebirges, in denen der uralte valdesische Geist sich mit unheimlicher Verzückung paarte, trugen weiße Blousen oder Kittel, nach denen sie benannt wurden. Der furchtbare Aufruhr begann mit einem Racheakt der Bedrückten.

Der Abbé du Cheyla, ein Bekehrungsmissionär, galt für den Ohrenbläser und Aufreizer des königlichen Intendanten Lamoignon de Bâville; in seiner Wohnung, in der Abtei von Pont du Montvert, sollte er eine Anzahl von Hugenotten eingekerkert halten, die er auf ihrer Wanderschaft nach Genf aufgegriffen.

Mitten im Gebirge kamen die Verschwörer nächtens zusammen, voll von dem Fanatismus eines Pierre Brousson, des grimmigsten unter den „Propheten der Wüste", und eines Jurieu, der nicht minder das „Wetterleuchten aus einer höhern Welt" betrieb. An ihrer Spitze standen Pierre Séguier und später der bekanntere Jean Cavalier. Séguier war der Mann der schonungslosen Rache, der darauf ausging, alle katholischen Priester umzubringen. Cavalier war ein hübscher, blauäugiger, blondgelockter Hirtenknabe von 17 Jahren mit militärischem Talent.

Am 24. Juli 1702 sammelte sich die Schar bei den „drei Buchen" am Fuße des Berges Les Bouges. Es waren ihrer 50 bewaffnete Männer, bereit, „Gottes Geheiß" zu vollführen. In der Abtei von Montvert herrschte laute Fröhlichkeit und festlicher Jubel.

Sie umzingelten das Haus, du Cheyla ließ Feuer geben, sie sprengten das Thor. Einer der Führer fiel, ein zweiter Camisard rief sterbend: „Kinder Gottes, gebraucht Eure

Waffen nicht; verbrennt, verbrennt unter ihrem eignen Dache die Prieſter und die Satelliten Baals!"

Das Haus ging in hellen Flammen auf; du Cheyla, der ſich in ein Gewölbe gerettet hatte, ließ ſich an Bettüchern zum Ufer des Tarn hinab, wurde aber entdeckt: „Bitte nicht um Dein Leben, keine Gnade, der Herr fordert Tod!" Und jetzt verſetzte ihm Jeder einen Todesſtreich: „Nimm das für meinen Vater, der auf dem Rade ſtarb!" — „Und das für meinen Bruder, den Du auf die Galeeren geſchickt!" — „Und das für meine Mutter, die Du durch Kummer getödtet haſt!" — „Und das für meine Schweſter, für meine Freunde, die im Exil, im Kerker, in Qualen endigten!" Von 52 Wunden waren 25 tödtlich.

Nach der Rache knieten Séguier und die Seinen neben den Leichen nieder, dem Herrn für ihren Sieg zu danken. Die ganze Nacht ſangen ſie Pſalmen. Daneben praſſelten die Flammen und rauſchte der Sturm. Am Morgen zogen die Camiſarden unter Pſalmſingen in ihre Höhlen und Felſenneſter zurück.

Séguier wurde gefangen, vor Gericht berief er ſich auf den Geiſt Gottes in ihm, erkannte keinen andern König an als den im Himmel, und auf die Frage, ob er Reue empfinde, antwortete er: „Meine Seele iſt ein Garten voll Schatten und Brunnen." Zuerſt hieb man ihm die rechte Hand ab und verbrannte ihn dann lebendig. Von zwei getreuen Freunden wurde der eine gerädert, der andere gehenkt.

So war der Anfang der Rebellion, und dieſes Bild mag genügen, eine Vorſtellung des entſetzlichen Krieges zu geben, der drei Jahre lang den Südoſten Frankreichs, nicht allzu fern vom Schauplatz der Albigenſer, verwüſtete. Solche Wuth auf beiden Seiten, ſolch' fanatiſchen Haß und gottſeliges Morden hatte der engliſche Bürgerkrieg nicht aufzuweiſen. Derartige Scenen kündigen den Anfang oder das Ende einer Religion an.

Auf Séguier folgte Laporte als „Oberſt der Kinder

Gottes". Sein Neffe Roland, ebenſo inſpirirt, ebenſo verwegen, hatte zugleich das Zeug zur Organiſation und politiſchen Leitung. Er glaubte feſt, den König zum Widerruf des Revocationsedicts zu zwingen. Von Savoyen war doppelte Hülfe gekommen. Als Victor Amadeus 1703 von Frankreich abgefallen war, rächte er ſich für die Entwaffnung ſeiner Truppen durch Unterſtützung des Aufſtandes. Er ließ 4000 bewaffnete Valdeſier, dort auch Barbets genannt, in die Cevennen ziehen und warb 6000 Schweizer zu demſelben Zweck. Die Seemächte ſchickten reichlich Geld. Die Catalonier reichten die Hand durch Languedoc. Ludwig XIV. ſollte im eigenen Lande beſchäftigt werden.

Leider herrſchte keine Einigkeit zwiſchen Roland und dem jungen Cavalier. Dieſer war ein geborner Guerillachef, erfindungsreich, raſch und geſchickt; aber er war nicht der intranſigente Fanatiker, ſogar der Schmeichelei zugänglich.

Roland führte den Defenſivkrieg gegen erfahrene Marſchälle eine gute Weile mit Glück. Die königlichen Armeecommandanten waren oft ſelbſt nicht einig unter ſich, und obgleich Montreval zuletzt über 60,000 Mann verfügte und die Ausrottung aller Camiſarden friſchweg zum Syſtem erhob, ſo waren doch Roland und Cavalier, der mit einer Prophetin, der „Großen Marie" umherzog, noch immer die Herren der Rouergue und des Vivarais. Da kam der Marſchall Villars, und ſeiner Diplomatie gelang es, den Cavalier von Roland zu trennen. Cavalier wurde begnadigt, vom König empfangen, ging aber, da man ihn mit Mißtrauen behandelte, mit andern Camiſarden in engliſche Kriegsdienſte. In der Schlacht bei Almanza focht er gegen den Marſchall Berwick. Er ſtarb 1740 zu Chelſea als engliſcher Offizier a. D.

100,000 Menſchen hatte die Empörung in den Cevennen und deren unbarmherzige Niederwerfung gekoſtet; 10,000 davon waren gehenkt, gerädert und verbrannt worden. Und während dieſer Greuel hatte die Maintenon geſchrieben: „Die Unruhen in den Cevennen haben wenig zu bedeuten.

Es ist unnöthig, daß sich der König um die Vorfälle in diesem Aufstande bekümmere. Es würde das Uebel nicht heilen, ihm aber viel Aerger bereiten!" — Der Aufstand war das letzte Aufblitzen des hugenottischen Geistes. Von da an wandten sich die Gedanken auf Anderes.

Mit der Aufräumung der Jansenisten hatte die jesuitische Clique leichteres Spiel. Im Jahre 1685 war der P. Quesnel nach Holland entwichen und hatte dort eine Uebersetzung des Neuen Testaments gefertigt, die sogar den Papst Clemens XI. entzückte. Aber der Jesuit Letellier schlug Lärm, und derselbe Papst verdammte die Uebersetzung als „aufrührerisch, ketzerisch und jansenistisch." Nicht einmal das Papstthum war mehr frei.

Die kümmerlichen Reste von Port-Royal de Paris blieben bei dem allgemeinen Kehraus nicht unbeachtet; 1713 wurde das Kloster zerstört, die Gräber riß man auf, verunehrte die Leichname, und das Alles ließ man sanctioniren durch die gradezu dumme Bulle Unigenitus, in welcher sogar Stellen aus der Bibel und den Kirchenvätern verdammt werden. Der Jansenismus, die letzte Regung religiöser Opposition innerhalb des Katholicismus, war ausgetreten; das Element des Pietismus in ihm artete in „Convulsionarismus", in krampfhafte Verzückung aus. Die Parole war von oben herab gegeben: entweder ganz katholisch oder absolut irreligiös. Während anderswo aus der Freiheit der Schriftforschung sich die Forschung der Vernunft entwickeln sollte, wurde Frankreich vor die reine Negation gestellt. Man weiß, welche Wahl es im 18. Jahrhundert getroffen hat.

„Die Heiligen", meinte Göthe, „und die Ritter stehen jedem Ungewitter und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn". Wir haben das allerdings an den Marschällen der Kirche und den Bischöfen der Armee gesehen. Wie dann aber, wenn diese „würdigen Stützen" des Thrones zu wanken beginnen, wenn „selbst die festen Felsen beben?" Und so geschah es in

der That. Der „heilige" Fénélon und der echte „Ritter" Vauban verſagten den Glauben an die Allmacht des willkürlichen Königthums. Von den ungnädigen Strahlen der untergehenden Verſailler Sonne getroffen, ſprachen ſie beide das Todesurtheil über die fluchwürdige Willkür eines bigotten Despoten aus. Wie tief mußte ihre Ueberzeugung von dem Elende des Volkes und von der Urſache dieſes Elends gewurzelt ſein, daß ſie ihrer tadelloſen Loyalität den Aufſchrei der Empörung abrangen!

François de Salignac de Lamothe Fénélon (1651—1715), aus der Dordogne, war doch von Haus aus zu keiner Oppoſition angelegt. Sein friedlicher, ſanfter, etwas ſchwärmeriſcher Charakter eignete ihn durchaus zum Prieſter im beſten Sinne des Wortes. Was bei den Andern Politik, Geſchäft, weltliche Abſicht war, die Miſſion und Bekehrung, das war ihm innerſter Beruf. Früh ſchon richtete ſich ſein Sinn auf Miſſionsreiſen nach Canada und Griechenland, wo einſt Sokrates und Paulus gepredigt hätten. Er war ein überzeugter Katholik und beförderte, ſo viel an ihm lag, die Einheit der Religion im Staate; aber milde und durchaus lehrhaft ging er zu Werke, jede Gewaltmaßregel widerſtrebte ſeinem humanen Weſen. Proteſtantiſche Mädchen erzog er zu ſeinem Katholicismus, und aus ſeinem Traité de l'Education des filles ließe ſich noch heute manches lernen. Auf Turenne's Rath wurde er zur Hugenottenbekehrung nach Poitou und Saintonge geſchickt; aber die Dragoner verbat ſich der fromme Abbé ernſtlich als Unterſtützung ſeiner katholiſchen Lehre, was ihm ſogar die Achtung ſeiner Gegner eintrug.

Wie die Maintenon auf den Gedanken kam, grade Fénélon zum Erzieher des jungen Herzogs von Burgund vorzuſchlagen, iſt nicht wohl zu begreifen. Der König, der ihren Rath befolgte, iſt nie dem ernſten würdevollen Weiſen näher getreten; dieſer war für ihn eine bedenkliche Erſcheinung aus einer fremden Welt. Der Ehre halber ernannte er ihn zum Erzbiſchof von Cambrai.

Fénélon wird uns also geschildert: Ein schlanker, hoher Mann von eleganter sicherer Haltung; im Gesichte romanische Züge, große Augen, hochgewölbte Stirn; gewinnend und doch überlegen; geschlossener Mund, wie bei allen großen Rednern. Fénélon war auch in der neuen Stellung unfähig zur Liebedienerei. Wahrscheinlich übergab er der Maintenon den berühmten Brief an den König, worin er diesem seine Selbstsucht vorhält. Der König, heißt es da, denke nur an sein Vergnügen und seinen Vortheil, während Frankreich verarme. Ein ungerechter Krieg werde nie ein gerechter, ein erzwungener Frieden daure nicht. Der König solle sich endlich einmal vor Gott erniedrigen und seine ungerechten Eroberungen zurückerstatten. — So hat wohl nie ein Prinzenlehrer mit einem absoluten König gesprochen.

Welcher Art die moralische Unterweisung des künftigen Königs von Frankreich war, geht aus den „Fabeln" Fénélons, aus den politisch-moralischen „Todtengesprächen" und am besten aus den Aventures de Télémaque hervor, die freilich gegen Fénélons Willen dem König unvollständig bekannt wurden und 1699 im Haag erschienen. Daß der Hof an tausend Dingen darin Anstoß nahm, daß Alles und Jedes empfindlich gedeutet wurde, wenn der Verfasser auch ganz allgemein den Despotismus verurtheilte, Mäßigung empfahl, die Grotte der Kalypso schilderte: das war bei den herrschenden Zuständen und Personen kein Wunder. Warum glich Ludwig XIV. dem Idomeneus, der wegen seiner Tyrannei verjagt wurde? Weßhalb war für den Thronfolger — auf Ithaka die Göttin der Weisheit als Mentor nöthig? Der König war erbittert, nannte den Verfasser hinterlistig und undankbar und verwies ihm den Hof.

Noch mehr hatte sich Fénélon in der officiellen Welt durch seine religiöse Richtung geschadet. Der Kirchenmarschall Bossuet war ihm anfangs freundlich entgegengekommen, wie Allen, die in der königlichen Gunst standen, z. B. auch der Fontanges. Sobald er jedoch Spuren von Jansenismus bei

Fénélon zu entdecken glaubte, betrachtete er ihn mißtrauisch. Die Sache wurde noch schlimmer, als Fénélon sich dem Quietismus zuneigte. Seine beschauliche, durchaus nicht militante Auffassung des Christenthums fühlte sich angeheimelt durch die Richtung des Spaniers Michael Molinos, der im Jahre 1675 die Vernichtung des persönlichen Seins und das völlige Aufgehen in Gott gelehrt hatte. Der P. Lachaise betrieb die Verfolgung des Molinos in Rom, der auch wirklich im Jahre 1687 dort verdammt wurde und zehn Jahre darauf in einem Klostergefängniß starb. Madame Lamothe, verwittwete Guyon, nahm des Molinos Ideen in Frankreich auf und schrieb: Les Torrents. Sie wurde mehrmals verhaftet und wieder freigelassen. Es war ein Zinzendorf'sches Wesen, was da zu Tage trat: die gläubige Seele vermählte sich mit dem blutigen Bräutigam Christus; die Guyon „machte dem Herrn immer neue Kinder." Diese sehr unschuldige, höchstens der Kritik verfallende Schwärmerei fuhr dem Bossuet wider die Haare. Fénélon, obgleich solcher Excentricitäten unfähig, war doch insofern einverstanden, als auch er die Frömmigkeit durchaus nach innen verlegte: er schrieb die Maximes des saints, „Auslegung der Maximen der Heiligen über das innere Leben." Darin war zu lesen: „es gebe schon in diesem Leben einen Stand reiner Liebe, in dem das Verlangen nach dem ewigen Leben nicht mehr stattfinde," und: „im Zustande reiner Liebe sei die Seele gleichgültig gegen ihre eigene Vervollkommnung." Darüber gerieth Bossuet in Harnisch, der König verbannte den Erzbischof von Cambrai in seine Diöcese; dann betrieb er die Verdammung der Maximes in Rom, welche Fénélon ganz ruhig von der Kanzel verlas. Er unterwarf sich seinem Charakter gemäß: „Nie werde ich mich schämen von dem Nachfolger Petri zurechtgewiesen zu sein." Und dem Papste war es gar nicht einmal rechter Ernst gewesen!

Der Herzog von Burgund, über dessen Charakter die Quellen auseinandergehen, indem die Einen ihn als die Hoffnung Frankreichs, die Andern als leidenschaftlich und böse

darſtellen — er ſtarb übrigens 1712 — unterhielt bei all' dieſen Fährlichkeiten die Verbindung mit ſeinem Lehrer und empfing fortwährend politiſche Anweiſung von ihm. Schon ſeit 1670 war der Gedanke an die Generalſtaaten in Frankreich lebendig geworden; die Soupirs de la France von jenem Jahre ſprechen das Verlangen deutlich aus. Fénélon theilte dem Herzog einen Plan zu einer förmlichen Verfaſſung mit: in jedem Bezirke müſſe ein Mann des alten Adels und ein Anderer aus dem dritten Stande gewählt werden; die ſo zuſammentretenden Stände ſollten mit legislativen Rechten ausgeſtattet ſein.

Fénélons Anſichten über die Verödung Frankreichs ſeit dem Orleanskriege ſind uns bekannt. Den ſpätern Regenten, Herzog von Orleans, belehrte er über die richtige Auffaſſung der Religion, ſo ziemlich nach Carteſiſchen Principien, und ſuchte ihm das Gefühl ſeiner perſönlichen Verantwortlichkeit beizubringen.

Fénélons politiſches Teſtament iſt die Direction pour la conscience d'un Roi — nebenbei ſchon im Titel ein ſtarkes Epigramm auf die Directeurs de la conscience royale — welche jedoch erſt 33 Jahre nach ſeinem Tode bekannt wurde. Hier eröffnete er würdig das politiſche Jahrhundert, indem er nachdrücklich von den „Rechten der Unterthanen" ſprach, von denen bis dahin keine Rede geweſen. Ganz im Anſchluß an jenen Brief über des Königs perſönliche Fehler, nur viel kategoriſcher ausgedrückt, heißt es da: „die Liebe des Volkes, das öffentliche Wohl, das allgemeine Intereſſe der Geſellſchaft, iſt das unwandelbare oberſte Geſetz der Souveräne. Dieſes Geſetz geht jedem Vertrag voraus; es iſt auf die Natur ſelbſt gegründet, es iſt die Quelle und die ſichere Regel aller andern Geſetze. Wer regiert, muß zuerſt dieſem Urgeſetze gehorchen. Der gemeinſame Vater der großen Familie will, daß ein einzelner Mann durch ſeine Weisheit das Glück ſo vieler Menſchen beſorge, und nicht, daß ſo viele Menſchen durch ihr Elend dem Stolz eines Einzelnen ſchmeicheln. Der

tyranniſche Despotismus der Fürſten iſt ein Attentat auf die Rechte der menſchlichen Brüderlichkeit. Die ſchrankenloſe Gewalt iſt ein Wahnſinn, der ihre eigene Autorität ruinirt. Man kann die Freiheit des Volkes mit dem Gehorſam vereinbaren und die Menſchen zugleich zu guten Bürgern und treuen Unterthanen machen, unterwürfig ohne Sklaven, und frei ohne zügellos zu ſein . . ." — Fénélon verlebte ſeine letzten Jahre in ſtiller Betrachtung und unausgeſetztem Wohlthun in ſeiner Diöceſe zu Cambrai, und ſtarb 1715, im ſelben Jahre mit dem König.

Nicht minder unerwartet, aber ebenſo charakteriſtiſch war das Auftreten des genialen Marſchalls Vauban. Er war geboren zu Morvan in Burgund, im Jahre 1633. Im Verlaufe der Kriegsgeſchichte iſt er zum öftern erwähnt worden. Man hat ihm nachgerechnet, daß er 33 neue Feſtungen gebaut und 300 alte hergeſtellt, 53 Belagerungen geleitet und 140 Schlachten theils geliefert, theils mitgemacht habe. In dieſem vollendeten Kriegsmanne hatte jedoch der Ingenieur den Menſchen vor dem Soldaten gerettet. Noch unter Louvois beſaß er mit Andern den Muth, gegen die Hugenottenverfolgung zu reclamiren, und neben der Menſchlichkeit hatte er die Einſicht, daß der Staat durch die maſſenhafte Auswanderung von Menſchen und Capital, von Fleiß und Kunſtfertigkeit, den bitterſten Schaden erleide. In der That wurden auch zu Anfang der 80er Jahre einzelne der ſchroffſten Maßregeln auf Colberts und Vaubans Verwendung gemildert.

Nach dem Frieden von Ryswik, als Frankreichs Elend offen zu Tage lag, verfaßte der alte Marſchall eine höchſt bedeutſame Schrift unter dem Titel: Projet d'une Dime royale, „der königliche Zehent", welche 1707, zur Zeit des höchſten Unglücks, im Druck erſchien. Man kann ſagen, dieſer Ingenieur hat die Statiſtik geſchaffen, die Finanzpolitik angebahnt und zugleich mit Fénélon das allgemeine Wohl als Ziel der Staatskunſt aufgeſtellt. Das Alles freilich noch rudimentär, aber mit vollſtem Bewußtſein und aus edelſtem Antrieb.

Vauban führte aus, daß von den $^{10}/_{10}$ der französischen Bevölkerung $^{1}/_{10}$ bettle, $^{5}/_{10}$ keine Almosen geben könnten, $^{3}/_{10}$ in schlechten Verhältnissen voller Schulden und Processe lebten. Das machte zusammen $^{9}/_{10}$ des Volkes. Zum letzten Zehntel rechnete er die Männer vom Degen und von der Robe, den weltlichen und geistlichen Adel, Beamte, Handelsherren, Rentner: zusammen nicht 100,000 Familien von 19 Millionen Seelen! Der ganze französische Boden befinde sich in 19,000 Händen!

Und an diesen abscheulichen Zuständen sei wesentlich das verrottete und ungerechte Steuersystem schuld. Wie später Chaptal, rechnete schon Vauban heraus, daß der Lohnarbeiter nicht leben könne, daß daher seine Existenz ein Räthsel sei.

Zur Abhülfe des Mißstandes schlug nun der Verfasser seinen „königlichen Zehnten" vor: Alle Steuern sollen bestehen aus dem Zwanzigsten bis Zehnten von allen Fruchternten, und zwar in natura, und von allem Geldeinkommen; Domänen und Feudalprivilegien haben feste Abgaben zu entrichten; auf das Salz ist eine mäßige Taxe zu legen. Also Gleichheit vor der Steuer, Aufhebung der Exemtionen, Schonung des niedern arbeitenden Volkes!

Im Zorn über die Privilegirten und den schnöden Mißbrauch, den sie mit ihrer gesellschaftlichen Stellung trieben, ruft der Ehrenmann aus: „Die Zeit ist noch nicht gekommen, das arme leidende Volk den Händen jenes Otterngezüchtes zu entreißen, das zu nichts gut ist als die Galeeren zu füllen, und das doch in Paris so herausfordernd einherschreitet, als habe es den Staat gerettet!"

Das prophetische Buch wurde auf Befehl des Königs confiscirt, verdammt und öffentlich vernichtet. Kurz darauf verschied der greise Marschall, vom tiefsten Schmerz durchschüttert.

Die Zustände zur Zeit des Ryswiker Friedens gaben einem hohen Finanzbeamten ein anderes Buch ein. Boisguillebert (Lieutenant-général au bailliage de Rouen)

griff auch in seiner allgemeinen Bildung ins folgende Jahrhundert über, indem er kurzweg sagte: La nature qui n'est autre que la Providence. Er beantragte eine totale Reform der Grundsteuer, die künftig Jeden treffen müsse, die Aufhebung der indirecten Abgaben und der immer noch vorhandenen innern Douanen. Die 1697 erschienene Schrift war betitelt: Détail de la France sous le Règne de Louis XIV. Als man sein Buch wenig beachtete und gar leichtfertige Einwände dagegen erhob, schrieb Boisguillebert 1707 — ganz parallel mit Vauban — das Factum de la France, worin er den allgemeinen Zehnten von allen Immobiliar- und Mobiliar-Einkommen, aber in Geldform, vorschlug. Chamillard, der Finanzverwüster in der ersten Hälfte des Successionskriegs, schützte den Krieg vor und wollte erst den Frieden abwarten. Da schrieb Boisguillebert ein Supplément au Détail de la France, worin er höhnisch frug, ob man den Frieden abwarten solle, bis alles bankerott sei?

„Es sind die Völker selbst, welche in diesen Memoiren sprechen, 15 Millionen gegen höchstens 300 Personen, die sich am Ruin des Königs und der Völker bereichern." — „Was beständig wahr ist, würde dadurch nicht gewisser, wenn auch alle Heiligen des Paradieses es bezeugen kämen; es ist ganz sicher ebenso unzweifelhaft, daß die Seine durch Paris fließt, als wenn die Engel es beschwüren." „Kopernikus wurde im vorigen Jahrhundert mit allem Feuer der Theologie bedroht, als er sein System veröffentlichte, welches heute allgemein angenommen ist." Welche Sprache im Munde eines Beamten! Daß die Arbeit alle Güter erzeugt, war ihm ausgemacht. Bescheidener und zugleich schärfer konnte man sich nicht ausdrücken, als wenn Boisguillebert sagt: Das Volk verlange nichts als die Erlaubniß zur Arbeit und zum Tausche der Producte.

Einen Monat nach der Verurtheilung der Dîme royale erfuhr das Factum de la France dasselbe Ge-

ſchick; Boisguillebert wurde abgeſetzt und in die Auvergne verbannt.*)

Das waren die Prediger in der Wüſte. Die Regentſchaft erbte von dem großen Könige 3 Milliarden Schulden und hauſte fröhlich darauf los. Die Bevölkerung Frankreichs ging von 19 Millionen, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, unter Ludwig XV. auf 16 Millionen herab.

Der ehrliche Abbé de St. Pierre, ein Fackelträger in der Nacht der Verwüſtungen, verweigerte zuerſt dem geſtorbenen Könige den Beinamen des „Großen" und wurde dafür 1718 von der Akademie ausgeſchloſſen. Sein Platz blieb leer und ſpäter durfte Maupertuis nicht ſein „Eloge" halten. Jetzt nennt den König Niemand mehr den Großen, auch nicht in Frankreich.

Wir haben in allem Vorhergehenden die Ausdrücke: Despotismus, Tyrannei, Gewaltherrſchaft, Willkürherrſchaft, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch folgend, als ſynonym verwendet. Und doch beſteht ein großer Unterſchied zwiſchen Gewalt und Willkür, zwiſchen Tyrannei und Despotie. Gewaltherrſchaft und Tyrannei ſind Phaſen der Entwickelung der Völker; Gewalt iſt bisweilen nöthig, um das Recht einzuſetzen oder herzuſtellen; Tyrann heißt etymologiſch nichts Anderes als Herr, Gebieter, von dem ſchon Homer ſagt: nur Einer dürfe es ſein. Willkürherrſchaft fußt dagegen nicht auf der Nothwendigkeit der Sachlage, ſondern ſchaltet nach ſubjectiven Einfällen und Launen; das griechiſche Wort Despot bezeichnet den dominus, den Hausherrn, der über Familien und Sklaven nach Gut-

*) Man verdankt dieſe Détails den Memoiren des ſpätgeborenen Herzogs von Saint-Simon. Dieſer vornehme Duc et Pair mit ſcharfem Auge und ſcharfer Feder kam erſt 1675 zur Welt und ſtarb 1755 als Achtzigjähriger. Maßgebend iſt er daher nur für den Ausgang des 14. Ludwig. Erſt die Geſchichtsforſchung des 19. Jahrhunderts hat ſeine koſtbaren Aufzeichnungen benutzen können; 3 Bände erſchienen 1788, vollſtändig liegen ſie vor ſeit 1830.

dünken verfügt, von dem die Menſchen lediglich Sachen ſind. Tyrannei kann in Despotismus ausarten; Despotismus iſt ſtets verdammlich. Wollen wir das auf Frankreich im 17. Jahrhundert anwenden, ſo war Richelieu ein Tyrann, ein Gewaltherrſcher; Ludwig ein Despot oder Willkürherrſcher.

Der Despotismus richtet jedes Gemeinweſen auf die Dauer zu Grunde, und der Despot ſteht immer außer dem Geſetz. Die Tyrannis dagegen hat ſchon oft wohlthätig gewirkt, wenn ſie die Hinderniſſe gewaltſam aus dem Wege ſchafft, welche die gedeihliche Entwickelung des Staates geradezu unmöglich machen. Daß Richelieu dem hohen Adel, auch dem hugenottiſchen, die Maſten kappte, war kein politiſches Verbrechen; daß aber Ludwig XIV. ſeine Creaturen mit dem Blute des Volkes mäſtete, daß er dieſes Volk zertrat, war eins. Richelieu ließ Jeden ſeines Glaubens leben und verbat ſich nur tyranniſch die Einmiſchung religiöſer Corporationen in den Staat. Ludwig war zugleich Staats- und Glaubensdespot; er verfügte willkürlich über Körper, Beutel und Empfindung ſeiner Unterthanen.

Der Unterſchied wird noch klarer, wenn man die beiden ſkandinaviſchen Reiche zur Vergleichung mit Frankreich heranzieht.

In Schweden war nach Guſtav Adolfs Tode (1632) deſſen 6jährige unmündige Tochter Chriſtine Königin geworden. 12 Jahre lang ſtand ſie unter Vormundſchaft des adligen Reichsraths, an deſſen Spitze Arel Oxenſtjerna regierte; dann herrſchte ſie 10 Jahre als ſouveräne Königin. Während der Vormundſchaft beutete der Adel den Staat aus, Bürger und Bauern wurden vom Reichstage ausgeſchloſſen, der Bauer trug die Laſten, er war ſchier leibeigen. Die Königin veräußerte Krongüter, um ihre Privatliebhabereien zu befriedigen. Im Jahre 1654 dankte ſie zu Gunſten ihres Vetters Karl Guſtav von Zweibrücken ab, ging ins Ausland, wurde in Innsbruck katholiſch und ſtarb 1689 arm und verbittert zu Rom.

Karl X. Guſtav ſchon ſah ſich genöthigt adlige Güter zurückzunehmen. Er führte tapfer den polniſchen und dann den däniſchen Krieg, drang zweimal bis vor Kopenhagen und eroberte die ſüdſchwediſchen Gebiete Schonen, Bleckingen und Halland zurück.

In Dänemark war auf Chriſtian IV. Friedrich III. gefolgt. Beide ſtanden unter der Botmäßigkeit des ariſtokratiſchen Reichsraths. Schweden und Dänemark ſchloſſen 1660 nach dem Tode Karls X. den Kopenhagener Frieden.*) Noch im October desſelben Jahres ſtürzte der däniſche König Friedrich III. die unausſtehliche Adelsverfaſſung des Landes um.

Dänemark war bis dahin ein Wahlreich geweſen, wie das unglückliche Polen. Der König mußte bei ſeiner Wahl eine Capitulation unterſchreiben, wonach er ſelbſt nichts, der adelige Reichsrath Alles war. Jede Wahl war mit der Veräußerung eines großen Theiles des Nationalgutes, mit neuen Exemtionen und Privilegien verbunden. Grade im letzten Kriege, als es galt, die Hauptſtadt gegen die Schweden zu retten, hatte ſich der Adel in ſchnöder Feigheit jedes Anrechts auf Schonung begeben; von den Schulden des Krieges wollte er nichts auf ſich nehmen, und doch beſaß er zwei Drittel des Bodens! Es war daher eine Wohlthat, daß der Biſchof von Seeland, Hanns Suane, in Verbindung mit dem Bürgermeiſter Nanſen von Kopenhagen, auf dem Reichstage von 1660, wo die Bauern bereits fehlten, darauf drang: der König ſolle ſeine Domänen zurücknehmen und eine allgemeine Acciſe ausſchreiben, bei der ſich der Adel in erſter Linie zu betheiligen hätte. Am 13. October boten die Stände dem Könige die erbliche Krone, am 14. die Dictatur. Selbſt der Adel ſtimmte zu, er glaubte ſo vor „Freiheit und Gleichheit“ herzukommen, die bereits

*) Nach Abſchluß dieſes Friedens mußte der romantiſch vielverwendete Korfiz Ulfeldt, den der Schwedenkönig in Dänemark reſtituirt hatte, abermals und für immer entfliehen. Die Einzelheiten dieſer und ähnlicher Geſchichten gehören in die Propyläen des 18. Jahrhunderts, wo die Nordiſchen Reiche darzuſtellen ſind.

mehr als ein Jahrhundert vor der französischen Revolution laut wurden.

Die treibenden Kräfte der Revolution waren die Königin Sophie Amalie von Braunschweig-Lüneburg und der „Kammerschreiber" oder Cabinetssecretär Gabel, ein Deutscher. Der dritte Stand hatte schwerlich die Absicht, eine Absolutie zu gründen; er sprach sogar von einem permanenten Vereinigten Ausschuß. Aber in der Hitze des Kampfes griffen die Führer zu den stärksten Mitteln, um den Trotz des Adels zu beugen. Der König wurde, unter Aufhebung der frühern Capitulationen, zum erblichen, unumschränkten Dynasten erklärt und diese Erklärung durch einen also nicht so ganz neuen „Appel ans Volk" oder durch das „Referendum" bestätigt. Adel, Geistliche und Municipien unterschrieben die Akte persönlich: für Dänemark d. d. 10. Januar 1661, für Norwegen 7. August 1661, für Island 28. Juli 1662, für die Färoer 14. August 1662. Der Tag der dänischen Unterschriften gilt für das Datum des „Kongelov" oder Königsgesetzes (lex regia).

Man beging den Fehler, dem Könige die absolute Souveränität beizulegen, anstatt die Verfassung mit ihm zu berathen. Friedrich III. hat zwar den Fehler nicht selbst ausgebeutet; dies that erst der Nachfolger Christian V., der von 1670 bis zu Ende des Jahrhunderts regierte. Aber der Adel in Dänemark hatte seine privilegirte Stellung für immer verloren, die Bürger und Bauern kamen auf.

Die Agrarreform wurde eingeleitet, die betrügerische Domänen-Verpachtung cassirt, die allgemeine Steuer umgelegt. Das Gesetz, welches die neue Erbfolge sanctionirte, stammt von 1665, wurde aber erst 1670 beim Regierungsantritt Christians V. veröffentlicht.*)

In Schweden ahmte Karl XI. (1660—97) die dänische

*) Der Urheber des revidirten Königsgesetzes, auch Stifter des Danebrog, welcher die absolute Gewalt organisirte, war der Kanzlei-Secretär Schumacher, Graf von Greifenfeld. In 25jähriger Kerkerhaft erfuhr er den Absolutismus an sich selbst.

Revolution von oben zwanzig Jahre später nach, und zwar ging er noch gründlicher zu Werke als Friedrich III. Er verband sich mit der Geistlichkeit, mit Bürgern und Bauern gegen den Adel. Er nahm für die verarmte Krone zurück, was der Adel an sich gerissen hatte, und zwar seit der Reformationszeit, ließ die Staatsschulden untersuchen und ermäßigen, zur Hälfte auch tilgen, schränkte die Befugnisse des Reichsraths ein, ließ aber die Stände bei ihrem Bewilligungsrechte. Sein Berather war Johann Gyllenstjerna.

Fast ergötzlich ist es zu sehen, wie die schwedischen Stände bei ihren Debatten sich gegen einander verhielten und jeder dem andern am Zeuge zu flicken suchte. 1682 behauptete der Adel, daß auch Ursprung und Rechtstitel der geistlichen und städtischen Besitzungen und Einnahmen untersucht, entbehrliche Posten eingezogen, besonders die geistlichen Gehälter neu festgesetzt werden müßten. Die Bauern fanden ein strenges Vorgehen gegen Geistliche und Bürger ganz in der Ordnung, beschwerten sich aber über die Erhöhung der Verzehrsteuer und der Kriegslasten.

Doch brachten die Geistlichen und Bauern gemeinschaftlich das Meiste gegen den Adel durch. Der König konnte lange ruhig zusehen und that es auch. Als jedoch Alles im guten Zuge war, beantragte er, daß auch Lehen als Eigenthum verliehen und dennoch zurückgenommen werden könnten, was ihm die drei andern Stände zugaben.

Endlich überstürzten sich alle vier Stände in der Erklärung: der König sei gar nicht gebunden, die Stände um ihre Meinung zu fragen; nur möge er bei ganz allgemeinen Gesetzen ihre unvorgreiflichen Gedanken anhören.

Das hieß sich selbst aufgeben, und der Propst Boethues erfuhr dies, als er sich erkühnte gegen den Absolutismus zu schreiben. Er wurde zum Tode verurtheilt und ihm obendrein die ewige Seligkeit abgesprochen. Aus diesem Grunde wahrscheinlich ließ man ihn auf Lebenszeit im Gefängniß.

Dieselbe Ueberstürzung hatte sich übrigens auch in Däne-

mark gezeigt. Ein Professor Wandal schrieb dort ein Buch nach dem alten Testament über das Recht des absoluten Königs. Es war wie ein Echo des „Patriarchen“ von Filmer. Wandal erklärte: kein Widerstand sei gegen den Monarchen gestattet, nur Bitten seien am Platze. Der König sei mit Gott mystisch verbunden. Adam sei der erste König gewesen.

Bei der Eintreibung der königlichen Gerechtsame ging es sehr scharf zu. Die Strafen überstiegen oft den Werth der Güter. Der König erbte vor allen Gläubigern, ja die Rechnungen wurden bisweilen derart gemacht, daß der Gläubiger als Schuldner dastand. Beim Reichsadmiral Steenbock wurde alles inventarirt, auch sein sammtner Rock mit goldenen Knöpfen. Der Feldmarschall Banér wurde von seiner Schwiegermutter ernährt, sonst hätte er armuthshalber umkommen müssen.

Und doch gestand ein so hochgestellter Mann wie der Feldmarschall Axel Sparre: „Ich und meine Familie haben durch Rücknahme der Krongüter viel gelitten; aber ich behaupte doch, daß Karl XI. dadurch mehr Heil über Schweden gebracht hat, als hundert Reichstage zusammen.“

Der hochconservative Fr. von Raumer bemerkt zu diesen Vorgängen*): „Jedenfalls ergab sich, daß, wenn ein Theil der Einwohner eines Staates durch lange Zeiträume hindurch seinen vorherrschenden Einfluß eigennützig geltend macht, kein Buchstabe des Rechts das zweideutig Erworbene gegen unausbleibliche Angriffe schützen kann, sondern ein neues Recht gefunden werden muß, wenn der Staat nicht in innere Kriege versinken oder ganz zu Grunde gehen soll.“

In Dänemark wie in Schweden war der Despotismus legal geworden; der legale Despotismus ist der Absolutismus, denn es muß Einer absolvirt, vom herkömmlichen Recht losgesprochen sein. Auf der Universität zu Upsala mußte der Absolutismus vorschriftsmäßig gelehrt werden. Der Reichstag selbst hatte Karl XI. zum „Staate“ erklärt, weßhalb auch

*) Raumer: „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.“

Karl XII. jeder Zügel abging. Doch zum Herrn über die Geiſter wollte ſich Karl XI. nie aufwerfen. Als die proteſtantiſchen Theologen auf Bannung der Carteſiſchen Philoſophie — des weiteſtverbreiteten unter den damaligen neuen Syſtemen — antrugen, ging ihr beſcheidenes Geſuch an die philoſophiſche Facultät. Dieſe erklärte: „Es iſt gar kein Wunder, daß ein alter Profeſſor, welcher an die 20 Jahre den Studenten die philosophiam aristotelicam dictirt und ſich dadurch ein venerables hohes Anſehen erworben, vor Eifer faſt berſten will, wenn er ſieht, daß ein junger Carteſianer auftritt und ſeine graubärtige Weisheit für lauter Lapperei und einen nichtsnutzigen Bettellumpenkram ausruft und bei der Jugend Gehör und Zulauf findet.“ König Karl XI. ließ die neue Philoſophie, deren Stifter einſt bei ſeiner Vorfahrin Chriſtine ein willkommener Gaſt geweſen war, unbehelligt.

Deutſches Kulturleben.

Ueber deutſche Art und Kunſt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts iſt nicht viel Erfreuliches zu melden. Der 30jährige Krieg ſetzte Deutſchland gegen England und Frankreich um ein volles Jahrhundert zurück. Nur ganz im Hintergrund, abſeits der großen Straße, regt ſich das Eigenthümliche und Zukunftverheißende. Den ganzen Vordergrund und die Mitte des Schauplatzes füllt das Fremde, Franzöſiſches und Italieniſches.

Die tonangebenden Klaſſen galliſirten ſich um die Wette, Fürſten und Adel bezogen die hohe Schule zu Paris. Was nicht aus Frankreich ſtammte, hatte keinen Anſpruch auf Geſchmack, kam nicht zur Geltung. Vom Hofcavalier bis zum Tanzmeiſter herab verſchrieb man ſich Alles von jenſeit des Rheins: Luſtſchlöſſer, Gartenanlagen, Kleidermoden und Sprache mußten franzöſiſch ſein. Die Mätreſſen-Wirthſchaft machte reißend Propaganda. Die Duodez-Fürſten ſpielten die kleinen Louis XIV. und ſogen ihre Ländchen aus. Wie ſich die Schweden mit Behagen die „Franzoſen des Nordens“ nannten, ſo waren die ſächſiſchen Kurfürſten die eifrigſten Nachäffer des Thronkünſtlers von Verſailles: Johann Georg II. (1656—80), noch mehr Johann Georg IV. (1691—94), am ärgſten Friedrich Auguſt der Starke mit der Aurora von Königsmark, der Coſel, der Dönhof und zahlloſen Kebſen zweiten Ranges — rechnet man doch dieſem „Vater des Vaterlandes“ 354 uneheliche

Kinder nach! Friedrich Auguſt ruinirte ſein armes Land, gerade wie ſein erhabenes Vorbild das ſeinige; dann verdarb er noch was an Polen zu verderben war. Eberhard Ludwig von Würtemberg (1693—1733) baute ſeiner Grävenitz das Ludwigsburger Verſailles. Der Kurfürſt Joſeph Clemens von Köln hatte 150 franzöſiſche Kammerherren. Kaiſer Leopold, der ſelbſt ſtark in italieniſcher Ausländerei machte, gerieth auf den „patriotiſchen“ Einfall, die franzöſiſchen Bedienten im Reiche zu verbieten! Er hätte mit einem Schock hoher Herren anfangen müſſen.

Nur der Kurfürſt Friedrich Wilhelm hielt ſich hausväterlich einfach; ſein Sohn Friedrich holte aber das Verſäumte reichlich nach. Wiederum waren es die deutſchen Handelsſtädte, die dem verderblichen Strom am kräftigſten widerſtanden: Augsburg, Nürnberg, Ulm behielten ihre alte Tracht bei und führten keine Fremden in Privathäuſern ein. Man beſuchte ſich in der Herberge.

Von der bildenden Kunſt in Deutſchland iſt in dieſer Periode ſehr wenig zu ſagen. Durch das ganze Jahrhundert graſſirte die Nachahmung der Italiener, die geradezu fürchterlich wurde, wenn philiſterhafte Stümper ſich an Michel Angelo vergriffen. Gegen die allgemeine Zerfahrenheit reagirten nur Wenige, und auch dieſe nur in Ausläufen der großen Kunſt, im Porträt, im Genre, im Thierſtück und höchſtens in der Landſchaft. Die reproducirende Kunſt ſtand weit höher als die Schöpfung. Merkwürdigerweiſe gruppirt ſich das künſtleriſche Streben zumeiſt um die Stadt Frankfurt a./M.*) Matthäus Merian, ein Baſeler, kam 1624 nach Frankfurt und ſtach bibliſche Scenen, topographiſche Schilderungen, eine Menge Städte, darunter Frankfurt ſelbſt, in Kupfer. Er hinterließ 2212 Platten. Auch Guſtav Adolfs Einzug in Frankfurt iſt von ihm. Sein Schüler Wenzel Hollar

*) S. Gwinner: „Kunſt und Künſtler in Frankfurt a M.,“ Frankfurt 1862.

(1621—87) ist einer der größten Kupferstecher und Radirer des Jahrhunderts. Joachim Sandrart (1606—88), ein Schüler des berühmten Kupferstechers Egid Sadeler zu Prag, zeichnete die ganze Galerie Giustaniani zu Venedig für den Kupferstich; 1650 malte er, höchst akademisch, das Friedensmahl zu Nürnberg mit 50 Personen sammt den Speisen. Auch Karl Gustav von Schweden zu Pferde ist sein Werk. Matthäus Merian d. J. (1621—87) ist sein Schüler; dieser malte zu Nürnberg die verschiedenen hohen Offiziere beim Vollzugs-Congreß. Sein Sohn Joh. Matthäus von Merian malte den Prinzen Eugen; eine Tochter von ihm heirathete einen Schweden von Göthe, so daß unser Dichter doch von den „Gothen" abzustammen scheint. Dieser Göthe, Hofbaudirector zu Berlin, stürzte den großen Andreas Schlüter durch Intrigue. Auch der Landschafter Lingelbach, (1622—87) der das italienische Volksleben so trefflich darstellte, war ein Frankfurter. Eben so Abraham Mignon (1649—70), ausgezeichnet in Blumen und Früchten. Die Blumen- und Insectenmalerin Marie Sibylle Merian, Tochter des älteren Merian, war seine Schülerin. Neben Lingelbach ist noch zu nennen: Joh. Heinr. Roos (Rosa di Tivoli, 1585—1657), der ganz vorzüglich Thiere malte und ausgezeichnet im Porträt war. Die technische Fertigkeit Sandrarts schloß in dem vielbestaunten Balthasar Denner ab, der als zeichnender und malender Gesichtercopist so „sprechende" Bilder machte, die jedoch nichts zu sagen haben. In ihm wurde die Kunst Handwerk. —

In der Literatur war das Ausland so maßgebend, daß man heimische, herzentsprungene Klänge nur noch für eine Weile aus dem geistlichen Gesange und dem Volksliede heraushört, während die Kunstpoesie jener Zeit nicht im Stande ist, ein einziges Echo in unserer Brust zu wecken. Neben den Passionsblumen, den Heckenrosen und Gelbveiglein des Chorals, der Liebes- und Handwerkslieder, erscheint uns die ganze übrige Flora papieren oder tulpenhaft stinkend. Wie echt ertönt es aus dem bedrückten Herzen Paul Gerhardts:

„Befiehl Du Deine Wege,"
„Wach' auf mein Herz und singe,"
„Nun ruhen alle Wälder."

Wie patriotisch verfolgt das Volkslied das Franzosenthum:

„Der nit kann französisch lügen,
Wird wohl keine Charge kriegen."

„Vormals als man kurze Haar'
Und ein' langen Bart getragen,
Als zu Hof kein Franzos war,
Thät man nach Landskinder fragen.
Aber jetzo ist es aus,
Man hält nur mit Wälschen Haus."

Leider meldet sich auch im Volksliede der Sprachverderb noch stärker als in der obigen „Charge".

„Teutschland thät vor (dem) guberniren,
Gab Gesetz manch' frembem Land;
Jetzt muß es sich submittiren,
O der übergroßen Schand!"

Ganz volksliedlich ist auch noch hin und wieder ein namhafter Dichter, Aßmann von Abschatz, aus der zweiten schlesischen Schule (1646—96):

„Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh' Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.

Herbei, daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke,
Zur Son (Saône) und Seine schicke!"

Oder:

„Fremde Kleider, falsche Haare,
Falsche Treu', verfälschter Wein,
Glatte Worte, falscher Schein,
Sind anjetzt die beste Waare."

Gegen das Ende des Jahrhunderts ging übrigens auch dem Volksliede der Athem aus.

Die Kunstdichter lebten auf französischem Fuße und von französischen Recepten, oder sie verkamen in italienischem Zier-

ſchwulſt. Die Proſa-Epik ahmte den von den Franzoſen ſelbſt ſchon nachgeahmten Schäfer- und Ritterroman noch einmal nach. An der Spitze ſteht ſeit 1645 Philipp von Zeſen mit der „Adriatiſchen Roſamund“, der gleich in der Vorrede prahlt: daß Spanien, Welſchland und Frankreich jetzt nicht mehr allein ſolche Liebesgeſchichten hätten. Auf der Spur der Scudéry entſtanden die oberflächlichen Schilderungen fremder Länder und Sitten: des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig „Aramena“, die „Syrierin“ und „Octavia“; des Andr. Heinr. Buchholz „Herkules und Vladisca“, „Herkules und Herkuladisla“, durch die der braunſchweigiſche Hofprediger den „Amadis“ verdrängen und den Roman chriſtianiſiren wollte! Dann trat Anſelm von Ziegler und Kliphauſen mit der „Aſiatiſchen Baniſe, oder blutiges und doch muthiges Pegu“ in die Schranken. Happel, der Fruchtbare, docirte in ſeinen Romanen geradezu Geographie. Unter allen dieſen reichte Keiner dem Grimmelshauſen das Waſſer.

Am berühmteſten in dieſer Gattung wurde einer der Gründer der ſogenannten zweiten ſchleſiſchen Schule, der kaiſerliche Rath und Syndicus von Breslau, Daniel Kaspar von Lohenſtein (1635—83), deſſen Muſter der zierſchwülſtige Neapolitaner Marino war, beſonders durch ſeinen Roman: „Großmüthiger Feloherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beſchirmer der deutſchen Freiheit, nebſt ſeiner durchlauchtigen Thusnelda“ (erſt 1689 erſchienen, mit Kupfern von Sandrart), 4 Bände. Unnatürliche, langweiligſte Erhabenheit, und dennoch beſſerer Styl als bei den Zeitgenoſſen, auch hiſtoriſche Anlage nicht zu verkennen. Chriſtian Gryphius, der Sohn des Andreas, pries in ſeinem Ehrengedicht auf Lohenſtein deſſen Patriotismus:

„Auf Deutſchland, kannſt Du noch der fremden Schmach vertragen?
Fällt Dir Quintilius und Druſus noch zu ſchwer?
Iſt das verhaßte Joch noch nicht entzwei geſchlagen?
Auf Deutſchland, rüſte doch ein auserleſ'nes Heer!“

Noch ſchwülſtiger, vor Bombaſt oft ganz unverſtändlich,

ſind Lohenſteins „Tragödien", von denen die „Agrippina" noch die am wenigſten unerträgliche ſein dürfte. Was aber der Geſchmack der Zeit mit ſich brachte, erſieht man aus einer Scene, worin der perſönlich züchtige kaiſerliche Rath die Agrippina ihren Sohn Nero emphatiſch zur — Blutſchande auffordern läßt! Wir Neueſten werden zwar eben wieder durch das „Kunſtwerk der Zukunft" und durch gewiſſe Effectſtücke an ſolche Dinge gewöhnt; hiſtoriſch muß man ſich aber doch erſt erinnern, daß ſelbſt ein Leibniz der Kurfürſtin von Hannover Beſſer's „Schooß der Geliebten" vorlas, welche Zote dann die gebildete Kurfürſtin weiter verbreitete!

Den Opitzianern hatte man nachgeſagt, ſie beſäßen weder Phantaſie noch Sinnlichkeit, was auch in der Wahrheit begründet war. Da habt Ihr beides, konnte neben Lohenſtein auch Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79) ſagen, der gleichfalls Rathsherr in Breslau, von Perſon eben ſo ehrenwerth wie ſein College war. Das Schlechteſte der franzöſiſch-italieniſchen Lüſtlinge brachte Hoffmannswaldau in ſeinen „Heroiden" (Liebesbriefen) über die Feder, und natürlich mit deutſcher Bärenhaftigkeit. Die Zeitgenoſſen aber, nicht etwa nur das große Publikum, ſtellten den Lohenſtein nicht nur über Seneca und Corneille, ſondern über Aeſchylus und Sophokles! Die Höhe des Parnaſſes war mit Hoffmannswaldau und Lohenſtein erreicht. Selbſt Thomaſius, äſthetiſch freilich ſehr incompetent, meinte, die Beiden könnten es mit Virgilius aufnehmen!

Da wurde denn doch die trockenſte Boileau'ſche Schulmeiſterei zur wohlthätigen Nothwendigkeit, damit dieſes Geſchlecht beim äſthetiſchen ABC wieder anfange. Der Bakel wurde, in Erwartung Gottſcheds, von dem Zittauer Rector Chriſtian Weiſe (1642—1708) pedantiſch genug geſchwungen. Weiſe war ein wäſſeriger Poet, ohne Salz und Schmalz in ſeinen geiſtlichen Liedern und Schulkomödien; daß er aber das Beſſere fand und billigte, bewies er ſchon durch ſeine Anlehnung an den „Simpliciſſimus" in dem volksthümlichen Roman:

„Die drei ärgſten Erznarren in der ganzen Welt“ (1673). Daß er, wie auch Lohenſtein, auf der Spur des Andreas Gryphius einherging und hiſtoriſche Stoffe, ja Ereigniſſe ſeines Jahrhunderts dramatiſch zu geſtalten ſuchte, verrieth wenigſtens ein richtiges Streben. So verfaßte Weiſe: den „geſtürzten Marſchall von Ancre“, den „Neapolitaniſchen Rebellen Maſaniello“, den „Spaniſchen Favoriten Olivarez“.

Seine pädagogiſche Stellung nahm er ſehr ernſt; es ſoll ihm unvergeſſen ſein, daß er das Deutſche auf den Gymnaſien einführte, wo bis dahin ſogar in den Spielſtunden lateiniſch geſprochen werden mußte! Auch das war richtig getroffen, daß er theoretiſch die Poeſie und Beredtſamkeit vom „Galanten“ auf das „Naturelle“ zurückverwies, wenn er auch als hausbackener Magiſter das „Natürliche“ in der gemeinen Natur ſuchte und es ſogar auf Unfläterei ankommen ließ.

Aehnlich, aber mit mehr Geiſt reagirte der Hamburger Chriſtian Wernicke in ſeinen „Ueberſchriften“ (Epigrammen) um die Wende der Jahrhunderte vom Boileau'ſchen Standpunkte aus gegen die lasciv-ſchwülſtigen Nachtreter des Marino, die ſchleſiſchen Mariniſten und Manieriſten.

Ein Reſultat dieſer Cur war zunächſt kaum zu bemerken. Niemand wird heutzutage den Freiherrn v. Canitz für einen Dichter erklären. Er war zu Berlin 1654 geboren, hatte ſich zu Verſailles den Boileau und die feine Sitte einverleibt und ſchrieb gegen „Zibeth und Ambra“ der Schleſier, ſowie gegen Weiſe'ſche Bettelſuppen. Sein Freund Joh. v. Beſſer, ein Kurländer, im ſelben Jahre geboren, war Ceremonienmeiſter bei Friedrich I. von Preußen, fiel in Ungnade, ging als Geh. Kriegsrath nach Dresden und lieferte dort Feſtbeſchreibungen. J. Ulrich König, die formelle Leere, erzählte aufs genaueſte „Auguſt im Lager“, die Beſchreibung einer Revue!

Erſt jenſeits der Schwelle des Jahrhunderts dämmert das Beſſere auf. Heinrich Brockes (1680—1747) nahm ſich den Engländer Thomſon zum Muſter und zeigte den etwas holperigen Weg zur Natur. Die erſten wahren Herzenslaute,

aus der Tiefe der Verkommenheit und Zerknirschung, ließ Joh. Christian Günther (1695—1723) hören, wie das der Pansoph Göthe richtig angemerkt hat.

Die französische Literatur in ihren bedeutenden Erscheinungen ging ziemlich spurlos an den Deutschen vorüber; kaum daß Corneille und Molière dürftig übersetzt wurden. Die Schauspielergesellschaften, zu Anfang des Jahrhunderts aus Studenten und Meistersingern zusammengewürfelt, z. B. die von Pauli, wurden durch den langen Krieg zerstäubt. Die Veltheim'sche Truppe war in den 70er Jahren zu Nürnberg und spielte hier Molière'sche Stücke. Erst gegen Ende des Jahrhunderts kommen stehende Schauspielertruppen bei uns vor. An den fürstlichen Höfen führte man eine Art von „Masks" mit extemporirten Scenen, den sogenannten „Wirthschaften" auf. Oper und Ballet überwucherten Alles. Endlich nahm sich das Bürgerthum, z. B. in Hamburg, der Schaubühne an, und gar lustige Dinge wurden dort aufgeführt: „Seigneur Schelmuffsky et l'honnête femme Schlampampe", die „Schadenbringende Alchymisten-Gesellschaft" u. s. w.

Die Literarhistoriker klagen noch mehr über den Verfall der Prosa in dieser Zeit als über die jämmerliche Poesie. Und zwar mit Recht. Das Gesetz der Accentuirung und die Opitz-Boileau'schen Regeln gaben der poetischen Form allmählich eine gewisse Correctheit; in der Prosa dagegen hatte selbst das deutsche Wort Mühe sich einzubürgern. Das Gelehrten-Latein, die Ausdrücke des römischen Rechts, die französischen diplomatischen Wendungen, der Italianismus, ja in Oesterreich das Spanische, erdrückten das Deutsche, brachten es in Vergessenheit. Die Zeit des Moscherosch war noch lange nicht vorüber.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist sogar das kindliche Ringen Jakob Böhme's mit der Sprache anzuerkennen. Der Prediger Joh. Arnd (starb 1621) folgte noch der guten Luther'schen Tradition. Dann gab es keine gute und reine Prosa bis auf die Hallischen Pietisten. Thomasius, der viel für die deutsche Sprache that, schrieb selbst bei weitem nicht rein.

Leibniz, der das volle Bewußtſein von der Sache hatte, ließ es bei Verſuchen, verfaßte aber ſeine Hauptwerke lateiniſch und franzöſiſch. Erſt Chriſtian Wolf brachte ein verſtändliches Philoſophen-Deutſch auf. Grade am Ende des Jahrhunderts vollendete der fromme und gelehrte Gottfried Arnold aus der Halliſchen Schule ſeine „Unparteiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie", das beſte deutſchgeſchriebene Geſchichtswerk des ganzen Jahrhunderts.

Die Katholiken, wenn ſie deutſch ſchrieben, mißhandelten die Proſa noch mehr als die Proteſtanten; namentlich die Jeſuiten, z. B. der Elſäſſer Jakob Balde, waren kaum genießbar. Und doch erklärte ein Jeſuit unter dem Kaiſer Leopold: in Oeſterreich ſei die deutſche Sprache in einem fremden Lande.

Unumgänglich war die Erneuerung des Bewußtſeins von der Sprache. Dazu gehörten etymologiſche, lexikographiſche und grammatiſche Studien. Das Wort mußte erſt wieder in ſeinem Urwerthe empfunden werden. Dieſe Beſtrebungen wurden eingeleitet durch das große Werk von Schottelius: „Ausführliche Arbeit von der deutſchen Haubt-Sprache" (1663), worin Etymologie, Syntax und Versbau methodiſch vorgetragen waren. 1665 wurde zu Dortrecht der Codex argenteus, die gothiſche Evangelien-Ueberſetzung, gedruckt. Dann kam die Grammatik der altgermaniſchen Sprachen an die Reihe, und Johann Schilter ſchrieb ſeinen großen Thesaurus.

Leibniz, mit dieſen Studien vertraut, verfaßte 1679 ſeine „Ermahnung an die Deutſchen, ihren Verſtand und Sprache beſſer zu gebrauchen" und 1697 ſeine „Unvorgreiflichen Gedanken." Er beſchäftigte ſich mit der Idee eines deutſchen Gloſſars, in welchem der deutſche Sprachquell ſprudeln ſollte, und beklagte im Intereſſe der einheitlichen Sprachgeſetzgebung den Mangel einer Hauptſtadt und einer literariſchen Akademie.

Um aber deutſch ſchreiben zu lernen, bedurfte die Nation deutſcher Gedanken, einer Verdeutſchung der Gelehrſamkeit.

Bis zum Ende des Jahrhunderts wurden alle akademischen Vorträge lateinisch gehalten. Hier griff Thomasius ein, der die Reform Christian Weise's auf die Universität übertrug.

Christian Thomasius (1655—1717) war der Sohn des Leipziger Professors Jakob Thomasius, zu dessen Füßen auch Leibniz gesessen. Er war Jurist und Staatsrechtslehrer. Im Jahre 1681 kündigte er als Professor zu Leipzig Vorlesungen in deutscher Sprache über Hugo Grotius und seinen Lehrer Pufendorf an. Die Neuerung war so verblüffend, daß sich kein einziger Hörer meldete. 1688 veröffentlichte Thomasius das erste Heft seiner deutschen wissenschaftlichen Monatsschrift: „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand nützliche und lustige Bücher und Fragen ꝛc. ꝛc." Der Titel legt Zeugniß von der ungewohnten Schwierigkeit des Unternehmens ab, da die Kritik selbstredend bis dahin gleichfalls in lateinischer Sprache geübt worden war. Hatte doch Otto Menken seine Zeitschrift: Acta eruditorum nicht lange vorher erst gegründet. Bei vielfachem Mangel der Form zeigte jedoch Thomasius Energie und sogar Geist. Bekämpfen wollte er vorzüglich Pedanterie, Heuchelei und Servilismus. Das Beste, was Thomasius geschrieben hat, ist der Aufsatz: „Roman von dem Leben des Aristoteles und dessen Curtesien"; hier wird der scholastische Heilige und theologische Kirchenvater in heiterster Weise als moderner Hofmann und eleganter Ritter, so zu sagen als „auch ein Mensch" dargestellt.

1690 entfloh Thomasius vor einem drohenden politischen Processe nach Berlin und hielt dann in Halle mit Erlaubniß des Kurfürsten Friedrich Privatvorlesungen. Als die Universität Halle bald darauf gegründet wurde, wirkte Thomasius in Gemeinschaft mit Spener und Francke gegen das „eiserne Joch" des Lutherthums, welches man für das „hölzerne" des Papstthums eingetauscht habe, und für deutsch-wissenschaftliche Sprache und Schrift. Er machte den Hexenprocessen den Proceß und erstrebte die Abschaffung der Folter. —

Die Pietiſten ſind bereits als Förderer der Proſa erwähnt worden. Vorab iſt es nöthig, über den Namen ins Klare zu kommen, der urſprünglich weit davon entfernt war, ein Spitzname zu ſein und durchaus nicht den Wupperthaler Beigeſchmack hatte. Der Prediger Phil. Jakob Spener aus Rappoldsweiler im Oberelſaß (1635—1705) hielt zu Anfang der 70er Jahre in der Katharinenkirche zu Frankfurt a/M. Erbauungsſtunden, die den Titel Collegia pietatis führten. Seine Zuhörer und Anhänger, die Pietiſten, waren alſo einfach die Frommen. Die Frömmigkeit faßten ſie, im Gegenſatz zu der ſtarren Orthodoxie und dem gelehrten Klauben, als innere Bewußtſeinsthat auf. Ihr Chriſtenthum ſollte ein ſelbſterworbenes, nicht ein dogmatiſch mitgetheiltes, ein in jeder Perſönlichkeit lebendiges ſein, das ſich in thätiger Liebe zum Nebenmenſchen äußerte.

Es war nichts Neues was ſie lehrten. So dachte man ſich die älteſte chriſtliche Gemeinde; ſo hatten die Myſtiker des 14. Jahrhunderts gelehrt, der große Johann Tauler zu Straßburg, Heinrich Suſo in Konſtanz und Ulm, Johann Ruysbroek, der Niederländer. Dieſe Myſtiker oder „Gottesfreunde“ waren dem officiellen Katholicismus ſo widerwärtig geweſen, daß der Papſt ſie bannte. Ruysbroek, der die Verſenkung in Gott das „höchſte Sein“ nannte, war der Vorgänger des proteſtantiſchen Theologen Bullinger im 16. Jahrhundert, der franzöſiſchen Janſeniſten des 17. Jahrhunderts, die wir längſt als „katholiſche Pietiſten“ bezeichneten, des katholiſchen Spaniers Molinos, von dem wieder Fénélon mit ſeinen „Marimen“ abſtammt.

Der Pietismus iſt ſonach nichts weſentlich Proteſtantiſches; er eignet auch innerhalb des Proteſtantismus nicht ſpecifiſch dem Lutherthum, obgleich er grade in Martin Luthers tiefem Gemüth eine ſeiner Wurzeln hat. Eine andere Wurzel aber hat er im Calvinismus, und zwar ſchon in den Puritanern, die ſich angeſichts des Geheimniſſes der Prädeſtination in myſtiſche Selbſtbetrachtung vertieften. Die Puritaner Baxter und beſonders Bunyan ſind reformirte Pietiſten. Als die

ſtrenge Prädeſtinationslehre auf der Dortrechter Synode 1618 geſiegt hatte, bildete ſich auch in Holland die praxis pietatis aus. Gisbert Voëtius wurde der Träger dieſes holländiſchen Pietismus, und Anna Maria Schuermann ſeine Prophetin. Der gelehrte Coccejus behandelte, grade wie die deutſchen lutheriſchen Pietiſten, die Bibel nicht als dogmatiſchen Beweis-Apparat, ſondern als Entwicklungsgeſchichte des Gottesbegriffs, was aller ſpätern Bibelkritik eine erwünſchte Handhabe bot.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts betrat der milde und fromme Lutheraner Johann Arnd mit ſeinem „Wahren Chriſtenthum" die Bahn der chriſtlichen Selbſtbetrachtung, auf welcher ihm Spener und Francke folgten.

Die Befreiung der Gemüther vom Banne der Orthodoxie war noch keine Befreiung der Geiſter; aber die Spontaneität der Empfindung, ſelbſt in abgeſteckter Sphäre, war ein nicht zu verkennender Fortſchritt. Und dieſe Spontaneität, dieſes Selbſtempfinden und Selbſtproduciren der religiöſen Wahrheit, bedurfte auch des ſpontanen Ausdrucks. Die Orthodoxie, die dogmatiſche Theologie mochten lateiniſch ſchreiben; ſie hatten es mit fertigen Begriffen und Schablonen zu thun. Wer aber ins Herz greifen wollte, wer das Herz zu eigener Empfindung zu erwecken ſtrebte, der mußte dies in der angebornen Mutterſprache thun, weil er nur ſo wirken konnte. Auch die Myſtiker des 14. Jahrhunderts ſchrieben deutſch. Luther gründete eine Sprache; Arnd, Spener, Francke ſchrieben deutſch und förderten mit der Frömmigkeit die deutſche Proſa.

Der Pietismus brachte zugleich eine wohlthätige Bewegung im deutſchen Univerſitätsſumpfe hervor. Die Stagnation war hier faſt ebenſo arg geworden wie in vorlutheriſchen Zeiten. Die Wiſſenſchaft überhaupt, von der Theologie ſo abhängig wie vordem, hatte ſich zur Scholaſtik verknöchert. An einer lutheriſchen Univerſität war kein Tanz- oder Fechtmeiſter, der nicht auf die ſymboliſchen Bücher vereidigt geweſen wäre. So ging es zu Altdorf, Erfurt, Gießen, Greifswald, Jena, Helmſtädt, Kiel, Königsberg, Leipzig, Rinteln, Roſtock, Straßburg,

Tübingen und Wittenberg. Namentlich Wittenberg war in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts steif orthodox, grimmig gegen Pufendorf und Thomasius. Eine Ausnahme machte Calixtus zu Helmstädt; er schmähte nicht die Rationalisten und hatte Spener'sche Anwandlungen vor Spener. Die symbolischen Bücher seien nicht ewig, erklärte er. Ein schweres Wort, welches Entsetzen verbreitete. Doch war man in dem so gläubigen Jena nicht abgeneigt, auf solche Dinge einzugehen.

Reformirt waren die Hochschulen zu Heidelberg, Marburg und Frankfurt a/O., zu denen der Große Kurfürst Duisburg gesellt hatte. Was der Kurfürst praktisch anbahnte, die Union, das lehrte Spener als Theologe, indem er erklärte: Mit Ausnahme des Abendmahls könnten sich die Lutheraner gar wohl mit den Reformirten vereinigen. Der Lärm, der darüber entstand, war das sicherste Zeichen, daß es mit der Union noch gute Wege hatte.

Die werkthätige Liebe des Pietismus bewies der Lübecker August Hermann Francke (1663—1727) durch die Erbauung des Hallischen Waisenhauses 1698. Rauchs Meisterhand hat sein Standbild errichtet.

Kein Umstand charakterisirt wohl besser das Wesen der Pietisten als ihre Freundschaft mit den scheinbar entgegengesetzten Rationalisten. Und doch hatten beide denselben Ausgangspunkt vom Wesentlichen; nur daß die Einen das Wesentliche mit dem Verstande zu fixiren, die Andern es in der innern Anschauung zu erreichen suchten. Und wie nahe kamen sie sich im weitern Verlauf der Entwickelung! Konrad Dippel (1673—1734) ging vom Pietismus aus und leugnete die dogmatische Ansicht von der Wirkung des Todes Christi; die Sacramente waren ihm Menschensatzungen. Wenn einmal das Unwesentliche zur Seite geschoben wird, so gestaltet sich die Frage immer spitziger: Was ist das Wesentliche?

Die Keckheit des scheidenden Jahrhunderts war groß; sie kündigte, wie in der Literatur so in der Kritik, das folgende

Zeitalter deutlich an. Nach der neuesten Forschung verdankt die berufene Schrift: De tribus impostoribus (Moses, Christus, Muhamed), welche man früher bis auf Kaiser Friedrich II. zurückdatirte, ihre Entstehung dem Ende des 17. Jahrhunderts, und der Geschmack an solchen pikanten Verwegenheiten war so verbreitet, daß der Prinz Eugen auf einer Versteigerung 80 Thaler für die Rarität zahlte.

Die Gemüthsbewegung des Pietismus werden wir noch auf einem andern Felde wirksam sehen.

Die Musik war in Deutschland, wie so ziemlich überall, eine dreigetheilte: volksthümlich, gelehrt und opernhaft. Die volksthümliche Musik war traditionell und selbstverständlich durchaus national. Die gelehrte Musik war kosmopolitisch und kam auf ihrer Wanderung zumeist aus Italien nach Deutschland. Die Opernmusik war rein italienischen Ursprungs.

Das Volkslied und der Choral hatten sich seit Luthers Tagen verquickt; manche Volksweise war in die Kirche übergegangen, manches Volkslied hatte eine fromme Umwandlung erfahren. Der Choral war in den Ländern der Reformation volksthümlich geworden. In den schlimmsten Zeiten des 30jährigen Kriegs hatte sich das Volk an profanen und geistlichen Gesängen aufrecht erhalten, sich die beschwerte Brust leichter gesungen. Leibniz verstand genug von der Kunst der Töne, um sie als eine „Uebung der Seele, welche nicht wisse, daß sie zähle" zu erklären. Das war freilich nicht ausreichend; mit dem Zählen und Rechnen werden erst die Töne und Intervalle begründet, keineswegs deren Folge und Wechsel, der Inhalt der Musik. Aber Leibniz wußte desto besser die Wirkung der Kunst, ihre Kulturbedeutung zu schätzen. „Die unglaubliche Wichtigkeit der Musik können nur diejenigen verkennen, welche nicht wissen, mit welch' innigem Entzücken selbst das niedrigste Volk durch sie erfüllt wird, und wie es keinen Handwerker und keine Kindermagd giebt, die nicht durch Gesang sich Arbeit und Mühe würzen."

Hettner in seiner trefflichen „Literaturgeschichte des 18. Jahr-

hunderts“ ſpricht von den „ſchlichten deutſchen Cantoren, welche ſtill und unbemerkt die erſtorbene und verfolgte Innerlichkeit deutſchen Volksſinnes nährten.“ Dieſe Cantoren waren allerdings in ihrer äußern Erſcheinung und Poſition ſehr „ſchlicht“; wenn ſie aber den Choral pflegten und ſelbſt componirten, ſo war das ein Akt der gelehrten Muſik auf volksthümlichem Boden. Solcher Cantoren wie die des 17. Jahrhunderts giebt es heute nicht allzu viele.

Die gelehrte contrapunktiſche Muſik, welche grade im 17. Jahrhundert die eigentliche Fuge ſchuf, hatte eine doppelte Berührung mit dem Volke: einmal durch die Orgel, das bis dahin maßgebende Inſtrument, und den Choral, den Ausdruck der gemeinſamen religiöſen Stimmung; ſodann durch kunſtvoll geſetzte weltliche Lieder und Tänze. Darin übertrafen die Deutſchen bald ihren römiſchen Meiſter Frescobaldi.

Leider wurde der deutſche Liedertext immer ſchlechter, des wenigen Guten immer weniger. Bier-, Kaffee- und Tabakslieder konnten ſchwerlich einen Componiſten reizen. Die Kunſtlyrik bot keinen Erſatz; es iſt nur durch den elenden Zuſtand der Lyrik zu begreifen, daß ſo viel Sprachgemengſel und fade Schäferei ihren Weg in die Muſikbücher fanden. Erſt im Singſpiel, der eigentlich deutſchen Oper, gingen Muſik und weltlicher Text ſo ziemlich in einander auf. Der Meiſter des Singſpiels war Reinhold Kaiſer (1673—1709), der im Anfang des neuen Jahrhunderts zu Hamburg, der regſamen deutſchen Stadt, drei Aufführungen in der Woche veranſtaltete.

Geſchah das auf weltlichem Gebiete, ſo entwickelte ſich auch die religiöſe Muſik zu weiterer Harmonie mit der Volksſtimmung. Der Choral ging in die Cantate, von da ins Oratorium über, und das religiöſe Muſikdrama trieb ſeine höchſte Blüthe in der Paſſion, der wir ſchon zu Anfang des Jahrhunderts bei Heinrich Schütz begegnen und die ein Jahrhundert ſpäter ihre großen Triumphe feierte. Das mittelalterliche Miſterium hatte ſeinen claſſiſchen muſikaliſchen Ausdruck gefunden, wie die Gothik ihre tönende Erklärung in der Fuge.

Zeitalter deutlich an. Nach der neueſten Forſchung verdankt die berufene Schrift: De tribus impostoribus (Moſes, Chriſtus, Muhamed), welche man früher bis auf Kaiſer Friedrich II. zurückdatirte, ihre Entſtehung dem Ende des 17. Jahrhunderts, und der Geſchmack an ſolchen pikanten Verwegenheiten war ſo verbreitet, daß der Prinz Eugen auf einer Verſteigerung 80 Thaler für die Rarität zahlte.

Die Gemüthsbewegung des Pietismus werden wir noch auf einem andern Felde wirkſam ſehen.

Die Muſik war in Deutſchland, wie ſo ziemlich überall, eine dreigetheilte: volksthümlich, gelehrt und opernhaft. Die volksthümliche Muſik war traditionell und ſelbſtverſtändlich durchaus national. Die gelehrte Muſik war kosmopolitiſch und kam auf ihrer Wanderung zumeiſt aus Italien nach Deutſchland. Die Opernmuſik war rein italieniſchen Urſprungs.

Das Volkslied und der Choral hatten ſich ſeit Luthers Tagen verquickt; manche Volksweiſe war in die Kirche übergegangen, manches Volkslied hatte eine fromme Umwandlung erfahren. Der Choral war in den Ländern der Reformation volksthümlich geworden. In den ſchlimmſten Zeiten des 30jährigen Kriegs hatte ſich das Volk an profanen und geiſtlichen Geſängen aufrecht erhalten, ſich die beſchwerte Bruſt leichter geſungen. Leibniz verſtand genug von der Kunſt der Töne, um ſie als eine „Uebung der Seele, welche nicht wiſſe, daß ſie zähle“ zu erklären. Das war freilich nicht ausreichend; mit dem Zählen und Rechnen werden erſt die Töne und Intervalle begründet, keineswegs deren Folge und Wechſel, der Inhalt der Muſik. Aber Leibniz wußte deſto beſſer die Wirkung der Kunſt, ihre Kulturbedeutung zu ſchätzen. „Die unglaubliche Wichtigkeit der Muſik können nur diejenigen verkennen, welche nicht wiſſen, mit welch' innigem Entzücken ſelbſt das niedrigſte Volk durch ſie erfüllt wird, und wie es keinen Handwerker und keine Kindermagd giebt, die nicht durch Geſang ſich Arbeit und Mühe würzen.“

Hettner in ſeiner trefflichen „Literaturgeſchichte des 18. Jahr-

hunderts“ ſpricht von den „ſchlichten deutſchen Cantoren, welche ſtill und unbemerkt die erſtorbene und verfolgte Innerlichkeit deutſchen Volksſinnes nährten.“ Dieſe Cantoren waren allerdings in ihrer äußern Erſcheinung und Poſition ſehr „ſchlicht“; wenn ſie aber den Choral pflegten und ſelbſt componirten, ſo war das ein Akt der gelehrten Muſik auf volksthümlichem Boden. Solcher Cantoren wie die des 17. Jahrhunderts giebt es heute nicht allzu viele.

Die gelehrte contrapunktiſche Muſik, welche grade im 17. Jahrhundert die eigentliche Fuge ſchuf, hatte eine doppelte Berührung mit dem Volke: einmal durch die Orgel, das bis dahin maßgebende Inſtrument, und den Choral, den Ausdruck der gemeinſamen religiöſen Stimmung; ſodann durch kunſtvoll geſetzte weltliche Lieder und Tänze. Darin übertrafen die Deutſchen bald ihren römiſchen Meiſter Frescobaldi.

Leider wurde der deutſche Liedertext immer ſchlechter, des wenigen Guten immer weniger. Bier-, Kaffee- und Tabakslieder konnten ſchwerlich einen Componiſten reizen. Die Kunſtlyrik bot keinen Erſatz; es iſt nur durch den elenden Zuſtand der Lyrik zu begreifen, daß ſo viel Sprachgemengſel und fade Schäferei ihren Weg in die Muſikbücher fanden. Erſt im Singſpiel, der eigentlich deutſchen Oper, gingen Muſik und weltlicher Text ſo ziemlich in einander auf. Der Meiſter des Singſpiels war Reinhold Kaiſer (1673—1709), der im Anfang des neuen Jahrhunderts zu Hamburg, der regſamen deutſchen Stadt, drei Aufführungen in der Woche veranſtaltete.

Geſchah das auf weltlichem Gebiete, ſo entwickelte ſich auch die religiöſe Muſik zu weiterer Harmonie mit der Volksſtimmung. Der Choral ging in die Cantate, von da ins Oratorium über, und das religiöſe Muſikdrama trieb ſeine höchſte Blüthe in der Paſſion, der wir ſchon zu Anfang des Jahrhunderts bei Heinrich Schütz begegnen und die ein Jahrhundert ſpäter ihre großen Triumphe feierte. Das mittelalterliche Miſterium hatte ſeinen claſſiſchen muſikaliſchen Ausdruck gefunden, wie die Gothik ihre tönende Erklärung in der Fuge.

Auch die musikalischen Formen moderniſirten oder vielmehr acclimatiſirten ſich im Laufe des Jahrhunderts. Die gelehrte Muſik war ihrem Urſprung nach Kirchenmuſik, katholiſch, die Tonarten die ſogenannten Kirchentöne. Lange fügten ſich die proteſtantiſchen Fugiſten dieſem fremden Weſen; unmerklich, halb unbewußt, dem deutſchen Ohre und Gefühle folgend, prägten ſie die neuen Tonarten aus, während ſie die alten vorzeichneten. Dieſe Reformation dämmert auf in Scheidt, wird beſtimmter in ſeinem Schüler Kerl und durchſichtig in dem Egerer Johann Pachelbel (1653—1706). Bei Pachelbel erkennt man unbeſtreitbar unſer D moll, G moll, F dur und G dur. Von Pachelbel führt der Schleswiger Nik. Bruhns direct zu Johann Sebaſtian Bach, dem großen Geſetzgeber aller neuern Muſik, die den Namen verdient, zu der fleiſch- und blutgewordenen Logik der Tonkunſt, der blühenden Regel des muſikaliſchen Satzes, dem polyphonen Weltgeſetz.

Vortreffliche Orgeln wurden im 17. Jahrhundert gebaut; die berühmteſten von den Silbermanns. Die Familie ſtammt urſprünglich aus Grafenſtein in Böhmen. Andreas Silbermann, geb. 1678, ging nach Straßburg und verewigte ſich dort im Münſter. Von ihm rühren überhaupt 30 große Werke her; von ſeinem Bruder, der nach Freiburg und Dresden ging, 94.

Sollte die Muſik wirklich populär werden, ſo mußte auch das maßgebende Inſtrument nicht nur für die Gemeinde ſein, ſondern in die Gemeinde verpflanzt werden. Die Orgel fand im 17. Jahrhundert ihren Abſenker am Clavier. Das ins Hackbrett übertragene Monochord, Clavicord, dann Clavicymbalum oder Gravicymbalum genannt, in den Niederlanden Spinett, in England Virginal (wie Virginien), in Deutſchland ſchlechtweg „Inſtrument“, oder „Flügel“, auch „Schweinskopf“ — zu Anfang des Jahrhunderts $4^1/_2$ Octaven umfaſſend — übernahm allmählich die Leitung der Muſik im häuslichen und engern Kreiſe; es demokratiſirte die Tonkunſt. Noch vor Ausgang des Jahrhunderts erhielt es, bei größerer Ausdehnung, die „gleichſchwebende Temperatur,“ d. h., die durch

Summirung von 12 Quinten gegen die Octave ſich ergebende Differenz wurde auf die 12 Tonſtufen der Octave vertheilt.

Bei der wachſenden Bedeutung der Inſtrumentalmuſik wurde immer größere Wichtigkeit auf die Geige oder Violine gelegt, die mit der Trompete die Melodie leitete. Zu Anfang des Jahrhunderts zeichneten ſich die Amati, ein Cremoneſer Product, vor allen aus. Guarnerio, gleichfalls in Cremona, regte den Anton Stainer zu Abſam bei Hall in Tirol an, und jetzt wetteiferte Deutſchland im Geigenbau mit Italien. Hier wieder erzeugte Guarnerio den Stradivario. —

Der bis jetzt verzeichnete Entwicklungsgang der Muſik wäre ein ganz normaler geweſen, hätte ſich nicht die italieniſche Oper, einestheils fördernd, größtentheils verderbend, eingeſchoben.

Wie ſich in der Landſchafterei die ſubjective Stimmung geltend machte, wie dieſe Stimmung ſich zum Schaden der reinen Form in die Plaſtik einſchlich, ſo ſprengte ſie in der Muſik ſelbſt die kanoniſche Mehrſtimmigkeit und erzeugte den Sologeſang, die Arie. Die Perſönlichkeit ſollte ſich kundthun; das was ſie empfand, allein empfand, verlangte ſeinen individuellen Ausdruck. Und da dieſe ſubjective Stimmung in ſich ſelbſt Unterſchiede und Entwicklungsphaſen hat, ſo genügte auch nicht der Einzelgeſang des Liedes, in welchem alle Strophen nach derſelben Weiſe geſungen wurden. Die Arie wurde ein cykliſches, dreitheiliges Lied, die dialektiſche Entwicklung einer Stimmung.

Dieſe Individualiſirung kam auch der ernſten, der religiöſen Muſik zugute: die Arie ging in die Cantate, das Oratorium und die Paſſion über. Und mit der Arie zugleich das Recitativ. Ein gewiſſes Arioſo war allerdings beim Einzelvortrag von Bibelverſen in der Kirche üblich geweſen; jetzt aber kam auch hier ein „Sprechen in fixirten Tonhöhen auf einfachſter Harmonie-Grundlage“ auf.

Das war das Gute und Förderliche der neuen Miſchgattung, deren Schattenſeiten leider ſehr dunkel ſind. Schon

das Aeußere, die Erscheinung der Oper, war ein Hohn auf das arme gedrückte Volk in Deutschland. Sie war und blieb mit ihrer prächtigen Ausstattung, ihren reichbezahlten Capellmeistern, Instrumentalisten, Sängern und Sängerinnen, mit ihrer verschwenderischen Kostspieligkeit in Wien, Dresden und anderswo, ein giftiger fremder Tropfen in unserm Blut. In einer Zeit fürstlicher Machtherrlichkeit und Prunksucht, angesichts der Knechtung und Verwahrlosung des Volkes, erreichte sie ihren Höhepunkt. Mit allen Mitteln sinnlicher Erregung, wollüstigen Kitzels ausgestattet, stand sie, lärmend und blendend, im selben Gegensatze zur Volkswohlfahrt und Volksbildung, wie das Schloß von Versailles und der unverschämte Luxus fürstlicher Hofhaltungen. Die Oper ist im 17. Jahrhunderte die Signatur der herzlosen Staatsraison, der lusttrunkenen despotischen Willkür.

Alles sollte sie den erschlafften Nerven der Mächtigen und Duodez-Cäsaren auf einmal bieten: eine Verbindung von Poesie, Musik, Malerei und Architektur — Tanzkunst und Mechanik darf man hinzufügen — war schon damals das von ihr zu lösende Problem. Beispiele sind bereits bei Frankreich erwähnt worden.

Bartsch erzählt in seiner Bearbeitung Kobersteins: Ein Thurm steigt aus der Erde, Götter erscheinen in Wolken oder Luftwagen, Geister kommen und verschwinden, Menschen verwandeln sich in Blumen oder Adler. Zu Hamburg kostete der Tempel Salomonis 15,000 Thaler. 1696, in „Heinrich dem Löwen", schreibt ein Zeitgenosse, „kam ein Seesturm fast surprenant heraus", „durch die Luft eine transportable Maschine, welche einen schönen Lustgarten mit Alleen, Fontänen, Parterre und Gebäuden vorstellte." An Zweideutigkeiten fehlte es nicht, besonders war die Opera buffa das Feld der schnödesten Concetti.

Die Oper war in der That ein Auszug aus sämmtlichen Künsten der Zeit: von der Architektur nahm sie die perspectivischen Künsteleien zur Vorspiegelung riesiger Dimensionen;

von der Plaſtik die üppige Manierirtheit in den auftretenden Perſonen, beſonders der Sängerinnen und Tänzerinnen; die Arie entſprach der naturaliſtiſchen Erregtheit der Malerei; die Coloratur war nichts anderes als die Schnörkelei an Gebäuden und Bildſäulen, ins Vocaliſche überſetzt.

Selbſt Kaiſer Joſeph I. ſetzte in dieſem Punkte die Liebhaberei ſeines Vaters fort. Er baute ein großartiges neues Opernhaus, welches vollen Raum für Entfaltung der Prachtcoſtüme, der Umzüge, Decorationen und Ballette bot und ließ jährlich 12—14 Novitäten, jede mit neuer Ausſtattung, aufführen. Die Oper „Alcina“ allein ſoll 30,000 Pfd. Sterl. gekoſtet haben! Doch vergaß er dabei auch nicht ſeinen ſteiriſchen Compositore, den gelehrten Theoretiker J. Fux, der zugleich Capellmeiſter bei St. Stephan geworden, und erhöhte deſſen Gehalt auf 2000 Gulden. Die Soprane und Tenore, ſowie die Beine der Tänzerinnen erhielten freilich ganz andere Gagen. Nur bis zum Capellmeiſter und Operndirigenten brachte es Joſeph nicht; das war ſeinem Bruder Karl, dem Erkönige von Spanien, vorbehalten.

So verdunkelte und hemmte der Italianismus eine Weile die natürliche Entwicklung der muſikaliſchen Begabung der Deutſchen; die Mode riß ſogar große Genien in ihrem rauſchenden Strome mit ſich fort. Händel, im ſelben Jahre 1685 mit Bach geboren, fröhnte ihr in ſeiner Jugend und ſchrieb eine Reihe jetzt gänzlich vergeſſener und verlorener Opern im italieniſchen Sinne. Der Hamburger Haſſe (1699—1783) wurde gar in Italien ſelbſt als der Meiſter der höfiſchen Oper gefeiert und allgemein il caro Sassone genannt. Selbſt Gluck (1714—87), der ſpätere Antagoniſt, arbeitete ſich erſt durch 40 italieniſche Opern hindurch, ehe er ſein „claſſiſches“ Muſikdrama ſchuf.

Was die Deutſchen durch dieſe Invaſion lernten, war neben der erwähnten formellen Ausbildung der Einzelſtimmen die immer größere Selbſtändigkeit des Orcheſters. Dieſe Selb-

ständigkeit führte sie später zur unbestrittenen Meisterschaft in der Instrumentalmusik.

Der Samen, den Volksgesang und musikalische Theorie gestreut, wartete nur auf die warme Luft einer echten und tiefen Empfindung, um zu herrlichen Blüthen und reifsten Früchten aufzugehen. Bach war kein Pietist, Händel noch weniger, auch nicht im besten Sinne des Wortes; aber was sie mit dem Pietismus theilten, war das persönliche Ergriffensein von jener typischen Geschichte des Menschenthums, von der bangen Unruhe und deren endlicher Befriedigung, wie sie in den Büchern der beiden Testamente dargestellt werden. Georg Friedrich Händel, von episch-lyrischem Geiste beseelt, bemächtigte sich des Alten Testaments, der heroischen Vorgeschichte, und führte sie bis zur Erfüllung aller Prophetie im „Messias" durch — ein Herrscher und König im Reiche der Töne, der seine Wunderthaten mit den einfachsten Mitteln vollführte. Joh. Seb. Bach, von lyrisch-dramatischem Genie, objectivirte in wahrhaft plastischer Gestalt das evangelische Mysterium des Heils durch den Gottes- und Menschensohn — ein Hoherpriester mit dem Mosisstabe, der alle Strahlen der Vielstimmigkeit aus dem Felsen sprudeln ließ. Die Spener-Francke'sche Richtung war insbesondere bei Bach die bahnbrechende Vorbedingung der musikalischen Schöpfungen und ihres vollen Verständnisses. Der zuckersüße Schwulst der Herrnhuter, das anstößige Liebeln mit dem Heiland, das Girren der „Kreuzvöglein", war ihm in innerster Seele zuwider; aber in der ernsten Erfassung und Durchdringung der Heilswahrheiten, neben denen auch eine Gavotte, eine Gigue, eine Chaconne, ein Hupfauf lustig springen durften, war er ganz Luther, der musikalische Luther.

„Wer die Tiefe des Wesens unseres Volkes erkennen, und wer die Zeit am Beginn des 18. Jahrhunderts kulturhistorisch würdigen will, muß auf die Erscheinung Sebastian Bach's sein Auge richten, die, als noch Alles ringsum todt und öde war, wie ungeahnt und durch einen Zauber hervorgerufen kam, der -

Waſſerlilie gleich, die aus geheimnißvoller Tiefe über die graue und einförmige Fläche des Sees heraufgeſendet wird, ein prangendes Zeugniß des nie erſterbenden Lebens im Schooße der Natur und der Zeiten. Nach einer Periode tiefſter Geſunkenheit des deutſchen Volkes iſt Sebaſtian Bach die erſte beſeligende und volle Bürgſchaft eines neubeginnenden geiſtigen Frühlings."

„Joh. Seb. Bach" von Philipp Spitta. Leipzig, 1873, I. 175.

Es iſt nicht unſere Sache, hier das „Ungeahnt und wie durch einen Zauber" zu beanſtanden. Wir müßten dazu Spitta gegen Spitta ins Feld führen, der doch ſelbſt, von Heinrich Schütz anhebend, die verſchiedenen Bach's, namentlich Joh. Chriſtoph, den Joh. Pachelbel, den Georg Böhm, den gediegenen Buxtehude, den genialen Froberger, den Joh. Gottfried Walther, unter den Italienern beſonders Frescobaldi, Corelli, Albinoni, von den Franzoſen die Erfinder der Suite ſo trefflich würdigt und als eben ſo viele Sproſſen darſtellt, auf denen ſich Joh. Sebaſtian zu ſeiner ſtaunenswerthen Höhe emporſchwang.

Genug, und das iſt die Hauptſache: zum erſten male in der ganzen Kulturgeſchichte trat die Kunſt der Töne an die Spitze des Eroberungszuges in das Land der großen Trias: Schönheit, Wahrheit, Freiheit; zum erſten male verrieth die Menſchheit in Sang und Klang, wohin es ſie treibe. Die Verherrlicherin der Siege und Triumphe ſiegte und triumphirte jetzt ſelbſt, allen anderen Künſten weit voraus.

Die Kulturgeſchichte darf und muß wohl auch ein Wörtchen von den Nahrungs- und Genußmitteln ſagen, die eingewanderten Thiere und Pflanzen und deren Vernutzung, ihren Einfluß auf das ſociale Leben eines Volkes oder Erdtheiles in Betracht ziehen. Nur mit Widerſtreben haben wir einen Excurs über Küche und Keller in Frankreich unterdrückt, um nicht gar zu weitläufig zu werden. Hier nun, bei Deutſchland,

wollen wir wenigstens die allgemein-europäische Wandlung kurz andeuten, die sich im Gebiete der Ernährung und des Genusses im Laufe des 17. Jahrhunderts vollzog. Auch unter diesem Gesichtspunkt, grade wie im Glauben und Denken, wie in der Wissenschaft und in der Politik, stellt sich das 17. Jahrhundert als Brücke und Uebergang zwischen seinem Vorgänger und seinem Nachfolger heraus.

Wenn der Satz L. Feuerbach's: „Der Mensch ist was er ißt" nicht etwa bedeuten soll: der Beefsteak-Esser wird ein Ochse, der Liebhaber von Fischen verliert die Sprache, so wird wohl dem Ernährungsprocesse ein großer Einfluß auf das geistige Leben der Völker nicht abzusprechen sein; es wäre denn, daß der Mensch allein von dem „Worte" lebte, das „aus dem Munde Gottes kommt". Für eine realistische Geschichtsbetrachtung wird es vorläufig dabei bleiben: Je nachdem der Mensch ißt und trinkt, ist und denkt er, wenigstens der Mensch in Masse. Man sollte sich doch hüten, die Erhaltungsweise ganzer Völker mit der Diät Einzelner, besonders in hochcivilisirten Ländern zu verwechseln, und nothgedrungene oder freiwillige Abstinenz der Armen und der Stoiker als Beweisgründe gegen eine allgemeine Wahrheit verwenden zu wollen.

Ein Volk, das noch ein Geschäft aus der Jagd macht, nimmt andere Nahrung zu sich als ein durchweg ackerbauendes Volk mit Fruchtwechsel und Stallfütterung. Bei dem letztern wird die Jagd zum Sport, das Wildpret zum Leckerbissen. Der Wildbraten als durchgängige Fleischspeise wirkt ganz anders an- und aufregend als der Mastochse und der gezüchtete Hammel. Im 17. Jahrhundert war die Jagd auf hohes, mittleres und niederes Gethier noch sehr im Schwange; in Deutschland kam sie durch die Verwüstungen und Verödungen des Krieges wieder auf. Wenn in Thüringen 1686 — in den österreichischen Alpenländern ein ganzes Jahrhundert später — der letzte Bär erlegt wurde; wenn der sächsische Kurfürst Johann Georg eigenhändig 208 Bären erlegte: so aß man eben bis dahin noch Bärenschinken in Deutschland. Edel-

und Dammhirſche waren damals nicht gehegt, ſondern in allen Wäldern zu jagen. Die Luft wimmelte noch von Wildgänſen und Wildtauben, das Gewäſſer von Fiſchen aller Art.

Es war auch höchſt nöthig, daß es Wild und Fiſche gab; denn die Viehzucht war nirgends hoch entwickelt, in Deutſchland ſogar bedeutend zurückgegangen. Selbſt England wußte das Hausthier nicht über den Winter hinaus zu bringen; man ſchlachtete und pökelte dort im Spätherbſt. Das berühmte allgemeine Fleiſcheſſen der Engländer, bei welchem die Phantaſie der Optimiſten auch heute noch ſtark betheiligt iſt, fand damals durchaus nicht ſtatt; „zwier in der Wochen“ war die Regel des Mittelſtandes.

Friſche Gemüſe waren lange nicht ſo verbreitet wie ſpäter, und das Surrogat für Fleiſch und Gemüſe, die Kartoffel, wagte ſich erſt aus den botaniſchen Gärten ſporadiſch hervor, um als exquiſites Nahrungsmittel zu dienen.

Das Trinken, mehr noch als das Eſſen, wirkt beſtimmend auf den Kulturgang ein. Es beeinflußt das Nervenſyſtem viel directer und acuter.

Die Nationaleigenſchaft der Deutſchen iſt bekannt. Im Mittelalter ſagte man: madidus Saxo, der feuchte Sachſe. Giordano Bruno ſpricht von der bibace Germania, dem trinkſüchtigen Deutſchland. Luther meinte, der deutſche Teufel müſſe ein Weinſchlauch ſein und „Sauff“ heißen. Karl V. ſagte, man könne den Deutſchen eben ſo wenig die Gurgeln verſchließen, als den Spaniern die Hände binden. Wir haben aber auch die Trunkſucht am Hofe Jakobs I. geſehen und die Prinzeſſinnen zu Verſailles bei der Branntweinflaſche entdeckt.

Ganz zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſchien man ſich in Deutſchland zu beſinnen: die Temperanzorden kamen auf. Aber wie groß mußte das Uebel ſein, wenn die Statuten eines ſolchen Ordens, die der gelehrte Landgraf Moritz von Heſſen entwarf, beſagten: Man verpflichte ſich vorläufig auf zwei Jahre, täglich nur bis zu 14 Ordensbechern Wein zu trinken, weiteren Durſt aber mit Bier oder Sauerwaſſer zu löſchen!

Ein Kurfürſt von Sachſen war es, der den Trinkſpruch vorſchrieb:

„So hatten es auch — die Alten im Brauch:
Sie ſchenkten voll ein — und tranken ſo rein,
Daß man das Glas von oben
Konnt' auf dem Nagel proben."

Drei andere Teufel kamen aus fremden Erdtheilen, um dem Saufteufel zu Leibe zu gehen: der Tabak aus Amerika, der Thee aus China und der Kaffee aus Afrika. Der Tabak vertrug ſich zwar anfangs ganz gut mit dem Saufteufel; in Schriften und von den Kanzeln herab wurde das ſataniſche Kraut als Bundesgenoſſe und Helfershelfer des „Soffs" verdammt: das Rauchen mache erſt recht die Kehlen trocken und durſtig. Mit der Zeit aber ging der Tabak die Wahlverwandtſchaft mit Thee und Kaffee ein und reſidirte vornehmlich in Thee- und Kaffeehäuſern. Der „feuchte Sachſe" lernte ſogar ſpäter begreifen, daß die beſte Havannah den Genuß edler Weinſorten verdirbt.

Die Coffea arabica hat ihre eigene lange, oft blutige Geſchichte. Abeſſiniſche Ziegen fanden zuerſt ihre Zauberkraft heraus; ſie blieben die ganze Nacht munter, nachdem ſie Bohnen vom Kaffeeſtrauche gefreſſen. Ein muſelmänniſcher Mullah wandte das Mittel bei ſeinen Derwiſchen, ein Prior der Maroniten bei ſeinen Mönchen an, damit ſie beim Beten nicht einſchliefen. In Konſtantinopel, wo der Kaffee bald geſtattet, bald ſchwer verpönt war, nannte man die Kaffeehäuſer „Schulen der Erkenntniß". Es ſchien, als ob der verbotene Baum im Paradieſe ein Kaffeebaum geweſen wäre. Karl II. von England war wenigſtens dieſer Anſicht; er ließ die Kaffeehäuſer in London, wo oppoſitionelle Politik lebhaft getrieben wurde, polizeilich ſchließen.

1615 berichtete Pietro della Valle aus Konſtantinopel in die Heimath über ein neues Getränk: Kahue oder Kahive, ſchwarz von Farbe, kühlend im Sommer, erwärmend im Winter. 1645 tranken die Italiener zuerſt Kaffee; 1652 brachte

ihn der Grieche Pasqua nach London; 1658 gelangte er nach Frankreich, 1671 entstand das erste Café in Marseille, 1672 in Paris. Das Pfund kostete 140 L. Die Gegner nannten ihn „Kienruß-Syrup, schwarzes Türkenblut, Decoct aus alten Schuhen und Stiefeln."

Im nördlichen und westlichen Deutschland bezog man gemahlenen Kaffee aus Holland. Nach Oesterreich kam der Kaffee mit der Musik aus Italien. Kaffeehäuser thaten sich auf: in Wien 1683, in Regensburg, Nürnberg, Hamburg 1686 und 87; der Arzt Bontekoe, der das Hamburger Kaffeehaus gegründet, schrieb 1692 eine Abhandlung: „Vom menschlichen Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod" und führte seine Panacée auch am Brandenburgischen Hofe ein. Ganz spät meldete sich der Kaffee in Schwaben: die ersten Kaffeehäuser entstanden 1712 in Stuttgart, 1713 in Augsburg.

1690 schon baute Mijnheer den Mokka auf Java an. Im 18. Jahrhundert verpflanzten die Franzosen die Staude nach Martinique.

In den Bierländern gab es fortan einen andern Morgen-, Nacht- und Untertrunk. Doch wehrte sich das Herkommen lange und mächtig; die Biersuppe wollte nicht weichen. König Friedrich von Würtemberg, von Napoleons Gnaden, ist noch mit Biersuppen aufgenährt worden.

Fast gleichzeitig mit dem Kaffee gelangte die mehr für nördliche Uferstaaten geeignete Thea sinensis nach Europa. 1610 tauschte die holländische Ostindien-Compagnie von den Chinesen Theepäckchen gegen Salbei ein. 1638 gaben russische Reisende Zobel dafür und brachten den Thee nach Moskau. 1664 machte die englisch-ostindische Compagnie der Königin ein werthvolles Präsent mit zwei Pfund Thee. Bekanntlich verlor England im folgenden Jahrhundert seine nordamerikanischen Colonien durch die Steuer auf den monopolisirten Thee. 1690 erschien zu Frankfurt a. M. ein „Gründlicher Bericht, wie ein Jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, den Thee nicht allein zu Hause gebrauchen, sondern wie auch ein Soldat im

Felde ſich damit conſerviren kann". Die zweite Panacée war gefunden.

Es waren zwei Stimulantien in Umlauf geſetzt, anregend, ſchlafvertreibend. Das Caffëin, merkwürdigerweiſe in zwei Pflanzen von ganz verſchiedenen Familien enthalten, war das, was Liebig „Nervenfutter" nannte. Beide Getränke hatten die heilſame Wirkung, die Opiate und den Alkohol bedeutend einzuſchränken und doch eine analoge Wirkung hervorzubringen. Die für uns unentbehrlich gewordene Zuthat, der Zucker, war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts meiſtens ein frommer Wunſch; er war ſo theuer, daß nur die vornehmſten Haushaltungen ihn ſich gönnen durften.

Der Tabak ſchließt ſich um ſo beſſer hier an, als man im ganzen 17. Jahrhundert ſagte: „Tabak trinken". Wie der Leſer weiß, iſt der Tabaksgenuß in unſeren Regionen älter als Kaffee und Thee; doch erhielt auch er jetzt erſt ſeine wahre Bedeutung und ſeinen großen Einfluß.

Er kam nach England durch Sir Walter Raleigh. Die Engländer rauchten wie die Indianer, aus Thonpfeifen mit bunten Bändern. Auch geſchnupft wurde; Eliſabeth aber verbot das Schnupfen in der Kirche, bei Strafe der Confiscation der Doſe. Jakob I. beſtrafte auch das Rauchen. 1624 that der Papſt Urban VIII. den Tabak in den Bann, welchen erſt der gerade ſo unfehlbare Innocenz XII. gegen Ende des Jahrhunderts aufhob; nur das Schnupfen in der Peterskirche blieb verboten.

Die Weſtmächte theilten ſich eine Weile in die Arbeit: England rauchte, Frankreich ſchnupfte. Im erſten Drittel des 17. Jahrhunderts zerrieb ſich die vornehme franzöſiſche Welt ſelbſt die Nicotiana — ſo genannt nach dem Geſandten Jean Nicot, der das erſte Kraut gegen 1560 aus Liſſabon geſchickt hatte —; die vornehmen Herren trieben Luxus mit der Doſe und excellirten im eleganten Priſennehmen. Ein beſonderes Kunſtſtück beſtand darin, die Doſe zwiſchen den Fingern zu drehen und in die Taſche gleiten zu laſſen, ungefähr wie man

heute die Cigarette mit einer Hand anfertigt. Die Doſe begleitete den Fächer, die Priſe war eine Art Friedenspfeife.

In Deutſchland donnerte der Jeſuit Jakob Balde von der Kanzel gegen die „truckene Trunkenheit“, mit der man die „Kehle zur Feuermauer macht, nur um nachher deſto beſſer ſaufen zu können“. Die klugen Holländer aber bauten, in Vorausſicht der großen Conſumtion, ſchon ſeit 1615 den Tabak in ihrem Lande. Und der Soldat, der das „Tabaktrinken“ längſt gelernt hatte, ſchmauchte tapfer drauf los: die engliſchen Hülfstruppen für den Winterkönig von Böhmen, Wallenſtein's Schaaren, Wallenſtein ſelbſt. Prinz Eugen ſchob ganze Ladungen des ſchwarzen Pulvers in ſeine große Naſe.

In Frankreich gebrauchte man den Tabak, wegen des darin enthaltenen Nicotins, auch mediciniſch, nämlich gegen Hautausſchläge; in Wien desinficirte man ſich durch Rauchen gegen die Peſt.

Ein noch wirkſameres, noch heute anerkanntes mediciniſches Specificum entſtammte derſelben Pflanzenfamilie, zu der auch der Kaffee gehört, nämlich die Cinchona condaminea, das Chinin, von den Jeſuiten 1632 zuerſt aus Südamerika gebracht und deshalb „Jeſuitenpulver“ genannt. Lafontaine hat ihm eine Hymne gewidmet.

Aus derſelben Familie mit dem Tabak ſtammt das Solanum tuberosum oder die Kartoffel, der Kitt unſerer induſtriellen Welt, ohne den ſie längſt zerfallen wäre. In der That, was würde aus den modernen Völkern ohne Kartoffeln und Kaffee?

Es ſind demnach zwei Pflanzenfamilien, welche die Fauſtiſche Frage beantworten: die Rubiaceen (Kaffee und Chinin) und die Solaneen: Tabak und Kartoffeln. Die letzteren haben, allerdings mit Hülfe der Deſtillation, Generationen von „Nachtſchatten“ erzeugt.

Nüchterner iſt die civiliſirte Menſchheit durch Kaffee und Thee geworden, aber auch nervöſer; mit der Derbheit iſt viel Biderbheit weggeſchwemmt worden. Schlauheit, Hinterliſt und

Klatsch haben die Rohheiten unserer Altvordern verdrängt und das weibliche Geschlecht parlamentarisch gebildet. Die Schala (der Schädel) des erschlagenen Feindes, die noch in Walhalla credenzt wurde, hat sich im Laufe der Jahrhunderte in ein Kaffee- oder Thee-Schälchen herabgemindert; das mittelalterliche Trinkhorn, die Beute der gefährlichen Büffeljagd, ist zum Hörnchen von Weizenmehl geworden, welches in das Schälchen eingetunkt wird.

Unter dem mitwirkenden Einflusse von Tabak, Thee und Kaffee bereitete sich in Europa eine andere Denkweise vor, entwickelte sich eine erhöhte Gehirnthätigkeit; die Vorstellungskraft und das Combinationsvermögen arbeiteten leichter und rascher. Angeregt und doch gesammelter, legte sich die europäische Menschheit in ihren Repräsentanten aufs Reflectiren und Analysiren, aufs Spalten der herkömmlichen unklaren Begriffe, aufs Erforschen der Grundvorstellungen, auf eine neue Philosophie, welche die fatalen Allgemeinheiten entschlossen von sich warf und der Autorität als solcher den Abschied ertheilte. Man erinnere sich, daß Pietismus und Rationalismus Früchte desselben Baumes waren, und man wird begreifen, daß neben der analytischen Aufgabe des Verstandes die innigste Pflege der Musik hergehen konnte. Die Musik befriedigte die Bedürfnisse des Gemüths und der Phantasie, sie selbst ein hörbarer psychologischer Proceß.

Die geiſtigen Strömungen des 17. Jahrhunderts: Naturwiſſenſchaft und Philoſophie.

Drei große Genien ſchwebten gleich Sternen am Horizonte des aufgehenden Jahrhunderts: Shakeſpeare, Kepler, Comenius. An der Neige des Jahrhunderts angelangt, knüpfen wir bei jenen idealen Momenten wieder an, in der Abſicht, die wiſſenſchaftlichen Strömungen der ſäcularen Periode in deutlichen Zügen, gleichſam die ideologiſche Karte des Jahrhunderts zu verzeichnen.

Was im 18. Jahrhundert zu glattem Meeresſpiegel ſich zu ebnen ſchien, was das 19. wieder in gewaltigen Wogenſchlag verſetzt: der Gegenſatz zwiſchen Erfahrung und aprioriſchem Denken, zwiſchen Experiment und Speculation, zwiſchen exacter und philoſophiſcher Weltanſchauung — ſiehe da! er fluthet hoch durch das 17. Jahrhundert. Hie Naturerkenntniß, hie Metaphyſik! Nur daß unſer jetziges Jahrhundert mit der apodiktiſchen und abſoluten Metaphyſik anhub und dann die ſtrafendſten Zurechtweiſungen von der denkenden Naturforſchung erfuhr, während das 17. Jahrhundert gleich von Anfang an von beiden Geiſtern energiſch ergriffen wurde, die mehr als einmal den feierlichen Ringkampf im Kopfe desſelben Mannes führten. Der Gegenſatz war ein vollſtändiger, er zieht ſich wie Wellen-Berg und Thal durch das ganze Jahrhundert hin, und gerade der Mann, welcher zu ſeiner Bewältigung berufen ſchien, Descartes, erklärte den Streit für unſchlichtbar.

In den Geſchichten der Philoſophie pflanzt ſich die Antitheſe bis heute fort: die Einen datiren die moderne Philoſophie von Bacon, die Andern von Giordano Bruno, d. h. von dem Manne der Erfahrung oder von dem Manne der Speculation. Vielleicht kommt man einmal zu der Einſicht, daß es ſich nur um verſchiedene Zweige und Arten des menſchlichen Wiſſens handelt, um äußeres und inneres Naturerkennen, um empiriſches und pſychologiſches Wiſſen.

Das Bild einer genialen Verbindung beider Strömungen erblicken wir in dem Begründer der drei ſideriſchen Geſetze, dem Propheten einer kosmiſchen Phyſik, in Joh. Kepler. Dann eröffnen ſich zwei Bahnen: auf der einen wandeln Galilei, Toricelli, der Mathematiker und Phyſiker Pascal, Otto von Guericke, Domenico Caſſini, Robert Boyle, Chriſt. Huygens, Hooke, Iſaak Newton; auf der anderen gewahren wir Hobbes, Malebranche, Spinoza, Locke. Der Leſer wird empfindliche Lücken gewahrt haben: Bacon, Carteſius, Leibniz. Bacon, der die erſtere Reihe eröffnen möchte, war ganz unzulänglich im Wiſſen von der Natur; er philoſophirte und tiftelte nur die Nothwendigkeit der Erfahrung und des Experiments heraus. Carteſius ſteht auf dem Kreuzungspunkte beider Linien: er war ein großer Mathematiker und Phyſiker und zugleich der Begründer des philoſophiſchen Rationalismus. Leibniz, am Ende der doppelten Entwickelung ſtehend, ſuchte die beiden Aeſte zuſammenzubinden; der deutſche Polymathes war zugleich Mathematiker, Phyſiker, Geolog, Sprachforſcher, Juriſt, Hiſtoriker und Philoſoph. Aber auch Hobbes iſt nicht ſo einfach Philoſoph; ſeine Staats- und Rechtsphiloſophie beruhte auf gründlichen Naturſtudien. Ebenſo ging Locke von den Erfahrungswiſſenſchaften aus, als er den Grund zur analytiſchen Philoſophie der Franzoſen des 18. Jahrhunderts legte. Spinoza war gleichfalls mit dem exacten Wiſſen ſeiner Zeit wohl vertraut, mit Mathematik, Phyſik, Dioptrik, zudem praktiſcher Optiker.

Der durchgehende Ton des Jahrhunderts iſt die Skepſis

welche ſich die religiöſe Tradition nothdürftig zurechtlegt, ohne jedoch den Zweifel zu Ende zu führen, und die ſich mit um ſo größerer Energie auf die Beobachtung der Dinge, auf die Erforſchung der Naturgeſetze wirft. Ohne dieſe Arbeit und deren Reſultate wäre die ſpeculative Philoſophie in mittelalterlich ſcholaſtiſchen Träumen befangen geblieben und hätte niemals jene kühn erſonnenen Syſteme hervorgebracht, welche dem abſtracten Denken alle Ehre machen und noch jetzt die Baſis metaphyſiſcher Welterklärung bilden. Auf der höheren Einſicht in die Realität beruht unleugbar zu allen Zeiten die beſſere Philoſophie. Man darf dreiſt behaupten: der Werth des abſtracten Denkens ſteigert ſich mit der Höhe des wiſſenſchaftlichen Poſtaments. Nicht das iſt mehr die Frage, ob wir die abſolute Wahrheit finden, deren Abſolutheit mit der Zeit immer wieder relativ wird; es kommt vielmehr Alles auf die Unabhängigkeit und Freiheit des Geiſtes an, mit welcher die letzten Dinge angefaßt werden, und welche im geraden Verhältniß zur Erkenntniß der Natur ſteht, das Wort im weiteſten Sinne genommen.

In der Sonnenklarheit, hat man geſagt, bleibt höchſtens ein kleines Schattenplätzchen für verſpätete Träumer. Der jüngſte Tag war endlich vorüber, wo die Erde aufhören ſollte und die Sonne nicht mehr zu leuchten brauchte. Das Chriſtenthum, wie jede Religion, war zur Epiſode auf einem einzelnen kleinen Stern geworden: was mochten die anderen Welten derweilen erlebt haben? Papſt Calixtus III. wollte den ſpäteren Hallen'ſchen Kometen wegbannen: dieſer wedelte nicht einmal mit dem Schweife.

Die Naturwiſſenſchaft beſteht aus einer großen Zahl von Disciplinen, von denen jede wieder ihre Unterabtheilungen hat, welche ſämmtlich ein immer wachſendes, unendliches Détail zu bewältigen haben. Dieſer Umſtand trieb mit Nothwendigkeit zur Aſſociation, zum Sammeln der Kräfte in einzelnen Brennpunkten. Es entſtanden die gelehrten Akademien: in Florenz die Accademia del Cimento (1657), die ſich große Verdienſte um die

Naturkunde erwarb; in London die Royal Society (1662), der unter Karl II. erfüllte Traum Bacons; unter Colbert die Académie des Sciences (1666); in Deutschland aus einer Verbindung der Aerzte in Schweinfurt (1652) die Academia Curiosorum, der Wißbegierigen, die 1677 zur Leopoldino-Carolina erhoben wurde; ganz am Ende des Jahrhunderts die Berliner „Societät der Wissenschaften" durch Leibniz.

Die englische Royal Society giebt uns zugleich ein Beispiel von dem durch vieles Reisen vermittelten Kosmopolitismus der Wissenschaft, und den Beleg zu jener zurückhaltenden Vorsicht, welche schon damals die Naturforscher beseelte.

Die Bacon'sche Lieblingsidee einer Akademie für Beobachtung und Experiment, lange vor Ausbruch der puritanischen Bewegung gehegt, verwirklichte sich zunächst in privater Weise durch die Gründung der Milton'schen „Gesellschaft für die Naturwissenschaften", mit Vorliebe the invisible College genannt; der größte Idealist Englands verband sich aufs engste mit dem wissenschaftlichen Realisten Robert Boyle, dem wahren Centrum der Gesellschaft, mit dem mehr wißbegierigen als wissenschaftlichen Dr. John Wilkins, der es für möglich hielt, in den Mond zu fliegen, u. A. Die Gründung geschah im Jahre der Schlacht bei Naseby, 1645. „Einige gelehrte Männer, welche nach den Dingen der Natur und der neuen Experimental-Wissenschaft begierig waren, verabredeten, einmal wöchentlich zur Unterhaltung über solche Gegenstände zusammen zu kommen." Durch Volksunruhen aus London verscheucht, siedelte die Gesellschaft nach Oxford über. Unter Cromwell zerstreut, verlegte sie unter Karl II. ihren Sitz nach London zurück und wurde 1662 als „königliche Gesellschaft" bestätigt. Ihr Secretär, der die Drucke zu besorgen hatte, war der Consul des niedersächsischen Kreises, Oldenburg aus Bremen. Oldenburg stand im brieflichen Verkehr mit Spinoza, dem er u. A. mittheilte, daß man Studien über die Töne mache, um an der Anspannung der Saite die Consonanz zu messen.

Oldenburg war ein feiner Kopf, dem jede Erweiterung

des Wiſſens das größte Intereſſe einflößte, der ſich aber gewiſſen philoſophiſchen Conſequenzen abhold zeigte. So ſchrieb er: Die Societät gehe vorwärts, ſich zwiſchen den Schranken der Experimente und Beobachtungen haltend. Boyle habe ein Experiment zur Widerlegung des Torricelliſchen horror vacui, des angeblichen Abſcheus der Natur gegen das Leere, gemacht. Boyle, heißt es weiter, wolle der wieder auflebenden Philoſophie Lehrſätze durch klare Beiſpiele illuſtriren, und zwar ohne die Form der Schulen, die Qualitäten und Schnurren. „Fahre du fort, Spinoza, die Principien der Dinge mit deiner mathematiſchen Schärfe feſtzuſtellen; Boyle wird das durch Experimente und Beobachtungen bekräftigen.“ Oldenburg vertheilt förmlich die Rollen zwiſchen England und dem Continent.

Schon zu Anfang der ſechziger Jahre hatte Oldenburg den Spinoza aufgefordert, ſeine Arbeiten drucken zu laſſen, dabei jedoch bemerkt, er ſei ſicher, Spinoza „beabſichtige nichts gegen Gottes Exiſtenz und Vorſehung“.

Die Royal Society ſtand bald mitten im Toben des Krieges und dem Raſen der Peſt: ſie aber machte unerſchüttert ihre hydroſtatiſchen, anatomiſchen und phyſikaliſchen Experimente, wägte die Luft, fixirte das Queckſilber. Sie war beherrſcht von der ſtillen Leidenſchaft für die Naturerkenntniß, einer Leidenſchaft, die den intriganten Buckingham zum Studium der Chemie antrieb, und die ſich etwas lauter äußerte, wenn die Londoner Damenwelt vor der Magnetnadel oder dem Mikroſkop in Entzücken gerieth. Eines der ſenſationellſten Experimente wurde die Transfuſion des Blutes.

Ohne Zweifel war bei dieſer neuen Denkmethode viel Mode im Spiel; auch waren die Conſervatoren des Aberglaubens nicht ſo leicht aus dem Felde zu ſchlagen. Nichtsdeſtoweniger lag dem radicalen Umſchwung ein tiefer Ernſt zu Grunde, der ſich hiſtoriſch geltend gemacht hat. Hobbes z. B. führte den Vernichtungskrieg gegen die Hexenproceſſe, indem er die „unkörperlichen Subſtanzen“ aus der Welt ſchaffte und die Vorſtellung von Dämonen für „unter der Verachtung“

erklärte. Da mochte denn noch einstweilen der berühmte Arzt Thomas Browne vor Gericht schwören, die zwei Weiber, welche 1664 abgeurtheilt wurden, seien wirklich behext. War es einmal Methode oder Mode geworden, alle Erscheinungen nach ihren Ursachen zu prüfen, so mußte sich mit der Zeit statt des Teufels eine pathologische Ursache der Besessenheit ergeben.

Indessen, Methode oder Mode, wer hat sie eigentlich aufgebracht, nach welchem Namen sollte sich die neue Richtung des Jahrhunderts benennen? Am besten und verständlichsten nach Francis Bacon. Dieser Zeitgenosse Shakespeare's, 3 Jahre früher geboren, 10 Jahre später gestorben (1561 bis 1626), bezeichnet durch sein Leben wie durch seine Schriften am schärfsten den Umschwung im englischen Volksgeiste und die Wendung in der europäischen Denkweise. Den Utilitarismus der Wissenschaft lehrend, nach der Utilität oder dem Intérêt personnel lebend, Baronet, Siegelbewahrer, Lordkanzler, Peer von England, Baron von Verulam, Marquis von St. Albans, Freund des Herzogs von Buckingham, Vertheidiger des absoluten Königsrechtes — verfiel er 1621 der Jurisdiction des Parlaments, wurde vom Unterhause grober Bestechlichkeit angeklagt, vom Oberhause zu 40,000 Pfd. Sterl. Buße, zu Gefängniß nach dem Belieben des Königs verurtheilt und jeder Stellung im Parlament wie im Staate für unwürdig erklärt. Der König Jakob I. entließ ihn nach zwei Tagen aus der Haft, und der einst so mächtige Mann starb nach fünfjähriger Zurückgezogenheit allvergessen im Jahre 1626.

Immer seinen Vortheil suchend, selbst die Freundschaft und den Grafen Essex diesem Vortheil opfernd, in alle Misère der Corruption und der Augendienerei seit den Tagen der Elisabeth tief verwickelt, hat Bacon gleichwohl ein Menschenleben lang die überkühne Idee verfolgt: die Wissenschaft gänzlich umzugestalten (Instauratio magna), von der „Würde und Erweiterung der Wissenschaften" geschrieben und eine neue Ordnung menschlicher Erkenntniß in seinem Novum Organum angekündigt. Die hochtrabende Großsprecherei freilich, die sich

in dieſen Buchtiteln und Verſprechungen kundthut, ſtimmt vollkommen zu ſeinem Privatcharakter, wie denn bereits der 26jährige Streber ſeine eigene Bedeutung in einer Schrift mit dem marktſchreieriſchen Titel: „Der Zeit größte Geburt“ angekündigt hatte.

Wenn man zwiſchen dem Utilitarismus und Bacons perſönlicher Führung keinen Widerſpruch finden will, ſo herrſcht ein deſto größerer zwiſchen ſeiner Propaganda des exacten, auf Beobachtung gegründeten Wiſſens und der Summe ſeiner perſönlichen Kenntniſſe. Bekanntlich hat Juſtus Liebig in der akademiſchen Münchener Rede vom 28. März 1863 die ſchärfſte Kritik der Reputation Bacons geübt und den Kranz des Experimental-Philoſophen garſtig zerpflückt. Weder die Naturkunde noch die Naturforſchung Bacons findet Gnade vor dem ſtrengen, aber competenten Richter. Er läßt keinen Zweifel übrig, daß der angebliche Erneuerer der Wiſſenſchaft die wirklich großen Entdeckungen in der Naturwiſſenſchaft vor und in ſeiner Zeit entweder ignorirt oder abſichtlich unter den Scheffel geſtellt habe, folglich nicht der wiſſenſchaftliche Ausdruck ſeiner Epoche ſein könne. Giordano Bruno hatte ſchon unter der Eliſabeth in London und Oxford Vorträge über die Rotation und Bewegung der Erde gehalten — Bacon leugnete und beſtritt die Kopernikaniſche Lehre; die drei großen Geſetze Keplers, die Bedeutung des Fernrohrs in den Händen des Holländers Janſen, des Engländers Harriot, des Italieners Galilei, des Deutſchen Kepler — Bacon kümmerte ſich nicht darum. Harriot ſah die Sonnenflecken vor Galilei und erklärte die Farben des Regenbogens vor Descartes; Simon Stevin begründete die Hydroſtatik, die Lehre von der Bewegung und dem Gleichgewichte der tropfbar-flüſſigen Körper; Gilbert, der Leibarzt der Eliſabeth, hatte den Magnetismus und die ſtatiſche Elektricität entdeckt und feſtgeſtellt, daß gleichnamige Pole ſich abſtoßen, ungleichnamige ſich anziehen, daß Eiſenſtäbe in der Richtung des magnetiſchen Erdmeridians magnetiſch werden, daß die Erde ſelbſt ein großer Magnet ſei, wie Kepler geahnt; er hatte gefunden, daß man durch Elektricität die

Magnetnadel zum Abweichen bringe, daß dieſe elektriſche Kraft außer dem Bernſtein, wo ſie den Alten bekannt war, auch dem Achat, Diamant, Sapphir, Rubin, Opal, Amethyſt, Glas, Schwefel, Siegellack und Harz eigenthümlich ſei; daß man die magnetiſche Kraft durch Armirung verſtärken könne: — Bacon weiß davon nichts Beſtimmtes. Ja, das allgemeine Geſetz Bacons: daß die wahre Methode aus wohlverſtandenen Thatſachen Axiome entwickele, welche zu neuen Experimenten führen — dieſes Fundament des Bacon'ſchen Ruhmes — hatte ein halbes Jahrhundert vorher Lionardo da Vinci faſt gerade ſo ausgeſprochen und war ſo der Veranlaſſer der bewunderungswürdigſten Entdeckungen in der Naturwiſſenſchaft, der Mechanik und Hydraulik geworden. Endlich und zum Ueberfluß ſind die von Bacon ſelbſt erzählten Experimente bloße Phraſen, an Werth gleich Null.

Das Alles iſt unleugbar und widerſteht der „Rettung". Es würde auch nichts helfen, wollte man richtige Angaben geltend machen und z. B. anführen, Bacon habe die Lehre Galilei's vom Falle der Körper im Novum Organum philoſophiſch behandelt. Die Lücken ſeines Wiſſens ſind allzugroß und ſeine bona fides iſt zu anrüchig. Die Wahrheit über ihn iſt vielmehr dieſe: Trotz ſeiner Unwiſſenheit und ſcholaſtiſchen Descendenz hat er der engliſchen und indirect der europäiſchen Geſellſchaft den Ton angegeben; das, was man ſeine Methode genannt hat, iſt durch ihn Mode geworden, er hat die Erfahrungstheorie ex cathedra kanoniſirt.

Hören wir einmal den Verfaſſer des „Neuen Organon" mit dem Untertitel „Wahrhafte Regeln zur Erklärung der Natur" (1620):

„Man muß ſich nicht einbilden, daß die Principien, die auf der „einfachen Argumentation" beruhen, jemals von großem Nutzen bei der Erfindung wirklicher und wirkſamer Mittel ſein könnten; aber die Principien, die man aus Thatſachen mit Ordnung und Methode ableitet, führen leichtlich zu neuen Thatſachen und machen ſo die Wiſſenſchaft activ.

„Jede Beweisführung beſteht aus Sätzen, die Sätze aus Wörtern und die Wörter ſind gewiſſermaßen die Etiketten der Dinge. Wenn die erſten Begriffe, die gleichſam die Grundlagen des Gebäudes bilden, verworren und von zufälligen Dingen abgezogen ſind, ſo kann nichts von dem, was man darauf baut, Feſtigkeit haben.

„Das Ergebniß der menſchlichen Vernunft, welches wir anwenden, um über die Vorgänge in der Natur zu reden, nennen wir Anticipationen der Natur, weil es nur ein zufälliges und vorſchnelles Ergebniß iſt. Aber die ſonſtigen Kenntniſſe, die wir aus den Beobachtungen und methodiſch analyſirten Dingen ziehen, nennen wir Erklärungen der Natur.

„Mit Anticipationen und Dialektik vermag man Alles über die Meinungen, nichts über die Dinge ſelbſt. Wenn alle Geiſter aller Nationen und Jahrhunderte ſich über ihre Arbeiten abſprächen, ſich gegenſeitig ihre Entdeckungen übermittelten und ſo eine Art von Coalition bildeten, ſo würden doch die Wiſſenſchaften durch die bloße Anticipation keinen größeren Fortſchritt machen; denn wenn die Irrthümer radical ſind und bei der erſten geiſtigen Verdauung ſtattfinden, ſo mag man nachher jedes beliebige Mittel anwenden, die ferneren Functionen mögen ſein wie ſie wollen, ſie verbeſſern nicht mehr den Fehler der erſten Canäle. Man ſchmeichelt ſich vergebens, große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften zu machen, indem man Neues auf Altes häuft oder pfropft: man muß wieder bei dem Fundamente des Gebäudes anfangen, will man ſich nicht beſtändig im ſelben Cirkel bewegen.

„Giebt es etwas Seltſameres für jeden geſund urtheilenden Menſchen, als die Beobachtung, daß bis jetzt noch kein Sterblicher ſich die Mühe gegeben, ſich zu Herzen genommen hat, dem Verſtande eine Straße zu bahnen, die von den Sinnen und der Erfahrung ausginge, und daß man Alles den Dunkelheiten der Überlieferung oder dem Wechſel und Wirbel des Streites und der Argumentation, oder endlich den Schwan-

kungen und endloſen Umwegen einer zufälligen, vagen und verworrenen Erfahrung überlaſſen hat?

„Wie hat es bis jetzt ein Menſch angefangen, der Entdeckungen zu machen vorgab? Er durchblättert zunächſt alle Arten von Büchern, compilirt Alles, was über den betreffenden Gegenſtand geſchrieben worden; dann fügt er das Ergebniß ſeines eigenen Nachdenkens hinzu; endlich legt er ſein Gehirn auf die Folter, ſetzt ſeinen Geiſt in Contribution und ruft ſeinen Genius an, daß er ein Orakel von ſich gebe: aber nichts iſt weniger ſolid und gewagter als ſolche angebliche Erfindungen.

„Ein Anderer ruft die Dialektik, die Discuſſion und den Syllogismus zu Hülfe; aber wie groß ſein Eifer und ſeine Bemühungen auch ſeien, man kann nicht leugnen, daß er blos ſeinen nackten Verſtand in Thätigkeit ſetzt.

„Es bleibt alſo die reine Erfahrung, die, wenn ſie ſich von ſelbſt einſtellt, Zufall heißt, und wenn ſie geſucht worden iſt, den Namen Erfahrung behält. Aber meiſtens iſt dieſe Gattung von Erfahrung nichts Anderes als eine Art ungebundener Beſen, ein bloßes Taſten, wie das eines Menſchen, der ſich in der Nacht verirrt hat und, nach allen Seiten tappend, ſeinen Weg ſucht. Beſſer wäre es geweſen, den Tag abzuwarten, oder eine Fackel anzuzünden und dann erſt zu marſchiren.

„Die wahre Ordnung der Erfahrung verlangt dagegen, daß man zuerſt ſeine Fackel anzünde und nicht von der vagen und nachträglichen Erfahrung, ſondern von der wohlverbauten, wohlgeordneten ausgehe. Dann zieht man die Fundamentalwahrheiten aus; ſtehen dieſe einmal gründlich feſt, ſo leitet man neue Erfahrungen ab, wie ja auch das göttliche Wort ſelbſt, als es die ungeheure Maſſe der Weſen bearbeitete, ſolches nicht ohne Ordnung und Methode that. Wenn alſo die menſchliche Wiſſenſchaft eine ſchlechte Carriere gemacht hat, ſo brauchen ſich die Menſchen darob nicht zu verwundern; ſie hat ſich ganz

vom richtigen Wege entfernt, die Erfahrung verlaſſen, oder ſie drehte und verirrte ſich darin wie in einem Labyrinthe.

„Es giebt alſo zwei Wege oder Methoden, die Wahrheit zu entdecken. Nach der einen ſchwingt man ſich durch einen Sprung zu den allgemeinen Principien auf, ruht auf dieſen wie auf unerſchütterlichen Wahrheiten aus, leitet Folgerungen daraus ab oder bezieht ſie darauf zurück, um ſie zu beurtheilen; dieſe Methode wird gemeiniglich befolgt. Nach der andern erhebt man ſich langſam, ſtufenweiſe, ohne eine Staffel zu überſpringen; aber man kommt erſt ſpät bei den allgemeinſten Sätzen an. Das iſt die wahre Methode. In beiden geht man gleicherweiſe von Empfindungen und Beſonderheiten aus, doch mit dem ungeheuern Unterſchiede, daß man nach der einen die Erfahrung nur im Vorüberlaufen ſtreift, während man nach der andern ſo oft als nöthig methodiſch ſtehen bleibt.... Es iſt kein geringer Unterſchied zwiſchen Phantomen, Vorurtheilen des menſchlichen Geiſtes, und den Ideen des göttlichen Geiſtes, ich will ſagen, zwiſchen gewiſſen frivolen Meinungen und den wahren Merkzeichen und Charakteren, die den Creaturen aufgeprägt ſind. . . .

„Eine andere Urſache, die ſich den möglichen Fortſchritten der Wiſſenſchaft hindernd in den Weg ſtellte und ſie wie durch einen Zauber feſtnagelte, iſt der tiefe Reſpect vor dem Alterthum und vor der Autorität jener Perſönlichkeiten, die als große Meiſter in der Philoſophie betrachtet werden. Die Meinung, die man ſich vom Alterthum gebildet hat, ohne reiflich darüber nachzudenken, iſt durchaus oberflächlich und ſtimmt gar nicht zu dem natürlichen Sinne des Wortes. Auf unſere alte Welt, auf das reife Zeitalter muß man das Wort „Alterthum“ anwenden. Das Alter der Welt iſt unſere gegenwärtige Zeit; die Zeit der Alten war die Jugend der Menſchheit. In Bezug auf die Welt war jene Zeit neu. Wenn man bei Jemandem eine große Kenntniß menſchlicher Dinge und eine gewiſſe Reife des Urtheils ſucht, ſo wird man das doch eher bei einem Greiſe als bei einem Jüngling finden, da der erſtere

eine lange Erfahrung, eine große Anzahl verschiedener gesehener, gehörter und gedachter Dinge für sich hat. Eben so und eben deßhalb, wenn unser Jahrhundert seine Kräfte besser kennte und den Muth besäße sie zu versuchen, sammt dem Willen sie durch Uebung zu stärken, so könnte man von ihm größere Dinge als vom Alterthum erwarten. . . ."

Wir haben den letzten Passus schon deßhalb nicht unterdrückt, weil der Gegensatz zwischen „Alt" und „Modern" ebenfalls im Laufe des Jahrhunderts zum Streitobject geworden ist, so daß auch auf diesem Gebiete, dessen Wichtigkeit Jedem einleuchtet, Francis Bacon als der erste Squatter erscheint.

Und nun betrachten wir uns die ganze Ausführung seines Gedankens: bei der Naturerkenntniß gilt nur die methodische Erfahrung, mit Abstractionen ist nichts anzufangen. Weitläufig genug ist sie, logische Präcision sucht man darin vergebens. Aber ob neu, ob schon älteren Datums: das ist das Credo der Naturwissenschaft und des empirischen Denkens geworden. Die Negation des Aristoteles und der Scholastik ist absolut.

„Von der Naturerkenntniß" sagten wir. Vergessen wir nur über der anheimelnden Richtigkeit vorstehender Sätze nicht, daß der Nachdruck auf die „Mittel", „Entdeckungen" und „Erfindungen" gelegt wird, gleichsam als sei der Zweck der Wissenschaft außer ihr gelegen. Die folgenden Aufstellungen Bacons über Natur und Wissenschaft werden uns diese Tendenz noch verständlicher machen und uns zur richtigen Fassung seiner Stellung führen.

„Die Wissenschaft soll Nutzen bringen, sagt er, das menschliche Leben mit neuen Erfindungen und Entdeckungen bereichern, die Macht des Menschen über die Natur begründen und die Gränzen seiner Herrschaft erweitern." — „Erfindungen und Entdeckungen", „Nutzen bringen", „bereichern": das heißt der Wissenschaft etwas Fremdes andichten, denn als Wissenschaft will sie nur wissen.

„Die Erfahrung ist das Mittel, die Erfindung der Zweck;

die Theorie ſoll praktiſch, die Wiſſenſchaft operativ, die Erkenntniß productiv werden." — „Zweck", „productive Erkenntniß": das iſt die unverſchleierte Theorie der Profitmacherei.

Es iſt ein ſchönes Bild: „Die bloße Erfindung gleicht den Ameiſen, welche ſammeln; der abſtrahirende Verſtand den Spinnen, welche die Fäden aus ſich herausziehen; nur die Bienen ſammeln und ſichten zugleich". Aber worauf es ankommt, das iſt doch der Honig.

Will man einem Philoſophen die Nieren prüfen, ſo muß man ihn nach den idealen Gütern der Menſchheit fragen. Bacon begründet ſeine Eintheilung der Wiſſenſchaften auf die menſchlichen Fähigkeiten, deren er drei namhaft macht: Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunft. Dieſen entſprechen: Geſchichte, Poeſie, Philoſophie. Geſchichte iſt hauptſächlich Naturgeſchichte, doch hat ſich ja Bacon ſelbſt an der politiſchen Geſchichte ſeines Volkes verſucht. Ein richtiger Einblick iſt ſeine Behauptung: die Literaturgeſchichte (wir ſagen Kulturgeſchichte) ſtehe höher als die politiſche. War man jedoch ſchon erſtaunt, in der Welt der Einbildungskraft nur die Poeſie zu finden, ſo wird unſer Erſtaunen zur Verblüfftheit, wenn wir erſtens erfahren, die Poeſie ſei lediglich „Nachahmung", und zweitens, die ſchönen Künſte, alſo Bildnerei, Malerei und Muſik ſeien „Künſte der Luſt", zwiſchen Ornamentik und Athletik gelegen!!

Man bemerke noch, wie ſchlau ſich Bacon die intelligible Welt vom Halſe gehalten, wie er ſie einmal dem Glauben zuweiſt, das andere mal ſie als Gegenſtand einer noch zu ſchaffenden Urwiſſenſchaft oder „erſten Philoſophie" hinausſchiebt, und dann doch zum dritten von einer „natürlichen Theologie" redet, worin ſich das unerwieſene Aperçu findet: Der Menſch ſieht Gott in der Natur durch Refraction, ſich ſelbſt durch Reflexion.

In den ethiſchen Andeutungen Bacons finden ſich einige lobenswerthe Anſätze. Das gemeinnützige Handeln iſt die höchſte Pflicht des Menſchen; in ihrer Ausübung beſteht die Tugend. Zur Ethik gehört die Kenntniß des Menſchen und die Naturgeſchichte ſeiner Affecte. Dann folgt die Lehre von

den moralischen Bildungsmitteln. Hauptsache ist die Bändigung der Leidenschaften, vornehmlich durch Gewöhnung. Sinnreich wird die Kultur des Gemüthes die Georgica animi genannt.

Aber das Gemeinsamkeits- oder Gesellschafts-Princip wird sofort zweideutig, wenn man hört: Gut ist, was dem Einzelnen nützt. Im Zweifel geht jedoch der Nutzen der Allgemeinheit vor; die Gesellschaft ist mächtiger als das Individuum. Danach ist also die Macht das entscheidende Motiv, und der Hobbes'sche „Leviathan", das allverschlingende Staatsungeheuer, schon jetzt und hier an die Stufen des Thrones geführt.

Sollte noch etwas an der Lehre von der raison d'état fehlen, so wird es durch den Satz Bacons ergänzt: „Es ist leichter an die abenteuerlichsten Fabeln des Korans, des Talmuds und der — Legende zu glauben, als zu glauben, daß die Welt ohne Verstand gemacht sei." In der „Legende" steckt die ganze Feigheit, in dem „Weltmachen" die platte Accomodationssucht des Hofphilosophen.

Was ist das nun Alles zusammengenommen? Ist das eine Grundlage der Experimentalphilosophie? Mit nichten, es ist die Parole einer Periode, das Stichwort einer Richtung; es ist, wenn es Philosophie sein soll, industrielle Philosophie, die Philosophie des Patentbureaus. Der bloße Nutzen thuts nicht, wir sehen das heutzutage recht deutlich: das Princip der Nützlichkeit findet seine Rechnung bei der Umgehung der tiefern und eigentlichen Erkenntnißfragen und deren Anwendung auf das sociale Leben.

Die Forschung erhebt ihre Schwingen, gewaltige Entdeckungen und Erfindungen werden gemacht und angewandt. Unabhängig vom Geiste der Entdecker und Erfinder macht sich die Menschheit Entdeckungen wie Erfindungen zu Nutze. Sie trachtet nach dem Einträglichen, jeder vom eigenen Interesse gespornt. Als Harvey 1619 die Circulation des Blutes entdeckte, war das „unpraktisch"; es schadete der Praxis des berühmten Arztes, seine Collegen zogen sich von ihm zurück.

Bacon selbst hat nichts entdeckt noch erfunden, er hat nur

beides gepriesen. Der wirkliche Entdecker war Galileo Galilei (1564—1633), durchaus Zeitgenosse Bacons. Bacon war der Philosoph der neuen Mode, Galilei der naturwissenschaftliche Denker. Er wurde 1564 geboren, im Todesjahre Michel Angelo's: die Renaissance machte der Mechanik Platz. Ganz anders präcis lautet bei Galilei die Kritik alter und neuer Scholastik: „Man kann nicht die Wesen den Namen anpassen, sondern die Namen und Attribute den Wesen; die Dinge waren zuerst, dann die Namen."

Galilei soll als junger Mensch von 19 Jahren im Dome zu Pisa, wo er zwei verschieden gehängte Ampeln schwingen sah — die kürzere schwang schneller als die längere — auf die Natur der Pendelschwingung gekommen sein, die ihn später zur Formulirung seiner Gesetze von der Kraft der Beharrung und von deren Modificationen führte. Praktisch hatte er zuerst die Idee einer Pendeluhr. Der Holländer Christian Huygens entnahm ihm diese Idee und wandte sie an.

So entstand die Schlaguhr als Zeitmesser, 1657; 1675 ersetzte Huygens die Gewichte durch die Spiralfeder, und so entstand die moderne Taschenuhr. 1673 sandte Huygens ein horologium oscillatorium an Ludwig XIV. mit den stolzen Worten: „Ich werde keine Zeit damit verlieren, Ihnen, großer König, den ganzen Nutzen auseinanderzusetzen, weil mein Automat Sie jeden Tag in Ihren Gemächern durch die Regelmäßigkeit seiner Angaben und die Folgerungen überraschen wird, die er Ihnen für die Fortschritte der Astronomie und Nautik verspricht."

Repetiruhren kamen 1676 in England auf: Barlow, Quare u. A. streiten um die Priorität. Karl II. sandte eine solche Repetiruhr an Ludwig XIV., der daran deutlich hörte, wie viel Uhr es in England seit dem Tode Cromwells geschlagen.

Das Gesetz von der Kraft der Beharrung, die unsterbliche lex inertiae besagt: Jeder Körper, der sich selbst überlassen, aller äußeren Einwirkung entzogen ist, beharrt in seiner Ruhe oder in seiner einmal eingeschlagenen Bewegungsrichtung,

und zwar im Falle der Bewegung mit der gleichen Geſchwindigkeit. Nun ſind aber die Körper den äußeren Einwirkungen nicht zu entziehen, es ändert ſich daher ihre Richtung und Geſchwindigkeit, und zwar in doppelter Weiſe. Erſtens kann der Körper einmal und plötzlich mit einem andern Körper zuſammenſtoßen; dann erfolgt die Wirkung nach dem ſogenannten Parallelogramm der Kräfte, in der Diagonale: erſte Modification der lex inertiae. Oder es kann zweitens eine allmählich anwachſende Beſchleunigung oder Verlangſamung der Bewegung des Körpers eintreten, wie beim fallenden oder geſchleuderten Steine, beim Pendel oder bei den Planeten: dann gilt es, die Verhältniſſe von Raum, Zeit, Geſchwindigkeit und Beſchleunigung auf conſtante Formeln zu bringen: die zweite Modification der lex inertiae. Hier gipfelt der Genius des großen Florentiners. Indem er unumſtößlich nachwies, daß bei conſtanter, gleichmäßiger Beſchleunigung der Bewegung ſich die Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten, während die Geſchwindigkeit proportional mit der Zeit zunimmt, ſprach er bereits die Formel des Newton'ſchen Geſetzes aus*). Die conſtante Beſchleunigung der vom ſchiefen Thurme zu Piſa freifallenden Steine demonſtrirte aufs deutlichſte die Anziehungskraft des Erdmittelpunktes oder die Gravitation. Doch auch hier brachte Galilei eine Modification von hoher Bedeutung an: die Schwerkraft iſt nicht der einzige zu berückſichtigende Factor, die Geſchwindigkeit des fallenden Körpers hängt außerdem von deſſen Dichtigkeit ab; die Luft widerſteht im Verhältniß der Dichtigkeit des Körpers, ſonſt würden alle Körper gleich ſchnell fallen.

Das Fernrohr, von Jan Lipperſchey in Middelburg durch zufällige Verbindung eines concaven und eines converen Glaſes entdeckt, wurde 1608 durch Galilei nachgebildet: ein concaves

*) Sehr klar, wenn auch etwas fachmäßiger, iſt die Bedeutung Galilei's auseinandergeſetzt in dem auch ſonſt empfehlenswerthen philoſophiſchen Buche von Otto Liebmann: „Zur Analyſis der Wirklichkeit," 2. Auflage, 1880.

Augenglas warf das verkehrte Bild des converen Objectives herum — die „Galilei'ſche Brille".

Jetzt ſah Galilei durch das Fernrohr, was Kopernikus deductiv geſchloſſen hatte, die Ordnung im Weltgebäude. Er entdeckte vom 7.—10. Januar 1610 die vier Trabanten des Jupiter, ſchloß auf den Ring des Saturns durch deſſen Schatten, unterſchied die verſchiedenen Phaſen der Venus und zeigte 1611 zu Rom, im Garten des Cardinals Bandini, die von Joh. Fabricius und Harriot ſchon geſehenen, vom P. Scheiner nur falſch gedeuteten Sonnenflecken; maß die Höhe der Mondberge, zählte 40 Sterne in den Plejaden, 500 im Orion, löſte die Milchſtraße in Sterne, die Nebelflecken in Sternhaufen auf. Mit dieſen Entdeckungen beantwortete der Nuntius sidereus oder „Sternbote" die Astronomia nova Joh. Keplers. Nach Galilei entdeckte Chriſt. Huygens (1626—95) den größten der 7 Saturntrabanten und wies die Ringform der Saturnhülle nach. Das eigentliche Teleſkop des 17. Jahrhunderts mit dem metallenen Hohlſpiegel erfand der Engländer Gregory 1663.

Der Mond war alſo eine kleinere Erde: das beeinträchtigte ihre ariſtokratiſche Stellung, die im Glauben der Zeit, trotz Kopernikus und Kepler, noch feſtſtand. Jupiter und Saturn hatten gleichfalls ihre Monde, und zwar mehr als die Erde; die Venus drehte ſich um ſich ſelbſt und war doch auch ein Planet: wie ſollte da das gäocentriſche Syſtem ſich noch halten können?

Das allbekannte, jedoch erſt in neueſter Zeit genau unterſuchte Martyrium des Galilei gewährt neben dem allgemein menſchlichen Intereſſe noch ein beſonderes, auf ſeine Zeit bezügliches. Nach der Entdeckung der Gleichzeitigkeit der Pendelſchwingungen und der Geſetze der Trägheit und des Falles hatten die akademiſchen Gegner Galilei's, die orthodoxen Peripatetiker oder Anhänger des Ariſtoteles ihn von der Univerſität Piſa nach Padua vertrieben, welches der Republik Venedig gehörte. Hier erfolgten ſeine aſtronomiſchen Entdeckungen. Wäre er dort geblieben, ſo hätte er Ruhe vor den

Jesuiten gehabt. Unzufrieden mit den Lasten des Lehramts, folgte er jedoch einem Rufe seines Landesherrn, des wankelmüthigen Cosmus II. von Toskana, der ihn zum Philosophen und Mathematiker bei seiner Person ernannte, ohne ihm irgend eine Verpflichtung zu Vorlesungen an der Landesuniversität Pisa aufzuerlegen, und ihm ein Jahrgehalt von 1000 Scudi aussetzte.

Auch in Rom, wo wir ihn 1611 sahen, schien ihm volle Gunst und Huld zu lächeln. Die Accademia dei lincei pries ihn wegen seiner Entdeckungen; der Cardinal Barberini wurde sein Freund. Aber Neid und Bosheit arbeiteten unter der Decke. Die Monde des Jupiter und die Phasen der Venus waren gar zu ketzerisch. Am 19. April 1611 forderte Cardinal Bellarmin ein Gutachten vom römischen Collegium über die Natur der „neuen astronomischen Entdeckungen eines vortrefflichen Mathematikers". Die Commission des Collegii bestätigte einfach die Richtigkeit der Galileischen Funde.

Jedoch die Feinde ruhten nicht. Die Mehrzahl der Gelehrten hielt damals noch Kopernikus für einen Phantasten, und die Menge des Volkes war leicht im Interesse des altgewohnten Dogmas aufzuregen.

Galilei bot allerdings den Feinden die gewünschte Gelegenheit: er schrieb seine Briefe gegen Pater Scheiner, in denen er sich offen zu Kopernikus bekannte. In einem Schreiben an den Benedictiner Casselli vom 21. December 1613 spricht er von der Deutbarkeit der heiligen Schrift, während nur die Natur, an strenge Gesetze gebunden, nicht angezweifelt werden könne. 1614 wurde zu Florenz gegen ihn gepredigt: Quid hic statis, viri Galilaei, coelum adspectantes? „Was steht Ihr da, Ihr galileischen Männer, den Himmel anschauend?" Die Inquisition zu Rom rührte sich und gegen Ende 1615 eilte Galilei dorthin, um seine Lehre sicherzustellen.

Die Sache stand schlimmer als er geglaubt. Am 23. Februar 1616 erklärten die Patres des heiligen Officiums das heliocentrische System für „tadelhaft in der Philosophie und

irrig im Glauben." Am 25. notificirte Cardinal Bellarmin dem Galilei, er habe jene Meinung aufzugeben. Galilei nahm das ohne Widerrede hin, ſchwur nichts ab, erlitt keine Buße, wurde vielmehr in Rom mit Auszeichnung behandelt und blieb noch drei Monate dort.

In einer Schrift vom ſelben Jahre 1616 leitete der Verwarnte, wenn auch nicht richtig, Ebbe und Fluth aus dem kopernikaniſchen Syſteme ab. Bekanntlich reicht der Stillſtand der Sonne und die Bewegung der Erde, ohne Intervention des Mondes, zur Erklärung des Phänomens nicht hin. Zwei Jahre darauf ſandte er dieſe Abhandlung dem Erzherzog Leopold von Oeſterreich mit einem Schreiben, worin er ſeine Beweisführung einen „Traum", die Doppelbewegung der Erde eine „Chimäre" nannte. Das ging noch über die beliebte Verwendung der „Hypotheſe" hinaus; der Kreuzer Wiſſenſchaft hißte die jeſuitiſche Flagge auf. Oder ſagen wir vielmehr: Galilei traute ſeiner Wiſſenſchaft doch nicht abſolut; ſein katholiſcher Glauben, in einer ganz vom Katholicismus durchtränkten Atmoſphäre, erregte Scrupel in ihm.

In dem „Saggiatore", der Schrift über die Goldwage, polemiſirte Galilei meiſterhaft gegen etliche Jeſuiten; aber der Cardinal Barberini, nunmehr Papſt Urban VIII., erklärte: „Galilei's Ruhm glänze am Himmel, ſein Ruf erfülle die Erde; mit dem Verdienſte der Wiſſenſchaft verbinde er den Eifer wahrer Frömmigkeit." Galilei kam 1624 nach Rom und wurde vom Papſte leutſeligſt empfangen. Der große Entdecker war für dieſe Huld ſehr empfänglich, er glaubte ſich jetzt vollkommen ſicher. Wenn man das „Furcht" genannt hat, ſo bedachte man nicht den Widerſtreit in des Mannes eigenem Innern, auch nicht den Umſtand, daß das Martyrium ſeine gemeſſene Zeit hat, nach deren Ablauf das Opfer nicht mehr der Mühe lohnt.

Seine Sache, die Ueberzeugung von der Richtigkeit ſeiner Forſchung, gab er nicht auf, vertheidigte ſie vielmehr 1624 wieder als „Hypotheſe" trefflich gegen einen gewiſſen Ingoli.

[illegible]

[illegible]

[illegible] 1616 in dem [illegible] war; es enthielt die Drohung des Pater-Commissars an Galilei, daß, wenn er noch ferner an seiner Meinung festhalte, im Namen des heiligen Officiums gegen ihn vorgegangen werden sollte, worauf Galilei zu gehorchen versprochen hätte.

K. v. Gebler, der Frühverstorbene, hat in seiner verdienstvollen Schrift über Galilei die Annahme einer Interpolation, nach gewissenhafter Autopsie des Fascikels, verworfen; Andere, z. B. M. Cantor erklären sie für thatsächlich. Wir halten sie für überflüssig, und die Jesuiten thun selten das Ueberflüssige, da das Indexdecret vom 26. Februar 1616, welches das heliocentrische Buch des Carmeliterpaters Foscarini gänzlich verbietet, auch andere Bücher, die dasselbe lehren, „verbietet, verdammt, suspendirt". Das war doch wohl auch Tags zuvor dem Galilei gehörig insinuirt worden.

Der Proceß vor der Inquisition begann. Gefoltert ist

Galilei nicht worden; aber der Schreckſchuß einer Androhung der Tortur und der Vorzeigung der Inſtrumente wurde auf ausdrücklichen Befehl des Papſtes am 16. Juni 1633 auf den Angeklagten abgefeuert. Am 22. Juni erfolgte das Urtheil: Galilei ſoll abſchwören und nach Belieben des heiligen Officiums gefangen gehalten werden.

Galilei, das Haupt in der Morgenröthe der kommenden Duldung, ſchwur ab. Wer abſchwört, trotzt nicht. Galilei hat nicht geſagt: Eppur' si muove! Aber die Zeit hat es ausgeſprochen. Denn wie Pascal ſagt: „Es iſt Alles umſonſt; wenn die Erde ſich wirklich dreht, ſo wird die ganze Menſchheit zuſammen nicht im Stande ſein, ſie am Drehen zu hindern und ſich ſelbſt mitzudrehen.“ Die Jeſuiten folterten und verbrannten — im Drehen.

Nach der Abſchwörung ſaß Galilei eine Nacht im Kerker; dann blieb er halb gefangen, zuerſt in Rom beim toskaniſchen Geſandten Niccolini, hierauf, ſeit 1638, zu Arcetri bei Florenz in ſeinem eigenen Hauſe. So verlebte er noch 9 Jahre unter dem Damoklesſchwert unſichtbarer Controlle. Während der Ausarbeitung der „Geſpräche über Mechanik“ erblindete der Greis; ſpäter geſellte ſich Schwerhörigkeit dazu. Seine Tochter Marie Celeſte war ſchon 1634 geſtorben; ſein Sohn Vincenzio überlebte ihn, von dieſem ſtammt das noch vorhandene Modell einer nach des Vaters Anordnung gefertigten Pendeluhr. Bei Strafe der Excomunication und lebenslänglichen Kerkers wurde ihm verboten, in die Stadt zu gehen und mit Jemandem über ſeine Anſicht zu ſprechen. Ausdrücklich war ihm geſtattet, auf Oſtern die Kirche zu beſuchen. Zu Arcetri muß John Milton ihn trotz des Verbotes beſucht haben, wie aus einer Stelle in der Schrift über Preßfreiheit hervorgeht, welche 1644 erſchien. Galilei war im Januar 1642, 87jährig, geſtorben.

In Santa Croce, dem florentiniſchen Mauſoleum, durfte er auf des Papſtes Verbot nicht beigeſetzt werden; erſt 1737 wiederfuhr ſeinen Gebeinen dieſe wohlverdiente Ehre. Der Zorn der Inquiſition erſtreckte ſich auch auf die Papiere und

Briefe Galilei's; der eigne Enkel des großen Mannes verbrannte deſſen letzte Arbeiten. Die Accademia del Cimento zu Florenz, die in Galilei's Geiſt fortarbeitete, blieb nicht geſchont; von Rom aus befahl man ihre Aufhebung. Borelli bettelte in den Straßen und Oliva tödtete ſich ſelbſt. Die Reihe der großen Florentiner war geſchloſſen.

Und doch was half alles Wüthen? Zwanzig Jahre nach Galilei's Tode wurde der Paſſus gegen die Bewegung der Erde aus dem Index geſtrichen; ſeit 1820 iſt Kopernikus erlaubt.

Der Himmel hatte ſich unter Galilei's Lunette gelichtet. Im Jahre 1680 wurde auch der planetariſche Charakter der Kometen, und zwar von einem Dilettanten, richtig erkannt. Das Licht ſelber wurde ſeit Keplers Zeiten ſtreng unterſucht. Der große Bahnbrecher in der kosmiſchen Phyſik hatte ſich mit der Dioptrik oder Lehre von der Brechung des Lichtes und der Farbenzerſtreuung in genialſter Weiſe beſchäftigt und richtig auf die Functionen des menſchlichen Auges geſchloſſen. Eingehend betrieb der Jeſuit Maria Grimaldi aus Bologna die Lehre von der Strahlenbrechung. Derſelbe Grimaldi beobachtete noch vor Huygens die Interferenzerſcheinungen, die Aufhebung des Lichts durch das Licht. Huygens entdeckte 1678 die Polariſation oder Doppelbrechung des Lichtes durch isländiſchen Doppelſpath. Die Emanationslehre, d. h. die Fortpflanzung des Lichts als einer feinen Materie, bekam einen harten Stoß. Chriſtian Hooke, dann Huygens, traten für die Undulation oder Wellenſchwingung der Aethertheilchen ein, während Newton noch an der Emanation feſthielt. Domenico Caſſini berechnete die Fortpflanzung des Lichts auf 42,000 Meilen in der Secunde.

Wie langſam ſich aber die großen Fundamentalwahrheiten ins allgemeine Volksbewußtſein einarbeiten, ſieht man an dem „aufgeklärten" Samuel Butler, der doch ein halbes

Jahrhundert nach dem Kepler'ſchen „Haarſtern“ ſchrieb und in deſſen „Hudibras“ wir vom Kometen leſen:

„Er zielt auf Weltzerſtörung ab
Und unſres Erdballs nahes Grab.“

Selbſt der große Laplace war noch nicht frei von der Beſorgniß, ein Komet möchte ernſtlich mit der Erde zuſammenſtoßen.

Zum Jahre 1654 wird uns von einem wahren Irokeſenlärm berichtet, der ſich bei einer Sonnenfinſterniß in Nürnberg erhob. Auch liegt noch eine Sonnenfinſterniß-Verordnung vom Jahre 1699 vor, welche Landgraf Friedrich II. von Homburg v. d. H. im September dieſes Jahres erließ:

„Demnach Se. Hochfürſtl. Durchlaucht berichtet worden, daß am negſtkünftigen Mitwochen wird ſein der 13/23 Septemb, Vmb 10 Uhr eine gahr gefährliche finſternus ſein ſoll, alß haben Se. Hochfürſtl. Dl. als ein rechter Landesvatter auch für ihre Unterthanen hierin ſorgen vnd ihnen andeuten laßen wollen, daß Sie ihr Vieh den tag zu Vor, vnd etliche tage hernach zu Hauſe halten, vnd deßfalls das nöthig futter anſchaffen, vnd der ſtällen thür und fenſter wohl ſchließen, die brunen wohl bedecken, die keller und kornböden wohl verſorgen ſollen, damit vmb dieſe Zeit die böſe Luft nicht einlogiere vnd eine böſe infection anhaffte, weil ſolch große finſternus vnd aspectum ſtichhuſten, ſchweren flüßen, ſchlag, jähenfällen, graßirende giftige Fieber, ja peſtilentziſche Seuchen vnd ganz unbekannte Krankheiten vnd dergleichen droht, wornach ſich dan ein jeder wird zu richten wiſſen, vnd hat etc.

„Sigl. Homburg d 7 t September 1699

mutatis mutandis ahn H Hofprediger Richier u H Ober Pfarrer Winther“.

—

Kommen wir näher zur Erde, dieſe ſelbſt als ausgedehnter, meßbarer Körper betrachtet. Domenico Caſſini beſtimmte im Jahre 1684 die weſtliche Länge der Inſel Ferro oder die Entfernung auf 19°48′; der Jeſuit Bouillée

auf 20°1'45". Wir nehmen jetzt 20°33'90" an. Die Länge eines Erdgrades hatte schon 1615 Snellius zwischen Alkmar und Bergen op Zoom auf 55,021 Toisen berechnet. 1635 bestimmte Norwood zwischen London und York den Grad auf 57,424 Toisen; Picard 1670 zwischen Amiens und Malvoisier auf 57,060 Toisen.

Cassini war es, der von Paris aus zum wissenschaftlichen Reisen ermunterte, was mit Hülfe der neuen Instrumente nunmehr erfolgreich sein konnte. So wurde im Jahre 1672 in Cayenne und am Cap verde die Verlangsamung der Pendelschwingung beobachtet. Richer mußte in Cayenne das Pendel um $^5/_4$ Linien kürzen, damit es schneller ginge; daraus wurde eine Verdickung des Erdkörpers am Aequator und später die Abplattung des Sphäroids an den Polen erschlossen.

Edmund Halley (1656—1724) unternahm die weite Reise nach Südafrika und St. Helena und entwarf die erste physikalisch-geographische Karte der Luft- und magnetischen Strömungen.

Das Innere der Erde blieb vorläufig noch das verschlossenste Buch. In der Geschichte des 16. Jahrhunderts erwähnten wir das wunderbare Genie Lionardo's da Vinci, der auf technischen Reisen in den Versteinerungen auf hohen Bergen die Merkmale vorzeitlicher Ablagerungen erkannte. Das 17. Jahrhundert that einen Schritt weiter und eröffnete bereits den Streit zwischen Neptunismus und Plutonismus, je nachdem das Feuer des Erdinnern oder das Wasser der Oberfläche die Hauptrolle bei der Bildung der Erdkruste gespielt haben sollte. Der erste Neptunist war Nikolaus Stenson aus Kopenhagen; der erste Plutonist oder Vulcanist kein anderer als Leibniz. Doch unterschied schon Leibniz im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts die Periode der Glut von der Periode der Schichtenbildung. Stenson aber stellte 1667 den wichtigen Grundsatz fest: die versteinerungslosen Schichten sind die ältesten.

Als sich das feste Land vom Meere getrennt hatte, be-

ſamete ſich der Boden mit allerhand Kraut und Gewächſen. Tournefort war der erſte wiſſenſchaftliche Botaniker. Er ſchloß das Jahrhundert der Beobachtungen und Entdeckungen mit einer Reiſe nach Griechenland, Kleinaſien und Aegypten, und fand auf dem Ararat die Gewächſe höherer Breiten.

Wir ſind bereits aus den Tiefen der Erde wieder zu ihrer Oberfläche emporgeſtiegen. Der uns umgebende elaſtiſch-flüſſige Körper iſt die Luft. Der Römer Toricelli, ein Schüler Galilei's, beobachtete den Druck der äußern Luft auf luftleere Räume und fand, daß dieſer Druck Körper im Verhältniß zu ihrer Dichtigkeit hebe: das Waſſer 32 Fuß, den Merkur 28 Zoll. Nach dieſem Princip conſtruirte er das Barometer (1643). Blaiſe Pascal kam auf den Gedanken, daß die äußere Luft im Verhältniß der Höhe ihrer Säule treibend wirke, folglich auf Bergen minder ſtark als in der Ebene, und ſtellte (1647) zu Clermont und auf dem benachbarten Puy de Dôme ſeine Meſſungen mit dem Barometer an. Der Schotte George Sinclair berechnete das Verhältniß von Bergeshöhe zum Barometerfall zu 1184 Fuß auf einen Zoll; der Engländer Hallen rechnete 900 Fuß heraus und fand das Queckſilber 10,800 mal ſchwerer als die Luft.

Um das Jahr 1621 conſtruirte der holländiſche Bauer Cornelius Drebbel das erſte Thermometer. Er ſtellte einen mit erhitzter Luft gefüllten Glascylinder mit dem untern Ende in Waſſer; erkaltete die Luft, ſo ſtieg das Waſſer in der Röhre. Einen viel zutreffenderen Gedanken hatte aber ſchon Galilei im erſten Decennium des Jahrhunderts gehabt, indem er eine geſchloſſene Röhre mit Weingeiſt vorſchlug. Nach dieſer Angabe entſtanden die florentiniſchen Wärmemeſſer zwiſchen 1657 und 1667. Die Accademia del Cimento ſtellte die Röhre aufrecht, füllte ſie mit gefärbtem Alkohol und fixirte den Keller- wie den Sonnenhitze-Punkt. Newton machte gegen Ende des Jahrhunderts ſeine Scala zwiſchen Schnee- und

Blutwärme-Punkt. Edmund Halley bestimmte den Siedepunkt des Wassers und constatirte, daß, wenn dieser einmal erreicht sei, weder Weingeist noch Quecksilber weiter in die Höhe gingen, man erhitze das Wasser wie man wolle.

Otto von Guericke (1602—86), der Bürgermeister von Magdeburg, hatte zu Leyden Mathematik studirt, Astronomie und Meteorologie getrieben; er behauptete die regelmäßige Wiederkehr der Kometen, erfand die Wettermännchen, fertigte die erste Elektrisirmaschine mit der gedrehten und geriebenen Schwefelkugel an, die noch in Berlin aufbewahrt wird. Das war der erste große Fortschritt in dieser Wissenschaft seit dem genialen Engländer Gilbert, dessen wir bei Bacon gedachten; ein Fortschritt, der jedoch einen gewaltigen theoretischen Irrthum nicht beseitigte. Man verharrte nämlich bei der Ansicht, daß von den geriebenen Körpern eine ölige und klebrige Flüssigkeit ausströme, welche die elektrische Atmosphäre bilde. Kein Wunder in einer Zeit, welche die sogenannten „Lebensgeister" selbst auf feinste materielle Substanzen, auf die Atome des Blutplasma reducirte. Sogar der große Boerhave (1668—1738) hielt den Blitz noch für eine Entzündung öliger und schwefeliger Dünste.

Guericke machte sich noch einmal unsterblich durch die Erfindung der Luftpumpe (1654). Er zeigte der erstaunten Welt, daß zum Auseinanderziehen zweier zusammengepaßter Halbkugeln 24—30 Pferde nöthig sein können. Die pneumatische Beförderung von Gegenständen hatte bereits Papin angeregt und die Analogie einer Kugel angeführt, die aus einem Blasrohr geschleudert würde. Guericke erfand nach diesem Princip die Windbüchse.

Die luftförmigen, sehr expansiblen Körper oder Gase entdeckte der geniale Van Helmont zu Brüssel (1577—1644). Robert Boyle (1660) und nach ihm der Franzose Mariotte (gest. 1686) fanden das nach ihnen benannte Gesetz der Compression der Gase.

Immer entschiedener bekundete sich die im 16. Jahrhundert

begonnene Hinwendung zur Natur. Auch der Bau des Menſchenkörpers wurde der Anſchauung und Beſchreibung unterworfen. Andreas Véſale aus Brüſſel, ſeit 1540 Profeſſor zu Padua, hatte bereits erklärt, die Beſchreibung des menſchlichen Körpers durch Galen (200 p. Chr.) paſſe nur auf Thiere. Mit 28 Jahren hatte er ſeine claſſiſche Anatomie herausgegeben, deren Illuſtrationen keinem Geringern als Tizian zugeſchrieben werden. Die Kenntniß des menſchlichen Körpers zu verbreiten, war jedoch in den Augen der Kirche ein mindeſtens ſo ſchweres Verbrechen, wie der Umſturz des ptolemäiſchen Syſtems. Es half dem Véſale nicht, daß er der Leibarzt Karls V. geweſen und dieſelbe Stellung bei Philipp II. eingenommen hatte. Die Inquiſition bemächtigte ſich auch dieſes Unſterblichen. Zum Tode verurtheilt, dann zur Pilgerſchaft nach Jeruſalem begnadigt, ſtarb er auf der Inſel Zante wörtlich vor Hunger.

Auch die Anatomen Fallop und Euſtachius gehören noch dem 16. Jahrhundert an. Zu Padua lehrten nach Véſale deſſen Schüler Fallop, Colombo, Fabrizio und Caſſerio. Colombo beſchrieb den Athmungsproceß und den Umlauf des Blutes durch die Lungen ſo genau, daß man jeden Augenblick das ganze Syſtem erwartet.

Bei dem Nächſten kommt die ſinnende Menſchheit immer zuletzt an. Von der Entſtehung der Welt haben die älteſten Völker, in Griechenland die Joniſchen Philoſophen gefabelt — woraus das Waſſer beſteht, weiß man erſt ſeit 100 Jahren. Philoſopheme über Staat und Geſellſchaft verlieren ſich im Dunkel der Vorzeit — welchen Weg das Blut in unſerem Körper einſchlägt, hat erſt das 17. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ins Klare gebracht. Auf der Spur war man allerdings ſeit Galen, der die Herzklappen beſchrieb, die „Fallthüren" der älteren Anatomen. Véſale fand die Venenklappen, welche den Rücklauf des Blutes zum Herzen geſtatten, nicht aber die Umkehr desſelben. Véſale nahm jedoch ſeine Erfindung ſelbſt zurück, Fallop und Euſtachius proteſtirten gegen die

Neuerung. Da entdeckte Eustachius, Professor in Rom, selbst die Kranzvenen am Herzen, die mit einer Klappe versehen sind, desgleichen eine Klappe am Eingang der rechten Herzkammer. Der Schüler Fallops, Fabrizio (Fabricius ab Aquapendente), der die Venenklappen schon 1574 beobachtet hatte, beschrieb sie 1603 ausführlich*)

Da kam der Engländer Will. Harvey (1578—1657) auf seinen Reisen durch Frankreich, Deutschland und Italien nach Padua, hörte den Fabrizio und stellte endgültig den großen und den kleinen Blutumlauf fest; den großen: aus der linken Herzkammer durch die Aorta in den ganzen Körper, durch die beiden Hohladern in die rechte Vorkammer und die rechte Kammer des Herzens zurück; den kleinen: von der rechten Herzkammer durch die Lungenschlagader in die beiden Lungenflügel, von da durch die Lungenblutadern in die linke Vorkammer und die linke Kammer des Herzens zurück, von wo der große Kreislauf aufs neue beginnt. W. Harvey veröffentlichte sein System, eine neue Großthat des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1619, und erfüllte so die Ahnung Mich. Servets, des Märtyrers von Genf.

Die großen Entdeckungen standen im innigen Zusammenhange; ohne Galilei kein Harvey. Die richtige Auffassung der Blutcirculation hing mit den Grundsätzen der Mechanik zusammen. In Deutschland wurde die neue Lehre energisch vertreten durch W. Rollfink (1630); in Frankreich begründete sie anatomisch Cartesius (1637). Eine glänzende Bestätigung erhielt die Lehre durch die bald dem Anathem verfallende Transfusion des Blutes. Vor Harvey hatte man von Arterie zu Arterie übergeleitet; 1657 aber leitete Timoth. Clarke von Vene zu Vene. Coxe und King erläuterten an der Transfusion vor der Royal Society den wahren Blutlauf. Am 12. December 1666 wurde öffentlich Blut von einem Schafe

*) Vergl. Joh. Ranke: „Das Blut", in den „Naturkräften", München, Oldenburg, 1878.

in einen Hund übergeführt. Als Denis in Paris einen 16jährigen anämiſchen Menſchen durch Lammblut curirt hatte, andere Heilverſuche aber mißlangen, erfolgte 1668 in Paris und Rom das Verbot der Transfuſion.

Vor einer Frage war Harvey noch ſtehen geblieben: wie kommt das Blut aus den Arterien in die Venen? Zur Beantwortung dieſer Frage war eine noch nicht erwähnte Entdeckung und Erfindung unumgänglich nöthig, das Mikroſkop.

Mit Hülfe dieſes Inſtruments, und zwar durch kugelig geſchliffene Gläſer, entdeckte Marcello Malpighi aus Bologna, ſeiner Thätigkeit nach zu England gehörig, (1628—94) im Jahre 1661 die Haargefäße oder Capillaren, in welche die Schlagadern auslaufen und die ſelbſt wieder in einer Blutader münden. Die Verſuche wurden an der Lunge und dem Gekröſe eines Froſches angeſtellt. Zur Vollendung brachte die Demonſtration der große Autodidakt und Optiker Anton van Leeuwenhoek.

Eine andere wichtige Frage war dieſe: wie kommt der Magenbrei oder Chymus, der ſpäter zum abermals verdauten Chylus wird, in die Säftemaſſe des Körpers? Drei Jahre nach Harvey, 1622, entdeckte Aſelli zu Padua kleine zahlloſe Saugadern oder Pumpwerke an den Darmwänden; es waren dies die Darmzotten, in welchen die Anfänge der Lymph- oder Milchgefäße liegen; Capillargefäße, die ſich zu größern Lymphſtämmen und namentlich zum Milchbruſtgang vereinigen. Dieſe Darmlymphe, der eigentliche Chylus, geht zum Herzen und von da ins Blut über. Leeuwenhoek war es, der in den 70er Jahren die Chylus- oder Lymphkörperchen im Blut entdeckte.

Malpighi überzeugte ſich durch das Mikroſkop, daß die Lungen kein ſchwammiges Gewebe ſeien, vielmehr aus Zellen beſtänden, in welche die Bronchialröhren auslaufen. Durch ihn wurde der ganze Athmungsproceß im Larvenzuſtande des Seidenwurms klargelegt, der Lufteintritt durch kleine Schlitze conſtatirt. Malpighi beſtritt auch die Schwärze der Negerhaut und wies nach, daß die Epidermis der Neger ganz weiß

ſei, daß aber zwiſchen Epidermis und Lederhaut ein dunkles Pigment, das nach ihm benannte Malpighiſche Netz, lagere. Unſer kaukaſiſches Pigment iſt farblos, ſo daß die rothe Farbe des Blutes durchſcheint.

Wir haben das Mikroſkop am Werke geſehen. Ob die Erfindung von Zacharias Janſen gegen Ende des 16. Jahrhunderts, oder von deſſen Landsmann Jan Lipperſchey um das Jahr 1620 herrührt, iſt ſtreitig. Das Mikroſkop beſtand aus einer kleinen doppeltconvexen Linſe, in Metall oder Holz gefaßt und auf einem Stand befeſtigt; ferner aus einem breiten Vergrößerungsglaſe und einem convexen Spiegel, der den Gegenſtand in das Sehfeld brachte; endlich aus mehreren Linſen am Ende einer Röhre, die man kürzer oder länger ſchraubte, um den Focus zu gewinnen. Die großen Entdecker operirten jedoch mit einer einzigen Linſe.

Holland, im 17. Jahrhundert von eben ſo großer wiſſenſchaftlicher Bedeutung, wie im 16. von politiſcher, glänzte mit Namen erſten Ranges, den Swammerdam, Ruyſch, Leeuwenhoek ꝛc. Leeuwenhoek, kein Gelehrter, ſo wenig wie Drebbel und Lipperſchey, 1633 von armen Eltern in Delft geboren, mit 16 Jahren Buchhalter bei einem Leinenhändler, ergab ſich mit Leidenſchaft der Anfertigung von Mikroſkopen. Während ſeiner Buchhalterei lieferte der ſtille Mann etliche hundert Inſtrumente. Der Anatom Graaf machte die Royal Society mit ihm bekannt, die ihn als Mitglied aufnahm. Gleichfalls berühmt durch Schleifen der Linſen war Euſtachio Divini zu Rom.

Eine ganz neue Welt that ſich auf, die Welt des unendlich Kleinen. Das umgekehrte Fernrohr zeigte jenſeits der augenfälligen Erſcheinungen zahlloſe ungeahnte Exiſtenzen. 1675 erblickte man in einem Waſſertropfen Myriaden von lebenden Weſen; ein Zuſatz von Pfeffer erzeugte 6 — 8000 Thiere. Leeuwenhoek war der Held langer Jahre. Karl II., die Königin Anna, Georg I., der ruſſiſche Czar Peter, ſuchten ihn auf und ließen ſich weiblich von ihm amuſiren. Ernſter

war die mit ſeinen Inſtrumenten gemachte Entdeckung, daß das Blut der höhern Thierordnungen faſt farblos ſei, aber rothe Kügelchen enthalte, die im Blutplasma ſchwimmen.

Es dauerte noch bis 1757, ehe Dollond die farbigen Reflexe des Mikroſkops beſeitigte und die Forſchung durch achromatiſche Linſen ſicherſtellte. Der Vergrößerungsdurchmeſſer iſt auf 1500 geſtiegen. In einem Kubikcentimeter Kreideſtaub ſind 298 Millionen Polythamien-Panzer entdeckt worden. Und dieſer Kieſel- und Kalkſtaub lagert in den Alpen tauſende von Metern hoch. Ein Stückchen Alge beſteht aus lauter Zellenſchläuchen mit Kügelchen oder Kernchen. Das ſind die Sporen, welche ihre Wände ſprengen und dann durchs Waſſer ſegeln; nach zwei Stunden ſind ſie ſelbſt Algen geworden. 400fach vergrößert ſind die Sporen von der Größe eines Kirſchkernes. Die Infuſorien des ſogenannten Blutregens ergaben bei der Ehrenberg'ſchen Meſſung $^1/_{1500}$ bis $^1/_{4000}$ Linie; zu einem Kubikcentimeter ſind an 50 Trillionen erforderlich. —

Man überzeugt ſich leicht, daß die Geologie, bei aller Ausdehnung der äußerlichen Stein- und Kryſtallkunde, ebenſo die Phyſiologie, auf die Vervollkommnung des Mikroſkops warten mußten. Im gleichen Falle befand ſich eine Hülfswiſſenſchaft beider, die Chemie.

Die Anſätze zur neuen Chemie beginnen mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Vom Anfang des 16. bis zu der angegebenen Zeit herrſchte die Jatrochemie, die Heilchemie, der erſte Abfall von der Alchemie oder Wunderchemie. Das Lebenselixir, welches ja identiſch war mit dem Stein der Weiſen, wurde nicht mehr abſolut als Unicum gefaßt, verwandelte ſich vielmehr in verſchiedene Specifica. Schon dem Paracelſus (1498—1541), ſpäter dem van Helmont (1577—1644) und dem de la Boë Sylvius (1614—1672) war das Leben ein chemiſcher Proceß, in dem ein Element fehlen oder überſchüſſig ſein könnte, welches folglich erſetzt oder beſeitigt werden müßte. Van Helmont namentlich trägt ſo

recht deutlich die Zeichen der Zeit an sich: er ist zwar noch nicht ganz frei von dem Glauben an die Transmutation der Stoffe; aber dieser traditionelle Glaube hatte keinen Einfluß auf seine Untersuchungen. Er lehrte die Substantialität oder Wesensbeständigkeit der Stoffe und hielt an ihren Qualitäten trotz der Verbindungen fest.

Der classische Jatrochemiker war Franz de la Boë Sylvius, aus holländischer Familie, zu Hanau geboren, als Professor zu Leyden gestorben. Der menschliche Körper bestand ihm aus Säuren und Laugensalzen; Säuren und Alkalien bildeten seine Pole. Es handelte sich bei ihm nicht mehr um die absoluten Stoffe: Salz, Schwefel und Quecksilber. Er verwarf den spiritualen Archäus oder Naturgeist der Paracelsus und van Helmont, den mystischen Blutbereiter; in unserm Jahrhundert würde er die „Lebenskraft" als erklärendes Princip verworfen haben.

Selbständig, ohne medicinische Absicht, betrieb Joh. Rud. Glauber aus Karlstadt in Franken (1604—68) die Chemie, und doch hat keiner so medicinisch gewirkt: das schwefelsaure Natron ist das bekannte sel Glauberi. Glauber war der Liebig seiner Zeit; er schrieb sechs Bände „Deutschlands Wohlfahrt," eine praktische Anleitung, die Hülfsquellen des Landes nutzbar zu machen.

Jetzt erst stehen wir auf dem Boden der eigentlichen Chemie, die sich freilich noch durch viele Vorurtheile durchzukämpfen hatte. Der lästigste Spukgeist war das Phlogiston, von Rob. Boyle und dem deutschen Becher vertheidigt, von Stahl am besten vertreten. Was beim Verbrennen als Flamme entweicht, ist das Phlogiston. Oxydiren und Verkalken sind allmähliche Verbrennungen. Daß der Eisenrost schwerer ist als Eisen, machte nichts aus; man ging darüber hinweg. Die ganze Chemie war vor der Hand qualitativ.

Zahlreiche gelehrte Gesellschaften propagandirten das Phlogiston um die Mitte des Jahrhunderts. Natürlich konnte die Ketzerei nicht ausbleiben. Rob. Boyle, ein Irländer,

1627 geb., geſt. zu London als Präſident der Royal Society, ein edler und tüchtiger Mann, der wahre Experimentator, der das Mariotte'ſche Geſetz der Gaſe ſelbſtändig fand, das Verhalten von Säuren und Baſen zu Pflanzenfarben feſtſtellte und die Analyſe auf naſſem Wege begründete, ſah deutlich, daß beim Athmen und Brennen aus der Luft etwas verzehrt wird, daß Roſtmetall ſchwerer iſt als blankes; aber er ſchwieg darüber.

Den Georg Ernſt Stahl, 1660 zu Ansbach geboren, Profeſſor zu Halle, ſeit 1716 Leibarzt des Königs zu Berlin, den Erzphlogiſtiker, der das Färbende im Berliner Blau Phlogiſton nannte, weil die Hitze es zerſtört, konnte ſelbſt Newtons ſtreng mathematiſche Methode nicht aus dem Kopfe der Engländer vertreiben; denn Black, Cavendiſh und ſelbſt Prieſtley blieben Stahlianer und Anhänger des entweichenden Geiſtes.

Unſere heutige Chemie beruht bekanntlich auf der Atomenlehre. Der Brüſſeler van Helmont erwähnt bereits Atome. Robert Boyle gab den Atomen Schwere und theilte ſie in Atome erſter, zweiter und dritter Ordnung.

Den innigen Zuſammenhang der Chemie mit der Phyſiologie deutet Niemand beſſer, wenn auch in vorſchneller Genialität an, als Carteſius. Er ſpricht von Molecülen (corpuscula) und glaubt durch ihre Verſchiedenheit die Verſchiedenheit der Körper zu erklären. Die flüſſigen Subſtanzen, alſo auch das Blut, beſtehen nach ihm aus kugeligen Molecülen. Das Mikroſkop hielt er für das Mittel, dieſe kleinſten Aggregationen zu erblicken.

Auch eine praktiſche, ins Kunſthandwerk einſchlagende Erfindung chemiſcher Natur gehört dem 17. Jahrhundert und zwar deſſen Mitte an. Man brachte die weiße Glaſur mit blauer Decoration wieder zu Stande und begann altes Familiengeſchirr täuſchend nachzumachen. Neben dem Crownglas des 16. Jahrhunderts erzielte man jetzt das Flintglas durch Stein-

kohlenfeuerung. Den Phosphor stellte der Chemiker Kunkel zuerst dar.

Das gesammte chemische Wissen seiner Zeit repräsentirt der Chemiker, Botaniker und Mediciner Boerhave (1668 bis 1738), Professor zu Leyden. Seine Elementa chemiae sind die Encyklopädie aller damaligen Kenntnisse von Verbindung, Zerlegung und Wiederzusammensetzung der Körper.*)

Sagen wir jetzt ein Wort von den Vorarbeiten und Vorahnungen des 17. Jahrhunderts, bei denen es sich zum 18. und 19. verhält wie das 16. zu ihm selbst. Dem 17. Jahrhundert gehört die Entdeckung der Expansivkraft des Wasserdampfes und deren Anwendung auf Bewegung von Lasten an. Im Jahre 1615 erschien von Salomon de Caur, einem Hugenotten, die Raison des Forces mouvantes, worin sich die Zeichnung und Beschreibung eines Apparates befindet, der sich der Dampfmaschine nähert. Der permanent erfinderische Marquis von Worcester veröffentlichte 1663 seine „Hundert Erfindungen", unter denen auch das heiße Wasser als Triebkraft vorkommt. Der Haupterfinder aber war der französische Hugenott Dionysius Papin, der nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) aus Frankreich entfloh, durch England, Italien und Deutschland umherirrte und als Professor zu Marburg den Papin'schen Topf herstellte. Der Wasserdampf hob einen Kolben, der ein Rad in Bewegung setzte; der Dampf wurde wieder in Wasser verwandelt; auch das Sicherheitsventil war angebracht. Der zweite Versuch, die Dampfkraft auf ein Räderschiff anzuwenden, gelang im Jahre 1707. Papin kam glücklich auf der Fulda nach Hannöverisch-Münden; von Münden gedachte er auf der Weser in die Nordsee und nach England zu gelangen. Aber die

*) Vergl. u. A. die beachtenswerthe kleine Schrift von Albrecht Rau: „Die Grundlagen der modernen Chemie", Braunschweig, 1877.

eiferſüchtigen Fährleute der Weſer zertrümmerten die zukunftsvolle Maſchine, wie früher und beſonders ſpäter die Handarbeiter ſo manche andere.

Die glänzende Erfindung ging indeſſen nur für Papin verloren. Noch bei ſeinen Lebzeiten ließ ſich Thomas Savery ein Patent auf dieſelbe geben. Newcomen und Cawley machten die Sache in der Mitte des 18. Jahrhunderts in England populär, und 1736 wurde der geriebene Schotte James Watt geboren.

Auch die Telegraphie reicht ins 17. Jahrhundert zurück. Freilich waren die Feuerſignale und Fackelzeichen viel älter; wir finden ſie ſchon von Aeſchylus erwähnt. Gewiſſermaßen daran anknüpfend, gebrauchte Keßler im Jahre 1617 eine Tonne mit einem Lichte darin zum Signaliſiren: die Buchſtaben der mitzutheilenden Worte wurden je nach ihrer Stellung im Alphabet durch eine beſtimmte Zahl von Oeffnungen des Tonnendeckels ausgedrückt. Der ſchon erwähnte Marquis von Worceſter erfand 1633 einen optiſchen Zeichentelegraphen. Hooke bildete durch bewegliche Lineale geometriſche Figuren — der eigentliche Semeiograph oder Zeichenſchreiber, den Chappe vervollkommnete, und wandte das Fernrohr zur Beobachtung der Signale an. Aber ſogar der elektriſche Telegraph war ſchon 1627 durch ein merkwürdiges Buch angedeutet: H. van Etten, capitaine d'une compagnie de cuirassiers pour Sa Majesté d'Espagne aux Pays-Bas, veröffentlichte eine Recréation mathématique, composée de plusieurs problèmes plaisans et facétieux en faict d'Arithmétique, Géometrie, Mécanique etc. etc., in welcher das Telegraphiren mit zwei Buchſtabenſcheiben und durch Magnete beſchrieben wird. Die Wirkung der Magnete auf Eiſen und Stahl nannte der Capitän im Geiſte ſeiner Zeit „natürliche Sympathie“. Daniel Schwenter in ſeinen „Mathematiſch-philoſophiſchen Erquickungsſtunden“ (1656) iſt der herrlichſten Anwendung der Phyſik gleichfalls auf ſicherer Spur.

Als Erſatz des Telegraphen, beſonders zur See, diente

seit 1670 das Morland'sche Sprachrohr. In Gegenwart Karls II. wurde seine Wirkung auf drei englische Meilen erprobt.

Ein stenographisches Alphabet erfand John Willis schon 1602; das Mason'sche datirt von 1682.

Das 17. Jahrhundert kannte und erfuhr bereits den Uebergang vom Werkzeuge des Arbeiters zur unabhängigen Arbeitsmaschine, zum automatischen Werkzeuge, welches den Menschen beseitigte. Es war natürlich, daß die Obrigkeiten, denen aus allerhand Gründen das Wohl der Handarbeiter nicht gleichgültig sein konnte, darauf hielten, daß solche Erfindungen nicht allzuviel leisteten. Was die Obrigkeiten vernachlässigten, besorgte die aufgeregte Menge selbst. Die Fährleute auf der Weser sahen wir bereits am Werke. Ein schlimmeres Loos hatte den Anton Moll in Danzig getroffen, als er um 1580 eine Bandmühle erfand, welche 4—6 Gewebe auf einmal machte. Moll wurde erstickt oder ersäuft. William Lee, ein Pfarrer, Erfinder der Strickmaschine unter der Königin Elisabeth von England, mußte nach Frankreich fliehen. Erst nach seinem Tode wurde die Maschine in England ausgebeutet. Um 1640 erregte die mechanische Strickerei großen Lärm in Holland; die Maschine wurde verboten. In England erfuhr sie 1676, in Deutschland 1685 dasselbe Schicksal.

Der technische Fortschritt ließ sich selbstredend nicht aufhalten, nur blieben die socialen Institutionen zurück; die Wissenschaft eilte in ihren Anwendungen der Politik weit voraus. Heutzutage sehen sie sich gar nicht mehr. Zwischen die Technik und die Politik sind seit dem vorigen Jahrhundert noch die Motoren mit der Transmission getreten.

Auf die Verwendung der vorsintfluthlichen Wälder oder der Steinkohle zum Ausschmelzen des Eisens führte bereits 1620 die drohende Abnahme der Forsten. Die holländische Windmühle mit beweglicher Achse und festem Gebäude stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die hydrostatische Wage oder Bilancetta ist Galilei's Erfindung. Zur

Prüfung der Salzsoole bediente man sich schon 1603 einer Wage, wie aus Thöldens „Halographie" von jenem Jahre hervorgeht.

Das Jahrhundert krönte sich selbst in Isaak Newton, der auch dem folgenden seine wissenschaftliche Richtung gab. Geboren wurde er am 5. Januar 1643; seine Thätigkeit erstreckte sich durch die zweite Hälfte des 17. und begreift noch das erste Viertel des 18. Jahrhunderts; denn er starb 1727, elf Jahre nach Leibniz. 1664 führte er die Differentialrechnung in die Mathematik ein, worüber später ein Prioritätsstreit mit Leibniz entstand, der, wie der Streit um die erste Erfindung des Fernrohrs oder des Barometers, zu Niemandes Gunsten entschieden zu werden braucht, sicherlich aber nicht zum Nachtheile Newtons entschieden werden kann. Seine zweite Großthat ist die Lehre von der Brechung des Lichtstrahls und der Entstehung der Farben. Bekanntlich hat Goethe eine heftige kritisch-polemische Einsprache gegen die Newton'sche Farbenlehre erhoben. Sehen wir jedoch von der Emanationstheorie ab, an welcher Newton noch festhielt, so finden wir die ganze neuere Wissenschaft vom Lichte im Einklang mit dem englischen Forscher. Die dritte und größte Leistung des Newton'schen Genius besteht in der Feststellung der Gravitationsgesetze. Zu Woolstorp, bei Grantham, in seiner Heimath, soll es sich im Jahre der Pest 1665 ereignet haben, daß dem unter einem Baume Ruhenden ein Apfel auf die Nase fiel. Dieser Apfel hätte den großen Forscher auf die Ursache des Falles überhaupt hingewiesen und diese Ursache wäre von ihm die Gravitation genannt worden.

Die ganze Erzählung erscheint als eine der zahlreichen wissenschaftlichen Fabeln, wenn man bedenkt, daß durch Galilei die Gesetze des Falls und der Schwere, das Parallelogramm der Kräfte und die Formel der constanten Beschleunigung festgestellt waren. Die umgekehrte Proportionalität nach dem Quadrat

der Entfernung hatte sich auch bei Licht, Schall und strahlender Wärme herausgestellt. Kepler hatte nach der Kraft gefragt, welche zwischen Sonne und Erde thätig sei; Newton antwortete mit der Verallgemeinerung der Galilei'schen Gesetze. Die Mechanik wanderte durch ihn an den Himmel.

Der Entwicklungsgang der Wissenschaft ergiebt sich überhaupt als ein streng logischer. Mathematik, die Wissenschaft vom Raume und der Zahl, bildete die absolute Voraussetzung, die conditio sine qua non. Der Schotte Napier hatte 1614 die Logarithmen erfunden, die großartige Abkürzung der Multiplication und Division. Carteſius setzte in der Arithmetik die Constanten und Variablen als objective Werthe an die Stelle der Bekannten und Unbekannten. Derselbe Carteſius wandte die Algebra auf die Geometrie an. Pascal erfand die Wahrscheinlichkeitsrechnung, Newton die Differentialen oder, wie er sie nannte, die Fluxionen.

Von der Astronomie, die wesentlich auf Rechnung beruht, war die Wissenschaft auf die tellurische Physik gekommen: Galilei und die Mechanik. Die Mechanik endlich erklärte durch das Gesetz der Schwere die Bewegung des Himmels.

Doch ging diese Anwendung nicht so rasch von statten. Als Newton die Berechnung der Mondbewegung vornahm, gerieth er in's Stocken; er hatte den Durchmesser der Erde zu klein angenommen. Zudem beschäftigte die Farbenlehre ihn durchaus. Er trug das Problem der kosmischen Gravitation 20 Jahre lang mit sich herum. Die französische Akademie rechnete mittlerweile am Erddurchmesser; der Engländer Hooke forschte demselben gleichfalls nach; Edmund Halley, der Mann des Kometen, der afrikanische Reisende, trieb endlich Newton zur Revision seiner Rechnungen. Das Resultat war: die Erdachse von Pol zu Pol verhält sich zum Durchmesser von einem Punkte des Aequators zum andern wie 689 : 692. Jetzt schrieb Newton in 17 bis 18 Monaten (1685/7) das Werk, welches Laplace das „größte Denkmal des menschlichen Geistes" genannt hat.

Die Körper ziehen ſich an, der größere den kleineren und dieſer jenen; nur der ganz große erfährt von dem unverhältnißmäßig kleinen keine Rückwirkung, weil dieſer gänzlich im Banne von jenem bleibt. Der Apfel ſteht vermöge ſeiner Kleinheit außerhalb der nachweisbaren Wechſelwirkung; er ſtrebt einfach zum Mittelpunkt der Erde hin, welcher ihn anzieht. Die Erde zieht den Mond an, der Mond würde ſich auf die Erde ſtürzen, wenn ihm nicht die Tangentialkraft ſeine eigene Bewegung ſicherte. Der Mond zieht aber auch ebenſo die Erde an, wie das Steigen des Meeres in der Fluth beweiſt, und vermuthlich auch das Emporſteigen des Erdinnern zu vulkaniſchen Eruptionen und Convulſionen. Erde und Mond ſtehen zuſammen im ſelben Verhältniſſe zur Sonne. Die übrigen Planeten üben gleichfalls einen Einfluß auf den Gang des Mondes aus, wie denn Newton acht Mondſtörungen berechnete, deren wir 60 kennen. Dieſe Gravitation oder Attraction der kosmiſchen Körper findet ſtatt im geraden Verhältniß der Maſſen und im umgekehrten Verhältniß des Quadrates der Entfernung.

So vollendete Newton das Werk der Kopernikus, Kepler und Galilei und wurde der Begründer der ſogenannten mechaniſchen Weltordnung. Dies geſchah in dem Kanon der modernen Wiſſenſchaft: Principia mathematica philosophiae naturalis, von 1687.

Man hat in neueſter Zeit die Gravitation als letzte Urſache des Weltzuſammenhangs in Frage geſtellt und die neue Frage aufgeworfen: Was iſt die Urſache der Gravitation ſelbſt? Möglich, daß die Gravitation auf einem noch primitiveren Geſetze, auf einer nicht mehr weiter reducirbaren Kraft beruht. Möglich, daß wir bei der elektro-dynamiſchen Natur der Materie überhaupt anlangen. Das ändert aber an der Newton'ſchen Geſetzlichkeit des Kosmos nichts, hebt die von ihm aufgeſtellte Formel nicht auf.

Newton ſelbſt definirt ja die Gravitation als „eine Kraft, durch welche räumlich getrennte Körper ohne mechaniſchen

Impuls zusammenzukommen bestrebt sind," ein Satz, der die Gravitation als ein noch zu lösendes Räthsel hinstellt, dem die Geisterseher unserer Tage mit „psychischen immanenten Agentien" beizukommen suchen.

Ferner gab Newton in seinem Hauptwerke zu, die Gravitation sei blos die „mathematische Ursache" der Weltordnung. Er wollte wohl sagen: der mathematische Ausdruck; denn die Mathematik verursacht nichts, sie beziffert und berechnet nur. Er erklärte aber damit, daß er der weiteren Forschung nach der Wesenheit der Materie keine Grenze gesteckt haben wollte, daß er nur die Resultate festzustellen gesucht. Causam gravitationis nondum assignavi, die Ursache der Gravitation habe ich noch nicht angegeben, sagt er ausdrücklich.

Das Genie Newton's kann wohl nicht besser bezeichnet werden, als indem man sagt: er habe Galilei und Kepler in sich vereinigt, sei ebenso bedächtig wie kühn, ebenso realistisch wie schlußfertig gewesen. Galilei drang beständig auf Harmonie zwischen Rechnung und Thatsache; Kepler, der immer vorwärts drang, ließ die Frage offen: wenn die Planetenbewegungen so sind, wie festgestellt worden, wie verhalten sich diese Bewegungen zum Gesetz der Bewegung überhaupt, und wie lautet dieses Gesetz? Newton führte die berechnete Thatsache auf ein allgemeines höheres Gesetz zurück.

Um eine der heutigen Zeit sehr geläufige Unterscheidung anzuwenden, Newton war die Krone eines deductiven Zeitalters, das doch mit der Lobpreisung der Induction begonnen hatte. Die wahre Induction, die unermüdliche Analyse begann erst nach Newton und kennzeichnete wesentlich das 18. Jahrhundert. *)

*) Zum Preise Newtons kann man wohl nichts Besseres thun, als seine Idee des Sextanten nebenher erwähnen. Dieses unentbehrlich gewordene nautische Instrument dient zur Bestimmung der geographischen Breite und Länge, indem es den Unterschied zweier Richtungen als Winkel mißt. Der Grundgedanke gehört Newton an, obwohl Hadley 1731 das Instrument selbständig anfertigte. — Newton besaß auch den relativ stärksten Magnet, der bei 3 Gran Gewicht 746 Gran trug.

Wenn die herrlichsten Resultate den Fleiß des Folgerers und Synthetikers belohnten, so fehlte ihm auch nicht der Kranz des irdischen Glückes, welcher seine Schläfen erquickend umschattete. Man vergegenwärtige sich das Mißgeschick Kepler's und Galilei's! Newton wurde 1688 Mitglied des Parlaments, 1696 Münzwardein, 1703 Präsident der Royal Society. Er besaß ein herrliches Landhaus und hinterließ 32,000 Pfd. Sterl. Im Jahre 1727 wurde sein Bahrtuch getragen vom Lordkanzler, zwei Herzogen und drei Grafen. Auf seinem Denkmal steht: Humani generis decus! Zierde des Menschengeschlechtes!

Der große Forscher blieb religiös, gottgläubig. Er war weit entfernt, die Gravitation als der Materie immanent zu nehmen; er erklärte vielmehr die kosmischen Bewegungen aus dem göttlichen Willen. Hier mußte Kant einsetzen. Ja er wandte sein geniales Rechnen auf das Buch Daniel und die Apokalypse an, um Zeitbestimmungen für die dunkelsten Prophezeiungen zu finden. Das ist vergessen, aber die Resultate seiner ernsten und strengen Denkarbeit sind ins Gedächtniß der Menschheit eingegraben.

Noch ganz anders synthetisch erscheint uns die damalige Menschheit, wenn wir das Gebiet der Philosophie und der metaphysischen Speculationen betreten. Auch die Philosophen und die Systemgründer wichen dem Naturerkennen nicht aus, und gerade die bedeutendsten Geister haben sich ihm mit Vorliebe hingegeben, ja es selbst erweitert. Lassen aber dann solche Geister von der Verfolgung natürlicher Gesetze ab und schicken sie sich an, von den höchsten und letzten Dingen zu reden, so werden sie von der verwegensten Synthetik ergriffen und in Cartesische Wirbel hineingezogen.

Das Jahrhundert ist überhaupt religiös — alle Religiosität ist vorschnelle Synthese, erflogener Schluß —; es hat noch nicht ganz gebrochen mit dem Glaubensernst und der Inbrunst des sechszehnten; nur möchte es, entsprechend der zu-

nehmenden Verstandesthätigkeit auf allen sonstigen Gebieten, sein religiöses Bewußtsein sich logisch zurechtlegen, „auch etwas dabei denken". Es müht sich an rationeller Theo-logie ab. Man kann doch unmöglich den Luftdruck studiren, Barometer und Luftpumpen anfertigen, Elektrisirmaschinen construiren, den Himmel durch das Spiegelteleskop beobachten, Dampfmaschinen zusammensetzen, das Manometer anlegen, und dabei den alten Fetisch mit sich herumtragen.

Die volle Consequenz der empirischen Weltanschauung wurde jedoch noch nicht gezogen: weil denn die Wissenschaft auf dem Wege ist, alle Erscheinungen objectiv zu fixiren, zu messen oder zu wägen; weil dem Experiment von Seiten der Dinge gehorcht wird: so müssen wir diese Methode auch auf die psychischen Erscheinungen anwenden und auch hier von den Wirkungen auf die Ursachen zurückgehen. So wurde zur Zeit noch nicht argumentirt. Widerstand indessen das Jahrhundert dieser Logik, war zudem die Analyse auf dem äußeren Beobachtungsgebiete noch viel zu dürftig, um die eigentliche Kritik des Transcendenten anzuregen: so hat die europäische Menschheit doch damals den gewaltigen Schritt gethan, sich von der geschichtlichen Überlieferung und der Autorität in Glaubenssachen zu befreien. Sie wollte allerdings etwas glauben, sie suchte das Positive; aber indem sie die Wahrheit selbst feststellte, glaubte sie eigentlich nur was sie wollte, was ihr glaubwürdig erschien. Das gesuchte Positive war ihr nur dann das Richtige, wenn sie es selbst gefunden hatte. An die Stelle der überlieferten Autorität trat die Autorität der Vernunft über das Hergebrachte, der menschliche Gedanke als Meister über das vorgeschriebene Denken. War der Inhalt dieses neuen Denkens noch vielfach formell der alte, führte er wenigstens noch dieselben Namen, so war er doch materiell ein anderer, aus dem eigenen Innern gesetzter. Was Luther dem Glauben angethan hatte, das mutheten die Philosophen des 17. Jahrhunderts dem Denken zu.

Darin besteht die hohe Bedeutsamkeit der metaphysisch-

dogmatiſchen Syſteme des 17. Jahrhunderts. Sie ſind, trotz aller Accommodation, ſpontane Producte der Vernunft, die Denkſteine einer ganz neuen Aera, der wahre Abſchied von der Scholaſtik, obgleich ſelbſt noch in ſcholaſtiſcher Form. Die Kirchen verſtanden das alleſammt ſehr genau, und der Troß empfand ein unheimliches Grauen vor der neuen Art von Gläubigkeit. Es kam den Gewohnheitsmenſchen und ihren Leitern mit Recht vor, als „ſtehe es ſchief“ um die ſelbſtgeſchaffenen Dogmen. Die Jeſuiten ließen ſich durch die Monade der Monaden im Syſtem des Giordano Bruno nichts weismachen, ſo wenig wie die holländiſchen Rabbinen durch die „intellectuelle Gottesliebe“ Spinoza's und das evangeliſche Conſiſtorium zu Hannover durch die „Theodicée“ Leibnizens. Der Erſte wurde kurzer Hand verbrannt, der Zweite unter Hörnergebrüll verflucht, und der Sarg des Dritten ſenkte ſich ohne jedes Geleit in die einſame Gruft, während der Pöbel witzelte: „Lövenix!“ (Glaubenichts).

Jeſuiten, Rabbinen und Conſiſtorialräthe waren grade ſo ſchlau wie Hobbes, wenn dieſer in ſeinem Lapidarſtyl äußerte: Glaubensſatzungen ſeien Pillen, die man auf einmal hinabſchlucken müſſe; kaue man ſie aber, ſo würden ſie herausgebrochen. Das Rationaliſiren des Glaubens kam auf das Kauen der Pillen hinaus.

Was aber dem Jahrhundert noch abging, da an eine Umkehr nicht zu denken war, beſtand, wie geſagt, in der ſchärfern Analyſe, beſonders der pſychiſchen, in der exacten Beobachtung der ſogenannten „Thatſachen des Bewußtſeins,“ in der Zergliederung der Vorſtellungen und Empfindungen. Das 17. Jahrhundert baſirt auf dem Quid pro quo und war ſo dazu angethan, ſelbſt die Hiſtoriker zu täuſchen. Indem es mit den Dogmen und Ueberlieferungen ſpielte, gab es ausreichend Veranlaſſung zu der Meinung, es liege hoher Sinn in dieſem Spiel. Erſt das 18. Jahrhundert ſprach die wahre Bedeutung des metaphyſiſchen Zweideutelns aus: die apodiktiſche Negation, das entſchiedene Nein! —

Die eigentliche Philosophie, als besondere Denkwissenschaft der neueren Zeit, hat ihren Ursprung in Italien, gelangte von da nach Frankreich, England und Holland, schloß ihren dogmatischen Lauf in Deutschland, um sich in England, an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, analytisch umzugestalten.

Italien brachte die ersten kühnen Geister hervor, die sich schon im Reformationszeitalter auf den eigenen Gedanken stellten und dem Aristotelismus oder Peripateticismus, welcher zur Stütze der Scholastik geworden war, den Fehdehandschuh hinwarfen. Aber auch bei diesen Italienern zeigte sich sofort, daß das unabhängige Denken von der erweiterten Naturkunde abhängig war.

In der That hat der erneuerte Platonismus, die Ideenlehre, in seinem Geleite auch oft ein schwärmerischer Neoplatonismus, Bresche in das feste, mit aristotelischen Formeln decorirte und gekrönte System der katholischen Welt gelegt. Es ist durchaus richtig und consequent, wenn Papst Leo XIII. auf den Thomas von Aquino zurückgreift und in der mittelalterlichen Scholastik den philosophischen Felsen der Kirche erblickt. Eine Philosophie, die das Bestehende erweist, ist katholisch; Niemand kann dafür stehen, wohin die „Ideen" führen.

Die Minirarbeit gegen den Aristotelismus beginnt sehr früh, schon mit Nikolaus von Cues (Cusanus), dessen wir als eines Vorläufers des Kopernikus schon im „16. Jahrhundert" gedachten. Auch auf theologisch-philosophischem Gebiet war Cusanus (1401—1464), obgleich Cardinal und Fürstbischof von Brixen, ein Bahnbrecher. In seinem Buche „Von der gelehrten Unwissenheit" (1440) bricht er sich von der Scholastik den Weg zur Mystik und zum Naturalismus. Der Freund der großen Mathematiker Peurbach und Regiomontan wies dem Kopernikus die Wege. Der Mystiker fand nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken in Platon seinen beredten Anwalt. Seine Ideen trugen ihn so hoch,

daß er eine allgemeine Religion erſchloß, von welcher die einzelnen Religionen nur Formen ſeien.

Von Cuſanus zu Giordano Bruno iſt ein langer Weg und doch eine gerade Straße. Auch die Etappen ſind höchſt intereſſant. Zunächſt kam Marſiglio Ficino (1432—89) der Florentiniſche Platoniker, der den ſchier Kantiſchen Satz von der Eingeborenheit der intelligibeln Formen ausſprach, eine in der Theorie vom objectiv Gegebenen unmögliche Behauptung. Es folgten der Neuplatoniker und Polyhiſtoriker Graf Pico della Mirandola (1463—94), der ſich zu kabbaliſtiſcher Myſtik, dem kranken Extrem der Ideenlehre, verſtieg; Pomponazzi (1462—1524), zwar ein Peripatetiker, aber zweifelſüchtig bis zur Leugnung der Seele; Cardanus (1501—76) Cuſaniſch, Platoniſch-Pythagoräiſch; Ceſalpinus (1519—1603), der von Ariſtoteles durch den Averroës zum Pantheismus gelangte, dem Ziel und Weſen der ganzen Bewegung; Teleſio (1508—88), durchaus Platoniker.*)

Bernardino Teleſio aus Coſenza im Süden der Halbinſel, war mehr Naturforſcher als Philoſoph; als ſolcher gründete er zu Neapel eine naturwiſſenſchaftliche Akademie, die ſeinen Namen führte. Er ſäuberte die Terminologie der Phyſik von gefühligen Bildlichkeiten, ſetzte an die Stelle der „Sympathie und Antipathie" in der Phyſik die „Naturkräfte" und ſuchte dieſen Naturkräften ſowie ihrem Subſtrat, der Materie, jegliche Eigenſchaft zu nehmen. Er lehrte entſchieden die Stetigkeit und Ewigkeit der Materie: der körperliche Stoff iſt in allen Dingen gleich und bleibt ewig derſelbe; die finſtere träge Materie kann weder vermehrt noch vermindert werden. Teleſio hatte den richtigen Inſtinct der Thatſachen, konnte

*) Man kann ſich über dieſe und andere Philoſophen, älterer und neuerer Zeit, bequem belehren laſſen durch das „Hiſtoriſch-biographiſche Handwörterbuch zur Geſchichte der Philoſophie" von Dr. Ludwig Noack, Profeſſor und erſtem Bibliothekar zu Gießen, Leipzig, Koſchny, 1879. Ausführliches über die deutſche Philoſophie bei Zeller „Geſchichte der deutſchen Philoſophie ſeit Leibniz," München, Oldenburg, 1873, 2. Aufl. 1875.

sich aber der beständigen Verallgemeinerung der Begriffe nicht erwehren.

Viel höher und größer steht sein specieller Landsmann Giordano Bruno aus Nola (1548—1600), der Eckstein des 17. Jahrhunderts und der philosophirenden Neuzeit überhaupt. Er berief sich direct auf Nikolaus von Cues, den er den „göttlichen Cusaner" nannte, den „Erfinder der herrlichsten Geheimnisse der Geometrie". Er kannte und bekannte das heliocentrische System und lehrte öffentlich die doppelte Erdbewegung des Kopernikus. Seine Voraussetzungen waren correct; da jedoch Kopernikus sich noch ganz im Allgemeinen hielt, seinem System noch Kepler, Galilei und Newton fehlten, so füllte Giordano die Lücken mit Phantasie und Poesie aus. Er war Dominicaner, verließ das Kloster, warf die Kutte von sich, zog sie einen Augenblick wieder an, zerriß sie dann für immer, und reiste studirend wie lehrend durch die Welt. Dem formalen Katholicismus war er gründlich abhold; aber die reformatorischen Ketzereien blieben ihm, schon des „freien Willens" halber, widerwärtig. Unstet wie sein Leben war auch seine Führung: zu Helmstädt wurde er für eine Weile protestantisch; die Gemeinschaft der Lutheraner stieß ihn jedoch bald aus; vor der Inquisition leugnete er später seinen Abfall. Es war ihm unmöglich, sich und seine Anschauungen gänzlich von dem katholischen Glauben und dessen Symbolen zu trennen. Indem er jedoch die Formen dieses Glaubens in freier Uebersetzung auf die Natur übertrug, wurde er der eigentliche Gründer des Pantheismus, von dem die poetischen Gemüther selbst unseres Jahrhunderts noch inficirt sind, welche nicht merken, daß sie ein bloßes Tauschgeschäft betreiben.

Bruno flog mit Cusanus ins Unendliche, Absolute auf; mit ihm sah er im Absoluten die Vereinigung der doppelten Unendlichkeit, des Unendlich-Großen und des Unendlich-Kleinen, die Coincidenz der Gegensätze. Der Atomismus war ihm eine Wahrheit, und seine Phantasie verlieh dem ungetheilten Kleinsten Leben, physisches und psychisches Leben. Das unend-

liche Heer der Monaden, von Cusanus bereits hypothetisch angenommen, bildete ihm die Unendlichkeit des gegliederten Kosmos mit seinen zahllosen Welten. Die Monade der Monaden hieß ihm „Gott" — die wesentliche Grundlage von Leibnizens Monadologie. Schöpfer und Schöpfung verloren sich in einander, der Mensch ging im Absoluten zu Grunde. Rechnet man noch die zahllosen Welten hinzu, so begreift man den Haß der Kirche gegen den kühnen Denker. Sein Todesurtheil ist die Verdammung obiger drei Punkte.

Ein großer Gedanke war es, dem abstracten, folglich todten Schöpfer und der todten, also nie zu belebenden Materie gegenüber, von vorn herein die lebendige Existenz als Wesenheit zu fassen, die von Spinoza als Axiom gesetzte, von Goethe so tief empfundene All-Einheit der Substanz, Einheit von Materie und Form; den lebendigen Weltstoff zu anticipiren und das All als Selbstschöpfer und Selbsterhalter zu preisen. Das that Bruno in seinen prophetischen Buch: „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen." „Was erst Samen war, wird Gras, hierauf Aehre, dann Brod, Nahrungssaft, Blut, thierischer Samen, Embryo, ein Mensch, ein Leichnam, dann wieder Erde, Stein oder eine andere Masse. — So scheint wirklich nichts beständig, ewig und des Namens Princip würdig zu sein, denn allein die Materie. — Die Unendlichkeit der Formen, in denen die Materie erscheint, nimmt sie nicht von einem Andern und nur gleichsam äußerlich an; sondern sie bringt sie aus sich selbst hervor und gebiert sie aus ihrem Schooß." So wurde Bruno der wahre Begründer dessen, was in der neuesten Zeit der Monismus genannt worden ist. In Italien aber wiederholte sich der griechische Entwicklungsgang der Philosophie, nur auf festerer Grundlage: von der Natur auszugehen, um zur Philosophie zu gelangen. Bruno war ein wiedergeborener Jonier.

In der Ethik bewies Bruno einen scharfen, noch heute zu verwerthenden Blick. Den freien Willen rettete er in wahrhaft genialer Weise: zwischen der wirkenden und der End-

Ursache nahm er eine „formale Ursache", die Ideenwelt an. Diese Ideenwelt war ihm halb theoretisch, halb praktisch: der Boden der Ethik. Nach Bruno überläßt also Gott so zu sagen dem Menschen einen Theil seiner Aufgabe, nämlich die Gesellschaft und deren Regel zu bilden; menschliche Weisheit muß die göttliche Gerechtigkeit entwickeln. Dann aber heißt es wieder in derselben Schrift: „das Gesetz, komme es vom Himmel oder steige es aus der Erde". Die Religion ist bei der Ethik entbehrlich, ja überflüssig: „Der Glauben ist nur zur Bildung roher Völker erforderlich, während für die contemplativen Menschen, welche sich und Andere zu regieren vermögen, der wissenschaftliche Beweis an dessen Stelle tritt." Dennoch spricht Bruno mit Wärme von der wahren Religion: „In der Gegenwart, in der nichts Heiliges, nichts Religiöses, nichts des Himmels und des Himmlischen Würdiges vorhanden ist, werden die Anhänger der Geistesreligion mit der Todesstrafe bedroht." Er sollte es erfahren.

Er litt für seine Denkthaten das herbste Martyrium. Aus Italien entwich er, weil er die Vielheit der Welten behauptet hatte und einer Verfolgung entgegensah; unruhig immer weiter schweifend, wanderte er aus seiner dumpfen Heimathsluft nach der Schweiz, befand sich nicht wohler in der calvinischen Zelle Genf, sah Paris, lehrte in London und Oxford seine kopernikanische Philosophie, lehrte in Wittenberg zwei Jahre lang und sagte in seiner Abschiedsrede: „Gebe Gott, daß die Deutschen im Selbstbewußtsein der ihnen innewohnenden Kraft sich die höchsten Ziele setzen: sie werden dann nicht Menschen, sondern Göttern gleichen." Von Wittenberg begab sich der Wanderphilosoph nach Prag, wo er unter dem Schutze des Kaisers Rudolf stand, dem er seine „160 Thesen gegen die Aerzte und Mathematiker" widmete und dem er in der Widmung sagte: „Ich habe nicht nur den Zorn der stupiden und thierischen Menge erfahren, sondern auch den der graduirten Akademiker, dieser Väter der Unwissenheit." Von Prag begab sich Bruno nach Helmstädt und widmete dem Herzog von Braunschweig-

Lüneburg seine zwei wichtigen Schriften zur Monadenlehre. Von Frankfurt aus folgte er zu seinem Unglück der Einladung des venetianischen Patriciers Mocenigo, ihm die Philosophie zu lehren. Mocenigo verrieth nach einigen Monaten seinen Lehrer an die Inquisition, weil dieser an der Transsubstantiation, der Dreieinigkeit und der Göttlichkeit Christi zweifele, die Unendlichkeit und Ewigkeit des Universums lehre, die Wunder natürlich erkläre und die Kirchenlehren verachte.

Im Wesentlichen gab Bruno in seinem Verhör vom 29. Mai 1592 die Anklagen zu, wenn er sich gleich philosophischer Ausdrücke bediente. Papst Clemens VIII. forderte seine Auslieferung, die auch im Sommer des folgenden Jahres erfolgte. Der Papst dankte für die ihm erwiesene „Gefälligkeit", und Bruno schmachtete noch 7 Jahre im Kerker der Inquisition zu Rom. Seinen Richtern warf er die Worte entgegen: „Ich glaube, Ihr fürchtet Euch mehr als ich." Am 17. Februar 1600 wurde er zu Rom verbrannt.

Ein ähnliches Schicksal erfuhr 19 Jahre später der dritte Süditaliener, Lucilio Vanini aus Neapel (1585—1619). Auch er war Naturalist vor dogmatischen Coulissen; er schrieb 1615 in Lyon ein „Amphitheater der ewigen Vorsehung" und, gewissermaßen zur Erläuterung des Begriffes „Vorsehung", im folgenden Jahre ein zweites Buch „von den bewunderungswürdigen Geheimnissen der Natur, der Königin und Göttin der Sterblichen". Im „Amphitheater" hatte er sich mit einer orthodoxen Erklärung und dem Lobe der Jesuiten gedeckt. In den „Geheimnissen der Natur" wurde die Theodicee purer Naturalismus. Das konnte nicht hingehen. Richtig wurde er auch in Toulouse des Atheismus und der Blasphemie angeklagt und 1619 nach Ausschneidung der Zunge verbrannt. Den Ruhm, den ihm das Leben nicht verliehen, gab ihm der Tod.

Italien hatte so durch zwei Blutzeugen die Freiheit des Gedankens zur Fahne der Zukunft gemacht; es that vor der Welt Abbitte für die Einführung der Inquisition durch die

Verkündigung der Autonomie der Vernunft. Giordano rächte sein Vaterland an Paul IV. und dessen Nachfolgern.

Einen vierten Italiener reihen wir hier um so lieber an, als er uns die Bahn nach Frankreich öffnet. Es ist Tomaso Campanella aus Calabrien (1568—1639), das wunderlichste Convolut entgegengesetzter Strebungen. Als Dominicaner studirte er zunächst die Scholastiker, warf sich dann auf Plato, Plinius, Galen und Telesio, den er in dem vielversprechenden Buche: „Die Philosophie durch die Sinne erwiesen, nebst der wahren Vertheidigung des Telesius“ (1591), verherrlichte. Er erklärte sich gegen die deutsche Reformation, ergab sich im 27jährigen Gefängniß zu Neapel der Astrologie und dem Chiliasmus — mit dem Jahre 1603 sollte das goldene Zeitalter beginnen —; blieb im spanischen Kerker gut monarchisch-spanisch; schrieb gegen die niederländischen Rebellen; wurde 1626 in Freiheit gesetzt, aber von der Inquisition zu Rom auf weitere drei Jahre eingekerkert; begab sich 1634 nach Marseille, dann nach Aix, wo er einen Winter mit Gassendi verlebte, und bezog bis an sein Lebensende (1639) eine Pension von Richelieu.

Halb Rationalist, zu einem Viertel Scholastiker, zum vierten Viertel Phantast, hat er dennoch durch seine „Universalphilosophie oder Metaphysik nach eigenen Anschauungen“, die zu Paris im Jahre 1638 erschien, auf Cartesius eingewirkt, indem er behauptete, zur Vollkommenheit des höchsten Wesens gehöre nothwendig dessen Existenz, unsere Seele erweise sich selbst durch das Denken und sei ein Ding für sich, dem die äußern Dinge nur zur Veranlassung des Erkennens dienten.

Wie sich Campanella zu Aix mit Gassendi zurecht gefunden, ist nur durch die Vielseitigkeit seiner Strebungen und die mancherlei in ihm rumorenden Principien erklärlich. Denn Gassendi stand ganz auf mathematisch-physikalischem Standpunkte, war Atomist, wenn er gleich nach zeitgenössischer Art der Kirche ein höfliches Compliment machte.

Auch in Deutschland blieb Campanella nicht unbeachtet.

Als er noch im Kerker zu Neapel ſchmachtete, ließ ſein Freund Tobias Adami ſeine Werke deutſch zu Frankfurt drucken.

Der calabriſche Mönch trug die ganze Unruhe des Jahrhunderts mit ſich herum; ſein beweglicher Geiſt durchſchwärmte alle Gebiete: Naturwiſſenſchaft, Religion, Philoſophie, Politik und ſociales Leben. Von ihm rührt auch einer jener Geſellſchaftsromane her, die ſeit Platons Zeit die Träume der Edeln und die Hoffnungen der Elenden ausgemacht: die Civitas solis oder „Sonnenſtadt". Der Roman war 1623 im Kerker verfaßt, athmet aber die reinſte Begeiſterung für das Wiſſen. Nur das Wiſſen iſt dem Verfaſſer Panacée und Ziel der Geſellſchaft, das Wiſſen Mittel zur Einrichtung der Wirthſchaft; die Regierenden müſſen jede techniſche Hantirung verſtehen. Nur ſo können ſie die Gütergemeinſchaft und die allgemeine Brüderlichkeit aufrecht erhalten.*)

In Frankreich, dem Lande der Deutlichkeit, trat der Grundzug der Periode am deutlichſten hervor, die Skepſis. Die Italiener wirkten ſeit dem 16. Jahrhundert über die Alpen hinaus: Pomponazzi zuerſt, dann Cremonini (1552—1631), der College Galilei's zu Padua; ferner Ceſalpinus und Vanini, der ja in Lyon drucken ließ. Sanchez (1552—1632), ein portugieſiſcher Jude, Profeſſor zu Toulouſe, ließ 1581 ein Buch erſcheinen unter dem offenherzigen Titel: „Von der Wiſſenſchaft, daß wir nichts wiſſen". Um ſich mit dieſem radicalen Bekenntniß vor der Inquiſition zu ſchützen, verwies er Gott und die Seele an den Glauben.

Es war eine wunderliche Zeit im Lande. Die Eſſais von Montaigne erſchienen ungeſtraft in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts, und noch der Cardinal Richelieu nahm die Widmung einer neuen Ausgabe an. Charron (1541—1608), Advocat, Weltprieſter, Kanzelredner, Freund Montaigne's,

*) Harrington und Campanella ſind nicht die einzigen Utopiſten des 17. Jahrhunderts. Die Franzoſen hatten ihren Vairaſſe, in Danzig erſchien 1700 ein geniales Buch pseudonym: De politica vere beata, von Cordesius Varimund v. Macariopolis.

debütirte 1594 mit den Trois vérités contre tous Athées, Idolâtres etc. als Lobredner des katholischen Christenthums; veröffentlichte dann aber 1601 seinen berühmten Traité de la Sagesse, in welchem die Montaigne'sche Skepsis bis zur Erklärung der Unbegreiflichkeit der Dogmen getrieben, dagegen, was fast noch gefährlicher erscheint, aller Nachdruck auf die Sittlichkeit gelegt wird. Die Religion wird hier zu etwas rein Menschlichem, Sittlichkeit ist die einzig wahre Religion, die Skeptiker sind die wahren Weisen, der Willen steht über der Vernunft. Und doch blieb Charron officiell.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts herrschte in Paris ein epikureisches, ungläubiges Treiben. Der politische Wechsel seit dem Tode des letzten Valois hatte auch die Grundlagen des Denkens ins Wanken gebracht. Im Jahre 1615 forderte der Klerus die Verbannung oder den Tod der Atheisten, deren man in Paris allein 50,000 zählen wollte. Ein skeptischer, ausfahrender Poet, Théophile Viaud, wurde zweimal wegen destructiver Tendenzen verurtheilt. Die Gleichgesinnten wurden behutsamer, bildeten stille Conventikel, oder sie diplomatisirten, um sich möglich zu erhalten.

Der Chorführer dieser philosophischen Diplomaten ist Lamothe Levayer (1586—1672), dessen Hauptwerk, die Cinq Dialogues (par Horatius Tubero) 1653 erschien. Der Verfasser begründet seine Skepsis auf die verschiedenen Meinungen der Menschen, die nicht in Uebereinstimmung zu bringen seien, und dehnt seine Zweifelsucht bis auf das ethische Gebiet aus, indem er kein allgemein verbindliches Sittengesetz statuirt. Die Grundlage seiner „heiligen Zweifelslehre" ist offenbar epikureisch. Das Resultat dieser Philosophie lautet: „Unter allen gewissen Dingen ist das gewisseste der Zweifel". Ist nun die arme Vernunft genugsam Spießruthen gelaufen, so triumphirt um so glänzender der allheilende Glauben. Immer dasselbe Lied: Il faut croire ou désespérer, wie es so entschieden nur aus den jesuitisch-katholischen Wäldern ertönt.

Und dieser selbe Lamothe Levayer stand vortrefflich mit

Richelieu und Mazarin, wurde Erzieher des zweiten Sohnes Ludwigs XIII., 1640 Mitglied der Akademie, dann Staatsrath und Erzieher Ludwigs XIV. selbst! Auf diesem Boden, in dieser Atmosphäre erwuchs auch der Provençale Gassendi, eine Zeit lang der Lehrer Molière's.

Pierre Gassendi (1592—1655) war aus Digne in der Provence gebürtig, entstammte also einem halb classischen, halb ketzerischen Boden. Sein Leben wechselte zwischen Professur und geistlicher Würde. Kühn im Denken und ängstlich im Leben, verbrannte er angesichts der Verfolgung Galilei's den größten Theil eines Hauptwerkes, in welchem er sich für Kopernikus und Bruno ausgesprochen, ja die Moral Epikurs empfohlen hatte. Gassendi richtete bei dieser Selbstverbrennung die Augen vornehmlich auf Richelieu, der von Kopernikus nichts wissen wollte. Gegen die Metaphysik des Carteſius erklärte er sich offen, wissenschaftlich, geistreich. Die Atomistik Demokrits und Epikurs wurde ihm zur Waffe wider Aristoteles und die gefährlichen „Wirbel" des Carteſius. Er schrieb „Vom Leben, den Sitten und Aussprüchen Epikurs" (1647); ferner eine „Zusammenstellung der Philosophie Epikurs" (1649), in welcher er als Propst der Domkirche zu Digne das Christliche wohlweislich wahrte. Die Materie war ihm ewig, sie besteht aus Atomen; alle unsre Erkenntniß ist zunächst sinnlich. Nur die vernünftige Seele des Menschen ist extra erschaffen und doch unsterblich. — Doch hat die so plötzlich aus dem Grabe erstandene Atomistik Gassendi's zunächst keine philosophische, sondern nur eine physikalisch-chemische Wirkung geübt.

Dem Gassendi in Frankreich entspricht in England Thomas Hobbes (1588—1679). Wenn man ihn gewöhnlich zur Bacon'schen Richtung zählt, so wird dabei ein großer Unterschied übersehen. Hobbes machte aus der Mode Methode und war einer der scharfsinnigsten und consequentesten Denker. Als Mathematiker erklärte er: „Denken sei Rechnen", nämlich mit Vorstellungen. Er nahm die Materie als Substrat aller

Dinge, erklärte das Unkörperliche für wesenlos, womit das ganze Hexenthum sich in Dunst und Wahn auflöste, und erkannte nur die Naturgesetze als Regulativ des Daseienden an. Er war im eigentlichen Wortverstande Naturalist und Causalist, sein Weltgesetz die Ursächlichkeit. Mit der Gottheit fand er sich dahin ab, daß er sie die „verborgene erste Ursache der Bewegung der Materie" benannte.

In Hobbes liegen die großartigsten Keime spätern Denkerthums. Die ganze Philosophie theilte sich ihm, wie den Alten, in Physik und Ethik, in Natur- und in politische Philosophie. Die Metaphysik schlug er dreist zur erstern. Er erklärte als Vorläufer Locke's und Kant's unser Vorstellen und Reden für subjectiv, Raum und Zeit für Formen unserer Anschauung. In der Moral dachte er wie der Rabbi von Nazareth und der Alte von Königsberg: Was Du willst, daß Dir die Andern thuen, das thue ihnen!

Befremdend wirkt auf den blos politischen Betrachter sein Verhältniß zur großen Rebellion. Hobbes durchlebte den ganzen Verlauf der puritanischen Bewegung und war stets ihr unerbittlicher Gegner. Grade im Jahre 1642, beim Ausbruch des Kraters, gab er die „Elemente der Philosophie über den Bürger" heraus; und 1651, zwei Jahre nach der Enthauptung des Königs, den „Leviathan, oder Stoff, Form und Autorität der Regierung". Während der revolutionären Krise lebte er in Frankreich als Lehrer des Prinzen Karl. Er war streng monarchisch, oder besser unitarisch, gesinnt und meinte, der „Leviathan" der Einheit müsse den vielköpfigen Drachen der Zwietracht besiegen.

In der Menschenwelt herrschte nach seiner Ansicht anfangs der Krieg Aller gegen Alle, bis die Unterwerfung Aller unter die absolute Obmacht eines Herrschers — Uebertragung des Naturgesetzes auf die Menschenwelt — stattgefunden habe. Hier thut sich sofort ein unbegreiflicher Widerspruch hervor: Im Anfang, d. h. im Wesen der Menschheit, herrscht das Chaos, und doch soll kraft eines „Urvertrages" die Unter-

werfung unter das lebendige Geſetz vor ſich gegangen ſein! Dieſer „Urvertrag“ kam alſo unter den chaotiſchen Menſchen zu Stande, die ſich einander vertilgten! Dazu wäre ein Wunder nöthig geweſen.

Indeſſen was Hobbes wollte, war die „Ordnung“, die Obmacht des Herrſchers über Parlament und Factionen; von einer Verherrlichung des Königthums im Sinne Filmer's war bei ihm ſo wenig die Rede, daß er der Partei des Prinzen Karl zu Paris unbequem wurde. Er ging 1653 nach London zurück, wo ihm Cromwell einen Miniſterpoſten anbot! — Auch den religiöſen Glauben unterwarf er der Staatsgewalt, welche zu beſtimmen habe, was geglaubt werden ſollte. Was darüber hinausgehe, ſei Aberglaube. Indem Hobbes den Glauben an die ſtaatliche Autorität verwies, war er durchaus antipfäffiſch; die Kirche war ihm eitel Menſchenwerk, der ſtaatlichen Regulirung bedürftig.

Die ratio status, die in dieſem Jahrhundert aufkam und die auch Spinoza lehrte, nicht ohne ihr ein wichtiges Amendement anzuhängen, hatte an Hobbes ihren energiſchen Vorfechter. Jedenfalls hörte durch dieſe Wendung die Politik auf, eine Seiltänzerkunſt zu ſein; ſie aſpirirte inskünftige auf den Titel einer Wiſſenſchaft.

Eine mildere Auffaſſung des Weſens geſellſchaftlicher Verbände war von Hugo Grotius ausgegangen. Hugo de Groot (1583—1645), wirkte faſt ein Menſchenalter früher als Hobbes. Er war 1600 Advocat im Haag, 1607 Generaladvocat der Provinzen Holland, Seeland und Weſtfriesland, und ſchrieb das Mare liberum über die Freiheit des Handels nach Indien; 1613 wurde er Rathspenſionär von Rotterdam, als ſolcher Deputirter von Holland zu den Generalſtaaten, verfaßte Namens der Provinz ein Edict der Toleranz für die Arminianer, wurde 1618 im Haag arretirt und 1619, nach der Enthauptung Oldenbarneveldts, auf Schloß Löveſtein bei Gorkum auf Lebenszeit gefangen geſetzt. Seine Gattin ſandte dem ſtets Leſebedürftigen große Kiſten voll Bücher. Eines

Tags, am 22. März 1621, als sie die Kiste wieder abholte, sagte der visitirende Soldat: „Heut steckt wohl der gelehrte Herr selber drin!“ Worauf die Frau: „Nein, blos seine Gelehrsamkeit“. Grotius wurde aber selbst hinausgetragen. Er entkam nach Frankreich, wo er bis 1631 lebte und sein Buch De jure pacis et belli (Natur- und Völkerrecht) dem König Ludwig XIII. widmete; begab sich dann nach Schweden, kehrte 1634 als Gesandter der Königin Christine nach Paris zurück und starb 1645 auf der Rückreise nach Schweden in Rostock. Sein Natur- und Völkerrecht datirt vom Jahre 1625.

Grotius war Arminianer, für die Mitwirkung des Menschen bei der Erlösung gegen den demokratischen Cäsarismus Gottes. In dem starken geselligen Triebe des Menschen erblickte er das Gegengewicht gegen den natürlichen Egoismus; in der Sprache sah er das Mittel, allgemeine Regeln zu fassen und zu befolgen. „Die Sorge für die Gemeinschaft ist die Quelle des Rechts.“ Es war unnöthig und zugleich verkehrt, daß er mit Justinus, Tacitus und Makrobius einen idealen Gleichheits- und Tugend-Urstand annahm. Obendrein lehrte ihm ein Rest von Orthodoxie, daß die Sünde dem goldenen Zeitalter ein Ende und die Einführung des staatlichen Rechtsschutzes wie des Privateigenthums nöthig gemacht habe. Dagegen zeugt es von großer ethischer Kühnheit, wenn gesagt wird: „Diese Bestrebungen würden auch Platz greifen, selbst wenn man annehme, was freilich ohne die größte Sünde nicht geschehen könnte, daß es keinen Gott gebe, oder daß er sich um die menschlichen Dinge nicht kümmere.“ So löste der Verfasser die Sphäre der Moral und des Rechts von der Religion los und verlegte die beiden erstern, freilich noch ungetrennt, in das Allgemeingefühl von Recht und Unrecht, das Gewissen. Ganz ähnlich verfuhr der englische Zeitgenosse des Grotius, Herbert of Cherbury (1581—1648). Die englische Revolution aber erschütterte durch ihre schroffen Conflicte die Theorie des Wohlwollens und der Menschenliebe und beförderte mächtig die schlaue raison d'état.

Die Theorie vom Vertrage geht durch das ganze Staatsrecht des Grotius hindurch; in den Consequenzen aber, die sich daraus ergeben, herrscht beständiges Schwanken. Einmal heißt es: Befiehlt das Staatsoberhaupt etwas wider das Naturrecht oder die Gebote Gottes, so braucht man es nicht zu thun. Dann aber: Fügt uns das Staatsoberhaupt Schaden zu, so muß man es ertragen und keinen Widerstand leisten. Der Geduld wird ihr Vortheil nicht entgehen. Die Staatseinrichtung ist das höchste Gut (Hobbes). Dann wieder kann der Verfasser einen Theil des Volkes nicht verdammen, wenn er sich des letzten Nothrechts bedient. Endlich kommt der Fall, daß die Staatsgewalt zwischen dem Könige und dem Volke oder Senat getheilt ist; wenn dann der König über seinen Theil hinausgeht, so darf ihm mit Recht Widerstand geleistet werden. Nur gegen den König als König gebe es keine Execution. Das war geschrieben 17 Jahre vor Ausbruch der englischen Revolution, und kommt so ziemlich auf den viel späteren Locke hinaus.

Auf der Bahn des Grotius weiterschreitend, ebenso antiklerikal wie Hobbes, bestimmter als der erste, nicht parador wie der zweite, gewahren wir den großen deutschen Rechts- und Staatslehrer Samuel von Pufendorf aus der Gegend von Chemnitz in Sachsen (1632—94), Professor zu Heidelberg und Lund, Hofhistoriograph König Karls XI. zu Stockholm und in derselben Qualität am kurfürstlichen Hofe zu Berlin. Obwohl ihn der Gelehrten- und Hofzopf für lange Zeit aus der Heimath vertrieb, blieb er doch seiner kerndeutschen Gesinnung treu. Ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle, hätte er durch seine Schriften ungleich mehr gewirkt, wären diese nicht sämmtlich in lateinischer Sprache abgefaßt. Nach seinen „Elementen des allgemeinen Rechts“ (1660) erschien 1667 im Haag das schneidige Buch: „Ueber den Zustand des deutschen Reiches“ unter dem Pseudonym Severinus a Monzambano. Das was wir von deutschen Reichsverhältnissen kurz angeführt haben, findet in diesem „ruchlosen Werk“ seine breitere Ausführung. Der ganze

Jammer des römisch-deutschen Imperium, die fatale österreichische Hauspolitik, die Sündenwirthschaft der Duodezpotentaten, die „Staatsverfassung ohne Vor- und Ebenbild“ wurde den gelehrten Zeitgenossen so energisch vorgetragen, daß alle Zöpfe wackelten, als sich in einer neuen Ausgabe ein Heidelberger Professor zu der Schrift bekannte.

1672 erschien zu London: „Ueber das Natur- und Völkerrecht“; 1673 ebendort: „Ueber die Pflicht des Menschen und Bürgers“. Von Lund und Stockholm aus richtete Pufendorf seine kräftigen Briefe „an die Freunde in Deutschland.“ Der große Kurfürst erkannte richtig den Werth des Mannes und berief ihn als Geheimen Rath nach Berlin.

Pufendorf vollendete die Emancipation des Rechts und der Moral von der Theologie. Nicht die zehn Gebote, sondern die sittliche Natur des Menschen sei die ausschließliche Rechtsquelle, und die natürliche Vernunft reiche vollkommen zur moralischen Erkenntniß hin. Das natürliche Gesetz stimme so mit der vernünftigen Natur und dem Geselligkeitstriebe des Menschen überein, daß der friedliche Bestand der Gesellschaft dadurch gesichert sei. Die Pflicht der Humanität verbinde alle Menschen; das Naturrecht sei Sache der Menschheit. „Ein Philosoph ist ein Philosoph, ob er Christ oder Heide, Deutscher oder Wälscher sei, wie es für den Musiker unerheblich, ob er einen Bart trage oder nicht.“ Geometrie und Chirurgie sind ebenso wenig christliche Wissenschaften wie die Logik. Auch die menschliche Vernunft ist göttlichen Ursprungs; ist sie verderbt, so wackelt auch das Lehrgebäude der Theologie. Christus hat keine Politik gelehrt, die Fortbildung des Rechts überließ er der Vernunft. Der Fürst ist an den Vertrag gebunden und kann zur Noth bekämpft werden. — Eine so entschiedene Sprache war in Deutschland noch nicht vernommen worden; sie brachte auch den Thomasius zur Besinnung. —

Kehren wir jetzt zu dem speculativen Denken zurück.

Wenn Grotius, Hobbes und Pufendorf ihre Staats-

und Rechtsphiloſophie auf die Natur und natürliche Vernunft baſirten, ſo gingen Philoſophie und Wiſſenſchaft bei Carteſius in epochemachender Weiſe wieder auseinander. Anders ausgedrückt, Carteſius, der ein großer Mathematiker und Phyſiker war, hatte wohl den Bund zwiſchen Philoſophie und Wiſſenſchaft im Auge, gelangte aber nicht zur Harmonie zwiſchen Geiſt und Körperwelt und ſetzte dem Monismus des Bruno einen Dualismus entgegen. Vielleicht ſcheute er vor den Conſequenzen ſeines Naturerkennens zurück; manches Charakteriſtiſche in ſeinem Leben würde dieſe Behutſamkeit erklären.

René Descartes (1596—1650) entſtammte einem altadligen Geſchlecht in der Touraine und wurde von den Jeſuiten erzogen. In Paris lebte er eine Weile dem Vergnügen, wie Pascal. Mit 21 Jahren wurde er Soldat, diente bei den Proteſtanten unter Moritz von Oranien, dann bei den Katholiken unter Tilly, kämpfte unter Richelieu gegen La Rochelle und begab ſich, der Freigeiſterei bezichtigt, 1629 nach Holland. Hier trieb er 23 Jahre lang Mathematik, Phyſik und Philoſophie. Der Grundgedanke eines umfaſſenden, wiſſenſchaftlichen Syſtems ſoll ihm ſchon 1619 mit 23 Jahren gekommen ſein. Sicher iſt, daß er in dieſem Jahre als Soldat zu Neuburg an der Donau einer Verbindung der Algebra mit der Geometrie auf die Spur kam und der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loreto gelobte, wenn ſie ihn bei ſeinem Werke unterſtütze. Fünf Jahre ſpäter erfüllte er ſein Gelübde.

In Holland gedachte er ein großes Werk: „die Welt“ (le Monde) zu vollenden; als aber Galilei 1633 zu Rom verurtheilt wurde, verbrannte er (ganz wie Gaſſendi) das bereits Geſchriebene. Er hatte grade ſo denken gelernt wie Galilei. Von 1637 an erfolgten dann ſeine Publicationen: „Die Rede über die Methode“, die „Dioptrik“ (ein Theil des „Monde“), „über die Meteore“, die „Geometrie“ (franzöſiſch); die „Meditationen über die erſte Philoſophie“, die „Principien der Philoſophie“ (lateiniſch); die „Leidenſchaften der Seele“, die „Welt oder Tractat vom Lichte“ (franzöſiſch, das letztgenannte

erſt nach ſeinem Tode erſchienen); „Regeln zur Leitung des Geiſtes, nebſt Unterſuchung der Wahrheit durch das Licht der Natur“ (lateiniſch). — Im Jahre 1649 begab er ſich zur Königin Chriſtine von Schweden nach Stockholm, wo er im folgenden Jahre ſtarb.

Carteſius gehört zu den bedeutendſten Männern des Jahrhunderts und aller Zeiten, die das Zwiegeſpann: Natur und Geiſt zu führen unternahmen. Eine ſtolze Aufgabe, wenn ſie gelingt! Carteſius erklärte offen, daß er das Geſpann nicht zuſammenhalte; der geſammte moderne Dualismus datirt von ihm; aber eine tiefere Auffaſſung entdeckt einen neuen, anders gearteten Monismus in ihm. — In der Mathematik iſt ſein Verdienſt am unbeſtrittenſten; auch in der Phyſik leiſtete er Bedeutendes: er ſtudirte die Refraction des Lichtes und die Bildung des Regenbogens, imgleichen die Schwere der Luft. Er entſchied ſich für die Undulation des Lichtes und hatte eine entfernte Ahnung von der Kant-Laplace'ſchen Theorie des Kosmos, obgleich er mit ſeiner Wirbeltheorie bis in unſere Zeit hinein Verwirrung angerichtet hat. Die Materie gliedert ſich nämlich bei ihm in drei grundſätzlich verſchiedene Formen von verſchiedener Dichtigkeit. Grade dieſe unterſchiedenen Formen verharren in ewiger Wirbelbewegung, in welche die gröbern Himmelskörper hineingezogen werden. Aus dieſem Wirrwarr wußte dennoch Jacques Caſſini die Geſtalt der Erde, Bernouilli das Leuchten der Barometerröhre abzuleiten.

Ein gewaltiges Wort bleibt das Carteſiſche: Cogito. ergo sum, „ich denke, alſo bin ich,“ weniger als Folgerung, denn als Satz der Identität zu verſtehen: Ich bin denkend, bin ein denkendes Weſen, mein Denken ſteht der Welt gegenüber, ich denke die Welt. Die letzte Conſequenz daraus iſt: Die Welt iſt meine Bewußtſeinsthat. Aus dieſem Urgrundſatz läßt ſich die Welt des Geiſtes wie die natürliche widerſpruchslos ableiten; nur muß er in ſeiner ganzen Tiefe und mit voller Entſchiedenheit erfaßt und durchgeführt werden. Er iſt dann weit entfernt, die philoſophaſternden Flunkereien und

Zweideuteleien altkatholischer und sonstiger Dilettanten zu erhärten, welche allen Wahn- und Irrsinn, die je in eines Menschen Kopf gekommen sind, als „Thatsachen des Bewußtseins“ zur gefälligen Anerkennung präsentiren; er appellirt vielmehr beständig von dem unklaren an das klare, vom getrübten an das gereinigte Bewußtsein, an ein Bewußtsein, welches seine eigenen Irren und Wirren zu corrigiren im Stande ist. Carteſius wäre gar kein Denker gewesen, wenn er jeden Ofenbläser und Secten-Sacristan zum Philosophen gemacht hätte.

Carteſius hat Recht in der Aufstellung des Princips; aber er huldigt seiner Zeit und ihrer Befangenheit, wenn er den Inhalt des denkenden Ich ungeprüft läßt. Scheinbar durchaus frei, beginnt er mit dem absoluten Zweifel; dieser aber läßt sich gar bald durch ebenso absolut geglaubte Thatsachen wieder befriedigen. Was dem subjectiven Denken einmal eingefallen ist, was man ihm durch Jahrhunderte hin absichtlich eingeprägt hat, das muß plötzlich die Wahrheit an und für sich sein, während hier die Phänomenologie des Geistes, d. i. des Bewußtseins, erst recht ihre Kritik zu üben hat.

Was „klar und bestimmt percipirt“ wird, sagt Carteſius, ist „wahr“. Da müßte man doch erst das Denken des Subjects untersuchen und dann die „Klarheit“ und „Bestimmtheit“ scharf definiren. Sonst laufen wir Gefahr, Alles was uns durch den Kopf geht, für eine „Idee“ zu halten. Dem Campanella, dem Jakob Böhme und dem Swedenborg war auch jede ihrer Phantasien „klar und bestimmt“.

Das unendliche Wesen oder Gott existirt, da die Vorstellung einer unendlichen Ursache in uns nur die Wirkung dieser Ursache sein kann. Die Idee von Gott habe ich nicht aus mir, nicht aus den Sinnen, sie ist mir eingeboren. Sodann kann dem vollkommensten Wesen die Existenz nicht fehlen (Campanella). In dieser Weise ist die Existenz jedes Götzen, der albernsten Anthropomorphismen „philosophisch“ zu beweisen.

Eigentlich giebt es nur Eine Substanz als Träger der primitiven Ideen Ausdehnung und Denken; aber auch die Geister und die Körper bilden Substanzen. Man sieht, wie leicht Spinoza unter diesen vielen Substanzen aufräumen konnte, da ja die Geister und Körper schon in den Attributen der Einen Substanz stecken.

Die Leiber erklärte Carteſius für Maſchinen, d. h. für regelmäßig functionirende, aber vom Geiſte ganz unabhängige Weſen. Auf die Thiere angewandt, bedeutete dieſer Dualismus eine wohlthuende Befreiung von der Verherung. — Das Princip des Lebens iſt ihm das Blut, die Seele ſitzt in der Zirbeldrüſe, dem Konarion, der Kegelſpitze des Nervenſyſtems. Dieſes Konarion bildet jedoch keineswegs die Verbindungsbrücke zwiſchen Körper und Geiſt, die nur durch göttliche That (präſtabilirte Harmonie) harmoniren. Die Denkthätigkeit iſt unabhängig vom Gehirn; die Seele iſt ein Ding für ſich, weil wir ſie von allem Körperlichen getrennt denken (d. h. phantaſiren) können. Sie iſt ganz ſo unabhängig vom Körper, wie Gott von der Welt.

Der Phyſiker Descartes fand, grade wie der ſpätere Kant, keine Widerſprüche vor ſich. Die Materie, ſagte er, erhalte ſich immer in derſelben Maſſe, was doch die Ewigkeit der Welt beſagt und jede Schöpfung ausſchließt. Die Körper beſitzen ein Beharrungsvermögen, behauptete er nach Galilei, was die Stetigkeit des Naturverlaufs ausdrückt. Da aber die Unſterblichkeit der Seele und der freie Wille (im Sinne der Willkür) „klar und beſtimmt percipirte" Ideen ſind, welche durchaus den ehernen Geſetzen der Nothwendigkeit widerſtreben, ſo müſſen ſie einer beſondern Subſtanz angehören, welche abſolut von der Materie geſchieden iſt. Nur iſt dieſe Löſung ein Aufgeben jeder Löſung; denn die Welt iſt zwar, wie Goethe ſagt, „voller Widerſpruch", aber ſie iſt doch nicht ein einziger Widerſpruch.

Geiſt und Körper ſollen abſolut nicht aufeinander wirken können, und doch entfuhr dem Carteſius der Satz: Wenn die

Menſchen irgend weiſer zu machen ſind, ſo könnte dies nur durch die Medicin geſchehen! Carteſius that der Mutter Gottes jenes Gelübde, d. h. er acceptirte göttliche Sonder- und Privatzwecke, und doch fehlt in ſeiner Philoſophie der Zweckbegriff!

So wird Carteſius zum typiſchen Ausdruck der Unſicherheit ſeines Jahrhunderts, während er das ſtille Samenkorn einer gründlichen philoſophiſchen Reform in die Erde ſenkt. Sein Beſtes ſollte erſt im 18. Jahrhundert ausſchlagen, während ſein Syſtem tel quel zur Nationalphiloſophie der Franzoſen und zum Träger des europäiſchen Rationalismus und Dualismus wurde. Seine Skepſis am Ueberkommenen und ſein Verlangen nach einem feſten Ankergrunde des Denkens führten ihn zum Begriffe des Selbſtbewußtſeins, welches etwas ganz anderes iſt als die „Seele". Aber die Rettung der „Seele" machte ihn populär und verſchaffte ihm großen Anhang in Frankreich wie in Holland. Da ein Bruch mit der Tradition vorlag, ſo zog Carteſius mannichfach die halben und ganzen Ketzer an: Oratorianer, Janſeniſten und rationaliſirende Proteſtanten. Er wurde der Philoſoph von Port-Royal. Im Grunde genommen iſt der ganze „Rationalismus" des 17. und 18. Jahrhunderts auf Carteſius gebaut, der ſich als der dauerbarſte Durchſchnitts-Philoſoph bewährt hat. Wie tief und nachhaltig er gewirkt, ſieht man unter anderm bei Fénélon, welcher „Ueber das Daſein Gottes" ſchrieb und auf der Gedankenleiter des Carteſius zu dem Schluſſe gelangte: „Es exiſtirt nothwendig ein einziges unendliches Weſen, welches wir Gott nennen". Fénélon endigte ſo mit der Subſtanz, mit der an und für ſich ſeienden geiſtigen Weſenheit.

Auch in England trug ſich eine Art Carteſiſcher Bewegung zu. Wie dort in der Politik der Gegenſatz zwiſchen Royalismus und Volksherrlichkeit gährte, ſo theilten ſich die Meinungen auf religiöſem Gebiet in Offenbarungsglauben und Rationalismus. Filmer und Algernon Sidney ſtanden ſich gerade ſo einander gegenüber wie Ralph Cudworth und Herbert of Cherbury, dem wir ſchon als Staatsphiloſophen begegneten.

Cudworth gehörte noch der Cromwell'schen Zeit an; er saß im letzten Parlament des Protectors und war Mitglied eines Comité's, welches 1657 die unter Jakob I. verfaßte Bibelübersetzung für die beste erklärte. Cudworth schrieb sein Hauptwerk unter dem Titel: „Das wahre Intellectual-System des Universums", worin er als entschiedener Spiritualist auftrat, Hobbes und Bacon bekämpfte, die realistischen Grundsätze des erstern als „Geisterfurcht" und die Denkart des letztern als „Stofffucht" bezeichnete. Cudworth's philosophisches Denken stand ganz im Dienste der anglicanischen Kirche. — Herbert of Cherbury dagegen kann als Vorläufer Locke's betrachtet werden. In seinem Werke: de Religione Gentilium (1663) „von der Religion der Heiden", zieht er den Begriff der Offenbarung kühn vor sein Forum und findet, daß Offenbarung sich vor der Vernunft stichhaltig erweisen müsse, solle sie irgend einen Werth haben. Locke war ganz derselben Ansicht. Auch hier gewahrt man die constitutionelle Theorie einer Abwägung der Gewalten: der Offenbarung und der Vernunft.

Herbert repräsentirt in England die praktische Seite der cartesischen Philosophie, jenen populären Dualismus, der sich in Deutschland von Christ. Wolf bis auf Kant hinzog und der mit Beseitigung aller Priesterschaft fest an „Gott, Tugend und Unsterblichkeit" hielt. Noch heutzutage geben die geistlichen Hirten und Sanhedrine gar manches preis, wenn ihnen nur die Bewohnerin des Konarion gerettet bleibt.

Berühren wir nur kurz die metaphysischen Spielereien, die sich an den Cartesianischen Dualismus, und zwar mit logischer Folgerichtigkeit, anknüpften. Sie zeigen mit erschreckender Deutlichkeit die Gefährlichkeit der Klippe, auf die sich Cartesius zu retten vermeinte. Da die Bewegungen der Seele und des Körpers unabhängig von einander sein sollten, so frug sich, wie sie zusammenpassen können. Arnold Geulinx, ein Antwerpener (1625—69), Professor zu Leyden, löste das Räthsel in angenehmer Weise: Gott fährt bei jeder „Occasion"

dazwiſchen und paßt Eines dem Andern an. Das hieß der „Occaſionalismus“, den Leibniz eigentlich nur aus dem Rohen herausgearbeitet hat.

Malebranche, ein frommer Oratorianer zu Paris (1638—1715), der den Locke noch überlebte, krönte die Spielerei, indem er die Beſchäftigung Gottes aufs Aeußerſte ſteigerte. Nach ihm beſteht nicht nur keine Wechſelwirkung zwiſchen Seele und Leib, ſondern ſie bewegen ſich auch beide gar nicht ſelbſt. Gott ſteht dazwiſchen und ſetzt ſie in die jedesmal erforderliche, zuſammenpaſſende Bewegung. In Gott, der einen Subſtanz, dem „Ort der Geiſter“, dem „allgemeinen Guten“, ſieht Malebranche Alles was iſt und vorgeht. Nach dieſer ſeltſamen Anſchauung thut der Menſch, auch der geiſtige, gar nichts, ſo wenig wie der Körper; Gott thut Alles und wir ſind die Zuſchauer. Ganz folgerecht, und dabei ſind wir heute wieder angelangt, unterſtützt die getrennte Subſtantialität der Seele und des Körpers den Glauben an das Dreinfahren fremder Geiſter, guter oder böſer. Und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß Malebranche in ſeiner Recherche de la Vérité ſich für das Verbrennen der echten Heren erklärt! —

Mitten in dieſe albernen Spielereien hinein rief ein portugieſiſcher Jude ſein Quos ego. — Baruch Spinoza, Espinoza, der Dornichte, ſo vielen ein Dorn im Auge, gehörte einer Judenfamilie an, die ſich vor irgend einem Philipp in die Freiheit der Niederlande geflüchtet hatte. Er war am 24. December 1633, im ſelben Jahre mit John Locke geboren, und ſtarb ſchon 1677 mit 45 Jahren den Schillertod. Seine Beurtheilung hat immer an zwei Einſeitigkeiten gelitten: einmal hat man ihn als heterogenes Element völlig aus dem Zuſammenhang der Zeit herausgeſtellt und als eine Erſcheinung für ſich behandelt; das anderemal iſt er ſchlechthin als Product der Carteſianiſchen Philoſophie, als Ariſtoteles dieſes Platon betrachtet worden. Beide Standpunkte ſind gleich falſch.

Die ſpaniſchen Juden hatten ſeit der mauriſchen Eroberung rabbiniſch-theologiſche Studien mit dem Studium der

Alten und der jedesmaligen Zeitbildung verbunden. Aus ihrer Mitte waren seit dem 11. Jahrhundert die Vielwisser und Religionsphilosophen Salomon Ben Gabirol, Moses Ben Maimuni (Maimonides) u. A. hervorgegangen. Eine ähnliche Stellung nahm Spinoza in den gelehrten Niederlanden ein.

Der junge Baruch warf sich auf die national-jüdische Gelehrsamkeit, war im Talmud zu Hause, lernte in der Bibel forschen und war vertraut mit seinen spanischen Vorgängern. Classische Studien und namentlich Latein trieb er bei dem Amsterdamer Arzt van den Ende, der ihn zugleich in den Carteſius einführte. Er verliebte sich später in die Tochter seines Lehrers, die ihm jedoch einen reichen Bewerber aus Hamburg, einen gewissen Kerkering vorzog, und bewältigte seinen Schmerz durch einen höhern Affect, die sinnliche Liebe durch die Liebe zur Erkenntniß. In diesen wenigen Zügen ist der ganze Spinoza gezeichnet.

Daß er dem Zuge der Zeit, dem Drange zum Naturerkennen nicht fremd blieb, ist sowohl aus seinem inquisitiven Wesen erklärlich, als auch durch Thatsachen bestens verbürgt. Spinoza studirte eifrigst Mathematik, Physik, Dioptrik, zeichnete und schliff optische Gläser. An den Fortschritten der Physik und Chemie nahm er den lebhaftesten Antheil. Von Robert Boyle ließ er sich berichten, wie mächtig die Mikroskope wirkten, wie man vermittelst italienischer Fernrohre die Verfinsterungen des Jupiter durch seine Trabanten und am Saturn einen Ringschatten beobachtet habe. Endlich wissen wir, daß der Verfasser der „Ethik“ sich auch mit dem Plane einer „Physik“ trug, die allerdings bei seiner vorwiegenden Richtung erst in zweiter Linie kommen konnte.

Die Bibelforschung hatte den jungen Mann zur Kritik geführt; sein scharfes Ingenium spürte bald die Unsicherheit der Glaubensfundamente heraus. Die jüdische Gemeinde zu Amsterdam, die gern einen gelehrten Rabbinen aus ihm hätte werden sehen und ihm sogar ein Gehalt von 1000 Gl. bot, wenn er nur äußerlich in die Synagoge ginge, war enttäuscht

und bestürzt durch seinen Skepticismus. Er selbst berichtet von dem Mordanfalle eines Studiengenossen, dessen Dolch jedoch nur sein Gewand traf. Mit 24 Jahren, 1656, wurde Spinoza, nach dem üblichen Instanzenzuge, unter dem vollen Ceremoniell der Synagoge, durch das Anathema maranatha oder Schamanatha, als Blasphemator, Götzendiener und Verräther an Jehova aus der jüdischen Gemeinschaft gestoßen. Von seiner Familie getrennt, lebte er vier Jahre im Hause seines Lehrers; dann war seines Bleibens nicht mehr in Amsterdam; auf Betreiben seiner Feinde wies ihn der Magistrat als einen Irreligiösen aus. Er vertauschte die Stadt mit dem kleinen Rhynsburg bei Leyden und zog 1670 in den Haag, wo er 1677 starb.

Die Bescheidenheit seiner Existenz wird durch wenige Thatsachen vortrefflich illustrirt. Der Rathspensionär Jan de Witt bot ihm eine Pension; Spinoza aber begnügte sich mit 20 Pfennig für seinen täglichen Lebensunterhalt. In seinen Notizen lesen wir: „Milchsuppe und etwas Butter, 3 Stüber; Bier $1^1/_2$ Stüber." Oder „Habergrütze mit Rosinen und Butter, $4^1/_2$ Stüber". Monatlich trank er $2^1/_2$ Nösel Wein.

Sein philosophisches System kündigte sich an durch einen „Kurzen Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit", nach der Ausstoßung im Hause van den Ende's verfaßt (lateinisch, nur noch in einer holländischen Uebertragung von fremder Hand übrig), worin einfach von Gott ausgegangen, die Religion aber philosophisch behandelt wird; ferner durch eine Schrift: „Von der Verbesserung des Verstandes" (1660, lateinisch), welche, wie die „Ethik" in größerem Maße, die Speculation auf sittliches Bedürfniß gründet.

Seine Hauptwerke sind: „Die philosophischen Principien des Descartes, nebst metaphysischen Gedanken", 1663; der „Theologisch-politische Tractat", 1670, aber wohl ein Decennium früher verfaßt; endlich „die Ethik, geometrisch dargestellt", 1677, nach seinem Tode gedruckt, aber schon 16 Jahre vorher begonnen und kurz vor dem Tode vollendet.

Sein eigentliches System liegt uns in der uneigentlich so genannten „Ethik“ vor, die in den beiden ersten Büchern reine Metaphysik ist und erst im 3. Buche von den Affecten handelt, im 4. die menschliche Knechtschaft durch die Leidenschaften erörtert und im 5. und letzten die menschliche Freiheit auf die Macht der Vernunft gründet.

Das „more geometrico“, auf geometrische Art, will nicht viel besagen; denn die Vertheilung des Stoffs an Axiome, Lehr- und Zusätze ist rein willkürlich. Wenn das überhaupt zu Erweisende gleich als Axiom, als selbstverständlich vorausgestellt ist, so wird die Demonstration federleicht. Die geometrische Allüre zieht obendrein eine wahre Dornen- und Stachelhecke um das hochinteressante Werk. Der Orientale wollte mit seiner abstrusen Form wohl nur sagen: ich rationalisire und suche den bündigsten Ausdruck.

Spinoza machte mit der Einen Substanz oder Wesenheit des Cartesius, welche dieser ja auch über die Substanzen der Ausdehnung und des Denkens, wenn auch nur im Vorbeigehen gestellt hatte, Ernst. Er erklärt sich correct gegen die geschaffenen Substanzen. Die Eine Substanz setzt er als das Erste und Letzte, als die „Ursache ihrer selbst“. Sie hat zahlreiche Attribute, von denen uns nur das Denken und die Ausdehnung zugänglich sind. Die Gesetze und Ordnungen beider Grundeigenschaften der Substanz stimmen genau überein, ein Causalverhältniß besteht jedoch nicht zwischen ihnen, wie es noch in dem „Kurzen Tractat“ anerkannt worden war. Die beiden Attribute haben wieder ihre Erscheinungsarten, die modi, Einzeldinge. Nur die Substanz, das wahrhaft Unendliche, ist nothwendig-frei; nicht so sind es die Modi, die erst „im Lichte der Ewigkeit“ betrachtet werden müssen, wenn sie Werth bekommen sollen; an sich sind sie „determinirt“, d. h. „negirt“, d. i. aufgehoben.

Darin ist nun die All-Einheit der Welt aufs energischeste betont, der strenge absolute Zusammenhang aller Dinge und Erscheinungen des Universums im Sinne Giordano Bruno's

festgestellt. Die Substanz ist Alles. Und doch bemerken wir die Unterscheidung von „Gott“ und „Natur“; denn es heißt ausdrücklich: die Substanz ist „Ursache ihrer selbst und aller Natur“. Die Identität von Gott und Natur liegt daher mehr im esoterischen Endresultat Spinoza's als in seinem Ausdruck, und die Bezeichnung „Monismus“ paßt hier nicht; sie wird besser durch „Monarchismus“ ersetzt.

Kein Zweifel, Spinoza ging ursprünglich vom Glauben — siehe „Kurzer Tractat“ — aus; denn der besonnene Denker kann unmöglich einer abstracten Bezeichnung, heiße sie „Substanz“ oder „Gott“, die absolute Realität beimessen; er kann vollends nicht mit diesem Kanonenschuß der Offenbarung beginnen. Gedanken und Begriffe erzeugen keine Wirklichkeit. Diesem Gott des Glaubens nahm dann Spinoza wieder alle Eigenschaften und behauptete mit der Kabbala, man dürfe Gott weder Willen, noch Verlangen, noch Ueberlegung zuschreiben, er sei einfach Alles. Die Zweckmäßigkeit sei anthropomorph. Dieses „Alles“, wozu er seinen Gott sublimirte, war aber im Grunde das Nichts, das Leere, die pure Möglichkeit von Allem.

In seiner Correspondenz mit Oldenburg in London wehrt sich Spinoza gegen die Beschuldigung des „Atheismus“. Diese Beschuldigung ist überhaupt eine Impertinenz des Glaubens, der sich als selbstverständlich setzt. Anständigerweise dürfte er blos von Apistie (Unglauben) reden, nicht aber Andere danach classificiren, ob sie seinem Glaubensinhalt je die Ehre angethan haben, sich um ihn zu kümmern oder nicht. Spinoza war von diesem Glaubensinhalt ausgegangen; er konnte dreist behaupten, daß er Jupiter nicht vom Throne gestürzt habe, wenn auch Jupiter ein ganz anderes Gesicht bekommen, eigentlich jede Physiognomie verloren hatte.

Wenn aber Oldenburg zur Attake im Einzelnen übergeht, so bekommt er seine verdiente Antwort. Jener bat den Spinoza, die Religion nicht anzugreifen; im „Tractat“ habe er Gott gleich Natur gesetzt, die Autorität und den Werth

der Wunder bemängelt, über Jesus Christus und dessen Menschwerdung sich nicht ausgelassen. Er lehre Dogmen, welche die Tugend wankend machten. — Spinoza antwortet: Von den letztern möchte er hören. Auf die drei namhaften Ketzereien erwiderte er: Gott sei in der Welt immanent und nicht mit der Materie zu verwechseln (wie oben gesagt: „Gott und die Natur"). Die Christen seien grade so abergläubisch wie alle Andern. Christus brauche nicht im Fleisch zu erscheinen; ohne den Sohn Gottes werde Niemand weise; die Fleischwerdung sei grade wie wenn der Cirkel die Natur des Quadrats annähme. —

Spinoza zerarbeitete sich ritterlich an der Identität der beiden immer noch vorhandenen Substanzen; aber erreicht hat er sie nicht. Wenn ihm die Ordnung der Ideen = der Ordnung der Dinge ist, so ist ihm das in der That nur eine geometrische Gleichung, welche die Wesenseinheit der beiden Glieder bei Seite läßt. Die alte jüdische Religionsphilosophie hatte ihn auf den kritischen Punkt getrieben. Der ursprünglich nationale Jehova war zum allgemeinen Gott erweitert worden, erhielt sich aber hartnäckig in seiner abstracten Weltentfremdung. Durch das Studium des Aristoteles und besonders der Neuplatoniker wurde das gelehrte Judenthum vor die Frage der Identität gestellt. In einem alten jüdischen Gebetbuche steht zu lesen: „Ich begehe diese Handlung, um den Heiligen — gelobt sei er! — Gott mit der Erscheinung zu identificiren." Seltsames Gebet, das einem kategorischen Imperativ der reinen Vernunft gleicht.

Nach dieser gewaltsamen Identitäts-Erklärung blieben die altgewohnten Vermenschlichungen des abstracten Princips zurück. Wie diese beseitigen? Auch hier war vorgearbeitet worden. Die mittelalterlichen Juden hatten den Anthropomorphismus aus dem Wesen Gottes zu entfernen getrachtet. Maimonides legte die Materie in Gott, demnach war die Ausdehnung ein Attribut Gottes, die Materie ewig wie der Gedanke, die Schöpfung entfiel. Höchst wahrscheinlich suchte sich Spinoza

aus dieſer jüdiſchen Myſtik durch den Carteſius zu retten, indem er deſſen Urſubſtanz ſammt den zwei geſchaffenen Subſtanzen in die eine übergreifende Allſubſtanz aufhob. So glaubte er zur Erfüllung des jüdiſchen Gebetes zu gelangen. Aber die Starrheit des Gottes war ſo groß, daß er nicht völlig zerbrach, als Spinoza ihn mit der Welt zuſammendrückte.

Bedenklich iſt ferner die abſolute Geſchiedenheit der beiden Attribute: Denken und Ausdehnung, die bei mangelnder Wechſelwirkung gar nicht im Stande ſind, die modi oder Einzeldinge, und noch weniger deren aufſteigende Stufenfolge vom Unorganiſchen zum Organiſchen und Beſeelten zu erklären. Ja die Attribute verhindern grabezu die Einheit der Subſtanz, weil ſie entgegengeſetzten Weſenheiten entſprechen. Da hätte der Philoſoph doch beſſer die modi gleich aus der Subſtanz als der Goethe'ſchen „Gottnatur" entlaſſen. Das aber ging wieder nicht an, da es in der unendlichen Subſtanz eine endliche Cauſalität vorausſetzen würde. Zuletzt hat die „Determination" der Einzeldinge, welche gleich ihrer „Negation" iſt, dem Spinoza nicht mit Unrecht den Vorwurf des „Akosmismus", der Weltloſigkeit zugezogen. Denn das iſt doch nur eine Mephiſtopheliſche Welt, in welcher „Alles was beſteht, werth iſt, daß es zu Grunde geht"; noch mehr, beſtändig im Urgrunde zu Grunde geht. Das Einzelne iſt dem Spinoza eben nur ein Verſchwindendes, und nur durch ein Sophisma weiß er den menſchlichen Geiſt eine Weile zu bannen. Die wahre Geltung kommt nur der abſtracten Idee zugute, nicht dem Einzelgeiſt; er ſpricht von Unſterblichkeit, aber dieſe iſt offenbar nur ein Name. Dieſer Name iſt wieder ein Schatten, ein Echo einer geglaubten Realität. In Wahrheit aber gähnt über allem Einzelnen und Beſondern der unerſättliche Höllenrachen der Subſtanz. Der Philoſoph, der die ſchärfſten Gläſer zu ſchleifen vermochte, ſah dennoch das Einzelne nicht.

Man kann Spinoza's Welterklärung dahin zuſammenfaſſen: er negirte die Theologie vom Standpunkte der Theologie

selbst. Spinoza schrieb eine Philosophie der Theologie und mischte dabei die auffallendsten Anthropomorphismen in seine höchsten Abstractionen: er redet von der Liebe Gottes zu sich selbst und von unserer Liebe zu Gott. —

Nun zur eigentlichen Ethik. Carteſius hatte von den Affecten oder Leidenschaften nur gehandelt, insofern sie dem Denken Hindernisse bereiten, und gelehrt, die Leidenschaften durch Reflection und Resignation zu bekämpfen. Das wirkte deutlich bei Spinoza nach und traf hier mit dem Derwisch zusammen, von dem jeder Orientale ein Stück in sich trägt. Es handelt sich einfach um die Macht über das philosophische Gemüth. Bei Spinoza hängt der ethische Werth lediglich vom Intellect ab. Verworrenes Denken bringt Leidenschaft, klares Denken Tugend hervor. Wie der Intellect auf den Willen wirken soll, ist unerklärlich, da beide nach Spinoza verschiedenen Wesens sind. Auch hier klafft der Dualismus. Aber das bei Seite gesetzt, hängt die Moral einzig von der Entwickelung der Denkfähigkeit ab? Woher kommen dann die raffinirten Bösewichter, die antisocialen Verbrecher? Die Natur des Willens, des einzelnen wie des Gesammtwillens, ist eben nicht untersucht. Der blos denkende Mensch sitzt auf dem Isolirschemel und spintisirt eine Tugendlehre heraus. Die Carteſisch-Spinozische Moral ist ganz transcendent, sie überspringt die Verhältnisse der Wirklichkeit und gebietet in letzter Instanz auf gut Christlich „sich in Gottes Willen zu fügen". Doch ist ein Wink Spinoza's wohl zu beherzigen, wenn er lehrt, den niedern Trieb durch einen höhern zu beseitigen; hier bleiben wir doch im Gebiete des Wollens, wenn auch der Intellect als Leuchte dient. Das führt zu praktischen Resultaten: der Grund der Stimmung wird geändert, die sittliche Gewöhnung tritt in ihre Rechte.

Daß Gut und Böse nur menschliche, in Bezug auf unsere Leidenschaften entstandene Begriffe seien, wußte Spinoza schon aus dem Maimonides. Derselbe Gelehrte hatte auch die Intelligenz vor die Sittlichkeit gestellt; nicht blos aus dem Car-

teſius war daher die Einſeitigkeit herübergenommen, die Ethik auf den Intellect zu gründen.

Eine Ergänzung der ſehr mangelhaften „Ethik“ finden wir in Spinoza's „Theologiſch-politiſchem Tractat“, einer Rechtsphiloſophie, welche auch das Verhältniß von Staat und Kirche, ſowie die Freiheitsrechte des Einzelnen umfaßt. Lange will es dem Leſer dieſes Buches, welches das Reſultat kritiſcher Bibelſtudien und der perſönlichen traurigen Erfahrungen des Verfaſſers war, ſcheinen, als ob Spinoza ganz auf dem Utilitäts-Standpunkte Bacons und auf dem Podium der Autorität des Hobbes ſtehe, welch' letzterer ihm wohlbekannt war. Hintennach aber werden wir belehrt, daß trotz aller Autorität beſtehender Gewalten der Gedanke und die Schrift frei ſein müſſen, um den Fortſchritt möglich zu erhalten.

Und wie Nathaniſch wird die ſtaatliche Einheit des Glaubens gedeutet, wenn Spinoza ſagt: „Für die Sicherheit eines Staates kann nichts Beſſeres ausgedacht werden, als Frömmigkeit und religiöſe Verehrung, d. i. wenn aller religiöſe Werth auf die wirkliche Uebung der Liebe und Gerechtigkeit allein gelegt, im Uebrigen aber Jedem freies Urtheil gelaſſen wird“. „Liebe und Gerechtigkeit“: das ſind active ſittliche Factoren.

Spinoza ertheilt noch mit Hobbes der Obrigkeit das oberſte Kirchenrecht; als aber „in den Streit der Remonſtranten (Arminianer) die weltliche Obrigkeit und die Generalſtaaten ſich zu miſchen begannen, wurden die Gemüther aufgeregt, bis endlich Spaltungen eintraten; und durch viele Beiſpiele iſt bekannt, daß Geſetze, welche über religiöſe Gegenſtände gegeben werden, um die Streitigkeiten beizulegen, die Menſchen mehr reizen als beſſern.“

Die ganz moderne Welt zeigt uns ihr Antlitz, wenn der Philoſoph von der holländiſchen Union und der Stadt Amſterdam ſagt: „In dieſer höchſt blühenden Republik und einer der ausgezeichnetſten Städte aller Nationen leben die verſchiedenſten Menſchen ganz vertraulich, und was ſie bekümmert iſt nur,

das zu erforschen, ob ein Anderer reich oder arm sei, oder ob er in gutem Glauben oder mit Betrug zu handeln gewohnt ist, um hiernach für Handel und Verkehr die geeigneten Maßregeln ergreifen zu können".

Gänzlich aber bricht die „erhabene Autorität" des „Leviathan" zusammen, wenn es heißt: „Dieses Recht (Autorität) wird er (der Gewaltige) nur so lange behalten, als ihm die Macht bleibt, Alles was er will zu thun; sonst wird er nur auf gut Glück herrschen und kein Stärkerer ist ihm wider seinen Willen zu gehorchen schuldig". Und daß man hier nicht etwa einen „Conflict der Autoritäten" wittere! Spinoza definirt die Regierung, der man zu gehorchen schulde, ausdrücklich als „Volksregierung" und den Staat als „eine Gesellschaft von Menschen, welche als moralische Person betrachtet, collegialisch das höchste Recht hat auf Alles, was sie kann".

„Daher kann es sich nur selten ereignen, daß die höchsten Gewalten ganz Unsinniges befehlen; denn ihnen selbst liegt am meisten daran, das gemeine Beste wohl zu erwägen und Alles nach dem Ausspruche der Vernunft zu leiten; gewaltthätige Herrschaft behält, wie Seneca sagt, Niemand lange. Dazu kommt, daß in einem demokratischen Reiche unsinnige Befehle weniger zu befürchten sind; denn es ist fast unmöglich, daß der größere Theil einer Gesellschaft, besonders wenn diese zahlreich ist, in einem Unsinn mit einander übereinstimme."

„Damit glaube ich die Grundlagen eines demokratischen Reiches klar genug verzeichnet zu haben, weil es mir das Natürlichste schien und hauptsächlich zu jener Freiheit gehört, welche die Natur jedem Einzelnen gegeben hat; denn hier giebt Niemand sein natürliches Recht so an einen Andern ab, daß er künftig nicht auch noch mitzurathen hätte zum größern Nutzen des Ganzen, von dem er einen Theil ausmacht.

„Wer sein natürliches Recht auf einen Andern überträgt," so schließt der bon républicain, wie er sich brieflich selbst nannte, „der ist freilich Gehorsam schuldig — so lange der König oder der Adel oder das Volk die erlangte höchste Ge-

walt, auf der Uebertragung des Rechts beruhend, behauptet. Dieſem noch etwas hinzuzufügen, wäre unnöthig."

Durch dieſes tief- und ſcharfſinnige Amendement zur Theorie der Autorität iſt Hobbes überwunden, Grotius amendirt; das Recht und die Gewalt ſind als fließend hingeſtellt, das Element der Gemeinſamkeit dominirt die perſönliche Willkür, die erblichen Monopole und Privilegien.

Von einem poſitiven Völkerrecht dagegen ließ ſich Spinoza nichts träumen; in dieſem Punkte ſchrieb er die nackte Wirklichkeit der Staatsraiſon ab, wenn er ſagte: „Ein Vertrag zwiſchen zwei Völkern beſteht, ſo lange ſeine Urſache beſteht, die Furcht vor Schaden oder Hoffnung auf Gewinn". Das Grundaxiom des Völkerrechts iſt demnach die Schwäche des Nachbarn. Iſt das heute anders geworden? Das einzige Gegengift beſteht in Bündniſſen oder Coalitionen.

Seine philoſophiſche Unabhängigkeit von jeder Staatsordnung hütete Spinoza wie ſeinen höchſten Schatz. Als ihm der Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz eine Heidelberger Profeſſur antragen ließ und nur den einzigen Vorbehalt machte daß er die herrſchende Religion nicht angreife, antwortete Spinoza dem Profeſſor und kurpfälziſchen Hofrath Fabritius: Er würde aufhören die Philoſophie zu fördern, wenn er die Jugend lehrte (Galilei). Auch wiſſe er nicht, in welchen Gränzen die Freiheit zu philoſophiren eingeſchloſſen werden müſſe, damit er nicht die öffentlich eingeſetzte Religion ſtören zu wollen ſcheine.

Das ſind die geiſtigen Thaten und die Geſinnungen jenes denkwürdigen Mannes, der uns beſchrieben wird als von mittlerer Größe, regelmäßigen Zügen, dunkler Hautfarbe — Leibniz ſpricht von „olivenfarbiger Haut und etwas Spaniſchem im Geſicht" — mit ſchwarzem Lockenhaar und dunklen, langen Augenbrauen, im zugeknöpften langen Rock mit weißem Halsbäffchen. Seit der Verfluchung in der Synagoge hatte er ſich in lateiniſcher Ueberſetzung von Baruch Benedictus, der Geſegnete genannt.

Er hat in die Ferne gewirkt; nach einem Jahrhundert kam es in der franzöſiſchen Encyklopädie zum Vorſchein, was

die angeſtrebte und nicht ganz erreichte Identität von Geiſt und Natur eigentlich bedeute. Es iſt längſt ein öffentliches Geheimniß, daß Spinoza der Großvater des Senſualismus und der natürlichen Erklärung des Werdens der Dinge war. Das andere, das ſcholaſtiſche Element in ihm, wirkte mächtig auf die Syſteme der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts. Aber auch nähere Wirkungen ſind dem Philoſophen der Subſtanz nachzuweiſen, obwohl ſie weniger philoſophiſch als kulturell ins Gewicht fallen. Die reformirte Kirche ſeines Jahrhunderts bemächtigte ſich ſeines Syſtems, um eine calviniſche Philoſophie herauszuſchneidern. Wie es im 19. Jahrhundert eine Hegel'ſche Theologie gab, ſo im 17. eine Spinoziſche. Natürlich wurden dieſe kirchlichen Spinoziſten zu Sectirern und den Glaubenshütern zum Aergerniß. So der Geiſtliche Deurhof und der kühne van Hattem, den die Kirche excommunicirte.

Auch eine ſtille Laiengemeinde hatte ſich um den ſtillen Denker gebildet; an ihrer Spitze ſtanden die Aerzte Ludwig Meyer und Lucas, ſowie Simon de Vries. Meyer gab die poſthumen Werke Spinoza's heraus.

Mit Leibniz betritt die Philoſophie des 17. Jahrhunderts zum erſten male deutſchen Boden, mit ihm ſchließt ſie zugleich ab. Dieſe unvorbereitete Einzigkeit kann manches erklären und der nachfolgenden Kritik wohl auch zu einiger Milderung dienen. In dem Lande des chriſtlichen Bürgerkrieges war noch Alles zu thun, faſt ſämmtliche Wiſſenſchaften lagen brach oder im Argen. Wie es mit dem philoſophiſchen Bewußtſein ausſah, erhellt wohl am beſten aus dem Umſtande, daß Hobbes, Spinoza und Herbert of Cherbury „die drei großen Betrüger" hießen! Wie Zeller in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Philoſophie ſeit Leibniz" erwähnt, gefiel den frommen Deutſchen von allen fremdländiſchen Erfindungen nur der phyſikaliſche Atomismus, was Leibniz ſelbſt bezeuge, und zwar aus dem Grunde, weil Gott auf dieſe Weiſe von der beſtändigen Einwirkung

auf die Welt entfernt werde. Die Deutschen mußten den Geulinx und den Malebranche nicht kennen.

Kann man Spinoza einen Ideal-Realisten nennen, so ist Leibniz der Real-Idealist des Jahrhunderts. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen diesen beiden Männern. Der Eine arm, zurückgezogen, sich auf einen Punkt concentrirend; der Andere vornehm, répandu dans le monde, nach allen Richtungen ausstrahlend. Spinoza war consequent, philosophischer Dogmatiker, eher schweigsam als nachgiebig; Leibniz sehr „entwickelungsfähig", accommodationsbereit, mittheilsam in Wort und Schrift. Der Verfluchte stellte sich streng außerhalb jedes kirchlichen Verbandes — der mit Ehren und Glücksgütern Gesegnete machte sich mit allen Confessionen zu schaffen und trug sich mit Gedanken über ihre Verschmelzung. Spinoza war Republicaner, Leibniz Monarchist und Günstling vieler Monarchen. Diese scheinbaren Aeußerlichkeiten werden sich als ebenso viele Innerlichkeiten erweisen.

Gottfried Wilhelm Leibniz (so schrieb er sich selbst) wurde geboren am 3. Juli 1646 als Sohn eines Leipziger Professors, studirte die Jurisprudenz, machte aber dabei früh Bekanntschaft mit den Werken Kepler's, Galilei's, Gassendi's und des Carteſius; wurde mit 17 Jahren Magister auf Grund einer Dissertation: „Ueber das Princip des Individuums"; promovirte mit 20 Jahren zu Altorf zum Dr. juris auf Grund einer Arbeit „über die verwickelten Rechtsfälle". Mit 24 Jahren wurde er Rath beim obersten Kurmainzischen Gerichtshof. Von 1672—76, vom 26. bis 30. Jahre, lebte er in Paris, wo er neben seinen Studien auch Diplomatie auf eigene Faust betrieb, indem er den für Deutschland so bedrohlichen Sonnenkönig nach Aegypten abzulenken suchte. Durch Huygens wurde er in die höhere Mathematik eingeführt und trat in Beziehung zu Newton, dessen Fluxionenmethode er nach der mildesten Ansicht umgestaltet oder vervollkommnet hätte, während Andere ihn die Differential-Rechnung selbständig erfinden lassen und die Panegyriker gar den incarnirten Ma-

thematiker Newton zum Plagiarius ſtempeln. 1676, auf der Heimreiſe, beſuchte Leibniz im Haag ſeinen großen Antagoniſten Spinoza, mit dem er ſpäter etliche Briefe wechſelte. Er ſelbſt behauptet, ſchon in Paris durch Tſchirnhauſen eine Copie der „Ethik" erhalten zu haben. Dann wurde er Bibliothekar und Hofrath zu Hannover, wo ſein juriſtiſch-diplomatiſch-hiſtoriſches Sammlergenie ſich zu bethätigen begann. Er begründete für Deutſchland jenes Studium, welches für Frankreich die Ecole des chartes verallgemeinert hat, die wiſſenſchaftliche Unterſuchung der alten Charten, Diplome und Verträge, jene documentariſche Prüfung der Anſprüche von Königen, Adel und Kirche, die ſo oft und ſo lange zu unbegründeten und ſchreienden Mißbräuchen und Beraubungen geworden ſind. In Braunſchweigiſchen Dienſten übernahm er auch die Verwaltung der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und wurde ſo der Vorgänger Leſſing's, der ihn als gedankenvollen Anreger ſtets hoch geprieſen hat. Hier in Wolfenbüttel muß er wohl zwei Schriften Giordano Bruno's „über das dreifache Kleinſte" und „über die Monade" gefunden haben, die wahrſcheinlich in Helmſtädt entſtanden und vom Verfaſſer dem geiſtreichen Herzog Heinrich Julius gewidmet worden waren. Mit der hochbegabten Kurfürſtin Sophie Charlotte von Brandenburg ſtand Leibniz im lebhafteſten Verkehr; im Jahre 1700 ſtiftete er die Berliner „Societät der Wiſſenſchaften", die Akademie, deren ſteter Präſident er blieb, in deren Stiftungsurkunde er aber die Philoſophie vom Kreiſe der akademiſchen Thätigkeit ausſchloß. Seit 1690 war er geadelt und wurde Reichshofrath. Auch eine Penſion Peter des Großen von 1000 Rubel bezog er als ruſſiſcher Geh. Juſtizrath in ſeinen letzten Jahren, wo er mit Sinecuren ſchon überhäuft war. Er ſtarb 1716 zu Hannover in auffallender Nichtbeachtung und wurde gleich dem gewöhnlichſten Sterblichen hinausgetragen.

Leibniz war eigentlich kein Philoſoph von Fach, ſondern gelegentlicher philoſophiſcher Schriftſteller, der den Stoff und die Veranlaſſung zum Schreiben von Andern empfing, geiſt-

reich und elegant in zwei Sprachen, lateiniſch und franzöſiſch ſchrieb, ſich auch deutſch auszudrücken wußte und durch ſeine allſeitige Correſpondenz überall Anlaß und Anſtoß zum Denken und Forſchen gab. Nicht zu leugnen iſt, daß der Leibniz'ſche Univerſalismus der Wiſſenſchaft, die Bearbeitung zahlloſer Disciplinen, häufig mehr in die Weite als in die Tiefe führte. Ueber was hat Leibniz nicht geſchrieben, mit welchen Fragen ſich nicht befaßt! Er war Juriſt, Mathematiker, Phyſiker, Geolog, Philoſoph, Theolog und Hiſtoriker. Er bewies das Daſein Gottes mathematiſch (1666); ließ die Natur gegen die Atheiſten Zeugniß ablegen (1669); verfaßte als Vulcaniſt die „Protogäa" (1680); gab von 1693 an einen diplomatiſchen Codex des Völkerrechts, von 1701 an die Quellen der Braunſchweigiſchen Geſchichte heraus; verfaßte 1704 die „Neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand" gegen Lockes „Verſuch"; widmete 1714 die „Principien der Philoſophie", d. i. Monadenlehre, die er ſchon 1695 in dem „Neuen Syſtem der Natur" vorgetragen hatte, dem Prinzen Eugen von Savoyen, und ſchrieb 1710 die „Theodicée über die Güte Gottes, die Freiheit des Menſchen und den Urſprung des Uebels" nebſt der „Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft", um der Königin von Preußen gegen den ſkeptiſchen Bayle beizuſpringen.

Sein Verhältniß zur zeitgenöſſiſchen Philoſophie und namentlich zu Spinoza erhellt am beſten aus der „Monadologie" und den „Neuen Verſuchen", die jedoch erſt ein Jahrhundert ſpäter bekannt wurden.

Leibniz befehdete die Tage ſeines Lebens den Atheismus, nicht etwa, daß er ſich im Geiſte ſeines Jahrhunderts überlieferten Vorſtellungen accommodirt hätte, ſondern mit ausgeſprochener polemiſcher Tendenz. Sehr früh ſchrieb er gegen die Gottesleugner und für die Dreieinigkeit; die ewigen Höllenſtrafen waren ihm geläufig, was Leſſing, dem ſchalen und flachen Rationalismus ſeiner Zeit gegenüber, ſo entzückte. Die Newton'ſche Gravitationslehre war ihm auch aus theologiſchen Gründen zuwider; denn an die Prinzeſſin von Wales

ſchrieb er: Nicht nur ſei das Gravitationsgeſetz grundſätzlich falſch, ſo unhaltbar wie die Anſicht Locke's, ſondern auch religiös verderblich, indem ſein Umſichgreifen den Glauben in England bedrohe! Er ſetzte der Newton'ſchen Schwere die „Kraft" entgegen, die ihm pſychiſches Princip war und hinter der man ſich einen „Kräftigen" denken konnte. Die „Theodicée" nun gar, die ſchwächſte aller Leibniz'ſchen Leiſtungen, die den Spott Voltaire's im „Candide" vollauf verdiente, iſt ein rein theologiſches Machwerk, in welchem die frühere Leibniz'ſche Schärfe ſtark in die Brüche geräth. Wenn er in ſeinem „Theologiſchen Syſtem" ein Mittelding von Dogma zwiſchen Katholiken und Proteſtanten aufzuſtellen ſucht, ſo verhüllt die Philoſophie verlegen ihr Antlitz.

Die Stellung Leibnizens zur Religion, die er conſequent eingenommen hat, erhellt ſchon aus einem Brief an den Janſeniſten Arnauld aus dem Jahre 1671. Er drang auf die tiefſte Religionswiſſenſchaft; denn wenn man das Bedürfniß nach Wiſſenſchaft nicht befriedige, ſo ſei es mit der Religion aus. Wiederum die Signatur des 17. Jahrhunderts. Die Tradition bricht zuſammen, ſtützen wir ſie durch die Wiſſenſchaft! Das Gefühl ſammt der Phantaſie iſt nur noch zu retten durch den logiſchen Gedanken! Der Gegenpol muß den Pol halten! Und dann der hiſtoriſche Seufzer: „Bald werden viele Menſchen nur noch ſcheinbar Chriſten ſein; energiſche böſe Geiſter werden am Ruin des Glaubens arbeiten; der Atheismus und Naturalismus werden die letzten Ketzereien ſein."

Will man einen leitenden Faden für das Labyrinth der Leibniz'ſchen Philoſophie, verlangt man nach etwas Stetigem im Wandel und Wechſel, ſo muß man ſich an die Jugendſchrift „vom Princip des Individuums" erinnern. Das Individuelle, das Beſondere, das Einzelne war Leibnizens Augenmerk. Wie er Vieles ſtudirte und behandelte, ſo war ſein philoſophiſches Viſir auf das Viele, mehr als auf das Eine gerichtet. Spinoza war teleſkopiſch beſchaffen, er ſpähte ſtets in der Unendlichkeit nach dem All-Einen; die Subſtanz war

ſein Zielpunkt. Leibniz dagegen war mikroſkopiſch angethan, die Einzelheiten lagen unter ſeiner Loupe, die Subſtanz vertheilte ſich bei ihm an unzählige Monaden. Daß er dabei nicht conſequent verfuhr, war die Schuld ſeines theologiſchen Standpunktes; denn wenn Spinoza die Theologie durch die Theologie aufhob, ſo machte Leibniz die Philoſophie wieder theologiſch.

Die Atomenlehre, welche Gaſſendi in Erinnerung gebracht hatte, intereſſirte ihn lebhaft; doch fehlte ihm bei den todten Atomen der Motor, das belebende Princip. Wie gefunden war ihm daher Giordano Bruno mit ſeinen Monaden oder beſeelten Atomen. Er conſtruirte ſich jetzt ſeine Welt alſo: Monaden ſind unräumlich-kleinſte Subſtanzen, „Kraftpunkte", metaphyſiſche Exiſtenzen, von denen jede mit Vorſtellung begabt iſt und das Univerſum repräſentirt, ohne daß die eine durch die andere irgend beeinflußt werden könnte. Dieſe einfachen Weſen vereinigen ſich oder vielmehr ſind vereinigt zu Körpern, und höher hinauf zu Organismen. In den höchſten Organismen ſitzt eine Centralmonas oder „Seele". Leib und Seele können ſich aber auch nicht beeinfluſſen (Carteſius), ſondern gehen nebeneinander her; daß jede Monade in jedem Augenblick mit allen andern übereinſtimmt, iſt die Wirkung der „präſtabilirten Harmonie". Dieſe wird bewirkt durch die Monade der Monaden oder Gott; die Monaden ſind ſämmtlich nur Fulgurationen oder Ausſtrahlungen Gottes. Gott exiſtirt nothwendig als „Architekt der Natur".

So wundervoll das aufgebaut ſcheint, ſo ſehr ſtarrt es von Widerſprüchen. Zuerſt haben wir unräumliche Kraftpunkte, welche die reale Welt bilden. Sodann werden gleich zwei Arten von Monaden geſetzt, körperbildende und „Seelen", deren Gegenſatz in der Definition der Monade gar nicht gegeben iſt. Denn mit dem Unterſchiede von „reiner" Monade und „einfacher" Monade wiſſen wir wahrlich nichts anzufangen. Endlich ſoll keine Monade auf die andere einwirken können, und doch wirkt die Urmonade principiell auf alle übrigen ein; noch mehr, ſie ſtrahlt ſie aus, ſie ſchafft ſie alſo,

während dieſe doch als metaphyſiſche Punkte von Ewigkeit da ſind, und zum Ueberfluß, freilich auch zur Vollendung des Widerſpruchs, noch einmal für „unſterblich“ erklärt werden.

Leibniz nennt einmal den Spinoza einen Juif subtil, aber bis zum Abbrechen ſubtil iſt ſeine eigene Erklärung der Materie. Man darf doch billig fragen, wie aus Kraftpunkten eine reale Welt entſtehen könne. Leibniz antwortet: „die Materie iſt nur die Dunkelheit unſerer Vorſtellungen“, das „Band der Monaden“. Hätten wir alſo nicht unſere ſtumpfen Sinne, ſo würden wir nichts weiter in der Welt gewahren als die metaphyſiſchen Punkte. So iſt es allerdings ſehr leicht, die Gränzmarken unſerer ſubjectiven Anſchauung zu — überfliegen; man braucht eben nur zu fliegen, d. h. etwas zu fingiren, was menſchenunmöglich iſt. Für Gott, ſagt uns der Philoſoph, giebt es keine Materie, was wir gerne glauben. Auch die Körper ſind mithin eigentlich immateriell; und doch bewegen ſie ſich im Raume, während die Monaden unräumlich ſind. Auch die Centralmonade oder Seele kann dieſe Bewegung nicht hervorrufen. Was denn? Leibniz ſagt: Mechaniſche Urſachen. Die Mechanik wäre demnach das Bewegungsgeſetz dunkler Vorſtellungen!

Die Seele handelt nach Zwecken, wie Gott im Univerſum; der Leib dagegen bewegt ſich nach mechaniſchen Geſetzen. Dennoch ſtimmen beide zuſammen. Wie geht das zu? Das beſorgt die „präſtabilirte Harmonie“. Um das Unerklärliche zu erklären, wird ein Wunder poſtulirt. Und doch iſt dieſe „präſtabilirte Harmonie“ gar nichts als ein von der Wirklichkeit abgezogener Begriff; ſie iſt nur ein Namen für die thatſächliche Wechſelwirkung ſtofflicher Kräfte. Wie ſchade, daß das Geſetz von der Erhaltung der Kraft, welches in der Unzerſtörbarkeit der Monaden wie im Keime liegt, durch ſolchen dualiſtiſchen Wirrwarr wieder zerſtört wird! In der That, und das iſt die große Bedeutung Leibnizens für die Gegenwart, hat der Philoſoph die Rathloſigkeit der Neueſten anticipirt, welche daran verzweifeln, das Seeliſche mechaniſch und

das Mechaniſche ſeeliſch zu erklären. Wer aber heißt ſie zwei gegenſätzliche Attribute der Subſtanz vorausſetzen, zwei Ordnungen von Atomen annehmen?

Es iſt anzuerkennen, daß Leibniz einen bedeutenden Schritt über Carteſius und auch über Spinoza hinaus that, indem er behauptete, die Materie ſei nicht blos Ausdehnung, ſondern auch Kraft, Thätigkeit. Wenn er nur dieſer thätigen Kraft nicht wieder einen beſondern Platz angewieſen und eingeſehen hätte, daß Kraftpunkte ſich bewegen und Ausdehnung gewinnen müſſen. Allerdings kommen bei Leibniz leiſe Schwenkungen zur rationellen Monadologie vor. „Jedes Ding hat auf ideale Weiſe oder in der Idee vor ſeiner Exiſtenz zu dem Beſchluß mitgewirkt, den Gott hinſichtlich der Exiſtenz aller Dinge gefaßt hat.“ Wenn nun alle Dinge durch ihre Urbeſtandtheile oder Monaden zu dem gemeinſamen Weltbau mitwirken, ſo geht's ja vielleicht ohne Monade der Monaden. Die große Urmonade iſt am Ende doch nichts Anderes als das Weſen oder der Begriff der Monaden. Das kommt auf Spinoza's Subſtanz hinaus, der freilich auch Spinoza zu viel ſcheinbare Sonderexiſtenz verlieh.

Wenn Leſſings Vermuthung begründet wäre, daß Leibniz in den „Neuen Verſuchen“ den Einheitsgedanken Spinoza's habe erklären wollen, ſo könnte man hinzufügen: Leibniz wollte die Vielheit und Einzelheit retten und die vielen Einzelnen im Begriffe der Monadenſubſtanz vereinigen. Beide Philoſophen hätten demnach die Frage: ob Republik, ob Monarchie im Univerſum? gleichmäßig im Sinne der erſtern entſchieden; der Eine von Oben anfangend, von der Subſtanz, der Andere von Unten, von den Einzel-Monaden. Indeſſen gehört dieſes Reſultat doch nur der Weiterentwickelung des philoſophiſchen Gedankens an, nicht dem bewußten Spinoza und dem bewußten Leibniz. Spinoza ſteuerte nur auf den reinen Monismus zu, konnte aber vom Monarchismus nicht gänzlich loskommen; Leibniz blieb beim Dualismus ſtehen und gab dem „Geiſte“ die Priorität oder vielmehr die Herrſchaft. Der große Naturkundige wurde immer wieder Metaphyſiker.

Der Standpunkt Leibnizens kann auch noch ſo ausgedrückt werden: Idealiſten und Materialiſten haben beide Recht; es giebt ſowohl metaphyſiſche Zweck- und Endurſachen, als mechaniſch wirkende Cauſalität. Der Satz vom zureichenden Grunde iſt ja nichts Anderes als das Cauſalgeſetz. Aber die Quelle der Mechanik liegt in der Metaphyſik. Damit läßt ſich dann jeder Spiritualismus beweiſen; denn wenn der Begriff oder die Abſtraction Wirkungen auf die Dinge üben, ſo ſind wir wieder bei der Weltſchöpfung angelangt und dem Anthropomorphismus iſt Thür und Thor geöffnet.

Etwas Aehnliches meinte wohl Spinoza, als er an Leibniz ſchrieb: Er ſolle die Vernunft gebrauchen, ſtatt ſich durch Einbildungen täuſchen zu laſſen; wozu Leibniz bemerkte, das ſei unbeſtreitbar richtig. Näher ſind ſie ſich nicht gekommen, das Urtheil der Geſchichte überlaſſend. Sie hatten perſönlich eine gewiſſe Scheu vor einander: Leibniz vor dem Juden, den er einmal „zu nennen wagt"; Spinoza vor der Indiscretion, denn Leibniz wußte von ſeinem Beſuche bei Spinoza nichts zu berichten, als daß ihm dieſer „etliche gute Anekdoten über die Verhältniſſe jener Zeit" erzählt habe. Es war wenige Wochen vor Spinoza's Tode. Die „Ethik" lag fertig im Pulte, mit Spinoza's Willen iſt nichts davon in Leibnizens Hände gekommen.

Sieht man von der „gütigen Teleologie" ab, welche ſich mit dem Individualitätsbegriffe vertragen mag, wie ſie kann, ſo zeichnet ſich Leibniz vor Spinoza durch einen lebhaften, ja poetiſchen Naturſinn aus. Er betrachtet die Natur mit Liebe. Unvergeſſen ſoll ihm bleiben, daß er zuerſt, anlehnend an die wachſende Gruppirung der Monaden, den Grundſatz der Continuität in die Naturbetrachtung eingeführt hat. „Die Natur macht keine Sprünge." Das war ein ahnungsreiches Wort; denn, wie mit Recht hervorgehoben worden, wenn keine Discontinuität ſtattfindet, ſo beſteht auch keine Lücke zwiſchen Unorganiſchem und Organiſchem. Hier hat der Genius den vorſichtigen Philoſophen ergriffen und ihn zu Höhen emporgeführt, deren Meſſung die ernſte Arbeit unſeres Jahrhunderts geworden iſt.

Die Monade bildet nicht nur als Atom die Grundlage der Chemie, sondern hat sich als einfachstes psycho-physisches Wesen auch in der Physiologie eingebürgert: Johannes Müller schlug vor, die Zelle eine „organische Monade" zu nennen.

Selbst der Optimismus, diese Welt für die bestmögliche zu erklären, hat seine vernünftige Seite. Diese Welt ist die vorhandene, wirkliche, und wir Menschen, die wir ein Product dieser Welt und nichts an und für uns selbst sind, können uns gar keine andere Welt vorstellen. Wir können keines der vorhandenen Elemente, noch viel weniger ein Gesetz weg- oder ein neues hinzudenken, ohne daß das Ganze vor unserer Vorstellung zusammenstürzte, ohne daß die beste Welt aufhörte, noch eine mögliche zu sein. Der Gedanke der bestmöglichen Welt ist daher ein feiner realistischer Zug bei Leibniz, wenn man auch das „Uebel in der Welt", als zum „Zwecke Gottes" dienlich, einen kannibalischen Anthropomorphismus nennen darf.

Des wärmsten Lobes würdig ist der intelligente und warme Patriotismus unseres Philosophen, zumal wenn man die Zerfahrenheit damaliger Gesinnung und die Zersetzung durch die verschiedensten Interessen erwägt. Schon der 22jährige Leibniz erkannte die wahre Bestimmung Deutschlands: im Mittelpunkt Europas „ein Damm zu sein gegen alle Weltreichsgelüste, sie mögen sich regen wo sie wollen." Er wollte Polen erhalten wissen, dessen verhängnißvolle Zukunft Gustav Adolf, Johann Casimir, Karl XI. und Ludwig XIV. richtig voraussahen; Polen sollte eine Schutzmauer gegen den russischen Koloß bilden.

„Ein Donnerschlag ist nöthig, die Deutschen munter zu machen", sagte Leibniz im Hinblick auf Ludwig XIV., der mit den Türken complottirte, als diese gegen Wien rückten. Einig müsse Deutschland werden, rief er aus, es müßten Allianzen geschlossen werden gegen den Feind Aller, „gegen den man überall Sturm läuten sollte." Ja der Philosoph entwarf Wehrverfassungen — auch Spinoza richtete sein Augenmerk darauf und erklärte sich für die allgemeine Wehrpflicht — und Kriegspläne unter dem Motto: „Gott ist mit denen,

die sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, für die besten Regimenter und besten Pläne." Von hier aus betrachtet, gewinnt auch Leibnizens Streben nach einer Fusion und Confusion der Kirchen ein anderes Aussehen: er glaubte, die Einheit im Reiche durch eine Nationalkirche am besten zu begründen, und stellte die unerläßliche Bedingung, daß das Tridentinum aufgehoben würde. Dieses Streben nach Wiedervereinigung der christlichen Kirchen war damals durchaus nicht auf die akademische Sphäre beschränkt. Außer dem Herzog Ernst August von Hannover, der sich wesentlich für die Sache interessirte, ließ sie sich sogar der Kaiser Leopold angelegen sein. Den Spanier Rojas de Spinola, der auf das Project eifrigst einging, machte Leopold 1685 zum Bischof von Wiener-Neustadt. Auf seinen diplomatisch-kirchlichen Reisen kam der Bischof auch nach Hannover.

Wenn sich Leibniz über die Freigeister erzürnte und eine Verschwörung zur Unterdrückung dieser Richtung vorschlug, so schenkte er dafür auch der römischen Anmaßung nichts und erklärte: „Rom hat in Sachen, die durch Ocular-Inspection, durch Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchung auszumachen sind, gar nichts zu entscheiden. Die Frage der Antipoden z. B. oder die Bewegung der Erde gehört nicht vor jenen Stuhl." Er fand, daß die Ehe mehr den Staat als die Kirche angehe, und daß der Staat wohl in die Lage kommen könne, den Cölibat aufzuheben.

Am 19. September 1697, nach dem Frieden von Ryswik, schrieb Leibniz: „Ich kann gar nicht sagen, wie mich die Nachricht ergriffen hat, daß wir Straßburg für immer verlieren sollen. Aber das verdienen wir Deutsche, die in der schwersten Gefahr Zeit haben für Lumpenfragen über ich weiß nicht was, die niemals etwas zur rechten Zeit thun können."

Auf gute Schulen drang Leibniz beständig; er forderte auch Handwerksschulen, welche Arbeit und Unterricht vereinigen und dem Unwesen des Lehrlingthums ein Ende machen sollten. Er verlangte die Aufnahme der „Realitäten" in den akade-

miſchen Unterricht; dieſe dünkten ihm beſſer als „ſich mit Luftgebilden abzugeben.“

In dem ungeheuern Kreiſe ſeiner Beobachtungen und Projecte lag eine Maſſe der heterogenſten Dinge, die ſich ſämmtlich auf das Gemeinwohl bezogen. Die Beleuchtung großer Städte, ein gerechtes Steuerſyſtem, die Abſchaffung der Frohnden und der Leibeigenſchaft, Verſicherungen gegen Waſſer- und Feuerſchaden, Behörden „zur Aufhülfe der Nahrung“, Arbeitsbeſchaffung für die Armen. Der Monarchiſt war ſogar in einer Beziehung „Socialdemokrat“; denn er wollte Fürſorge getroffen wiſſen, daß die Arbeit des Armen nicht dem Capital des Reichen zum Opfer falle. Er war „internationaler“ Freimaurer mit ſeinem Plane einer wiſſenſchaftlichen Ordensverbrüderung über die ganze Welt, um die Angelegenheiten der Wiſſenſchaft, des Staats und der Menſchheit zu beſorgen. Von den Akademien, die er zu Dresden, Petersburg, Wien und Berlin gründen wollte, wäre die Wiener beinahe zu Stande gekommen, die Berliner kam wirklich zu Stande.

Neben den bereits erwähnten kritiſchen Quellen-Ausgaben deutſcher Diplomatik und Geſchichte hegte Leibniz einen großen Lieblingsgedanken: ein Reichscollegium für deutſche Geſchichte oder eine hiſtoriſche Univerſalakademie Deutſchlands zu gründen. Er erinnert an den gleichzeitigen Rieſenfleiß des Muratori, der die Quellen italieniſcher Geſchichte, ſo wie die italieniſchen Antiquitäten des Mittelalters ſammelte und die Annali d'Italia chriſtlicher Zeitrechnung abfaßte.

Von Deutſchland meinte er ſchließlich: „Wenn irgend ein Menſch ſeinem Vaterland verpflichtet iſt, ſo ſind wir es, die das werthe Deutſchland bewohnen. Gott hat den Deutſchen Stärke und Muth gegeben, und es regt ſich ein edles Blut in ihren Adern.“

Die Kulturbeſtrebungen Leibnizens beſchränken ſich, wie wir ſahen, nicht auf Deutſchland; er ſuchte überall anzuregen und zu fördern. Wenn er für Deutſchland die polniſche Schutzmauer gegen Rußland forderte, ſo glaubte er auf der

andern Seite an die Civiliſirung Rußlands. Er ſah die Reſultate vor ſich, die der große Kurfürſt von Brandenburg in ſeinem verwüſteten und unempfänglichen Lande erzielt hatte, und hielt einen ähnlichen Aufſchwung unter einem energiſchen Regenten auch in Rußland für möglich. Seine ſpeciellen Vorſchläge freilich haben etwas Utopiſches, er baut das Haus vom Dache an: eine Akademie der Wiſſenſchaften für das Rußland Peters I.! Sieht man jedoch weiter zu, ſo ſtößt man auf Humboldt'ſche Beſtrebungen, die mehr im Intereſſe der Wiſſenſchaft als Rußlands ſelbſt lagen: Beobachtungsſtationen für die Abweichung der Magnetnadel, Anſammlung von Sprachproben aus der polyglotten Unendlichkeit des ruſſiſchen Reiches. Leibniz wollte Material für ſeine Paſigraphie und vergleichende Sprachwiſſenſchaft haben. Waren ja doch die europäiſchen Völker alle einſt aus den öſtlichen Steppen eingewandert. Ebenfalls mehr für Europa als für Rußland war es wichtig, den Durchgang aus dem arktiſchen Meere in den ſtillen Ocean zu finden. *)

*) Die nordöſtliche Durchfahrt, im Jahre 1879 von dem ſchwediſchen Profeſſor Nordenſkjöld glorreich vollbracht, war ſeit dem 16. Jahrhundert angeſtrebt worden. Der jüngere Cabot regte ſie 1547 bei Edward VI. an; 1553 erreichte Willoughby die Weſtküſte von Nowaja Semlja und Richard Chancellor entdeckte das Weiße Meer, die Dwina-Mündung und die Stätte des ſpätern Archangel. Was zuerſt „Polarfahrt" geheißen hatte, hieß 1656 der „Seeweg nach China," den Stephen Burrough ſuchte; an der Waigatſch-Straße kehrte er um. 1580 drang Arthur Pett ins Kariſche Meer. Jetzt beauftragten die Holländer ihren großen Seemann Willem Barendß, Nowaja Semlja im Norden zu umſchiffen; Barendß gelangte am 10. Juli 1594 bis zum Cap Naſſau, kehrte aber vor der Oranje-Inſel zurück. 1596 ging eine zweite holländiſche Expedition unter Jakob Heemskerk (mit Barendß als Steuermann) unter Segel; Nowaja Semlja wurde nördlich umſchifft (74°40'), aber Eis und Kälte zwangen zur Umkehr. Barendß ließ dabei das Leben. Henry Hudſon wurde 1607 von England aus „über den Nordpol nach Japan" entſandt, entdeckte Oſtgrönland und wandte ſich dann nach Weſten. Erſt 1676 wagte John Wood wieder den gefährlichen Weg, diesmal „nach Indien", doch vergebens. Von ganz anderer Seite wurden glücklichere Reſultate erzielt. 1580 bot der Koſakenhetman Jermak dem Czaren Iwan IV. die Eroberung Sibiriens an, die auch in 60 Jahren

Angeſichts ſolcher Bemühungen um die Wiſſenſchaft und Kultur Europas, um die Aufklärung der Völker, wird man dem Staatsmann und Diplomaten Leibniz ſchon nachſehen müſſen, daß er die Fürſten aufſuchte, alle Prinzen und Prinzeſſinnen perſönlich kannte und ſich mit den Höfen auf einen guten Fuß ſtellte. Waren doch die hohen Perſönlichkeiten damals einzig maß- und ausſchlaggebend.

Voltaire, der ſich auf ſolche Dinge verſtand und ſich mindeſtens ſo viel wie Leibniz verzeihen zu laſſen hatte, rief dem großen Anreger und Aufklärer ins Grab nach:

Il fut dans l'univers connu par ses ouvrages,
Et dans son pays même, il se fit respecter;
Il instruisit les rois, il éclaira les sages,
Plus sage qu'eux, il sut douter.

etwa:

„Berühmt in aller Welt durch ſeines Geiſtes Werke,
Flößt' er dem Vaterland ſelbſt hohe Achtung ein;
Belehrte Könige, verlieh den Weiſen Stärke,
Und wußte, weiſer noch, ein Zweifler auch zu ſein."

Glauben und nichtglauben; den Glauben in neue, ſelbſtgeſchaffene Formen gießen, um ihn wieder annehmbar zu machen; mit dem Inhalt der Ueberlieferung ein phantaſtiſches Spiel treiben, um hinter der Couliſſe eigentlich nur an die Ergebniſſe der eigenen Vernunft zu glauben: das iſt an und für ſich ſchon Skepſis.

Es giebt aber auch praktiſche Skeptiker, die vom Wirbel-

---

vollendet wurde. Von 1610—1644 entdeckten freibeuternde Koſaken die Mündungen der Lena, des Olenek, der Jana, des Indigirka und des Kolyma. Die Ruſſen kamen bis Kamtſchatka. Von nun an beſorgten die Walfiſchfänger die Entdeckungen im öſtlichen Eismeer. 1648 wurde von der Kolyma-Mündung aus Cap Tſchukotskoi erreicht, man gelangte auf eisfreiem Meere nach Kamtſchatka: Aſien hing nicht mit Amerika zuſammen! Als Peter I. den Dänen Bering 1725 nach Kamtſchatka entſandte — der Czar ſtarb drei Tage nach der Abreiſe — damit er von dort aus die nördlichen und öſtlichen Gewäſſer unterſuche, war Leibniz ſeit neun Jahren nicht mehr unter den Lebenden (S. „Allg. Zeit." 1879, Beilage 229).

wind ihrer Zeit erfaßt, zwiſchen Glauben, Unglauben und Aberglauben umhergeworfen werden, ſich ſelbſt ein Räthſel. Aehnliches ſahen wir ſchon in der franzöſiſchen Geſellſchaft beim Beginne des Jahrhunderts. Das hervorragendſte Beiſpiel von der Skepſis der Zeit bietet die ſchöne, geiſtreiche, äſthetiſch und claſſiſch gebildete und doch ſtets unbefriedigte Chriſtine von Schweden. Die Tochter des großen proteſtantiſchen Guſtav Adolf wurde durch philoſophiſche Studien irre an ihrem angeſtammten Glauben, verzweifelte dann an der Philoſophie und ſtürzte ſich haltlos in den Schooß der katholiſchen Kirche. Weit entfernt, hier Ruhe zu finden, ſchmähte ſie bald den Katholicismus bis zu ſeiner Spitze hinauf. Beim Sturze Jakobs II., ein Jahr vor ihrem eigenen Tode, ſchrieb ſie: „Die Heuchelei und die Rathſchläge der Jeſuiten und des geſammten römiſchen Gewürms werden alle diejenigen zu Grunde richten, welche ſo ſchwach ſind ſie um ſich zu dulden und ſich von dieſen intriganten Canaillen beherrſchen zu laſſen.“ Unſtet wie im Glauben war ſie auch im Leben. Im jungfräulichen Stolze wies ſie die Bewerbungen ihres Vetters Karl Guſtav, des Prinzen von Wales u. A. zurück; im Jahre 1654, vor ihrer Abdankung, hatte ſie den phantaſtiſchen Einfall, den Protector Cromwell zu heirathen, um etwas Außerordentliches zu thun und „Alexanders“ auf die Welt zu ſetzen. Sie ergab ſich wechſelnden Neigungen, grollte in königlicher Eiferſucht und ließ ihren Stallmeiſter Monaldeschi zu Fontainebleau, auf fremdem Boden, als „freie Königin des Auslands“ hinrichten. Und doch war ſie in kühler Verachtung der Herrlichkeit vom Throne geſtiegen, den ſie ſich mehrmals vergebens bemühte wieder zu erlangen.

Die Skepſis, als Reſultat des ganzen Proceſſes, kam aber auch methodiſch und, ſofern ſie ein Syſtem verträgt, ſyſtematiſch auftreten. So mit prüfender Gelehrſamkeit und ätzendem Scharfſinn in dem Franzoſen Pierre Bayle (1647 bis 1706), dem Zeitgenoſſen von Leibniz. Sein großes *Dictionnaire historique et critique* (ſeit 1695) iſt eine Schlacht-

bank für alle Religionsbegründung durch ſchönfärbende Metaphyſik. Da wird nichts geſchont, was einem Beweiſe der göttlichen Dinge nur von ferne ähnlich ſieht. Aller Pantheismus, insbeſondere der Spinoziſche, wird unbarmherzig zerzauſt; von der Idee einer Weltregierung und Vorſehung bleibt nichts übrig. Bayle zieht unerbittlich den Schluß, daß es mit der menſchlichen Vernunft in Sachen des Glaubens wie der Philoſophie nichts ſei und ſtellt die Alternative: entweder an Allem zweifeln oder blind glauben. Er ſelbſt, aus reformirter Predigerfamilie ſtammend, ſteht insgeheim auf Seiten des Glaubens uud verſchanzt ſein perſönliches Ich hinter dem Calvinismus. Aber der philoſophiſchen Speculation ſeiner Zeit hat er die tiefſte Grube gegraben. Wenn ſeine Alternative lautet: Alles bezweifeln oder blind glauben, aus Skepſis glauben; ſo muß ſich die Forſchung und die Philoſophie die Alternative ſtellen: entweder zur Kirche zurück, oder weiter vorwärts im Suchen nach der Wahrheit!

Auf der Bayle'ſchen Bahn, nur ohne den Bayle'ſchen Hintergedanken, waren ſchon Andere einhergeſchritten: ſo François de la Mothe le Vayer (1586—1672), den wir bereits kennen lernten; ſo der Polyhiſtor Pierre Daniel Huet (1633—1721), ein Vorläufer der Senſualiſten des folgenden Jahrhunderts. Keiner aber bog der dogmatiſchen Speculation ſo entſchieden Paroli, wie Pierre Bayle, dem Leibniz nicht beikommen konnte; keiner forderte die Philoſophie ſo zwingend auf, wieder von vorn anzufangen und einmal das Inſtrument des Cogito, die menſchlichen Verſtandeskräfte ſelbſt einer Prüfung zu unterziehen. Denn, wohlgemerkt, dieſer Skepticismus war nicht mehr der alte, welcher vornehm und herablaſſend die Dinge von ſich ſchob, um ſich einem gedankenloſen Genußleben hinzugeben; ſondern er enthielt die kategoriſche Forderung eines neuern und beſſern Forſchens mit Beſeitigung jeder dogmatiſchen Vorausſetzung. Er war ein feierlicher Aufruf an den mit Bayle zugleich in Holland lebenden John Locke, welcher denn auch in der „Bibliothek“ des Calviniſten

Le Clerc die erste Antwort ertheilte: „Versuch über das menschliche Verstandesvermögen.“

Die drei Hauptwerke Locke's sind der Essay concerning human understanding, die Letters on toleration und die Treatises on Government. Im Punkte der Toleranz hatte ihn Bayle weit überboten; die Tractate über die Regierung waren die Vertheidigung der „glorreichen Revolution“ und die Begründung des modernen Constitutionalismus. Locke's philosophische Bedeutung liegt in seinem Essay, der bestimmend auf das folgende Jahrhundert gewirkt hat, zu dem er füglich den Eingang bildet, wie Giordano Bruno zum siebzehnten.

Es ist dem Gebildeten längst nicht gestattet, sich auf Tradition und Buchstaben zu berufen; aber auch nicht mehr gestattet, die Irrthümer der Menschheit, ihre Phantasmen und Hallucinationen zu ignoriren. Er hat vielmehr die Pflicht, die vergangenen Gedanken noch einmal zu denken, ihren verborgenen Sinn zu entdecken und sich, trotz alledem und alledem, in Gemeinschaft zu versetzen mit Allem, was je Menschenbrust gequält oder befriedigt, was je Menschenhirn durchzuckt hat.

Was der Erfüllung dieser Pflicht Berge in den Weg wälzt, ist nicht das Vorhandensein positiver Religionen und der oft zweideutige Schutz, der diesen gewährt wird; es sind auch nicht die Vorurtheile aller Art, welche den Horizont noch verdunkeln und leider allzuleicht den Vorwand der Aussichtslosigkeit des Kampfes herleihen. Das große Hinderniß ist der Indifferentismus, das achselzuckende Vorübergehen an menschlichem Geschick, es betreffe denn die eigene kleine Person.

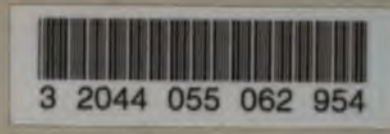
Es wird viel Geschichte gelesen, und das wäre ein vortrefflicher Anfang; leider enthält solche Geschichte nicht selten zu viel Geschichten, Geschehnisse, interessante und packende Vorgänge, denen aber das geistige Band fehlt, oder die mit

aller Gewalt an einen allerneuesten Zaunpfahl gebunden sind. So wird die pragmatische Historik zweckhaft, eine Propaganda. Die wirkliche Geschichtschreibung hat keinen andern Zweck als den, die galvanische Kette durch die Menschheit zu ziehen und jeden Mitarbeiter und Mitdenker durch das Verständniß des Dageweſenen zur Verständigung mit sich selbst und mit der Gegenwart zu führen, sein Ich zu Millionen Ich zu erweitern und den Muth des eigenen Ich dadurch zu befeuern.

Auch das Liebeln mit der Naturwissenschaft oder eigentlich mit etlichen pikanten Resultaten derselben, führt, ohne daß es die Eifrigsten unter den Adepten merken, zum Indifferentismus. Sie werden regelmäßig so klug, so zweifelsvoll, so reservirt, daß ihnen das bischen Menschheit zu einem mikroskopischen Object neben zahlreichen andern Objecten zusammenschrumpft. In so vielen Millionen Jahren ist es ja mit dem ganzen Spuk vorbei! Die Neugier ertödtet zusehends die Wißbegier; das wenige Gewußte schwimmt auf einem See von Gleichgültigkeit; anstatt ethisch mitzuarbeiten am Besserwerden, ist man „begierig zu sehen, wie das Ding werden wird".

Man lasse sich doch durch das geschilderte Jahrhundert beschämen! Auf breitester Grundlage mathematisch physikalischer Wissenschaft wagte es sich an die letzten Fragen, philosophirte oder poetisirte sich Antworten heraus, die wie Gedichte klingen, auch verklingen, die aber den Muth des Gedankens und das Vertrauen auf die Macht der Vernunft dauernd aussprechen. Wenn die Gedichte von der Substanz und von der Monade, vom seienden Denken und der vollendeten Güte der Welt ausgetönt hatten, so blieb das feste Gerüst unumstößlicher Wissenschaft; fest stand Galilei, fest Huygens, fest Newton. Am Ende seiner Laufbahn angekommen, übergab das Jahrhundert seine köstliche Last dem Nachfolger, daß er die Schätze mehre und das Edelmetall zu Münzen schlage, daß er die Philosophie werkthätiger Menschenfreunde zur Wahrheit mache, wie sie dem großen Weisen von Amsterdam vorgeschwebt.

Keine Spur von Peſſimismus, trotz der unabſehbaren Miſère rings umher; eher ein Uebermaß des Optimismus; aber in dieſem die Bürgſchaft, daß es gelingen werde, einige wohlthuende Strahlen jenſeitiger Paradieſeshelle auf dieſe Erde herabzulenken und Golgatha in eine wohnliche Stätte umzuwandeln.


3 2044 055 062 954

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JUN 26 62 H

WIDENER

WIDENER

SEP 07 2004

FEB 10 2004

CANCELLED

BOOK DUE

BOOK DUE - WID

CANCELLED

SEP 1980

OCT 1980